

Deutsche Revue



UNIV. OF
CALIFORNIA

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechzehnter Jahrgang. — Dritter Band.

(Juli bis September 1891.)



Dreslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

74

Inhalt

des

Driften Quartal-Bandes des Jahrgangs XVI.

(Juli bis September 1891.)

	Seite
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Hoon. XXVI. XXVII. XXVIII.	1. 129. 259
<u>Ernst Elfish: Der letzte Rüdigard. Erzählung</u>	<u>23</u>
<u>H. Kronfeld: Aus der Wiener medizinischen Schule. II. III. IV. (Schluß).</u>	<u>51. 187. 321</u>
<u>Hans Müller: Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf. I. II.</u>	<u>62. 202</u>
<u>Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat. X. XI. (Schluß)</u>	<u>78. 217</u>
<u>Zanetta Herzogin von Rutland: Victoria Regina et imperatrix. II.</u>	<u>91</u>
<u>Kari-udo: Eine Woche in Honolulu</u>	<u>99</u>
<u>Karl Theodor Gaederß: Ungedruckte Briefe von und an Ludwig von Anebel. IV. V. (Schluß)</u>	<u>111. 238</u>
<u>H. von Freyendorf: Der Luther. Erzählung.</u>	<u>152</u>
<u>Vize-Admiral Datsch: Berlin und der Nord-Ostsee-Kanal</u>	<u>173</u>
<u>Aus den Papieren eines Realpolitikers. I. II.</u>	<u>231. 351</u>
<u>Moltke und das Bombardement von Paris</u>	<u>257</u>
<u>Die preussischen Polen</u>	<u>309</u>
<u>Marquis von Lorne: Möglichkeiten.</u>	<u>318</u>
<u>Julius Raftan: Bleibt es eine Pflicht des Glaubens? I.</u>	<u>338</u>
<u>H. Passow: Am Wege gefunden. Ein Sittenbild aus dem indischen Frauen- leben der Gegenwart</u>	<u>268</u>

Zeitbeschwerden.	
Mitteln im Sprachgebrauch	249

Kleine Revuen:

Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue	121
Naturwissenschaftliche Revue.	372
Litterarische Berichte	126. 253. 378
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	380

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roos.

XXVI.

Feldpostbriefe aus dem Kriege 1870/71.

(Fortsetzung.)

S. Du. Reims, 8/9. 70.



eliebte A! Du wirst, wie ich fürchte, zu Deinem heutigen Geburtstage die Trauerbotschaften vom 2ten u. 3ten empfangen und zu lesen haben. Ein schmerzlicher Geburtstag! Gott stärke und stille Dein Mutterherz, auf daß Du den Schlag mit kindlich-ergebenem Sinne hinzunehmen vermagst. Ich bin körperlich entzwei davon — war zwei Tage sogar bettlägerig, da eine Art Ruhranfall dazu gekommen war. Wegner, der zufällig hier und mich mit St. gemeinsam behandelte, erzählt mir, der Kronprinz habe eben solchen Anfall gehabt. — Ich bin heute zwar noch etwas schwachbeinig aufgestanden, aber die Krankheit scheint ganz überwunden. . . Was ich alter Mensch in den Tagen vom 30. August bis 3. September körperlich ausgestanden, war nicht gering und dazu nun der Seelenschmerz — ich darf wohl zufrieden sein, daß kein üblerer Ausgang darauf erfolgt ist. —

Von Waldemar, den ich eigentlich heute hier erwarte, noch keine Spur. Ich hatte verlangt, daß er sich einen Gypsverband anlegen ließ und es zugleich veranlaßt, daß er — einstweilen zu mir in's Hauptquartier kommandirt oder beurlaubt — alsdann zu mir käme. —

Übrigens kannst Du meinewegen ganz ruhig sein; mir geht nichts ab. Ich wohne hier ganz hübsch bei einem Tuchfabrikanten (Mr. Destuques), und wenn auch die lebhafteste Frau Wirthin erklärt, wenn sie ein Mann wäre, so würde sie Leib und Leben an die Vernichtung aller Feinde ihres Landes setzen, so ist sie doch ebenso sehr eine Frau, daß sie Alles daran setzt, mir gefällig zu sein und zu thun was mir Freude machen kann. Die schönsten Früchte (die ich leider bloß ansehen darf) und immer frische Blumen schmücken meinen Kamin-Sims; sie schickt mir die Möbel, die mir am bequemsten sein möchten, u. s. w. Nur mit meinem Jäger D. kann sie sich nicht befreunden, weil der thörichte Mensch immer gereizt ist, daß man seine deutlichsten Redeübungen ganz und gar nicht

versteht; doch ist er jetzt schon so weit, daß er zuweilen nach einer Vocabel fragt, die er dann auf westfälisch nachzusprechen sucht. — Jetzt eben war meine Wirtin sogar hier, um sich persönlich nach meinem Befinden zu erkundigen, weil ich „un bon père affligé“ sei. — — — Du wirst daraus entnehmen, daß ich nicht sehr krank bin. — — Im Uebrigen laß uns der heutigen Losung gedenken: „Ich danke Dir, Herr mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich!“ Ja zu danken, von Herzen zu danken, statt zu klagen: dazu bin ich, namentlich am heutigen Tage, ganz besonders berufen. Unser Sohn ist uns vorausgegangen, was ist das weiter! Und sein Abgang aus dieser Zeitlichkeit war ehrenreich, seine Sterbestunde sanft und selig. — — — Gott sei mit Dir, an diesem schmerzreichen Festtage ganz besonders, damit Du Seine Nähe deutlich fühlen mögest. Er sei auch mit Deinem

alten Manne.

Später. Ich öffne den Brief nochmals, um hinzuzufügen, daß Waldemar eben bei mir ankommt, um sich hier, soweit als möglich, auszuheilen. Er will selbst schreiben. — —

(Aus einem Briefe des Major v. R.)

Reims 11. 9. 70.

— — Die schöne ehrwürdige Krönungsstadt widerhallt von dem vielstimmigen Geläute der Glocken. Es ist Sonntag. Ich sitze, bei endlich einmal köstlichem Wetter, am offenen Fenster, das auf einen schönen, stillen Garten hinausgeht und sauge die linde, balsamische Luft ein. — Jetzt schweigen die Glocken, dafür erfüllen Trompeten-Fanfaren die Lüfte: eine Cavallerie-Brigade passirt soeben Reims — der König, unser lieber Heldenkönig, läßt sie Revue passiren. — Um 12 Uhr werden die Unseren sich in der hiesigen protestantischen Kirche zum Gottesdienste versammeln. — In diesen Tagen war viel Besuch bei Vater, sogar viel zu viel, und in Folge dessen zuviel auf- und anregendes Gespräch — so daß er gestern wieder recht matt war. Heute geht es aber besser. — —

Vorgestern gegen Abend war übrigens auch Graf Bismarck bei Vater, wie um Mittag Moltke. Ich konnte mit meinem lahmen Fuße nicht schnell in ein anderes Zimmer humpeln, habe also alle dort geführten Gespräche mit anhören können. Mit der Capitulation von Metz wird es danach leider noch gute Weile haben, Moltke sagte, der Feind sei besser verproviantirt als wir geglaubt hätten. Dagegen sind die Resultate von Sedan ungeheure, 110 000 Gefangene u. s. w. . . (Die Adler und Fahnen haben die Besiegten jedenfalls vergraben oder in's Wasser geworfen.) Die größte Verlegenheit ist nun, daß man gar nicht weiß, wie man alle Gefangene in Deutschland unterbringen und bewahren soll, besonders da der Winter naht. Wahrscheinlich werden eine Menge großer Barackenläger gebaut werden. Aber besonders schwierig ist es, diese Bande ordentlich zu bewachen; und was soll erst werden, wenn nun noch 100 000 Gefangene von Metz dazu kommen? diese Angelegenheit ist jetzt für Vater eine wahre Sorge. — Uebrigens ergibt sich aus allen Resultaten, daß wir schon in der Schlacht von Beaumont am 30. August 150 000 Mann vor uns gehabt haben.

Bismarck war ebenso aufgeräumt wie Moltke. Ich erzählte ihm, daß ich Bill beim Requiriren eines Schweines belauscht hätte, eine köstliche Szene zum Malen, was ihn sehr amüsirte. — Dann war davon die Rede, daß der König jetzt die Königsgemächer der alten französischen Könige bewohnt, und da meinte B., der König könne sich ja hier zum Kaiser von Deutschland und König von Frankreich krönen lassen: „das würde keine besonderen Schwierigkeiten haben — wer wollte es uns verwehren?“ setzte er hinzu. Es war natürlich ein Scherz — aber in der That, ist es nicht um das Herz jedes Deutschen schwellen zu machen, daß wirklich Niemand uns dies jetzt verwehren könnte?

In Paris ist also Revolution und Republik, die äußerste Linke hat sich selbst zu Ministern gemacht. Sie haben über England angefragt, ob B. mit ihnen über Frieden unterhandeln wolle „auf Grund der Integrität des französischen Gebietes“(!). Bismarck hat ihnen antworten lassen, man könne nur mit einer Regierung verhandeln, die anerkannt sei — was bekanntlich mit der jetzigen sogenannten Pariser Regierung nicht der Fall sei. — Nun wird die Uneinigkeit und der Spektakel in Frankreich, in Paris erst recht losgeh'n, und eben weil noch lange keine Regierung dort sein wird, die einigermaßen Autorität besitzt — ist es uns doch sehr zweifelhaft, ob wir den Weihnachtsbaum werden in der Heimath brennen sehen.

Alle vernünftigen und einigermaßen besitzenden Franzosen lachen über die sogenannten Republikaner und sind im Ganzen froh, daß wir im Lande sind und Ordnung halten. Auch ist man überzeugt — Moltke und Vater waren darüber einig — und auch Mac Mahon soll es versichert haben — daß an eine Vertheidigung von Paris ernstlich gar nicht gedacht werden könnte. General Trochu, der mit dem jetzigen Regierungs-Gefindel wohl nichts zu thun haben mag, soll schon fort sein von Paris. . . .

Eben geht eine traurige Nachricht hier ein: die Stadt Laon, welche eine Citadelle hat, hatte gestern capitulirt und sich dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg (Commandeur der 6. Cavallerie-Division) ergeben. In dem Augenblicke, als eine Compagnie des 4. Jägerbataillons, welche das Material übernehmen sollte, in die Citadelle einrückte, flog der größte Theil derselben in die Luft. Schwere Verluste. Leider ist auch unser lieber, lieber Freund Schönfels angeblich schwer verwundet. Er ist Generalstabsoffizier des Herzogs Wilhelm. . . . —

Estrasburg wird wahrscheinlich sehr bald fallen. Die Kapitulation ward neulich schon angeboten vom Kommandanten, gegen freien Abzug der Garnison. Das ist aber nicht angenommen worden. — Daß wir Estrasburg bald bekommen, ist sehr wichtig. —

Gestern war hier schon einigermaßen gutes Wetter, und da Vater die frische Luft ebenso nöthig hatte wie ich, so sind wir eine Stunde spazieren gefahren, rings um die Stadt. Ueberall waren auch hier von den Franzosen Vorbereitungen zur Vertheidigung getroffen worden. — Nach der Spazierfahrt zogen wir um, wohnen jetzt rue d'Anjou Nr. 2, ganz nahe der großen Kathedrale und fast neben dem

erzbischöflichen Palaste, den der König bewohnt. Das alte Quartier war zu eng und zu unruhig. Vater konnte dort nicht schlafen. — —

H. Du. Reims, 12/9. 70.

(Noon an die Gemahlin.) Den heutigen Courier habe ich leider versäumt, weil der königliche Vortrag sehr spät anhub und lange dauerte, und weil ich im schönen Wetter spazieren gehen und mit W. fahren mußte aus Gesundheitsrücksichten. Dein Bruder traf vorgestern hier ein und hat uns gestern (Sonntag) in Gegenwart des Königs eine schöne Predigt in der hiesigen kleinen protestantischen Kirche gehalten. — Wir gehen nun übermorgen weiter nach Chateau-Thierry, dann nach Meaux, nur noch 5 Meilen von Paris. Der 5te Akt der Tragödie beginnt. Gottlob, daß ich wieder wohler bin — wiewohl nervös noch sehr herabgestimmt. Der arme W. bekommt morgen einen neuen Gyps-Verband. Das ist nun unser drittes gelähmtes Kind. . . — — Soeben erklärte der Doktor, bei Besichtigung des vom Gips gereinigten Knöchels, es würde noch viele Wochen dauern, bis W. den Fuß wieder gebrauchen könne; er würde daher die Rücksendung nach Berlin beantragen, wenn nur die Eisenbahn ohne Unterbrechung zu benutzen wäre. W. aber will natürlich gern nach Paris — und ich behalte ihn unter allen Umständen bei mir, bis er wieder ohne Schaden zu Pferde sein kann. — — —

Zur gründlicheren Belehrung der Pariser wäre es sehr zu wünschen, wenn ihr Babel gründlich bombardirt und an allen Ecken angezündet würde, allein — ich glaube nicht daran, daß sie sich vertheidigen werden. Zunächst wird man P. von allen Seiten cerniren und eine Weile hungern lassen. Bis wir Belagerungs-Geschütz heran haben, wird es aber noch sehr lange dauern. Dazu ist es nöthig, daß wir erst die Eisenbahn haben — und dazu muß wenigstens erst die Festung Toul in unserm Besitze sein, zu deren Eroberung soeben ernstliche Anstalten getroffen worden sind. — —

Meaux, 17/9. 70.

— — Fasse Dich in Geduld, m. Geliebte, auch in Bezug auf alle Beängstigungen über einen ungunstigen Friedensschluß. Unser Herrgott, der uns bisher so gnädig vor allen militairischen Schlappen bewahrt, wird uns hoffentlich auch ferner davor behüten und uns Augen und Herzen wacker erhalten, daß wir nicht aus eigener Schlassheit uns mit halben Erfolgen zufrieden geben. Wehren sich die Franzosen wirklich noch ferner, so kann der Krieg freilich noch viel Zeit und Blut kosten, aber nur unglückliche Ereignisse könnten uns den Lorbeer und die richtige Friedenspalme wieder entreißen. —

Auch andern nicht begründeten Auffassungen in Deinen letzten Briefen muß ich entgegenreten: Wenn die Gefangenen statt Schwarzbrod weißes erhalten sollten, was übrigens noch nicht feststeht, so wäre es gewiß nichts Besonderes, wenn die Portionen dem entsprechend kleiner ausfallen. Wenn Baracken für sie gebaut werden sollen, wie ich angeordnet, so liegt dem der Gedanke zum Grunde, daß der Friede nicht so nahe sein dürfte, als Ihr annehmen möchten; es wäre

doch gewiß eine ganz unfittliche und unchristliche Barbarei, wenn die Leute einen nordischen Winter hindurch à la belle étoile zubringen sollten. —

Wir sind am 14ten von Reims nach Chateau-Thierry gefahren (8 Meilen) und vorgestern von Ch.-Th. hierher (6 Meilen.) —

Bei Manteuil haben die Franzosen einen Eisenbahn-Tunnel gesprengt und bei Triport eine Brücke, das Heranschaffen von Belagerungsgeschütz wird also auch, nachdem Toul gefallen, immer noch schwierig genug sein. — Gestern ist übrigens hier schon ein Friedensvermittler von hier ausgewiesen worden, ein englischer Gesandtschafts-Secretär, der Waffenstillstand unterhandeln sollte. Bismarck war außer sich, daß die Vorposten ihn überhaupt durchgelassen haben. — Viel Aufsehen wird auch in der Heimath die Abberufung des Generals Steinmetz machen. Die Langmuth des Königs war zu Ende, nachdem S. sich gegen alle Warnungen taub gezeigt und nun auch dem Prinzen Fr. Karl, seinem Oberbefehlshaber, direkt opponirt hatte. —

Eure Empörung über die zu gute Behandlung Louis Napoleon's amüfirt uns sehr. Sollte er lieber zu Fuß nach Graudenz marschiren? oder wirklich „gehängt“ werden? Dann wäre er noch zum Märtyrer geworden. Und unser König ist doch sein Gast gewesen, hat ihn als Seines Gleichen anerkannt — so mußte er ihn doch, wenn er ihm nicht das Leben nehmen wollte — und das nimmt man doch einem Gefangenen nicht — auch als Fürsten behandeln. Nein, laßt ihn in diesem Elende, verachtet von Mit- und Nachwelt, und immerhin im Wohlleben sterben. Sein Gewissen wird ihm ohnehin schwere Stunden machen! Er ist Niemandem mehr gefährlich und jetzt der Lächerlichkeit verfallen. Nur vor unschicklicher Neugier sollte man sich hüten, auch die lieben Kasseler. Dieser schuldbeladene Mann muß dort still, vergessen, verachtet sein Dasein fristen und mag nach dem Friedensschlusse in einen andern Winkel kriechen. —

(Vom Major von Roon.)

Meaux den 18. September 70.

Die Einschließung von Paris, wenigstens durch unsere Cavallerie, hat schon begonnen. — — Von Metz, Straßburg, Toul noch immer nichts Entscheidendes. Die Hauptschwierigkeit ist und bleibt jetzt: mit Wem Frieden schließen? und dann — Wem die neuen Provinzen geben? Wer soll sie verwalten — und wie? Kurz, die politischen Fragen treten nach und nach in den Vordergrund vor die militärischen. Das steht wohl jetzt schon fest, daß wir noch Jahre lang viele Truppen in Frankreich werden lassen müssen. Alle Einmischungen der Auswärtigen, namentlich der superklugen Engländer, wird man sich jedenfalls auch ferner sehr energisch verbitten. —

Mit Vaters Befinden geht es Gottlob jetzt sehr gut, seine Stimmung ist jetzt wieder eine recht frische. Es tröstet ihn sehr, daß Mutter so tapfer und vernünftig über Bernhard's Verlust geschrieben hat. Der Kronprinz, welcher, wie Alle, sehr innige Theilnahme gezeigt hat und gestern wieder im Hauptquartier war, hat Vater gefragt, wie Mutter es aufgenommen habe? Und als Vater antwortete, sie habe geschrieben: „nun brauche man sich doch nicht mehr vor anderen

zu schämen, die so viel schwerere Verluste erlitten" — hat der Herr mit Thränen in den Augen gesagt: „Danken Sie Gott, daß Sie eine so heldenmüthige Frau haben!“ — — — — —

(Roos an die Gemahlin)

S. Du. Ferrières, 21/9. 70.

Beliebte A.! Da sind wir seit vorgestern Abend in diesem berühmten Rothschilb'schen Feenschloß, etwa 2 Meilen von Paris, während unsere Armeecorps es von allen Seiten mit eisernen Armen umschließen.

Vorgestern sprengte uns eine unrichtige Meldung plötzlich von Meaur bis in die Nähe von St. Denis, wo man die feindliche Armee in verschanzter Stellung zu finden hoffte. Aber gerade auf der entgegengesetzten Seite, bei Sceaux, versuchten sie zur selben Zeit einen Vorstoß gegen das 2. Bayrische und 5. Preuß. Armeecorps, welcher mit ihrer völligen Flucht, der Wegnahme von 7 oder 8 Geschützen und 1000 Gefangenen endigte und die völlige Einschließung auch auf dieser südwestlichen Seite nicht hinderte. —

Gestern wurde hier am Vormittage fleißig unterhandelt. Hr. Jules Favre, auswärtiger Minister der neugeborenen Republik, war hier eingetroffen und ist gestern Nachmittag mit solchen Bedingungen heimgeschickt worden, daß er wohl wahrscheinlich nicht wiederkommen dürfte. — Inzwischen sollen, wie gefangene Offiziere ausgesagt, die Zustände in Paris fürchterliche sein. Die innere Zwietracht geht sogar so weit, daß auch die Truppen schon gegenseitig aufeinander schießen. Um das Eigenthum zu schützen haben die Maires von Evreux und Versailles um Preussische Truppen gebeten; nach letzterem Orte hat der Kronprinz von Preußen sein Hauptquartier verlegt; diese Sachen gehen also ihren richtigen Gang. Das schließt kleine Unfälle nicht aus. Die Pariser Schreckensherrschaft hat die Bevölkerung fanatisirt. Wir finden die Ortschaften fast leer, die Scheunen, die Getreidebeschober auf den Feldern in Flammen, und die Verwegensten unter den Geflohenen schießen meuchlings aus dem Hinterhalte der Häuser, Wälder und Weinberge auf Einzelne, ja auf ganze Truppentheile. Auf diese Weise verlor das 2. Husaren-Regiment, das unvorsichtig zwischen Weinbergen und Gehölzen marschirte, eine Anzahl von Pferden und Leuten, auch den Lieutenant v. Horn (Sohn des Oberpräsidenten). Was half es, daß man die Hallunken mit Kartätschen und Granaten aus dem Versteck trieb und danach auf dem Freien niederhieb; die Todten machte es nicht wieder lebendig. Bei alle dem ist, bei einiger Vorsicht, diese Gefahr nicht sehr groß. Noch weniger kann ich die, durch die von dem Fanatismus eines Einzelnen herbeigeführte Katastrophe von Laon scheinbar bestätigte, Furcht vor unerhörten Dingen, die uns in Paris begegnen könnten, theilen. Natürlich wird man sich sichern müssen durch Patrouillen und Reconnoissirungen von Sachverständigen, durch Geiseln, als welche man vorzugsweise die Zeitungs-Redacteurs und Pariser Deputirten (Rochefort & Comp.) und andere populäre Volksverdreher auszuwählen hätte, sowie durch eine stramme Polizei, zu welcher ich freilich die Organe noch nicht entdeckt habe. — Ich denke, W. wird wohl ausführlich über unsern hiesigen Aufenthalt berichten. Ich beschränke mich heute wenigstens allein darauf, anzuerkennen, daß dieser Landstich des Juden-

königs mit viel größerem Luxus und Aufwand ausgestattet ist, als irgend ein fürstlicher Landsitz, den ich kenne, wiewohl die Natur, mit Ausnahme fruchtbaren Bodens, nichts dafür gethan hat. — Der König ist sehr wohl und heiter. —

(Aus dem Briefe des Major v. Roon): — — Als wir am 19. Abends hier ankamen, wartete schon seit vier Stunden — Herr Jules Favre, was ist oder sich nennt „französischer Minister des Auswärtigen.“ Er hatte zuerst in Clage, zwischen hier und Meaux, eine Unterredung mit Bismarck gehabt, die resultatlos geblieben war. Er hatte überhaupt erst sehr schön bitten müssen, damit er nur die Erlaubnis bekam, zu B. zu kommen. Am Abend, als dieser hier eingetroffen war, wurde die Konferenz noch bis gegen Mitternacht fortgesetzt. Favre äußerte sich nachher sehr bezaubert von der persönlichen Lebenswürdigkeit Bismarck's. Gestern früh hatte er eigentlich abreisen wollen, war aber dann doch noch geblieben. Gestern um 11 Uhr war dann noch eine neue Konferenz zwischen B. und ihm. Frieden konnte und wollte Favre nicht schließen, er bat nur um Waffenstillstand, und da hat man ihm denn gestern die Bedingungen gesagt, unter welchen der König dazu bereit ist. Ich kenne die einzelnen Punkte nicht genau, aber mindestens hat man die Uebergabe der Forts von Paris und außerdem die Auslieferung aller noch zwischen Paris und dem Rhein von den Franzosen besetzten Festungen verlangt. — Bismarck hat nachher gesagt, der Mann wäre vollständig gebrochen gewesen, die Haare wären ihm förmlich weiß geworden in dieser einen Viertelstunde, als ihm jene schweren Bedingungen mitgeteilt wurden. Wegen des Friedens hat er gesagt, wir möchten alles Geld, allen Besitz nehmen, den sie irgend hätten — nur Land könnten sie nicht abtreten, das wäre unmöglich. — — — Aber er hat wohl gleich gesehen, wie unbeugsam man sein wird, und daher seine völlige Nutlosigkeit, sein wiederholtes Stöhnen: „oh la pauvre France!“ — — Ein Generalstabsoffizier (ich glaube Winterfeld) hat ihn gestern Mittag wieder durch die Vorposten bis zu den Thoren von Paris gebracht. Er und seine Begleiter haben sich übrigens auf dieser Fahrt sehr besorgt gezeigt, nicht etwa in ein Gefecht verwickelt zu werden. — —

Frieden giebt es noch lange nicht, davon bin ich fest überzeugt — aber Waffenstillstand — das ist vielleicht möglich, da die Praxhänse endlich einzusehen anfangen, wie elend es mit ihnen steht. Auch Bazaine soll schon weicher werden, und Straßburg kann sich ja doch, trotz seines sehr wackeren Kommandanten, nicht mehr lange vertheidigen. — —

Ich bin vorher mit Vater in dem wunderschönen, großen Parke spazieren gefahren und habe dadurch wenigstens von außen das prachtvolle Schloß gesehen, das in seinem Innern alles übersteigen soll, was man an Pracht und Schönheit denken kann. „Der Mittelstand kann's nicht!“ soll der König immer sagen. Wir wohnen in einem Nebenhaufe des Schloßes — gut genug, und viel gemüthlicher. — — —

H. Du. Ferrières, 25. 9. 70.

(Roon an seine Gemahlin) — — Vorgestern Abend allgemeine Freude durch ein Telegramm des Großherzogs von Mecklenburg. Dasselbe meldete die Capi-

tulation von Toul, welches als Sperrpunkt der Eisenbahn in Feindes Hand bisher außerordentlich unbequem für uns gewesen war. Jetzt werden unsere Erfsatz- und Lebensmittel-Transporte, unsere Correspondenzen und Telegramme schneller und unbehinderter gehen und kommen, als bisher möglich war. Vornehmlich aber wird dadurch die Möglichkeit geboten, schweres Geschütz heranzuziehen und den Parisern in allen Tonarten aufzuspielen. So geht es allmählich Schritt vor Schritt weiter dem Ziele zu, wengleich uns dieses, in Betreff seiner Entfernung, noch immer in Dunkel gehüllt ist. —

Mit W. geht es immer noch nicht ganz gut; er fängt nun an, am Stocke zu gehen, soll aber den Fuß nur erst mit sehr großer Vorsicht ansetzen. — Wir hatten eben Kirche, schöne Predigt. — Nach derselben sprach der König sehr gnädig mit W.

Blandenburg an Roon.

Berlin, 24. 9. 70 (eingegangen 28/9.)

— Wenn ich bisher nicht zur Feder griff, so war es — das glaubst Du mir — wahrlich nicht Theilnahmlosigkeit. — — Jetzt kann ich Dir aus eigener Anschauung bezeugen, wie tapfer Anna den Tod Eures Bernhard trägt — über mein Erwarten, aber es ist so. Dir kann ich darüber überhaupt wohl nichts sagen. Gestorben wie ein Held, ergeben wie ein Christ und hinübergegangen auf das Schlachtfeld blickend, begleitet von den Gebeten der nächsten Fleisch- und Glaubensbrüder — mit Abschied von Dir! Was will man mehr?! Das unheimliche Gefühl bei'm Tode von Tausenden, daß man nicht weiß „wie und wo?“ — Dir ist es erspart geblieben. Du weißt, daß der Sohn, der Dir meines Wissens nie Sorge im Leben gemacht hat — nun ewig geborgen ist — wo Du ihn — wie bald? wiedersehst! — —

Rom und Paris! Babel und Ninive — welche Zeit! Nach meinem Geschmack würde ich zum Sturm von Babel keinen Deutschen opfern — wenn das Ziel mit Kanonen zu erreichen ist — und sollte auch kein Stein auf dem andern bleiben; die Welt mag viel verlieren — der Himmel nicht!

— — In Stettin habe ich denn die Rothhosen, die Ihr ausgeklopft habt, zu Tausenden und zwar ziemlich genau gesehen. Amüsiert hat mich die preußische Organisationskraft, die sich auch da zeigte. 5000 im Fort Wilhelm, in Compagnien und Corporalschaften getheilt, benehmen sich ganz preußisch-militärisch. Einem Theil las ein Unteroffizier — französisch! die preußischen Kriegsartikel vor; ein anderer Trupp wurde auf Gesundheit untersucht (schöne Gegend!) — einem anderen wurden die fehlenden Kleider nachgesehen. Ich traf 10 Elsässer aus einem Dorf! Klagen thun sie nur über das Brod! — Bei Eische kam ich ins Gefecht mit dem Kommandirenden, der sich berühmte die weidlichen, kriegsministeriellen Anordnungen verhindert zu haben, da es ein Skandal sei, daß die Kerls besseres Brod haben sollten als unsere Leute! Ich finde das grundfalsch, es liegt doch auf der Hand, daß man die Gefangenen nicht umbringen darf! Ich möchte wetten, daß die tollsten Krankheiten kommen, wenn diese Wagen das frische Brod verdauen sollen, was sie nicht verdauen können. — —

Ich bin diesmal hauptsächlich auf zwei Tage hierher nach Berlin gekommen, um mit unsern extremen (preußisch-partikularistischen) Freunden zu verkehren und einen Versuch zu machen die Grundlage zu legen zu einer neuen deutschen conservativen Parthei. Ich wäre beinahe nach München gefahren um Anknüpfungspunkte zu suchen — indeß sagten wir uns, daß es unthunlich sei hinter Bismarck's Rücken und ohne dessen Aufträge an Delbrück zu kennen in Bayern anzubinden. Ich kann aber mit gutem Gewissen berichten, daß die conservativen Ultra's (wenn auch mit allerhand Schmerzen) darüber einig sind:

1) daß der Kaiser, im Gegensatz zu Sybel's König, ein deutsch-conservativer Gedanke und für den Süden eine Nothwendigkeit ist! —

2) daß — wenn nach dem Friedensschluß nicht ein deutscher Bund entsteht, aus dem norddeutschen durch Amendements aufwachsend — das Blut zum Theil vergebens geflossen ist.

3) Das mindeste was entstehen müßte sei: ein Heer, eine Finanz-Basis dieses Heeres, gleiche Kriegslast für Person und Land!

4) also auch ein deutscher Kriegsminister und ein deutscher Finanzminister — ohne den Staaten die Möglichkeit zu nehmen, selbst Minister zu halten — nur als Gegenfuß zur jetzigen Verfassung.

5) Unbedingter Wunsch, daß, so stark auch die Kaiserliche Centralgewalt zu construiren, so müßte doch die Competenz des Reichstages keine unbeschränkte bleiben.

6) Jedenfalls sei anzustreben ein Staatenhaus als Gegengewicht gegen einen omnipotenten Reichstag.

Meine Meinung ist, daß dies Staatenhaus kein Herrenhaus in zweiter Auflage sein darf, und daß es zu erwägen ist, ob man dasselbe nicht entbehren kann, wenn es gelänge den Bundesrath (der jetzt ohne Bismarck nichts ist) in einen vollwichtigen Senat zu verwandeln. —

Als wir soweit in unsern geheimen Berathungen gekommen waren, hatte ich mit Wagener, Laster, Forckenbeck, Unruh eine Konferenz — auf Antrag der letzteren. Das Resultat derselben wird Wagener in einem Promemoria an Bismarck schicken, damit der genau erfährt, was die Conservativen, soweit er mit denen rechnen muß, und die Nationalliberalen denken. Diese letzteren kamen aus München und Stuttgart und berichteten blaue Wunderdinge! Alles sei bereit zum Eintritt, es käme nur auf B. an — selbst Leute wie Thüngen haben die Berliner Adresse unterschrieben! — Das Nähere werdet Ihr durch Wageners Bericht erfahren. —

Weiß Gott, wann Frieden wird. Nach meiner Meinung werdet Ihr Paris nehmen müssen und dann dort Wahlen ausschreiben. Die Versammlung — denke ich — wird sich dann wohl Louis wieder holen — da nach meiner Ansicht in Frankreich nur Kaiser oder Socialismus möglich ist. — — —

(Koon an die Gemahlin)

H. Du. Ferrières, 1. 10. 70.

— — Vor einigen Tagen machte ich mit meinen Begleitern einen größeren Ausflug nach Chateau Biple und Gros-Bois, um uns Paris näher zu betrachten — wengleich immer noch aus ziemlicher Entfernung, denn beide Landſitze liegen noch ein Stück dieſſeits unſerer Vorpoſtenlinie; auch in Suchy war ich vor einigen Tagen mit W. — Bei dem geſtrigen Ausfallgeſechte bei Villejuif und Chevilly (gegen das 6. Armee-Corps) ſind die Herren mit einem Verluſte von faſt 1000 M. zurückgeſchlagen worden — unter Aufopferung von faſt 150 Todten (darunter 10 Offizieren) und 2—300 Verwundeten. — Da nun Toul und Straßburg gefallen ſind, ſo werden wir, hoffe ich, in 8—14 Tagen ſchwere Artillerie genug hier haben, um die Waß-Inſtrumente in dem auszuführenden Konzerte nicht länger ſchmerzlich zu vermiſſen. Ob es die Herren Pariſer werden auf ein Bombardement ankommen laſſen, weiß ich nicht, möchte es aber faſt wünſchen, damit ihrer Satans-Reſidenz eine empfindliche Züchtigung zu Theil wird. —

Heinrich (v. Brauchitſch)¹⁾ iſt geſtern in die ihm übertragene Präſektur nach Verſailles abgereiſt. Es iſt davon die Rede, daß das Haupt-Quartier des Königs in einigen Tagen eben dahin verlegt werden wird, wiewohl wir hier noch immer zu eſſen haben und uns ganz wol befinden. — Du kannteſt Dir kaum eine richtige Vorſtellung von der lachenden Natur dieſer Gegend machen. Sie iſt in Wahrheit ein großer Park, in dem ſehr zahlreiche, ſtadtähnliche Dörfer, Weiler und Meiereien liegen, Schlöſſer und Villen in reichem Wechſel und in den anmutigſten Lagen; aber die zahlreiche Bevölkerung iſt entflohen oder vielmehr von den Pariſer Gewalthabern vor unſerer Ankuft mit Todesdrohungen vertrieben, ſo daß in manchen Orten nur verwilderte Katzen und verhungerte Hunde angetroffen wurden. Jetzt aber kehren die Ausgewanderten nach und nach zurück und zeigen uns höfliche, wiewohl niedergeschlagene Geſichter; und dazu haben ſie wohl Urſache, denn wengleich wir auf ihre Koſten leben müſſen, ſo geſchehen doch alle Requiſitionen mit Ordnung und gegen Quittungen, während die Pariſer Freifchützen ihnen alles ohne Umſtände raubten und plünderten und ihre Scheunen und Getreideſchober in Brand ſteckten, damit wir ſie nicht benutzen möchten.

Indem der Feind Brücken und Eiſenbahnen auf unſeren Operations-Linien zerſtörte und dadurch die Heranziehung von Lebensmitteln erſchwerte, ja unmöglich machte, hat er uns ſelbſt auf die Ausſaugung dieſes ſchönen Landes angewieſen. Der Krieg kennt keine Schonung, und Frankreich wird lange an den Folgen zu ſanken haben. —

Von Arnold u. E. keine, d. h. gute Nachrichten. Erſterem habe ich Dein geſtriges Telegramm, was mir große Freude gemacht, ſogleich zugeſandt²⁾; er wird es heute haben. Möchte nur unſer liebes Schwiegertöchterchen die Kataſtrophe wohl überſtehen! Von ihrem Vater (Langenbeck) weiß ich nichts, ſeitdem ich ihn vor Wochen flüchtig in Pont-à-Mouſſon geſehen. — —

¹⁾ Koon's Schwiegersohn.

²⁾ Daſſelbe meldete die Geburt eines Enkels (ſpäter „Bernhard“ getauft).

2/10; Vor Metz alles ruhig; auch vor Paris ist seit dem 30. nichts Erhebliches geschehen. General v. Werder hat Marschbefehl bekommen. Schmeling soll Schlettstadt und Neu-Breisach belagern und wegnehmen. Der Großherzog von Mecklenburg belagert Soissons. Pikanter als alles dies ist, daß Prinz Albrecht mit der 4. Kavallerie-Division am 28. schon bis auf 4 Meilen von Orleans vorgerückt ist — und daß die Franzosen alle Truppen aus Algier herangezogen haben und daraus bei Tours ein sogenanntes 15. Armee-Corps formieren — ihr letzter Stein! — —

H. Du. Versailles, 6. 10. 70.

Gestern find wir in dies prächtige, aber sehr staubige Vor-Sodom eingezogen, und es hat meine Brust der Klang des Preußischen Fahnenstrups und bekannter Märsche und ihr Wiederhall von dem stolzen Königsschloß mächtig und freudig gehoben. Ich bewohne mit meinem Stabe ein ganz nahe bei dem Schlosse liegendes ziemlich großes, aber von seinen Bewohnern verlassenes Haus, in welchem wir gleichwohl ganz behaglich eingerichtet sein werden, nachdem Holz, Licht und Dehl, sowie Möbel, Betten u. s. w. von der Mairie geliefert sein werden. — — —

Vor einigen Stunden Dein I. Brief vom 1. d. — Dein Enthusiasmus über den bekanten Württembergischen Muster-Sanitätsstrain macht mich lächeln, denn wir haben seit 67 mehr als 100 dergl. Sanitäts-Waggons bauen lassen — die freilich noch immer nicht ausreichen. —

Später. Ich mußte etwas ins Freie, auf die Terrasse, wo die Wasser sprangen. Das Vergnügen, so mäßig es war, hat mir 2 1/2 Stunden gekostet und eine sehr gesunde Promenade eingetragen. Was ich dabei dachte? Zuerst an Dich, wissend, daß Dir dergleichen sehr viel mehr Vergnügen gemacht haben würde. Sodann — an Louis XIV. u. XV., die Erbauer, welche 400 Millionen für dies ihr „Tel est mon bon plaisir“ ausgeben mochten, obgleich ihr Land damals nichts weniger als reich war — also aus Uebermuth, aus Eitelkeit! Und vor der erzenen Reiter-Statue von Louis XIV. auf dem Platze vor dem Schloß hielt vor einigen Tagen S. K. H. unser Kronprinz eine Parade ab, bei welcher Er die eisernen Kreuze an diejenigen vertheilte, die die eitele französische „gloire“ in den Boden getreten hatten. Das war mehr, als ein solches Schloß mit Gärten und Wasserkünsten aus dem sauren Schweiß gedrückter Unterthanen zu erbauen und anzulegen! — — —

Unsere groben Geschütze werden wohl erst in ca. 14 Tagen zur Stelle sein — wenigstens erst dann in solcher Zahl, daß das Bombardement ernstlich beginnen kann. Die in Paris eingeschlossenen Franzosen knallen mit ihren schweren Geschützen unaufhörlich auf Alles was sich zeigt, ohne etwas damit auszurichten. Unsere Truppen haben sich nun ringsum verschanzt und werden etwa neue Ausfallversuche immer nachdrücklich zurückweisen. —

Bei Tours hat der Feind doch Truppen zusammengezogen, vor denen Prinz Albrecht (der nur Cavallerie hat) zunächst beobachtend zurückweichen mußte. Man hat nun Infanterie-Divisionen dorthin in Marsch gesetzt. —

Deine Nachrichten über H. machen mich recht besorgt; aber auch Deine Gesundheit muß geschont werden! Wegen H. will ich mit Wilms sprechen und Dir das Resultat später mittheilen. — —

Versailles, 8. 10. 70.

— — Gestern hat Marschall Bazaine wieder einen sehr ernsthaften Versuch gemacht, sich aus Metz herauszuschlagen, ist aber nach großen Verlusten wieder hineingeworfen worden, während wir nur einige 100 Mann einbüßten. Möchte sich der Herr Marschall doch endlich überzeugen, daß er aus der eisernen Preussischen Umarmung nicht durch Gewalt sich befreien kann, sondern nur durch Unterwerfung. — —

den 9. Oktober.

Das schöne Wetter geht zu Ende; seit gestern ab und zu heftige Regenschauer; die Nächte sind schon seit lange kalt. Ich sehne mich nach der Ankunft der für die Armee bestellten 500,000 wollenen Hemden. Daß diese auch Schafpelze brauchen wird, wie 1864, hoffe ich nicht, aber wer weiß? — Möchten nur unsere rückwärtigen Eisenbahn-Kommunikationen erst wieder ganz geheilt sein, damit wir durch Nachschub für unsere Bedürfnisse besser sorgen können. Noch ist zwar keine eigentliche Noth, aber die Requisitionen geben nicht mehr viel aus und die einheimische Bevölkerung fängt an zu hungern. So kostet hier z. B., wohin die Zufuhr vom Lande unbehindert, das Pfund Butter schon 3—4 Francs (in Paris 13 Frcs.), und manche Dinge, z. B. Zucker, sind gar nicht zu haben.

d. 10. Oktober.

Der Herbstwind, der in den Wipfeln des Gartens und um die Giebel des nahen Königsschlosses toset, ruft Seufzer nach dem stillen Frieden der Heimath und der behaglichen Temperatur des traulichen Kachelofens hervor, und ich lese den gestrigen Lösungsspruch nochmals mit Befriedigung: „Jakob soll wieder kommen und im Frieden sein und die Fülle haben, und Niemand soll ihn schrecken“ — und lege mir eine irdische Verheißung hinein. Zunächst aber sollen und müssen wir noch Geduld haben, und den eingeschenkten Becher bis auf die Reige leeren, auch wenn uns der Bodensatz nicht mundet. Die Dinge müssen ihren Gang gehen, und das Gottesgericht, zu dessen Werkzeugen wir armen Sünder erkieset wurden, muß voll und ganz vollstreckt werden. Die fortwährende Verblendung, das absichtliche Augenverschließen und das gegenseitige Belügen der Feinde erscheinen mir manchmal als ganz unvermeidliche, ja nöthige Vorbedingungen für die Erfüllung ihres Schicksals. Lieber fort und fort sich und andere belügen und täuschen, als die eigene Ohnmacht eingestehen und sich demüthigen. Während sie von der Schwindelhöhe, auf welche Eitelkeit und Uebermuth sie gestellt, schon heruntergestürzt sind in den Abgrund der Vernichtung, stellen sie sich fort und fort noch auf die Behen und schreien: „Seht wie groß wir noch sind und wie hoch wir noch stehen.“

(Später). Heute Mittag, als ich mit einer schwierigen Sache beschäftigt war, überraschte und erfreute mich Dein liebes Schreiben vom 6. d. M., also —

Respect! — am 4. Tage! — — Deinem Briefe entnehme ich mit Genugthuung, daß es unserer lieben H. wieder besser geht. — — —

den 11. Heute früh trat Eberhard Stolberg zu meiner Freude bei mir ein, blieb ein Stündchen und hinderte mich diese Zeilen fortzusetzen. Er will morgen zurück und Dich besuchen. Er wird Dir dann sagen, wo und wie er mich gefunden hat. — W. hat heute zum erstenmal wieder den Stiefel anziehen können, was auch ich als einen wesentlichen Fortschritt betrachten möchte. — —

Jetzt drängt der Courier zum Schluß. Die Abgangszeit ist sehr unbequem — — denn um 10 Uhr muß ich auch alltäglich zum Vortrag und habe mich dazu vorzubereiten, kann also nicht schreiben — muß es vielmehr immer schon Tages zuvor gethan haben. —

den 14. 10. 70.

— — Hier nichts Neues, außer daß die Franzosen gestern das Schloß von St. Cloud in Brand geschossen und daß sie am 11. bei Orleans eine Schlacht gegen 4 Preuß. Divisionen und das Baprische Corps v. d. Tann verloren haben. Es war ihre sogenannte Armee von Tours. Wir haben jetzt Orleans besetzt und marschiren auf Tours. Dagegen wird das Bombardement von Paris wohl erst in 14 Tagen beginnen können. — —

Versailles 18/10. 70.

Deinen lieben Brief vom 14. fand ich zu meiner Freude vor, als ich gestern Abend um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr vom Diner beim Kronprinzen heimkehrte. Man speiset dort à l'anglais um 7 Uhr und plaudert, muscirt und raucht auf gut deutsch nach der Tafel ganz gemütlich. Heute zur Feier des Geburtstages des Kronprinzen (— und unseres A. —) um 12 Uhr Gratulation, um 7 Uhr Diner bei Sr. Majestät, großer Zapfenstreich; auch vermuthete man einen Ausfall der Franzosen; es scheint aber, als wenn dieser Teil des Festprogramms ausfallen würde.

Gestern Mittag war ich bei gutem Wetter mit W. nach St. Germain gefahren, von wo man von der Terrasse neben dem Schloß eine schöne Aussicht auf das Seine-Thal und den Mont Valérien hat. Dergleichen Fahrten machen wir fast täglich, damit W. doch an die Luft kommt.

Später. Um 10 Uhr Vortrag wie gewöhnlich; ich konnte mich dafür bedanken, daß Sr. Maj. meinem Stabe (für die noch nicht decorirten Herren) 3 eiserne Kreuze verliehen. Als ich gegen 12 Uhr zum Kronprinzen zur Gratulation fuhr, eilte mir General Treskow nach, um mir das eiserne Kreuz 1. Klasse für mich einzuhändigen. Sr. Maj. hätte es mir persönlich geben wollen; da er es vergessen und mich bei der heutigen Tafel damit sehen wolle, so schickte er es mir, um mich nicht noch einmal zu Ihm zu bemühen. — —

Jetzt, um 3 Uhr, muß ich in den Park, wo Brauchitsch die Wasser zur Feier des Tages springen läßt. Br. ist in der That sehr thätig als Präsekt: treibt Steuern ein, verkauft das schlagbare Holz u. s. w., gründet Zeitungen, schreibt Proclamationen, kurz er thut was er kann, um unser Regiment zur Geltung zu bringen. — Er ist jetzt mein täglicher Tischgast.

Noch später. Eben zurückgekehrt von den Wasserkünsten, die die Herrschaften diesmal zu Pferde besahen. Ich war mit unserm lahmen W. dahin gefahren und hatte Gelegenheit mich bei Majestät zu bedanken für den neuen Orden. Er hatte auch einige freundliche Worte für W., der gestern übrigens auch mit zum Kronprinzen geladen worden war. — —

Den 22. Oktober. Gestern wurde ich behindert an der Fortsetzung des (häusliche Angelegenheiten betreffenden) Briefes durch Dienstgeschäfte, namentlich durch eine Alarmirung der hiesigen Truppen, veranlaßt durch einen neuen großen Ausfall der Pariser. In Folge des Alarms hatte auch ich mich zu Pferde gesetzt und war erst gegen Dunkelwerden zurückgekommen, nachdem die Franzosen ihre reglementsmäßigen Kopfnüsse empfangen und unter den Schuß ihrer Werte zurückgewichen waren. Unser Verlust ist mir zwar noch nicht bekannt; man hofft indefs, daß er nicht bedeutend, wiewohl das Gefecht 5 Stunden etwa dauerte. Durch eine Unart meines erschreckten alten „Freundes“¹⁾ habe ich mir gestern den Daumen der rechten Hand verstaucht, so daß mir das Schreiben nicht ganz leicht wird. — Gestern Abend nach unserm verspäteten Diner (— so seht Koon's Sohn diesen Brief fort) lief ein Billet Sr. M. des Königs ein, nach welchem der Kaiser Alexander v. Rußland an Vater einen hohen Kriegs-Orden verliehen hat. Vater war besonders erfreut über die Liebenswürdigkeit und Güte des Königs, welcher noch am späten Abend deswegen an Vater schrieb. — Eben ist der Arzt hier und erklärt die Daumen-Verstauchung doch für recht erheblich — — will eine kleine Schiene anlegen. Es scheint, daß „der Freund“ seinen Satz gemacht hat, weil eine verlorene Schrapnel-Kugel in seiner Nähe einschlug. — —

(Den 25. Oktober) — — — Meß muß nun in den nächsten Tagen fallen, wir haben ganz gewisse Nachrichten, daß sie schon fürchterlich hungern. Schlettstadt ist gestern genommen. — Wir sind freilich auch schon sehr ungeduldig, daß es hier vor Paris nicht schneller geht; daß die Berliner Philister (wie aus den Zeitungen ersichtlich) auch so ungeduldig sind — das kann uns jedoch nur Achselzucken verursachen. Sie tragen ihre Haut nicht zu Markte; und daß wir hier sehr vorsichtig sein müssen, um nicht noch mehr theures Blut zu lassen (die Ausfälle kosten ohnehin schon viel zu große und eigentlich doch nutzlose Verluste!) — das sollte doch Alle nur freuen. Aber seit 80 000 Mann und ein Kaiser an einem Tage gefangen sind, sind sie auf Alles blasirt und bilden sich ein, sie müßten jeden Morgen zum Kaffee eine solche Siegesnachricht erhalten. Ich möchte diese Berliner Philister wohl mal auf die Vorposten gegenüber vom Mont Valerien stellen — da möchten die undankbaren Schreier wohl stumm werden! —

Berfaillès, 27. 10. 70.

— W. hat in den letzten Tagen ja mehrfach berichtet und meine Briefe ergänzt. Gestern früh kam richtig Moritz Blankenburg hier an, nachdem er 61 Stunden lang mit dem Post-Courier Tag und Nacht gefahren war. Darob

¹⁾ So hieß R.'s Lieblingspferd.

große Freude! Leider war sehr schlechtes Wetter, so daß er wenig vom Lande gesehen hat. Natürlich hat er aber doch eine Menge Abenteuer erlebt. — Außerdem wird — Madame Bazaine hier erwartet, die Frau des Marschalls, eine sehr reiche und sehr schöne Mexikanerin. Sie hat Bismarck fragen lassen, ob sie ihn sprechen könne. — Er wird wohl auch mit ihr fertig werden. Ihr Mann muß entweder mit seiner ganzen Armee verhungern — oder seine ganze Armee und die Festung übergeben, anders wird es nicht. Uebrigens befindet sich auch der französische General Changarnier im Lager des Prinzen Friedrich Karl, um mit diesem zu unterhandeln. Der Fall von Metz ist also wohl sehr bald zu erwarten. — Hier im Haupt-Quartier wird ferner der französische Minister Thiers erwartet; was er eigentlich will, weiß man nicht. — — — Daneben concentrirt sich das Interesse jetzt auch wesentlich auf die Verhandlungen mit Deutschland über Deutschland; daher meine gestrigen und heutigen langen Verhandlungen mit Sudow (Württembergischer) und Brantk (Bayerischer Kriegsminister). Resultate noch nicht feststehend — aber man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist!

(Den 28. Oktober.) Hoffentlich wird die deutsche und die Verfassungsfrage in guter, conservativer Weise erledigt werden! Ich bin nicht ohne Sorge deswegen. Hoffentlich haben wir nicht für einen elenden Nothbau mit arbeiten helfen mit unserm Schweiß und Blut, sondern für ein herrliches, hohes und festes Gebäude! — Moritz war gestern zu Tische beim Kronprinzen, welcher sehr lange und eingehend mit ihm gesprochen hat — wenn auch nicht über die brennenden politischen Fragen — so doch über ernste Dinge. — Gestern Nachmittag 5 Uhr sollte vor Metz die Capitulation abgeschlossen werden. Ob der Abschluß aber wirklich erfolgte, weiß ich bis zur Stunde noch nicht. Der König hatte seine Einwilligung schließlich gegeben, daß die Offiziere ihre Degen behielten. Dieser Punkt war gestern früh noch der einzige Differenz-Punkt bei den Verhandlungen. —

(Später.) Eben die Depesche mit der sicheren Nachricht! Die Kapitulation ist Nachts 12³/₄ Uhr abgeschlossen, wenigstens ist von da die Depesche datirt, 173 000 Gefangene, darunter nur 16 000 Kranke und Verwundete! Es ist überwältigend! Vor der Festung standen nur 200 000 Mann. Mit einer solchen Macht hätte Bazaine durchbrechen müssen . . . Eine wahrhafte Verlegenheit entsteht durch die Frage, wo die doch noch über Erwarten große Masse von Gefangenen untergebracht werden soll, wenngleich das Meiste schon vorbereitet ist . . . Morgen wird die Festung von unsern Truppen besetzt werden. —

Ich hoffe sehr, daß Moritz noch einige Tage hierbleibt und auch seinerseits Gutes wirken wird für die Deutsche Frage. Zur Wiederherstellung des Friedens machte er heute den Vorschlag: da die französische Armee sich nunmehr ganz in Deutschland, die deutsche ganz in Frankreich sich befände — so möge nun auch die Civilbevölkerung einfach tauschen, Frauen und Kinder nachkommen u. s. w. Wir jagen dann die Franzosen vollends heraus, erlauben ihnen sich in Pommern u. s. w. anzusiedeln und behalten dafür Frankreich mit dem Rheinthale. So

übel wäre der Scherz nicht — hübscher ist es bei ihnen, mehr schöne Willen und Schlösser, besseren Boden, besseres Klima u. s. w. haben sie auch — und das wäre vielleicht die schnellste Art, Frieden zu machen, Frankreich bleibt dann „unzerstückelt,“ wird sogar noch vergrößert . . .

Eben wurde Moritz zu Königs Tisch geladen, so daß wir ihn heute entbehren müssen. —

Den 30. Oktober.

Versailles wimmelt jetzt von Ministern und Diplomaten, die hier die Deutsche Einheit anfertigen wollen; vielleicht kommt der Reichstag zu dem Behufe auch noch hierher, wenn der Frieden es nicht verhindert. Für diesen schwindelt der kleine Thiers jetzt hin und her, und Engländer und Oesterreicher schreiben zudringliche Noten. Thiers ist heute auf einige Stunden — von Tours kommend — hier gewesen und nach Paris abgereiset, um mit den fehlenden Vollmachten wiederzukommen — wer weiß!

Der Fall von Metz ist ein enormer Schlag, der mehr als bisher alles Andere einen günstigen Frieden in Aussicht stellt — aber wie bald? —

Wir waren in der Kirche, wo wir erquickt wurden durch eine fromme, demüthige Predigt, — — Wir sangen dann Alle stehend das Te Deum, ein Te Deum von deutschen Soldaten, mit deutschen Zungen, ein demüthiges Te Deum in der Schloßkirche Ludwig's des Vierzehnten — des größten, übermüthigsten und siegreichsten französischen Königs, des Erzfeindes von Deutschland. — Nachher ritt der König mit seinem ganzen Stabe, dem ich mich angeschlossen, der Garde-Landwehr entgegen; sie defilirte vor ihm und zog dann durch die Stadt. Entsetzt blickten die Versailler auf diese 9 prachtvollen Bataillone. Lauter herrliche Gestalten — immer neue Truppen! immer noch schönere — „oh pauvre France.“ —

Gestern hat mir der König, während er den Kronprinzen und Prinzen Fr. Karl zu Feldmarschällen, Gen. Moltke zum Grafen gemacht hat, den Orden Pour le mérite verliehen — den dritten Orden in c. 4 Wochen. Die Ausbeute ist etwas reichlich — mit den ausländischen Decorationen bis jetzt sieben in diesem Feldzuge — — Du weißt wie ich über das Ordenswesen denke. Ueber den Orden Pour le mérite habe ich mich aber wirklich gefreut. — — Da keine Pour le mérite's in diesem Kriege bis jetzt ausgegeben wurden, so hat man auch jetzt erst bemerkt, daß man keine mitgenommen hat; ich trage daher jetzt den des Kronprinzen, den er mir liebenswürdiger Weise geschickt hat, da er von dem Mangel gehört. — Moltke ist von seiner Standes-Erhöhung sehr erfreut; ich habe eine solche für mich nicht gewünscht. — —

Die Anwesenheit von Moritz erfreut mich sehr. Er mag Dir davon Näheres erzählen. —

(Den 31/10.) Wieder bin ich am Schluß und Absenden dieser Zeilen verhindert worden. — W. wollte morgen auf seinen Posten zurück; es geht wirklich besser mit ihm, aber einige Tage zu warten, wird doch rathsam sein. — Herr Thiers, der vorgestern nach Paris hereingelassen wurde, ist gestern Abend mit hängenden Ohren wiedergekommen; daß diese kleine Fliege uns den Frieden

nicht erschwindeln würde, wußte ich vorher. Er hat mit Bismarck und Moltke zwar gesprochen, aber nicht verhandelt „weil er dazu noch nicht ermächtigt sei;“ und hat sich seinen Paß geholt. Sie hatten ihm schon vorgestern die Kapitulation Bazaine's mitgetheilt, noch bevor er nach Paris hineinging. Er hat die neue Trauerbotschaft auch geglaubt, aber die hiesige Bevölkerung will durchaus noch nicht daran glauben; sie meinen, wir müßten dann ganz anders ausgelassen jubeln und triumphiren und jubiliren. Sie kennen die ernste stille deutsche Art nicht und können sie auch nicht begreifen. — —

Eben schickte der König ein Telegramm, nach welchem gestern früh von 8—12 Uhr ein sehr heftiges Gefecht beim Garde-Corps (um le Bourget) gewesen ist. Zwar haben unsere Truppen von der 2. Garde-Division neuen Ruhm gewonnen, haben 30 Offiziere und ca. 1200 M. Gefangene gemacht, aber die diesseitigen Verluste sind „nicht unbedeutend!“ — zu den Opfern des blutigen Kampfes gehört auch leider der Oberst Graf Waldersee (Kommandeur von Augusta), welcher erst vor Kurzem sein Commando wieder übernommen hatte, nachdem seine bei St. Privat erhaltenen Wunden geheilt waren. —

W. ist sehr erregt, daß er dies versäumt hat, wenn ich ihm auch sage, daß er nichts dabei hätte helfen können. Er ist nun nicht mehr zu halten, geht übermorgen zu seinem Corps-Stabe zurück. —

Ich muß jetzt viel Politik treiben — es läßt sich darüber nichts mittheilen, aber leider geht es mit der deutschen Einheit nur langsam vorwärts. Gott gebe, daß sie überhaupt zu Stande kommt. Aus der so erwünschten Verbesserung der Verfassung wird leider wohl bei dieser Gelegenheit nicht viel werden. —

Versailles, 6. November 1870.

Morik, der uns leider am 1. schon verließ, wird Dir meinen Brief und meine Grüße gebracht haben. W. brachte ihn zur Post und hat mich dann am 2. auch verlassen. — Ja, meine Geliebte, ich wünschte wohl auch, daß es hier bald ein Ende nähme. Es ist wirklich ein nichtswürdiges Beginnen zu Felde zu liegen und gar kein Ende davon abzusehen. Auf die Capitulationen von Sedan, Straßburg und Metz wird die von Paris folgen; das scheint mir sicher — aber wann? Und dann? Dann ist auch vielleicht nicht Friede, denn wir haben es hier mit dem Chaos zu thun, mit dem gestaltlosen Urbrei. — —

Eben war Bismarck hier bei mir. Die Scheinverhandlungen mit Thiers haben natürlich zu keinem Resultate geführt. Die Pariser haben noch zu viel zu essen und zu wenig zu verdauen — nämlich Eisenpillen, die noch immer nicht in genügender Zahl herangeführt sind. — Wenn gewisse Weiber-Intriguen uns hier in den Weg getreten, so hoffe ich doch, daß sie nicht reussiren. Man müßte sich zu sehr schämen und alle Glorie des Krieges ginge damit zum Teufel. Nächstens sollst Du mehr darüber hören. — — An Aerger fehlt es wirklich nicht. —

(Am 7/11.) — — Alle Gerüchte über Waffenstillstand sind bloße Seifenblasen. Die französischen Machthaber in Paris sind weit davon entfernt, an-

nehmbare Friedensbedingungen zu bewilligen. Sie müssen noch viele Schläge kriegen, bevor sie sich zum Ziele strecken. —

Hier versammeln sich allmählig alle deutschen Fürsten: Mecklenburg, Altenburg, Meiningen, Koburg, Baden sind schon hier, Oldenburg, Württemberg, Sachsen werden erwartet; ab Bayern und Braunschweig kommen werden, weiß ich nicht; es gilt eine große Demonstration. Auch den Reichstag werden wir vielleicht nach Versailles berufen müssen, da der König die Armee nicht und seine hiesigen Minister den König nicht verlassen können. Die Welt ist eben aus allen Angeln gerückt; es geschehen lauter unerhörte Dinge, und andere, die nicht geschehen, sind noch unerhörter. Dazu gehört die Verzögerung in der Beschießung von Babylon, wegen welcher ich mich oft und gründlich geärgert habe; inbeß der Unsinn wird nicht siegen, wie ich hoffe. Näheres zu schreiben über diesen Gegenstand verbieten die Umstände. Ich hoffe, die Presse wird sich der Sache bemächtigen, und die Unthätigkeit in Betreff Bombardement, die vielleicht nur eine künstlich veranlaßte ist, gründlich blamiren; dann würde sie doch einmal etwas Nützliches thun. —

Napoleon's Marschälle, Canrobert und Bazaine wollen nicht bei ihm in Cassel bleiben, und haben gebeten nach Stuttgart resp. Aachen gehen zu dürfen. — Von W. eben Nachricht erhalten, ist glücklich auf seinem Posten angekommen. Wegen Arnold's Söhnchen bin ich nicht ohne Sorge. Du weißt, er soll „Bernhard“ getauft werden. — —

Ich sehne mich nach der, wie ich fürchte, fernen Zeit unseres Wiederbeisammenseins. Aber — wie viel liegt noch dazwischen. In treuer Liebe Dein A. —

Blandenburg an Roon.

Straßburg 5. 11. 70 (eingegangen 9. 11.)

Hier gestrandet, vorgestern Abend 10 Uhr, und im Begriff abzureisen über Kehl — will ich Dir doch kurz melden, wie schlecht es mir ergangen ist. Statt mit dem Postcourier allein zu reisen — steckte man mich in eine große, alte, rumpelige Berliner Postkutsche, band mir einen lebenswürdigen, lahmen Hauptmann v. M. auf die Seele — zu meiner Freude — leider aber auch ein altes Wittwechen aus Berlin, zu meiner großen Sorge. Im Momente der Abfahrt bestieg den 4. Platz zu unserm Glück ein schneidiger Feldjäger vom Prinzen Friedrich Karl. Bis Meaux ging es leidlich — dort fanden wir eine beschädigte Brücke und mußten nun an jenem Ufer der Marne bleiben, uns durchsuchend auf Feldwegen bis Triport. Dabei verbiesterte sich der litthauische Postillon völlig und wir orientirten uns 2 Meilen im Lande mit Wegweiser, Laterne, Karte, 1 Uhr in der Nacht.

Die Folge war ein völliges Festfahren auf einem Bauerhose — Umkehren mit rasendem Glück ohne Umwerfen! Kamen richtig mit Hülfe der Karte auf den richtigen Weg — veräumten Anschluß. Bummelzug nahm uns bis Sermaize mit, wo wir schliefen und mit Courierzug bis Straßburg kamen. Hier wurde ich natürlich belohut und freue mich sehr, diese Wüste gesehen zu haben. —

Leider hat man mir meinen Koffer auf der Tour Sermaize bis hierher gestohlen. —

Zimmerhausen, 8. 11. 70. (eingegangen 14. 11.)

Gestern Abend bin ich hier wohlbehalten eingetroffen. Es war mir wegen der morgen abzuhaltenden Urwahlen unmöglich, mich länger als einen Tag in Berlin aufzuhalten. — — —

In Straßburg habe ich einen sehr angenehmen Tag verlebt, der freilich noch netter gewesen wäre, wenn ich meinen Koffer nicht verloren hätte; indeß Hauptmann v. M. stattete mich mit einem Hemde aus, und war ich anständig genug gekleidet um bei Bismarck-Bohlen Visite zu machen und seiner Einladung folgend um 6 Uhr mit dem ganzen General-Gouvernement zu speisen. Einen hervorragenden urtheilsfähigen Mann lernte ich in dem Divisionsprediger Frommel kennen. —

Das Bombardement oder vielmehr seine Wirkungen muß man gesehen haben, sonst glaubt man es nicht! Die Verwüstung der Citabelle und der beiden Vorstädte ist völlig radikal. Leider haben in erster Linie alle protestantischen Theile gelitten, was sehr beklagenswerth ist. —

Ich habe gefellig und freundschaftlich die angenehmste Rück Erinnerung an diese geistreiche Reise. Deine und Deiner Umgebungen Gastfreundschaft liegt mir warm auf dem Herzen — bitte sage den Herren das. — Was ich von Krieg und Land sah sowie von den Truppen, hat mich auf das äußerste interessirt und wird mir eine stete angenehme Rück Erinnerung bleiben. Dagegen bin ich mit dem, was eigentlich meines Amtes war, keineswegs befriedigt heimgekehrt. Finster und traurig denke ich an die politische Zukunft. Die einsame Nachtfahrt von Frankfurt nach Berlin und später von da hierher gab mir Muße genug, das Gehörte und Geplante noch weiter zu bedenken. Ich kann mir aber nicht helfen — ich sehe wenig Erfreuliches. Ich habe in Berlin Ipenplitz, Eulenburg, Wagener und einen ganzen Haufen Freiconservativer gesprochen. Auch die letzteren erschrecken über den kopflosen Eintritt von Hessen, Württemberg, Baden in den Bund und sehen es als eine ausgemachte Sache an, daß die Majorität des neuen Reichstages vollständig verlastern muß, da es unmöglich ist von dort andere Elemente zu bekommen. Auch Spitzemberg, den ich Abends bei Johanna B. sah, bestätigte mir dies für Württemberg, was ja auch schon Mitnacht in Versailles behauptete.

Was machen wir? Wir wollen ein einheitlich organisirtes Heer, dessen Existenz finanziell und organisch den Beschlüssen der Einzel-Landtage entrückt wird. Was ist nun gewonnen, wenn die Bestimmung hierüber freilich den Vertretern der drei Südstaaten, wie im Norden, entrückt ist, wenn aber gleichzeitig Alles der Majorität des neuen Reichstages überantwortet wird?! Am Militäretat zu sparen und die Dienstzeit herunterzusetzen — das bleibt das Streben aller Liberalen, so honigsüße Worte sie auch geben. Ja, eine innere Nothwendigkeit drängt sie — sie müssen Alles daran setzen, nach dem Frieden das Heer zu entwaffnen. Von 1871 ab — da hilft keine Interpretationskunst — haben sie die Macht dazu. Ein Conflict rettet dann nicht mehr wie 1861. Jetzt ist es

noch Zeit dem vorzubeugen. Man kann es, wenn man das Tabaks-Monopol mit als *conditio* in den neuen Bund bringt — oder wenn man das Pausch-Quantum, wenn auch für eine feste Friedenpräsenzstärke von neuem eifern macht. Geschieht beides nicht, so wird das große, neue, deutsche Heer bald — wenn Du ruhig in G. sitzt — desorganisirt werden. Wozu ist dann wohl alle dies Blutvergießen? —?

Es ist ein wahres Verhängniß, daß der Kronprinz mit seinen Fürstenhaus-Ideen Bismarck ganz vergiftet hat. Er hat Recht, den Tendenzen zu widerstehen. Er hat aber Unrecht, der Umformung des Bundesrathes zu widerstreben. Ohne deutschen Kriegsminister ist die neue Armee ein heit ein Unsinn. Die kleinen Kriegsminister werden sich einem deutschen unterordnen — einem preußischen nie! Was brande ich Dir das zu sagen! Bismarck sieht selbst ein, daß ein Bundes-Minister dem einheitlichen Reichstag nicht gegenüber gestellt werden darf. Es muß also ein zweites geschaffen werden, wenn die Dinge nicht bleiben sollen wie sie jetzt sind, d. h. unfertig, mit dem Keime des Todes in sich: $\frac{1}{3}$ Bundesrath wie jetzt, $\frac{1}{3}$ Fürstenwahl, d. h. Wahl der Regierungen der Staaten und $\frac{1}{3}$ aus der Wahl der Vertretungen. Ausschüsse perpetuirlich, die Minister ihnen vorstehend. Da bleibt das schablonenartige Bundesministerium außer Frage und es entsteht eine die Executive mit habende Senat-artige Corporation, die ein Gegengewicht gegen den Alles sonst aufreibenden Reichstag gewinnen muß und gewinnen wird. Die Fürsten sehen sich so vertreten — und behalten das Bewußtsein, daß sie mitregieren. —

Dein getreuer M.

(Roon der Gemahlin.)

Verfaillés, 14. 11. 70.

Durch zwei eigenhändige Worte sollst Du heute erfahren, daß ich nicht aufhöre meine Besserung nach Kräften anzustreben — — Es ist übrigens in diesem Quartier nicht möglich, sich irgendwo aufzuhalten, wo der Wind nicht die Haare des Kopfes bewegt, und so sind hier, wie ich höre, alle hiesigen Quartiere. Deshalb waren Gen. v. Moltke, Stosch, Oberstit. v. B. u. Andere auch krank, wenn auch keiner von ihnen bis jetzt gefährlich. Moltke wollte sogar heute schon wieder ausgehen. —

Geht Paris über — und man schmeichelt sich z. B. mit solcher Hoffnung — so wird es ein großer Luxus, wenn dann der König noch länger im Felde liegen wollte; und es ist somit zwar sehr wenig Hoffnung zu einem baldigen Friedensschluß, wohl aber doch einige zur Heimkehr des Königs und der nächsten Seinigen zu Weihnachten. Sanguinifer meinen „noch früher!“ — ich nicht. — Aber die hiesige Existenz ist wirklich jetzt sehr peinlich, auch für Jüngere und Gefündere. —

(Gr. Bismarck an Roon.)

Verfaillés 15. 11. 70.

Lieber Roon! Ihre Unterschrift zu sehen macht mir große Freude als Bestätigung der guten Nachrichten über Ihre Besserung. Mir geht es nicht ganz nach Wunsch, gallige Magenleiden. — Zu der Badischen Sache würde ich für

rasche Unterzeichnung politisch sehr dankbar sein, wenn dabei auch einige kleine Fünfen grade sein müßten. Es ist wegen der Rückwirkung auf die beiden andern, damit die sehen, daß wir ohne Rücksicht auf weibliche Einflüsse stätig vorgeh'n. Ich kann den Zusammenhang so kurz nicht klar legen, und bin matt.

Civiliter unterschrieben wir heute den Beitritt Badens und Hessens zum Bunde. Ihr v. B.

* . *

(Roon an die Gemahlin.)

Versailles, 17. 11. 70.

— — Da diese Zeilen ausnahmsweise nur 50 Stunden unterwegs sein werden, wenn Minister Delbrück sie mitnimmt, so eile ich für Deine eben empfangenen Briefe herzlich zu danken und Dir Beruhigendes über mein Befinden zu sagen. — — Es ist überhaupt keine Sorge mit meinem Zustande in Verbindung zu bringen. Dennoch reden mir gewisse Leute zu, nach Berlin zu gehen, um dort meinen Katarrh auszukuriren. Natürlich würde ich das nur thun, falls es mir Se. Majestät beföhle, was Er wohl nicht thun wird. Ueberdies ist auf eine baldige Entscheidung in diesen Tagen zu hoffen. Wenn — wie ich erwarte — die zum Entsaß von Paris heranrückende sogenannte Loire-Armee nächstens geschlagen und gesprengt sein wird, dann, meine ich, werden die Pariser wohl begreifen, daß ein längerer Widerstand nur zum völligen Untergange führt. — —

Versailles, den 18. 11. 70.

Soeben von meiner ersten Spazierfahrt (seit 10 Tagen) heimgekehrt, will ich gleich für Deinen I. Brief danken — — — (folgen Familien-Angelegenheiten x.).

Gestern bekam ich von einem Apotheker aus Arolsen 2 Flaschen mit „Universal-Lebenssaft“ und dem Motto „dem Verdienste seine Kronen“; die eine schwamm in der anderen. Dasselbe Motto haben die guten Bürger von Bärwalde aufzuspielen getrachtet, indem sie dem Könige, dem Kronprinzen, dem Pr. Fr.-Karl, Bismarck, mir und Moltke jedem eine „jut jebratene Zans“ in einer hermetisch verschlossenen Blechbüchse überreicht haben. Wie sie angekommen, weiß ich nicht, weil sie, wegen Mangel an Erlaubniß sie zu essen, noch im Keller weilet. Uebermorgen, hoffe ich, wird sie „aus Nacht zum Licht“ — und weiter bringen. — —

General Tresckow, der vor einigen Tagen, und augenblicklich den erkrankten General Schimmelmann zu ersetzen, als Commandeur zur 17. Division geschickt wurde, hat gestern Abend bei Dreux 7000 Mobilgarden gebläuet und viele Gefangene gemacht — bei sehr geringem eigenem Verluste, und ein anderer General Tresckow hat vorgestern bei Belfort gleichfalls ein günstiges Gefecht bestanden. —

Hierorts sind wir mehr in politischen als in militärischen Nöthen. Ob es zu lebendigen oder zu bloßen Fehlgeburten kommen, ob das Kaiserhüdnchen wohlgestaltet aus dem Ei kriechen wird, wer weiß das jezt schon sicher. —

(20/11.) Heute seit 13 Tagen wieder zum ersten Mal zum Vortrage bei Sr. Majestät, der leider 2 1/2 Stunden dauerte. In der Kirche war ich aber, ungeachtet des Todtenfestes, nicht. —

(23/11.) Was Deine Besorgnisse wegen meiner Gesundheit betrifft, so bin ich Dir noch die Aufklärung schuldig, daß ich, wiewohl nicht mehr eigentlich krank, mich gar nicht recht erholen kann; daß ich, namentlich in den Vormittagstunden, von dem Gefühl großer Hinfälligkeit niedergebeugt bin, während ich mich Nachmittags eigentlich ziemlich munter fühle. Ich hoffe mich also noch einmal zu erholen, d. h. wie es in meinen Jahren zu erwarten ist, falls mir nicht in Folge irgend einer akuten Veranlassung (Aufregung, Aerger zc.) etwas ganz Unerwartetes begegnet! Gott walte es! —

(25/11.) Du schreibst J. M. die Königin sei „kriegsmüde“ — wer ist es nicht? „niedergeschlagen“ aber sollte, dürfte Sie nicht sein; wie viel Ursache hat Sie, wie wir Alle, Sie aber am meisten, zum Jubeln und Preisen! —

Unbillig erscheint es, unsere Truppen anzuklagen, daß sie Excesse machen, zumal alle competenten Beurtheiler von Kriegszucht aus allernächster Beobachtung sich kaum der Rührung erwehren können, wenn sie sehen, mit welcher Selbstensagung, Unerdroffenheit und trefflichen Haltung unsere strammen, frischen, blauen Jungen ihre Schuldigkeit thun, ohne einen Augenblick ihre gute Laune und Gemüthlichkeit auch gegen die Feinde aufzugeben. Einzelne räudige Schafe, Schelme und Spitzbuben giebt es in jeder so großen Gemeinschaft, auch der besten. Die — Sentimentalität aber über die hereinbrechende Verwilderung der Truppen ist jedenfalls verfrüht. Wenn die Franzosen St. Cloud anzünden und es werden daraus mit Lebensgefahr von unseren Leuten alle Bilder, Pendulen, Bücher u. s. w. gerettet, für den König gerettet; und dieser genehmigt, daß sich die Retter kleine Andenken aneignen, die sonst verbrannt wären — so kann man freilich metnen, das Alles hätte für Frankreich oder für Napoleon gerettet und aufgehoben werden sollen; aber ein solches Meinen wäre doch überaus naiv. Was meinst Du, würden die Franzosen wohl mit den Schätzen z. B. in Sanssouci oder Babelsberg gemacht haben, hätten sie daran gekonnt — und würden sie mit dem Wegnehmen und Aneignen wohl gewartet haben, bis etwa die Preußen jene Schlösser neidisch in Brand geschossen? — —

(26/11.) Heute morgen ein liebes Briefchen von H. erhalten, voll Liebe und Dankbarkeit für Dich und die Freunde in Bonn, welche ihr dort jezt wohlthun. —

Ja, auch ich wünsche, daß dieser Krieg ein baldiges, ehrliches Ende finde. Die Spuren von unberechtigten, unpreussischen Einflüssen, denen ich täglich begegne, ohne daß ich ihnen zu wehren vermag, erregen mir immer wieder Nerven und Galle. Sprich davon nicht, aber bete für uns, daß wir über solchen Schwachheiten nicht zu Grunde gehen. —

(28/11.) Gestern nach dem Diner bei Sr. Majestät kam die Nachricht von dem Fall von la Fère, der uns leider wieder 2000 Gefangene in Aussicht stellt,

sowie das vorgestern genommene Thionville deren 4000. Es ist wirklich lästig — wo soll ich nur mit den Schelmen hin? — Die übrigen günstigen Nachrichten (Sieg Manteuffel's bei Amiens, Werder's bei Plombières gegen Garibaldi u. s. w.) bringen Dir die Zeitungen gleichfalls. Die Garde-Dragoner-Brigade ist vor 3 Tagen nach Beauvais gerückt, um die Verbindung unserer Pariser Armee mit Manteuffel zu sichern. Unser G. hat also nun mehr zu thun als die letzten 4—5 Wochen. Gott wolle ihn ferner gnädig behüten, ebenso wie unsere andern Söhne, namentlich Helm, der an der Loire heißen Kämpfen entgegengeht. —

Hier schießen wir noch immer nicht! Weshalb? Gott wolle es den Schlechtberathenen nicht anrechnen, daß sie das wohlverstandene, vaterländische Interesse aus sentimentaler Weichlichkeit hintansetzen. Es wird jetzt eben ein letzter Versuch gemacht, die Angelegenheit in Gang zu bringen, um ein würdiges Punktum zu setzen und nicht, statt dessen, einen kolossalen schmutzigen Klecks, der die glorreiche Geschichte dieses Feldzuges verunzieren und die errungenen Lorbeeren der deutschen Waffen verunglimpfen würde.

Wenn doch die sonst so vorlaute Presse einmal diese Unthätigkeit und Faulheit tüchtig geißeln möchte! Aber Ihr wißt nicht, wer dahinter steckt. —

Für die Könige von Sachsen, Bayern und Württemberg werden hier Quartiere gemacht. Es scheint, da fast alle übrigen Bundesfürsten hier sind, daß die Kaiserkrone hier geschmiedet werden soll — im Angesichte des — unbesiegten Paris! Gott wolle der menschlichen Schwachheit wie bisher gnädig beispringen und über Vermögen spenden, was sonst nicht zu erringen sein würde. —

Von Prinz Fr. Karl geht eben ein Telegramm ein, wonach der Feind heute das 10. Armee-Corps und die dieses unterstützende 5. Infanterie-Division mit Uebermacht angegriffen hat, aber siegreich zurückgeschlagen ist. — Muß noch besser kommen! Gott helfe!

Dein getreuer Alter.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Der letzte Rüdigarb.

Erzählung

von

Ernst Elsisch.

Wir hatten eine unangenehme Arbeit hinter uns. Ein Tischlermeister war unter verdächtigen Umständen gestorben, und wir hatten die Todesursache amtlich festgestellt. Die ersten Schatten, welche den kommenden Abend verkündeten, zogen herauf, als wir wieder in die Luft traten, deren raue Kälte uns im ersten Augenblicke geradezu angenehm dünkte. Aber der Frost nahm uns doch scharf mit, als wir die breite Straße des Dorfes, in das uns die Pflicht gerufen

hatte, hinauf zu dem ehemaligen Kloster gingen, dessen Überreste, insoweit sie nicht zum Dominium gezogen worden, jetzt eine Gastwirtschaft beherbergen. Hier war ein Essen für uns bestellt. Mit unverhohlener Freude kam uns der Wirt entgegen und führte uns in das für uns freigehaltene, wohl durchwärmte und bereits erleuchtete Herrenzimmer, ein altes, längliches Gewölbe mit Mauern, die für Jahrtausende bestimmt sind, und tiefen nischenartigen Fenstern.

Wir säuberten uns und sprachen der Mahlzeit zu; als diese zu Ende ging, kam das Gespräch erst in den rechten Fluß. Der noch sehr jugendliche Referendar hatte eine Geschichte aus seiner Universitätszeit, die erst wenige Monate hinter ihm lag, zum besten gegeben; die Würze seiner Rede waren Worte wie *patent*, *feudal* und *schneidig* gewesen. Ich hielt ihm vor, daß dies eine Lebensauffassung verrate, die bei uns älteren Richtern wenig Anklang finde. Damit entspann sich ein Gespräch zwischen dem Kreiswundarzte und mir über die Studenten ehemals und jetzt, daß die Füchse heutzutage zuerst zum Friseur geschickt würden, und der Bursche bereits eine gesellschaftliche Stellung einnehmen wolle. Da wandte sich der Kreisphysikus, ein liebenswürdiger Greis mit schneeweißem Vollbarte, der aber trotz seiner Jahre noch mit rastlosem Fleiße und bewundernswerter Energie seinem Berufe oblag, zu uns und meinte mit überlegenem Lächeln: „Ihr seid alle junge Leute gegen mich und wißt vom echten Studentenleben blutwenig. Als ich noch Burschenschaftler war, hätte niemand von uns sagen können, was *patent* ist; das kümmerte uns nicht. Wir trugen unsern Klausrock, von dem die Jugend nicht mehr weiß, wie er aussieht. In ihm gingen wir mit langer Pfeife am hellen Tage in Breslau umher und schlugen mit dem dicken Ziegenhainer, an dessen Ende eine Stahlzwinge saß, auf das Pflaster, daß die Fenerfunken stoben. Das geschah im Takte, und dazu wurde ein Lied gesungen. War es heiß, so gingen wir in Hemdsärmeln auch in den feinsten Stadtteilen, und wollten wir rudern, so trugen wir unser Fäßchen Bier abwechselnd auf den Schultern zum Kahne, den Rock auf dem Arme und ein Wanderlied singend. Kam man in einen Vergnügungsort, so forderte man an beliebigen Tischen die jungen Mädchen zum Pfänderspiele oder auch wohl zum Tanze auf. Das waren harmlose, aber reine Freuden, um die sich die heutige Jugend mit ihrer hastigen Genußsucht bringt. Unfre Lieder waren schön und einfach und drangen uns aus vollem Herzen; jetzt möchte sie niemand mehr singen, weil ihnen die raffinierten Pointen fehlen. Und wenn ich von den Gefühlen sprechen wollte, die uns damals beseelten, von der hohen Begeisterung für alles wahrhaft Edle; für Freiheit und Vaterland, für Kunst und Wissenschaft, so fürchte ich, daß kaum Sie, mein lieber Herr Amtsgerichtsrat, sich ganz in unser Denken und Empfinden würden versenken können. Aber trotz mancher Schwärmerei war alles, was wir trieben, gesund. Wollte Gott, es wäre das wenigstens noch heute so!“

„Aber, Herr Sanitätsrat,“ warf der Referendar ein, der selbst geborener Breslauer war und deshalb in Gedanken noch bei den ersten Worten des alten Herrn verweilte, „auf was für Straßen sind Sie denn in Breslau mit langer Pfeife, Klaus und einem Fäßchen Bier umhergezogen?“

„Nun, auf der Schweidnizer und überall sonst.“

„Und in Conleur?“

„Natürlich.“

Der Referendar beugte sich mit einem „ach was!“ und machte ein Gesicht wie ein Muselmann, dem man sagen würde, daß ein Ungläubiger eine Flasche Wein in der Mofchee zu Mekka getrunken hätte.

Wir verbreiteten uns dann über Fortschritte der Kultur und manches Andre, bis das Gespräch sich auf die heutige gerichtliche, insbesondere gerichtsarztliche Thätigkeit lenkte. Der Befund hatte ergeben, daß die Schuld eines Dritten an dem Tode des Verstorbenen nicht nachweisbar sei. Da ward manch anderer Fall aus der Praxis besprochen, bis der Sanitätsrat sagte: „Das Mysteriöseste, was ich als Gerichtsarzt erlebt habe, war ein Fall in Stoonseifen. Aber die Sache ist zu lang, um sie hier vorzutragen. Wir müssen nachhause.“ „Nein, nein, erzählen Sie,“ hieß es, und jeder versicherte, daß er noch verweilen könne. „Na, meinetwegen!“ meinte der Sanitätsrat und wandte sich an den Referendar: „Jüngster Sohn der Themis, dann sagen Sie, bitte, dem Wirte, daß er den Kutschern noch einmal einspänt und eine halbe Stunde später anspannen läßt; uns aber soll er volle Gläser bringen.“

Da saßen wir denn bald bei frischen Schoppen, und der alte Herr begann.

„Die Geschichte, die Sie hören sollen, hat sich vor etwa fünfzehn Jahren zugetragen. Sie waren damals alle noch nicht im Bezirke, und Ihr Vorgänger, Herr Amtsgerichtsrat, der mit der Sache zu thun hatte, ruht nun auch schon von allen irdischen Leiden aus. Ich erhielt an einem regnerischen Sommertage in üblicher Form eine gerichtliche Vorladung in Untersuchungssachen wider Unbekannt zur Sektion in Stoonseifen. Das Nest liegt, wie Sie wissen, ganz oben im Gebirge und hat nur wenige Besitzungen, vielleicht zehn oder zwölf. Es war ziemlich der einzige Ort des Kreises, in dem ich noch niemals gewesen war. Die Herren kennen ihn wohl auch kaum persönlich.“

Wir mußten es alle verneinen.

„Es ist blutwenig dort zu holen. Die Gegend ist sehr steinig. Ein kleines Hochplateau und ein paar Bergabhänge sind Ackerland, an einem winzigen Bächlein erstreckt sich etwas Wiese, das andre ist Wald und Fels. Nicht einmal Aussicht giebt's; es schieben sich überall Berge vor, so daß dieser weltvergeffene, von jeder befuchteren Straße weit abseits liegende Flecken auch jedes landschaftlichen Reizes entbehrt. Meine ärztliche Hilfe hatte man dort noch niemals erheischt, da man solche näher als aus der Kreishauptstadt haben konnte. Die gewisse Neugier, mit der ich nach dreistündiger Fahrt aus dem Wagen stieg, war durch das Aussehen des Ortes gründlich enttäuscht. Und auch der Anblick des Toten sagte mir, daß der Fall medizinisch wenig Interessantes bieten werde. Es war der Körper eines nach den Aussagen seiner Nachbarn sechsundzwanzigjährigen Mannes aus Stoonseifen, eines unverheirateten Händlers, der ganz zurückgezogen gelebt hatte, zu niemandem unfreundlich, aber auch niemals zu jemand freundlich gewesen war. Er war vor fast sechs Wochen von Hause fort-

gegangen, um eine Kuh in Ellerstedt zu kaufen. Seinem Nachbar Hänelt, der ihm die Kaufgelegenheit nachgewiesen hatte, hatte er beim Weggange einen Fünfigthalerschein mit den Worten gezeigt: „der läuft heute Abend auf vier Beinen.“ Seitdem hatte ihn niemand mehr gesehen. Als er nach mehreren Tagen nicht heimkehrte, zeigte der erste Häusler, der nach Ellerstedt fuhr, den Vorfall an, und es wurden polizeiliche Ermittlungen angesetzt. Dann ergingen öffentliche Aufrufe in den Zeitungen, und es suchten die erwachsenen Personen von Stoonseifen unter Anführung eines Gendarmen die Umgegend ab. Nichts hatte Erfolg. Des Verschollenen Nachbar Hänelt wurde gerichtlich zu seinem Abwesenheitsvormunde bestellt, versah notdürftig dessen Anwesen und schimpfte täglich auf das ihm übertragene Amt. Wäre dies nicht gewesen, so hätte bei der anstrengenden Arbeit des Sommers kaum noch jemand in Stoonseifen an den verschwundenen Rüdigard gedacht. Da verbreitete sich eines Abends plötzlich in den wenigen Hütten des Ortes das Gerücht: „Rüdigard ist gefunden! Petruschke hat seine Leiche gesehen!“

„Der Einwohner Petruschke?“ warf ich dazwischen.

„Ja wohl, derselbe, Sie werden ihn kennen.“

„Ein oft bestraftes Subjekt.“

„Und doch ein ehrlicher Kerl in seiner Art. Er hat immer nur wegen Wilddieberei und Holzdiebstahls gefessen, und das rechnen sich die Leute nicht als Sünde an. Er war natürlich auch an jenem Nachmittage wildbieben gegangen, was er freilich bestritt, und mochte wohl vor einem Forstbeamten, dessen nahender Schritt ihn mitten im Wildfrevel gestört hatte, geflüchtet sein. Thatsache war wenigstens, daß ein in der Gegend noch ziemlich neuer Hilfsförster gegen Abend, wo das Wild wechselt, einen Schuß gehört und, als er dem Knalle nachgegangen war, einen frisch geschossenen Rehbock nach längerem Suchen gefunden hatte. Das war etwa zweitausend Schritt von der Stelle, wo etwas später Petruschke den lang Vermißten liegen sah. Letzterer Ort ist ganz unwirtlich. Er liegt abseits von jedem Wege, auch dem schmalsten Fußpfade, und es verirrt sich eigentlich nie eines Menschen Fuß dahin. Es ist ein kleines Felsenmeer, das kaum dem Wurzelwerke des Nadelholzes schmalen Spalt zu kärglichster Nahrung bietet. Hier und da eine verkümmerte Fichte, sonst Steinblock an Steinblock, nicht einmal durch Farren belebt. Es giebt solcher Stellen ziemlich viele in diesem Teile des Gebirges, und gerade die, wo Rüdigard lag, ist so abgesehen im ungangbarsten Teile des Forstes, so entlegen von jeder Behausung, daß viele Monate und manchmal wohl auch Jahre vergehen, ehe ein Mensch in die Nähe derselben kommt.“

Als nun Petruschke am späten Abende mit seiner traurigen Kenigkeit das Bergneß in größte Aufregung versetzte, war guter Rat dort teuer. Genau wußte Petruschke selbst nicht, ob er überhaupt Rüdigard vor sich gehabt hatte; der Tote hatte auf dem Gesichte gelegen, und als Petruschke den Kopf bei den Haaren gefaßt und umgedreht hatte, hatte ihm vor dem Anblicke gegraust, und er war davon gelaufen. Aber den Kleidern nach hatte er den Langvermißten vorher

erkannt. Verwunderlich war nur, daß der Fundort in der entgegengesetzten Richtung von Ellerstedt lag, wo Rüdigard die Kuh hatte kaufen wollen. Dies gab zu den seltsamsten Erklärungsversuchen Anlaß, über die man lebhaft stritt, bis man sich der schwierigeren Frage zuwendete, was mit der Leiche zu thun sei. Einen Dorfschulzen gab es in Stoonseifen nicht; der Ort ist nur eine Kolonie mit einem Gemeindefchöffen und gehört zu dem durchaus nicht nahen Ellerstadt. Auf guten Rat von außerhalb zu rechnen, war bei den weiten Entfernungen niemand dort gewöhnt. Da gab denn Hänelt, der ohnehin als Schöffe das meiste Ansehen genoß, den Ausschlag; er meinte, man könne den Verstorbenen nicht für die Füchse liegen lassen, morgen mit dem Frühesten müsse man ihn holen. „Dafür muß ich sorgen; wozu bin ich sonst sein Kurator?“ Und als jemand einwarf, das Gericht werde doch erst den Toten besichtigen müssen, lachte er ihn aus: „Man merkt es Dir doch immer an, daß Du kein militärischer Mann gewesen bist. Natürlich besieht ihn das Gericht. Aber doch hier in Stoonseifen. Denkst Du, daß die Herren die anderthalb Stunden herauslaufen und sich ihre feinen Schuhe zu schanden machen werden? Wir müssen unsre Toten heimbringen, dazu sind wir nach Gesetz verpflichtet. Und ich muß als Schöffe und Kurator dafür einstehen. Nachher wird alles aus Rüdigard's Wirtschaft wieder ersetzt, und wenn sie verkauft werden müßte. Das haben sie mir schon auf dem Kreisgerichte gesagt.“

So wurde denn der Tote geholt, unter unsäglichen Mühen, unter Aufopferung und Selbstverleugnung seiner Gemeindegensossen. Fast den ganzen Weg hatten sie ihn auf einer Tragbahre abwechselnd tragen müssen, da dort für Wagen erst in der Nähe von Stoonseifen eine fahrbare Straße war. Mehr als den vierten Teil der Strecke hatten sie über Felsstrümmen, durch Buschwerk und durch hohes Holz ohne Weg und Steg zurückgelegt, bis sie endlich auf einen Fußpfad kamen. Und hätte es nicht in der Nacht begonnen gehabt, zu regnen, und bei Tage weiter vom Himmel gegossen, wer weiß, ob sie ihn bis in die Kolonie gebracht hätten. Denn eine Selbstüberwindung war dieser Transport gewesen, eine größere, als auch die Beherztesten von denen geglaubt hatten, die hinausgegangen waren, ihren einst blühend kräftigen Genossen in sein Heimatshaus als einen entseelten Mann zu tragen.

Das alles stand schon teils in den Akten, teils erfuhr es der Kreisrichter durch kurze Nachfragen.

Nun lag der Tote vor uns. Ich will mich kurz fassen: er war unkenntlich. Schon der erste Blick ließ vermuten, daß hier nur noch wenig werde festzustellen sein. In der That ergab sich auch denn trotz aller Sorgfalt nur, daß Stirnbein und Jochbein da, wo sie sich treffen, zersplittert waren. Andre Verletzungen waren nicht festzustellen. Der Knochenbruch war zweifellos die Todesursache; eine solche Verletzung der Schläfe hat den augenblicklichen Tod zur Folge. Die Frage des Richters aber, ob dieser Knochenbruch notwendig von der Einwirkung eines Dritten herrühre, oder ob auch ein unglücklicher Fall, beispielsweise auf einen spitzigen Stein, denselben veranlaßt haben könne, mußten wir dahin beantworten,

daß letzteres höchst unwahrscheinlich, die Möglichkeit hiervon aber nicht vollkommen ausgeschlossen sei; der Verletzte hätte dann aber mit besonderer Wucht aufschlagen müssen, etwa von einer Höhe herabgestürzt sein. Hätte die Sektion eine Reihe von Wochen früher stattfinden können, so hätte der sonstige Befund voraussichtlich eine schärfere Antwort ermöglicht. So aber gewann die gerichtliche Untersuchung nur mäßige Förderung durch unser Gutachten. Nur das konnten wir bestimmt sagen, daß, falls ein Dritter die Verletzung beigebracht hatte, sie von einem stumpfen Werkzeuge herrühre.

Der Kreisrichter war von der Staatsanwaltschaft ersucht worden, auch den Fundort der Leiche zu besichtigen und weitere Ermittlungen durch Zeugenvernehmungen anzustellen. Er hatte also noch mehrere Stunden zu thun, und so fuhr ich mit dem zweiten Arzte nachhause. Von Thatumständen hatte ich nur noch erfahren, daß der Verstorbene den Fünfigthalerschein noch in der Brusttasche gehabt hatte; auch seine Uhr war in der Weste. Ein Raubmord lag also nicht vor; an einen solchen aus Rache glaubte niemand in Stoonseifen, da der Verstorbene Feinde nicht gehabt hatte; ein Selbstmord war ausgeschlossen, und ganz unerklärlich blieb, wie Rüdigidard an den öden, in entgegengesetzter Richtung von seinem Bestimmungsorte gelegenen Fleck gelangt war, und was er dort gewollt hatte.

Am andern Tage sprach ich den Kreisrichter Ebert. All' sein Ärger, daß man den Toten nicht in der Lage gelassen hatte, in der er gefunden war, alle Schimpfworte, die er wegen des vorgenommenen Transportes den Stoonseifern, namentlich Hänelt, nicht vorenthielt, hatten die Sache nicht ändern können. Er hatte alle Personen, welche an der Unglücksstätte gewesen waren, dorthin mitgenommen. Ihre Angaben darüber, wie der Körper gelegen hatte, widersprachen sich in den wesentlichsten Punkten. Es schien aber, als habe die Schläfe auf einer scharfen Kante eines größeren Eisblockes inmitten von Steinmassen gelegen, als Petruschke den Toten zuerst sah. Blutspuren waren nirgend sichtbar; dies war nicht anders zu erwarten, da wir in den letzten Wochen, nachdem anfangs große Hitze geherrscht hatte, überwiegend Landregen gehabt hatten. Es war auch nichts vorgefunden, was auf einen stattgehabten Kampf hätte schließen lassen. Die Mütze des Verstorbenen lag in der Nähe des Platzes, wo er sein Leben anshauchte, zwischen Steinen. Sonst war nichts, was einem Menschen gehört hatte, zu sehen. Nicht einmal ein abgerissener Knopf. Die Zeugenausagen hatten nichts Besonderes ergeben.

Der dunkle Fall gab zu umfassenden Nachforschungen Anlaß. Ich intereffierte mich für die Sache, weil ich davon überzeugt war, daß man nach den Thatumständen einen Mord für vorliegend erachten müsse; wiederholt nahm ich mit Herrn Kreisrichter Ebert Rücksprache, ohne jedoch die Angelegenheit meinerseits fördern zu können. Ebert war sogar schon auf die Idee verfallen, ob Petruschke der Mörder sei, der, um jeden Verdacht von sich selbst abzulenken, zu einer Zeit, wo der Befund an der Leiche nicht mehr verrätherisch werden konnte, Anzeige von deren Vorhandensein gemacht habe. Er hatte diesen Gedanken aber

als abenteuerlich wieder fallen laſſen. An einen unglücklichen Zufall mochte niemand recht glauben.

Da hatten wir eines Abends irgend ein Abſchiedeſſen, und ich konnte, als ich heimkam, nicht einſchlafen. Ich warf mich hin und her, und plötzlich fuhr mir in meiner Unruhe eine Ideenverbindung durch den Kopf, die mir zwar erſt recht den Schlaf für eine Zeit vertrieb, aber doch geeignet ſchien, etwas Aufklärung zu geben.

Kurze Zeit nach dem Verſchwinden Rüdigar's war eine ganze Zigeunerfamilie ins Gefängnis eingeliefert worden. Sie wiſſen, meine Herren, daß im neuen Deutſchland die Polizei für Moral im Lande ſorgt. Ich habe Zeiten erlebt, wo das nicht der Fall war, und es ging auch; ja, es war ſogar gemüthlicher. Aber heutzutage ſteckt auf jedem Chauffeeſteine und auf jeder Stakete eines Gartenzauns ein Strafgeſetzparagraph, und dahinter ſißt ein Gendarm. Die Heidelbeere und der Pfefferling, der Wiefenpfad und der blühende Rotdorn, die Haſelgerte und das Ribizei, ſie ruſen dir zu: hüte dich vor Übertretungen, wir ſagen alles dem Manne mit dem blauen Rock und hellen Knöpfen wieder! Damals ſing das ſchon an. Die Welt ſtarrt von Verboten, und ganz beſonders wird das Leben dem fahrenden Volke ſauer gemacht. Es kommt keine Zigeunerfamilie mehr ungeſchoren durch das deutſche Reich; irgendwo wird ſie gefaßt, bald wegen Bettelns, bald wegen Weiſſagens, bald wegen Steuerhinterziehungen. Es iſt eine alltägliche Geſchichte, daß eine ganze Bande auf einmal eingesperrt wird, da man die kleinen Strafgeſetze nicht ungeahndet verleiht. So war auch bei uns eine ganze Anzahl Zigeuner wegen irgend welcher Lumpereien, deren Ermittlung aber viele Zeit in Anſpruch nahm, hinter Schloß und Riegel gebracht. Ich war ſchon am Tage nach ihrer Einlieferung als Gefängniſarzt zugezogen, da ein ungewöhnlich kräftiger älterer Zigeuner und eine jüngere, üppig ſchöne Zigeunerin Wunden auf den Unterarmen hatten, die in der Behandlung vernachläſſigt und, obgleich ſonſt bei dieſem Volke alles raſch heilt, recht ſchlimm geworden waren. Sie rührten zweifellos von ganz friſchen Meſſerſtichen her, doch hatte ich auf meine Fragen nichts über deren Urfprung erfahren, wie die beiden denn überhaupt ſich aufs äußerſte gegen die Behandlung durch mich ſträubten. Ich hatte der Sache biſher kein andres Intereſſe als das des Arztes abgewonnen, ſie auch ſchon halb vergeſſen, da ich die Patienten bereits aus der Behandlung hatte entlaſſen können; nun aber ging es mir plötzlich durch den Sinn, ob dieſe Stichwunden und der Tod Rüdigar's in Zuſammenhang ſtänden. Es ſchoß mir durch den Kopf, daß ſie zu der Zeit entſtanden ſein mußten, wo der Häuſler aus Stoouſeiſen verſchwunden war.

Am andern Morgen war ich gleich nach meiner Sprechſtunde beim Kreisrichter Ebert. Er war zwar ungläubig, ließ aber ſogleich den verwundeten Zigeuner vorführen. Dieſer hieß Hater Bola, in ſeinem Paſſe Hater Lagreni genannt, ein frohend gefunder, ſtämmiger Mann mittlerer Größe von einer ins olivgrüne fallenden ſchwarzen Hautfarbe, deſſen ſchwarzglänzendes Haupthaar bis auf den Nacken herabging. Ohne irgend eine Vorbereitung fragte er ihn: „Haben

Sie den Häusler Rüdigard aus Stoonseifen gekannt?" Nicht eine Wimper zuckte, als der Zigeuner mit ruhiger, fester Stimme, ein Nein erwiderte. Mir schien es, als habe sein Auge plötzlich etwas Stechendes im Ausdrucke gehabt; aber ich konnte mich täuschen. „Befinnen Sie sich genau; es war ein stattlicher, dunkelblonder Mann, vor sechsundzwanzig Jahren, der wohl fast einen halben Kopf größer als Sie war; er trug ein blaugestreiftes Hemd und graue Jacke und hatte eine schwarze Mütze auf.“ „Ich kenne ihn nicht.“ „Waren Sie vor sieben bis acht Wochen in Stoonseifen?“ „Wo ist das?“ „Im Gebirge, drei bis vier Stunden von hier.“ „D nein, damals waren wir im brennenden Lande.“ „Was ist das?“ „Bei Euch heißt's Brandenburg.“

Hater Bala wurde abgeführt, und Guda Dilani, das Zigeunermädchen, erschien. Die erste unvermittelte Frage an sie war die nämliche. Kaum war sie ausgesprochen, so blitzten ihre Augen in unheimlicher Glut auf. Die Iris schien sich zu verdoppeln, und es war eine flammende Lohe, mit der sie uns anblickte. Aber nur den Bruchteil einer Sekunde. Und nur ein feines Ohr konnte ein leises Vibrieren in ihrer Stimme hören, als sie ein kurzes nein hervorbrachte. „Ein großer Mann von sechsundzwanzig Jahren, Haar und Schnurrbart dunkelblond, die Gestalt kräftig und das Gesicht wohlgeformt und hübsch.“ „Hübsch sind nur die Söhne unsres Stammes.“ „Aber Sie haben ihn gekannt?“ „Nein.“ „Waren Sie schon in der Gegend von Stoonseifen?“ „Die Stadt kenne ich nicht.“ „Wo waren Sie vor acht Wochen?“ „Hinter der großen Glockenstadt.“ „Was nennen Sie so?“ „Berlin.“ „Woher haben Sie die Wunden auf Ihrem Arme?“ „Das sage ich nicht.“ „Ich werde Sie dazu zwingen.“ „Das können Sie nicht.“

Herr Kreisrichter Ebert konnte vorläufig nicht viel machen, teilte aber den aufkeimenden Verdacht sofort der Staatsanwaltschaft mit und verhehlte mir nicht, daß das Benehmen des Mädchens ihm einen sehr eigentümlichen Eindruck gemacht habe. Der Staatsanwalt ging augenblicklich auf die gegebene Anregung ein, und nach einigen Vorermittlungen begann die Voruntersuchung, die bei unfrem Kreisgerichte geführt wurde.

Die Zigeuner hatten sich augenscheinlich schon vor ihrer Verhaftung genau mit einander ins Einvernehmen gesetzt; vielleicht fanden sie auch Mittel, im Gefängnisse trotz ihrer Isolierung sich zu verständigen. Jedenfalls beantworteten sie alle Fragen gleichmäßig; und wo irgend ein Zweifel sein konnte, verweigerten sie die Antwort. Niemand hatte den Verstorbenen gekannt, niemand war in der Umgegend von Stoonseifen je in seinem Leben gewesen, und zur Zeit der That waren sie in der Mark umhergestreift; die Reiseroute gaben sie übereinstimmend an. Über den Anlaß, aus dem die Messertische herrührten, wollten sie nichts wissen; das sei bei ihnen nichts Ungewöhnliches, und sie berühten sich über dergleichen nicht untereinander. Wirklich hatten verschiedene der Zigeuner und auch eine häßliche, bejahrte Zigeunerin alte, vernarbte Stichwunden.

Da ich als Gefängnisarzt häufiger ins Gefängnisgebäude kam, und Herr Kreisrichter Ebert sich über mein eifriges Interesse für diese Sache amüsierte, machte er sich ein Vergnügen daraus, mich über dieselbe auf dem Laufenden zu

erhalten. Die Nachforschungen hatten das Resultat gehabt, daß die Zigeunertruppe in Brandenburg an den angegebenen Orten nicht gewesen war. Hingegen war ermittelt, daß zur Zeit des Verschwindens Rüdigard's Zigeuner durch den südlichen Teil unfres Kreises gezogen waren, aber nicht als geschlossene Bande, sondern vereinzelt und nirgends Halt machend. Eine ganze Reihe von Zeugen, die sich auf öffentlichen Aufruf gemeldet hatten, wollten sogar einzelne dieser Zigeuner in den jetzt Verhafteten wiedererkennen.

Eine wichtige Mitteilung machte Rüdigard's Nachbar Hänelt, der die letzte Unterredung mit dem nun Verstorbenen gehabt hatte. Hänelt war damals nahe der Straße an seinem Dretterwagen beschäftigt gewesen, als Rüdigard vorbeiging und auf seinen Zuruf stehen blieb. Sie hatten sich über den Zaun hinweg unterhalten. Rüdigard hatte sich so gestellt, daß er sich auf den Zaun auflehnte; in der Nähe stand auf dem Hofe ein Birnbaum, dessen Zweige teilweise auf die Straße hingen. Während des Gespräches hatte Rüdigard ein starkes Taschmesser, wie es die Landbevölkerung zu tragen pflegt, aus der Hosentasche gezogen und von den Birnbaumästen zwei Raupennester mit den Worten losgeschnitten: „Nachbar, bei Euch sind in diesem Jahre wohl die Raupen billig?“

Dieses Messer war nicht mehr in den Taschen des Verstorbenen gewesen. Es wurde der Ort, an dem er aufgefunden worden, nochmals im weitesten Umkreise polizeilich durchsucht; das Messer fand sich dort nicht und ebenso nicht in der Wohnung Rüdigard's.

Endlich wurde aber noch ein dreizehnjähriger Bursche aus Bilschütz, der freilich nicht eidesmündig war, ermittelt, von dem es hieß, daß er wesentliche Angaben zu machen habe. Er war von seinem Pflegevater nach Ellerstadt mit einem Auftrage geschickt worden und war dabei noch vor der Mittagsstunde durch den Wald gekommen, in dem dann weiter östlich das Felsenmeer liegt, wo Petruschke den entseelten Körper Rüdigard's fand. Hier im Walde war ihm ein junger Mann und ein junges Mädchen begegnet, welche entweder von Stoonsfeisen oder von Ellerstadt her — die Wege von den beiden Ortschaften vereinigen sich im Forst — die Richtung nach Osten eingeschlagen hatten, als sie ihn kommen sahen, aber kurz vor ihm vom Wege ab in das Holz einbogen. Der Bilschützer hatte sich nach ihnen mehrfach umgesehen und bemerkt, daß sie nachher wieder denselben Waldweg betreten hatten. In der Zigeunerin Euda Dilani glaubte er mit Bestimmtheit dieses Mädchen wiederzuerkennen. Ich meine, man konnte sie auch nicht mit einer andern verwechseln. War freilich ihr Äußeres im allgemeinen lediglich dem Zigeunertypus entsprechend, dessen tiefschwarzes Haupthaar, lange Augenwimpern, blendend weiße, kleine Zähne ihr eigneten, so lag doch in ihrem Wesen etwas so Stolz und, obgleich die Figur nicht über Mittelgröße herausragte, Majestätisches, mit dem sich eine wilde Leidenschaft des unergründlich tiefen Auges paarte, und es bestrickte der wonniginnliche Zauber ihrer Reize so eigenartig und unwiderstehlich, daß auch der flüchtige Beobachter sie ohne weiteres aus einer ganzen Schar ihrer Genossinnen hätte herausfinden müssen.

Rüdiggard war dem jungen Menschen eine unbekannte Person; sein Heimatdorf Bilschütz liegt jenseits des Gebirgskammes über zwei Stunden von Stoonseifen, und er war hier überhaupt noch nicht, in Ellerstadt aber erst zwei oder drei Mal in seinem Leben gewesen. Der Weg von Bilschütz nach Ellerstadt führt bis in die Nähe von Stoonseifen, berührt aber diesen Ort nicht, der vielmehr rechts liegen bleibt. Dem Zeugen wurden nun Photographien von Rüdiggard vorgelegt. Dieser war Soldat gewesen und hatte beim Militär die einzige glückliche Zeit seines Lebens zugebracht. Mit Begeisterung hatte er des Königs Rock getragen und so hatte er sich auch mehrmals während seiner Dienstzeit in seiner Uniform als Kürassier photographieren lassen; Bilder, die ihn in Zivil darstellten, existierten aber nicht. Der junge Bursche sah sich den stolzen Reitersmann, der ohnehin kein Meisterwerk der Portrairkunst war, immer und innewer wieder an. „Ha kinnt's schun sein,“ meinte er; aber über das Zugeben der Möglichkeit kam er nicht hinaus; der Kürassier war ihm zu fremd, und er konnte sich nicht vorstellen, wie dieser sich in grauer Jacke und schwarzer Mütze ausnehmen möchte.

Das war alles, was sich in monatelanger Untersuchung, bei der auch das Zeugniszwangsverfahren vergeblich gegen die übrigen Zigeuner angewendet worden war, ermitteln ließ. Es genügte so wenig, daß die Ratskammer sofort das Verfahren einstellte und die Zigeuner aus ihrer Untersuchungshaft entließ. Niemand hat sie seitdem in unsrer Gegend wiedergesehn. Alle Zigeunerbanden meiden von jener Zeit an unsern Kreis, wie Sie mir bestätigen werden, meine Herren, während wir sie früher recht oft hier hatten.

Mir ging die Sache nicht recht aus dem Kopfe. Unwillkürlich trat mir oftmals wieder der wildleidenschaftliche, der verzehrende Blick vor die Seele, mit dem uns Enda Dilani angeschaut hatte. Aber mein Beruf nahm mich genug in Anspruch, und so trat die Erinnerung an diesen Vorfall allmählich in den Hintergrund.

Da wurde ich nach etwa anderthalb oder zwei Jahren eines Abends durch einen fürstlichen Lakaien ins Schloß gerufen; der Fürst war schwer erkrankt, und sein Leibarzt hatte meine Zuziehung gewünscht. Sie kennen ja alle die herrliche Burg, die auf dem ersten Höhenzuge des Gebirges so gebieterisch über die Ebene schaut; wenn sie stolz im Sonnenglanze daliegt, sollte man glauben, in ihr könne nur Freude und Glück herrschen. Aber als mich damals zu später Stunde die besten Kenner seines Markstalles zum Fürsten brachten, war die Sorge dort größer als in mancher ärmlichen Tagelöhnerhütte. Ich fand einen lebensgefährlich Erkrankten vor, von dem es zweifelhaft war, ob er werde durchgebracht werden. Es handelte sich um ein Unterleibsleiden der schwersten Art.

Kollege Rattein und ich waren in der Beurteilung des Falles einig. Der Kranke mußte unausgesetzt beobachtet und sorgfältig gehütet werden. Deshalb war der Kollege schon seit mehreren Tagen in das Schloß gezogen und schief dort in der Nähe des Patienten. Da der Fall aber weitaussehend war, mußte er seine Kräfte auch schonen, und wir verabredeten, daß ich ihn täglich mehrere Stunden in der Beobachtung des Fürsten ablösen solle, um ihm Zeit zur Er-

holung und zum Besuche seiner sonstigen Patienten zu verschaffen. Auch schien es wünschenswert, daß ich selbst eingehend die Krankheits Symptome studierte, um mir die Gewißheit von der Richtigkeit der Diagnose zu verschaffen.

So kam ich denn jetzt täglich ins Schloß, wo ich mit der fürstlichen Familie Rücksprache nahm und mich dann ins Krankenzimmer begab. Die Fürstin war von sehr zarter Gesundheit, wie sie es hent noch ist, sodasß wir ihr nur zeitweise kurzes Verweilen am Bette ihres Gemahls gestatten konnten. Ihre Töchter waren noch Kinder. Zwar kamen wiederholt Verwandte von außerhalb, diese konnte man aber erst recht wenig in der Krankenstube gebrauchen. So saß ich gewöhnlich mit einer Diakonissin und dem alten, geschwägigen, aber treuehrlichen und rührend um seinen Herrn besorgten Kammerdiener an dem Lager des Fürsten oder, wenn er gerade ruhiger schlief, allein im Vorzimmer, wenn anders mir nicht die alte Seele von Kammerdiener, das Faktotum des Schloffes, dahin folgte. Hier erzählte er mir dann manches Mal, wenn es seinem Herru gerade besser ging, aus dessen und seinem Leben und der Familiengeschichte des fürstlichen Hauses, ob ich es hören wollte oder nicht.

Allmählich wurde es in der Gegend bekannt, daß ich täglich im Schlosse anwesend war. Mehrmals war ich bereits gebeten worden, von dort aus noch zu andern Kranken zu kommen; doch hatte ich dies im allgemeinen ablehnen müssen, da ich kaum im stande war, den Anforderungen meiner laufenden Praxis zu genügen. Wäre damals nicht gerade mein Jüngster bei mir gewesen, der seinen Abschied als Stabsarzt genommen hatte und sich noch einmal im Elternhause wohl fühlen und erholen wollte, ehe er seine Zivilpraxis als Knappschafftsarzt übernahm, und hätte er mich nicht daheim vertreten, so würde ich ohnehin die Behandlung des Fürsten haben aufgeben müssen. Da ersuchte mich eines Tages der Häusler Hänelt aus Kolonie Stoonseifen, seine schwerkranke Frau zu besuchen, da Kollege Deumert in Ellerstadt, den sie sonst immer geholt hätten, den Fuß gebrochen habe, und ein Vertreter für ihn noch nicht da sei. Ich erkannte den Mann sofort wieder, versuchte aber, ihn an ärztliche Hilfe aus irgend welchem andern Orte zu verweisen, da meine Zeit wirklich sehr besetzt war, und das Schloß erst etwa die Mitte des Weges nach Stoonseifen bildet, so daß ich dorthin noch eine und eine halbe Stunde zu fahren hatte. Hänelt bat mich aber so inständig, zu kommen, da ein andrer Arzt für ihn nicht erreichbar sei, und die Frau das Nervenfieber habe, daß ich ihm schließlich nachgab.

So kam ich denn mehrmals nach Stoonseifen, und es war natürlich, daß mir die Umstände, welche den Tod Rüdigard's begleiteten, wieder lebhaft vor die Seele traten. Als es mit Frau Hänelt besser ging, erkundigte ich mich einmal nach den persönlichen Verhältnissen, dann nach und nach im Zusammenhange nach den Geschicken der letzten drei Generationen Rüdigard, die ich Ihnen so gleich, insoweit dies von Interesse ist, wiedergeben will. Vor allem aber hörte ich, daß Rüdigard's Großvater zwei Zigeuner erschossen hatte.

„Aber um Gottes Willen, Hänelt,“ sagte ich zu dem Manne, „weshalb haben Sie denn das damals dem Herrn Kreisrichter nicht gesagt?“

„Er hat mich ja nicht danach gefragt.“

„Er hat Sie ja gar nicht danach fragen können! das hätten Sie ihm doch unaufgefordert erzählen müssen. Woher soll er denn auf die Idee kommen, daß Sie so etwas wissen?“

„Das weiß ja jedes Kind bei uns.“

„Aber der Herr Kreisrichter hat doch davon keine Ahnung gehabt.“

„Das kann ich mir nicht denken. Er war doch ein ganz lieber und kluger Mann, und dazu braucht man doch nicht sehr geschickt zu sein, um zu wissen, daß Rüdigarb's Großvater der letzte war, der in unserm Kreise am Galgen hing.“

Ich war ganz empört über diese Bauernlogik. Jahrzehnte lang hatte auf der Rüdigarb'schen Familie der Fluch gelegen, daß ein Vorfahr am Galgen geendet hatte. Durch zwei Generationen hatte er sich vererbt, und jedes Schulkind in Stoonseifen wies mit Fingern auf den, der diesen verruchten Namen trug. Da war es diesen Leuten selbstverständlich, daß, was bei ihnen sich die Späßen auf dem Dachfirst zugewitscherten, auch jedermann im Kreise offenkundig sei. In der ersten Zeit der Untersuchung freilich, in der ja die meisten Stoonseifener vernommen worden waren, hatte niemand den Todesfall mit Zigeunern in Verbindung gebracht. Hätten aber die Zeugen, die später noch vorgeladen wurden, diesen Umstand zur Sprache gebracht, wie leicht hätte sich weiteres ermitteln lassen!

Mich verdroß das sehr.

An einem der folgenden Tage saß ich mit dem Kammerdiener im Zimmer neben der Krankenstube; der Fürst schlief ziemlich fest. „Sander,“ sagte ich zu dem alten Diener, „Sie wissen doch alles, was sich auf zehn Meilen um das Schloß herum zuträgt. Können Sie mir sagen, wer der letzte war, der in unserm Kreise am Galgen gehangen hat?“

Ich wollte nur wissen, wie ausgebreitet wohl die Kenntnis von dem, was ich über Rüdigarb's Großvater erfahren hatte, sein mochte; aber ich war geradezu entsezt über die Wirkung meiner Frage. Sander war totenbleich geworden, zitterte an den Händen und öffnete ein paarmal den Mund, ohne einen Laut herauszubringen. Dann sagte er leise und wie mit klagender Stimme: „Ach, Herr Sanitätsrat, warum thun Sie mir das an?“

Obgleich mir der alte Diener leid that, fuhr ich doch, da mir die Ursache seines Schreckens über diese längstverjährete Geschichte unerklärlich war, heraus:

„Nun, zum Kuckuck, Sander, was thue ich Ihnen denn? Ich habe von Hänelt in Stoonseifen gehört, daß der letzte, der gehangen hat, ein Rüdigarb gewesen ist, und was geht der Sie an?“

„Nicht, aber den hochseligen Herrn Fürsten Heinrich; möge ihn der Herr in Frieden ruhen lassen!“

„Den Fürsten Heinrich? fragte ich ganz erstaunt. „Was hat der mit dem SINGERICHTETEN gemein?“

„Ach, Herr Sanitätsrat, Sie werden noch unsern Kranken erwecken. Wenn Sie vom Fluche des Fürstenhauses reden, den der himmlische Vater in Gnaden wenden möge, kann er nicht schlafen.“

„Vom Fluche des Fürstenhauses? Was soll das denn heißen?“

„Herr Sanitätsrat, das werden Sie wohl wissen.“

Ich versicherte Sander, daß mir seine Andeutungen ganz unverständlich seien. Aber nun wurde der Kranke wirklich unruhig, und ich mußte zu ihm.

Sander war einige Tage ganz niedergeschlagen und verstimmt; er sprach nur das Nötigste zu mir. Dann aber siegte sein Drang, sich mitzuteilen, über diese künstliche Zurückhaltung, und er ließ mich bei nächster Gelegenheit Dinge wissen, über die längst Gras gewachsen war, und von denen wohl nur noch wenige Personen Kenntnis hatten. Was er sagte, konnte auf Zuverlässigkeit Anspruch machen; denn sein Vater, der vor ihm das gleiche Amt im Schlosse über fünfzig Jahre bekleidet hatte, hatte das, was Sander nicht aus eigener Wissenschaft mir mitteilen konnte, selbst miterlebt und dem Sohne erzählt.

Ein günstiger Zufall wollte es, daß ich außerdem noch eine altentworfene teilweise Bestätigung dessen erhielt, was mir Hänel und Sander eröffnet hatten. Ich führte nämlich eine Besprechung mit dem damaligen Herrn Kreis-Gerichtsdirektor Petrens herbei, der zwar meine Ansicht widerlegte, daß eine nochmalige Aufnahme der Untersuchung irgend welchen Erfolg verspreche, aber sich doch für die Sache interessierte und eine amtliche Anordnung an diese Unterredung knüpfte. Die Gerichte waren damals sämtlich aufgefordert worden, solche alte Akten, die von geschichtlichem, insbesondere auch kulturhistorischem Interesse seien, auszuwählen und an das Staatsarchiv abzuführen. Die Arbeit war gerade in Angriff genommen, und so wies Herr Direktor Petrens den betreffenden Bureaubeamten mündlich an, auf die alte Untersuchungssache wider Rüdigard besonders acht zu geben. Es war zwar wenig Hoffnung, daß sie sich vorfinden werde, da sie längst hätte kassiert sein müssen. Aber in einem verstaubten Winkel des Gerichtsbodens fand sich doch dieses Aktenstück im Vereine mit andern ähnlichen kulturhistorischen Interesses, die wohl schon früher einmal aus irgend einem besondern Grunde zu einem Faszikel zusammengeschürt waren. Der Fund war auch nach andern Richtungen hin ein wesentlicher. Herr Direktor Petrens aber hatte die Güte, mir diesen Aktenband zur Verfügung zu stellen, und ich habe ihn mit großer Mühe, aber regster Anteilnahme durchstudiert. Jetzt ruht er in der Aktensammlung des preussischen Staatsarchives.

Und nun, meine Herren, will ich Ihnen wiedergeben, was ich aus diesen lebenden und toten Quellen geschöpft habe.

Ernst Rüdigard hatte in Stoonseifen immer sehr zurückgezogen und einsam gelebt. Sein Nachbar Hänel, der während Rüdigard's Minderjährigkeit dessen Vormund gewesen war, war der einzige Mensch, mit dem er einen gewissen Verkehr aufrecht erhielt; den andern Kolonisten gegenüber legte er ein verschlossenes Wesen an den Tag. Doch entsprach dies wohl nicht ganz dem Grundzuge seiner Natur, oder aber diese reagierte gegen seine Einseitigkeit. Denn beim Militär

war er ein flotter und lustiger Gesell gewesen. Er hatte damals seine kleine Wirtschaft verpachtet und konnte deshalb etwas zusehen. Soldat mit Leib und Seele, war er auch bei seinen Vorgesetzten wohlgekommen, denen gerade seine Offenheit angenehm auffiel. Er hatte auch, als er den bunten Rock wieder ausgezogen hatte, mehrmals Leuten gegenüber, die nicht aus seinem Heimatsorte waren, eine mit seinem sonstigen Charakter anscheinend in Widerspruch stehende Vertrauensseligkeit bewiesen, die ihm hin und wieder sogar schlechte Früchte eingebracht hatte. Es scheint mir, als habe er sich allmählich in den Gedanken hineingelebt, daß die Welt überall schön sei, nur nicht in Stoonsfeisen; womit im Einklang stehen würde, daß er sich vor seinem frühzeitigen Tode mit dem Plane trug, sein Grundstück zu verkaufen, wenn nur nicht so schwer ein Käufer gerade für dieses Haus zu haben gewesen wäre.

Selbstfalls war es erklärlich, daß er sich von den übrigen Kolonisten fern hielt; denn er konnte sich keines liebenden Wortes, keiner helfenden That erinnern, die ihm, der jungen Waise, zuteil geworden wäre. Er war kaum vierzehn Jahre gewesen, als er durch den Tod der Mutter die Häuslerstelle, zu der einige Morgen Land und etwas Wiese gehörten, erhielt. Seitdem hatte er, so gut und so schlecht es ging, selbständig gewirtschaftet. Hänelt kümmerte sich um ihn, wenn seine eigenen Angelegenheiten es ihm gestatteten. Aber im Grunde wollte Rüdigard gar keine Hilfe, und Hänelt und mehr noch die andern waren froh, daß er dieselbe nicht beanspruchte. Man war zufrieden, wenn man mit den Unglücksmenschen nichts zu thun hatte.

Das war es, was wie ein Wurm an ihm nagte! Beim Militär hatte er so viel gegolten wie jeder andre auch, hier sollte er schlechter sein als der geringste Einwohner. Sein Großvater, der nur eine Tochter hinterlassen hatte, war am Galgen gestorben; und auch diese Tochter, seine Mutter, hatte sich nicht makellos gehalten, denn sie hatte ihrem Sohne außer der Ehe das Leben gegeben. So hatte es ihn schon von der Geburt an in seiner Kolonie verfolgt, daß er scheu und scheel angesehen wurde. Das hatte in den Tagen der aufknospenden Kindheit wie Gift an ihm gefressen, und das konnte er nie vergessen. Bitterkeit fiel in jede Freude, die ihm hätte zuteil werden können. Hänelt suchte es ihm zwar auszureden. „Kehr' dich an die Albernheiten nicht, die sie wohl früher zu dir geredet haben; du bist jetzt ein militärischer Mann und hast alles Ansehen.“ Aber Ernst Rüdigard wußte es besser. „Im geheimen ärgert ihr euch ja doch alle, daß ich nicht auch noch brandrote Haare habe, und würdet es ganz natürlich finden, wenn ich durch den Scharfrichter ende. Und ginge es nach euch, ihr ärgertet mich wirklich dahin.“

Waren so seine Kinderjahre ihm vergällt und die Jugendzeit freudlos gewesen, so lag zwischen beiden ein Ereignis, das die Familienschande vergrößerte und eine schwere Last auf Rüdigard's Gemüt wurde, die schwerste, an der er trug: das war der Tod der Mutter. Denn dieser war ein freiwilliger gewesen, und der Selbstmord, namentlich aber der durch Erhängen, entweicht das Haus in den Augen der Landleute für alle Zeiten.

Ein vollkommenes Dunkel lag auf diesem Tode. Niemand konnte sagen, was die noch junge und ganz gesunde Person, die ohne Nahrungsorgen auf ihrem Eigenthume lebte und die Schmach, welche durch den Tod des Vaters und die Geburt ihres Kindes auf sie gefallen war, sich niemals sonderlich zu Herzen genommen hatte, veranlaßt haben konnte, Hand an sich zu legen. Auch die gerichtlichen Vernehmungen, welche im Anschlusse an die Leichenschau stattgefunden hatten, waren, was das Motiv der That anlangt, ergebnislos geblieben.

Die Mutter Rüdigarb's hatte einen leichtfertigen Zug in ihrem Wesen gehabt, dabei etwas Grundgutmütiges und einen Hang zum Abenteuerlichen. Ehe ihr Sohn geboren wurde, hatte sie sich mehrere Jahre in der Welt umhergetrieben. Sie brüstete sich gern damit, wie vornehme Leute sie in Breslau und Wien kennen gelernt habe, und log den Kolonisten die unglaublichsten Sachen vor, sobald sie mit ihnen sprach; aber ihre Ausschneidereien waren harmloser Art. Es war, als wolle sie sich dafür schadlos halten, daß ihr wenig Achtung zuteil ward. Sie hatte sich aus der Fremde eine für ihren Stand ungewöhnliche Zahl von Büchern mitgebracht, allerdings durchweg Ritterromane und dergleichen, und regte durch das wiederholte Lesen derselben in ungesunder Art ihre Phantasie auf. Im Sommer lebte sie viele Tage lang im Walde. Ihre Wirtschaft war so klein, daß ihre Bestellung und Ernte nicht allzuviel Zeit beanspruchte. Und wenn die Männer im Holzschlage oder im Steinbruche beschäftigt waren oder Holzschnitzarbeit fertigten, und die Frauen Spitzen klöppelten, dann war sie im Walde und sammelte Erdbeeren, Preiselbeeren und Pilze zum Verkaufe oder wand Enzian, Orchis und Teufelsbart zum Gebirgsstraufe, den weiter unten nach dem Thale zu die Badegäste begehren, oder sie saß auch nur träumend auf einem Felsblöcke, die Hände über dem Knie verschlungen, stundenlang. „Du wirst wohl noch so lange hier sitzen, bis einer kommt und dich aus dem Walde holt,“ hatte Hänelt zu ihr gesagt, als er sie einmal so traf. „Ja, aber es ist ein Brinz,“ hatte sie ihm geantwortet, „und die Pferde sind schon vor der Glaskutsche angespannt, acht Rappen. Ihr sollt alle vor Rüdigarb's Bertha noch im Staube liegen.“

An einem Sommerabende war sie gegen ihre Gewohnheit nicht nachhause gekommen. Ihr Sohn hatte sich geängstigt und war zu seinem Vormunde Hänelt gegangen, der ihn damit tröstete, daß sie sich vielleicht beim Verkaufe der Wald-erzeugnisse verspätet habe und irgendwo thalwärts übernachtete. Am nächsten Abende, als man schon Anstalten machte, sie zu suchen, war sie wieder da. Sie gab sich gar keine Mühe, aufzuklären, wo sie gewesen wäre, und log den Leuten gegen ihre Gewohnheit gar nichts vor. Augenscheinlich war sie erregt und meinte nur: „Ihr braucht euch meinethwegen keine Mühe zu geben, wenn es mir einmal Spaß macht, bleibe ich eine Woche weg, und wenn ich einmal recht lustig bin, lasse ich euch bei Kartoffeln und Handläse sitzen und gehe wieder in die Welt.“ Da hatte sich ihr Sohn Ernst an sie geschmiegt und nur gesagt: „aber, Mutter!“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, hatte sie einen Augenblick beide Hände gegen die Stirn gepreßt, dann ihren Sohn mit sich genommen und ihre

Schwelle heftig überschritten, während die Kolonisten, die sich zusammengethan hatten, um sie zu suchen, hinter ihr her schimpften.

Aber auch ihren Sohn klärte sie über die Ursache ihres Fortbleibens nicht auf. Sie hatte überhaupt keine tiefe Liebe zu ihm, obgleich er im Äußeren vollkommen ihr Abbild war, oder vielleicht gerade deshalb nicht. Es kam zwar vor, daß sie ihn in plötzlicher Gefühlsaufwallung mit großen Zärtlichkeiten überhäufte; aber sie kümmerte sich auch oft wochenlang nicht im geringsten um ihn.

Seit jener Szene war etwa ein Jahr vergangen, als sie abermals an einem heißen Sommertage nicht heimkehrte. Sie blieb drei Tage fort und betrat ihr Haus in später Abendstunde, als Ernst sich schon schlafen gelegt hatte. Sie war sehr verstört und redete leise, unverständliche Worte vor sich hin. Dann warf sie sich an Ernst's Bett auf die Kniee und sagte: „Wirfst du mich auch immer lieb behalten?“ „Gewiß, Mutter.“ „Und wenn die Menschen dir Böses von mir sagen, wirst du ihnen nicht glauben?“ „Nein, Mutter.“ „Und wirst keinem gut sein, der schwarze Augen hat.“ „Wenn du es so haben willst —.“ „Ich sage dir, hüte dich, hüte dich vor schwarzen Augen!“ Dann war sie aufgestanden und hatte noch mancherlei in der Stube besorgt, auch Papiere verbrannt. Ernst Rüdigidar war darüber eingeschlafen. Ihm war aber im Traume so, als habe sich die Mutter noch einmal über ihn geworfen und ihn lange und heiß geküßt.

Am andern Morgen fand er sie nicht im Zimmer. Sie hatte sich auf dem Boden ihres Hauses aufgehängt. —

Ich wollte nun gern von Hänelt, der alle Einzelheiten dieses Falles wußte, erfahren, ob zur Zeit ihres Todes Zigeuner im Walde ihr Lager aufgeschlagen hatten. Hänelt verstand den Zusammenhang meiner Frage zunächst überhaupt nicht. Es hatte niemals jemand daran gedacht, den Selbstmord in irgend eine Verbindung mit dem fahrenden Volke zu bringen. Jedenfalls konnte mir Hänelt auf meine Frage nichts erwidern und er vermochte auch von den andern Kolonisten nichts mehr zu ermitteln. Zigeuner waren in der Gegend an sich damals nichts Ungewöhnliches. Durch Stoonsseifen selbst kamen sie aber im allgemeinen nicht durch, weil die Fahrstraße ein paar tausend Schritte unterhalb des Ortes von West nach Ost geht, und von ihr nach Stoonsseifen nur ein Landweg, der den Lokalverkehr vermittelt, sich abzweigt.

Es blieb das dunkle Rätsel, welcher Beweggrund wohl die Unglückliche in den Tod getrieben haben mochte, ebenso ungelöst wie die Frage nach Ernst Rüdigidar's Herkunft. Seine Mutter hatte nicht verraten, wer der Vater sei, oder, wenn zu neugierig gefragt wurde, offenbar gelogen, er sei ein Königssohn oder dergleichen.

Ihr leichtsinniges Wesen war eine Folge ihrer Erziehung. Sie war als junges Ding unter fremden Leuten in der Welt herumgestoßen worden; denn sie war als Waise aufgewachsen, die bald nach dem Tode von Vater und Mutter auch die Großmutter verloren hatte. Und das bringt mich auf das Geschick der Eltern, dessen ich nie gedenken kann, ohne für seine Tragik eine eigenartige Mitempfindung zu hegen. Wir Ärzte werden ja durch unsern Beruf gleich

Ihnen auf dem Gerichte gegen so mancherlei abgestumpft; aber es regt sich immer in mir ein Etwas, wenn nach meiner Auffassung Schuld und Sühne in einem Mißverhältnisse stehen. Ich meine nicht nach dem Buchstaben Ihres geschriebenen Rechtes, sondern die That nach ihrem sozialen Zusammenhange und der Mensch nach seinem inneren Werte beurteilt.

Beide Eltern von Bertha Rüdigard waren tüchtige Menschen, die Mutter sogar mehr als das, eine Lichtgestalt, von der ich nur in den Ausdrücken der Verehrung habe sprechen hören. „Ich habe die Frau nur einmal gesehen,“ sagte der alte Sander zu mir, „aber ich könnte sie Ihnen malen, so hatte sie mir mit ihrem aschblonden Haar und ihrer stolzen Figur imponiert. Ich war damals ein Bube von zehn Jahren, und ich wüßte es wohl heute auch nicht mehr so, wenn sie nicht bald darauf gestorben wäre. Aber mein Vater hat mehr als einmal zu mir gesagt: „Wenn ich katholisch wäre, das müßte meine Heilige sein.“

Sie war nicht aus unsrer Gegend, vielmehr aus irgend einem Bororte von Leipzig. Der Krieg hatte sie mit ihrem Manne zusammengeführt. Dieser hatte von Hause aus das Schlofferhandwerk gelernt. Als aber der Sturm durch das Vaterland brauste, das Joch der Fremden abzuschütteln, war er, ein zweiundzwanzigjähriger Zingling, in das Heer eingetreten. In der Schlacht von Leipzig wurde er, ich glaube bei Gohlis oder bei Schönefeld, schwer verwundet und kam zu den Eltern seiner späteren Frau in Quartier und Pflege; denn damals konnten die Lazarette nicht alle Kranken aufnehmen. Und als er allmählich der Genesung zuschritt, woben sich die ersten Fäden einer Liebe zusammen, die eine ungewöhnlich innige und glückliche werden sollte. Der junge Soldat war bei allen im Haushalte wohlgeklitten, selbst bei seinem sonst sehr unzugänglichen, aber von glühendem Patriotismus beseelten späteren Schwiegervater. Bei diesem wohl besonders deshalb, weil auch er Schloffer, freilich bereits ein altangesehener Innungsmeister, war, und sein Pflegling mit der Abnahme der Schwäche manche Hilfeleistung willig gewährte, die in jener Zeit bei dem Mangel an Arbeitskräften doppelt willkommen war. Als aber im Frühling die Heilung eingetreten war, ging Rüdigard wieder zu seinem Regimente. Er avancierte und fühlte sich so befriedigt von dem militärischen Leben, daß er beschloß, bei der Truppe zu bleiben. Nachdem der Friede zu stande gekommen war, führte er die Geliebte heim. Mit jedem Friedensjahre und seiner wenig zusagenden Beschäftigung ließ aber seine Begeisterung für den Soldatenstand nach, und er nahm sein Handwerk, ich weiß nicht mehr, wo, wieder auf. Dort ging es den jungen Leuten nicht besonders gut, und als eines Tages Rüdigard's Mutter aus Stoonseifen schreiben ließ und ihren Sohn himmelhoch bat, sie nicht in ihrem Unglück unkommen zu lassen, sie sei vom Schlage getroffen worden und gelähmt, entschloß er sich kurz und zog in seine Heimat zurück, ganz gegen die Abmahnungen seiner Frau, die sich jedoch fügte, wie sie sich überhaupt in ihren Mann schickte, auch in den Zählzorn seines schnell aufbrausenden Charakters. Und es zeigte sich bald, daß sie weitsehender gewesen war als er. Rüdigard war größere Verhältnisse gewöhnt, das bischen Landwirtschaft nahm seine Thätigkeit in ge-

ringem Maße in Anspruch — obgleich er in noch einige Morgen hinzugepachtet hatte, so daß er sich Pferd und Kuh hielt — und die Schlosserei für die paar Hütten von Stoonseifen noch weniger. Er setzte sich mit größeren Geschäften bei uns im Thale in Verbindung und arbeitete für diese; jedoch auch das hatte sein Mißliches. Er liebte aber seine Mutter zärtlich und sorgte rührend für sie.

Der Arzt hatte ihm gesagt, daß deren Lebensdauer bei ihrem sichtlichen Kräfteverfall auf nicht mehr als ein, zwei Jahre bemessen werden könne. Die wollte er in Stoonseifen aushalten und umsomehr, als sein Schwiegervater schrieb, er könne auch nicht mehr so von der Stelle wie früher; bei ein paar Jahren möchte er gern die Schlosserei an ihn abgeben. So ging denn ein Zug des Sehns nach der lieben Stätte im sächsischen Lande, auf der ihr Herzensbund geschlossen war, durch die Rüdigard'schen Eheleute. Aber sie sollten dieselbe nicht mehr sehen.

Eines Nachmittags saß Hermann Rüdigard allein zu Hause; seine Frau war, ich weiß nicht mehr, weshalb, aber jedenfalls zu seinem Unheile, auf ein paar Tage mit ihrem einzigen Töchterchen Bertha verreist. Er reinigte sein Jagdgewehr, als eine Zigeunerin von etwas über fünfzig Jahren, der man gegen die Gewohnheiten ihres Stammes noch die Reste ehemaliger stolzer Schönheit ansah, und ein etwa in Rüdigard's Alter stehender Zigeuner eintraten. Ein sonderbares Gefühl beschlich den Dastizenden, obgleich die beiden nichts thaten, als daß sie bettelten. Ihm war es, als hätte er alte Freunde vor sich, die er doch niemals gesehen habe, und von denen er ganz genau wußte, daß sie jetzt seine Todfeinde seien; so sagte er später bei seiner Vernehmung. Er wies die Bettler kurz ab. Diese priesen darauf ihre Künste an, Wahrsagen, Besprechen von Vieh und Festmachen des Hauses gegen Feuergefähr. Rüdigard zeigte ihnen die Thür. Da näherte sich ihm die Alte mit zudringlicher Vertraulichkeit, griff in ihr Brusttuch und zog aus diesem ein altes Bücheldchen heraus, dem sie eine abgegriffene Silhouette entnahm; diese hielt sie Rüdigard mit den Worten vor: „Wenn du uns nichts giebst, mein Zgelden, mein Hagebuttenstrauch, soll ich dir etwas schenken?“ Unwillkürlich sah der Angeredete scharf nach dem Bildnisse und entsetzt fuhr er zurück; denn ein gleicher Schattenriß hing in der Ausgedingerstube seiner Mutter, und er wußte, daß die, welche ihm soeben die Züge seines Vaters, wenn auch kaum noch kenntlich, gezeigt hatte, das Weib sein müsse, welches so unheilvoll in dessen Leben eingegriffen hatte. Wie ein Blitz fuhr ihm alles durch sein Denken, was er je über seinen Vater erfahren hatte, und kaum beherrschte er sich, als er das Weib, das ruhig das Porträt einsteckte, fragte: „Wo ist der Mann?“ „Das wird niemals jemand wissen, der nicht zum schwarzen Bunde gehört.“ „Und was wollt ihr von mir?“ „Mein Herzchen, wir haben nichts und brauchen viel. Unser Volk liegt im alten Steinbruche. Gieb uns eine Ziege zum Schlachten, das Pferd aus deinem Stalle, da ich nicht mehr laufen kann, und reichlich Geld, so wollen wir weiter ziehen.“ „Wenn ich aus meinem Vermögen etwas für euch übrig habe, so ist es eine Ladung Pulver und Blei aus diesem Rohr, nicht mehr.“ „Du willst uns drohen?“ mischte sich der Zigeuner

ein, „du? Weißt du, daß ich mehr denn ein Jahr älter bin als du und der Sohn desselben Vaters? Mein ist dies Haus und mein dein Land. Du gehörst hinaus auf die Landstraße, ruhelos, rechlos, daß du des Morgens nicht sagen kannst, wohin du die Spitze deiner Schuhe des Abends richten wirst. So wahr meines großen Gottes Lichter heute Abend am Himmel brennen werden, ich bin hier der Herr, du bist der Dieb meines Eigentums.“ „Hinaus mit euch Unverschämten,“ schrie Rüdigard in hellster Wut, „oder ich weiß nicht, was ich thue.“

„Siebst du uns nichts?“ kreischte die Alte, „Gottes Blut, Gottes Hirn, wenn du uns vorenthältst, was unser ist!“ Drohend stürzte Rüdigard auf sie zu. Da eilten sie hinaus und schlugen die Thür ins Schloß. Im Hofe aber rief der Zigeuner, daß der drinnen es hörte: „Bei den Toten, du wirst an uns denken.“

Hermann Rüdigard verfiel in ein dumpfes Brüten. Seine Frau, der Leitstern seines Lebens, deren Gegenwart ihm jetzt besonders fehlte, war fern mit ihrem Räte. Zur Mutter konnte er nicht gehen; es wäre ihr Tod gewesen, wenn sie erfahren hätte, daß dieses Weib in ihrem Hause gewesen. Und mit einem Nachbar sprechen? Das sicher nicht! Wo jedermann in der Kolonie wußte, daß sein Vater, als er kaum ein Jahr verheiratet gewesen, spurlos verschwunden war, und alle Welt hinzufügte, er habe seine Frau, die er ohne Liebe geheiratet hatte, und seinen neugeborenen Knaben, ihn selbst, den Hermann, verlassen und sei mit einem schönen Zigeunermädchen, das er in Spanien kennen gelernt hatte, in die Welt gegangen! In Spanien! Früher war ihm dies so vorgekommen, als läge das Land noch hinter dem Monde. Dann war er selbst auf seinen Kriegsfahrten gar so weit nicht mehr von dort entfernt gewesen. Er bemühte sich, mit militärischen Erinnerungen die Szene, die er soeben erlebt hatte, aus seinem Denken zurückzudrängen. Aber er konnte es nicht. Er wußte, die beiden Zigeuner würden wiederkommen, und es würde einen Kampf auf Leben und Tod mit ihnen geben. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß die beiden mehr als betteln wollten; er glaubte, daß sie über die Hagbier hinaus irgend einen Plan der Rache gegen ihn verfolgten. Aber er war in der schrecklich peinigenden Ungewißheit, daß er keine Ahnung hatte, an welchem Punkte er bedroht sein möchte. Würden sie kommen, ihn berauben, ihn nachts ermorden oder ihm den roten Hahn aufs Dach setzen. Er war fest entschlossen, sich und seiner Familie nichts nehmen zu lassen und, wenn irgend ein Anschlag auf ihn ausgeführt werden sollte, ohne Verzug den Angriff mit einem schnelleren Gegenangriffe zu erwidern. Sein Befürchten war, daß auch irgend eine Schandthat gegen die Ehre seiner Familie ins Werk gesetzt werden sollte, und daß ein schwerer Schlag seiner geliebten Mutter bevorstehe. Zur Sicherheit setzte er sein Gewehr vollends in stand und legte sich Munition bereit; auch einen alten Säbel zog er aus der Scheide und holte sich seinen schwersten Hammer aus der Schlosserwerkstatt ins Zimmer. Dann aber eilte er ins Freie. Er wäre in der Stube bei seinen Gedanken umgekommen, die immer wieder auf den Punkt zurückgelangten, daß der Mensch, der sich seinen Halbbruder

nannte, neben ihm nicht Platz hätte in der Welt, wenn er ihm Ehre und Eigentum in Frage stellte.

In der frischen Luft wurde er ruhiger. Er sagte sich, daß die beiden schließlich doch nur eine Erpressung gegen ihn hätten ausführen wollen, und daß sie in ein paar Tagen wieder irgendwo fernab auf der Landstraße sich herumtreiben würden. Unwillkürlich zog es ihn nach dem alten Steinbruche; er wollte sehen, ob dort wirklich ein Zigeunerlager wäre. In Stooenseifen wußte augenscheinlich noch niemand, daß eine Truppe eingetroffen sei; denn sonst hätte er Kinder und Müßiggänger die Richtung dorthin einschlagen sehen. Er hielt sich auf Waldpfaden so, daß er oberhalb des alten Steinbruches blieb, und stand nach einiger Zeit an dessen oberen Rande. Vorsichtig, durch die Baumstämme gedeckt, schob er sich, zuletzt kriechend, so weit vor, wie es irgend die Unsicherheit des Bodens gestattete, und sah in der That, von unten unbemerkt, eine größere Wandertruppe sich zu Füßen in der Tiefe. Sogleich hatte er den Sohn seines Vaters, der nicht sein Bruder war, herausgefunden; denn an der Persönlichkeit der beiden, die ihn heute aus seiner Ruhe gejagt hatten, hegte er keinen Zweifel, sie waren durch die Stimme der Natur anerkannt. Der, den er suchte, saß vor einem Feuer und hatte eine Hautierung, von welcher Rüdigard zunächst nichts verstehen konnte. Er sah sich daher das Treiben der andern an, dessen bunter Wechsel ihn anregte. Die Geliebte seines Vaters rupfte ein jedenfalls gestohlenes Huhn. Was sie sprachen, hörte er zwar, ohne es jedoch zu verstehen, da sie sich ausschließlich der Zigeunersprache bedienten. Seine stille Erwartung, es könne möglicherweise doch ein Fremdling unter dem fahrenden Volke sein, ein Fremdling, der sein Vater sei, schlug fehl; nur Männer aus unvermischtem zigeunerischem Blute waren es, die er unter sich sah. Nun aber faßte er seinen Feind wieder genauer ins Auge. Es mußte eine vergnügliche Beschäftigung sein, die er hatte, denn er lachte beständig, und andre um ihn stimmten in seine Scherze ein. Da sah Rüdigard, daß der Verhaftete einen Igel in der Hand hatte, dem er, zweifellos, um ihn zum Braten zuzurichten, die Stacheln vom Leibe fengte, und die Zuckungen des Thieres verrieten, daß es noch lebte. Fast hätte der Beobachter sich selbst durch einen Schrei des Unwillens verraten. Unterdrückte er aber diesen auch noch im letzten Augenblicke, so konnte er doch nicht länger in seiner ihn zur Ruhe zwingenden Stellung verbleiben. Er war empört über den Unmenschen, der, wie er nun fest glaubte, bei seiner rohen Natur jede That als möglich befürchten ließ, und mußte in rascher Bewegung seinem Unwillen zum Ausbruche verhelfen.

Abends kehrte er heim. Sonst ging er wie die andern Kolonisten um 9 Uhr schlafen; heute schlugen ihm alle Pulse, als solle er noch ein Jahr lang keine Müdigkeit verspüren. Mit dem ungeduldigen Warten mehrte sich seine Aufregung. Die Empfindung, daß er in großer Gefahr schwebte, ließ ihn über immer neue Mittel zur Abwehr sinnen, und diese steigerten sich in seinen Gedanken zu immer größeren Gewaltthatigkeiten. Draußen war Mondschein, dessen Helligkeit zwar durch jagende Wolken getrübt wurde, aber doch so groß war,

daß Rüdigard alles, was im Gehöfte vor sich ging, vom Zimmer aus sehen konnte. Da gegen Mitternacht hörte er die Hofthür gehen und Leute eintreten. Dann kamen zwei Gestalten über den Hof auf ihn zu. Es hätte nicht des breitkrämpigen Filzhutes und der langen Stiefel des Mannes, nicht der grellbunten Gewänder der Frauensperson bedurft, um die beiden zu erkennen — seine innere Stimme hatte ihm schon beim Knarren der Pforte gesagt, wen er vor sich habe. Krampfhaft umfaßte er sein Jagdgewehr, auf alles gefaßt. Aber die Zigeuner gingen nicht zum Wohnhause, sondern auf den Pferdestall zu. Der war, wie es bei den kleinen Leuten üblich ist, nur mit Kramme und Einstechholz geschlossen und brauchte daher nicht erst erbrochen zu werden. Der Zigeuner ging hinein, und seine Mutter wandte sich dem Ziegenstalle zu. Noch einen Augenblick wartete Rüdigard. Da er aber sah, daß sein Pferd wirklich am Halfter aus dem Stalle geführt wurde, stürmte er hinaus. Als er in die Hausthür trat, saß der Zigeuner bereits auf dem Pferde.

„Herunter mit dir, oder ich erschieße dich.“

„Du Dieb, morgen holen wir uns mehr vom Unrigen,“ war die Antwort, und der Zigeuner hieb dem Pferde seine Hacken in die Flanken. In demselben Augenblicke krachte ein Schuß, und der Reiter stürzte zu Boden. Aus dem Ziegenstalle aber kam die Alte, die sofort mit einem Dolche auf Rüdigard zustürzte. Noch ehe sie ihn jedoch erreicht hatte, war sie von einem zweiten Schusse getötet.

Meine Herren, ich will Sie mit den Einzelheiten der Untersuchung nicht aufhalten. Der Zigeuner war durch den Schuß, da das Pferd sich gerade gebäumt hatte, nur schwer verwundet worden und lebte noch acht oder vierzehn Tage in vernehmungsfähigem Zustande, bis er von seinen Leiden erlöst wurde. Er hieß Bolla Lagreni, mit seinem Beinamen Pati, und ein Lagreni war es auch, den ich in der Untersuchungssache wegen Ernst Rüdigard's Tod persönlich kennen lernte.

Hermann Rüdigard wurde zum Tode durch Erhängen verurteilt, und die Strafe im Gnadenwege nicht gemildert.“

„Das war aber hart, das ist ja unmenshlich,“ unterbrach der Referendar den Redner.

„Es hat auch mein Gnipfuden stets verlegt, wie ich schon andeutete,“ erwiderte der Sanitätsrat.

„Aber erklärlich ist es,“ warf ich ein. „Heutzutage würden ja die Geschworenen ihren Wahrspruch höchstens auf Totschlag und nicht auf Mord abgegeben haben, das ist zweifellos. Aber damals besaßen wir keine Schwurgerichte, und die praktische Handhabung der Justiz hatte in diesen Zeiten der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenverfolgungen etwas arg Verknöchertes. Wir müssen doch festhalten, daß in der That das Erschießen des männlichen Zigeuners nicht etwa aus Notwehr erfolgte, und daß ein Richter, der mehr an den Buchstaben als an die psychologischen Vorgänge sich bindet, der besser die Akten als das ewig frisch pulsierende Leben kennt, auch die Frage nach der Überlegung des Thäters in diesem Falle bejahen konnte.“

„Dann mußte doch aber Begnadigung eintreten,“ beharrte der Referendar.

„Die Gründe der Begnadigung oder Nichtbegnadigung erfährt man ja niemals, und sie müssen notwendigerweise auch außer Diskussion bleiben,“ entgegnete ich. „Die damalige Zeitlage macht es mir freilich verständlich, daß der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen wurde. Mit der öffentlichen Sicherheit war es in jenen Tagen übel bestellt, die Zahl der Unzufriedenen im Lande war übergroß, es gärte an allen Ecken und Enden. Man wollte da wohl bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Macht der Staatsgewalt recht deutlich zeigen, hier vielleicht gerade deshalb, weil die Erschossenen „nur“ Zigeuner waren, die man vielfach kaum noch als Menschen behandelte, deren Tötung aber doch die Heiligkeit des Gesetzes mißachtete.“

„Das Streiten hilft nichts, ihr Herren,“ sagte der Sanitätsrat. „Es kann sich ja nur um Vermutungen handeln, die den Fall nicht anders zu gestalten vermögen. Denn so, wie er ist, ist er eben historisch. Lassen Sie die Sache auf sich beruhen und mich fortfahren. Die Frau von Hermann Rüdigard war, als sie von ihrer kurzen Reise in das namenlose Glend zurückkehrte, sofort mit ihrem Töchterchen in die Kreisstadt gezogen. Die Schwiegermutter hatte sie für die nächste Zeit den Nachbarsleuten anvertraut. Sie sagte, sie wolle nur wissen, wie es um ihren Mann stände, sann aber insgeheim auf seine Rettung. Ihre vielfachen Gänge zum Gerichtsgebäude waren anfangs ganz vergeblich. Dann aber stellte sich eines Tages, als sie wieder einmal stundenlang auf dem Hausflur wartete, zufällig an der Gleichartigkeit des Dialektes heraus, daß die Frau des Gefangenwärters, welche von ihrer Dienstwohnung im Gebäude aus über den Flur ging und ihr wegen des herrschenden Zuges einen freundlichen Rat gab, eine Landsmännin von ihr sei. Erfreut, nötigte diese sie einen Augenblick zu sich ins Zimmer. Bald wurde eine Anzahl gemeinsamer Bekanntschaften und sonstige Beziehungen zu einander festgestellt, und es entspann sich ein Verkehr der beiden Frauen. Diesen pflegte besonders Frau Rüdigard, sodaß sie bald ein gern gesehener Gast in der Familie des Gefangenwärters wurde.

In den kleineren Gefängnissen war und ist es auch jetzt noch erlaubt, wie mein Herr Nachbar zur Rechten bestätigen wird, daß der Gefangenwärter in seinem Amte durch seine Frau unterstützt und vertreten werden darf. Da Frau Rüdigard bald inne wurde, daß der Gefangenwärter hiervon namentlich gern bei der Ausgabe der Abendsuppe Gebrauch machte, wo er, wenn es irgend ging, zu einem Schoppen sich begab, stellte sie sich mit Vorliebe um diese Zeit zum Besuche ein. Und es dauerte nicht lange, so begleitete sie ab und zu ihre neue Freundin, wenn gerade einmal viel in der Wirtschaft zu thun war, auf deren Abendgängen bis an die Zellen, eine Anzahl Suppentöpfe tragend, wobei aber streng darauf geachtet wurde, daß sie niemals bis in die Nähe der Zelle ihres Mannes durfte. Sie sah jedoch, daß ein Schlüssel alle Zellen öffnete, und wußte sich unbemerkt von einem solchen und den Außenschlössern Wachsabdrücke zu verschaffen, lernte auch genau die Einrichtungen des Gefängnisses kennen. Bei ihrem sanften Wesen, der Würde, mit der sie ihr schweres Geschick trug, vermutete die Frau des Beamten kein Arg.

Frau Rüdigard begab sich auf ein paar Tage nach Stoonseifen, um nach der Schwiegermutter zu sehen und dieser mitzuteilen, wie es dem Gefangenen ergehe. Der wahre Zweck ihres Besuches war jedoch ein anderer. Sie fertigte sich zu den Gefängnischlössern, auch zu dem des Hofes, Nachschlüssel, was ihr als Tochter und Frau eines Schlossers, die oft hatte Hilfe leisten müssen, wenn gerade einmal die Arbeit sich häufte, nicht schwer fiel. Mit diesen und zwei Angügen ihres Mannes, von denen sie den einen für ihre eigene Figur geändert hatte, ging sie wieder zu Thale. Und nun schritt sie an das Werk der Befreiung ihres Mannes, dessen Urteil soeben gesprochen war.

Sie kennen, Herr Amtsgerichtsrat, zur Genüge unser kleines Gefängnis mit seinen elf Zellen, in die bei dem friedliebenden Charakter unsrer Gebirgsbevölkerung sich von jeher nur sehr selten ein schwerer Verbrecher verirrt hat. Der alte Bau ist wohl seit einem Jahrhunderte nicht verändert worden. Vom Gerichtsgebäude, das die Straßenfront hält, geht ein Quergebäude in den mächtigen Hof. Von der Dienstwohnung des Gefangenwärters liegt ein Zimmer noch im Gerichte, die andern beiden und die Küche bereits im Gefängnisse; an diese stoßen die Zellen, die sämtlich auf den Hof hinaus gehen. Letzterer, dessen ungewöhnliche Größe ja nur darauf zurückzuführen ist, daß er früher Amtshof war, wird gegenüber dem Gefängnisse von der bis auf die vergitterten Kelleröffnungen fensterlosen Rückseite des jetzigen Mehlhauses, das aber damals ein Zeughaus war, und sonst von hohen Mauern begrenzt. Die südliche Mauer hat eine Thür nach der Friedrichstraße, durch welche noch heute der eine militärische Posten, welcher auf dem Gefängnishofe steht, von der Wache aus, auf der sich ein Schlüssel zu derselben befindet, aufgeführt wird. Dieser Posten hatte nun zu jener Zeit die Inspektion, das Gefängnis zu bewachen und von Zeit zu Zeit auch die Rückfront des Zeughauses wegen eines möglichen Einbruchs in dessen mit allerlei militärischem Eigentum gefüllte Kellerräume abzapatrouillieren. Auf diesen Umstand bante Frau Rüdigard ihre Hoffnung, daß der Befreiungsplan gelingen werde.

In dunkler Nacht ging sie, männlich gekleidet, ans Werk. Kurz nach der Ablösung des Postens, wo sie sich sagte, daß der neu aufgezogene Soldat den Hof abpatrouillieren werde, gelang es ihr, von der Friedrichstraße aus unbemerkt die Thür des Gefängnishofes zu öffnen, die sie wieder zumachte. Ruhig ihre Zeit abwartend, kam sie auch bis in die Zelle ihres Mannes. Überwältigt von seinen Gefühlen, vermochte dieser kaum, von seinem Strohlager sich auf seine Füße zu stellen. Aber die Zeit drängte. Seine Frau, die ihm nun wahrhaft der Lichtengel war, wie er sie so oft genannt hatte, hieß ihn, die mitgebrachten Sachen sich anziehen. Sie warteten, bis sie bemerkten, daß der Posten sich abermals zum Patrouillieren aufschickte. Dann tappten sie sich rasch, aber leise den Gefängnisthorridor entlang. Da stieß Hermann Rüdigard gegen einen Kohlenkasten, der wohl aus Versehen dort stehen geblieben war. Das dumpfe Geräusch machte beide bis ins Innerste erzittern, umso mehr, als es schien, als ob sich etwas im Schlafzimmer des Gefangenwärters regte. Eiligst suchten sie das Freie und nahmen sich nicht Zeit, die Gefängnisthür wieder zuzuschließen. Sie rannten

möglichst sacht dem Ausgange zu und hatten diesen erreicht, als der Soldat am Gefängnisse wieder angekommen war, und gleichzeitig der Gefangenwärter in der Gefängnisthür erschien und schrie: „Schießen Sie, ein Gefangener ist ausgebrochen.“ In diesem Augenblicke öffnete Frau Rüdigard die Hoftbür und trat in diese. Ein unsicherer Lichtschein von irgend einem Fenster oder einer Laterne der Friedrichstraße ließ ihre Gestalt sich ein wenig gegen das sonst herrschende Dunkel abheben; ein Aufblitzen des Gewehres, ein Pfeifen der Kugel, und die edle Frau brach zusammen. „Flieh, Hermann, flieh,“ rief sie noch sterbend ihrem Manne zu; der aber vermochte keinen Schritt weiter zu thun und stürzte mit lautem Schrei, als sei er selbst getroffen, auf die Leiche. Wie ein Irzsinniger wurde er ins Gefängnis zurückgeführt. Bald darauf hing er am Galgen, der letzte in unserm Kreise, der dieses Todes verstarb.

Hermann Rüdigard ist derjenige seines Geschlechts, über welchen ich am besten unterrichtet bin, da ich viel über ihn gehört und seine Akten gelesen habe. Bei seinem Vater endet überhaupt meine Kenntniß von den Schicksalen der Familie, und über ihn sind die Nachrichten dürftig. Denn ich bin betreffs seiner im wesentlichen auf des alten Sander Erzählungen angewiesen gewesen.

Dieser Urgroßvater von Ernst Rüdigard war Leibjäger beim Fürsten Heinrich gewesen, das heißt also beim zweiten Vorgänger des jetzigen Fürsten. Wir kommen damit in das vorige Jahrhundert, meine Herren. Denn es war nicht lange nach dem Tode Friedrich's des Großen, als Fürst Heinrich, in den ersten zwanziger Lebensjahren stehend, das Fürstentum ererbte. Er war ein unbefonnener, auf seine Machtbefugnisse etwas eitler, aber höchst liebenswürdiger und schöner Mann. Sein Erstes war, die alten Beamten seines Vaters zu entlassen und für seinen persönlichen Dienst junge Leute, mit denen er aufgewachsen war, und die ihn bei seinen Streichen an meisten unterstützten hatten, anzustellen. So wurde des alten Sander's Vater, der nachher diese Stellung über fünfzig Jahre im Schlosse bekleidete, Kammerdiener und August Rüdigard Leibjäger. Nach Ablauf des Trauerjahres machte der junge Fürst eine Reise in die Welt, auf die er nur seinen Leibjäger mitnahm. Er wollte sein Leben einmal ordentlich genießen und durch keinerlei Zwang zur Rücksichtnahme gestört sein; Rüdigard aber war von Kindheit auf sein Verräuer gewesen. Über Frankreich kamen sie nach Spanien und führten hier wie überall einen ziemlich zügellosen Lebenswandel. Am Fuße der Sierra Nevada, in der unbeschreiblich schönen Alhambrastadt Granada, machten sie einen längeren Halt. Und hier wurde Rüdigard, der selbst einen dunkeln Teint und das Aussehen eines Südländers gehabt haben soll, mit einer der Schönen vom Sacro Monte, mit der Zigeunerin bekennt, die nachher von seinem Sohne erschossen werden sollte. Der Fürst kam bald hinter die heimlichen Ausgänge seines Leibjägers, und, von Begierde und dem Reize der Neuheit erfaßt, lernte auch er dieses Mädchen und später deren Schwester kennen. Beide Männer wußten, daß die Zigeunermädchen Fremden gegenüber die größten Tugendmuster sind, und daß, wer sich ihnen in unehrbarer Absicht nähert, einen Dolchstoß zu gewärtigen hat. Das erhöhte in ihren Augen aber nur den Zauber der Zusammen-

künfte mit ihren spröden Schönen. Wie es kam, wer will es heute noch sagen? aber das heiße Blut der Jugend trug den Sieg über jedes Hindernis davon. Und als die Folgen der Vertraulichkeit sich zeigten, verschwanden die beiden Deutschen eines Tages aus dem Thale des Darro, jedenfalls wohl unter dem Bruche heiliger, aber leichtsinnig gegebener Versprechen. Zuhause angekommen, verheiratete der Fürst schleunigst seinen Leibjäger mit einer Kammerzofe seiner Schwester und schenkte die Hänslerstelle in Stoonseifen, die er ankaupte, den beiden, um den Zeugen seiner Jugendstreichs fern im Gebirge und nicht in der Nähe zu haben. Am Fuße des Sacro monte aber wurden zwei Zigeunerknaben geboren. Der eine starb in der Geburt und seine Mutter bald nach ihm, diese, wie man sagt, mit einem schweren Fluche auf den Lippen, es solle ihr Sohn der letzte sein, der seinem fürstlichen Vater geboren werde, und es solle dessen Geschlecht sich niemals vererben. Der andre aber ward groß und hörte später von seiner Mutter das Geheimnis ihrer Jugend, auch daß sie nach Jahresfrist seinen Vater in Deutschland gefunden und wiedergesehen habe.

Wie aber ist die Kunde von den Unheilswünschen einer sterbenden Zigeunerin den weiten Weg von Granada bis zu uns gewandert? Niemand kann es Ihnen sagen, und doch weiß jedes Kind hier zu Lande, daß ein Fluch auf dem Fürstentume ruhe, wonach das Majorat niemals vom Vater auf den Sohn übergeben solle. Selten wird noch jemand Ihnen andeuten können, woher dies stammt; aber die Sache selbst erzählt jedermann. Der alte Sander glaubte fest an den Fluch und seine Wirksamkeit; er nannte ihn das Unglück seines Fürstenhauses. Bei ihm war das erklärlich, denn er hatte das Majorat stets auf die Seitenlinie übergehen sehen. Der Fürst Heinrich hatte sich in späteren Jahren vermählt, doch waren ihm in seiner Ehe nur zwei Töchter geboren worden. Sein Bruder Georg, der ihm folgte, zog das Leben am Hofe dem stillen Treiben bei uns vor und lebte fast ausschließlich in Berlin. Seine Güter brachten kaum so viel ein, wie er verbrauchte, obgleich er Junggeselle blieb. Unter ihm hatte Sander's Vater nur dem Namen nach die Stellung eines Kammerdieners; er kam nicht mit nach Berlin, sondern war auf dem Schlosse als eine Art Haushofmeister. Fürst Georg begann, um sich Geld zu verschaffen, seine Waldungen einzuschlagen und es sollte soeben ein Prozeß von den Agnaten eingeleitet werden, als ihn plötzlich ein typhöses Fieber dahinraffte. Der jetzige Fürst lebt ziemlich zurückgezogen sich und seiner Familie. Früher war das anders, und oft erstrahlten die hohen Fenster des Obergeschosses im Lichterglance. Aber es ist ein Schatten auf ihn gefallen, da die Fürstin sehr kränklich ist, und der Erbprinz, der ihm nach drei Töchtern geboren war, im neunten Monate seines Lebens an Zahnkrämpfen verstarb. Der Schreck über diesen Tod hat besonders der Fürstin geschadet, die seitdem beständig in die Bäder muß. Ein weiteres Kind ist dem Fürstenpaare nicht mehr geboren worden.

So weit reichte bis vor zwei Jahren meine Kenntnis der Sache. Da habe ich noch etwas erfahren, was mir die schon in ein gewisses Dämmerlicht in meiner Erinnerung zurückgetretenen Vorgänge wieder besonders lebhaft ins Gedächtnis

gerufen hat. Eigentlich habe ich mich verplaudert, wie das uns alten Leuten ja gehen soll. Denn ich habe bisher nur meiner Frau hiervon Mitteilung gemacht und hoffe, daß Sie das, was ich nun sagen werde, vertraulich behandeln und nicht unter die Leute bringen werden. Gönnen wir den Toten ihre Ruhe!

Ich zweifelte daran, ob der kleine Prinz wirklich an Zahnkrämpfen gestorben sei, da es mir sehr auffällig erschien, daß er genau zu derselben Zeit aus dem Leben geschieden war, in welcher Ernst Rüdiger aus Stoonsseifen verschwand. Deshalb hätte ich gern einmal die Personen gesprochen, welche den Knaben gewartet hatten. Aber ich ermittelte nur, daß sich dies nicht bewerkstelligen ließe. Denn Kinderfrau war eine Engländerin gewesen, solch eine nurse, wissen Sie, die längst in ihr Vaterland zurückgekehrt war, und Amme die Frau eines Holzlegers, die damals im Fürstentume gelebt hatte, aber, als ihr Mann bald nachher im Holzschlage von einem fallenden Baum tödlich getroffen worden, nach Pommern zu ihren Eltern gezogen war.

Vor zwei Jahren nun war der siebenzigjährige Geburtstag meiner Schwester in Rügenwalde. Ich hatte sie weit mehr als ein Jahrzehnt nicht gesehen, und entschloß mich auf ihre Bitten, zu diesem Tage sie aufzusuchen und ein wenig bei ihr zu bleiben. Sie erinnern sich dieser Reise wohl noch. Nun, sehen Sie, in diesen Tagen habe ich auch die frühere Amme vom Schlosse gesprochen. Sie lebte in Neu-Stettin, wo sie an einen Schuhmacher in zweiter Ehe verheiratet war. Ich überschlug einen Zug, teils ihretwegen, teils, um einem alten Jugendfreunde guten Tag zu sagen. Der Frau brachte ich Grüße von ihren hiesigen Verwandten und erzählte ihr, was ich vom Schlosse wußte. Sie war durch meinen Besuch zu Thränen gerührt und konnte nicht genug von ihrer alten Heimat plaudern. Bald hatte ich sie, wo ich sie zu haben wünschte: beim Tode des kleinen Prinzen; sie hatte anscheinend selbst das Gespräch darauf gebracht. Umständlich beschrieb sie die Zahnkrämpfe, denen das Kind erlegen war. Ganz wie nebensächlich und doch innerlich erregt warf ich die Frage hin, ob damals Zigeuner in der Nähe gewesen seien. Die Person erschrak aufs heftigste, als ob ich sie auf einer bösen That ertappt hätte. Ich mußte meine Frage wiederholen, worauf sie mir lediglich entgegnete, wie ich zu derselben komme. Aber ich ließ nicht locker. „Herr Sanitätsrat, um Gottes willen, Sie wissen mehr, als Sie sich stellen; aber woher nur, woher?“ Ich sagte ihr, daß ganz bestimmte Gründe mich glauben ließen, es hätten Zigeuner Anteil am Tode des Kindes. Da schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte aus tiefster Seele. Kaum konnte ich sie beruhigen. „Das hätte ich nie gedacht!“ schluchzte sie und fragte, mich verstört ansehend: „Ist denn etwa eine Untersuchung eingeleitet? Haben sie die kleine Leiche ausgegraben?“ Darüber tröstete ich sie, und schließlich erzählte sie mir folgendes.

„Ihnen will ich es sagen, worüber ich bisher noch zu niemand gesprochen habe. Aber ich schwöre es Ihnen zu, daß mir noch keine Sekunde lang je der Gedanke gekommen ist, es könne dieser Vorfall irgend etwas mit dem Tode meines kleinen Lieblinges zu thun haben. Denn sonst hätte ich es längst aller Welt offenbart; habe ich doch nichts Böses gethan! Aber wo Sie mir das sagen,

was Sie von Zigeunern denken, steigt mir eine dunkle Ahnung auf, als könnte auf diesem Tode ein schreckliches Geheimnis ruhen.

Der kleine Erbprinz Berengar bekam sehr schwer die Zähne; er stand in seinem neunten Monate, und noch immer wollte der erste Zahn nicht durchbrechen. Er war sehr unruhig, schrie öfters laut auf, schreckte im Schlafe zusammen und hatte Schmerzen im Zahnfleisch. Die Engländerin und ich waren beständig bei ihm und hatten die Weisung, sobald irgend welche Änderung in seinem Befinden eintrete, dies der Frau Fürstin zu melden oder zu diesem Zwecke die Dienerschaft heranzuklingeln. Ohne Erlaubnis durften wir nicht fortgehen. Wir wohnten im linken Seitenflügel, der im Parke liegt, damit alle störenden Geräusche dem Kinde fern blieben.

In diese Tage fiel nun der Geburtstag der Frau Fürstin. An demselben war stets eine große Mittagsgesellschaft, und sie fand auch dieses Mal statt, da es Berengar eigentlich ganz gut ging. Im Hauptflügel war alles in Bewegung; um uns kümmerte sich niemand. Nur, daß ich nach Aufhebung der Tafel den Prinzen hatte den Gästen zeigen dürfen. Nun waren wir wieder still beisammen, als M^s. Taylor mir in der Schummerstunde sagte, sie habe Erlaubnis von Frau Fürstin, auf eine Stunde sich zu entfernen. Ich glaubte ihr das nicht sehr, da sie im Punkte des Weggehens überhaupt unzuverlässig war, und ich mir nicht denken konnte, daß sie gerade an diesem Tage beurlaubt sei. Aber sie ließ mich kurz an und schritt langsam die Treppe hinunter. Später habe ich gehört, daß sie mich wirklich belogen hatte; sie hatte sich den allgemeinen Trubel zu nutze gemacht und heimlich eine Bekannte besucht, weil es ihr zu langweilig an diesem Festtage in unsrer verlassenem Kinderstube war.

Da sah ich denn allein beim Kinde, und als dieses schrie, machte ich ihm ein bißchen Zwieback mit Milch in einem Tassenkopfe zurecht; meine Nahrung reichte für den Jungen damals nicht mehr aus. Noch hatte ich ihm nicht zu essen gegeben, weil die Milch, die ich auf dem Spirituskocher abgekocht hatte, nicht genügend abgekühlt war, als der Prinz einschlief. Gleich darauf trat aus dem Vorzimmer, das nur durch eine Portiere abgetrennt war, eine Zigeunerin in die Stube: ich hatte sie nicht die Thür vom Korridor aus öffnen hören. Wie sie überhaupt ins Schloß gelangt war, weiß ich nicht. Der Thorwächter ließ nie einen Fremden hinein oder gab ihm wenigstens eines seiner Kinder als Begleiter bis zur Dienerstube mit, wenn der Fremde sich irgendwie darüber auswies, daß er Zutritt erhalten müsse. Über den alten Burggraben kann man auch nicht hinein, und nur vom Parke aus war eine Möglichkeit, zu uns zu kommen. Aber da hätte man sehr genau Bescheid wissen und einen Schlüssel zum Parkthor haben müssen.

Ich war erschreckt durch das Eintreten des Weibes, das sogleich sich heimlich und vertraulich an mich machte; sie sagte mir im Flüstertone, sie brächte mir Glück, und bot mir schließlich an, mir die Karten zu legen. Meine Antwort war, daß ich sie sich hinauscheren hieß. Aber sie erwiderte: „Mein Täubchen, uns stört niemand, alle sind vorn im Schlosse, wo sie Kaffee trinken,“ und wußte

meine Neugierde durch ein geheimnisvolles Wesen so rege zu machen, daß ich mich schließlich von ihr bethören ließ. Sie schickte sich an, mir die Karten zu legen, meinte dann aber, es wäre das zu verräterisch, wenn doch jemand käme. Aus Kaffeegrund ließe sich auch noch besser die Zukunft bestimmen. Und da hat sie mir denn aus Kaffeegrund geweissagt.

„Und Sie sind vom Kinde weggegangen, um alles herbeizuholen?“ unterbrach ich die Frau.

„Nein, Herr Sanitätsrat, ich habe meinen Liebling keinen Augenblick verlassen.“

„Befinnen Sie sich genau.“

„Wir hatten ja alles da. Kaffee bereitete ich mir öfters am Tage auf der Wiener Maschine, es brauchte nichts herangebracht zu werden. Ich mußte den Kaffee kochen, nicht filtrieren, und das Weib trank den schwarzen Kaffee bis auf eine Kleinigkeit aus. Dann goß sie den Rest in eine leere Tasse, die sie vor mich gestellt hatte, und in die ich dreimal hauchen mußte. Endlich schwenkte sie meine Tasse hin und her und stülpte diese auf eine Untertasse. Nachdem dann der Kaffee in meinem Tassenkopfe festgetrocknet war, sagte sie mir aus den offenen und geschlossenen Wegen, die der Kaffee gebildet hatte, wahr. Sie zeigte mir auch deutliche Figuren in dem Tassenkopfe: ein Baumaft war unten in ganz geschlossenem Wege, und das hieß, daß mir aus dem Walde bald großes Unglück kommen werde; und wirklich wurde mein guter Karl kurz nachher von einem Baume erschlagen; eine Weintraube oben in doppeitem offenem Wege bedeutete, daß ich in späteren Jahren ein zweites Mal glücklich heiraten würde. Zwei einzelne Punkte“ —

„Lassen Sie gut sein, liebe Frau,“ fiel ich ein, „sagen Sie mir nur, ob denn wirklich alles, was Sie brauchten, im Kinderzimmer war; stand denn nichts etwa im Vorzimmer?“

Sie sann einen Augenblick nach.

„Ja, doch — der Kaffee. Wir mußten ja alle Lebensmittel im Vorzimmer haben, auch den Zucker und Zwieback für den Prinzen.“

„Und wo ist der Brei geblieben, den Sie vorher zurecht gemacht hatten?“

„Der kleine Berengar wurde noch wach, ehe das Weib ging, und schrie sehr; da gab ich ihm das Essen.“

„Und dann?“

„Als die Person fort war, habe ich niemand etwas von ihrer Anwesenheit gesagt. Ich schämte mich, und sie hatte mir auch geboten, über die Prophezeiungen nicht zu sprechen, um mir nicht mein Schicksal zu verschlimmern. Nach einer halben Stunde kam Mß. Taylor wieder, und da fing Prinz Berengar an zu fiebern. Der Doktor war sogleich da, aber um sieben Uhr abends begannen die Krämpfe. Um neun war mein Herzensjunge tot. Ach, Herr Sanitätsrat, glauben Sie, daß die Zigeunerin dem Jungen etwas gegeben hat? Wissen Sie etwas?“

„Ich weiß nichts,“ sagte ich ernst.

„Machen Sie mich nicht unglücklich! Sollte ich an dem Tode dieses einzigen Kindes, das ich geliebt habe wie meinen Augapfel, schuld sein?“

„Nein, Sie tragen keine Schuld. Ihr kleiner Fehltritt ist nicht wert, daß man von ihm spricht. Und wenn das, was ich vermute, wahr ist, so waltet hier ein Geschick, das Sie, auch wenn Sie es hätten kommen sehen, nicht hätten aufhalten können.“

Erschüttert trennte ich mich von der Frau, die ich trotz aller Erklärungen, welche ich ihr zu geben für gut befand, untröstlich zurückließ.

Und nun, meine Herren, kennen Sie die Geschichte des letzten Rüdigerd.“

Der alte Sanitätsrat hob nachdenklich sein Glas und trank den Rest langsam aus.

„Aber, Herr Sanitätsrat,“ sagte der Kreiswundarzt, „es ist doch noch gar nicht aufgeklärt —“

„Bitte, Herr Kollege, keine Leichenreden! Ich habe überhaupt nichts zu erklären; nur Thatsachen habe ich Ihnen erzählt und zwar alle, die ich kenne.“

Er klopfte auf die Tischglocke.

„Herr Wirt, sagen Sie meinem Kutscher, daß er anspannt. Ich glaube, meine Herren, es ist für uns alle Zeit, an den häuslichen Herd zurückzukehren.“



Aus der Wiener medizinischen Schule.

Von

A. Kronfeld.

II.

Inhalt: Billroth: Seine Klinik. — Lehren und Lernen. — Die Mediziner. — Fortschritte der Medizin. — Bakterien und Zellen. — Koch. — Humanität. — Die Spitalskranken. — Der Neubau seiner Klinik.

Aus dem ersten Hofe des Allgemeinen Krankenhauses gelangt man durch eine hohe, öde Vorhalle und über eine enge, steile Treppe zur Stätte, wo Billroth, einer der bedeutendsten Chirurgen unsers Jahrhunderts, lehrt und wirkt. Schon die Stiege kennzeichnet die veraltete, unglückliche Anlage seiner Klinik. Eng und winkelig, würde sie kaum als Ausgang für einen schlecht besuchten Gasthof genügen; hier klettern tagtäglich unzählige, mit den schwersten Gebrechen behaftete Kranke auf und ab, hier müssen lebensgefährlich Verletzte transportiert werden, hier eilen Ärzte und das Heer der Studierenden hin und her. Fürwahr, schon die Stiege, die zu Billroth's Klinik führt, erinnert an ein Wiener Miniaturspital, welches über einen stockfinsternen Gang zum chirurgischen Arbeitszimmer verfügt. Der billige Wiß, im finsternen Gange würden die chirurgischen Fälle erzeugt und im Operationsaal behandelt, könnte mit Fug und Recht auf obiger Stiege gemacht worden sein.

Von der Stiege gelangt man in einen hohen, weißgetünchten Saal, welcher in der sonderbarsten Weise vermittelst Balken, Latten und Pfosten zum Hör- und Operationsaal metamorphosiert ist. In engen Gängen warten die ambulanten Kranken mit der berühmten „Wiener Gemütlichkeit“ und in englischer Geduld, bis sie zur Behandlung kommen. Manchmal beginnt eines der Kinder, welches noch nicht über das für den Bürger eines modernen Staates notwendige Maß von Resignation und Philosophie verfügt, zu weinen, die übrigen Kinder im Ambulatorium geben den Chorus ab, und die herrlichen Worte Billroth's werden übertönt. In denselben engen Gängen werden Patienten zu und von den Operationen transportiert, stöhnen und schreien die narkotisierten Kranken. So gut es eben geht, folgt die Studentenschaft den Ausführungen und dem genialen Arbeiten des Meisters. Während die Hörer in den untersten Reihen des Amphitheaters häufig über Zug und Kälte klagen, suchen die Bewohner der höchsten Bänke, des „Zuchel“ und des „Olymp“, mit Opernguckern und Fernröhren und im Schweiß ihres Angesichts etwas vom Gange der großen Operationen zu erhaschen. Zudem stört von der benachbarten Lastenstraße her jedes schwere Fuhrwerk, jede vorbeimarschierende Truppe, ja der Gesang eines übermütigen Schusterbuben die klinischen Vorträge. Übrigens erzählt Billroth, daß ihm bei seinen Nachtsisten die Kranken, welchen nach so schweren chirurgischen Eingriffen etwas Nachtruhe eigentlich zu gönnen wäre, weinend klagen, daß sie der fortwährende Wagenlärm von der Straße her am Schlafen hindere

Ein junger Wiener Maler, der zwischen Wereschaginismus und Plainair schwankt, wie die Lilie im Winde, hat vor Jahren eine Skizze des Billroth'schen Hörssaales ausgestellt. Der Beschauer ahnt, daß eben eine große Operation vor sich geht, zu Gesicht bekommt er nur den schönen, männlichen Kopf Billroth's, das Profil des Herzogs Karl Theodor von Bayern, eines treuen Besuchers der Klinik, und — die weißen Röcke einiger Assistenten. Es ist zu köstlich: der entsephliche Platzmangel an der Billroth'schen Klinik gestattet es nicht einmal dem naturalistisch sein wollenden Maler eine Operation so gruselig und blutig zu malen, wie er zur Freude und Erquickung der modernsten Kunstkenner gerne möchte

Unter diesen beklagenswerten Verhältnissen, gekleidet in drangvoll fürchterlicher Enge, hat Billroth eine Reihe glänzender Schüler herangebildet, eine unzählbare Menge von Ärzten unterwiesen, über 30 neue, ebenso kühne wie geniale Operationsmethoden erfunden, eine Reihe hochbedeutender Vorträge gehalten und — last not least — Generationen leidender Menschen Gesundheit und Lebensfreude wiedergegeben.

Es ist hier nicht der Platz, seine ärztliche Thätigkeit in verbiedener Weise zu würdigen. Wir müssen uns begnügen einige seiner Ideen, die allgemeine Thematata behandeln, flüchtig zu streifen.

Doch wir hören den naiven Leser fragen: Wie sind solche Verhältnisse an einer großen deutschen Klinik möglich? Für die Unsummen, die ein Kriegsschiff verschlingt, ließe sich ja dem allen glänzend abhelfen. Gewiß! Und es wird der

Billroth'schen Klinik geholfen werden. Nicht einmal die Opferung einer Kriegsschiffidee, einer zum Wohle der Menschheit neu zu errichtenden Batterie auf dem Altare der Wissenschaft wird notwendig werden. Und doch wird geholfen werden! Diesbezügliche Beratungen sind bereits abgeschlossen, der Plan für die neue Billroth'sche Klinik ist trefflich, der Platz hierfür ist schon umsteckt! Aber fragt nur nicht: Wo? und Wie?!

Moderne Porträtmaler pflegen ihre Gestalten in den von denselben bewohnten Intérieurs darzustellen. Und das mit Recht. Aus der mehr oder minder stilvollen Wohnung, die sich ein Herr K. oder eine Frau J. geschaffen, tritt sein oder ihr körperliches und geistiges Wesen am prägnantesten hervor. Aus der drangvoll fürchterlichen Enge der Billroth'schen Lehr- und Wirkungsstätte ergeben sich seine reformatorischen Bestrebungen des Lehrens und Lernens der medizinischen Wissenschaften, auf welche wir im Folgenden, zum Teil mit seinen eigenen Worten, eingehen wollen.

Die Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache ist für den Mediziner unerlässlich, doch würde es genügen, wenn man in der Lektüre nicht über Cornelius Nepos, Cäsar, Cicero, Ovid, Xenophon, Homer hinausgehen würde. Jedenfalls irren unsre Pädagogen darin, daß sie vermeinen, daß viel Lernen den Gebildeten mache; denn das Erlernte ist nur das grobe Baumaterial zum Denken. Gebildet ist derjenige, welcher sein Wissen rasch und mannigfaltig verarbeiten kann. In Geistes- und Standesaristokratie gelangt man nur durch Vererbung. Die grausame Natur giebt eben dem viel, der schon viel hat. Jedenfalls scheint es ein Defekt bei den Mittelköpfen deutscher Nation zu sein, daß sie Aufgenommenes nicht korrekt wiedergeben können. Dies ist um so bedauerlicher, als die ganze Methode unseres medizinischen Unterrichts auf der exakten Reproduktion des Gelesenen beruht.

Es ist ein großer Vorteil kleiner Universitäten, daß der Lehrer dort jeden Schüler genau kennt und weiß, was er der Geschicklichkeit des Einzelnen überlassen kann. An größeren Fakultäten ist dies nicht durchführbar. Die Mediziner sollten im Beginne ihrer klinischen Studien die großen Universitäten fliehen, dieselben erst in der letzten Zeit ihrer Lehrjahre aufsuchen und — wenn sie bereits praktische Ärzte geworden — von Zeit zu Zeit für einige Wochen an dieselben zurückkehren. Das Studieren und die Prüfungen werden jetzt den jungen Leuten leicht gemacht; sie haben zu viel freie Zeit und werden unerfättlich im Nichtsthun: sie bilden sich ein, daß sie nur zu ihrem eigenen Vergnügen auf der Welt sind, bedenken nicht die Sorgen ihrer hart arbeitenden Eltern, bedenken nicht, daß der Staat und die Gesellschaft für den Schutz ihrer Person und für die Institutionen, welche er für sie schafft, eine Gegenleistung verlangen muß; sie wollen schon freie Individuen spielen und sind doch kaum abgelöste Teile von ihren Eltern, Verwandten, Wohlthätern; wollten diese sie nicht mehr kleiden, erwärmen und sättigen, sie müßten verhungern und erfrieren wie hilflose Kinder. Es liegt die Schuld nicht allein an den jungen Leuten; die Hauptschuld tragen die Eltern, welche sich förmlich in ihre Kinder verlieben, wenn diese nur ihre Schuldig-

keit thun; das ist das größte Unglück für viele Studierende oder gar Klavier-spielende Kinder ungebildeter armer Eltern, daß sie durch die Anbetung ihrer Erzeuger in den weitaus meisten Fällen unglückliche, unzufriedene Menschen werden. „Habt ihr denn nie überlegt, ihr jungen Leute, welch' schweren und verantwortlichen Beruf ihr erwählt habt? Habt ihr nie daran gedacht, daß ihr in der menschlichen Gesellschaft eine völlig exzeptionelle Stellung einnehmen sollt? Daß der Staat euch nach eurem Wissen und Gewissen schalten läßt? Daß ihr für alles, was ihr mit den Kranken Menschen vornehmt, voll und ganz einstehen sollt? Der Advokat, der Richter kann über das Vermögen, die Ehre eines Menschen entscheiden, doch euch werden viele Menschen ihr Leben in die Hände geben; ist wohl ein größeres Vertrauen vom Menschen zum Menschen denkbar, als daß z. B. einer sich von einem andern durch das Einatmen eines betäubenden Giftes in schmerzlosen und bewußtlosen Zustand versetzen läßt und sich ihm nun so ganz preisgibt? Und ihr wollt diese schwersten Pflichten und Rechte übernehmen, ohne euch dazu nur einigermaßen vorbereitet zu haben? Könnt ihr das vor eurem Gewissen verantworten?“

Billroth fährt fort:

Ganz unerwartet schnell haben die neuen Errungenschaften ihren Einfluß auf die ärztliche Wissenschaft und Kunst ausgeübt. Die pathologische Histologie und Chemie und ganz besonders die Bakteriologie sind bereits zu einer Höhe und zu Abschläffen gekommen, durch welche eine radikale Umwälzung unsrer Anschauungen über Krankheitsprozesse und Krankheitsursachen herbeigeführt wurde. Die Lehre von den Infektionskrankheiten und von den accidentellen Wundkrankheiten ist zu einer kaum geahnten Klarheit gediehen. Die Krankheiten des Nervensystems mit Einschluß der Geisteskrankheiten machen durch das Tierexperiment, durch die pathologische Histologie sowie durch eine immer feinere Ausbildung der Symptomatologie fortdauernd rapide Fortschritte.

Das alles zusammen hat uns zur Einsicht geführt, daß unsre Macht, Krankheiten zu verhüten, einer bedeutenden Steigerung fähig ist, und es hat sich daraus eine Volkskrankheiten-Verhütungswissenschaft, die „Volkshygiene“, entwickelt, eine Art „sozial-medizinischer“ Wissenschaft.

Ein früher noch so hübsch architektonisch gebautes Krankenhaus, wenn es nicht neuerdings reformiert wurde und die Kranken darin nicht nach modernen Prinzipien korrekt hygienisch gepflegt und behandelt werden, nennen wir heute einen Schweinestall, wohl auch eine Mördergrube. Der erstere Vergleich trifft kaum noch zu, denn die Landwirte wissen jetzt auch sehr wohl, daß ihre Tiere in sauberen, luftigen Ställen besser gedeihen als in schmutzigen, stinkenden Höhlen; die Experimentaltiere in den modernen wissenschaftlichen Instituten werden fast mit liebevollerer Sorgfalt gepflegt als franke Menschen in manchen nach altverrotteter Weise verwalteten Spitälern.

Die Zeiten der Katheder-Vorlesungen sind für die Mediziner wohl für immer vorüber. Das Studieren ist für sie in gewisser Beziehung viel schwieriger geworden; von dem einfachen Lernen durch Anhören oder gar Auswendiglernen

haben sie für ihren künftigen Beruf keinen Vorteil zu erwarten. Sie müssen beim Lernen viel mehr denken, als es in früherer Zeit nötig war; sie müssen bis zu einem gewissen Grade schon vom ersten Semester an insofern produktiv sein, als sie sich aus dem Gehörten und Gesehenen selbst ein Gesamtbild zu schaffen haben. Kein Professor unsrer Fakultät ist im Stande, den Gegenstand, den er zu lehren hat, in der knapp zugemessenen Zeit völlig zu erschöpfen; sollte der Schüler die tradierte Materie wirklich im Kolleg ganz erlernen, so müßte ihm das Vorgetragene oft wiederholt werden. Die Menge des Stoffes, mit welchem der vom Gymnasium kommende junge Bursche wie mit einer Douché übergossen wird, muß ihm den Atem benehmen. Methode und Art der Darstellung sind ihm gleich neu.

Im ganzen fünfjährigen Verlaufe seiner Studien bekommt der Mediziner nur Bruchstücke zu sehen, zu hören oder in die Hände, aus welchen er sich Figuren und Bilder zusammensetzen soll. Viele Zwischenstücke, die ihm fehlen, muß er in Büchern suchen; seine Phantasie, sein Denken und Grübeln, sein Drang nach klarem Wissen muß einen starken inneren Strom haben, wenn er nicht zweifeln soll. Die Arbeit muß ihm zum eigentlichsten Lebensgenuß werden; der ernste Wille, seinen Mitmenschen erfolgreich zu helfen, darf nie erlahmen.

Viele Hunderte treten bei uns jährlich in diese schwierige Laufbahn ein; kaum mehr als 60 Prozent kommen zum Abschluß ihrer Examina, und mehr als die Hälfte von diesen Absolvierten gehen mit Zittern und Zagen in den schweren Beruf, ihres ungenügenden Könnens noch mehr bewußt als ihres ungenügenden Wissens.

So wenig befriedigend diese Endresultate bei den Medizin-Studierenden auch sind, der Zubrang zu diesem Studium bleibt seit vielen Jahren gleich stark. Der Staat muß dieser Thatsache Rechnung tragen. Er muß Opfer bringen (so viel es durch Vermehrung, Erweiterung und Besserung der Unterrichtsinstitute möglich ist), die Gelegenheit zum Lernen auch der immer nachdrängenden Menge zu geben, welche von den medizinischen Wissenschaften und dem ärztlichen Berufe wie von einem Magneten angezogen wird, dessen Kraft mit seiner Thätigkeit nicht abnimmt, sondern sich steigert. Es nützt praktisch nichts, über die Motive dieses starken Andranges zum medizinischen Studium in der gesamten Kulturwelt Betrachtungen anzustellen und zu prophezeien, daß dies einmal aufhören wird, und daß jede Überkonkurrenz sich endlich in sich selbst forrigiert. Es muß gehandelt, nicht immer nur überlegt werden.

Wir verwenden jährlich Millionen auf unsre materielle Wehrkraft, auf die Ausbildung und möglichst intelligente Weise, die Waffen zum Schutze des Vaterlandes zu handhaben. Ich unterschätze die volkspädagogische Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht keineswegs; auch ist dabei wohl zu beachten, daß das darauf verwendete Geld im Lande bleibt und sich in Arbeit und Erwerb der Industriellen umsetzt. Die Ausgabe ist nicht so ganz unproduktiv, wie es oft in die Welt hineingeschrien wird. Doch diese körperliche und geistige Ausbildung, wenngleich sehr extensiv, ist doch immerhin eine sehr einseitige, und es kommt zum Glück

felten zu Proben ihrer Leistungen. Die Strategie ist gewiß eine Kunst, bei welcher wie bei andern Künsten Phantasie, Intelligenz, Kenntnis des Materials sich kombinieren müssen, um ein Talent oder gar ein Genie entstehen zu lassen, und bei welcher der Künstler ebenso sehr auf das Material, wie das Material auf den Künstler wirkt. — Doch es ist eben nur eine Kunst neben vielen andern, und zwar eine recht teure, wenn auch notwendige Staatskunst.

Die Mittel, welche vom Staat auf andre Künste und Wissenschaften verwendet werden, die uns zum sozialen Leben nun einmal Bedürfnis geworden sind, repräsentieren, im Verhältnisse zu denjenigen, welche auf die Wehrkraft verwendet werden müssen, immerhin sehr geringe Summen. Und doch! Kampf auf dem Schlachtfelde ist zum Glück eine Ausnahme in unsern Zeiten, während der Kulturkampf der Völker untereinander — ich meine nicht Kulturkampf, der, so schmerzlich auch die Empfindung des Einzelnen dabei leiden mag, doch die Völkercultur jetzt nur noch wenig angeht — ein fortdauernder, und zwar ein fortdauernder „Kampf ums Dasein“ ist.

Die Völker kämpfen auch um ihre materielle Existenz den Kulturkampf mit den Waffen der Phantasie, der Intelligenz, der körperlichen und geistigen Arbeitskraft, der Energie des Willens. Der Sieg eines Volkes wird nicht immer auf allen Linien errungen; bald erobert das eine, bald das andre Volk die Siegespalme, bald auf diesem, bald auf jenem Flügel, bald im Zentrum; doch was diesem Kampf eine höhere Weihe giebt, ist der Umstand, daß die Siegesbeute immer ein bis dahin unbekanntes, unbefessenes Gut ist und daß sie, einmal von irgend welchem Volke erobert, ins Unendliche teilbar ist und allen jenen zugute kommt, welche ihren Wert richtig zu erkennen vermögen.

Die geistige Wehrkraft des eigenen Staates nicht unter das Niveau des andern sinken zu lassen, ist ein fast noch höheres Verdienst, als die Wehrkraft für neue Kriege auf gleicher Höhe mit andern gleich großen Staaten zu erhalten.

Wir haben versucht, den pädagogischen Reformen, die Billroth predigt, zu folgen; leider ist seine warnende Stimme bisher überhört worden. Er nennt sich mit Vorliebe den Prediger in der Wüste.

Kehren wir in seinen Hörsaal zurück. Eine große Operation ist zu Ende geführt worden, die Aufregung um den Operationstisch und im Auditorium ist einer feierlichen Ruhe gewichen, der große Kliniker entwickelt seine Ansichten über den Kampf ums Dasein auf dem mikroskopischen Schlachtfelde der niedrigsten Organismen, der Bacillen.

Die kleinsten Feinde des Menschen, die Davide, welche sich gegen den Riesen Goliath aufbäumen, sind seine größten und gefährlichsten. So und so viel tausend Bakterien, der Länge nach neben einander hingelegt, füllen erst 1 mm aus, aber gleichwohl muß zur Bekämpfung derselben ein Heer von Ärzten, ein Arsenal von Heilkörpern aufgeboten werden.

Bakterien überall! Das ist das Lösungswort der Gegenwart. Tuberkulose und Cholera, Wundfieber und Ausfall, sie treten ein, wenn die winzigen Pflanz-

chen den Menschen anfallen. Jeder Arzt ist Bakterienfucher geworden, viele, ja die meisten Krankheiten werden von den unsichtbaren Feinden hervorgerufen.

Während die Bakterien sich nähren und vermehren, zersetzen sie das Blut, sie vergiften dasselbe förmlich, indem sie giftige Stoffe, die sogenannten *Stomaine*, erzeugen.

Es ist jedoch diese Wirkung nicht allein, welche unser Interesse in Anspruch nimmt. Wie nämlich jedes Ding zwei Seiten hat, so sind die Bakterien nicht bloß Vernichter, sondern auch Erzeuger, nicht bloß Destruktoren, sondern auch Konstruktoren. Beispielsweise vermögen gewisse Bakterien die Bindegewebezellen in der Weise umzugestalten, daß eigentümliche harte Wucherungen entstehen.

Daß eine Zelle auf die andre gestaltend oder formativ einwirkt, zeigt sich in vielen Fällen. Beispielsweise regt die Spermazelle das Ei zum Aufbau des Keimes an, der ebenfalls aus Zellen besteht. Pflanze und Tier sind nun dadurch wesentlich verschieden, daß bei diesem der Anstoß zur formativen Bildung durch die Lebensgrenze gehemmt wird, bei dem Baume hingegen unausgesetzt der erste Gestaltungsreiz fortwirkt, was die Anlage neuer Jahresringe, neuer Knospen darthut. „Welches aber ist die wahre Ursache des Lebensendes bei Mensch und Tier? Warum ist ihm überhaupt nur eine Wachstumsperiode beschieden? Wir haben uns an das Wunder des Wachstums gewöhnen müssen; wir werden uns auch in das Wunder der Wachstums hemmung finden müssen. Diese Geschehnisse liegen, eben weil sie uns als Wunder erscheinen, vorläufig außer dem Bereiche der Naturwissenschaft. Ihre Natur ist so unsfaßbar für unsre bisher so dürftigen Forschungsmethoden, daß sie uns kein neues Wissen schaffen.“ Auch leblose Körper können den Zellen Anstoß zu Neubildungen verleihen. Dies weiß man unter andern von Flintenkugeln und Glasstücken, die in Fleisch und Knochen einheilen. Gewisse Medikamente, so Jodoform und Glycerin, reizen das Gewebe, auf welchem sie liegen, zur Zellenbildung. Hierauf beruht, wie leicht ersichtlich, der Nutzen dieser Heilkörper.

Wichtiger ist, daß lebende Bakterien, das sind wachsende Pflanzenzellen, auf die menschlichen und tierischen Zellen formativen Reiz auszuüben vermögen. Vorher schon wurde der harten Wucherungen gedacht, welche manche Bakterien, ohne das Blut zu zersetzen oder durch *Stomaine* zu vergiften, hervorrufen. Auch die Bacillen der Tuberkulose sollen zunächst Bindegewebezellen zu eifrigem Wachstum anregen, sogenannte Riesenzellen erzeugen.

Umgekehrt sind tierische Zellen imstande, auf das Gewebe der Pflanze einen gestaltenden Reiz auszuüben. Die lehrreichsten Beweise hierfür sind die „Gallen“. Man hat sich vergeblich Mühe gegeben, durch Einspritzung reizender Stoffe in lebende Pflanzenteile an denselben Gallen hervorzurufen. Und Billroth sagt von den Gallen: „Es hat einen eigenen Reiz, die Mannigfaltigkeit dieser Bildungen und ihren Entwicklungsgang zu studieren; sie bieten so interessante Parallelen zu den eigentlichen Geschwulstbildungen bei Tieren, daß man wohl versucht sein könnte, sie nach dem in ihnen vorwiegenden Gewebe und nach ihren Formen in ähnliche Gruppen zusammenzustellen wie die Geschwülste.“ Die Gallen,

so die bekanten zum Gerben benühten Galläpfel (Knopperr) der Eiche, kommen meist im Gefolge des Stiches, welchen das eierlegende Insekt in einen jungen Stengel oder in ein wachsendes Blatt bewirkt, zum Vorschein. Es ist wahrscheinlich, daß die lebende Eizelle jenen formativen Reiz auf das Pflanzengewebe verursacht, welcher zu den in Form und Vorkommen beharrlichen Gallbildungen führt. „Als zweifellos dürfen wir aber betrachten, daß die Produkte von tierischen Zellen in gleicher Weise einen besonderen (spezifischen) formativen Reiz auf die Pflanzenzellen auszuüben im stande sind, wie die Pflanzenzellen (Bakterien) auf tierische Zellen. Dieses gewiß interessante Faktum bringt die Tier- und Pflanzenwelt wieder um einen Schritt näher aneinander.“

Ist es nun erwiesen, daß bestimmte Bakterien tierische Gewebe in so bestimmter Weise irritieren, daß Krankheitsformen entstehen, so liegt auch die Vermutung nahe, daß der Krebs, eine der furchtbarsten Geißeln des Menschen, durch einen kleinen Organismus bedingt ist. Nach diesem Übelthäter wäre mit allem Eifer zu recherchieren. Im Chinin und Arsenik, Quecksilber und Jod haben wir wertvolle Waffen zur Bekämpfung spezifischer Krankheitserreger. „Wir werden auch Mittel finden, die Tuberkelbacillen und die noch nicht bekanten Krebsmikroben zu töten, um den schon halb gestorbenen Körper vom Tode zu retten. Das sind die großen Aufgaben, vor denen die folgenden Generationen stehen!“

Interessant sind diesbezüglich die kühnen Hoffnungen, denen Billroth unter dem Eindrucke der Koch'schen Publikation im Folgenden Ausdruck giebt. Man nahm früher an, daß der Bacillus auf das Gewebe tödend einwirkte, neuere Forschungen aber haben gezeigt, daß er formative Veränderungen hervorruft. Die Zellen der zunächst betroffenen Gewebe wachsen riesig an der Peripherie, während im Innern der sich rasch verbreitende Bacillus Zerstörungen hervorruft. Das von Koch entdeckte Mittel wirkt wahrscheinlich zunächst auf die „Riesenzellen“ ein und hindert deren Wachstum. Billroth sprach sich sodann über das Koch'sche Heilmittel in der anerkanntesten und lobendsten Weise aus und sagte: „Eine ungeahnte Perspektive eröffnet sich nun unsern Blicken; alle Zweige der Medizin werden von dieser genialen Entdeckung Vorteile erlangen.“ Unzweifelhaft sei diese Wirkung des Mittels im Initialstadium. Wie sich die Sache bei inveterierten Fällen gestalten werde, das müsse erst die Zukunft lehren. Ein bisher ungelöstes Problem für den Chirurgen sei die Eröffnung von Lungentavernen. Der Operationsakt selbst würde nicht allzu große Schwierigkeiten bieten, wenn nicht die Wände der Kavernen behufs gründlicher Reinigung von Bacillen abgeschabt werden müßten. Bei dem großen Reichthume der Lunge an Gefäßen aber sei eine gewaltige Blutung zu befürchten. Sollte es sich nun herausstellen, daß die Koch'sche Ptomaine auch hier die Bacillen zum Absterben bringen, so wäre dies ein großer Fortschritt, denn in diesem Falle könnte der Chirurg ohne jede Gefahr für das Leben des Patienten die Kaverne eröffnen, da nur mehr bereits Abgestorbenes wie ein Sequester aus dem Knochen entfernt werden soll. Billroth erörterte sodann die bereits bekanten Fälle von Lupusheilungen, gab eine Erklärung derselben vom histologischen Standpunkte

und schloß: „Die Wissenschaft schreitet rastlos fort, in ihr giebt es keinen Stillstand. Ist es jetzt hoffentlich gelungen, für die Geißel der Menschheit, die Tuberkulose, ein Heilmittel zu entdecken, so ist für mich kein Zweifel vorhanden, daß es nur noch eine Frage der Zeit sein wird, für eines der ältesten Schmerzenskinder der Medizin, die Frage der Heilung des Krebses, ein Remedium zu finden. Denn unsre jüngsten Erfahrungen machen es wahrscheinlich, daß auch das Carcinom bacillärer Natur sei.“

Billroth's Interesse und Verständnis für die schönen Künste, speziell für die Musik, sind allgemein bekannt. Er und sein Freund Hanslick haben auf die Pflege guter Musik in Wien lebhaften Einfluß genommen. Die Sommerferien pflegt Billroth zu Reisen kreuz und quer zu benutzen. Auf diesen Ausflügen hat er Abbazia — die so rasch berühmt gewordene Perle der Adria — gewissermaßen entdeckt.

Häufig hat Billroth seinen Ideen über wahre und falsche Humanität, über Spitalsanlagen und Krankenpflege Ausdruck gegeben. Wußten wir bisher den großen Flügen seines immer regen und fruchtbaren Geistes unsre bewundernde Anerkennung zollen, seinen Ansichten über Krankenpflege u. s. w. kann man nicht unbedingt zustimmen.

Billroth versichert, daß er gewiß dafür sei, daß es den Spitalskranken möglichst gut während ihrer Leidenszeit gehe, doch dürfen Stadt und Gemeinden nicht zu sehr dadurch belastet werden. „Für einen Lebemann mag es sehr traurig sein, wenn er sein komfortables Schlafzimmer, Auster und Hummer zum Frühstück und ein ausgewähltes Diner im Spital entbehren muß. Für einen Mann und eine Frau aus dem Volke ist es schon eine himmlische Wohlthat, wenn sie im Winter ein gutes Bett, ein warmes Zimmer haben und der täglichen Sorge für ihre Lebensnahrung enthoben sind, ja sogar von andern bedient werden, was ihnen vielleicht nie zuvor vorgekommen ist.¹⁾ Da kommen dann wohl auch die komischsten Präterensionen vor; die Leute sind wie die verwünschten Prinzen; ihre Phantasie erhebt sich zu den höchsten Ansprüchen, zu Bachhühnern und Schweinernem mit Kraut u. s. w. und befehlen thun sie und lassen die Wärterinnen hin und her schießen, um zu erproben, wie weit wohl ihr Zustand Traum oder Wirklichkeit ist.“²⁾

¹⁾ Das gute Bett und das warme Zimmer sind freilich *cum grano salis* zu nehmen. Auch die Enthebung von den Nahrungsorgen gelingt in den meisten Fällen nicht. Wenn der schwere Arbeiter auch seinen Hunger mit Spitalskost sättigen kann, so hungern dennoch seine Kinder und Angehörigen. Schon dieser Umstand ist vielleicht im Stande, den Spitalskranken die Vorliebe für Spitalskost zu vergällen.

²⁾ Auch diese Äußerung könnte zu übertriebenen Vorstellungen in betreff der Krankenwartung veranlassen. Auf Krankenzimmern mit 20—30 Patienten versieht den größten Teil des Tages und die ganze Nacht hindurch eine Wärterin den Dienst. Schon aus diesem Grunde kann den „Befehlen“ der Kranken nicht immer Folge geleistet werden. Zur Ehre der Wiener Spitalskranken muß es hervorgehoben werden, daß die leichter Kranken die Wärterin direkt in ihrem schweren Dienste unterstützen. Sie füttern die Bettlägerigen, sie führen die Rekonvaleszenten im Zimmer herum u. s. w. u. s. w.

Der gebildete Teil der Bevölkerung bedauert, nach seinen Empfindungen urteilend, die unglücklichen Patienten der Kliniken, die als sogenanntes „Material“ für den Unterricht der Studierenden verwertet werden. Das ist ein großer Irrtum. Mit seltenen Ausnahmen schätzt sich jeder klinische Patient glücklich, wenn er das Interesse des Professors oder der Assistenten erregt; im klinischen Auditorium vorgestellt und ausführlich besprochen zu werden, ist den meisten eine Art Hochgefühl. Diese armen Menschen, um die sich niemand gekümmert hat, werden mit einem Male Gegenstand des intensivsten Interesses von Menschen, die wie aus einer höheren Region über ihnen schweben, und fühlen sich dadurch ausgezeichnet und beglückt.

. . . Das Leben des Volkes, mehr noch auf dem Lande als in der Stadt, ist so monoton, so langweilig, daß alles, zumal das Grausliche, als Unterhaltung mit Begeisterung aufgenommen wird. Alle Vorgänge in einem großen Krankensaale werden zur Unterhaltung für die ganze Gesellschaft. Da wird einer zu einer Operation hinausgetragen, da wird jemand von einer Operation noch halb in der Narkose zurückgebracht! Alles Unterhaltung! Da wird um das Bett eines Sterbenden eine spanische Wand gestellt; — Unterhaltung! Schade! das Sterben zu sehen, würde wohl Gruseln machen; sie würden hinschauen, erschreckt sich abwenden, gleich wieder hinschauen — Unterhaltung! Ja! nennt das wie ihr wollt! Nennt es roh! Aber es ist nun einmal so — Unterhaltung! ¹⁾ Im Spitalerjekt das den sonst unentbehrlichen täglichen Tratsch, das Lebenselement des Salons und des Greislerladens! Der von Natur gefellige Mensch liebt es, sein Ich in Beziehung zu den andern Menschen zu fühlen; nur den großen Geistern ist es gegeben, scheinbar abgelöst von der Weltseele sich selbst als Weltseele zu fühlen. — Wer als Ameisendrohne geboren ist, dem fällt es nicht ein, Königin sein zu wollen. Wie könnte die Gesellschaft bestehen, wenn es anders wäre!“

Billroth's Anschauungen dürften für den Neubau seiner Klinik maßgebend sein. Aus seinen diesbezüglichen Publikationen läßt sich, wenigstens in den allgemeinsten Umrissen, die neue Stätte für seine Thätigkeit als Arzt und Lehrer konstruieren.

Das Auditorium einer chirurgischen Klinik ist nur als Amphitheater denkbar. Den Raum, wo die Operationen vorgehen und von wo der Lehrer spricht, nennt Billroth die „Arena.“ Dieser Raum muß bei uns sehr groß sein. Er muß den auf einer Drehscheibe stehenden Operationstisch und in dessen Nähe die Instrumentenkästen enthalten, ferner in den Wänden mindestens vier Wasserläufe mit kaltem und warmem Wasser zu vier Waschtischen. Er muß ferner ein bis zwei Verbandtische enthalten.

Wie viele Personen sind nun in der vorerwähnten „Arena“ thätig oder können dort anwesend sein? Zwei Kranke, der Professor, 2 Assistenten, 8 Operateurzöglinge, 2 Militärärzte, welche zur Klinik kommandiert sind, 2 klinische Diener, etwa 5 Praktikanten und 5 ausländische Ärzte, macht 27 Personen. Sie sind

¹⁾ ???

nicht immer alle anwesend, doch können sie alle anwesend sein; sie müssen sich still und ohne Gedränge während der Vorträge, bei den Operationen und Verbänden bewegen können und sollen den Zuhörern die Ansicht auf die Kranken nicht versperren: eine sehr schwierige, in gewissen Momenten bei großen Operationen unlösbare Aufgabe; sie muß aber durch strenge Ordnung und durch die Schöpfung einer gewissen Tradition wenigstens bis zu einem gewissen Grade gelöst werden. Jedenfalls ersieht man daraus, daß die „Arena“, auf welcher sich die chirurgischen Schauspiele abspielen, die ja zum Glück immer seltener zu Tragödien werden, ziemlich groß sein muß. Es ist ferner klar, daß der Abgang und Zugang zu dem Korridor, von welchem die Kranken in den Operationsraum gebracht werden, frei sein muß und weder durch ab- und zugehende Studenten, noch durch ambulante Kranke versperrt sein darf, wie es jetzt der Fall ist.

Von besonderer Bedeutung nicht nur für den Operateur, sondern auch für die Zuhörer, die hier ebensosehr Zuschauer sind, ist die Beleuchtung des Operationsraumes. Das Licht muß hinter den Zuschauern von oben her auf das zu beobachtende Objekt, d. h. hier also auf den Operationstisch und die Verbandtische fallen.

Wie viele Zuhörer soll das Amphitheater fassen? Die beiden chirurgischen Kliniken Wiens wurden in den letzten 20 Semestern von 12989 inskribierten Hörern, also im Durchschnitte von 650 per Semester, besucht. Die kleinen Universitäten, wo etwa 40—60 Hörer an der chirurgischen Klinik teilnehmen, sind die idealen Stätten der Wissenschaft für die Lernenden, wie für Lehre und Forschung. Wollte man so ideale Zustände in Wien schaffen, so müßte man 10 chirurgische Kliniken errichten und die Hörer regelmäßig auf dieselben verteilen; das ist nun freilich unausführbar.

Nach den nun einmal bestehenden Verhältnissen müssen die beiden chirurgischen Kliniken in Wien im Durchschnitte je 325 Hörer aufnehmen. Jeder Theaterdirektor, der mehr Plätze ausgiebt, als ein Zuschauerraum fassen kann, würde unbarmherzig gestraft werden. Der Staat zwingt jedoch die Wiener Kliniker, mehr Hörer anzunehmen, als an den räumlich beschränkten Kliniken Plätze zur Verfügung sind.

In dem von Billroth projektierten Amphitheater dürften 244 Sitz- und für die übrigen Hörer bis zur Gesamtzahl 300 Stehplätze sein.

Es müssen ferner die Vorkehrungen so getroffen sein, daß die Ambulanten weder den Unterricht stören, noch die stationären Kranken belästigen, noch die Korridore und Krankenzimmer verschmieren, noch den Studenten den Zutritt zum Auditorium verlegen, wie es jetzt an der Billroth'schen Klinik der Fall ist. Es muß ein eigener Eingang und ein eigener Orduationsraum für die Ambulanten sein, die übrigens in gar keinen Kontakt mit der Klinik kommen, außer daß diejenigen Fälle, welche zur Demonstration geeignet sind, durch einen besonderen Gang ins Amphitheater geführt werden.

Ferner wird die neue Klinik enthalten müssen: ein Zimmer für den Professor, welches eine direkte Kommunikation zur Arena des Amphitheaters hat,

ein Zimmer für die Tag- und Nachtdienst haltenden Operateure, Wohnungen für zwei Assistenten, ein Zimmer zur Vorbereitung und Sterilisierung der Verbandstoffe.

Für die Klinik wird ein Belagraum von 80 Betten beansprucht. Diese würde Billroth folgendermaßen verteilen: Männer- und Frauenabteilung haben je zwei große Säle zu je 16 Betten, ferner je ein Zimmer mit 5 Betten für Schwerkrante und je drei Isolierzimmer mit je 1 Bett.

Daß es wünschenswert ist, Schwerkrante und Patienten nach großen Operationen zunächst in ein ruhigeres Zimmer mit wenigen andern Kranken zu legen, bedarf wohl keiner Begründung.

Auch Isolierzimmer für einzelne Kranke sind in einem rationell angelegten und verwalteten Krankenhause deshalb absolut notwendig, weil sonst der Aufenthalt im Krankenhause selbst zu einer Krankheitsursache werden könnte.

Am schwierigsten stellt sich natürlich die Lösung der Platzfrage. Der Belagraum des allgemeinen Krankenhauses darf selbstverständlich nicht verringert werden. Billroth beschäftigte sich eingehend mit dieser Schwierigkeit und meint:

„Gerade die Schwierigkeit sollte für energische Männer den Reiz abgeben, die Lösung der Fragen zu forcieren. Was jetzt besteht, ist doch auch früher von andern Menschen eingerichtet. Sollen sich denn wirklich „Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit“ auf unsere Generation fortpflanzen! Sind wir nicht berechtigt, wieder neu zu schaffen und auf den Trümmern alten, verfallenen Gemäuers neu aufzubauen, wie es für unsere Zeit taugt!“

(Fortsetzung folgt.)



Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf¹⁾.

von

Hans Müller.

I.

Die Kunstakademie zu Düsseldorf verdankt ihre Gründung dem Kurfürsten Karl Theodor aus der Sulzbach'schen Linie. Dieser kunstliebende Landesherr stiftete im Jahre 1767 die nachmals so hervorragende Landesanstalt im Anschluß an die bestehende kurfürstliche Gemäldegalerie Johann Wilhelm's zur Ausbildung junger Künstler und übertrug die Leitung der Kunstschule sowohl wie der Gemäldesammlung dem Maler Lambert Krahe, welcher bereits vorher Galeriedirektor gewesen war. Obwohl sich vielseitiges Interesse für die Akademie kundgab und namentlich die Gemäldegalerie mehrfach von den Landständen, von Gemeinden und von Privatleuten auf das ansehnlichste und freigebigste vermehrt wurde, so vermochte doch die Schule selbst, wahrscheinlich in Ermangelung geeigneter Lehr-

¹⁾ Nach unbenutzten Quellen.

kräfte, zu Anfang keinen sonderlichen Einfluß auf die weitere Entwicklung der Kunst auszuüben, und als nach dem Tode Karl Theodor's im Jahre 1798 das Land an Maximilian Joseph von Bayern übergang, hatte dieselbe noch keinerlei Ruf und Bedeutung. Noch geringfügiger gestaltete sich ihr Ansehen, als im Jahre 1805 die Schule wieder von der Galerie getrennt wurde und Maximilian Joseph beim Beginne des Krieges zwischen Frankreich und Preußen die stattliche Bilderammlung, nachdem sie bereits zweimal vorher auf kürzere Zeit ausgewandert war, trotz dem Protest der Landstände endgiltig von Düsseldorf nach München überführen ließ, in der Annahme und unter dem Vorwande, die kostbaren Gemälde seien an der Sarsicherer ausbewahrt als hart an der Grenze der beiden kriegführenden Staaten. Auch Krahe's Nachfolger, Johann Peter Langer, wurde nach München berufen, um späterhin, im Jahre 1806, die dortige Akademie einzurichten und die Düsseldorfer Gemälde den bayrischen Sammlungen gänzlich einzuverleiben. Ohne ihre Hauptstütze, welche die Galerie im Grunde gewesen war, und zudem ohne Direktor, mußte die unter günstigen Vorzeichen ins Leben gerufene Düsseldorfer Akademie der bildenden Künste daher sehr bald verfallen, und nachdem im Jahre 1806 Düsseldorf in Folge des unglücklichen Krieges unter französische Herrschaft gekommen war, obzwar als Hauptstadt des neuerrichteten Großherzogtums Berg, war sehr bald von einer geregelten Kunstpflege gar nicht mehr die Rede, wenn auch noch hin und wieder durch die Professoren Schaffer in der Architektur und Thelott in der Kupferstechkunst sowie durch den Akademie-Inspektor Lambert Cornelius (+ 6. September 1823), den älteren Bruder von Peter Cornelius, im Zeichnen einige dürftige Unterrichtsstunden gegeben wurden. Die Vermögensbestände und Ausstattungsmittel des Instituts fanden anderweitige Verwendung. Das Akademiegebäude diente seinem größten Teile nach für staatliche Diensträume und andre Zwecke, namentlich zum Montierungsdepot für die Militärbehörde, Schüler von auswärts kamen so gut wie gar nicht mehr. Auch nachdem das bergische Land durch die Freiheitskriege im Jahre 1815 an Preußen gefallen war, dauerten die ungünstigen Zustände zunächst noch geraume Zeit fort, bis sich endlich nach längeren Zwischenverhandlungen im Jahre 1819 die preußische Regierung aufs neue der vernachlässigten Anstalt annahm, die Anstellung eines Düsseldorfer Akademiedirektors ins Auge faßte und durchsetzte und sich auch zur Bewilligung von besseren Zuschüssen und Gehältern entschloß.

Ein wichtiger Anstoß hierzu ging von Rom aus, wo sich die deutschen Künstler während der unglücklichen Zustände im Vaterlande, fern von der Heimat, zusammengethan hatten und ein neues Zeitalter vaterländischer Kunst begründeten. Cornelius, Overbeck, Schadow und Veit hatten sich dort vereinigt, um in dem Hause des preußischen Konsuls Bartholdy auf dem Monte Pincio die Geschichte Josefs in Fresken darzustellen, welche in unsern Tagen als die ersten bemerkenswerten Beispiele der neuerstandenen deutschen Kunst von der preußischen Regierung erworben worden sind und seit 1887 ihren Ehrenplatz in der Nationalgalerie zu Berlin gefunden haben. Weitere Aufgaben standen für die Villa Massimi bevor, an welchen sich außer den Meistern der Casa Bartholdy eine Reihe jüngerer

deutscher, in Rom ansässiger Künstler beteiligen sollten, und selbst der Papst ließ im Vatikan Räume für die nenaufblühende Freskomalerei herrichten. Da wurde der Hauptmeister dieser neuen Malerschule, der aus Düsseldorf gebürtige Peter Cornelius (1783—1867), zunächst von dem kunstsinnigen Kronprinzen Ludwig von Bayern, welcher für seine reichen antiken Schätze die Münchener Glyptothek erbauen ließ, mündlich zur Ausschmückung dieses Gebäudes mit Freskomalerei gewonnen und erhielt beinahe gleichzeitig durch die außerordentlich warme Empfehlung Barthold Georg Niebuhr's, dessen schöner Brief an den preussischen Minister allgemein bekannt geworden ist, von seiten des Kultusministeriums in Berlin den Auftrag, die Malerakademie seiner Vaterstadt neu zu gestalten und derselben selbst als Direktor vorzustehen. Cornelius, welcher damals auch in Deutschland durch seine Zeichnungen zu den Nibelungen und zu Faust und in nicht minderm Maße durch den Ruhm, der von der Casa Bartholdy ausging, allerwärts bekannt und beliebt geworden war, leistete mit Freuden dem doppelten Ruf in die deutsche Heimat Folge. Es zog ihn eine warmherzige Sehnsucht dorthin, trotz dem wunderfamen Zauber, welchen Italien mit seiner zwiefach großen Vergangenheit in der Kunst auf ihn ausübte.

Die endgiltige Übernahme des Amtes in Düsseldorf wurde aber infolge verschiedener Schwierigkeiten noch ziemlich lange hinausgeschoben, obwohl sich die Angelegenheit ursprünglich gerade der Förderung von oberster Stelle aus erfreute. Diese Vorgeschichte bietet manches Bemerkenswerte, das einem eingehenden Geschichtsschreiber der Düsseldorfer Akademie vorbehalten sei. Die wichtigsten der folgenden Nachrichten sind aus den in der geheimen Registratur des Kultusministeriums zu Berlin aufbewahrten Akten ausgezogen. Der König von Preußen, welcher im Jahre 1817 persönlich mit dem Kronprinzen in der rheinischen Kunststadt gewesen war, bei welcher Gelegenheit in einem mühsam freigemachten Saale der Akademie eine Ausstellung stattfand, hatte sich für das Unglück Düsseldorf's erwärmt, das früher Hauptstadt und Sitz der Regierung eines sehr wohlhabenden Ländchens gewesen war, das eine lebhafte Hofhaltung besessen hatte und das sich durch seine berühmte, dem Range nach zweite deutsche Bildergalerie, welche unaufhörlich Fremde herbeizog, sowie überhaupt durch große Thätigkeit in den Künsten, namentlich in der Malerei und Musik, auszuzeichnen verstand —, das aber jetzt von alledem verwaist war. Infolgedessen verfügte eine Kabinettsordre vom 8. März 1819, daß der rheinische Appellationsgerichtshof, den die Düsseldorfer gern in ihrer Stadt gesehen hätten, allerdings in der Folge seinen Sitz in Köln haben sollte, daß aber Düsseldorf dafür neben einem beträchtlich erweiterten Gericht der ersten Instanz und zwei Friedensgerichten eine Kunstschule und ein polytechnisches Institut erhalten sollte. Mit großer Freude nahmen die Einwohner der rheinischen Gartenstadt diese Nachricht entgegen, sahen indes ihre Hoffnungen nicht allzu schnell verwirklicht. Zunächst machte die Räumung der Akademie durch das Montierungsdepot zu schaffen. Sodann kam man mit der Begründung der Kunstschule in Vereinigung mit der polytechnischen Schule nicht recht zu stande, die ja auch ihrer inneren Verschiedenheit nach schwierig sein mußte, da die eine

nach wissenschaftlichen, die andre nach künstlerischen Gesichtspunkten eingerichtet sein sollte, bis schließlich erst im Mai 1821 überhaupt durch den Staatskanzler und Fürsten Hardenberg vorerst nur die Errichtung der Kunstschule ohne die polytechnische Anstalt gestattet wurde.

Vorher verzögerte sich gleichfalls die Unterschrift der Bedingungen mit Cornelius selbst, der durchaus darauf bestehen mußte, für die Anfertigung der ihm vom Kronprinzen von Bayern in Auftrag gegebenen Wand- und Deckenmalereien in der Glyptothek jährlich mindestens vier Monate Urlaub für München zu erhalten. Auch erhoben sich, namentlich in Berlin, gewichtige Stimmen gegen die Errichtung einer zweiten Akademie in Preußen, besonders da die Einrichtung derjenigen in der Hauptstadt nicht einmal beendet war, und man warnte nachdrücklich vor einem Filialkunstwesen, insofgedessen denn auch zu wiederholten Malen eigenartige Gerüchte über die Wendung der Düsseldorf'schen Angelegenheit zu Cornelius nach München drangen, wo der Meister inzwischen mit Eifer seine Arbeiten in der Glyptothek begonnen hatte. Außerdem wurden sogar Anstrengungen gemacht, die Akademie überhaupt von Düsseldorf fort zu verlegen, und zwar benutzte vor allem die Regierung in Köln die ewigen Verzögerungen, eine solche Veränderung zu gunsten einer Zentralisation der Bildungsanstalten in den Mauern der alten Hanfsstadt zu erreichen. Der um die Kunst hochverdiente Staatsminister von Altenstein setzte aber wenigstens zuerst die Anstellung des Meisters mit Energie durch, um ihn ein für alle Mal für Preußen zu gewinnen und um den Düsseldorf'sern ihre Akademie zu sichern. Auch hatte er die löbliche Absicht, dafür zu sorgen, daß dem Künstler sofort Gelegenheit geboten würde, eine Probe seiner Kunst im engeren Vaterlande abzulegen, indem ihm eine Freskomalerei in dem noch im Bau begriffenen Berliner Schauspielhause von Schinkel überwiesen wurde, — ein Auftrag, den aber Cornelius angesichts seiner Verpflichtungen gegen den bayrischen Kronprinzen ablehnte. Was den geforderten Urlaub anging, so sah man sich genötigt, ihm die Erlaubnis zu geben, während zweier Jahre die Sommermonate in München zuzubringen, und zahlte ihm bereits vom 1. Oktober 1819 seinen Gehalt aus, obwohl er, allerdings nicht durch seine Schuld, sondern durch bürokratische Verschleppung und vor allem durch Hardenberg's Zweifel an einer wohlthätigen Wirkung der Anstalt für die ganze Monarchie, erst im Jahre 1822 seine eigentliche Thätigkeit als Akademiedirektor an Ort und Stelle aufnehmen sollte.

Die einzelnen Verhandlungen kamen inzwischen sehr langsam zur Erledigung, darunter auch, was als Hauptsache angesehen wurde, daß Cornelius unabhängig von der königlichen Akademie der Künste in Berlin sein und direkt unter dem Kultusministerium stehen sollte. Alle Bestimmungen über den Plan der Akademie, über die Reglements und Instruktionen, die Anordnung des Kuratoriums, die Bestellungen der Lehrer währten auffallend lange Zeit. Die Baulichkeiten nahmen keinen Fortgang. Nicht einmal ein heizbarer Raum konnte für Cornelius selbst als Atelier zurecht gestellt werden. Der Modellsaal und der Zeichensaal für den Elementarunterricht lag außerhalb im Franziskanerkloster. Noch im Jahre 1822 wurde der untere Stock des durch die königliche Kabinetsordre vom 9. März 1819 für die

Kunstakademie bestimmten Gebäudes als Salzmagazin benutzt, und man wußte nicht, wo man der General-Salz-Direktion einen andern Platz anweisen sollte. Das Salz erwies sich natürlich als sehr schädlich, feucht und zerfetzend. Außerdem bedurfte man dringend des Stockwerkes, denn es wurde immer mehr Raum notwendig, je mehr Schüler eintrafen. Man dachte zuerst daran, das leidige Magazin in das untere Geschloß des Karmeliterklosters zu verlegen, wo nur einige Nonnen lebten, mußte aber davon Abstand nehmen, da das Kloster nicht aufgehoben war und der Ordensregel gemäß eine sehr strenge Klausur herrschte. Cornelius und das Kuratorium baten wiederholt um Räumung und bessere Einrichtung der Akademie. Das Ministerium des Schazes, wie es damals auf gut deutsch hieß, wollte sogar ein neues Salzhaus bauen lassen. Das Kultusministerium zeigte sich gleichfalls immer geneigt und bemühte sich seinerseits, einen besseren Zustand herbeizuführen, aber auch dieses konnte erst nach Cornelius' Abgang eine Änderung erlangen.

Cornelius verteilte für die Folge seine Aufgabe als Direktor, Lehrer und Maler in der Weise, daß er sich im Winter den Geschäften der Akademie zu Düsseldorf widmete und den Sommer über seine Freskomalereien in München ausführte. In beiden Städten sammelte sich alsbald eine größere Anzahl jüngerer Künstler um den schnell berühmt gewordenen Lehrmeister, denen zumeist seine Doppelaufgabe zu gute kam. Beide Teile standen sich gut dabei. Dadurch, daß die Schüler sich sowohl in Düsseldorf in den akademischen Studien ausbilden wie für die Münchener Werke in der praktischen Ausführung weiter entwickeln konnten, gewann der Verkehr zwischen Lehrer und Schüler den Charakter eines sehr nützlichen patriarchalischen Meister- und Lehrlingsverhältnisses, welches dem Meister selbst sehr erwünschte und dankenswerte Hilfe für seine umfassenden Arbeiten und den Schülern eine ausnehmend fruchtbare und anregungsreiche theoretische wie praktische Übung gewährte. München sollte hierbei allerdings nur der Schauplatz für dasjenige sein, was die bessern Schüler bereits in Düsseldorf gelernt hatten. Aber eine nüchterne Auffassung erkannte in dieser Behandlung der akademischen Zwecke und Ziele von vornherein erhebliche Bedenkllichkeiten für die Zöglinge sowohl wie für die zu organisierende Düsseldorfer Akademie. Die schaffensfrohe Wechselwirkung zwischen Meister und Schülern scheint wenigstens an maßgebenden Stellen nicht immer gern gesehen worden zu sein, wiewohl sie für die nationale Kunst von der größten Bedeutung geworden ist.

Wenige Künstler haben es derartig verstanden, die Macht ihrer Persönlichkeit auf einen Kreis arbeitslustiger und begeisterter Kunstjünger von echt deutschem Gesamtwesen einwirken zu lassen und dadurch ein einheitliches Streben herbeizuführen wie Cornelius. Er schrieb selbst einmal von sich an den Minister von Altenstein, die Natur habe ihm eine Attraktionskraft verliehen, mit welcher er immer in seinen Umgebungen diejenigen an sich gezogen habe, die wahrhaft für die Kunst geschaffen waren. Er liebte es aufrichtig, wenn man sich an ihn wendete und seinen Unterricht suchte. Selbst Unbegabte nahm er wohlwollend in seine Obhut. Bemerkenswert sind in dieser Beziehung die Worte, die er dem

bereits älteren Ernst Förster sagte, als dieser seine Universitätsstudien aufgab und im Sommer 1823 nach München zu ihm kam: „Das wußte ich wohl, daß Sie zu mir kommen würden, ungerufen, weil Sie zu mir kommen mußten. Ich werde keinen an mich ziehen, auch nicht, wenn er anfragt, dazu ermuntern, aber hat einer Vertrauen zu mir, dem gebe ich gern mich mit dem, was ich bin und habe, und erkennt er mich, wie ich bin und was ich will, so wird er gewiß bei mir aushalten.“ Und so fand er in der That, wo er war, junge Leute aus allen Gegenden Deutschlands, die sich um ihn und seine Arbeiten scharten und bei ihm aushielten. Auf das liebevollste war er allemal bestrebt, jeden nach Verdienst zu fördern. In einem andern Briefe an Altenstein gesteht er, freilich in vertrauter Weise, zu, daß er zuweilen sogar den Arbeiten seiner Schüler eigenen Namen gäbe, um sie gehörig beschäftigen zu können und die Schule mehr in Aufnahme zu bringen, und zwar handelte es sich in diesem besonderen Falle um ein Madonnenbild, das dem Minister als von Cornelius' Hand gezeigt worden und von seinem Schüler Gözenberger ausgeführt war — eine im übrigen ziemlich wertlose Halbfigur in Form und Farbe der älteren Weise des Perugino, ohne inneres Leben und ohne poetische Naivität, aber geschickt in der Nachahmung und Anempfindung.

Unbeschreiblich war die Verehrung, welche die Gehilfen und Schüler ihrem Meister aus Herzensgrund erwiesen. Namentlich die ersten, die sich daran gewöhnten, sich als freie Künstler zu fühlen und die in dem Worte „akademisch“ bereits einen unangenehmen Beigeschmack fanden, verkehrten in einer Herzlichkeit und Freundschaft mit ihrem Lehrer, die sonst unter Lehrern und Schülern ziemlich selten war. Nicht allein in den Räumen der Akademie fanden sie die vielseitigste Belehrung und Anfeuerung, sondern auch im Hause Cornelius' selbst wurde ihnen fruchtbare Anregung und Unterhaltung geboten. Sie gewannen freundschaftliche Annäherung an des Künstlers aus Rom gebürtige Gattin, Signora Carolina, und ihre beiden blühenden Mädchen Helene und Marie, und der Umgang mit der fein gebildeten Familie wurde sehr bald vertraut und wohlthuend für alle, denen er zu teil ward. Viele fühlten sich hier geradezu als Familienglieder, gingen aus und ein, spielten mit den Kindern und lauschten voll Andacht, wenn der Meister in seiner durchgeistigten Klarheit, Schärfe und Überzeugungstreue aus dem reichen Schatz seiner Kunstempfindungen und Kunstanschauungen mittheilte, wenn er von seinen Werken und Erlebnissen, von Rom und den alten Meistern, von den Aufgaben und Zielen der neuen deutschen Kunst sprach, gewiß noch reicher und freigebiger im eigenen Heim als draußen in der Akademie. Da war nicht einer, der ihm nicht aus innerster Seele dankbar gewesen wäre und jede Gelegenheit wahrgenommen hätte, auch öffentlich die herzlichste Verehrung zu äußern. Ein allgemeines Fest mit Fackeln, Musik und Gesang, an dem ganz Düsseldorf teilnahm, ward allemal den Sylvesterabend gefeiert, wobei die Schüler ihm in corpore ihren Dank abstatteten. Da sein Namenstag Ende Juni immer in München gefeiert werden mußte, so wollten die Düsseldorfer doch auch einen Jubeltag für ihren großen Mitbürger haben. Allgemein gewöhnte man sich auch

daran, den Vorgesetzten niemals „Herr Direktor“ sondern stets nur „Meister“ zu nennen, zu grüßen und anzureden. Man kam ja auch zumeist nicht zu ihm, weil er der Vorsteher einer ziemlich in Mißkredit geratenen Staatsanstalt war, sondern weil man in ihm den Genius der neuen deutschen Kunst erkannte, der gerade mit den veralteten akademischen Lehrmethoden, mit der zopfigen Ansicht herz- und geistloser Professorenwirtschaft aufzuräumen berufen war, der eine aus dem deutschen Nationalbewußtsein hervorgegangene und doch der großen alten Kunst verwandte Sprache zu reden wußte, der durch reiche Stoffwahl, weite Auffassung und phantasiervolle Gestaltung einen neuen großartigen Stil in die Kunst einzuführen verstand. Das freie Künstlertum, wie es vor den Zeiten der schulmäßigen und nach Regeln und Gesetzen eingerichteten Akademien geblüht hatte, erschien hier wieder auf dem Platze und weckte die Begeisterung der Kunstjünger in ganz besonders ausgeprägtem Maße, und man kann die Freude der vertrauensseligen und selbstbewußten Schar an einer goldenen Ungebundenheit, Ausgelassenheit und Selbständigkeit gewiß begreifen, ohne dabei die Gefahren zu verkennen, die für manchen Minderbegabten im Hintergrunde lauerten.

Über die damaligen Zustände der Düsseldorfer Schule ist ein in der Geheimen Registratur des preussischen Kultusministeriums aufbewahrtes Schreiben vom 17. April 1822 außerordentlich bemerkenswert. Cornelius berichtet wie folgt:

„Einen hohen Ministerio der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten beehre ich mich allergerhorsamst anzuzeigen, daß der erste, vorläufige Curfus des Natur-Studiums bei der hiesigen Akademie seit meiner Leitung desjenigen Theils derselben, bei dem die Umstände eine Erneuerung erlaubten, geendigt, und ein Neuer, nach kurzer Pause, bereits wieder angefangen habe.

Bei dieser Gelegenheit wollte ich nicht ermangeln, den uns bei diesem Abschnitte gestatteten Rückblick sowohl auf das Geschehene als das Nichtgeschehene in Bezug auf diese Anstalt übersichtlich anzudeuten.

A. Elementar-Unterricht.

Bisher hat der Mangel einer gehörigen Lokalität, mit der sich die beständige Aufsicht des Lehrers auch außer der Lehrzeit, während den Selbstübungen der Zöglinge, füglich veranstaltete, ferner die Gebrechen der inneren Einrichtung (deren Umfaltung noch auf die hohe Genehmigung wartet) hinsichtlich des Elementarunterrichts uns gehindert, eine gründliche Erneuerung desselben anzufangen, geschweige durchzuführen. Der Unordnungen, Verwilderungen und Mißbräuche walteten hier so viele ob, daß nur durch eine radikale Abänderung Besserung möglich ist. Diese setzt erst das gehörige Lokal und anständige Einrichtung voraus und wird sich daher erst mit der Entfernung aus der jetzigen Lokalität und der Einrichtung der neuen bezwecken lassen.

Bevor dieses geschehen, begegnen mir der Hindernisse zu viele und zu widerliche, als daß es mir zumuthen wäre, mich mit Liebe in diese Sphäre herabzulassen.

Diese Klasse bestand und besteht also in dem ehemaligen Franziskaner-Kloster bei dem jetzigen Gymnasio unverändert fort, und zwar wegen Krankheit des Inspektors unter der Leitung des Professors Thelott, der in diesem zu engen, nicht einmal mit den nöthigen Bänken und Gestellen versehenen Lokale, bei dem Andränge von Zöglingen sich mühsam abplagt, bessere Ordnung einzuführen, aber verzweifelt, da die Lokalität selbst, mit ihren aus den Trümmern der alten Akademie zusammen gesuchten Mobilien, die Zöglinge beständig an das Gegentheil mahnt.

Einem hohen Ministerio darf ich nicht verhehlen, daß ich glaube mit Recht Anstand nehmen zu müssen, mich mit provisorischen und Palliativ-Mitteln auf Verbesserung einzulassen, um gleichsam nur den alten Sauerteig aufzufrischen.

Ich bin es überhaupt dem Staate sowohl als mir selbst schuldig, mich auf nichts einzulassen, als was ihm und mir zur Ehre gereiche.

B. Studium nach dem Leben.

Dieser Zweig des Unterrichts, mit dem wir die theilweise Erneuerung der hiesigen Kunstschule begonnen haben, ist vorerst derjenige, in dem das Meiste geschehen konnte und mußte. Die neue Einrichtung zu diesem Endzwecke entspricht demselben vollkommen, so daß wir nur dieselbe Zweckmäßigkeit in der ganzen Anstalt durchgeführt wünschen, um nicht nur selbst damit zufrieden, sondern auch überzeugt zu seyn, daß sie allgemeinen Beifall erhalten werde. Mit dieser Einrichtung eines der wesentlichsten Theile einer Kunstakademie hat sich zugleich mein wiederholt geäußerter Wunsch, daß man die Leitung der baulichen und inneren Einrichtungen Moslern anvertrauen möge, zur Genüge gerechtfertigt. Leider verzögerte sich der Anfang des Studiums nach dem Leben bis nach Neujahr, lediglich weil wir auf die Einrichtung des Saals warten mußten, indem der Befehl dazu spät gegeben wurde. Doch begann das Studium, sowohl von Seiten der Lehrer als der Lernenden mit neuer Lust. Die Anzahl der nach dem Leben Zeichnenden war acht und zwanzig und einer modellirte. Ohne Zweifel würde die Zahl größer gewesen seyn, wenn wir eine Ankündigung und Einladung in öffentlichen Blättern hätten ergehen lassen. Allein, da wir in der übrigen Einrichtung noch so weit zurück sind, so würde uns eine größere Anzahl nur in größere Verlegenheit gesetzt haben, ihnen außer jenen täglichen zwei Stunden des Natur-Studiums den Aufwand ihres Hiersehns mit hinlänglichem Vortheil zu vergüten. Wir unterließen daher jede Anzeige.

Der Anfang der Studien war somit nur partiell und bei denen, die noch nicht bis zu eignen Erfindungen vorgeschritten, aber doch bereits über den Elementar-Unterricht hinaus sind, auf das Nachbilden des Modells beschränkt. Mit dem Erfolge, den dieses hatte, bin ich jedoch einstweilen vollkommen und weit über meine anfängliche Erwartung zufrieden, indem ich sehr zweifelte, daß sich sobald erfreuliche Folgen ergeben würden. Denn das hier unter allmählich mehr und mehr beschränkenden Umständen fortdauernde Studium der Kunst hatte aus Mangel an nachdrücklicher Aufforderung, Aufmunterung und

Leitung, bei aller Mühe der Lehrer, einen nachlässigen und verwilderten Gang angenommen. Vorzüglich die Geübtern, die, bereits in ein zu frühes Selbstvertrauen durch das Lob der Nichtkenner eingewiegt, sich der Anleitung fast entwachsen glaubten, hatten in irriger Zuversicht, sobald sie einige Freiheit der Hand spürten, eine willkürliche Manier angenommen, und wie es in solchem Falle immer zu gehen pflegt, eine oberflächliche, übereilige, anmaßende und untreue Fertigkeit erlangt, die alle Tiefe und Wahrheit umgeht und übersieht. Das Schlimmste dabei schien uns, daß die jüngeren, ungeübteren Zöglinge von solcher scheinbaren Meisterschaft geblendet nach jenen ältern Genossen, und daß so das Beispiel immer wieder zu verderben drohte, was die Lehre erwarb. Doch allmählich zeigte sich zusehends ein besserer Sinn, der mehr und mehr Überhand gewann, so daß mich selbst der baldige Wechsel überraschte und mir neue Liebe zur Sache einflößte. Zu Beidem trug viel bei, daß wir viele vorzügliche Modelle fanden und davon eine angenehme und lehrreiche Abwechslung veranstalten konnten.

Nachdem nun der Winter-Cursus geschlossen ist, beginnt bei der Fortsetzung des Zeichnens und Modellirens auch das Malen nach dem Nackten. Ich hoffe dieses Studium noch vor meiner Entfernung soweit einzuleiten, daß die Übung während meiner Abwesenheit süklich fortbauern könne. Denn beim Kunst-Unterricht geht die Erkenntnis nicht so schnell in Aug' und Hand über, als die Lehre sich ausdrückt, die ich dann bald wieder ins Gedächtnis zu rufen eile.

C. Studium der Antiken.

Dieses mußte im vergangenen Winter, wie seit Jahren gewöhnlich, deswegen unterbleiben, weil der sogenannte Antikensaal im ehemaligen Franziskaner-Kloster, der eigentlich ein Antiken-Magazin zu nennen wäre, sich nicht heizen läßt. Auch in dieser Hinsicht warten wir auf die Einräumung und Zurichtung des neuen Lokals, wo erst eine anständige und zweckmäßige Aufstellung auch der noch gar nicht benützten neuen Abgüsse möglich würde. Auch hier möchte ähnliches Behelfen einstweiliger Einrichtung dem Staate, der Anstalt und uns keine Ehre, sondern das Gegentheil erwerben. Die kostbare Sammlung der Gipsabgüsse, welche von Sr. Majestät dem Könige Allergnädigst Seinen Rheinprovinzen geschenkt und der Kunst-Anstalt in Düsseldorf zur Bewahrung und Benutzung anvertraut sind, und welche durch anständige und zweckmäßige Aufstellung mit größter Achtung zu behandeln uns zur besonderen Freude erreichen würde, diese steht noch bloß niedergestellt und gelegt, wo und wie man Raum fand und zwar die schwersten Abgüsse als die Pallas von Belletri, die Gruppe des Laokoon und a. auf die Treppe zur Gallerie hingeschoben.

Zu beständiger Hoffnung einer baldigsten Abänderung, habe ich zu diesen und andern Unschicklichkeiten, die meist aus der Verzögerung auch des höchst Nöthigen in der Bau-Einrichtung herfließen, geschwiegen, die nun aber doch nicht länger geduldet werden dürften, wenn die Sache nicht sofort zur Schadenfreude mißgünstiger Menschen und übelwollender Nachrede Stoff geben soll.

Ich habe vorausgesetzt und voraussetzen müssen, daß wenn der Staat das ehemalige der Akademie eigenthümliche Local, auf welches diese die gerechtesten Ansprüche hat, zu andern Zwecken verwendete, wenigstens die Einrichtung und Zurichtung eines andern Gebäudes, welches überdies schon in seinem Ursprunge der Kunst gewidmet war, wenigstens keine Schwierigkeit finden würde. Jetzt aber muß die Kunstschule ohne Dach und Fach in drei verschiedenen Gebäuden, da die Noth sie hinein zwingt, bloß unterkriechen.

Unter solchen Umständen ist die Aufgabe, die hiesige Anstalt in einen günstigen Ruf zu bringen, um einen regen Wettstreit in der Masse von Talent zu bezwecken, unauslöschbar. Schon die fernere Verzögerung der Bau-Einrichtung würde der Meinung und dem Rufe derselben äußerst nachtheilig seyn; besonders aber ist der Mangel an gehöriger Aufstellung der Antiken eines der auffallendsten Gebrechen, das um so empfindlicher ist, weil ihm so gar leicht abgeholfen werden könnte.

D. Vorbereitungsklasse der Kunstschule.

Diese in dem einem hohen Ministerio Allergehorsamt eingereichten ausführlicheren Plane bezeichnete Klasse bestand nur bei dem Natur-Studio, sonst aber nicht, wegen des uns überall hindernden Mangels an Lokalität. Doch werden die Zöglinge, welche durch ihre in dem vergangenen Winter gemachten Fortschritte in der Nachbildung des Nackten sich auszeichneten, mithin für diese Klasse geeignet sind, während meiner Abwesenheit in dem Lokale, wo ich gegenwärtig arbeite, Raum finden, um sich für die ihnen vorzüglich nötigen Uebungen zu vereinigen. Diese sollen unter der Leitung Moslers stattfinden. Zugleich sollen dieselben Zöglinge diesen Sommer ihren Cursum der Perspective bei dem Lehrer der Baukunst durchmachen. Sie werden alsdann, da sie dabei sofort täglich zwei Stunden in dem Modell-Saale nach dem Leben arbeiten, ziemlich beschäftigt sein, und ihre Zeit benützen können, so daß ich sie bei meiner Rückkehr um einen Grad reifer zu finden zuversichtlich hoffen darf. Um so nötiger würde es also seyn, daß bis zum künftigen Herbst die nötige Lokalität auch für sie vorhanden sey, wo ich sie unter Aufsicht habe.

E. Maler-Schule.

Diese bestand und besteht vorläufig in dem mir zugerichteten Arbeitslokale, im Raum beschränkt, auch nur erst aus einer kleinen Anzahl derjenigen jungen Künstler, die mir von München hierher gefolgt sind. Dort wird dieselbe auch diesen Sommer wieder fort bestehen, indem dieselben wieder mit mir dahin gehen. Unter den Uebrigen hier zurückbleibenden eignet sich dormalen noch Keiner ganz dazu, bereits in diese Abtheilung aufgenommen zu werden; doch geben Einige die beste Hoffnung dazu, zur Zeit Erfreuliches zu leisten und der Anstalt, durch die sie sich bilden, sowohl als dem Staate, der sie fördern wird, zur Ehre zu gereichen. Wahrscheinlich können den künftigen Winter schon ein Paar davon diese oberste Klasse vermehren. Noch habe ich der obwaltenden Umstände wegen nicht gesucht, mehr Auswärtige anzuziehen, doch hoffe ich,

daß es mir vergönnt werde, für nächsten Winter bei Zeiten eine Einladung ergehen lassen zu dürfen und den Ankommenden die Befriedigung ihrer gerechten Erwartungen versprechen und leisten zu können.

Auch ein Hindernis, bis jetzt mehr für die höhere Bildung der Zöglinge unserer Kunstschule zu thun, war und ist es, daß meine Bitte wegen der baldigen Uebertragung der Aufsicht unserer Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen noch keine Erhörung fand, und diese dadurch noch nicht zur eigentlichen Brauchbarkeit eingerichtet wurde, wie ich beabsichtige. Leider nur allzulange waren diese Sammlungen ein vergrabener Schatz für die Bildung der Kunstbesessenen, fast ganz unbenutzt, ja geraume Zeit sogar zum größten Theil ihrer Einsicht vorenthalten. Diese Sammlungen zunächst für die Schule und dann auch für die Bildung des Publikums gemeinnützig zu machen, war und ist meine Absicht; allein mehrere ausgedehnte Arbeiten müssen, diesen Zweck zu erreichen, vorgenommen werden, wozu zuerst der zur Obhut dieser Sammlungen durch ein hohes Ministerium auf meinen Vorschlag längst genehmigte Aufseher vereidet werden muß. Alsdann erst kann dieser jene Arbeiten beginnen und zwar die mit der Uebernahme notwendig zu verbindende Revision der ganzen Sammlungen nach den alten Verzeichnissen, Blatt für Blatt. Denn das vorigemal sind die Sammlungen eiliger Weise ohne weder Vereidung noch genaue Revision und ausführliche Bescheinigung des Empfanges in andere Hände übergeben worden, daher ist es mißlich, sich damit zu befassen und die Schlüssel derselben nur anzunehmen, bevor eine neue Inventarisirung statt gehabt hat. Diese wünsche ich bei meiner Rückkehr hierher bereits vollendet zu finden, und darum, weil es eine ausgedehnte Arbeit ist, dazu leicht der ganze Sommer hingehen wird, so möge es einem hohen Ministerio gefallen, bald einen Befehl dazu an die hiesige königliche Regierung ergehen zu lassen.

Noch bleibt mir über das Fach der Baukunst zu bemerken, daß, bevor die Direktion der hiesigen Kunst-Akademie von mir kann förmlich und im Ganzen angetreten werden, ich Anstand nehme, mich um den Unterricht in diesem Fache genau zu bekümmern, welchen Professor Schaffer seit vielen Jahren in gewohnter Weise erteilt. Ein hohes Ministerium wolle es mir nicht verargen, wenn ich als Lehrer hier lieber zuerst mit Leistungen im eignen Fache, als mit Förderungen in einem andern auftrat. In dem Verhältnisse, wie mir dann die Umstände gestatten in jenem mehr zu thun, kann ich mit Ehren auch an Andere, die vor mir angestellt waren, bestimtere Forderungen machen. Zu letzterem Endzwecke habe ich in dem einem hohen Ministerio, von München aus gehorfanst eingereichten, ausführlicheren Plane, den Wunsch geäußert, daß mir in Betreff der Baukunst gefälligst ein Lehrplan erteilt werden möge, da ich in diesem Fache nicht hinlängliche Kenntnisse besitze, die Stufenfolge und den Umfang der Materien, die zum unbedingt nötigen Wissen und Können des angehenden Baukünstlers gehören, genau zu bestimmen. Ich setze mein vorzügliches Vertrauen in dieser Hinsicht auf den königlichen Geheimen Ober-Baurath Herrn Schinkel in Berlin, und wünsche,

daß er zu unserm Zwecke behülflich sein wolle. Die Lokalität, darinnen der architektonische Unterricht hier gegeben wird, ist einstweilen dem Bedürfnisse angemessen.

Es wäre die Absendung dieses Berichts unnützer Weise verzögern, wenn ich alle einzelnen Dinge anführen sollte, die uns noch als Hindernisse entgegenstanden und verhinderten, bisher mehr auszurichten; allein ich sehe wohl, die Sache wird sich nicht auf einmal zwingen lassen, und Beharrlichkeit in der Geduld ist uns sehr vonnöthen. Ein hohes Ministerium bitte ich jedoch unterthänig, wenigstens das Nöthigste, was ich hier angedeutet habe, auch während meiner Abwesenheit möglichst zu beschleunigen, damit wir einigermaßen weiter vorwärts schreiten, und ein Mehreres getrost erwarten können. Hochdasselbe bitte ich zugleich um gefällige baldige Erwidderung des Gegenwärtigen, damit ich desfallsige Aufträge noch vor meiner Abreise an Ort und Stelle geben könne.

Eines hohen Ministerio

P. Cornelius.

In Berlin wurde offenbar von einzelnen Seiten thatkräftig gegen die Absichten und Wünsche des Düsseldorfer Akademie-Direktors gearbeitet, da man gegen manche seiner Neuerungen Bedenken haben mußte. Insonderheit bereitete man ihm vielfach Schwierigkeiten wegen seines sommerlichen Aufenthaltes in München. Das Ministerium zeichnete ihn aber auch später immer wieder durch freundlichen Nachurlaub aus, obwohl er ja ursprünglich nur die Erlaubnis für 1820 und 1821 hatte.

Auch das Verhältnis des Meisters zu seinen Schülern wurde vielfach besprochen, da diese in den weitesten Kreisen immer mehr als seine Gehilfen wie als Akademiker angesehen wurden und da man hierdurch das eigentliche Ansehen und den eigentlichen Zweck der Kunstakademie gefährdet glaubte. Cornelius erließ sogar ziemlich offiziell an junge auswärtige Künstler eine Einladung, an den Arbeiten der Malerschule zu Düsseldorf für den Winter 1822/23 teil zu nehmen, was in Berlin offenbar stutzig machte, da das Ministerium Berichtserstattung darüber forderte. Cornelius antwortete darauf, daß ihm die pflichtmäßige Sorge des Ministeriums allerdings begreiflich sei, indem von seiner Seite etwas verlangt würde, was in dieser Sache dem Herkömmlichen widerstrebe und mit den gewöhnlichen Begriffen eines sogenannten Akademie-Direktors im Widerspruche stehe, daß er aber von vornherein diese Gestattung als *Conditio sine qua non* verlangt habe, auch stimmten viele der bedeutendsten Staatsmänner mit ihm darüber ein, daß dieser scheinbare Nachteil gerade dasjenige wäre, was die Anstalt fördern würde. Er fuhr fort: (Aus einem Berichte Düsseldorf den 20. November 1822).

„Selbst in einer Akademie geboren¹⁾ und aufgewachsen, hatte ich Gelegenheit, das unzulängliche, ja verkehrte Treiben kennen und hassen zu lernen. Ein brennender Durst nach dem lebendigen Quell der Kunst ließ mir keine Ruhe, und

¹⁾ Sein Vater war Akademieinspektor in Düsseldorf gewesen.

Gott gab mir die Kraft, mitten in einem mir verhassten Treiben, unter den ungünstigsten Verhältnissen unablässig danach zu suchen. Ein freundliches Geschick führte mich nach Italien, und ich erkannte dort schnell (was ich früher geahndet) den tiefern, innern Zusammenhang der Kunst mit allem, was das Menschenleben bedeutend macht, in allen seinen Beziehungen historisch hervorgetreten. Von da an wußte ich, was ich fürs ganze Leben zu thun hatte, und zur Zeit habe ich's noch nicht vergessen, daher halte ich's für Pflicht zu erklären, daß ich das gewöhnliche Akademie-Dirigiren für leeres Strohröschchen halte. Dieses erkannte David und errichtete neben der reich dotierten Königl. Akademie in Paris eine Malerschule (freilich im Sinne der Franzosen), und von da an war die königliche Akademie von Talenten entblößt. Von Carstens bis auf uns war bei den Begabtesten und Redlichgesinntesten darin die größte Uebereinstimmung.

Nun kam ich auf den Gedanken, ob es denn bei dem offenbar besten Willen der Regierung nicht dahin zu bringen wäre, diesen öffentlichen Kunstschulen einen kräftigern Einfluß in den bestehenden Lebensverhältnissen zu verleihen, wie es bei den wissenschaftlichen Instituten der Fall ist; und indem ich beider Zustand verglich, war nicht schwer der Nachtheil der Kunst darin zu finden, daß sie kein eigentliches Bürgerrecht bei uns habe, und in ihre akademischen Mauern verbannt an der Schwindsucht leidet.

Da stellte sich in meinem Sinn das Bild einer öffentlichen Kunstschule dar, wo mit der Lehre sich eine lebenskräftige Ausübung nach außen verbände. Das Glück war mir günstig. Zugleich mit dem Auftrage zu einem Werke, wie seit langem keines unternommen, wurde ich mit dem Vertrauen beehrt, eine Kunstschule zu errichten, es wurden sogar mehrere Schüler von unserm Staate pensionirt, um an dieser großen Arbeit Theil zu nehmen, bei diesen schlug es zwar keine tiefen Wurzeln. Aber bald hatte ich die Freude, eine tief erkannte Wahrheit sich äußerlich bewährt zu sehen, mehrere besser begabtere und kräftigere Naturen, Leute von dem verschiedensten Alter, Erziehung und Naturell brachte ich in ein und einem halben Jahr so weit, daß ich mehrere theils zu allen Arbeiten in der Glyptothek, theils nun aber zu eignen großen Arbeiten ansetzen kann . . .

Von allen diesen und andern Werken ist unsere Schule der Mittelpunkt, alle Studien und Vorbereitungen dazu werden den Winter über hier gemacht, und ich selbst mache die Meinigen für mein Werk in München. Jeder nur fähige Schüler nimmt im Verhältniß seiner Kräfte Theil daran, jeder lernt vom andern, und da giebt es denn auch etwas zu dirigiren. Aber wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

Während nun die eigentliche Kunstschule sich auf diese Weise immer beweglich und thätig erhalten soll, gehen aber die Elementar- und Vorbereitungs-Klassen einen regelmäßigen und durchaus gleichgewordenen Gang. Ja ich werde darauf wachen, daß dieses bei uns mehr als irgendwo der Fall sein soll. Darum suchte ich von Anfang die Lehrer so zu stellen, daß ihre persönliche Gegenwart in den Klassen den ganzen Tag über möglich war, um alle Unordnungen und das allen Akademien beizuhohnende wüste Treiben zu entfernen.

Auf diese Weise nur allein kann ich aus den gegebenen Mitteln etwas machen, ja ich habe den stolzen Glauben, daß, wenn die Regierung mich machen läßt, mir ihr hohes Vertrauen schenkt, hier unser armes Senfförnlein so wachsen zu machen, daß es den Neid vieler großen und mächtigen Anstalten dieser Art erregen soll.

Sollte aber das hohe Ministerium diese mir naturgemäße Art zu dirigiren zu gewagt finden und meine Absichten für die Kunst mit denen des Staats nicht übereinstimmend seyn, so ist es annoch an der Zeit umzukehren, und ich selbst würde alsdann dazu raten, denn die Arbeiten in Baiern nehmen mich noch vier Jahre in Anspruch, von welchen ich nur den Sommer von 1824 dort abwesend sein könnte, und wie oben gesagt, hätte ich auch nach Ablauf dieser Frist nicht die Absicht, am akademischen Faß der Danaiden zu arbeiten, sondern ich würde mich dem Throne unsres edlen Monarchen nähern mit der unterthänigsten Bitte, mein geringes Talent und meine Kräfte auf dieselbe Weise in Anspruch zu nehmen, die durch die seltenste Großmuth sich zuerst in einem andern Staate aussprechen und entwickeln konnten; und was dann der erhabene Monarch mir auch anzuvertrauen die Gnade haben würde, so hege ich die zuversichtlichste Hoffnung, solches an unsre Schule anknüpfen zu dürfen, und so möchte dann dieselbe, einer edlen Pflanzschule vergleichbar, nach allen Richtungen unsres Staates Anmut und heitre Zierde verbreiten können.

Am Schlusse bitte ich ein hohes Ministerium gehorsamst, die ungeschickten Ausdrücke, die in diesem Bericht vielleicht vorkommen, der ungeübten Feder des Malers zu gute halten und in Bezug auf Absicht immer das Beste unterlegen, vorzüglich aber die Ausdrücke meiner tiefsten Ehrfurcht und Dankbarkeit mit der gewöhnlichen Huld aufnehmen zu wollen.“

Ein mittheilenswerter fernerer Bericht stammt aus dem folgenden Jahre.

Düsseldorf, den 15. Mai 1823.

Einem hohen Königlichem Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten beehre ich mich über die hiesige königliche Kunst-Akademie Nachfolgendes gehorsamst zu berichten.

Bei meiner vorjährigen Ankunft in Düsseldorf fand ich die Fortschritte der Zöglinge auf demselben guten Wege, den die Meisten schon vor meiner Abreise eingeschlagen hatten, nicht nur meiner Erwartung gemäß, sondern bei Einigen waren sie über dieselbe. Zu diesem kam, daß glücklicher Weise zu dem vorigen Winter-Cursus schon eine bedeutendere Anzahl angehender junger Künstler und Schüler eintrafen, unter denen sich sehr Talentvolle befanden. Und so zeigte sich denn bald ein sehr reger und immer mehr versprechender Wettstreit. Die Anzahl der nach dem Leben Zeichnenden belief sich auf sechsunddreißig, unter denen über zehne bereits in der historischen Composition Erfreuliches leisteten. Über die Hälfte von diesen haben sehr ausgezeichnete Anlagen. Zwei davon, Stürmer aus Berlin und Stille aus Brenzlau in der Ulker-Mark, welche schon zwei Sommer in München meine Gehülfen waren und die beiden Winter hier der Schule vorgeleuchtet haben, treten jetzt schon als selbständige

Künstler auf, indem sie ein großes Gemälde in dem Assisen-Saal des Königl. Gerichtshofes zu Koblenz, zu dem sie diesen Winter die Hälfte des Cartons gezeichnet haben, al Fresco zu malen anfangen. Ihre bisherige Arbeit ist zur allgemeinen Bewunderung gelungen. Künftigen Herbst kehren sie hierher zurück und zeichnen die andere Hälfte dieses kolossalen Werkes. Statt dieser beiden nehme ich nun andere nach München mit und hoffe sie so, wie jene in der Kunst zu fördern und diese selbst auf eine großartige Weise mehr in das öffentliche Leben einzuführen.

Ein anderer junger Künstler aus Bayern, von seinem Könige unterstützt, folgte mir hierher und zeichnete nach meiner Angabe einen ebenfalls kolossalen Carton zu einem Basrelief in den Fronten des neuen Schauspielhauses in Aachen, darstellend die komische und tragische Muse.

Ich erwähne nur die großen Arbeiten, welche auf das öffentliche Leben Bezug haben, denn das Kleine wächst von selbst, wo das Große gedeiht. Da die ersten Proben dieser unserer Wirksamkeit bereits gelangen, so wünsche ich den ferneren nur gleichen Erfolg und zweifele nicht an demselben.

Für die hier zurückbleibenden Zöglinge hat dieses mal ungleich besser gesorgt werden können, als im vorigen Sommer, da es noch so sehr an Lokalität fehlte. Da nun das Studium selbst damals glücklichen Fortgang hatte, so kann ich in diesem um so mehr erwarten. Zwar muß man sich gegenwärtig mit Manchem provisorisch behelfen; allein auch ohne dieses würde sich nicht alles auf einmal zwingen lassen. Wird ein hohes Ministerium so fort mit derselben verehrungswürdigen Weisheit, klugen Beharrlichkeit, Geduld und Nachsicht wie bisher uns und unsere Anstrengungen unterstützen, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß unsere Saaten bald reifliche Früchte bringen werden, und daß die Anstalt einem stets höher sich stellenden Ziele näher komme. Wird ein hohes Ministerium, meinen inständigen Bitten gemäß, das beherzigen, was aus dem Nachfolgenden im Allgemeinen und Besonderen als Wunsch und Verlangen sich ausspricht, so dürfte man einstweilen mit dem guten Fortgang der Sache schon zufrieden seyn, und anderes möchte bis zu meiner Wiederkehr warten: nur die baulichen Einrichtungen möchte man nicht verschieben.

Bei meiner Ankunft im vergangenen Herbst fand ich die Ausführung der Baulichkeiten weiter zurück, als ich erwartet hatte. Der Befehl zum Bauen war erstens etwas spät gegeben, dann aber der angelegte Termin in Vollendung der zur Bibliothek gehörigen Einrichtungen bei weitem nicht eingehalten. Da aber diese erst zu einem gewissen Ziele gelangt seyn mußten, ehe die Räumung des zum Antiken-Saal bestimmten ehemaligen Bibliothek-Local's beginnen konnte, so ward daselbst um so später gebaut, als auch der Transport der Bücher-Gestelle sehr langsam vor statten ging. Daher fand ich bei meiner Rückkehr den Antiken-Saal noch ohne Boden und die Wände daselbst wie auch in den Maler-Sälen da, wo Erneuerungen vorgefallen waren, nicht bloß feucht, sondern naß.

Mit der einstweiligen Vollendung des Antiken-Saales dauerte es daher bis in den December und die Aufstellung der Antiken fand dann noch einen

neuen Anstand, indem man dieselbe nicht wagen konnte, bevor der offene Hof des Gebäudes aufhörte der Sammelplatz der Straßenbuben zu seyn, deren Steinwürfe fast täglich die Fenster verletzten, also auch den nahe daran stehenden Gyps-Abgüssen Gefahr drohte.

Man hatte beständig auf die oft besprochene Entfernung des Königl. Salz-Magazins aus diesem Gebäude gehofft, (worauf dann das Thor verschlossen gehalten werden konnte) und um so zuversichtlicher als im vorigen Sommer der zur Lokal-Besichtigung von dem hohen Ministerium beauftragte Geheime Regierungsrath Herr von Seidewitz sich am Orte von der dringenden Nothwendigkeit dieser Entfernung völlig überzeugt erklärte. Die auf meinen desfallsigen Antrag bei der hiesigen Königl. Regierung erfolgte Antwort nöthigte mich an des Herrn Generals von Toppelskirchen Excellenz eine Schildwache zu erbitten, welche noch jetzt unsere Antiken hütet. Nachdem die desfallsigen Hindernisse beseitigt waren, ward die Aufstellung der Antiken durch Professor Mosler angeordnet und geleitet und also bald begann das Studium nach denselben.

Ich kann nicht umhin dieser Aufstellung das Zeugniß zu geben, daß die getroffene Einrichtung ganz zweckmäßig sey und sich vortheilhaft von der ehemaligen unterscheide; doch wird der ganze Antiken-Saal noch unendlich an Tauglichkeit gewinnen, wenn die alten, ohnehin sehr morschen Glashüren, welche als Fenster dienen, in solche umgewandelt werden. Und zwar darf dieses nicht nach dem in der Zeichnung einem hohen Ministerium eingereichten Plane gestehen, weil dadurch das jetzt obwaltende Uebel der zu großen Beschränkung des Lichtes eher vermehrt als verringert würde; sondern die obere Hälfte dieser Öffnungen muß so wenig wie möglich beschränkt, ein reines Licht gewähren und die Untere mit einer mannhohen Brüstung geschlossen werden. Sachverständige sind der Meinung, daß die hierzu nöthigen Fensterrahmen, wenn sie von Gußeisen gemacht würden, weniger kosteten, als hölzerne und ihrer Größe wegen, da die Stäbe möglichst dünne seyn müssen, auch viel dauerhafter seyn würden. Demnach wären wir der Meinung die Rahmen zu den sämmtlichen nach dem Hofe gehenden Fenstern des Erdgeschosses von Eisen gießen zu lassen. Da besonders auch der Modell-Saal durch die auf jeden Fall nothwendig zu ändernden Fensterrahmen sehr gewinnen wird so wäre es sehr gut, wenn baldigst diese für sich ganz selbstständige Einrichtung getroffen würde.

Die in dem Antiken-Saale besonders schwierige Heizung würde durch die Anfertigung der Fensterbrüstungen und schließender Rahmen sehr erleichtert.

Die sehr unsolide Ausführung der Bau-Einrichtung in dem mittlern Flügel abgerechnet ist die Zweckmäßigkeit der dadurch gewonnenen Lokalitäten unbefreitbar. Denn obschon die Maler-Säle etwas groß und besonders sehr hoch erscheinen, so trat doch gleich der Fall ein, daß ein einziger Carton einen derselben ausfüllte, nämlich der für das oben erwähnte Fresco-Gemälde in Koblenz entworfen.

Vor allem wäre nun die noch übrige Hälfte des Erdgeschosses von diesem mittlern Flügel einzurichten nöthig, damit die Elementar-Klasse das ihr bestimmte Local erhalte.

Sodann wäre das Erdgeschoß endlich von dem Salze zu befreien, selbst wenn diesen Sommer dort keine Bau-Einrichtung gemacht wird; denn es ist nöthig, daß diese Lokalität ehe gebaut werde, wenigstens einen Sommer hindurch leer und offen stehe, damit wo möglich die Salzfeuchtigkeit herauströcne.

Somit habe ich die Ehre diese Anliegen der Königl. Kunst-Akademie der Fürsorge eines hohen Königl. Ministeriums zu empfehlen und scheidet von hier mit der Hoffnung, daß in meiner Abwesenheit Hand ans Werk gelegt werde.

Eines hohen Ministeriums

unterthäniger

P. Cornelius, Direktor.

(Fortsetzung folgt.)



Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

(Fortsetzung.)

Je weiter die Revolution sich entwickelt, um so feindlicher und gewaltthätiger wird der vierte Stand. Die Kornmärkte werden überfallen, die Bäckerläden gestürmt und die Besitzer gezwungen, ihre Waren zu billigen Preisen herzugeben. In verschiedenen Häfen legt das Volk auf die mit Lebensmitteln befrachteten Schiffe Beschlagnahme und überweist die Ladung den Armen. Das Eigentum am Walde verliert alle Achtung; man sieht die Forsten als Besitz der Nation an, und folgerweise hält sich jedermann für berechtigt, darin zu jagen und seinen Holzbedarf zu decken. Die gleiche Rechtsauffassung macht sich bezüglich der Teiche geltend; man reißt die Dämme ein, verteilt die Fische und erklärt den trocken gelegten Grund und Boden für Gemeindeland. Die Backöfen, Kelterhäuser und Mühlen der Seigneurs, denen das Dbiun der alten Bann- und Zwangsrechte anhaftet, werden zerstört, oder die ehemals Verpflichteten eignen sich dieselben an. Kurzum, jeder, der sich in der Befriedigung seiner Bedürfnisse und Wünsche durch die bestehende Rechtsordnung irgend wie beengt fühlt, lehnt sich gegen dieselbe auf, sobald er die erforderliche Macht dazu zu besitzen glaubt. Die letztere Bedingung trifft immer häufiger zu, je weiter man sich von der Zeit des ancien régime entfernt; denn gleichzeitig damit büßt die Obrigkeit ihr Ansehen und ihre Gewalt immer mehr ein. Sehr bald verlieren die Exekutivbeamten den Mut, gegen die Vergewaltigungen der Besitzenden durch das Proletariat einzuschreiten; die Erfahrung

hat sie belehrt, daß die Geltendmachung des Gesetzes sie mit größter Wahrscheinlichkeit an den Laternenpfahl bringen würde. Viele stellen sich sogar, um ganz sicher zu gehen, offen auf die Seite der Rebellen. Als in Anjou die Steuern verweigert werden, sagen die Beamten, „es gebe gebieterische Verhältnisse, wo der allgemeine Wille, in schreckenerregender Weise zum Ausdruck gebracht, keinen Zweifel lassen könne“¹⁾. Bei den Richtern wiegt die Furcht vor dem Strange, dem Dolch und dem Schaffot gleichfalls schwerer als das Pflichtgefühl; die Gerechtigkeit, heißt es in einem der Nationalversammlung erstatteten Kommissionsbericht, ist nur noch ein Phantom, man sucht sie vergeblich in den Gerichtshöfen²⁾. Die Nationalversammlung endlich setzt sich in ihrer Mehrheit zusammen aus Bourgeois, welche zu nervenschwach sind, um irgend eine energische Maßregel zu ergreifen. Entweder behandeln sie die Wenterer als Leute, die einer „momentanen Verirrung“ unterlegen sind und daher nicht mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfolgt werden dürfen, oder sie sinken in ihrer Feigheit so tief hinab, daß sie dieselben glorifizieren als Bürger, welche sich um die Befreiung des Vaterlandes vom Despotismus verdient gemacht haben³⁾.

Eine wirksame Förderung erhält die anarchische Strömung durch die Presse, welche teils mit metaphysischen Deduktionen nach Rousseau'schem Vorbilde gegen das Institut des Eigentums zu Felde zieht, teils an die Leidenschaften der Massen appelliert, um dieselben gegen die Reichen aufzuheizen.

Zu den Agitatoren, welche unter der Maske der Philosophie ihr Gewerbe betrieben, gehört in erster Reihe der Abbé Fauchet, der in der Bouche de ser ein vollständiges System des Kommunismus entwickelte. Unter Berufung auf die Bibel und die Vernunft stellt er als Grunddogma den Satz auf, der Mensch sei geboren, um die Freuden des Lebens zu genießen; er dürfe sich also alles aneignen, was sein Dasein verschönern könne, und müsse durch seinen Fleiß die Vorsorge der Natur ergänzen. Damit er seinen Lebenszweck erfülle, behauptet Fauchet dann weiter, ist dem Menschen die Erde als seine Domäne gegeben mit allen wünschenswerten Dingen, welche sie darbietet, oder welche er mit Hilfe seiner Arbeit ihr abzugewinnen vermag. „Diese zweite Thatsache ergibt sich aus der ersten und ist gleichfalls von zwingender Evidenz. Der Mensch ist fertig auf die Welt gekommen und hat auch die Natur fertig vorgefunden, welche ihn geschaffen, um glücklich zu sein, und daher alles zu seinem Wohlergehen vorbereitet hatte.“ Infolge des Mißbrauchs, den er mit seiner Freiheit trieb, verlor ein Teil der Menschheit den Besitz an Grund und Boden. Es entwickelten sich gesellschaftliche Verbindungen unter den Menschen, und damit entstand die Ungleichheit. Während die einen darben, schwelgten die anderen im Überfluß. „Die Domäne, welche der ganzen Menschheit gehörte, wurde von einigen Individuen gewaltsam in Besitz genommen.“ Allein das goldene Zeitalter ist nicht unwiederbringlich verloren. Fauchet ist, wenn möglich, noch weniger Positivist als die

¹⁾ Buchez et Roux I. c. Tom III, p. p. 224, 225.

²⁾ Wachsmuth a. a. O. Bd. 1, S. 152.

³⁾ Buchez et Roux I. c. Tom. VII, p. p. 9, 10, 15.

vorrevolutionären Philosophen; die Lehren der Geschichte sind ihm noch fremder, und der Flug seiner Phantasie verliert sich noch weiter in den Wolken. Im Gegensatz zu Rousseau behauptet er, daß eine Rückkehr in den Naturzustand möglich und geboten sei. Denn die Natur hat dem Menschen die ihm zugehörige Domäne aufbewahrt, sie hat den Zeitpunkt bestimmt, an dem er zu neuem Leben erwachen soll, und derselbe ist eingetreten. „Ihre heilige Stimme ertönt lauter als jemals in dem Universum; die ganze Welt richtet sich auf, gleichsam um zu ihrem Herrn hinaufzustreben und unter seiner erneuten Herrschaft ein glücklicheres Dasein wiederzugewinnen.“ Die Menschheit ist also auf dem Wege, in den Naturzustand zurückzukehren, wo alles Gemeingut ist und ein jeder das Recht hat, den Grund und Boden zu bearbeiten und das aus ihm herauszuziehen, dessen er bedarf, um sich seines Lebens zu erfreuen. Darin allein liegt die Möglichkeit einer Heilung unserer krankhaften Zustände: „Das Recht auf eine auskömmliche Existenz muß gleich und der Gebrauch der natürlichen und erworbenen Fähigkeiten behufs Steigerung des Wohlergehens uneingeschränkt sein. Wer das Gegenteil behauptet, der sät Laster und bringt Unglück über die Erde“¹⁾.

Noch bedenklicher ist die Aufreizung des Proletariats gegen die besitzenden Klassen, wie sie seitens der Tagespresse betrieben wurde. Den Anfang damit machen die royalistischen Blätter, indem sie, dem Grundsatz des Divide et Impera huldigend, „den zahlreichsten und beachtenswertesten Teil des Königreichs,“ das Volk, gegen die Bourgeoisie aufzuwiegeln suchen. Mit einem „schmerzlichen Gefühl“ sprechen sie von den Bürgern, welche sich in den Straßen, den Märkten und Marktstätten bewegen und geduldig ihre schwere Tagesarbeit verrichten; denn wie auch immer die Gestaltung der Dinge endigen möge, der Arme, welcher von den Wahlversammlungen ausgeschlossen sei, werde immer arm bleiben, immer in der knechtischen Abhängigkeit von den Reichen²⁾. Als bald wird das Thema von dem „Despotismus“ der besitzenden Klassen durch die radikalen Organe aufgenommen, und selbstredend behandeln letztere dasselbe in einer energischeren Tonart. Kaum sind die Beschlüsse bekannt geworden, welche die Nationalversammlung in der Nacht Sitzung vom 4. August gefaßt hatte, so beginnt Marat in dem „ami du peuple“ das Volk zu warnen, daß es sich nicht durch „Kauschgold“ blenden lassen möge. Gleich darauf bezichtigt er alle Bourgeois, Wechsel und Finanziers, daß „sie ihr Glück auf den Ruin anderer bauen,“ daß „sie sich in dem Blut der Völker mästen,“ daß „ihre Habgier eine wahre Pest und eine der Hauptursachen des allgemeinen Elends sei.“ Im November 1789 ermahnt er die Reichen, das einzige Mittel zu ergreifen, welches ihnen verbleibe, um sich dem drohenden Schläge zu entziehen — die Teilung ihres Überflusses mit den Armen, und als seine Worte unbeachtet blieben, fordert er das Volk auf, zur Gewalt zu greifen. „Schließt euch zusammen,“ ruft er ihm in einem gegen die „an-

¹⁾ La Bouche de fer No. XXII u. Buchez et Roux l. c. Tom. VIII, p. 159 etc., Tom IX, p. 128. ©. auch A. Le Faure, Le Socialisme pendant la Révolution Française, p. p. 82 etc. 88, 89.

²⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. I, p. 319.

geblichen Väter des Vaterlandes“ gerichteten Artikel zu, „und verlangt von der Nationalversammlung, daß sie euch euren Lebensunterhalt auf die Nationalgüter anweise, auf welche ihr einen sehr viel begründeteren Anspruch habt, als die Blutsauger des Staates. Verweigert man euch das, so schlägt zu. Teilt unter euch die Güter und Reichtümer der Verbrecher, welche ihr Gold vergraben haben, um euch durch Hunger unter ihr Joch zu bringen. Ja, ich sage es in der Aufrichtigkeit meines Herzens, und wenn ihr sie vollständig berauben müßtet, es ist hundertmal besser, daß das Königreich von einem Ende bis zum andern gänzlich zu Grunde gehe, als daß zehn Millionen Menschen zum Hungertode verdammt werden.“ Die *révolutions de Paris* schreiben zu Beginn des Jahres 1791: „Es sind die Armen, welche die Revolution gemacht haben, nicht zu ihrem Vorteil; denn seit dem 14. Juli sind sie fast daselbe geblieben, was sie vorher waren. Die Armen, jene achtungswerten Unglücklichen, die die revolutionäre Frucht zur Reife gebracht haben, werden eines Tages, und vielleicht sehr bald, wieder in die Rechte der Natur eingesetzt werden, deren vielgeliebte Kinder sie sind.“ In der „*France libre*“ rät Camille Desmoulins, „das Vieh zu erdroffeln, nun es in der Schlinge stecke;“ niemals habe sich Siegern eine reichere Beute dargeboten; vierzigtausend Paläste, Hotels, Schlösser und zwei Fünftel aller Güter Frankreichs würden der Lohn der Tapferkeit sein¹⁾. Der Krieg gegen die Reichen wird zum Lieblingsthema aller Organe ultra-demokratischer Färbung. Es vergeht kaum ein Tag, daß sie nicht an die Gesetzgeber die Forderung stellen, sie möchten die Nation wieder in den Genuß der ursprünglichen Rechte setzen, deren sie durch die Aristokraten und Bourgeois beraubt worden seien. —

Selbstredend wird dieses Programm von Hunderttausenden bereitwilligst aufgenommen; es entspricht den niedrigsten, aber deshalb auch allgemeinsten Leidenschaften. Während man anfänglich nur die Hergabe der notwendigsten Lebensmittel zu wohlfeilen Preisen erzwungen hatte, dehnt man schon im zweiten Jahre der Revolution das System der Tarifierung gewaltsam auf alle möglichen Waren aus. In gewissen Gegenden wird es zur Gepflogenheit, in die Gutshöfe einzudringen und sich Speisen und Lagerstätten bereiten zu lassen. Anderswo erhebt man von den Wohlhabenden Kontributionen und legt denjenigen, welche kein bares Geld zur Hand haben, Exekutionssoldaten ins Haus. Noch energischer wird dem Adel und der Geistlichkeit zu Leibe gegangen. Aus der Aufhebung der Feudalrechte zieht das Volk vielfach den Schluß, daß der Grundeigentümer nicht weiter befugt sei, von seinem Pächter den vertragsmäßigen Zins zu fordern. An manchen Orten wird dies ausdrücklich publiziert durch Errichtung von Maibaumen mit der Inschrift: „Auf Befehl des Königs und der Nationalversammlung ist der Pachtzins endgiltig abgeschafft“, und bei verschiedenen dieser Platane sind Eisenhaken angebracht, „um jeden, welcher Zahlung fordert oder anbietet, aufknüpfen zu können.“ In mehreren Provinzen werden die Schlösser,

¹⁾ *Ami du peuple* No. 11, 12, 20, 306, *Taine* l. c. Tom. II, p. 36. A. Le Faure l. c., p. p. 59 etc.

Herrensitze und Klöster gestürmt. Dabei begnügt man sich nicht etwa damit, die Vorräte in den Kellern und Scheunen mitzunehmen; es darf noch als eine milde Behandlung gelten, wenn der Seigneur oder Abt nur zur Herausgabe seines baren Geldes gezwungen wird; die konsequenten Vertreter des neuen Rechts schleppen, wie es in einem von Taine mitgetheilten Protokolle heißt, „gewissenhaft alles weg, was nur weggeschleppt werden kann, Möbel, Teppiche, Spiegel, Kasten, Gemälde, selbst das Tafelwerk und die Dielung, selbst jedes kleinste Stückerhen und die geringste Tischlerarbeit; das andere zerfahmettern sie, und schließlich bleibt nichts übrig als die vier Wände, das Dach und die Treppe.“ Der Begriff des Eigentums ist bereits 1790 in dem Gehirn einer erschrecklich großen Zahl von Franzosen vollständig erloschen. „Unsere Personen,“ so lautet eine Beschwerdeschrift aus jener Zeit, welche sich ihrem Inhalt nach vielfach wiederholt, „unsere Familien und unser Eigentum genießen nicht die geringste Sicherheit. Die Mißthäter, unsere Schuldner, die kleinen Pächter, welche uns um unser Einkommen bringen, bedrohen uns täglich überdies mit der Fackel oder dem Laternenpfahl. Wir haben keine ruhige Stunde; jede Nacht befürchten wir das Ärgste. Wir sind den abscheulichsten Beleidigungen ausgesetzt, unsere Häuser den Zudringlichkeiten einer bewaffneten Tyrannenmenge; unsere Bodenrente wird nicht bezahlt und unser Eigentum offen angegriffen, ohne daß die Betreffenden bestraft würden“¹⁾.

Nach dem objektiven Thatbestand beurteilt, qualifizieren sich diese Vorgänge unzweifelhaft als schwere Eigentumsverbrechen. Allein eben so sicher ist es, daß bei der Mehrzahl derjenigen, welche stehlen, brandschätzen und wüten, das subjektive Moment des Bewußtseins ihrer Straffälligkeit fehlt. Freilich sind bei allen Eminenten auch wirkliche Diebe und Räuber beteiligt, Leute, welche sich völlig darüber klar sind, daß sie ins Zuchthaus hineingehören; der große Haufe dagegen steht in dem Wahn, daß er sein gutes Recht ausübe, das Recht, welches der Schöpfer jedem Menschen verliehen habe, und das nach vielhundertjähriger Unterdrückung durch die Revolution wieder zur Geltung gebracht worden sei. Er erachtet die bisherige Verteilung der Güter für eine brutale Willkür und glaubt sich befugt, dagegen nach Maßgabe seines Bedürfnisses Remedur zu schaffen. Die Meuterer leiden also nicht an einem moralischen Defekt; ihre Krankheit ist eine, politisch beurteilt, sehr viel gefährlichere, sie geht vom Gehirn aus. Diejenigen, welche den Getreidehändler, den Bäcker und den Fleischer durch Drohungen oder Mißhandlungen zwingen, ihre Waren zu Spottpreisen herzugeben, sind von der Loyalität dieses Vorgehens so fest überzeugt, daß sie häufig an die Behörden das kategorische Petitum stellen, es müsse ein Tarif, wie sie ihn für angemessen erachten, von Obrigkeitsswegen dekretiert werden. Die Verwüstungen des Waldes, die Beraubungen der Leiche, die Brandschätzungen der Reichen geschehen am hellen lichten Tage unter den Augen der Behörden; ja es

¹⁾ Taine l. c. Tom. II, p. p. 186, 301 Note, 412, 415, Buchez et Roux l. c. Tom. II p. p. 244, 245, Tom. IV, p. p. 163, 164, 310, 313, 314, 316.

kommt sogar vor, daß an den Bürgermeister das Ansuchen gestellt wird, eine schriftliche Erlaubnis zur Auferlegung irgend einer willkürlichen Kontribution zu erteilen. Bei den Plünderungen der Schlösser beruft man sich auf den Willen des Königs und der Nationalversammlung; man begnügt sich nicht damit, dem Seigneur seine Habe wegzunehmen oder zu vernichten, sondern sucht noch zum Ausdruck zu bringen, daß der bisherige Besitz ein unrechtmäßiger gewesen sei, indem man alle Dokumente, aus welchen irgend ein Titel hergeleitet werden könnte, verbrennt oder den Schloßherrschaften zwingt, feierlichen Verzicht zu leisten. Insbesondere kennzeichnend ist die pathologische Erscheinung, daß in einzelnen Provinzen Leute als Richter auftreten, „um geschehenes Unrecht zu sühnen,“ und zu diesem Zweck Prozesse, welche vor 30 Jahren entschieden worden sind, einer Revision unterwerfen. Es handelt sich um eine Verrücktheit, sagt der Vicomte de Noailles, als er der Nationalversammlung darüber Bericht erstattet; denn diese Richter von eigenen Gnaden „glauben die gerechteste Sache in der Welt zu thun.“ Aber die Verrücktheit hat sich mit logischer Notwendigkeit herausgebildet. Der Führer einer Bande, welche in Ribérac einfällt, zieht aus seiner Tasche den Verfassungskatechismus und beweist dem Syndikus, da alle Franzosen Brüder und gleichgestellt seien, hätten sie die Pflicht, sich gegenseitig beizustehen, und folgerweise müßten die Vermögen verteilt werden. In Valençay sagen die Bauern:

„Puisque j' sommes tous égaux
Faut bien partager ce châquinau“¹⁾.

Die Saat, welche in der Erklärung der Menschenrechte ausgestreut worden war, konnte eben in dem Gehirn der beschloßenen Klassen nur als Kommunismus aufgehen. —

Entsprechend der in vielen Cahiers enthaltenen Forderung hatte die Nationalversammlung die Unverletzlichkeit des Eigentums für ein Grundrecht des französischen Bürgers erklärt. Zu etwas Weiterem aber als zu diesem papierernen Protest gegen die aufkeimende anarchische Bewegung vermochte der dritte Stand sich nicht emporzuschwingen. Zwei Wege standen ihm offen, die er beide hätte betreten sollen: er mußte dem Elende der beschloßenen Klassen durch wirtschaftliche Maßregeln Abhilfe bringen und gleichzeitig die Räubereien und Plünderungen mit rücksichtsloser Gewalt unterdrücken. Zu einer prophylaktischen Behandlung fehlte es der Bourgeoisie an Kopf und an Herz, und um eine energische That zu wagen, besaß sie nicht den Mut. Ihr politisches Konto ist aber noch mit einer schwereren Schuld belastet. Nicht nur that sie nichts, um das Institut des Eigentums zu schützen; mit einer unglaublichen Kurzsichtigkeit hat sie, um augenblickliche Erfolge zu erreichen, eine Reihe gesetzlicher Maßnahmen getroffen, durch welche der Anarchie geradezu Vorschub geleistet wurde. —

¹⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. IV, p. p. 318, 319, 342, Tom. V, p. 125, Taine l. c. Tom. I, p. 385, Tom. II, p. p. 339, 345, 346, 347, Tom. III, p. 321, 345. Wachsmuth a. a. D. Bd. 1, S. 221 Note,

Schon die akademischen Erörterungen, welchen das Recht des Eigentums wiederholt in der Nationalversammlung — und zwar von gemäßigten Politikern — unterzogen wurde, mußten auf die Massen eine bedenkliche Wirkung ausüben. Wenn in den Diskussionen über die Freiheit des Testierrechts von den Radikalen der Satz aufgestellt wurde, „das Eigentum sollte nach dem Tode des Individuums in das öffentliche Vermögen der Gesellschaft zurückfallen,“ so war das von keiner tiefgehenden Wirkung; niemand hatte etwas Anderes erwartet, als daß sie dem Gleichheitsdogma jedes Opfer bringen würden. Aber eine gefährliche Unterstützung erwuchs der Anarchie daraus, daß selbst Politiker welche auf dem Boden der staatlichen Ordnung standen, das Eigentum für eine Schöpfung der Gesellschaft erklärten, welche letztere nach ihrem Belieben beschränken dürfen. Es war ein Stoß, der nicht nur das Testierrecht treffen, sondern eine der wichtigsten Grundlagen der Gesellschaft erschüttern mußte, wenn ein Mann wie Mirabeau die Behauptung verfocht, ein Verfügungsrecht nach dem Tode anzuerkennen wäre eine „Mischung;“ zwischen dem Dispositionsrechte des Eigentümers über sein Vermögen bei Lebzeiten und dem Dispositionsrecht nach dem Tode bestände ein eben so großer Unterschied wie zwischen dem Leben und dem Tode selbst¹⁾.

Noch viel verderblicher als durch diese theoretischen Erpektionen wurde das Rechtsbewußtsein des Volkes durch die Gewaltthätigkeit beeinflusst, mit welcher die Nationalversammlung thatsächlich das bestehende Eigentumsrecht behandelte. Die Verwirrung, welche Hunger, Begehrlichkeit und Haß in den Besitzlosen bereits hervorgerufen hatten, mußte dadurch eine für die Existenz des Staates bedrohliche Steigerung erfahren. —

Die berühmte Sitzung der Nationalversammlung, in welcher die Beseitigung der ganzen Privilegien-Wirtschaft des ancien régime votiert wurde, ist Dank der liberalen Geschichtschreibung mit einem Glorienschein umgeben; es ist geradezu traditionell geworden, dieselbe als den Ausgangspunkt der politischen Entwicklung der Neuzeit zu feiern, von ihr die Begründung der modernen Staatsordnung zu datieren. Nun ist allerdings jener Wettkampf in der Aufopferung feudaler Vorrechte zu gunsten der misera contribuens plebs einer der wenigen Vorgänge in der französischen Revolution, welche uns sympathisch berühren. Mag immerhin der Zauber einer augenblicklichen Begeisterung dabei mitgewirkt haben, unzweifelhaft sind die Beschlüsse des 4. August ein ehrenvolles Denkmal für die Nationalversammlung, in erster Reihe für die Vertreter des Adels und der Geistlichkeit; sie legen Zeugnis dafür ab, daß die Besitzenden mit dem Elend der Besitzlosen mitfühlten und auf Kosten ihrer eigenen Interessen zu helfen bereit waren. Allein die Art und Weise, wie die Hilfe gewährt wurde, fordert gewichtige Bedenken heraus.

Das alte Gebäude mußte niederlegt werden. Die Leibeigenschaft, die grundherrliche Gerichtsbarkeit, die Käuflichkeit der Ämter, die Steuerexemptionen und alle jene anderen Privilegien, durch die der Feudalstaat die höheren Stände begünstigt hatte, waren mit der neuen Rechtsordnung, welche die Revolution auf-

¹⁾ Buchez et Roux Tom. IX, p. p. 285 etc., 299, 302 etc.

zurichten hatte, unvereinbar; sie waren in einer Zeit entstanden, in welcher der Seigneur ein politischer Funktionär gewesen war; die politische Seite war verschwunden, die pekuniäre allein übrig geblieben. Auch vom ökonomischen Standpunkte aus ließ sich die Beibehaltung der Feudalrechte nicht länger rechtfertigen; im Gegenteil, die wirtschaftliche Entwicklung der produktiven Stände, insbesondere die des Kleinbauers, drängte auf eine Aufhebung derselben hin. Allein anderseits geboten politische und wirtschaftliche Gründe zwingendster Natur, daß der Staat für den Schaden, der die Expropriationen des 4. August einem großen Teil der Bevölkerung zufügte, Ersatz gewährte. Selbst denjenigen Grundbesitzern, welche ihre Rechte im Wege des Erbanges von einem Vorfahren überkommen, der dieselben mit Gewalt seinen Hörigen auferlegt hatte, mußte ein Anspruch auf Ablösung zugestanden werden; denn durch ein Jahrhunderte altes Anerkenntnis waren die Mängel des ursprünglichen Titels saniert worden. Noch zweifellos war das Recht auf Schadloshaltung bei allen Besitzern, — und sie bildeten die große Mehrzahl, — welche durch Kauf oder andere zweiseitige Geschäfte Güter erworben und also die mit denselben verbundenen Gerechtigkeiten bezahlt hatten. So klar nun aber auch die Verpflichtung des Staates zur Gewährung einer Entschädigung vorlag, die Nationalversammlung erkannte dieselbe nicht an; sie beschloß, daß alle aus der Feudalität organisierten Rechte ohne weiteres aufgehoben wären. „Habt Ihr Euren Mandataren befohlen, das Eigentum zu verletzen?“ heißt es in einer Flugschrift, welche am Schlusse des Jahres unter dem Titel „Adresse aux provinces“ erschien ¹⁾, und die Kritik, die in dieser Frage lag, war noch bei weitem zu milde. Treffender ist das Wort, daß die Nacht vom 4. August „die Bartholomäusnacht des Eigentums“ gewesen sei. Man hatte das ancien régime in die Luft gesprengt mit Explosivstoffen von solcher Stärke, daß der ganze Grund und Boden unterwühlt und insolgedessen die Möglichkeit der Errichtung eines neuen Baues in Frage gestellt worden war. Wie schonungslos man das Rechtsbewußtsein des Volkes behandelte, davon geben die Verhandlungen der Nationalversammlung über die Aufhebung der Zehnten ein erschreckendes Bild. Zur Begründung des Antrages war geltend gemacht worden, die Zehnten charakterisierten sich rechtlich nicht als Eigentum, sondern als eine Unterstützung, welche die Nation den Beamten der Moral und des Unterrichts gewährte. Als die Vertreter der Geistlichkeit dagegen Verwahrung einlegten, scheute sich selbst ein Mann wie Mirabeau nicht zu erklären: „Ich kenne nur drei Arten, wie man in der Gesellschaft existieren kann; man muß ein Bettler sein, ein Dieb oder ein Befolddeter; der Eigentümer ist nur der Erste unter den Befolddeten. Das, was wir gewöhnlich Eigentum nennen, ist nur der Sold, welchen die Gesellschaft ihm zahlt, für die Verteilungen, die er unter den übrigen Individuen mittelst Konsums und Aufwandes vorzunehmen beauftragt ist. Die Eigentümer sind die Agenten des sozialen Körpers ²⁾.“

¹⁾ S. auch die Äußerung eines freisinnigen Vertreters des Adels bei Buchez et Roux I. c. Tom. II, p. 430.

²⁾ Buchez et Roux I. c. Tom. II, p. 257.

Noch schwerer mußte die Autorität des Rechts durch die Konfiskation der geistlichen Güter geschädigt werden.

Die kirchlichen Verhältnisse in Frankreich bedurften einer Reform. Unter den Mönchsorden war die Liebe und Hingabe an ihren Beruf vielfach erstorben; Zucht und Ehrbarkeit waren aus einem großen Teil der Klöster verschwunden. Die hohe Geistlichkeit hatte ihr Ansehen eingebüßt. Die Würdenträger, heißt es in einer Flugschrift aus jener Zeit, trugen einen skandalösen Luxus zur Schau; sie überließen ihre geistlichen Pflichten den Vikaren und Sekretären und suchten selbst das Argerniß ihrer Aufführung durch den Aufwand eines großen Herrn zu decken. „Stets am Hofe oder in der Residenz, wurden sie in ihrer Diözese nur gesehen, wenn sie firmelten oder ihre Pfarrer quälten, welche sie wie Bediente behandelten. Erschienen sie einmal vor dem Altar, so waren sie geschmückt wie Adonis“ u. s. w. Als ein weiteres die öffentliche Meinung erregendes Moment mußte die Thatfache wirken, daß diese unwürdigen Bischöfe und Äbte fast die gesamten Einnahmen der Kirche in ihre Tasche steckten. Die Pfarrer, welche ihr Amt gewissenhaft verwalteten, wurden so schlecht bezahlt, daß sie kaum ihr Leben zu fristen vermochten; dagegen bezog beispielsweise der Bischof von Troyes jährlich 70000 Livres, die Abtei Clairvaux trug 3 bis 400000 Livres ein, die von St. Baast d'Arras ungefähr ebensoviel; das Gesamteinkommen des Inhabers der letzteren, des Kardinals Rohan, wurde auf über eine Million berechnet; der Bischof von Toulouse hatte Benefizien im Werte von 700000 Livres. Endlich lastete auf dem Klerus das Odium, daß er zu einem großen Teil den ökonomischen Niedergang Frankreichs, insbesondere die schlechte Finanzlage, verschuldet hatte. Nicht nur war der Grundbesitz durch die kirchlichen Zehnten schwer bedrückt; die Geistlichkeit hatte auch durch Abwälzung der Steuern von den eigenen leistungsfähigen Schultern eine Überbürdung der wirtschaftlich schwachen Stände mit Staatslasten verursacht. Gegen diese Übelstände durfte und mußte die Nationalversammlung Remedur beschaffen, weil sie das öffentliche Interesse bedrohten. Zum Teil war die Möglichkeit dafür schon durch das bestehende Recht gegeben. Es hätte beispielsweise nur einer strengeren Handhabung der über die Erwerbungen zur toten Hand geltenden Bestimmungen bedurft, um dem übermäßigen Anwachsen des geistlichen Besitzes vorzubeugen. Es wäre ferner unanfechtbar gewesen, wenn der Staat durch eine Reform der Steuergesetzgebung den Klerus seiner Leistungsfähigkeit entsprechend zu den öffentlichen Lasten herangezogen hätte. Eine Konfiskation der geistlichen Güter dagegen ließ sich durch nichts rechtfertigen. Wie in den meisten europäischen Staaten, so hatte sich die Kirche auch in Frankreich Jahrhunderte lang um die Förderung der Zivilisation so eminente Verdienste erworben, daß sie schon dadurch allein gegen jede Verwaltung hätte gesichert sein sollen. Später war ihre Bedeutung eine geringere geworden; immerhin aber funktionierte sie noch in der Richtung der Aufrechterhaltung der Ordnung, also in einer Weise, welche dem Staate zugute kam und ihn zum Dank verpflichtete. Mochten die hohen Würdenträger degeneriert sein, die niedrige Geistlichkeit gab, wie es in der eben zitierten Schrift heißt, „nach Kräften das Beispiel christlicher

Tugenden; auf dem Lande war sie noch die Trösterin der Unglücklichen und in den Städten zeigte sie sich sittsam in ihrem Benehmen, verständig in ihren Sitten.“ Tocqueville bekennt, daß, obwohl er mit Vorurteil an das Studium der vorrevolutionären Gesellschaft herangetreten sei, er sich durch dasselbe doch davon überzeugt habe, daß alles in allem genommen und trotz der Lasterhaftigkeit einzelner die Welt niemals einen bemerkenswerteren Klerus aufzuweisen gehabt habe als den katholischen Frankreichs vor der Revolution — „wohl keinen, der so aufgeklärt und patriotisch, so wenig auf bloß persönliche Tugenden beschränkt, so sehr durch öffentliche Tugenden ausgezeichnet und dabei so glaubenseifrig gewesen sei.“ Aber auch abgesehen von diesen mehr moralischen Rücksichten, in erster Reihe hätte für die Nationalversammlung hier wiederum die einfache politische Erwägung maßgebend sein sollen, daß ein Eingriff in das Eigentum der Kirche, wie ein Vertreter des Adels sich ausdrückte, allen Arten des Eigentums einen tödlichen Streich versetzen mußte. Der Klerus konnte sich auf Titel berufen, welche ebenso zweifellos waren wie die aller übrigen Besitzer auf Kauf, Tausch, Schenkung, testamentarische Verfügung. Wenn man diese Erwerbarten ohne jeden Grund für invalid und die Kirchengüter einfach für Staatseigentum erklärte, so mußte die darin liegende eklatante Verletzung des Gesetzes seitens der legislativen Gewalt selbst das durch die Augustidekrete ohnehin schon ins Schwanken gebrachte Rechtsbewußtsein des Volkes noch immer weiter schädigen.

Von seiten der Geistlichkeit und des Adels war die Nationalversammlung vor den verderblichen Folgen einer Gewaltthat eindringlich gewarnt worden. Und nicht nur das; der Klerus hatte durch den Erzbischof von Aix das Anerbieten gemacht, die dringlichsten Schulden des Staates in der Weise zu begleichen, daß auf die Kirchengüter eine Hypothek von 400 Millionen eingetragen, verzinst und allmählich abgezahlt wurde. Trotzdem votierte die Nationalversammlung die Konfiskation. Die Geldnot drängte, und um sich für den Augenblick aus derselben zu befreien, ergriff man nach Art verzweifelter Schuldner ein Mittel, welches den Ruin des moralischen und politischen Kredits des französischen Staates zur Folge haben mußte. Am 10. Oktober 1789 wurde der Antrag gestellt, die Kirchengüter für die Bedürfnisse des Staates in Anspruch zu nehmen. Der von der Geistlichkeit dagegen erhobene Einwand, daß diese Güter weder an die Nation noch von derselben gegeben wären, sondern ausschließlich der Kirche gehörten, hatte nur den schwachen Erfolg, daß die Nationalversammlung am 2. November beschloß, der kirchliche Besitz „stehe zur Verfügung der Nation unter der Auflage, daß in angemessener Weise für die Kosten des Kultus, den Unterhalt seiner Diener und die Unterstützung der Armen Vorsee getroffen würde.“ Demnächst ordneten die Dekrete vom 19. Dezember 1789 und 17./24. März 1790 den Verkauf von Kirchengütern bis zum Betrage von 400 Millionen an¹⁾. Die Motivierung dieser Konfiskation ist mit derselben Leichtfertigkeit vorgenommen worden wie die der Aufhebung der Feudalrechte. In der Sitzung der National-

¹⁾ Duvergier l. c. Tom. I, p. p. 54, 55, 72, 123, Buchez et Roux l. c. Tom. V, p. 331.

versammlung vom 10. Oktober begründete Talleyrand die Notwendigkeit, Ordnung in die Staatsfinanzen hineinzubringen, und bezeichnete als einzig möglichen Weg die Einziehung der Kirchengüter. „Die Geislichkeit, führte er dann weiter aus, ist nicht Eigentümerin, wie die übrigen Eigentümer es sind. Die Nation hat ein weit ausgedehntes Recht über alle Körperschaften und übt ein sehr reelles über den Klerus aus; sie kann die Verbindungen dieses Standes aufheben, wenn dieselben für die Gesellschaft nutzlos zu sein scheinen, und ihre Güter würden dann notwendig der gerechte Anteil der Nation werden; sie darf die Pfründen, mit denen keine Funktionen verbunden sind, aufheben, also in diesem Augenblick die vakanten Güter dieser Art an sich nehmen und demnächst diejenigen, welche frei werden.“ Weiter vindiziert Talleyrand für die Nation das Recht, die Einkünfte der Pfründenbesitzer noch zu ihren Lebzeiten zu reduzieren. „Wie heilig auch immer die Natur eines gesetzlichen Pfründen-Besitzers sein möge, das Gesetz kann nur schützen, was von den Stiftern gewährt wurde. Wir wissen alle, daß lediglich der Teil der Pfründen, welcher für den Unterhalt der Besitzer erforderlich ist, ihnen gehört; das Übrige ist Eigentum der Tempel und der Armen. Wenn die Nation den Besitzern ihren Unterhalt sichert, wird das Eigentum derselben nicht angegriffen; nimmt sie den Rest, schöpft sie aus dieser reichen Quelle nur, um dem Staat in seiner Not zur Hülfe zu kommen, so ist die Absicht der Stifter erfüllt; die Gerechtigkeit ist nicht verletzt¹⁾.“ Im Lande war man sich der Gefahren bewußt, welche das Dekret vom 2. November heraufbeschwören mußte, man war sich darüber klar, daß, „wenn die Nationalversammlung gewisse Güter zur Verfügung der Nation stellen könnte, alle Eigentümer sich auf dasselbe Schicksal gefaßt machen müßten²⁾.“ Allein die Advokaten im Saale der Reitschule gingen blindlings weiter vor. Im April 1790 wiederholte der Erzbischof von Aix sein früheres Anerbieten und machte zu gunsten desselben außer Rechtsgründen auch noch die gewiß zutreffende politische Erwägung geltend, man würde den Kredit der Assignaten nicht heben, sondern zerstören, „indem man sie den Reklamationen aussetze, zu welchen der Einbruch in das Kirchengut führen müßte.“ Die Nationalversammlung schenkte ihm kein Gehör; für sie war die Beweisführung Thourets überzeugender, daß kein Recht verletzt würde, „wenn die Nation die Kirchen verwaltete.“ Trennen wir bei dieser Diskussion, so lautete die Argumentation des genannten Abgeordneten, das Interesse der Religion und das ihrer Diener. Die Religion muß zwischen ihnen und der Nation entscheiden . . . „Hat die Religion, indem sie die Geistlichen in die Welt sandte, zu ihnen gesagt: Geht, macht euer Glück, erwerbt? Nein, sie hat ihnen gesagt: Predigt meine Moral und meine Grundsätze. Als es darauf ankam, ihren Unterhalt sicher zu stellen, hat sie das eine Wort gesprochen: Es ist gerecht, daß der Priester vom Altar lebe . . . Hat sie befohlen, hat sie bestimmt, daß der Besitz von Grundeigentum für die Religion, den Kultus und die Geistlichen wesentlich

¹⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. p. 156 etc., f. auch die Rede Grégoire's ebenda, p. 218.

²⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. 337.

sei? . . . Man darf nicht sagen, daß das Eigentum den Kirchen gehört; es gehört dem Dienste in der Kirche; dieser Dienst ist ein Dienst im Interesse des Gemeinwesens, und als solchen hat das Volk, die Nation, ihn zu regeln . . . Also, so lange der Klerus vom Altar lebt, sei es mittelst einer Bezahlung in Geld, sei es mittelst der Einkünfte von Grundbesitz, sind die Verpflichtungen, welche die Religion uns auferlegt, erfüllt. Als öffentliches Eigentum sind die Kirchengüter stets der Einziehung seitens des Staates unterworfen zum Zweck der Befriedigung dringender Forderungen. Diese Einziehung geschieht thatsächlich; die Thatsache beweist in diesem Falle das Prinzip, und die Ausübung des Rechts trägt dazu bei, das Recht selbst zu begründen.“ Daraufhin dekretierte die Nationalversammlung, daß „die Verwaltung der durch das Dekret vom 2. November 1789 der Nation zur Verfügung gestellten Güter fortan auf die Departements- und Distrikts-Behörden übergehen sollte“).

Einen schweren politischen Fehler beging das Bourgeoisie-Regiment endlich durch seine Gesetzgebung gegen die Emigranten. Die Brutalität, mit der sie die Person und das Eigentum derselben behandelte, konnte nur dazu beitragen, die Massen in der subversiven Vorstellung zu bestärken, daß das Recht lediglich durch die souveräne Willkür derjenigen geschaffen würde, welche die Gewalt in Händen hätten.

Als die Frage der Ergreifung von Maßregeln gegen die Ausgewanderten zum ersten Male in der Nationalversammlung zur Beratung kam, wurde seitens des Berichterstatters dagegen geltend gemacht, daß man nicht gegen die Grundsätze der Freiheit verstoßen und sich außerhalb der Verfassung stellen dürfte. Mirabeau erklärte, eine Beschränkung der Auswanderungsfreiheit „wäre würdig in dem Gesetzbuch Dracon's eine Stelle zu finden.“ Selbst Robespierre widersprach¹⁾. Trotzdem ergingen unter dem 9. Juli und 1./6. August 1791 zwei Dekrete, durch welche den Emigrierten das Dreifache ihrer Grund- und Mobiliarsteuer auferlegt wurde²⁾. Die gesetzgebende Versammlung und der Konvent haben sodann den ganzen beweglichen und unbeweglichen Besitz der „Aristokraten“ — ein Objekt, dessen Wert sich auf mindestens 1 1/2 Milliarden belief — zuerst sequestriert und dann konfisziert und verkauft. Die Emigrierten selbst wurden unter Androhung der Todesstrafe für alle Zeiten von dem Territorium der französischen Republik verbannt³⁾, und schließlich schreckte man selbst nicht davor zurück, ihre Familienmitglieder durch grausame Gesetze zu verfolgen.

Zu ihrer Rechtfertigung machte die gesetzgebende Versammlung zunächst geltend, die Emigrierten wären Verräter, welche den sozialen Vertrag gebrochen

¹⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. V, p. p. 332, 335 etc. 369 etc. Duvergier l. c. Tom. I, p. p. 151 etc.

²⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. IX, p. p. 46, 47, 49, 59, 60

³⁾ Duvergier l. c. Tom. III, p. p. 101, 177.

⁴⁾ S. die Dekrete vom 9. November 1791, 9./12. Februar, 30. März, 8. April, 27. Juli, 15. und 23./28. August 1792, bei Duvergier l. c. Tom. IV, p. p. 14 etc., 66, 93, 271, 307, 349. Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 115, 116, Tom. XIX, p. 157, 369 etc.

hätten: die Gesellschaft schuldete weder ihnen noch ihrem Eigentum irgend welchen Schutz; gewährte sie denselben trotzdem, so könnte sie nach ihrem Ermessen den Preis für diese freiwillige Dienstleistung bestimmen; sähe sie sich genötigt, außerordentliche Aufwendungen zu machen, um Verschwörungen zu vereiteln und den Frieden zu sichern, so weise die Gerechtigkeit auf die Besitztümer der Ausgewanderten als die natürliche Schadloshaltung hin. Im Konvent argumentierte man, daß selbst diejenigen Ausgewanderten, welche keine hochverräterischen Zwecke verfolgten, die schwersten Strafen verwirkt hätten, weil sie Feiglinge wären¹⁾. Wie die Verhältnisse lagen, charakterisierte sich diese Motivierung als eine eklatante Trivialisität. Zweifellos war die gesetzgebende Gewalt befugt, die schwersten Strafen gegen die Seigneurs auszusprechen, welche an der Grenze Truppen ansammelten, um in Frankreich einzufallen und die bestehende Regierung über den Haufen zu werfen. Allein diese Hochverräter bildeten einen sehr geringen Teil der Emigrierten; die erwähnten Dekrete trafen in der Hauptsache Leute, welche das Land verlassen hatten, weil ihnen nicht die verfassungsmäßig garantierte Religionsfreiheit gewährt worden war, oder weil sie nur durch die Flucht ihr Leben vor dem mordlustigen Pöbel zu schützen vermochten. Nicht die Emigrierten, sondern der Staat hatte den sozialen Vertrag gebrochen, indem er seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen war. Zu Beginn des Jahres 1792 schreibt Malletdupan in dem *Mercur de France*: „Sollen zwanzigtausend Familien, sollen gepeinigte Frauen und Greise ihr Erbe der Vergewaltigung der Nation zum Opfer fallen sehen? Zwanzigtausend Familien, welche mit den Plänen und Versammlungen in Koblenz durchaus nichts zu schaffen haben; zwanzigtausend Familien, welche infolge der Raserei der Klubs, der Verbrechen der Räuber, des beständigen Mangels an Sicherheit, der blöden und feigen Unthätigkeit der verblüfften Behörden, der Plünderungen der Besitzungen, der Schamlosigkeit einer nahrungs- und kleidungslosen Rotte, der Morde und Brandstiftungen, der niedrigen Kriecherei der schweigsamen Minister, kurz, infolge der ganzen endlosen Reihe der Geißeln der Revolution in alle Gegenden Europas auseinander gestoben sind.“ Die staatsgefährliche Wirkung der Dekrete gegen die Emigrierten trat denn auch alsbald zur Erscheinung. In verschiedenen Bezirken beriefen sich die Banden, welche raubend und brandschatzend umhergezogen, darauf, daß „den Feinden der Nation ihr Eigentum verringert werden müßte, damit sie dasselbe nicht länger in Koblenz oder anderswo außerhalb des Landes verzehren könnten.“ —

Im Juli 1791 hatte Barnave die Nationalversammlung ermahnt, „nicht weiter zu gehen.“ „Ihr wißt Alle, heißt es in der betreffenden Rede, die Nacht vom 4. August hat der Revolution mehr Arme gegeben als alle Verfassungsartikel; aber welche Nacht vom 4. August bleibt denjenigen noch übrig, welche weiter gehen wollen — es wären demü Geseze gegen das Eigentum? Und werden diese Geseze nicht gegeben, wer steht uns dafür ein, daß, wenn wir die Revolution nicht abschließen und die Bewegung, welche sie verlängern will,

¹⁾ Buechez et Roux l. c. Tom. XII, p. p. 168 etc., 180, 188, Tom. XIX, p. 369 etc.

unterdrücken, ihre fortschreitende Entwicklung nicht von selbst das thue, was das Gesetz nicht gewagt hat auszusprechen¹⁾?" Die Bourgeoisie konnte wohl nicht umhin, die Berechtigung dieser Warnung anzuerkennen; aber sie wagte es nicht „die Revolution abzuschließen;" gewiß sah sie die Gefahren, welche Barnave ihr prognostizierte; um dieselben abzuwenden, war und blieb sie zu schwächlich. Anderseits ergriffen die leitenden Politiker offen Partei gegen die besitzenden Klassen. Selbst hervorragende Girondisten trugen kein Bedenken, durch Angriffe auf das Institut des Eigentums die Gunst der Massen zu erkaufen. —

(Fortsetzung folgt.)



Victoria Regina et Imperatrix.

Von der

Herzogin von Rutland.

II.²⁾

Als unsere schöne, jungfräuliche Herrin, Prinzessin Victoria, den Britischen Thron bestieg, erhielt sie von ihrem Vetter, dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha,³⁾ einen Brief, aus dem folgende Stelle hervorzuhelen ist.

„Da Du jetzt Königin des mächtigsten Staates in Europa geworden bist, so liegt das Glück von Millionen in Deiner Hand. Möge der Himmel Dir beistehen und Dich mit seiner Kraft für Deine hohe, aber schwere Aufgabe stärken. Möge Deine Regierung lang, glücklich und glorreich sein, und mögest Du für Deine Arbeit durch Dankbarkeit und Liebe Deiner Unterthanen belohnt werden.“

Diese Worte, welche der junge Prinz, der damals in der vollsten Blüte und Schönheit seiner Jugend stand, an die eben so junge und schöne Königsjungfrau richtete, gaben einen Beweis für den edlen und ehrenfesten Charakter des Schreibers. Schon vorher hatte Prinz Albert sich als begabten Menschen gezeigt und sich mit vielen Dingen eifrig beschäftigt; außer den gewöhnlichen Universitätsstudien, denen er in Bonn obgelegen hatte, hatte er sich durch Reisen im Auslande und durch den Verkehr mit dem Freiherrn von Stockmar gebildet. Stockmar war der Vertrauensmann des Königs der Belgier; er war es gewesen, der die Prinzessin Charlotte⁴⁾ in ihrer Todesstunde getröstet hatte, und durch seine weise und zartfühlende Pflege war es gelungen, den bekümmerten Witwer soweit aufzurichten,

¹⁾ Buchez et Roux Tom. XI, p. 66.

²⁾ Siehe das Dezemberheft des Jahrgangs 1890.

³⁾ Prinz Albert, der spätere Prinzgemahl, war am 26. August 1819 geboren. Die Mutter der Königin, Herzogin Victoria von Kent, war eine Schwester seines Vaters.

⁴⁾ Charlotte Auguste, Prinzessin von Großbritannien, Tochter König Georges IV., erste Gemahlin des späteren ersten Königs der Belgier, geboren am 17. Januar 1796, gestorben am 6. November 1817.

daß er sich wiederum seinen Angelegenheiten widmen konnte. Er war ein Mann von uneigennützigem und unabhängigem Charakter, seine Lebensziele waren edel, und er hatte einen weiten staatsmännischen Blick. Schon lange war es sein eifriger Wunsch gewesen, in dem jungen Prinzen Albert, an dessen große Zukunft schon frühzeitig allgemein geglaubt wurde, die Menschen- und Lebenskenntnis zu entwickeln, die er später brauchen würde.

Von dem Charakter des Prinzen Albert entwirft uns ein Brief, welchen sein Bruder, der jetzige Herzog, damalige Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha an die Königin richtete, ein sehr schönes Bild. Der Prinz schrieb:

„Albert hat niemals gewußt, was Zaudern heißt. Er läßt sich stets von seinem eigenen klaren Verstande leiten und geht ruhig und beständig auf dem rechten Wege vor. Welche Schwierigkeiten Dir auch in Deinem reichbewegten Leben entgentreten mögen, so kannst Du ihm in allen Lagen rückhaltlos vertrauen, und gerade dann wirst Du sehen, welchen Schatz Du an ihm hast, außerdem aber hat er alle andern Eigenschaften, die man haben muß, um ein guter Gatte zu sein: es kann nicht ausbleiben, daß Du mit ihm glücklich wirst.“

Wie sehr sich dieser Wunsch erfüllt hat, zeigte Ihre Majestät anläßlich des Regierungsjubiläums; denn als sie ihrem Volke für den freundlichen, ja mehr als freundlichen Empfang, den sie bei ihrem Wege zu und von der Westminster-Abtei erfahren hatte, ihren Dank aussprach, da erwähnte sie auch „die zwei und zwanzig Jahre wolkenlosen Glückes, die ihr geliebter Gatte mit ihr geteilt und ihr vervollkommenet hätte.“

Es ist schwer, die glückliche Zeit der Liebe und Ehe der Königin zu schildern, ohne das heilige Geheimnis des Hauses zu verletzen; indessen sind einige Einblicke in diese nur zu kurze glück- und segensreiche Zeit des jungen Königspaares dem Volke bereits so bekannt geworden, daß ich ohne Scheu davon sprechen darf. Prinz Albert war in seiner Heimat sehr beliebt und auch er war ein treuer Sohn seines deutschen Vaterlandes. So spricht er sich auch in einem bemerkenswerten Briefe an seine Großmutter, die Herzogin Mutter von Sachsen-Coburg ¹⁾ folgendermaßen aus:

„Ich will für das Land, dem ich in Zukunft angehören soll, und in dem ich zu einer so hohen Stellung berufen bin, unermüdet thätig sein; dabei werde ich aber niemals aufhören, ein treuer Deutscher Coburg-Gothaer zu sein, obwohl die Trennung mir sehr schwer fallen wird.“

Die Königin hat die feierliche Verlobung nicht mit leichtem Herzen abgeschlossen, vielmehr ließ sie sich vorher genügend Zeit, um den Charakter ihres zukünftigen Mannes kennen zu lernen. Der Ministerpräsident Lord Melbourne und diejenigen Personen aus ihrem Familienkreise, deren Ansicht die Königin Gewicht beimaß, billigten ihre Wahl aus vollem Herzen. Wenn alle englischen Jungfrauen dem Beispiel ihrer Königin folgen und mit gleichem Ernste über die

¹⁾ Herzogin Auguste Karoline Sophie, Witwe des Herzogs Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld, Mutter Herzog Ernst's I., Großmutter Herzog Ernst's II. und Prinz Albert's, geboren am 19. Januar 1757, verwitwet am 9. Dezember 1806.

Bedeutung der Ehe nachdenken würden, ehe sie sich ewig binden, so würde es gut um unser Land stehen.

Über die Ereignisse bei der Ankunft des jungen Prinzen in England, über das herzliche Willkommen, das ihm entgegengebracht wurde, über den Eindruck, den seine große persönliche Schönheit und sein feines Wesen überall hervorriefen, möchte ich mich gern ausführlicher ergehen, aber es giebt noch viele andre und wichtigere Dinge, die ich darzustellen habe, und ich will dies alles nur kurz berühren, um den Auffatz nicht zu sehr anschwellen zu lassen.

Die Eheschließung, welche über das junge Paar und über das ganze Land so viel Segen bringen sollte, fand am 10. Februar 1840 in der Hofkapelle in London statt. Die hohe Braut sah so schön aus, wie man sich eine Braut nur denken kann: zehn junge Damen umgaben sie als Brautjungfern. Nach der Trauung begab sich das glückliche junge Paar nach Windsor; auf dem Wege wurden sie von den Beifallsrufen des Volkes begrüßt, und alles segnete sie. Wie man sagt dauerten die Glitterwochen anderer Frauen in jener Periode vier Wochen, und waren eine Zeit, während welcher das junge Paar ungestört einander allein überlassen war, von allen Pflichten befreit, und während der es sich meist damit vergnügte, neue und schöne Gegenden zusammen zu besuchen. Aber die Glitterwochen der Königin dauerten nur drei Tage, und am Ende des dritten Tages trafen die Herzogin von Kent (Mutter der Königin), der Herzog und der Erbprinz von Sachsen-Coburg und die ganze Hofgesellschaft ein, und das junge Paar begab sich zurück nach London. Nunmehr mußte die Königin wieder in gewohnter Weise empfangen — wovon naturgemäß ein sehr umfangreicher Gebrauch gemacht wurde — und alle möglichen gesellschaftlichen Pflichten und Abhaltungen schlossen sich daran. Aber es sollte nicht genug sein, daß der Königin auf diese Weise die Zeit der Ruhe und des Ungestörtseins abging, die sonst die jungen Frauen genießen können, sondern sie hatte damals gerade die allerschwierigsten Regierungsfragen zu erwägen, und ihre unermüdlige Arbeitskraft wurde damals von den Geschäften vollauf in Anspruch genommen. Indessen genoß sie jetzt die garnicht hoch genug zu schätzende Unterstützung durch ihren Gemahl Prinz Albert.

Die Grundsätze, von denen dieser sich leiten ließ, zeigen sich am besten in einem Briefe, welchen er zehn Jahr später an den Herzog von Wellington richtete, als dieser die Annahme des ihm erteilten Oberkommandos über die Armee ablehnen wollte. Ich entnehme das Bruchstück aus der mehrfach angeführten Lebensbeschreibung von Theodor Martin. Sein Grundsatz war: „seine eigene volle Cristenz in die seiner Gemahlin zu versenken, — keinen Einfluß durch sich selbst oder für sich selbst zu erstreben, — jedes öffentliche Hervortreten zu vermeiden, — keine eigne Verantwortung vor der Öffentlichkeit zu übernehmen, und nur wie ein Teil seiner Gemahlin dazustehen, aber überall auszuweichen, wo sie vermöge ihres Geschlechts ihre hohe Aufgabe nicht vollkommen erfüllen konnte, — alle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens mit Eifer zu studieren, um ihr in den vielfältigen und verwickelten Fragen, die ihr vorgelegt würden, in politischen, gesellschaftlichen und persönlichen Angelegenheiten jeder Zeit mit Rat und Hilfe beistehen zu können — seine ganze

Zeit und Kraft zu ihrer Verfügung zu halten, als das natürliche Haupt ihrer Familie, der Vorsteher ihres Haushalts, der Verwalter ihrer Privatangelegenheiten, endlich als ihr einziger vertrauter Rathgeber in Dingen der Politik, ihr einziger Beistand im Verkehre mit den Organen der Verwaltung, ihr privater Sekretär und ihr beständiger Minister.“

Neben diesen Zielen hatte Prinz Albert jeder Zeit das eifrige Verlangen, alle Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Armen zu unterstützen. Als die Umstände mich vor vielen Jahren mit den Männern in Verbindung brachten, welche sich für die Einrichtung von Arbeiterklubs, freien Bibliotheken, Volkstaschehäusern und andern gemeinnützigen Anstalten interessierten, habe ich mit großem Intereffe erfahren, wie viele von diesen Anstalten vom Prinzen Albert erdacht und später auf das wärmste von ihm gefördert worden sind. Im Verlaufe der gegenwärtigen anspruchslosen Darstellung wird sich noch zeigen, wie vielfache Ermutigungen die Musik und alle andern Künste durch ihn erfahren haben, — war doch auch das große Werk einer gemeinsamen Ausstellung aller Nationen ursprünglich sein Gedanke.

Die Königin und der Prinz-Gemahl fanden ihre Erholung in der Musik und der Malerei, — Windsor wurde ungemein verschönert, — und die zweckentsprechende Einrichtung des königlichen Haushofhalts war ein Werk des Prinzen. Der briefliche Verkehr mit dem Freiherrn von Stockmar war für das königliche Paar eine Quelle großer Freude. In einem der Briefe, welcher der treuergebene uneigennützig Mann an den Prinzen Albert richtete, finden wir folgende Stellen:

„Die Sterne, welche Sie jetzt am meisten brauchen, und welche Ihnen hoffentlich dauernd leuchten werden, sind Liebe, Ehre und Glauben . . . meine herzlichsten Glückwünsche sende ich Ihnen zu Ihrem 21. Geburtstage; ich wünsche Ihnen, mein guter Prinz, ein großes, edles, warmes und treues Herz, denn das ist der reichste und sicherste Boden für die edelsten Bestrebungen der menschlichen Natur, und das sicherste Mittel, sie wachsen zu lassen . . . Gott segne Sie, Gott halte Sie gesund, Gott umgebe Sie mit guten und frommen Menschen, von denen Sie praktisch und durch die That lernen können, daß das menschliche Glück nur auf dem Wege der Liebe und der Tugend gefunden werden kann.“

Trotz der unzähligen gesellschaftlichen und politischen Verpflichtungen, die die Königin und ihr Gemahl zu erfüllen hatten, behielten sie genügende Zeit für Studien übrig. Der Prinz beschäftigte sich mit Englands Verfassung und Recht, und beide Gatten lasen Hallams Englische Verfassungsgeschichte gemeinsam.

Die Geburt der ältesten Tochter fand am 21. November 1840 statt; die Liebe und Zärtlichkeit, welche der Prinz seiner Gemahlin während ihres Wochenlagers widmete, übersteigt alle Beschreibung.

Zu Weihnachten führte der Prinz die schöne deutsche Sitte des Weihnachtsbaumes in Windsor ein, und diese Sitte verbreitete sich auch in weitere Kreise der britischen Monarchie.

Am 26. Januar 1841 eröffnete die Königin das Parlament in Person, eine Zeremonie, welche einen mächtigen Eindruck hervorgerufen hat.

Im Februar 1841 lief Prinz Albert auf dem See im Garten des Buckinghampalastes Schlittschuhe; das Eis gab nach, und der Prinz brach ein. Als er später von diesem Ereignis an die Herzogin-Witwe von Sachsen-Coburg-Gotha schrieb, sagte er auch folgendes: „Victoria war die einzige, die nicht den Kopf verlor, sondern mir Beistand leistete.“ Die große Geistesgegenwart der Königin ist übrigens bei jeder Gelegenheit bis auf den heutigen Tag immer besonders auffällig gewesen. Ihre Ruhe und ihr Mut bei Gelegenheit der gegen sie gerichteten Angriffe hat ihre Begleitung jedes Mal überrascht. — Denn wenn diese Angriffe in der Regel auch von armen Schwachfinnigen ausgingen, wird doch die Bestürzung, welche ein solcher Angriff hervorzurufen pflegt, durch diesen Angriff nicht geringer.

Die Königin und Prinz Albert arbeiteten gemeinschaftlich. Ihre Schreibtische standen neben einander. So lange das hohe Paar in London verweilte, fand der Prinz immer Zeit genug zum Besuche aller gemeinnützigen Anstalten und Unternehmungen.

Die Geburt des Prinzen von Wales fand im Jahre 1841 statt. Das Glück der jungen Mutter war sehr groß. Wie Ihre Majestät im Stande gewesen ist, die schwere Last der Regierung eines so großen Reiches zu tragen und zugleich die zärtlichste und lieblichste Mutter zu sein, die man sich denken konnte, ohne dabei auf die Freuden des Lebens zu verzichten, scheint fast unglaublich; aber wir müssen annehmen, daß der Himmel denen, denen er eine Last auf die Schultern legt, auch die Kräfte giebt, sie zu tragen.

Im Jahre 1841 wechselte auch das Ministerium; Lord Melbourne, der Minister der Whigpartei, gab seine Stellung auf, und ihm folgte Sir Robert Peel, der Führer der konservativen Partei. Die Königin blieb bei diesem Wechsel den konstitutionellen Grundsätzen treu, denen sie immer angehangen hatte, und zeigte dabei ihre gewöhnliche Würde und Freundlichkeit. Vier Jahre hindurch hatte Lord Melbourne beständig mit der Königin verkehrt und ihr Vertrauen genossen, und da die Königin einen geleisteten treuen Dienst hoch zu schätzen pflegt, so muß ihr dieser Abschied sehr schwer geworden sein. In einem sehr interessanten Buche (Yonge, the Victorian Era) wird behauptet, daß Lord Melbourne seinem Nachfolger folgende Ratschläge erteilt habe: „So oft er etwas veranlassen oder vorschlagen will, möge er ihr seine Gründe klar angeben. Die Königin ist nicht von ihrem Wissen eingenommen; sie weiß, daß es viele Dinge giebt, die sie nicht versteht, und sie liebt es, wenn man ihr diese Dinge ganz von Anfang an erklärt. Doch müssen diese Erklärungen nicht lang sein und dürfen sich nicht in Einzelheiten verlieren, sondern sie müssen kurz und bündig nur das Wesentliche berühren.“

Es ist wohl bekannt, daß Ihre Majestät während der ganzen Zeit ihrer langen Regierung sich mit allen wichtigen Fragen der inneren und äußeren Politik selbständig und eingehend beschäftigt hat. Es wäre sehr zu wünschen,

daß auch die Frauen bürgerlichen Standes in England freimütiger zugäben, daß es Dinge giebt, über die sie noch belehrt werden können.

Robert Peel hat bis zu seinem, im Jahre 1850 erfolgten, plötzlichen Tode das beständige Vertrauen seiner Herrin und des Prinzen genossen. Der Prinz schrieb im Jahre 1850: „Der Tod hat den besten Menschen, unseren treuesten Freund, das stärkste Bollwerk des Thrones, den größten Staatsmann der Gegenwart von uns gerissen.“

Die Tagebücher der Königin geben malerische Schilderungen von den Besuchen, die sie einigen hervorragenden Persönlichkeiten unter ihren Unterthanen abstattete, und von ihrer ersten im Jahre 1842 unternommenen Reise nach Schottland. In Schottland stieg die Königin bei dem Herzog und der Herzogin von Buccleuch ab, aber sie besuchte auch Edinburg und den Palast in Holyrood, wo ihr eine Menge von Erinnerungen an Maria Stuart entgegentraten. Während dessen zeigten sich aber der Herrscherin Sorgen von innen und von außen: die Freihandelsbewegung, der Krieg mit den Afghanen und wichtige Fragen des Staatshaushalts. Doch weisen die Tagebücher der Königin zu unserm großen Interesse nach, daß sie und Prinz Albert trotzdem, im August 1843, die Zeit zu einem kurzen Besuche bei dem König der Franzosen und der Königin Amalie in Chateau d'Eu gefunden haben, der ihnen sehr viel Vergnügen machte. Diese Reise der Königin findet sich wie alle andern in den Tagebüchern so lebendig beschrieben, daß die einzelnen Szenen dem Leser ganz deutlich vor die Augen treten. Im selben Herbst (1843) machte das hohe Paar auch einen kurzen Abstecher nach Belgien. Im Jahre 1844 empfing die Königin in Windsor den Besuch des russischen Kaisers, und auch eine Schilderung dieses Besuches findet sich in den Tagebüchern niedergelegt. Auch König Ludwig Philipp machte der Königin seinen Gegenbesuch und fand eine Aufnahme, die ihn sehr erfreute.

Die Jahre vergingen indessen, und die Geburt von zwei weiteren Kindern erhöhte das Glück der Eltern. Prinz Alfred ist im Jahre 1844 und Prinzessin Helene im Jahre 1846 geboren¹⁾. Im September 1846 zog die Königin zum ersten Male in das von ihr neu gekaufte Gut Osborne ein. Das Schloß steht am Abhange eines Hügel, von dem aus man die Meerenge übersieht, und die Königin kann von ihrem Fenster aus die Flotte mustern. Das Schloß ist jetzt ein wunderschönes Gebäude, im italienischen Stil erbaut; die Terrassen und Gärten sind reizend. In der ersten Nacht, welche die Königin mit ihrer Familie in Osborne zubrachte, wurde ein Luther'scher Choral gesungen.

¹⁾ Prinzessin Alice Mathilde Marie, geboren am 25. April 1843, vermählt am 1. Juli 1862 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig von Hessen-Darmstadt, späterem Großherzog Ludwig IV. von Hessen, gestorben am 14. Dezember 1878.

Prinz Alfred Ernst Albert, Herzog von Edinburg, Herzog zu Sachsen, Graf von Wiltshire und Kent, geboren am 6. August 1844.

Prinzessin Helene Auguste Victoria, Herzogin zu Sachsen, geboren am 25. Mai 1846, vermählt am 5. Juli 1866 mit Prinz Christian von Schleswig-Holstein.

Prinzessin Luise Karoline Alberta, Herzogin zu Sachsen, geboren am 18. März 1848, vermählt am 21. März 1871 mit dem Marquis von Corne.

In den Jahren 1845—1847 fand in Irland in Folge des Mißratens der Kartoffelernte eine Hungersnot statt. Die Iren lebten damals wie jetzt hauptsächlich von Kartoffeln, und da in allen diesen Jahren die ganze Ernte vom Brande befallen war, so drohte ein großes Elend. Die Königin sandte bedeutende Beträge zur Unterstützung der Nothleidenden ab, und ihre Unterthanen folgten ihrem Beispiele. Da aber die Kartoffelernte auch im Jahre 1848 ausblieb, so folgte ein großes Elend.

Sir Robert Peel, welcher die Einfuhr von Getreide für seine Pflicht hielt, legte im Jahre 1845 seinen Ministerposten nieder; da aber die Gegenpartei kein Ministerium aufstellen konnte, so übernahm er die Ministerpräsidentschaft wieder und bewirkte selbst die Aufhebung der Getreidezölle. Durch diese Maßregel wurde die Lage der ackerbautreibenden Bevölkerung in Großbritannien außerordentlich verändert. Ich habe mich mit Männern unterhalten, welche sich der Kämpfe erinnerten, die die neue Zollpolitik für sie herbeiführte, und die noch heut, trotz aller verflossenen Zeit, nicht ohne Erregung davon reden können.

Im Jahre 1846 wurde Robert Peel von dem liberalen Lord John Russell als Ministerpräsident abgelöst.

Die Königin und Prinz Albert besuchten im Jahre 1844 Deutschland, insbesondere Coburg und das schöne Rosenau; alle Deutschen, welche sich für England interessieren, sollten die schöne Darstellung lesen, welche sich — von der Königin selbst geschrieben, — in ihrem Buche über das Leben des Prinzen Albert findet.

Nunmehr nahten sich aber bewegliche Zeiten: die Erschütterungen, welche im Jahre 1848 in ganz Europa stattfanden, sind noch in aller Erinnerung. Zuerst fand in Paris der Aufstand statt, insofgedessen König Ludwig Philipp zu gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, dem Throne entsagte und seine Zuflucht in England suchte. Königin Victoria bot dem König und der Königin Amalie und den Angehörigen derselben, welche in England nach und nach eintrafen, in Claremont eine Zufluchtsstätte an. Die Wirren, welche sich in Deutschland und Oesterreich, in Italien und Frankreich zeigten, fanden auch in England ihr, wenn auch sehr schwaches, Echo. Aber die Königin verlor ihr festes Vertrauen auf die gesetzmäßige Haltung der Bevölkerung nicht, und die Ereignisse gaben ihr recht. Eine Gruppe von Personen, die sogenannten Chartisten, hatten für den 10. April 1848 eine große Kundgebung geplant; sie wollten in einem langen Zuge beiden Häusern des Parlaments eine umfangreiche Petition überbringen. Ihr letztes Ziel war die gewaltsame Einführung von Veränderungen in der Verfassung und Verwaltung. Der Herzog von Wellington ließ die Truppen gefechtsbereit machen, ohne sie aber den Unzufriedenen zu zeigen, in einer Anzahl von Stadtteilen wurde eine lebhafte Besorgnis empfunden, aber 170 000 Männer aller Gesellschaftsklassen hatten sich als Hilfschuzleute verpflichtet lassen. Ich habe selbst eine Anzahl dieser Herren mit ihren Stöcken ausgerüstet gesehen; sie kamen aber nicht in Thätigkeit, weil nur achtausend Chartisten erschienen. Der Zug ging auseinander, da die Polizei den Übergang

über die Brücken verhinderte, und die Petition wurde in drei Droschken zur Vorlegung vor die beiden Häuser des Parlaments hingefahren. Das Buch über das „Victorian Age,“ dem ich das Vorstehende entnehme, fügt noch hinzu, daß nur ein Fünftel der erwarteten Unterschriftenzahl aufgebracht wurde, und daß selbst unter diesen noch eine beträchtliche Anzahl von erdichteten Namen gewesen ist. Nach Sir Theodor Martin hat die Königin sich am 11. April in einem Briefe an den König der Belgier folgendermaßen über die Vorgänge geäußert:

„Gott sei Dank. Die Versammlung und der Aufzug der Chartisten sind mißlungen; die Ruhe des Volkes in seinen breitesten Schichten war überraschend, und seine Empörung darüber, daß seine Ruhe von solchen elenden und unbedeutenden Leuten gestört werden durfte, ist sehr groß.“

Indessen erregten die Dinge in Irland große Besorgnis, der Handel lag danieder, die Verhältnisse auf dem Festlande Europas gaben Anlaß zur Unruhe. Am 2. Mai 1848 schrieb die Königin aus Osborne an König Leopold I.: „Wir gehen heute in die Stadt zurück; leider, denn die Feld- und Gartenarbeiten sind eine so sehr große Erholung und thun dem müden, abgesspannten Geiste so wohl. Albert ist mein beständiger Stolz, den ich bewundere; seine Liebe und sein Mut sind mir Trost und Genugthuung, aber glaube mir, ich bin oft sehr müde.“ Ich habe eine Reihe von Staatsmännern kennen gelernt, welche das gleiche Vergnügen an Landarbeiten haben, wie es hier Ihre Majestät zum Ausdruck bringt, und zu diesen gehört nicht in letzter Linie Lord Beaconsfield.

Im Mai 1848 ergriff Prinz Albert in einer öffentlichen Sitzung der Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen das Wort, denn, wie er selbst sagte, er „wünschte sein Wohlwollen und seine Teilnahme für diejenige Klasse der Gesellschaft, welche die meiste Arbeit und die wenigste Freude vom Leben hat, zum Ausdruck zu bringen. Seine ganze Rede machte einen sehr tiefen Eindruck, einige Sätze, die Sir Martin uns erhalten hat, haben dauernden Wert. So sagte er unter andern: „Halten Sie daran fest, daß die Interessen der beiden Klassen, die einander zu oft gegenübergestellt werden, durchaus gemeinsam sind, und nur durch die Unwissenheit werden sie daran gehindert, sich zur Befolgung der gegenseitigen Interessen zu einigen . . .“ Ein jeder Menschen-Freund sollte sich die Beseitigung dieser Unwissenheit, die Aufhellung der Thatsache, daß auch bei unsern verwickelten gesellschaftlichen Verhältnissen der eine dem andern helfen kann, zum Ziele machen, vor allem aber ist dies die Pflicht derjenigen, denen der Segen der göttlichen Vorsehung eine angesehenere Stellung, Vermögen und Bildung verliehen hat.“

Nach vielen Monaten großer Sorge, die durch die Umwälzungen auf dem Festlande und durch die Ereignisse in Irland hervorgerufen wurden, fand das hohe Paar im September 1848 Muße, um von Woolwich zur See nach Aberdeen und von dort nach Balmoral, einer neu gekauften Besitzung, zu gehen. Die Königin beschreibt in ihrem Tagebuche die großen Berge, den Fluß Dee und die schön bewaldeten Hügel, welche sie an den Thüringer Wald erinnerten. In einem Briefe erzählt sie, daß das kleine Schloß aus Granit gebaut ist und viele

kleine Türmchen hat, daß die Mauern weiß getüncht (gehagelt, wie man in Schottland sagt) sind, und daß das ganze Haus auf einer Anhöhe, aber dicht an dem Flusse Dee belegen ist.

Die Königin schrieb: „Es war so ruhig und einsam, es that einem so wohl, sich hier umzusehen, und die reine Vergnügung war so ruhig und erfrischend. Alles schien Freiheit und Frieden zu atmen und versprach mir die Welt und ihre Stürme vergeffen zu machen.“

Ein weiterer Aufsatz wird folgen.

Zanetta Rutland.



Eine Woche in Honolulu.

Aus meinem Reise-Tagebuche.

von

Kari-udo.

Am 21. September 1872 früh, nach einer 10tägigen, ziemlich guten Überfahrt von San Franzisko auf dem amerikanischen Dampfer „Idaho“, erblicken wir Molokai, eine der Hawai'schen oder Sandwich-Inseln, und sind alsbald in dem Kanale zwischen dieser und der Insel Oahu, auf welcher die Hauptstadt Honolulu liegt. Der erste Anblick ist abschreckend, denn scheinbar bis an die Wolken hinan ragen schwarze, kahle Felsmassen empor, deren hie und da gezackte Spitzen und eingesenkte Krater einen düsteren Eindruck machen. Allmählich aber wird das Bild freundlicher, und je näher man an Honolulu kommt, um so mehr Vegetation und Kultur ist zu sehen, zu welcher die ausgebrannten Krater und deren große Lavamassen eben einen ganz gut kultivierbaren Boden bieten. Bald haben wir Kap Kolakalu mit seinem Diamonds-Head umschifft und sehen zwischen den schönsten Kokospalmen, hohen, zackigen Felsparteen mit grünenden Waldungen am Fuße des alten Vulkans Punahoa, die Stadt Honolulu recht malerisch vor uns liegen, die uns freundlich und lieblich gleichsam entgegenlächelt und zu längerem Aufenthalte einlädt. Die Einfahrt in den Hafen ist keine leichte; da es überall Korallenriffe giebt und sein Kanal sehr eng ist, müssen wir einen Lootsen nehmen, der uns über die Barre um 8 Uhr früh glücklich in den Hafen bringt, in welchem wir nur zwei deutsche, ein englisches, einige kleinere hawai'sche Schiffe und die amerikanische Kriegskorvette „Refaca“ antrafen. An einem hölzernen Quai wird angelegt, und mit großer Freude begeben wir uns auf das Land. Sofort nimmt uns ein Omnibus samt unserem Handgepäck auf und führt uns in das Royal Hawaiian-Hotel; dasselbe, wie die meisten Häuser in einem Garten gelegen, ist eines der schönsten Gebäude der Stadt. Um jedes

der drei Stockwerke gehen breite, lustige Verandas, auf denen man sich, in Schaukelstühlen wiegend, von den Strapazen ausruhen kann; die Zimmer sind einfach, aber rein und mit eisernen Betten, Strohseffeln nett möbliert, die Fußböden mit indischen Matten belegt. Große Fenster mit Jalousien lassen den Luftzug fortwährend durch, der manchmal zum wahren Sturmwinde wird, die drückende, feuchte Hitze wohl abkühlt, nichtsdestoweniger für Personen, die Luftzug fürchten, recht unangenehm sein mag. Die Aussicht von unsern Zimmern ist ganz reizend. Die Fenster des Zimmers meines Bruders gehen in den Garten mit seiner herrlichen, tropischen Vegetation, und sind aus denselben die prächtigsten Palmen und Bananen, die schönsten Blumen und Gewächse zu sehen. Während unser Reisegefährte Dr. W. das blaue Meer bewundern kann, habe ich von meinem Zimmer und namentlich von meiner Veranda aus eine herrliche Aussicht auf die Stadt mit ihren vielen Gärten, dann weiter ins hübsche Nuanu-Thal, wo die Villen der reicheren Einwohner sich befinden, bis sich im fernen Hintergrunde die hohen, steilen Felsmassen des Pali erheben, deren düstere Färbung hier und da durch das freundliche Grün frischer Waldungen in angenehmer Weise unterbrochen wird. Oberhalb der Stadt erhebt sich die Punsch bowle mit ihrer unansehnlichen Befestigung, wo sich auch die Kanone des Königreichs befinden soll. Rechts von uns erblicken wir Waikiki, am Fuße des imposanten Diamonds head, und seine Palmenhaine, die bis zur See reichen — wahrlich ein entzückendes Bild, von dem wir uns kaum trennen können. Doch hieß es höflich sein und einige Besuche machen, zu welchen uns der russische Konsul, ein Bekannter unsres Doktors, der mit der Fregatte Donau vier Monate hier geblieben war, im Schweife unseres Angesichts herumführte. Wir machten die Bekanntschaft des deutschen Konsuls Herrn Gl. eines liebenswürdigen, jungen Bremers, so auch des österreichischen Konsuls Dr. S., eines gemüthlichen, älteren Herrn, der uns in seinem Wagen ins Villenthal Nuanu bringen ließ. Wir kamen bis zum protestantischen Friedhofe, der sich am Ende der Stadt befindet, und zum Mausoleum der königlichen Familie der Kamehameha's, einer kleinen, steinernen, nicht besonders schönen Kapelle. Von der Lage des Thales, den herrlichen Gärten und hübschen Landhäusern waren wir ganz entzückt. Die Luft war wahrhaft balsamisch, und wenn der Geruch der vielen Blumen nicht schon etwas betäubend und die feuchte Hitze nicht zu drückend gewesen wäre, hätte man sich nichts Angenehmeres, Reizenderes denken können als dieses Thal. Dazu herrschte in demselben ein unglaubliches Leben, und scheint die Bevölkerung immer auf der Gasse zu sein. Die Einwohner von Honolulu sind schön gebaute, kräftige Leute; ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, ich möchte sagen wie Schokolade, sie haben dickes, wolliges, schwarzes Haar, meist große, schöne Augen, proportioniertes Gesicht, nur sind die Lippen zu schwulstig und die Nase zu breit. Die Männer, „Kanaka“, tragen Hosen und ein gewöhnlich rotes Wollhemd, dazu meist einen Strohhut. Das weibliche Geschlecht, „Wahinie“, hat nur ein langes, vom Halse bis zu den Knöcheln reichendes, weites Hemd aus grellfarbigem Kattun an; dieses ist zwar bequem, aber unschön und würde den Einwohnerinnen, die früher

wenig anhalten, von den ersten Missionären aufgenötigt. Fast alle Leute sind mit wohlriechenden Blumen und Laub bekränzt, die Männer, sowie die Weiber. Die einzelnen Blumen werden indes nie zu einem Kranze gebunden, sondern sind nur ineinander gesteckt. Die Wahinies tragen gewöhnlich ihr dickes Haar geflochten am Kopfe, das ihnen als Schutz gegen die Sonne dient, deren Elegantere aber einen kleinen englischen Damenhut, der zu dem langen Hemde durchaus nicht paßt und einen komischen Eindruck macht; dazu haben die meisten einen unschönen, wackelnden Gang. Am besten sehen sie noch zu Pferde aus. Zu jeder Tour wird geritten und zwar sowohl seitens der Männer als auch seitens der Frauen stets im Galopp, zu welcher Gangart die recht guten hawaiischen Pferde sich auch vollkommen eignen. Mädchen und Frauen reiten nach Männerart, die nobleren jedoch haben beim Reiten weite und lange, weiße, leinene Hosen an, die im Winde wie zwei Fahnen am Sattel flattern und recht originell aussehen. Die Hawaier sind recht gute, freundliche Leute, nehmen aber, wie alle Ureinwohner, die mit Weißen zusammenleben, sehr ab. Nicht nur, daß sie von den Pocken dezimiert werden, soll nach der Meinung andrer auch der ausschweifende Lebenswandel dazu beitragen, der sich schon darin manifestiert, daß kaum 11 jährige Mädchen sich bereits in die Arme der Liebe werfen. Damit hängt offenbar zusammen, daß sie spät heiraten und die Ehen einen nur spärlichen Kinderseggen aufzuweisen haben, welsch' letzterer Umstand übrigens zum Teil auch die Folge ihrer Art des Reitens sein soll. — Recht interessant ist der Besuch des Fischmarktes in der Mitte der Stadt. Dort sind auf einem kleinen Platze von $\frac{1}{4}$ Soch einige Holzbuden aufgestellt; dorthin bringen die Fischer ihre Waren, die Blumenhändler ihre Blumen, dorthin kommt die Landbevölkerung, um ihren Proviant zu holen oder ihr Mittagmahl einzunehmen. Natürlich herrscht dort auch ein buntes, bewegtes Leben; Kanakas und Wahinies schreien und streiten, dabei schrecklich gestikulierend und feilschen um die Waren. Im gestreckten Galopp kommen sie herangeritten, mit großer Geschicklichkeit springen die Frauen trotz ihrer langen Hemden vom Pferde, gehen zur nächsten Bude, kaufen sich einen großen, lebenden Fisch, in den sie mit Vergnügen hineinbeißen und der auch bald ganz verzehrt ist; dazu genießen sie ungekochtes, recht übel riechendes Seegrass und eine gallertartige zuckende Masse, eine Art Meeres-Polyp, die unter ihren schönen Zähnen noch gurgelt; wahrlich ein Bild, das an die Zeit des Kannibalismus erinnert! Andre kaufen Fische, dicke, saftige Seegräser, ungeheure Brotfrüchte, Farowurzeln, aus denen die Lieblingskost der Einwohner, der Poibrei, zubereitet wird; rollen sodann alles in große Bananenblätter, schmücken sich noch mit Blumenkränzen, springen dann aufs Pferd und sausen wieder davon. Lange konnten wir uns von diesem bewegten, ganz eigentümlichen Bilde nicht trennen; aber endlich zwang uns das Gedränge dieser im Hemde rohe Fische essender, arg transpirierender Damen, der schreckliche Gestank der faulenden Fische und die niederbrennende Sonne, das Haus des Dr. H. aufzusuchen, um einige sehr notwendig gewordene Erfrischungen einzunehmen. Im reizenden Garten des Konsuls, voll der schönsten, tropischen Pflanzen, Palmen, Farren, Blumen, ruhte

sch sich liberans angenehm, und wir schöpften nun frische Kräfte, um noch zum katholischen Friedhofe zu gehen. Dort besuchten wir das Grab der von der Fregatte „Donau“ gebliebenen Österreicher, denen die Kameraden einen eisernen Obelisken gesetzt hatten. Nebenan befindet sich das Grab des jungen Grafen Beust, worauf das eines österreichischen Seefadetten folgt. Alle sind mit Bäumen und Blumen umgeben und vom Konsul sehr gut im stande erhalten. Diese Ruhestätte der so weit von der Heimat Gestorbenen stimmte uns unwillkürlich wehmütig, und so kehrten wir denn recht still heim. Im Hotel wartete unser ein wohl sehr gutes Diner, doch bei der entsetzlichen Hitze war selbst dieser Genuß für uns, — ich möchte sagen — mit Arbeit und zwar nicht geringer, verbunden. Wir erhielten dann den Besuch des Gouverneurs der Insel, eines Amerikaners, der eine Wahinie geheiratet hatte, des Ministers des Äußeren, eines großen Schotten, des Oberstkämmerers Sr. hawaiischen Majestät, eines sehr beliebten Iränders; alle in großer Uniform, mit Großkreuzen, Bändern und Dekorationen geschmückt. Zum Schlusse kamen noch zwei hawaiische Prinzen: David Kalakaua und dessen Bruder Leleilakolu. Ersterer war damals Generalstabschef der Armee (400 Mann), Adjutant des Königs und sprach fließend englisch: Später wurde er König und bereifte als solcher Europa. Er starb im Jannar 1891. Wir machten auch die Bekanntschaft der Frau des Gouverneurs, einer recht liebenswürdigen Eingeborenen, namens Lilinokalani, die in ihrer europäischen, defolletierten Toilette recht imposant aussah und beim Thee in Dr. H.'s Villa recht hübsche hawaiische Lieder sang, die sie selbst komponierte; dieselben haben etwas ergreifend Trauriges, Melancholisches an sich. Mrs. D. sah ich 15 Jahre später in London beim Jubiläum der Königin Victoria, wo sie als Schwester des Königs Kalakaua die höchsten Ehren genoß, und konnte ich nicht umhin, sie bei dieser Gelegenheit an das hübsche Konzert in Honolulu zu erinnern. — Bei dem Konsul fanden wir noch den französischen Kommissär und seinen Kanzler, beide heitere Franzosen, dann die reizende Frau des deutschen Konsuls, eine wunderschöne Russin. Der erste Abend in Honolulu bot uns hiermit Genüsse aller Art, war wirklich charmant, und in angenehmster Stimmung verfeßt, fühlten wir uns auch ganz heimisch.

Am Sonntag fuhren wir in vierspänniger Equipage, von dem wohlbeliebten Irländer begleitet, zur katholischen Kirche und kamen gerade zu einer hawaiischen langen Predigt; der Priester schien ein Franzose zu sein, denn seine Sprache hatte ganz französischen Klang, war aber so komisch, daß wir das Lachen nur mit Mühe verbeißten konnten. Eigentümlich war es, daß alle Männer auf Stühlen saßen, während die Frauen keine hatten, sondern entweder standen oder auf dem Boden knieten. Der üble Geruch und die Hitze in der vollen Kirche während des 1 1/4 stündigen Gottesdienstes waren wirklich entsetzlich. Wir eilten nun ins Hotel zurück um Toilette zu machen, da uns noch Kalahiala — hawaiisch: Vormittag — die Königin Emma, Witwe Kamehameha des IV., empfangen wird. Sie bewohnt ein recht hübsches Haus, Rookerhouse, wo wir sie in einem europäisch möblierten Salon, umgeben von den Ministern, dem Gouverneur und

ihren Frauen sehen. Sie ist eine recht liebenswürdige, hübsche Frau von dreißig Jahren, geborene Miß Rooke, Halbblut, daher nicht so dunkel wie die andern Wahinie's, mehr kaffeebraun, ist sehr gebildet, spricht vollkommen englisch, hat europäische Erziehung genossen, war im Jahre 1865 auch längere Zeit in Deutschland und machte auf uns in ihrer netten, einfachen, zivilisierten Toilette einen sehr angenehmen Eindruck. Ihre Majestät zeigte uns ihren königlichen Feder-schmuck, vom Gefieder der seltensten Vögel zusammengesetzt, gab uns ihre Photographie und entließ uns nach einer Stunde. Am Ausgange wurden wir nach hawaiischer Sitte von den Hofdamen mit Blumen bekränzt, und so geschmückt „Aloha“ (was: „Danke, guten Tag, adieu, ich liebe Sie“ in Einem bedeutet) den hübschen Wahinies zurend, zogen wir zu andern Besuchen weiter. Wir wollten nun dem Prinzen Kalakaua eine Visite machen. Er wohnt im Nuanathale in einem echten Kanakahäuschen zwischen Bananen versteckt, neben einem unter Wasser gefesteten Tarosfelde. Wie in allen Häusern sind hier Thüren und Salousteen offen, als Zeichen, daß niemand zuhause ist. Doch kommt ein Kanaka und sagt in englischer Sprache: „Frau da, zieht sich an!“ Bald erscheint auch die Prinzessin Kapiolani, eine sehr dunkle Wahinie in ganz neuem, rosafarbigem, langen Hemde, und bestand das Anziehen offenbar in diesem Hemdwechsel. Sie ist natürlich barfuß und spricht kein Wort englisch. Wir setzen uns also stumm neben sie, trinken mit vielen „Alohas“ ein Glas Sherry und gehen dann, ihr noch die Hand reichend, nach einigen Minuten wieder fort. Einen komischen Eindruck machte es auf mich, als ich sie, ebenfalls beim Jubiläum in London, als Königin Kapoliani in schwerer Seidenrobe mit zwei Großkreuzen geschmückt wieder sah, wie sie in der Hof-Galaequipage mit Leibgarde-Eskorte hinter den übrigen Majestäten zur Kirche fuhr. Gern hätte ich sie an das idyllische Häuschen und unsern Besuch in Honolulu erinnert, sie schien sich auch nach ihrem Heim zu sehnen, doch leider hatte sie zu einer längeren Konversation nicht genug englisch erlernt. Den italienischen Konsul fanden wir auch nicht zuhause, ein Gärtner rief uns: „Kaukau mister“ zu. Später wurde uns erklärt, es hieße dies: Der Herr ist beim Essen. Diesen zweiten Tag beschloß eine ganz europäische Soirée beim amerikanischen Konsul.

Die nächsten Tage wurden zu einem Ausfluge in das Innere der Insel benützt. Wir besuchten die Plantage eines reichen Insulaners und sollten dort auf wilde Ziegen, Rinder und Enten jagen. In aller Frühe brachen wir also mit dem Kapitän des „Zbaho“ und Konsul Pf. zu Pferde auf. Diese vom Könige Kamehameha V. zur Verfügung gestellten Pferde gingen recht flott; bald waren wir auch am Eingange des Nuanuthales, wo sich die Villa Hamaiia kamalama, der Königin Emuna gehörig, befindet. Dort wurden wir durch einen von Ihrer Majestät freundlichst gespendeten Umbiß angenehm überrascht und von den Wahinies mit Blumenkränzen fast erstickt. Der Geruch der herrlichen, tropischen Blumen ist aber ein so starker, daß wir die Kränze bald ablegen mußten, nachdem wir unsern Galopp durchs Thal fortgesetzt hatten. Je höher man steigt, um so enger wird dasselbe, rechts und links erheben sich hohe, schwarze Felswände,

hier und da mit Bäumen bewachsen, deren Gedeihen durch die großen Mengen von Ameisen sehr gehindert wird, nur der Drachenblutbaum kommt dort gut fort. Die Thalsole bedeckt dichtes Gestrüpp, durch welches unser gepflasterter Weg führt. Nach einem Ritte von sechs Miles erreichen wir die Höhe und genießen von da eine herrliche Aussicht auf die an Zuckerplantagen überaus reiche Ebene und den endlosen Stillen Ocean, von dem uns eine fast senkrecht, bei 1500 Fuß hohe Wand trennt, deren Zacken neben uns bis in die Wolken reichen; — ein wahrhaft großartiger, imponanter Anblick! — Dies ist der Pali, von welchem die alten Könige ihre Feinde in die Tiefe stürzen ließen; ein wohl grausames Todesurteil. An dieser steilen Wand sollen wir nun herabreiten und fragen uns unwillkürlich, wie diese Aufgabe wohl zu lösen sein wird. Auf dem im Zickzack sich herabschlängelnden gepflasterten Pfade, der lebhaft an die Gemmi in der Schweiz erinnert, sollen die Kanakas im schnellen Tempo herunterreiten; doch wir ziehen es vor, zu Fuß herabzugehen, auch um mit Muße die schwarzen Felsmassen zu betrachten, die so plötzlich aus der Ebene, wie eine riesige Masse, emporsteigen. Die ganze Formation der Felsen ist jener der Allmanaghja-Schlucht in Island sehr ähnlich. Der Abstieg geht rasch von statten, und bald sind wir in einem lieblichen Hügellande, von Zuckerrohrfeldern, Taropflanzungen und Bananenhainen bedeckt, in denen freundliche Kanaka-Häuschen, aus Holz und Drachenblutbaumblättern verfertigt, ganz versteckt liegen. Nach acht Miles erreichen wir Waimanolla, das Ziel unseres Ausfluges. Der reiche Kanaka hat hier außer Plantagen auch große Pferde- und Rindviehzucht. Er führt uns auch gleich zu einem Korall- oder Auslauf, wo fünfzig Pferde, amerikanischer Rasse, nicht sehr groß, aber kräftig und gedungen, sich herumtummeln. Weiter sehen wir die Viehherden, die aber sehr wild sind und uns nicht nahe ankommen lassen.

Der Besitzer führte uns dann in sein Haus, ein ebenerdiges, hölzernes Gebäude, von Bäumen umgeben, dasselbe hat nur einige Zimmer mit riesigen, ebenso breiten als langen Betten, in denen wohl an 4—6 Menschen Platz haben. Die Küche, Wohnungen des Gefindes, die Zimmer für die Frauen und Kinder sind vom Hause separiert, in eigenen kleinen Häuschen. Eines derselben hat man für ein krankes Pferd eingerichtet, welches sich den Fuß gebrochen hatte; dasselbe hängt in Gurten und wird von einem Franzosen behandelt, der hierherkam mit Schafen, welche Kaiser Napoleon III. der Königin Emma als Geschenk sandte, und da es ihm in Honolulu besonders gut gefallen hatte, hier geblieben war. Die Lage der Besizung ist reizend. Das Wohnhaus liegt an einem murmelnden Bächlein, am Fuße der 1000 Fuß hohen Palifelswand, auf Büchsenfußweite vom Meere, von wo der wohlthuende Nordost-Passat weht, der die Luft abkühlt und erfrischt. Vor dem Hause, auf hohem Flaggenstocke, weht die hawaiische Fahne — rot, weiß, blaue Streifen, in der oberen Ecke ein Kreuz, dem englischen ähnlich. Das Ganze wird von Kokospalmen begrenzt.

Vom Ritte in der Hitze sind wir etwas ermüdet, und so offeriert der Hausherr, uns durch seine Frauen massieren zu lassen, was auf der Insel Sitte ist, Lomi lomi heißt und nach Strapazen sehr wohlthuend wirken soll. Einige

Herren unsrer Gesellschaft versuchen es und sind mit dem Effekte sehr zufrieden. Wir sehen hier 3 oder 4 Frauen, welche aber nicht Frauen unsres Gastgebers sind, der nur eine Frau besitzt, sondern die auf Besuch gekommen sind. Es soll hier nämlich Sitte sein, daß eine Frau, die sich bei ihrem Manne langweilt, zu einem andern für einige Zeit auf Besuch geht, und obwohl Christen, finden sie darin nichts Schlechtes. Eine wohl eigentümliche Moral! — Ein Chinese bereitet uns ein ganz gutes Frühstück, bei dem der Hausherr mit isst, die Frauen aber nicht. Hierauf wurden mit dem Lasso einige Pferde aus dem Rudel gefangen, und nun ging es flott auf die Jagd. Die Ziegen sind sehr wild und ziehen sich zwischen die Felsen zurück, einige wilde Truthühner halten auch nicht aus, von den versprochenen wilden Rindern sehen wir gar nichts, und so bekamen wir nur einige Wildenten; hierauf wurde eine Kuh aus der Herde mit dem Lasso eingefangen und durch meinen Bruder mit der Büchse erlegt. Dies bildete den Proviant für unser Diner und für das der schwarzen Treiber. Unter einer Gruppe von Drachenblutbäumen, die leider wenig Schatten spenden, wird gelagert, und im Nu haben die Kanakas die Kuh zerwirkt. Das Rind heißt hawaisch Pipi; zur Bezeichnung des Geschlechts werden allen Tiernamen die Wörter Kanaka Mann — oder Wahinie = Weib — angehängt, nur beim Menschen werden sie allein gebraucht. Die Kuh heißt daher Pipi Wahinie. Die Kanakas machen alsdann Feuer, und bald verzehren wir einen saftigen Braten, zu dem das gute englische Bier vortrefflich mundet. Hierauf sausen wir in gestrecktem Galopp zum Run — zur Besingung — zurück, wo uns ein hawaischer Abend erwartet.

Zuerst kommt die Mahlzeit. In einer hölzernen Schüssel sehen wir einen grauen Brei, ganz wie Mehlkleister aussehend. In diesen Brei taucht jeder seinen Zeige- und Mittelfinger, dreht sie herum, um das gewünschte Quantum zu nehmen, bringt dieselben drehend zum Munde, damit vom Brei nichts herabfalle, säugt dieselben ab und beginnt dies Verfahren aufs neue. Die Eingeborenen haben darin große Fertigkeit. Für mich waren die vielen in die Schüssel tauchenden, von Speichel triefenden Kanaka- und Wahiniefinger sehr anekelnd, und abgesehen davon konnte mir dieser säuerliche, aus der Tarowurzel zubereitete flüssige Teig, Poi genannt, durchaus nicht munden. Die gekochten Tarornollen, wie süße Kartoffeln schmeckend, so auch die Taroblätter sagten mir besser zu; endlich die in aromatischen Blättern gedünsteten Hühner und Fische, darunter der sogenannte Papageifisch mit einem vollständigen Schnabel, sind ganz gut zu nennen. Nach dem Essen beginnen Gesänge und Tänze. Es werden die traurigen Volkslieder gesungen, zu welchen die Frauen am Boden niedergekauert auf zerfaserten Bambusstücken, die einen eigentümlichen, schnarrenden Ton geben, die Begleitung beistellen. Zum Tanze schmückt sich der Kanaka mit Laubguirlanden und um die Hüften nimmt er ein weißes, mit Bananenblättern verziertes Tuch. Zuerst trippelt er langsam herum; singend, schreiend, bewegt er sich dann schneller, bleibt dann stehen, um die der danse du ventre Afrikas ähnlichen Bewegungen auszuführen, wobei Oberleib und Füße vollständig ruhig bleiben müssen, der Mittelkörper aber die abscheulichsten, schraubenartigen Bewegungen zu machen hat

Jedem Tänzer vis-à-vis kauert eine Wahinie, den Oberleib im Takte heftig schwingend und dazu kräftig singend. Je länger der Tanz dauert, desto schneller, ausgelassener werden die Bewegungen. Hüften, Arme und der ganze Oberleib machen die unglaublichsten Kontorsionen; dazu heulen die heiseren Stimmen, die Bambusstücke knacken und schwarzen — ein wildes, schauerliches Spiel, das erst dann aufhört, wenn Männer und Frauen, im Schweiß gebadet, vor Erschöpfung nicht weiter können: Wir geben unsre Zufriedenheit kund, indem wir die Nägel der zwei Daumen aneinander schlagen und uns so des hawaiischen Zeichens des Applauses bedienen. Von den Frauen verabschieden wir uns dann mit „Alohas“, denn zum Nasenreiben oder Riechen, vor kurzem hier noch statt Händedruck gebräuchlich, konnten wir uns nicht entschließen. So endete unser ländliches Fest spät abends. Wir jagten auch am nächsten Tage, erbeuteten aber nur einige Regenpfeifer und wilde Hühner, worauf wir nach Honolulu zurückkehren mußten. In weniger als drei Stunden reiten wir nachhause, wo wir zu Folge der stehenden Sonne förmlich im Schweiß gebadet ankommen. Der Kapitän und der Konsul sind total erschöpft. Für abends läßt uns der präsumtive Thronerbe Prinz William Lunalillo, kurz: Prince Bill genannt, zu einem Feste in seiner Villa ein, die auf dem Landfisse des Königs, im Palmenhain Waitiki am Ufer des Meeres und am Fuße des Diamond head, gelegen ist. Kalakaua holt uns in einem hübschen Buggy ab, und bald sind wir an Ort und Stelle, wo wir von Prince Bill in dessen recht nettem Landhause sehr freundlich empfangen werden. Es ist ein ganz gescheiter, wohlherzogener Bursche, der sehr gut englisch spricht, recht hübsche Manieren und Konversation hat, wenn er nicht betrunken ist, was jedoch sehr oft der Fall sein soll. Bald nach unsrer Reise starb der König, und Prince Bill wurde als König Lunalillo sein Nachfolger, regierte jedoch nur kurze Zeit, da ihn der Tod als Lungenkranken, vom Branntweine in seiner Gesundheit gänzlich Zerrütteten, bald ereilte. — Bill führt uns zuerst an den Strand, wo uns Wahinies mit Blumen befränzen. Hier sollen wir das interessante Schauspiel des Brettfahrens durch die Brandung genießen. — Mehrere nackte Kanakas stürzen sich mit einem zwölf Fuß langen, zwei Fuß breiten, auf der einen Seite abgerundeten Brette ins Meer; sie liegen am Brette auf dem Bauche und rudern mit Händen und Füßen, um aus Riff und Brandung zu kommen. Dort suchen sie sich eine hohe Welle aus, auf deren sich überstürzendem Ranne sie mit rasender Schnelligkeit im Schaume derselben über die Riffe zum Ufer schießen, wobei sie äußerst geschickt mit den Händen arbeiten und mit den Füßen steuern; sonst bekommt das Brett eine schiefe Richtung und wird von der Sturzwelle fort und fort gedreht, worauf nichts übrig bleibt, als unter großem Hallo und Gelächter der Zuschauer den Strand schwimmend zu erreichen. Manche Geschicktere können ihr Brett wieder besteigen und kommen damit glücklich an. Einige andre wieder fuhren mit ihren primitiven Kanoes durch die Brandung. Es sind dies ausgehöhlte Baumstämme, die mit einem 10 Fuß davon entfernten Holzfloße, der als Gegengewicht und Wellenbrecher dient, verbunden sind. Endlich besteigen junge Burschen die hohen, glatten Stämme der Kokospalmen

mit unglaublicher Geschicklichkeit und bringen uns frische Kokosnüsse, deren Milch mir aber nie schmeckte. Da die Sonne jedoch zumal hier am Strande in unerträglicher Weise herniederbrannte, ersuchten wir, diese interessanten Vorführungen zu unterbrechen, um uns ins Haus zurückzuziehen. Unsrer Gesellschaft, zu der auch mehrere Herren und Damen der haute volée von Honolulu gehörten, nimmt nun auf der Veranda Platz, vor welcher der hawaiische Nationaltanz, eine Hulla Hulla, aufgeführt werden soll. Sowohl Lieder als Tanz sind sehr obscön, und wir sind erstaunt, daß junge englische Damen da zusehen, die sonst gleich „shoking“ rufen. Den Anfang machen vier Männer und vier Mädchen in Gelb gekleidet und mit Laub geschmückt. Dieselben kauern sich nieder, singen und verdrehen im Takte ihre Oberleiber; dazu haben sie noch kleine, mit Steinchen gefüllte Kürbisse, die mit Federn geschmückt sind und mit denen sie, immer im Takte, so lange wütend herumschlagen, bis sie vor Ermattung erschöpft sind. Sowohl wir als auch das zahlreich anwesende einheimische Publikum warfen dem Tanzauffeher und den Tänzern, als Zeichen der Befriedigung, Gold- und Silberstücke zu. Nun kommt ein häßlicher alter Kanaka, der sechs Männer und sechs Tänzerinnen anführt, die in Grün gekleidet sind. Alle haben 3 Fuß hohe Flaschenkürbisse in der Hand und beginnen einen ohrenzerreißenden uni sono-Gesang, welcher dem der heulenden Derwische ähnelt. Auf den großen Kürbissen wird der Takt geschlagen, dann wieder werden sie in die Höhe geworfen, umarmt, gehätschelt, oder man läßt sie vor jedem Sänger tanzen und alles Mögliche ausführen. Gegen Ende artet dies in eine indegente Szene aus; — mit aus dem Kopfe heraustrretenden Augen, schäumenden Lippen, brüllend, schweißstriefend, keuchend erheben sich endlich die Akteure, um unter dem Jubel der übrigen Kanakas abzutreten. Prince Bill erklärt, dies wäre herrlich und sei ihm lieber als die schönste Oper! — Dazu will er ein Glas Portwein trinken, doch seine Wahinie konfisziert ihm einfach die Flasche aus der Hand. Zum Schluß erscheinen acht Mädchen mit wenig Toilette, denn nur ein kleines Leibchen und kurzes Röckchen bilden das Kostüm. An den Beinen haben sie Federnkränze und um den Kopf Blumenquirlanden; sie sind weniger dunkel gefärbt, namentlich der Körper, und bilden nach hawaiischen Begriffen mit ihren herrlichen, weißen Zähnen große beautés. Einige Männer und Frauen bilden füngend, auf die großen Kürbisse schlagend und, indem sie mit den zerschnittenen Bambusrohren klatschen, den Takt angehend, die Tanzmusik — zu welcher die Mädchen zuerst einen Gänsemarsch ausführen. Hierauf wird mit jedem Tänzer Nase gerieben oder nach der neueren Mode ihm ein Kuß gegeben, worauf der eigentliche Tanz beginnt. Es ist immer dasselbe: Verrenkungen des Oberleibes und schraubenartige Windungen des Unterleibes mit vielem Geschrei. Den Schlußeffekt bildet diesmal ein allgemeines Gebrüll, wütendes Herumhüpfen, Herumwälzen am Boden im höchsten Paroxismus so arger Natur, daß es sich nicht beschreiben läßt. Die Zuschauer sind derart enthusiastisch, daß sie die Fortsetzung immer wieder verlangen, bis die Leute ermattet liegen bleiben. Interessant war es, jedoch schön konnte ich es nicht finden, u. z. trotz der seitens der englischen Damen geäußerten Satisfaktion. Bill giebt uns noch ein hawaiisches

Gastmahl mit dem üblichen Poi, Tarokollen, in allen möglichen Blättern gedünsteten Fischen und Hühnern, Zuckerbrandy zc. Nun bedankten wir uns für das hübsche Fest und fuhren nachhause. Beim Heimwege hatten wir Gelegenheit, die Geschicklichkeit der Kanakapferde zu bewundern, die, in der See watend, den Kopf tief untertauchen, um das See gras zu fressen. In Honolulu machte ich noch bei Dr. M. einen Besuch, in dessen Vorzimmer ich etwas höchst Originelles sah — einen sehr gut erhaltenen getrockneten Kanaka! — So wurden in früherer Zeit die Leichname behandelt: Sie wurden in kanarnder Stellung zusammengebunden, in einen starken Zugwind aufgehängt und waren nach einigen Wochen mumifiziert. Endlich wohnte ich nur für ganz kurze Zeit der Vorstellung einer aus Australien gekommenen Schauspielertruppe im Royal Hawaiian Theatre bei. Die Hitze in diesem hölzernen Gebäude war entsetzlich, das einzig Annehmbare die hübsche Primadonna Miß Blanche Clifton, und so flüchtete ich mich denn alsbald in den deutschen Klub, um mich bei einem Glase guten Bremer Bieres zu restaurieren.

Am nächstfolgenden Tage besuchten wir einige öffentliche Anstalten, davon zuerst die Strafanstalt auf einer kleinen Insel gelegen. Das Gebäude ist von Stein, die Zellen sind klein, für je 2 Sträflinge. Bettstätten giebt es nicht, sondern 2 Hängematten. Das Spital ist luftig und gut gehalten; Küche, Hof, kurz alles sehr rein, die Gefangenen sind alle draußen auf Arbeit, nur die Wache ist zugegen. Sie ist recht nett in blauem Tuche, jedoch für die Tropen etwas warm gekleidet. Das größte Kontingent der Verbrecher stellen die Chinesen. Sehr interessant ist ein kleines Museum der den Gefangenen abgenommenen Mordinstrumente. Hier sieht man das Messer, mit welchem vor einiger Zeit der französische Konsul ermordet wurde, hier noch eine mit Blut besleckte Art, die zur Ermordung einer Frau dem eigenen Gatten diente, u. s. w. Die Waffen, mit denen die Insulaner Cook, den Entdecker der Insel, niederschlugen, sind natürlich nicht da. — Hierauf besuchten wir das Duren Emma Spital. Es ist beinahe ganz voll, namentlich viele Fieberkranke und an Lustkrankheit Behaftete suchen Heilung. Infolge der argen Sittenlosigkeit ist letztere Krankheit auf den Inseln fürchtbar verbreitet und trägt auch viel zur Depopulation bei. Die Zimmer sind groß, rein und luftig. Die meisten Kranken sitzen oder liegen auf ihren Betten wegen der argen Hitze. Die Frauenabteilung liegt im 1. Stocke. Auffallend waren uns die vielen Blumen, mit denen die Kranken Zimmer, Tische und ihr Haar schmückten, was zu den fahlen, abgemagerten Zügen sehr kontrastierte und einen kaum erträglichen Geruch erzeugte. Bäder und Küche sind in einem Nebenhause, der Chef-Arzt hat seine Wohnung und die Apotheke zu ebener Erde. Außer diesem Spital giebt es noch eines der United States Navy, dann eine Irrenanstalt. Für Pockenranke und Aussäzige ist auf der Insel Molokai ein eigenes Spital. Außerdem machten wir noch dem großen englischen Wollschiffe G. Thompson und dem amerikanischen, sehr rein gehaltenen Kanonenboote „Resaca“ einen Besuch und begaben uns dann in das königliche Palais, wohin uns der Gouverneur führte. Wir hatten beim Könige Kamehameha V.

eine Audienz verlangt, doch konnte er uns leider nicht empfangen, da er eines bösen Abzesses halber sich nicht anzuziehen im Stande war. Er bewohnt nicht das Palais, einen unansehnlichen Steinbau, sondern ein kleines Kottage nebenan: seine Zivilliste beläuft sich auf 60000 Dollars. Die königliche Wache ist recht hübsch gekleidet, hat hohen Ischako, blauen Waffenrock, scharlachrote Hosen. Im Schlosse fanden wir die Gouverneurin, welche die Oberaufseherin des königlichen Federnschmuckes ist, den wir ansehen wollten. Derselbe besteht aus einem 5 Fuß langen Mantel, der aus unzähligen kleinen gelben Federn verfertigt ist, von denen ein auf der Insel vorkommender kleiner Vogel, Mamo genannt, nur je 2 unter den Flügeln hat; man kann sich daher vorstellen, wie viele solcher Vögel zu diesem Mantel gebraucht wurden; deren Zahl wird auf mehrere Millionen geschätzt. Den Wert des Mantels giebt man mit 100000 Dollars an. Derselbe war im Jahre 1851 auf der Weltausstellung in London, soll sehr alt sein und wird als ein Heiligtum angesehen. Mrs. D. meinte: „Wir verehren ihn, wie Sie in Europa die geweihte Krone.“ Wir sahen dann noch eine große Decke aus gelben Federn, einige kleine Kragen aus gelben und roten Papageiefedern, welche die Hofwürendträger bei feierlichen Gelegenheiten unnehmen, endlich einen langen schmalen Shawl, — ähnlich einer Priester-Stola — von roten und grünen Federn, an welche menschliche Stoßzähne, gemischt mit Zähnen von Haifischen und jungen Hunden als Zierrat befestigt waren. Dazu kamen noch einige Kahili, lange Büsche von verschiedenfarbigen Federn auf einem Bambusstocke befestigt, die dem Souveräne oder den Würdenträgern vorgetragen werden. Dies waren die Reichsinsignien, welche die Gouverneurin in Verwahrung hatte. Die Empfangsalons sind nicht besonders; wir sahen dort Porträts der verschiedenen europäischen Monarchen: Louis Philipp nach Winterhalter, Napoleon III., Alexander von Rußland, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen — als Geschenke den früheren hawaiischen Königen gesandt. In einem andern Saale befanden sich die Bilder der eingeborenen Könige und deren Gemahlinnen; recht schlechte Ölbilder der alten schwarzen Gestalten. Hier sahen wir sie alle von Kamehameha I. bis V. samt den Königinnen von unglaublichsten hawaiischen Namen, die ich mir gar nicht merken konnte. Da uns der König seines Unwohlseins wegen nicht zum Diner laden konnte, so leisteten wir der Einladung des Ministers des Außern Folge. — Die Tafel ist in dem herrlichen Garten in einem von Flaggen zusammengestellten Zelte gedeckt. Alle Hofwürendträger sind in großer Uniform, blauem, goldgesticktem Frack mit roten Kragen und Schoßverbrämung, geschmückt mit Ordensbändern erschienen. Als Gäste sind das gesamte Ministerium, die Gouverneure, der Truppenkommandant, die Adjutanten des Königs und alle Konsuln anwesend, dann die liebenswürdige Königin Emma, welche der Tafel präsidiert, und die Frauen der früher Genannten, alle in dekolletierter europäischer Toilette. — In einem Nebenzelte spielt die Militärkapelle, sämtlich schwarze Kanakas, von einem Berliner Kapellmeister recht gut dirigiert. Das Essen — französische Küche — ist vortrefflich, desgleichen die Weine: Tokayer

und Bakator von Paluggay in Preßburg, nebst Bordeaux und Champagner. Als wir bei den Klängen einer Quadrille aus der „Vie parisienne“ an dieser reich gedeckten Tafel saßen, um welche wir die reizendsten Damen, die glitzernden Uniformen erblickten, konnten wir kaum glauben auf den Sandwich-Inseln unter Hawaïern zu sein, die vor 60 Jahren noch Urwilde waren und jetzt wirklich gebildete, liebenswürdige Leute sind! Das Einzige, was zur Wirklichkeit zurückbrachte, war die zu mancher schönen, europäischen Toilette und ebensolcher Prachtuniform sich etwas sonderbar ausnehmende dunkle Gesichtsfarbe. Nach aufgehobener Tafel wurde in dem prächtig erleuchteten Garten geraucht, mit den Damen geplaudert, wobei ich mich mit der äußerst gescheiterten Königin Emma ausgezeichnet unterhielt; dann wurde Klavier gespielt, die schwarze Gouverneurin sang mit dem Prinzen Kalakaua die so melancholischen, zu Herzen gehenden hawaïischen Volkslieder mit vielem Talente; kurz, der Abend war ganz reizend, und so verflog die Zeit unglaublich schnell. Erst spät Abends kamen wir von diesem hübschen Feste, wohl ganz andern Genres als das gestrige, in unser Hotel zurück.

Früh morgens erfahren wir zu unserm großen Leidwesen, daß der Dampfer „Nevada,“ auf welchem wir unsre Plätze nach Neuseeland schon genommen hatten, nachmittags die Anker lichtet, und am Abend giebt Königin Emma einen großen State ball! Umsonst wird der Konsul B., Agent der Dampfergesellschaft, bestürmt, den Steamer um 12 Stunden später abgehen zu lassen, er bleibt unbeugsam. Schweren Herzens müssen wir also die Abschieds-Besuche machen! — Wir hatten in der kurzen Zeit viele liebe, gute Leute kennen und schätzen gelernt, und es ging uns so wie unserm Begleiter Dr. W., der nach viermonatlichem Aufenthalte in Honolulu gar nicht mehr fort wollte. Man fühlt sich hier überaus wohl, in kürzester Zeit wie zu Hause: Weiße wie Eingeborene wetteiferten, um die Zeit zu verkürzen, uns dienlich zu sein; dazu die süßeste Luft, die herrlichste Vegetation, wahrlich kein Wunder, daß wir betrübt waren, uns von all' dem Lieben trennen zu sollen. Unser erster Abschieds-Besuch galt der Queen Emma; sie war recht unangenehm berührt, zu hören, daß der Dampfer abgehe und wir ihrer Ball nicht besuchen können, auch sie meinte, daß die Abfahrt erst morgen stattfinden würde. Wir plaudern von den angenehmen Erinnerungen, welche Honolulu und die Liebenswürdigkeit der einheimischen Fürstlichkeiten, so auch aller Leute, mit denen wir zusammen kamen, in uns hinterlassen, und laden sie ein nach Europa zu kommen. Ihren Plan, zur Weltausstellung 1873 nach Wien zu kommen, führte sie leider nicht aus und ist seit 1885 nicht mehr unter den Lebenden. Sie gab uns recht hübsche Poischüsseln, einige prächtige Kahilis und Federschmuck der Häuptlinge als Andenken mit. — Es wird noch ein Imbiß serviert, bei welchem wir auf ihre Gesundheit trinken, dann kommen die eingeborenen Hofdamen und bekränzen uns wie immer mit Blumen, worauf wir recht traurig, „Aloha“ rufend, das gastliche Haus verlassen. Wir nehmen von allen andern Bekannten gleichfalls Abschied; — der liebe Kalakaua und der Gouverneur begleiten uns auf das Schiff, das bei den Klängen der Militär-Musik, unschwärmt von

vielen Booten mit Hüte und Tücher schwenkenden Bekannten, gegen 4 $\frac{1}{2}$ Uhr die Anker lichtet. Wir rufen allen ein herzliches „Aloha“ zu und bewundern dann in der Abendsonne zum letzten Male die hübsche, liebe Gartenstadt Honolulu, und die dort so angenehm verbrachten 6 Tage dünken uns nun ein lieber, schöner Traum!



Ungedruckte Briefe von und an Karl Ludwig von Knebel

aus den Jahren 1772 bis 1832.

Herausgegeben von

Karl Theodor Gaederz.

(Fortsetzung.)

XXIII.

Jena den 1. November 1809.

Berehrungswerthester Freund und Lehrer,

Es mußte Sie allerdings befremden, auf Ihr so gefälliges Schreiben und das beigelegte gedruckte Andenken bisher noch keine Antwort von mir erhalten zu haben. Meine Hochachtung für Sie, die Sie kennen, und die ich nur mit dem übrigen Deutschland theile, hatte mich gar schnell erregt, Ihnen den schriftlichen Beweis meines Dankes für Ihr schätzbares Zutrauen zuzusenden. Freilich muß ich bekennen, daß ich gewünscht hätte, Sie möchten den Gegenstand Ihrer Mittheilung nicht sogleich auf einem öffentlichen Wege, durch eine gedruckte Schrift, der Welt vor Augen gelegt haben. So achtbar und ehrenvoll dieser öffentliche Beweis Ihrer Zuneigung für mich ist, so sehe ich mich doch dadurch der Mittel beraubt, über mir noch bedenkliche und zweifelhafte Gegenstände meine Meinung mit voller Freiheit sagen zu können. Wie kann ich, in Behauptungen über Poesie, Litteratur und Geschmack, gegen einen Mann auftreten, dessen Name sich schon durch so viele Triumphe beurkundet hat, und wie soll ich, unbewaffneter, gegen den Ganzgepanzerten anstehn? Daß ich aber in vorliegender Schrift mich nicht überall noch ganz in Ihre Meinung und Ansicht habe fügen können, gestehe ich aufrichtig, obwohl mit unzufriedenem Herzen. So fand ich auch schon die historische Ansicht darin nicht ganz richtig gefaßt. Ich kann mich durchaus keiner irrigen Vorstellung noch Täuschung in allem dem bezüchtigen lassen, was ich in meinem Aufsatze in der Adrastra vorgetragen habe. Die Sache ist buchstäblich so, wie ich sie darin erzählt habe, und weder allzugroße Dienstfertigkeit, noch weniger Eigennuz, haben mich je verleitet dem geliebten Dichter seine Werke abzuschwazen, noch etwas bei ihm zu bewirken, das irgend seinem Willen hätte zuwider seyn können. Meine Briefe an ihn, als auch diejenigen, die ich von ihm selbst, seinem Sohne und noch einem Anverwandten von ihm, in Händen habe, können es auszeugen, wie ganz ungefährdet ich es gemeint habe; und solches Betragen

als eine Spekulation anzulegen zu wollen, kann nur in eine gemeine Seele und in einen armfeligem Kopf kommen. Warum hat dieser Sohn nicht ähnliche Gründe vorgetragen, als ich ihn einige Jahre nach seines Vaters Tod in Mannheim selbst über diese Sache sprach; wo er mir durchaus Beifall gab, daß seines sel. Vaters Schriften, so wie er dieselben hinterlassen, müßten gedruckt werden, über Ramlern unwillig schien, und nur die Zeit abzuwarten vorgab, bis sich die Ausgabe von diesem mehr würde vergriffen haben, u. s. w. Er mußte doch damals die innere Beschaffenheit von seines Vaters Resten genauer kennen, als ich, der sie nur flüchtig angesehen hatte, und ein wahrer Einwurf, von der Art, wie Sie in Ihren Briefen erwähnen, würde mich so gleich zur Ruhe gestellt und befriedigt haben.

Hier ist also Täuschung. Untersuchen Sie mit genauerer Prüfung auf welcher Seite! Von der meinigen schwerlich.

Sie werden mir verzeihen, wenn ich von dieser ganzen Sache, die kein weiteres Resultat hoffen läßt, nun nicht mehr spreche. Die Sache ist gethan, und es steht nun in Ihren Händen, ihr eine glückliche Entscheidung zu geben. Bereichern Sie uns mit den auserlesensten Werken unsers Dichters! Sie können nicht anders als unter Ihrer Hand gewinnen, und Ihre Wahl wird die beste seyn. Einen Theil der Nachahmungen und Uebersetzungen aus den Dichtern mittlerer Zeit hätten wir wohl gewünscht: erstlich, weil sie unser Dichter mit vorzüglichem Fleiß und mit Liebe scheint gemacht zu haben, und dann auch, weil sie wirklich viel schönes enthalten. Wir schätzen und lieben ja zum Theil die Gedichte von allen Sprachen und Nationen, warum sollten diese christlichen Gedichte allein ausgeschlossen seyn? Wir haben ja in neueren Zeiten und in unserer Sprache manches unverdaulichere müssen verdauen lernen; und warum sollten die Gefühle jener großen Maler der mittlern Zeit allein auf der Leinwand und nicht auch auf dem Papiere bestehen dürfen?

Wäre ich so glücklich in Heidelberg an Ihrer Seite zu sitzen, so würde ich manches noch von dem übrigen Inhalt Ihrer Briefe mit Ihnen besprechen, so aber denkt es mich zu verwegen, den Lehrer belehren zu wollen; am wenigsten schriftlich und im Drucke. Ich bitte Sie also nur noch, die lieben Ihrigen von mir herzlich zu grüßen, und mich Ihrem ferneren Wohlwollen anbefohlen seyn zu lassen.

Knebel.

Dieses Schreiben ist an Johann Heinrich Voss gerichtet, der eine Schrift „Über Göß und Ramler. Kritische Briefe“ [an den Herrn von Knebel] in Mannheim bei Schwan und Göß 1809 verlegen ließ. Hier findet sich S. 7 b's 20 Knebel's ursprünglich in Herders *Adrastea* Band V, Stück 2 im Jahre 1803 erschienener Aufsatz „Andenken an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen Superintendenten Johann Niklas Göß zu Winterburg in der hinteren Grafschaft Sponheim“ [September 1780] wieder abgedruckt. Knebel hatte darin die von Ramler besorgte Ausgabe der Gedichte von Göß, der Winterburger Nachtigall, als eine Verstümmelung erklärt; Göß selber sei mit den Ramler'schen Verbesserungen

durchaus nicht einverstanden gewesen. Hiergegen wandte sich nun Voß, nahm Ramler in Schutz, verhiess eventuell eine neue Auswahl und schloß seine dem Exemplar des Büchleins beigefügten Zeilen vom 20. Januar 1809 an Knebel mit der Frage: „Wie, wenn Sie selbst mit Ihres Namens Unterschrift eine Anzeige machten?“ — Knebel zögerte lange mit einer Erwiderung, bis zum 1. November 1809. Es ist die oben mitgetheilte. Eine Kopie behielt er zurück und sandte dieselbe am 8. November Goethen: „Meinen Brief an Voß lege ich Dir hier in der Abschrift bei, wenn Du ihn vielleicht ansehen magst. Ich erbitte mir aber diese wieder zurück. Ich dachte mit Höflichkeit am kürzesten aus dem Weg zu kommen, um auf das übrige alles lieber gar nicht zu antworten. Wenn er nicht sehr dumpf ist, so kann er, was ich meine, merken.“ Goethe entgegnete am 11. November: „Den Brief an Voß schicke ich Dir zurück. Nach meiner Art und Weise, die Sache zu sehen, hätte ich Dir immer gerathen, wie bisher zu schweigen; da Du Dich aber einmal geäußert hast, so wünsche ich nur, daß Dir daraus kein neuer Verdruss entstehe; denn ich fürchte, der haberechtliche Griesgram läßt Dir's nicht so hingehen.“ Der erwähnte Sohn des Dichters ist Gottlieb Göß, geb. 1758, Teilhaber, später Besitzer der Schwan'schen Buchhandlung in Mannheim; er war verlobt mit Margarete Schwan, Schiller's „Laura“. Vergl. Knebel's Nachlaß I, XX., II, 467 folg. Knebel's Briefwechsel mit Henriette S. 171 und 219. Böttiger's litterarische Zustände und Zeitgenossen. (Leipzig 1838). II, 116, Dünker's Freundesbilder S. 560 folg. Herder's sämtliche Werke herausg. von Saphan XII, 429. Übrigens ist nicht Göß, sondern der als Regierungspräsident zu Aurich gestorbene Christoph Friedrich von Derchau, Sänger einer Lutheriade, jener von Friedrich dem Großen in seiner Schrift „De la littérature allemande“ gepriesene Anonymus „reimfreier“ Verse. Der immerhin mit Unrecht vernachlässigte Dichter hat kürzlich einen Biographen gefunden in Heinrich Hahn, Osterprogramm des Gymnasiums zu Birkenfeld. 1889. Der in Aussicht gestellte zweite Teil dieser erfreulichen Arbeit wird hoffentlich die Frage nach der Überlieferung von Goethe's Werken endgiltig entscheiden, zu welchem Behufe es erwünscht sein muß, daß dem Verfasser der Goethische Nachlaß zugänglich gemacht werde. Vergl. über obigen Streit S. 28; desgleichen Herbst, S. H. Voß (Leipzig 1876). II, 2. S. 170.

XXIV.

Jena d. 6ten Dec. [1809]

Erlauben Sie mir, verehrter Freund, Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihre mir bewiesene Güte und Freundschaft zu sagen, die so unbeschreiblich viel dazu beigetragen hat, mir meinen Aufenthalt hier so lieb zu machen, daß ich ihn jetzt wirklich mit einem schmerzlichen Gefühl verlasse. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gennahlin. Sie war so gütig mir zu versichern, daß sie bey dem weiten unangenehmen Wege und bey dem Mangel an Zeit, der immer das Loos der Abreisenden ist, vergeben wolle, wenn ich Ihr nicht den Abschiedsbefuch persönlich mache. Und ich habe also auf diese Versicherung

gebaut, ich hoffe aber sie recht bald in Weimar bey mir zu sehn. Die der Adele geliehnen Bücher empfangen Sie hiebey mit dem besten Dank zurück, auch den Saul von dem ich es sehr bedauere daß ich die letzten Akte nicht gesehen habe. Ich hoffe Sie entschädigen mich dafür in Weimar. Die Vollendung Ihres Medaillons soll dort meine erste und liebste Arbeit seyn. Da die Zeichnung mir so gut und ähnlich gerathen ist, so kann ich, ohne Sie ferner mit Eitzen zu bemühen, das Bild hoffentlich so weit bringen, daß ich Ihrer Gegenwart etwa nur noch einer Stunde bedarf, um die letzte Hand anzulegen, und die schenken Sie mir und allen Ihren Freunden wohl recht bald in Weimar.

Leben Sie wohl und erhalten Sie mich in Ihrem Andenken. Ihre Freundin
J. Schopenhauer.

Johanna Schopenhauer, die geistvolle und fruchtbare Schriftstellerin, geb. im Juli 1770 zu Danzig, gest. den 18. April 1838 zu Jena, lebte lange Zeit in Weimar; zur Feier von Knebel's sechsundsechzigstem Geburtstage, am 30. November 1809, war sie von dort herübergekommen. Knebel schrieb am 1. Dezember seiner Schwester: „Noch muß ich auch erwähnen, daß die Schopenhauern abends zuvor meinen Kopf in Profil gezeichnet hat, das ihr außerordentlich gelungen ist. Sie hat in der That Sinn und Geschicklichkeit, und ich darf auch sagen, Geschmack, die Profile zu fassen. Sie war gestern Abend auch hier zugegen.“ Des weiteren am 1. April 1810: „Diesen Morgen besucht mich Madame Schopenhauer, um ihr Kunstwerk gar an mir zu vollenden.“ Vergl. Knebel's Briefwechsel mit Henriette S. 396, 429, 455. Über „Saul“ ebenda S. 377, 408, 529 folg., sowie Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 348, 365, 367; II, 34. 37. Knebel's Nachdichtung, damals schon als Manuscript den Freunden bekannt und am 6. April 1811 zuerst vorgestellt, erschien später in Druck: Saul, Trauerspiel in fünf Akten. Nach Vittorio Graf von Alfieri von Karl Ludwig von Knebel. Zum erstenmale aufgeführt auf dem Hoftheater zu Weimar. Jlmeneau 1829.

XXV.

Sie verzeihen, verehrtester Herr Major, wenn ich erst heute Ihren lieben Brief und auch nur ganz kurz beantworte. Die Feiertage sollen hoffentlich mehr Muße bringen und mir Gelegenheit geben, das Versäumte nachzuholen.

Der Herr Geh. Rath befindet sich wieder wohl und grüßt Sie schönstens. Da wir nicht das Vergnügen haben sollen, Sie diese Feiertage bey uns zu sehen, und Ihnen etwas gutes vorzusetzen, so sendet er Ihnen beykommendes zu einer Feiertags Unterhaltung, worin sehr schmackhafte und leckere Sachen zum Vorschein kommen, und wünscht, daß Sie Gefallen daran finden mögen.

In Betreff der Psyche, wovon Sie die Kupfer besitzen, so ist zu bemerken, daß diese Darstellungen nie anders als in Zeichnungen von Rafael existirt

haben. Sinegen die Kupfer, welche in des Geh. Rath's Saale hängen und colorirt sind, sind nach der früheren Bearbeitung dieser Tadel von Rafael, wie sie in der sogenannten kleinen Farnesina (dem kleinen Palaß Farnese in Trastevere) al fresco in die Decke und die Lunetten gemahlt ist, gemacht. Daher kommen einige Reminiscenzen aus ihr in jener vor, ob sie gleich sonst keinen Bezug auf einander haben.

Heute wird der erste Theil von Götz von Berlichingen gegeben und nächsten Dienstag der andere, nach der neuen Bearbeitung die der Geh. Rath vor einigen Jahren damit vorgenommen. Zu einer von beuden Vorstellungen hätten wir gewünscht Sie hier zu sehen.

Stromeyer ist von seiner Kunstreise wieder zurückgekommen, und nun werden die Opern wieder brillanter werden.

Für heute nur noch die besten Wünsche zu den Feiertagen und die besten Empfehlungen an Ihre Lieben. Auch Dr. Seebeck bitte ich mich freundlichst zu empfehlen.

Ihr

ganz ergebenster

Weimar, d. 23. Dezember 1809.

F. W. Riemer.

Friedrich Wilhelm Riemer, geb. den 19. April 1774 zu Glas, gest. 19./20. Dezember 1845 zu Weimar, Lehrer von Goethe's Sohn, Hausfreund, hochverdient durch die den Menschen Goethe warm verteidigenden und zur schönsten Geltung bringenden „Mitteilungen über Goethe,“ Herausgeber des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter u. s. w. Ein Bruchteil seiner Korrespondenz mit Knebel findet sich in Riemer's Sammlung „Briefe von und an Goethe“ (Leipzig 1846) S. 256 folg. — Karl Stromeyer, der bekannte Bassist, wurde nach Goethe's Rücktritt Theaterdirektor in Weimar. Thomas Seebeck, der hervorragende Physiker, ein Esthländer, zählte zu dem jenaischen Freundestreise Goethe's, bei seinem Sohne Moriz stand Knebel Gevatter. Vergl. „Zur Charakteristik von Knebels“ in Gustav Richters Gedächtnisrede auf Moriz Seebeck (Jena 1886).

XXVI.

Weimar, den 21sten Januar 1810.

Gnädiges Fräulein,

So klein das inliegende Billet ist, worin ich unsrer liebenswürdigsten Princessin für ein mir gestern Vormittag zugeschnittenes Handbriefchen, worin mir jedes Wort unschätzbar ist, meinen wortarmen aber gefühlvollen Dank sage: so bin ich doch zweimal, Vor- und Nachmittag durch Besuche verhindert worden, es gestern noch zu rechter Zeit zu Stande zu bringen; und ich bitte Sie daher mich wegen dieses Verzugs bey Ihrer Durchlaucht bestens zu entschuldigen.

Mir ist ich hatte Ihnen, verehrteste Freundin, unendlich viel zu sagen, zu antworten, und zu danken: aber ich spare alles auf die erwünschte Stunde, wo wir uns nach so langer Trennung wieder sehen werden: denn

das Briefeschreiben, womit ich Sie zeither belästigt habe, muß doch endlich ein Ende nehmen.

Von Montag an wird mir jeder Tag dieser Woche gelegen sein, insofern der Réaumur'sche Thermometer nicht über 20 Grade unter den Gefrierpunct (was schwerlich zu befürchten ist) fallen wird: und ich erbitte mir also nur einen Wink, wann mein Besuch — in der Intention eines traulichen Gesprächs unter vier oder sechs Augen, der Princessin und Ihnen gelegen sein wird.

Doch eins muß ich Ihnen noch sub rosa ins Ohr sagen. Ich wünschte, bevor ich die Braut spreche, den Bräutigam persönlich zu kennen — was weder vor zwei Jahren, da die Kaiser hier waren, noch zeither geschehen konnte. Meine Luise, welcher der Prinz vorgestern die Ehre erwies mit ihr zu tanzen, und meine Enkelin Minchen können mir zwar nicht genug rühmen, wie liebenswürdig Er sei, und überhaupt ist Jedermann, der sich Ihm nahen konnte, Seines Lobes voll: aber was die Augen sehen, glaubt das Herz, und — kurz ich muß ihn selbst sprechen, um mich mit desto vollerm Herzen über Seine Verbindung mit unsrer unschätzbaren Princessin freuen zu können. Ich ersuche Sie, gnäd. Fräulein, mir mit Ihrem guten Rath, wie ich es am Schicklichsten anzustellen habe, an die Hand zu gehen. Das Kürzeste ist freilich, mich in Seinem Vorzimmer einzufinden: aber da müßte ich doch zuvor wissen, ob es Ihm gelegen ist, mich vorzulassen, und es wäre auf jeden Fall gut, wenn ich einen Introduceur hätte, zumal ich nicht weiß in welchem Theil des Schlosses Er wohnt.

Verzeihen Sie, meine gütige Freundin, daß ich Ihnen schon wieder mit einer Bitte dieser Art beschwerlich falle, und werden Sie nicht müde, in allen zweifelhaften Fällen die Nothhelferin zu sein, Ihres

ewig zugeeigneten und verbundensten alten Freundes und Dieners

Wieland.

N. S. Da ich schon längst von den Gesetzen der strengen étiquette dispensirt bin, und auch der Sr. Erbprinz von W. mir die Beobachtung derselben vermuthl. gern erlassen wird: wäre nicht allen Schwierigkeiten am besten abgeholfen, wenn die Princessin erlaubte und unter der Hand selbst veranstaltete, daß meine erste entrevue mit Sr. Durchlaucht in Gegenwart der Princessin selbst und auf Ihrem Zimmer Statt fände? — Was sagen E. G. zu diesem expediens?

Adressatin ist Magdalena Henriette von Knebel, Karl Ludwig's Schwester, geb. den 29. Juni 1755, seit dem Sommer 1791 Erzieherin der Prinzessin Karoline Luise von Sachsen-Weimar-Eisenach, Karl August's Tochter, welche, geb. den 18. Juli 1786, mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin am 14. Januar 1810 verlobt und am 1. Juli vermählt wurde. Dessen Bekanntschaft hatte die Prinzessin schon im September und Oktober 1808 gemacht bei Gelegenheit der Anwesenheit Napoleon's, des russischen Kaisers Alexander u. in Erfurt und Weimar. Vergl. Knebel's Briefwechsel mit Henriette S. 343

folg., 401 folg., 459, 462 folg. Henriette schreibt am 20. Januar 1810 ihrem Bruder: „Unser verehrter Wieland hat sich auch noch einmal hervorgethan und seiner lieben Princessin, wie er sagte, einen Schwanengefang gesungen. Es wurden ihr gestern von seiner jüngsten Tochter . . . beikommende Verse auf schönem Band überreicht. Unserer Princeß gefiel's an ihrem Bräutigam, daß er . . . die kleine Wieland zum Tanz aufforderte.“ Mittwoch den 24. Januar: „Ich werde mich kurz fassen müssen, da Wieland diesen Morgen herauf und zuerst zu mir kommen, hernach die Princeß und auch den Prinzen von Mecklenburg bei ihr sprechen will.“ Ueber Wieland's Besuch und Unterredung findet sich weiter keine Mittheilung. Vergl. Dünker, Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 400 folg.

XXVII.

[13. März 1810.]

Lieber Freund, Herders Briefe habe ich erhalten, allein einer davon ist bey Ihnen liegen geblieben, ich bitte Sie gleich nachzusehen, der Inhalt davon ist leicht zu erkennen, da eine Abschrift davon vorhanden, allein ich wäre nicht im Stande, Ihnen andere Briefe zu schicken.

In dem fehlenden Briefe geschieht der Tausch von Göthes Sohn Erwähnung, das muß Göthen gleichgültig seyn, da die ganze Welt davon weiß.

Wenn ich Sie wieder spreche, so wird es mir leicht seyn, Sie auf andere Gedanken zu bringen, in wiefern diese Papiere wieder an die Familie zurück sollen, der sie angehören, zuvörderst würden solche den Erben der Herzogin zukommen; wenn Sie aber von den andern Briefen wüßten, was ich weiß, so können Sie unmöglich wünschen, daß solche diesen Weg nehmen; doch davon einst mündlich. Herders gutes Vernehmen mit Göthe hat nicht bis ans Ende seines Lebens gedauert, Göthe soll seine Freunde seinem Ruhm opfert und solche an die damaligen Genies verrathen haben, Herder klagt in einem Brief sehr über diesen fatalen Stolz.

Das Tage-Buch kann Müller nicht viel nützen, Herder selbst hatte kein Vertrauen zu solchem, da er wohl wußte, wie unzulänglich seine Kenntnisse über viele Dinge sind. Ich will unterdessen sehen, was ich im guten erlangen kann, ich will niemandem etwas vorenthalten, aber durch einen Ministerstreich ist nichts auszurichten, man würde denn darauf bestehen, oder es zu machen wissen, daß alle Briefe gedruckt würden, und dies wünsch' ich nicht, so lange Sie, Ihre gute Frau und Karl lebt.

Lieber Freund, schicken Sie mir nächstens den fehlenden Brief, es waren laut einem Inventarium darüber 24 Blatt Papier, und ich erhielt nur 23 wieder. Göthen muß der Brief sehr gleichgültig seyn, mir aber ist er wichtig, weil mir ohne ihn alle andern verschlossen sind. Nochmals, lieber Freund, bitte Sie gegen niemanden etwas dieser Papiere zu erwähnen, nur in vollem Vertrauen auf Ihr Wort sind solche zu Ihnen gelangt, wollen Sie mich aber anderweitigen Gefälligkeiten aufopfern, so vergessen Sie nicht, daß Ihre Ehre der Preisß ist.

Mein Aufenthalt in hiesiger Gegend ist der lehrreichste meines Lebens, nirgends bin ich mit so viel Vertraulichkeit mißhandelt worden als hier, so hat zum Beispiel die alte Stein mir alle ihre Geheimnisse vertraut, weil sie sich in ihren Fehlern geehrt glaubte, sie klagte mir Göthens Untreue, der ihr versprochen ihren Sohn zu Breslau zum Erben zu machen und nie zu heirathen, und Gott weiß was alles, ohne alle Veranlassung von meiner Seite, . . . aber ich habe ihr einen Platz in meinem Ehrenspiegel eingeräumt, der ihr statt einer Grabchrift dienen soll.

Ich habe hier Gemeinheiten kennen gelernt, die das Glück geabelt hat, und die die Welt für Verdienste hält, daß ich im Stande bin manches Räthsel zu lösen. Verzeihen Sie, mein Freund, daß ich in einen so sonderbaren Ton gerathen bin, einige Dinge die ich heute gehört, haben mich so sonderbar gestimmt.

Leben Sie wohl. Ihr ergebenster

Tiefurth d. 13. Nachts 1 Uhr.

E. d'Alton.

Vergl. hierzu Brief Nr. XXI.

XXVIII.

Weimar den 29ten December 1810.

Damit auch im neuen Jahre Sie mir durch Ihre lieben Briefe Freude machen mögen lieber Freund! begrüße ich Sie noch am Ende des alten.

Sie sagen so viele artige, gute Dinge, daß ein Brief von Ihnen immer ein Geschenk ist, was man gern erhält.

Die Stürme in diesen Tagen haben Ihnen hoffe ich, nicht in Ihrem still beschauenden Leben gestört, aber doch mögen sie Sie beunruhigt haben. Die warme Luft, der dicke Wolkendunst der uns umgab, machte mir recht Angst. Wenn nicht einzelne Sonnenblicke und Sterne des Abends uns erfreut hätten, so hätte man lieber von der Welt nichts wissen mögen, wie von den Weltbegebenheiten, die einem auch Angst machen. Ich studire oft die Karte, um den Lauf der Flüsse zu suchen, die die Gränzen bestimmen, der genommenen und zu nehmenden Länder. — Die Küsten möchte ich oft, sind ein ungewisser Besitz, und unsre Freundinnen an der Ostsee könnten noch leiden dabey. Für Wismar, Rostock stehe ich nicht. Da der Nachbar der Her: von Oldenburg sein Land ganz hergeben muß. Er soll entschädigt werden, aber wo? — und wie? — Das gewisse ist doch besser als das ungewisse. Eigentlich war ich böse in meinem Sinn, daß der Erbprinz von D. nicht um die Hand unsrer Princeß gebeten. — Er ist einer der braven, rechtlichen Menschen, der eben die wissenschaftliche Bildung hat, um sich an den Dingen zu freuen, die unsrer Princeß lieb sind, und der die Gabe hat, den Geist zu schätzen, und ganz anders von Jugend auf gebildet wurde, weil er mehr den innren Geist, als den Esprit zu entwickeln geleitet wurde.

Jetzt vielleicht soll unsere Princeß für sich die Aufgabe lösen, die Resultate von dem was sie in sich von Jugend an genährt hat, in das äußere Leben über-

zutragen und zeigen wie eine Frau von soliden Meinungen und verständigen Ansichten die Welt um sich, wo nicht anders machen doch mit Geist und Anmuth überwinden könne. Einmal in der Welt soll jede Natur wohl handeln; — daß sie nicht sich dem gewöhnlichen Leben hingiebt, zeigt sie — was sie nach und nach noch überwinden wird, wird die Zeit lehren. —

Wir haben einen recht schönen Abend bey Frau von Stein gestern gehabt, die Großfürstin war bey ihr, und Goethe, und er war unbeschreiblich liebenswürdig und geistreich. Wir hatten aber auch einen Kampf zu bestehen. Der arme Graf Marschall und seine Frau hatten sich melden lassen, sie sind recht unglücklich durch den Verlust des Kindes. Aber so eine Bitterkeit und Schrofheit des Wesens im Schmerz wie die Frau zeigt, thut einem entsehrlich weh. — Ich fürchtete, sie würde sich des Gesprächs bemessern und durch ihre Klagen das Gemüth der Großfürstin bewegen und Goethe würde still werden. — Ich war in einem recht peinlichen Zustand. Es gelang mir, dadurch daß ich Goethe und den Prinzen in einen heitern Diskurs brachte, das Gleichgewicht herzustellen, und am Ende wurde das Gespräch allgemeiner, und Goethe sprach so schön, so bedeutend, die Großfürstin überwand auch die trüben Eindrücke, daß selbst die armen Trauernden sich erleichtert fühlten, und ich hoffe, sie haben sich im innern auf Momente selbst vergessen.

Ich habe mich zu rühmen, daß ich nicht wenig dabey empfand, denn mir selbst war es, als wenn der Schmerz meine Gedanken lähmte, als ich die beyden Trauergestalten sah; und selbst dadurch daß ich heitere Gespräche auffuchte, ihnen gleichgültig scheinen mußte. — Sie dauern mich unaussprechlich; aber ich habe gesehen, daß das menschliche Gefühl von dem Gefühl der Freundschaft recht weit entfernt ist. Wo das Gemüth bewegt, nicht auch ergriffen wird, da kann doch der Verstand die Oberhand behalten. —

Wir haben nur Traurige zu trösten — die Gräfin Beust und Tinette haben auch ihre Mutter verlohren, schneller als sie dachten, aber nicht als die übrigen glaubten, denn sie war sehr leidend. Sie ist mit Ergebung und Freude aus der Welt gegangen. Und Falk sagte, es sey als habe die Natur ihre alten Rechte wieder erhalten, denn sie habe alle schönen Züge wieder erhalten und wie eine Heilige dort gelegen. In ihrem Testament stand der Wunsch mit Musik begraben zu werden, und wie ich höre, so hat sie auch die Musik begleitet. — Sie hatte doch das Gefühl, daß ihre Töchter erzogen, und frey und selbständig sich ihre Existenz wählen können, zumal die Aeltere, und sie konnte leichter ohne Sorgen aus dem Leben scheiden. — Obgleich die Sorge der Mutter nie aufhört. Ich fühle das jetzt da ich von Carl getrennt bin; weil wir so gewöhnt sind, bey unsern Kindern an alles zu denken, für alles gern Sorge tragen, was zu ihrem Leben gehört, so entgeht uns etwas wenn wir diese Sorgen andern überlassen müssen. — Und wir möchten doch in die Ferne noch wirken, und thun es doch auch. — Carl beträgt sich recht vernünftig und brav und lernt fleißig, und wenn er nicht lernt, so hat er einige Freunde, mit denen er die Reden des Cicero liest. Diese Art von Beschäftigung

habe ich gern und ich suchte diese Neigung nicht so in ihm, als in Ernst. — Auch die Werke seines Vaters liest er in seinen Erholungsstunden — das rührt mich innig. — Er schreibt mir alle Woche, und so herzlich und treu, daß ich wohl hoffe, das Band das uns verbindet, ist nicht für die Jugend allein dauerhaft, sondern auch in seinem reifern Alter würde es festhalten.

Mögen Ihnen (!) gute freundliche Gedanken erfreuen. Ihrer lieben Familie empfehlen Sie mich und erhalten mir Ihr Wohlwollen und Freundschaft.

Charlotte Schiller.

Des Dichters Frau Charlotte von Schiller geb. von Lengefeld, geb. den 22. November 1766 zu Rudolstadt, gest. fast erblindet den 9. Juli 1826 zu Bonn, stand mit Knebel in herzlichster Beziehung. Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund herausg. von Dünker (Leipzig 1856) enthalten aus dem Jahre 1810 keine Mitteilung. Der Vertraute ist Knebel; er war im Dezember 1810 mehrmals in Weimar gewesen und hatte auch Charlotte von Schiller täglich besucht. Die Freundinnen an der Ostsee sind Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg, die weimarische Prinzessin, ihre Erzieherin Henriette von Knebel und die Hofdame Fräulein von Bose in Ludwigslust. Der Erbprinz Paul Friedrich August von Oldenburg, geb. den 13. Juli 1783, vermählte sich erst 1817, ein Jahr nach dem Tode der Prinzessin Karoline, mit der anhaltinischen Prinzessin Adelheid. Die an den Erbprinzen von Sachsen-Weimar Karl Friedrich vermählte Großfürstin von Rußland hieß Maria Pawlowna. — Mit Linette ist Fräulein von Reichenstein in Weimar gemeint. Zu den Bemerkungen über die Studien von Schiller's Söhnen Karl, geb. 1793, und Ernst, geb. 1796, vergl. Weisstein: Goethe über die Erziehung von Schiller's Sohn, Deutsche Rundschau 1889. LVIII. 289 folg. — Auf das vorliegende Schreiben bezieht sich Knebel's Rückäußerung vom 4. Januar 1811, worin es ipeziell in bezug auf den Grafen und die Gräfin Marschall heißt: „Uebrigens sei Ihnen, geistreiche und liebe Freundin, alles Lob erteilt, daß Sie sich in Kampfe mit den Trauergestalten bei Frau von Stein so brav und ritterlich gehalten haben. Gewisse Personen können sich doch nicht enthalten, ihre Empfindungen, wenn sie auch an sich wahr und gegründet sind, zur Schau zu tragen. Was haben solche Menschen in der Gesellschaft zu thun? Sieht es nicht in Weimar andere Gelegenheiten, seinen Schmerz öffentlich zu zerstreuen, wenn er ja öffentlich zerstreut werden soll? Aber die Ostentation zeigt sich immer bei einem leeren Grunde.“ Charlotte von Schiller und ihre Freunde III, 317.

XXIX.

9. Nov: 1816.

Vielen Dank für die hübschen Briefe von Ihrem Carl. Ich muß heute wegen heftigen Kopfschmerz recht kurz seyn. Gestern früh war die Großherzogin einen Augenblick bey mir und trug mir vom Herzog auf, Ihnen 20 Louisdor in seinem Namen für Ihren Carl zuzuschicken, die mir aber bis jetzt noch immer nicht eingehändigt sind, ich werde sie Ihnen so bald ich sie

bekomme durch die Post schicken wegen Unsicherheit des Wegs, denn es ist wahr daß man nicht weit von Wölfrigt der Gräfin Schulenburg ihren coffre vom Wagen geschnitten, vermuthlich war der Fahrknecht von Zena mit einverstanden, aber sie hat alles wieder bekommen, weil der Bediente gleich zurückritt und den Dieb verschenkte ehe der Knecht zurück konnte. Gestern Abend hatte sich die Großfürstin zu mir zum Thee eingeladen und sie trug mir auf Sie recht freundlich zu grüßen. Ich habe noch eine schwache Hoffnung auf den Erbgroßherzog wegen der 500 Thlr. die er ihnen vorschießen soll, er will noch mit Bogt drüber sprechen. Nun leg ich meinen Kopf aufs Kanape, leben Sie wohl. Gesund oder krank oder tod Ihre treue Freundin

v. Stein.

in beykommenden Zeitungen stehen manche hübsche Sachen.

In Dünker's Biographie der Charlotte von Stein lesen wir (II, 439): „Als Frau von Schiller im November 1816 nach Weimar zurückkehrte, fand sie Charlotten leidlich wohl; doch litt diese oft an Kopfschmerzen und lag lange zu Bett.“ Die Gräfin Schulenburg war seit dem Anfang des Jahres 1816 Oberhofmeisterin. In dem Briefwechsel Goethe's mit dem Staatsminister Christian Gottlob von Voigt findet sich über die oben berührte Angelegenheit nichts Näheres.

(Schluß folgt.)



Litterarische Revue

von

Theodor von Cosnroßky.

Nun ist das Sensationsstück „Die Hochzeit von Valeni“ Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Ganghofer und Marco Brociner, das auf den Bühnen Oesterreichs und Deutschlands schon längere Zeit heimisch ist, auch auf dem Büchermarkte erschienen und zwar in zweiter Auflage. (Stuttgart, Bong & Comp. 1891.)

Die Bühnenwirksamkeit eines Dramas kann man durch dessen Lektüre allein freilich nicht leicht richtig beurtheilen; hierzu bedarf man der Kunst der Darsteller und der vielen szenischen Mittel: um so besser dagegen kann man durch die Lektüre den litterarischen, den geistigen Wert eines Stückes erkennen, denn was man in jenem Fall als Mangel empfindet, wird hier zum Vortheile: die Aufmerksamkeit, die im Theater durch die verschiedensten Dinge in Anspruch genommen und von dem Inhalt des Stückes abgelenkt wird, bleibt beim Lesen desselben voll erhalten; man steht nicht unter dem mächtigen Panne der Bühne und sieht die Vorgänge des Stückes nicht im trägerischen Glanze des Lampenlichts, sondern in der nüchternen Färbung der Wirklichkeit.

Der Bühnenerfolg des Stückes war nicht überall der gleiche: so ist dasselbe in Wien mit großem Beifall aufgenommen, in Berlin dagegen abgelehnt worden. Wenn man es nur von der Lektüre her kennt und beurteilt, so muß man entschieden dem Publikum Berlins recht geben; doch ist es nicht unbegreiflich, daß das Stück auf der Bühne Effect macht und somit vielen gefällt, gebietet es ihm doch keineswegs an krassen Szenen. Sonst freilich ist es ein Durchschnittsdrama wie hundert andre.

Von den Namen der beiden Autoren steht der Ganghofer's zwar an erster Stelle, doch ist der Stoff des Stückes dem Roman „Zwei Fortuna“ von Prociner entnommen; jenem dürfte somit bloß an der Dramatisierung der Löwenanteil zugefallen sein. Für die Beurteilung seines Talents bleibt dieses Stück daher ganz belanglos; aber selbst wenn er es ganz allein geschrieben hätte: man könnte daraus keinen richtigen Schluß auf seinen literarischen Charakter ziehen; für diesen werden immer jene köstlichen, wenn auch idealisierteren Geschichten aus der Alpenwelt maßgebend sein, die man gewissermaßen als Bilder Defregger's, in die Litteratur übertragen, ansehen kann; in ihnen ist der echte Ganghofer zu suchen.

Sein Mitarbeiter, Marco Prociner, steht ihm weit nach; das hat sich schon in dessen Buch „Aus der Tragikomödie des Lebens“ gezeigt; das beschäftigt sich nun vollends im jüngsten Buche desselben „Doktor Hamlet und anderes“. Deutsche und rumänische Geschichten. (Stuttgart, Ponz & Comp. 1891.) In jenem hat er wenigstens einige seiner Stoffe gut zu wählen verstanden, wenn es ihm auch vollkommen an der Fähigkeit gebrach, sie mit Erfolg zu verwerten: diesmal jedoch haben seine Erzählungen nicht einmal diesen Vorzug. Die erste, die dem Buche den Namen gegeben, ist die längste und darum auch die langweiligste; die andern sind wenigstens kurz. Sie bestehen zum Teil aus den „Liebesabenteuern des Herrn Bobrica“, die das rumänische Element darstellen, zum Teil aus „kleinen Geschichten“, die das deutsche oder besser österreichische vertreten. Jene sind entschieden äbler geraten; man denke sich sieben Geschichten, von denen jede mit einer Äußerung des Herrn Bobrica anhebt und dem an diesem geknüpften Sage: „— jagte der Chefredakteur der dreimal wöchentlich erscheinenden „Bomba“, Herr Alexander „Bobrica“; statt „sagte“ heißt es auch einige Male „begann“. Diese stereotype Phrase sowie die in allen diesen Geschichten reichlich applizierten Ohrfeigen sollen wohl den Witz ersetzen, der ihnen so sehr abgeht; ohne Witz aber sind derlei pikante Händchen ganz schal und wertlos. Von den neun „kleinen Geschichten“ sind „Das Kasperl“ und „Der Waschenball“ noch die besten; „Der Lachwalzer“ erweckt wehmütige Erinnerungen an Gustav Schwarzkopfs glänzende Skizze „Wahn“, die ein ähnliches Thema behandelt. Die wichtigste dieser Geschichten ist wohl „Die Feuerprinzessin“; man begreift nicht, wie jemand so etwas schreiben kann. In „Schidele“ gebraucht Prociner den famosen Ausdruck „Kornblan“; das Korn ist also blan, eine Entdeckung, die nicht verhehlen wird Ansehen zuzumachen; bisher hat es als gelb gegolten, wenn es reif, und als grün, wenn es noch jung ist. Zwischen Korn und Kornblume ist eben ein gewaltiger Unterschied. Doch mit solchen Kleinigkeiten giebt sich Prociner wohl nicht ab; er schreibt auch lähn: „Da tönt Olga's Lachen wieder durch die Stille“ und unmittelbar darauf: „Es ist dasselbe lautlose Lachen.“ — Ein Lachen das lautlos ist, aber durch die Stille tönt, ein Phänomen, wert in der Briefkastenlyrik eines Familienblattes zu prangen!

Gegen den Realismus der Form sündigt der Verfasser, indem er seine Personen auch dann das korrekteste Hochdeutsch sprechen läßt, wenn sie den niederen Bürgerkreisen Wiens angehören; in Wien, überhaupt in Österreich, spricht man aber nicht einmal in den besten Kreisen ganz fehlerfrei, zumal gewisse umlautende Formen des Konjunktivs sind ganz außer Gebrauch. Einmal sucht er dem Dialekte Rechnung zu tragen, indem er einem Wiener das Wort „Zähnhölzchen-Haren“ in den Mund legt; ein Ansdruck, der jedem Kenner der Wiener-Mundart als unmdglich erscheinen muß; das Wort „Haren“ für Beine ist allerdings wienerisch, dagegen ist die Demiuntersilbe „chen“ dem Wiener Idiom ganz fremd, das im gleichen Falle die Silbe „ert“ anzuhängen pflegt. Die Verbindung des hochdeutschen „Zähnhölzchen“ mit dem wienerischen „Haren“ ist daher ein Unding. An Prociner's eigener Sprache fällt der Gebrauch von: daran, darin, daren u. s. w. für: an dem, in dem, in das störend auf, eine stilistische Unart, der er schon in seinem vorletzten Buche geföhnt hat.

Ebenfalls bei Ponz sind in diesem Jahre noch folgende Bücher erschienen: „Dhne Führer“. Zwei Romellen von Juliana Dery; „Vor hundert Jahren“, zwei Romellen von August Becker und „Seerosen“, neue Dichtungen von D. Malhybrok-Stieler. Das erste enthält die zwei Erzählungen „Die Einwilligung“ und „Am Kreuzweg“. Sie sind zwar nicht nach der

Schablone geschrieben und nicht ohne Lebenskenntnis, bieten aber in keiner Richtung Interessantes.

Pecker's Buch enthält zwei Novellen aus der Zeit, in der die Scharen der französischen Revolutionsheere die benachbarten deutschen Länder überschwemmten und die Lehre von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeiten in deren altväterischen Frieden hineinschmetterten und damit nur Tyrannei, Brutalität und Haß säten. Vom literarischen Standpunkte aus beurteilt sind diese Geschichten anspruchslos, ohne namhafte Fehler, aber auch ohne besondere Vorzüge.

Dasselbe Mittelmaß nehmen die „Seerosen“ ein; doch ist die sonst gewiß oft rühmliche *via media aurea* in der Kunst nicht lobenswert, und in der Poesie ist sie ganz unzulänglich. Eine harmlos unbedeutende Erzählung kann man sich noch gefallen lassen, ein mittelmäßiges Gedicht aber erweckt im Leser lebhaften Widerspruch, sofern er nicht eben ein verliebter Jüngling oder Vadschik ist. Solchen allerdings mögen diese Gedichte sehr zusagen, schon um des poetischen Namens willen.

Eine unterhaltende und erheitende, leichte Festsire bietet Leopold von Sacher-Masoch's dreibändiger „russischer Sittenroman Die Schlange im Paradiese“ (Mannheim. 3. Benschheimer 1891. 2. Auflage.) Die Handlung ist die: ein junger Edelmann wird von der Familie des Mädchens, um das er wirbt, abgewiesen, weil er im Rufe steht ein arger Roué zu sein, sie selbst aber in strenger Tugendhaftigkeit und patriarchalischer Einfachheit lebt. Bevor er sich empfiehlt, prophezeit er diesen guten Leuten, es werde mit ihrer ganzen Tugend zu Ende sein, sobald die Versuchung einmal an sie herantrete, und die werde nicht ausbleiben. So geschieht es auch. In das Paradies ihrer Unschuld kommt die Schlange in Gestalt einer schönen, koketten, pracht- und vergnügungsfüchtigen Frau, einer Verwandten der Familie. Mit der schönen Zenobia zieht der Geist der großen Welt in den hausbackenen Frieden von Michalowka. Mit der altväterischen Stille und Einfachheit ist es bald vorbei, es beginnt ein Leben, das an Fröhlichkeit und Glanz nichts zu wünschen übrig läßt. Ein Feit, ein lukulisches Mahl jagt das andre, die Damen ergeben sich einem maßlosen Toilettenlurus, die Herren greifen immer tiefer in die Taschen, und als diese leer sind, müssen die Geldjuden herhalten. Auch die Tugend all' dieser Herrschaften beginnt bedenklich zu wackeln. Die Alten wie die Jungen verstricken sich in ein wirres Netz von Liebesintrigen. Und dies alles hat die schöne Zauberin Zenobia bewirkt. Natürlich nimmt diese tolle Wirtschaft kein gutes Ende. Es giebt schließlich einen großen Krach, der Edelhof wird von den Juden, die ihr Geld wollen, geradezu belagert. Da in der äußersten Not erscheint der abgewiesene Freier, hilft allen aus der Klemme und wird diesmal natürlich nicht abgewiesen. Mit einer Doppelhochzeit — auch die schöne Hexe fügt sich ins Joch der Ehe — schließt diese lustige Geschichte.

Das tolle Treiben in Michalowka wird mit viel Humor und noch mehr Behagen geschildert; man empfängt kein Leben den Eindruck, als habe der Autor selbst seine Freude an den Wasserkerablen und Festlichkeiten, die er da schildert, und man wird sich damit kaum irren, kann er dabei doch in Pölsen aller Art schwelgen; es ist geradezu komisch, mit welcher Boune Sacher-Masoch in diesem Buche seiner alten Pelzmanie bröhnt; es sind wahre Pelz-Orgien, die er da in seiner Phantasie begeht: da giebt es blaue, rote, grüne Kaschabailas verbrämt mit Hermelin, Feh, Iltis, Zobel und Fuchs. Auch das zweite Stedenpferd des Verfassers kommt hier zum Vorschein: das grausame, despotische Weib, das Raubtier in schöner Menschengestalt; diesmal ist es allerdings erheblich zähmer als in den älteren Romanen Sacher-Masoch's. Wie sehr dieser Autor in der phantastischen Vorstellung, die Frauen seien Raubtiere in Menschengestalt, befangen ist, davon soll folgende Stelle Zeugnis ablegen. . . . „Die fünf Damen, alle in die weichen, köstlichen Felle geschmiegt, saßen nun um den Ofen eng beisammen. In dem halbdunklen Gemache herrschte bald derselbe schwere aufregende Geruch wie in einem Käfig, wo Raubtiere, Löwen, Tiger und schlanke Panther vereinigt sind.“

Nun, wenn in dem Zimmer die Atmosphäre einer Menagerie geherrscht hat, dann hat es darin wahrlich nicht wohl gerochen; wäre dieses fatale Parfüm dem weiblichen Geschlechte

eigentümlich, dann würde dieses kaum so gefeiert und umworben werden; rührte er aber vom Pelzwerke her, dann trüge wohl niemand mehr eines; es ist auch nicht ersichtlich, warum es im Zimmer nach Löwen und Tigern gerochen hat, da ja die Pelze der fünf Dänen nicht von diesen Tieren, sondern von Zobel, Eichhorn, Skunks, Hermelin und Zitis stammen.

Auch sonst fehlt es diesem Romane nicht an Unwahrscheinlichkeiten und Übertreibungen; aber trotzdem steht er an Wert über der Durchschnittsliteratur. Das überaus frivole, aber trotzdem nicht anstößig geschilderte Treiben auf dem Edelhofe wird präden Lesern vielleicht nicht zusagen, dafür setzt es aber zum Schluß zwei Hochzeiten ab, und die Moral kommt wieder zu ihrem Rechte, was den Roman doch wohl für die Familie fähig macht. Warum der Autor das Buch als „russischen“ Sittenroman bezeichnet, ist unbegreiflich, da der Schauplatz Galizien ist; er kann damit nur die sogenannten Kleirussen meinen, hätte dies aber auch genau angeben sollen, um nicht mißverstanden zu werden.

In demselben Verlage ist der Roman „Im Staub der Bretter“ von Jules Claretie in autorisierter deutscher Übersetzung von Arthur Koehl erschienen. Obwohl die Handlung dieses Buches keineswegs frei von wunderbaren Zufällen ist, ja auf einem solchen beruht, macht sie dennoch im allgemeinen einen lebenswahren Eindruck; der Verfasser weiß eben den Forderungen des wirklichen Lebens Rechnung zu tragen und zeigt dabei einen klaren Blick für dessen Verhältnisse; wie schon der Titel andeutet, ist hier vor allem von der Welt des Scheines die Rede, aber immerhin weniger, als man erwartet; daß der Autor gerade auf diesem Boden zu Hause ist, versteht sich wohl von selbst, da er ja bekanntlich der Leiter der ersten Bühne Frankreichs ist. Dieses Buch ist jedenfalls der Mühe wert übersetzt zu werden, ja sogar einer größeren, als sich der Übersetzer thatsächlich gegeben hat; denn wenn er seine Aufgabe auch besser gelöst hat als viele seinesgleichen, so wäre doch so manche Härte und Unverständlichkeit leicht zu vermeiden gewesen.

Gleichfalls in demselben Verlage ist ein anderer Roman aus dem Pariser Leben erschienen: „Goldblondes Haar“ von Pierre Salès. Autorisierte Übersetzung. Es handelt sich darin um einen Mord, dessen Umstände die Behörden auf eine falsche Spur leiten und Unschuldige verdächtigen. Nach allerlei meist unwahrscheinlichen Zwischenfällen kommt die Wahrheit ans Licht. Die Pariser Polizei spielt dabei eine überaus klägliche Rolle; zu deren Ehre darf man wohl annehmen, daß sie in Wahrheit besser ist. Wenn diese Geschichte auch teilweise nicht uninteressant ist, so gehört sie doch keineswegs zu jenen Kriminalromanen, an deren Verfassern man die juridische Fachkenntnis und geistreiche Kombination rühmen kann, im Gegenteil: manchmal wird die Führung der Handlung recht plump und stellt an die Gläubigkeit der Leser arge Zumutungen.

Ein sehr bemerkenswertes Buch ist „Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bella m's, Mitteilungen aus den Jahren 2001 und 2002.“ Herausgegeben von Konrad Wilbrandt. (Bismar, Hinrichs. 1891). Natürlich hat es nur für den Leser Interesse, der Bella m's Sensationsbuch „Im Jahre 2000“ kennt. Es ist nicht eine Periflage auf jenes — dazu ist es zu ernst und sachlich — sondern es führt dasselbe mit großem Aufwand von Sachkenntnis und Scharfsinn fast in allen Punkten ad absurdum. Dabei geht es so unumfänglich auf die Einzelheiten ein, daß es häufig für den, dem die Nationalökonomie nicht bekannt und interessant ist, langweilig wird; damit sei ihm jedoch kein Vorwurf gemacht, denn sein Zweck ist nicht der zu unterhalten, sondern: die verlockenden Hirngespinnste der Sozialdemokratie in ihrer ganzen Verworrenheit und Haltlosigkeit zu zeigen und dadurch vor ihr zu warnen. Ob der Verfasser in allem recht hat, entzieht sich dem Urteile dessen, der nicht Fachmann ist oder sich doch eingehend mit dem Studium der Volkswirtschaft beschäftigt hat. Was aber auch der Laie ausstellen muß, ist, daß jener über manche sehr wichtige Fragen hinübergleitet, ohne sie zu berühren. Da er aus dieser Taktik Bella m's einen Vorwurf macht, hätte er selbst sie doch nicht gebrauchen dürfen. Diese Fragen sind zunächst die: Wie steht es mit der Religion? und wie ist aus dem deutschen Kaisertum ein sozialistischer Staat geworden?

Wer wissen will, wie es im Leben nicht zugeht, der lese „Aus dem Leben.“ Novellen von Wilhelm Gädke. (Berlin, Ritsche u. Löchner 1890). In diesem Titel liegt eine grausame

Ironie, freilich keine beabsichtigte; aber wenn der Autor in demselben das Gegenteil von dem hätte sagen wollen, was das Buch enthält, er hätte es nicht besser treffen können; denn die vier Novellen, die dasselbe umfaßt, sind durchaus nicht aus dem wirklichen Leben genommen, sondern aus der lägenhaften Scheinwelt der Romantik. Die Personen sprechen durchweg mit einem hohlen Pathos, einer bombastischen Phrasenhaftigkeit, wie es nur Roman- und Theaterhelden zu thun pflegen, nicht aber wirkliche Menschen; und die Handlung stroht in allen vier Geschichten von Unwahrscheinlichkeiten, ja Unwahrheiten. So sucht in der ersten Novelle „Die Freunde“ ein Offizier seinen tödlich verwundeten Freund nächstlicher Weile im Bereiche der feindlichen Truppen, findet ihn auch wunderbarerweise und trägt ihn den beschwerlichen Weg ins preussische Lager zurück, ohne von den Franzosen bemerkt zu werden; mag man es trotz der großen Unwahrscheinlichkeit noch für möglich halten, daß er seinen Freund aus der Menge der Verwundeten gefunden hat und nicht gesehen worden ist, so übersteigt die damit verbundene Kraftleistung doch die Grenze der Möglichkeit. In der zweiten Novelle „Das Kurle-Gespenn“ stirbt die Heldin einen zwar romantischen, aber ziemlich rätselhaften Tod, dem gegenüber ein Arzt sich jedenfalls sehr skeptisch verhalten dürfte. In „Gerettet“ wird von einem Gelähmten „der sich nicht mehr bewegen konnte,“ erzählt, er habe mit übermenschlicher Anstrengung seinen Arm unter das Kopfkissen gebracht und ein vergilbtes Briefsouvert hervorgezogen; wie ist dieses denn dahin gekommen, da er selbst sich ja nicht bewegen konnte; übrigens hätte man es schon früher dort entdecken müssen, da dem Kranken doch wohl ab und zu das Bett gemacht worden sein dürfte. In der vierten Erzählung „Nacht und Morgen“ spielt der Zufall eine große Rolle, und in jeder der letzten drei Geschichten setzt es ein Nervenfieber ab, zweimal infolge verratener Liebe, einmal nach einer Erkältung. Wollten sich die Herren Dichter und Schriftsteller doch einmal die Mühe nehmen, über diese bei ihnen so überaus beliebte Krankheit einen tüchtigen Arzt zu befragen; der würde ihnen sagen, daß das, was man früher Nervenfieber genannt hat, Typhus ist, dieser aber durch Infektion entsteht und nicht durch gekränkte Liebe oder derglei, daß dieser nichts mit dem Herzen, sondern mit den weniger poetischen Verdauungsorganen zu thun hat.

Auch gegen den Stil dieses Buches läßt sich manches einwenden; so heißt es einmal:

„Nachdenkend sah der Zurückgebliebene auf die Blumen in seiner Hand, die er küßte und sorgsam in seiner Brusttasche verbarg.“

Was verbarg er? die Hand? Hätte sich der Autor dazu bequemt, den beigeordneten Gedanken zu einem Hauptsatz zu machen, wie es sich gehörte, wäre er der Zweideutigkeit entgangen. Ganz unerhört ist es aber, daß er einmal von einem Fluße spricht, „zu dessen Wasserspiegel eine Treppe führte!“ Jedenfalls thäte er besser daran, Grammatik zu studieren als Novellen zu schreiben.

Weit eher als diese Geschichten verdiente die Novelle „Erzwungene Sachen“ von Joseph Joachim (Basel, Schwabe. 1890) den Titel „Aus dem Leben.“ Es ist eine Bauerngeschichte, deren trauriger Held sozujagen erzwungen auf die Welt gekommen und erzwungen verheiratet worden ist; sie ist nicht schablonenhaft und mit gutem, derbeim Humor geschrieben, leider jedoch in einem elenden Stile, in dem sich der Verfasser übrigens zu gefallen scheint. Hierin, sowie in der ganzen Darstellung, erinnert er an Rosegger.

Von demselben Verfasser ist in demselben Verlage (1891) „eine Volksgeschichte in zwei Büchern“ erschienen, betitelt „Die Räuber.“ Das erste Buch, das nach der Hauptfigur „Peter der Leuenwirt“ genannt und doppelt so lang als das zweite ist, zeigt das Leben in einem Schweizer Dorfe in seltener Naturtreue; so wie in Mattenweil geht es so ziemlich in jedem Dorfe zu; jedes Dorf bietet aber im Grunde im engen und rohen Rahmen dasselbe, wie die ganze übrige Welt; ein getreues Bild vom Dorfleben ist daher so zu sagen ein Miniaturholzschnitt des Weltbildes. So auch dieser Roman. In der Mitte der zahlreichen Figuren desselben steht die mächtige Gestalt des Leuenwirtes, zuerst in seinem Glücke, dann in seinem Elend, dessen Ursache die Parteilichenschaft und der moderne Gründergeschwindel gewesen sind. Dieser erste Band ist trotz seiner oft ermüdenden Breite und des sehr mangelhaften Stiles eine brave Leistung, die um so höher zu schätzen ist, als solche Natürlichkeit leider nur sehr selten zu finden ist.

Aber als ob es den Erzählern unmöglich wäre, in ihren Geschichten auf den Zufall zu verzichten, so hat sich auch Joachim im zweiten Bande, der den Titel „Sylvan der Unchrist“ führt, dieses so überaus beliebten und bequemen technischen Hilfsmittels bedient und dadurch das ganze Werk geschädigt. Die Sprache all' dieser Bauern ist zu korrekt, um wahr zu sein, namentlich im zweiten Bande fällt dies auf, wo Sylvan und sein Kesse, der Sohn des Leuenwirts, einander ihre Lebensgeschichte erzählen und zwar im Tone eines Buches; die zahlreich eingestreuten Provinzialismen können diesen Mangel an Natürlichkeit der Sprache nicht ersehen; dagegen stören sie in der Sprache des Autors ziemlich empfindlich. Charakteristisch für diese ist das Nachstellen des Attributes, eine keineswegs lobenswerte Manie. So sagt der Verfasser z. B. nicht: in das sonnige, stille Hinterhaus, sondern: in das Hinterhaus, das sonnige, stille; oder statt: in der kühlen, geräumigen Gaststube: in der Gaststube, der geräumigen, kühlen.

Als Neuigkeiten auf dem Büchermarkte sind schließlich noch zwei Essais zu nennen:

„Fr. W. Weber. Der Dichter von Dreizehnlinden!“ Eine Studie von Heinrich Keiter. Dritte vermehrte Auflage. Mit einem Porträt in Stahlstich. (Paderborn, Schöningh 1891); eine Arbeit, deren Verfasser sich mit den Werken Weber's wohlvertraut zeigt und sie überaus günstig bespricht; ferner: „Über Robert Hamerling's Lyrik.“ Eine literarische Studie von Dr. Ernst Gnad. (Graz, Leuschner u. Lubensky, 1891), in der die Aufmerksamkeit auf die Lyrik des verstorbenen Dichters gelenkt wird, die vom Publikum neben seinen großen epischen Dichtungen zu wenig beachtet wird.



Litterarische Berichte.

Étude sur François Bacon, suivie du Rapport à l'Académie des Sciences Morales et Politiques sur le concours ouvert pour le Prix Bordin. Par. Barthélemy St. Hilaire, Membre de l'Institut, Sénateur. Paris 1890, Félix Alcan, Editeur.

Mit der besonnenen Schärfe, welche seine Schriften immer ausgezeichnet hat, beurteilt M. Barthélemy St. Hilaire den von dem jüngeren Bacon erhobenen und von seinen Landsleuten nur allzu willig konzabierten Anspruch, ein Erneuerer der gesamten Wissenschaft gewesen zu sein. Bacon, es ist bekannt, während der großen Erneuerung der Wissenschaften am Ende des Mittelalters lebend, verwarf so ziemlich alles frühere Wissen und erwartete eine wirkliche Erkenntnis erst von der Befolgung seiner eigenen Methode. Man habe bisher, behauptete er, ungenau beobachtet, hastig generalisirt und, was das Schlimmste sei, von so unvollkommen gewonnenen Wahrheiten eine Fülle von Einzelableitungen gezogen, welche die Irrthümer ihres Ursprungs weiter ausprägten und verhärteten. Was erforderlich sei, wäre eine sorgfältigere Beobachtung, eine vorsichtiger Induktion und die größte Zurückhaltung im Gebrauch des von oben herunter detektirenden Syllogismus. Dann könnte der Welt eine Fülle des Wissens und der Macht zu teil werden, welche alle materiellen Bedürfnisse der Menschen leicht befriedigen und

gleichsam eine Art Heiligkeit und Befeligung neben der Offenbarung ausstrahlen würde. Fast alle diese Auffstellungen sind indes, wie M. Barthélemy St. Hilaire in seiner eindringenden Untersuchung nachweist, nur mit so beträchtlichen Einschränkungen zuzugeben, daß sie in ihrer gewollten Bedeutung wesentlich modifizirt werden. Zunächst begehrt Bacon den nur durch die mangelhafte Philologie seiner Zeit erklärlichen Irrtum, den Alten eine ebenso geringe Beobachtung zuzuschreiben, als das eben ablaufende Mittelalter sie allerdings befehen. Aristoteles, Galen, Hippokrates und eine ganze Reihe von ausgezeichneten griechischen, alexandrinischen, römischen u. a. Naturforschern hatten die eine Seite der menschlichen Erkenntnis, Aristoteles, Plato, Herodot, Thukydides u. s. w. die andre mit dem größten Erfolge angebaut. Wenn alles das in die Nacht der hereinbrechenden Barbarei versank und die in diesem Punkte irrende Trümmigkeit des Mittelalters das ganze gewonnene Detail entweder ignorierte oder als unjüdisch und unchristlich verwarf, so wurde die wissenschaftliche Vergangenheit damit wohl vergessen, aber nicht vernichtet; wenu, um doch wenigstens einige geistige Gymnastik zu treiben, das Mittelalter sich an die logischen Generalisationen des Aristoteles hielt, seitdem es sein Detail nicht mehr mochte, so war es wiederum nicht Aristoteles, der diese einseitige Beschränkung und die davon abgeleitete religiöse Philosophirerei

empfohlen haben würde. Kann man es Baco schwer verzeihen, daß er mit diesen Dingen, welche die Philologie des vorübergehenden Jahrhunderts eben auszugraben begonnen hatte, unbekannt war, so verdient er noch ungleich herberer Tadel für seine Unkenntnis und Nichtbeachtung der Giganten seiner eigenen Periode, Copernicus, Kepler, Galilei. Während er die Beobachtung empfahl, hielt er es nicht für der Mühe werth, sich mit diesen Helden der von ihm selber gepriesenen Richtung zu beschäftigen, oder glaubte er es nur leichtthin und phrasenhaft abweisend zu thun zu brauchen. Wir gelangen hier zu der merkwürdigen Thatsache, welche den Kern seiner Thätigkeit und den Grund ihres relativ eingeschränkten Erfolges bildet: Baco, so sehr er die Dinge einzeln zu beobachten anstatt nach hergebrachten allgemeinen Sätzen anzusehen empfahl — Sätzen, die ja selbst nur die Abstraktion früherer, vorzeitig geschlossener Beobachtungen enthielten — war selbst noch so sehr in der Tendenz der scholastischen Methode befangen, daß er, anstatt seine Observationen überwiegend auf einen Gegenstand zu richten, unwillkürlich eine Eigenhaft an vielen Gegenständen studierte und damit, um nur rasch wieder Allgemeinwahrheiten finden, nur in eine neue Spielart des alten Fehlers verfiel. Wie konnte die Vergleichung einer in mehreren Exponenten ungenügend erkannten Eigenhaft ein genügendes Resultat ergeben? Welcherlei Resultat konnte sich überhaupt ergeben, das nicht Abstraktion gewesen wäre und einen höheren Wert für die Betrachtung als für die Forschung und Anwendung besaß? Wenn Baco das nicht begriff, so war es, weil er noch mit echt mittelalterlicher mystischer Zuversicht in das Innere der Dinge dringen, und, wie er naiv gesteht, durch deren Erkenntnis neue Körper schaffen zu können hofft. So sehr sich im Ziel verzeißend in demselben Moment, in welchem er die Methode erkannte, hatte der Mann, der die Beobachtung auf seine Fahne schrieb, keine Veranlassung das Experiment zu finden, die Mathematik zu schätzen oder sich um die mit beiden Hilfsmitteln von andern errungenen Erleide auch nur zu kümmern. Er opponierte Copernicus mit einer Seite des allgemeinsten Geredes und vergaß auf die mathematischen Demonstrationen desselben überhaupt einzugehen; er ignorierte Kepler, sprach von Physik, ohne von Galilei zu lehren und dergl. mehr. Dafür blieb er bei aller seiner Forderung konkreter Crastität im vollen Ernst Alchemist, Astrolog, Magier, Prophet, Zauberer und was nicht sonst — er wollte alle diese schönen Disziplinen nur berichtigen und verbessern, aber bei Leide nicht abschaffen. Wenn Baco trokalkedem mit Ehrerbietung genannt werden wird, so lange es eine Geschichte der Wissenschaft giebt, so verdient er den dauernden Teil seines Ruhmes, wie M. Barthélemy trefflich zeigt, mehr demjenigen, was er empfohlen, als dem, was er selber geübt.

An der Wende der Zeiten lebend, in welcher die Genies sich allerdings von dem scholastischen Alp bereits befreit hatten, die große Menge der Lehrenden und Lernenden ihm aber noch mit nahezu religiöser Treue unterlag, hat er das unleugbare Verdienst, die notwendige Aenderung der Methode geistvoll erwiesen und mit nachhaltiger Bravour gefordert zu haben. Konnte er seiner Forderung selber auch nur sehr unvollständig gerecht werden, so war die Forderung an sich doch eine nur allzu berechtigte und hat als die majestätische Proklamation der von anderen thatsächlich inaugurierten neuen Wissenschaft großen und allgemeinen Eindruck gemacht. Copernicus, Kepler und Galilei thaten, was Baco nur ahnend verlangte, und thaten es obenein unsäglich besser, als seine Denk- und Einbildungsraft voraussehen konnte. Aber sie waren Spezialisten in einer Zeit, in welcher es deren nur wenige gab, die Wirkung ihres Thuns blieb lange auf die nächsten Genossen beschränkt, und die Bedeutung desselben wurde nicht einmal von diesen allzusehr verstanden. Diese Bedeutung weiteren Kreisen übermitteln, sie warn gewirkt und durch Beiträge zur Elementartheorie der neuen Forschung einigermassen begründet zu haben, ist das Verdienst, das Baco immer zugesprochen werden wird. Ist es nicht jenes höchste Verdienst, die Welt überhaupt zuerst erkennen gelehrt zu haben, wie er es in naivem Selbstgefühl zu beanspruchen pflegt, so ist es immerhin das hohe, einen Teil der schon gefundenen richtigen F Wade ein für allemal mit seiner handfesten Wegweisung bezeichnet zu haben. In freieren Augenblicken der Selbstkenntnis hat er sich in der That selber nur einen Trompeter genannt, der zu einem Ringen ruft, welches erst in Jahrhunderten die rechten Siege hervorbringen wird. In diesem Sinne dürfen wir ihm den Gruß wiederholen, mit dem Achill, der ein Gentleman war, die sehr gemischte Postchaft des Agamemnon empfing: *Νεπερα. χίρρος.* Herrn Barthélemy Et. Hilaire ist die philosophische Welt zu großem Danke verpflichtet für die eingehende Prüfung, welcher er den verdickten Sachverhalt unterzogen, und für die sichere Bestimmtheit, mit der er die für die Geschichte der Wissenschaften so wichtige Frage, Dank seiner gelehrten Sorgfalt und seinem Scharfsinn, konklusiv entschieden hat. — Wir freuen uns bei diesem Anlaß die Vollendung der großen Aristoteles-Ausgabe M. Barthélemy Et. Hilaire's unsern Lesern mitteilen zu können. Einige dreißig Bände in einigen fünfzig Jahren vollendet! Ein Lebenswerk, das es wert macht zu leben! Für die Litteratur Frankreichs und der Welt eine dauernde Bereicherung der edelsten Art.

C. A.

Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt von Ernst Brücke. Wien 1891. Verlag von Wilhelm Braumüller.

Das Buch von Brücke über Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt ist eine sehr

dankewürdige Arbeit und zeigt den Verfasser als einen in diesen Kunstfragen wohlbewanderten Mann, der auch im Stande ist am Kunstwerke verschiedenlichen Abweichungen von der Wirklichkeit, die irgend einem künstlerischen Zweck zuliebe gemacht worden sind, gerecht zu werden. Vielleicht wäre es gerade interessant, eine Arbeit wie die vorliegende nach dieser Seite noch zu erweitern und darüber Erörterungen zu veranstalten, wie bestimmte Perioden, z. B. späte Renaissance dazu gekommen sind, sich gewisse Ausdrucksweisen zu schaffen, die man deshalb, daß sie in der Natur schwer oder auch gar nicht zu finden sind, nicht ohne weiteres als verfehlt abthun möchte; vielleicht liefert man dadurch einen Beitrag zur Feststellung des Begriffes, was Stil ist. Allerdings müßte dann auf die Formengebung, resp. Wiedergabe, noch spezieller eingegangen werden. Dankbar anzunehmen sind die Worte der Anerkennung für Canova, welcher Bildhauer durch das norddeutsche Aestheticertum am Urtare Thorwaldsen's, eigentlich ohne Not, etwas zu oft abgeschlachtet wurde. Bs.

Emil Braun's Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Vassberg. Herausgegeben von R. Schwald. Mit Porträt. Gotha 1891. Verlag von F. A. Perthes.

Das hübsch ausgestattete und mit einem ansprechenden Bilde E. Braun's, einer Heliogravure, geschmückte kleine Buch gibt einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Philologie. Denn E. Braun, der sich später der Archäologie wandte, war als Student und junger Doktor der altdutschen Studien besessen und mit den Brüdern Grimm wie mit dem Freiherrn Jos. v. Vassberg in Verbindung. Statt der ungenügenden „Selbstbiographie“ hätte der Herausgeber eine kurze Skizze des ganzen Lebens E. Braun's geben sollen, der heute keineswegs mehr zu den bekannten Gelehrten gehört. Q.

Ueber Grenzen des historischen Erkennens und der Objectivität des Geschichtsschreibers. Eine Rede von Dr. theol. et phil. Theodor Kolbe, ordentl. Professor der historischen Theologie. Zweiter Abdruck. Erlangen und Leipzig 1891. Verlag von A. Deichert Nachf. (Georg Böhm.)

Der durch mehrfache, besonders die Reformationszeit behandelnde kirchengeschichtliche Arbeiten wohlbekannte Verfasser stellt in dem: als Prorektorats-Antrittsrede gehaltenen Vortrage zunächst mehrfachen Einwendungen gegenüber die wissenschaftliche Aufgabe und Bedeutung der Geschichtsforschung fest und geht dann zu dem Nachweise über, daß dieser ganz bestimmte Grenzen gezogen sind, welche der vollkommenen

objektiven Behandlung derselben entgegenstehen. Es fehlt dem Historiker so oft die genaue Einsicht in die Motive sowie die Gewißheit darüber, ob ein und derselbe Berichterstatter, dessen aus verschiedenen Zeiten stammende Quellen wir lesen, sich in seiner ganzen Auffassung immer gleich geblieben ist. Am schwierigsten ist in der Kirchengeschichte die Beurteilung gewisser Erscheinungen des religiösen Lebens, da dieses, je inniger es ist, sich gern verbirgt und fremder Beobachtung verschließt. Dazu kommt der nachweisbare Hang vieler Schriftsteller zu Uebertreibungen, wo es sich um Zahlenangaben, und die wenig unparteiische Stellung zumal der mittelalterlichen Quellen, wo es sich um Kämpfe zwischen Staat und Kirche handelt. Schließlich ist noch die Frage wichtig, ob der Berichterstatter, selbst wenn er die Wahrheit zu sagen Willen und Wissen hatte, auch die Freiheit besaß, sie sagen zu dürfen. Dies sind die Hauptgedanken der kleinen, aber inhaltreichen Broschüre, deren Lectüre besonders für den Historiker von großem Interesse sein dürfte. C. S.

Das Repertoire des Weimariſchen Theaters unter Goethe's Leitung 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von C. A. G. Burkhart. Hamburg und Leipzig 1891. Verlag von Leopold Voß.

Zu dem vorliegenden Buche, das die theatergeschichtlichen Forschungen, herausgegeben von B. Sigmann, eröffnet, erhalten wir durch den verdienten Direktor des Großherzoglich Sächsischen Archivs in Weimar ein chronologisches und ein alphabetisches Verzeichnis der unter Goethe's Leitung auf dem Weimariſchen Theater aufgeführten Stücke. Die Quellen für dasselbe waren hauptsächlich die von der Familie Genast gesammelten, in sechs Bänden auf der Weimariſchen Bibliothek verwahren Theaterzettel, ferner das von Chr. Aug. Vulpius seit 1784 geführte Verzeichnis der Aufführungen, sowie das verwandte von G. Burkhart und Kräuter. Auch die noch ungedruckten Tagebücher Goethe's hat Herr V. benutzen dürfen. Die aus diesen Quellen gelassenen Verzeichnisse sind ungemein interessant, und der Herausgeber hat in seiner Einleitung die Hauptergebnisse kurz hervorgehoben. Als Lohn für diese Arbeit ist ihm nun die Herausgabe und Bearbeitung des glücklichen Fundes beschieden worden, der auf dem Boden der sogenannten Weimariſchen Pastille durch das aus dem Staube besetzte alte Theaterarchiv gemacht worden ist. Daraus wird Herr V. im Verein mit Herrn J. Wahle die Urkunden zur Geschichte von Goethe's Theaterleitung 1791—1817 herausgeben, welche den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft als sechster Teil der Schriften der Gesellschaft verheißen worden ist. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXVII.

Feldpostbriefe aus dem Kriege 1870/71.

(Fortsetzung.)



Alle Mitteilungen, welche Roon Ende November und Anfang Dezember an die Gemahlin sandte, lassen seinen täglich steigenden Unmut erkennen über die Art und Weise, wie das in seinen Augen durchaus notwendige Bombardement von Paris immer wieder verzögert ward und die dazu gegebenen Befehle durch passiven Widerstand unausgeführt blieben. Graf Bismarck theilte diese Auffassung durchaus.

„Der anliegende Auszug aus englischen Blättern —“ schrieb er am 30. November an Roon — „ist interessant als Beweis wie sehr man dort und in Frankreich in Folge der Zeit, welche wir vor Paris verlieren, unsere Aussichten vermindert, die Frankreichs verbessert findet!“ — Unter anderm hatte Roon bei dem Militär-Vortrage am 2. Dezember seine Ansicht über die unverzeihliche und verderbliche Verschleppung jener Maßregel sehr deutlich ausgesprochen, hatte aber noch nicht obliegen können in seinem Kampfe gegen „jene von sentimentalischen Damen ausgehenden „ganz unberechtigten Einflüsse,“ „deren Verwerflichkeit zwar anerkannt, die Gegenwirkung aber dennoch verweigert wird.“ Es war darüber zu gereizten und peinlichen Erörterungen gekommen. Roon schrieb unter diesem Eindrucke an demselben Tage u. a.: — — „So wird der pflichtmäßig und überzeugungstreu widersprechende Untergebene nach und nach sehr unbequem und der Vorgesetzte, besonders wenn er sich im Unrecht fühlt, leicht ungeduldig und unfreundlich. Hat nun der Erstere Solches wiederholt erfahren, so kommt er in das traurige Dilemma: entweder ganz still zu schweigen mit dem Bewußtsein, dadurch Unrecht gut zu heißen, oder nöthigenfalls ferner — möge es gefallen oder nicht — zu vertreten, was er für Recht hält und sich dadurch neuen Zurückweisungen auszusetzen. Du begreifst, daß dies allmählig als ganz untraglich empfunden wird, besonders wenn man selbst alt und reizbar ist und eine bessere Behandlung verdient zu haben glaubt, die durch äußere Gnadenzeichen —

und werden sie auch duzendweise verliehen — nicht ersetzt werden kann. In wenigen Tagen sind es 11 Jahre, daß ich die Ehren und Lasten meines jetzigen Postens zu tragen habe, und ich blicke mit dankbarer Nüchternheit auf die vielen denkwürdigen — herben und süßen — Momente zurück, die ich als einer der nächsten Diener des Königs an seiner Seite zu durchleben und theilweise zu gestalten durch Gottes Güte gewürdigt worden bin. Was ist natürlicher und gerechter als der Wunsch bei zunehmenden Jahren und abnehmenden Kräften aus einer solchen Stellung in Frieden, d. h. mit gegenseitiger Befriedigung zu scheiden — — ich sinne daher nur noch über die am besten einzuschlagenden Schritte nach, um diesen Zweck ohne jeden éclat und förmlichen Bruch zu erreichen. — — —

„Die Kämpfe mit den ausfallenden Parifern scheinen sich fort und fort wiederholen zu wollen, bis die Loire-Armee aus dem Felde geschlagen sein wird. Möchte dies heute und morgen gelingen! Dann vielleicht werden sich die Pariser ergeben. — — —“

Verfailles, 4. Dezember 1870.

— — Die gestrigen Erfolge an der Loire bedürfen noch einer gründlichen Bervollständigung; bis jetzt haben die Franzosen dort nur Schlappen, keine Niederlage erlitten. Vielleicht erfolgt diese heute oder morgen. Erst dann wird Trochu resp. Ducrot aufhören durch wüthende Ausfälle, wie solche am 30. 11. u. 2. 12. blutig zurückgeschlagen, den Versuch zu machen, sich mit der Loire-Armee zu vereinigen. Wenn diese nicht mehr existirt, so giebt es für Paris auch keine Möglichkeit des Entsatzes mehr, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß die 2 1/4 Millionen Menschen in dem modernen Babel lieber verhungern, als sich ergeben. Aber wir haben es freilich mit einem „Tollhause wahnsinniger Affen“ — wie jener Amerikaner Paris nannte, zu thun — da täuscht jede Voraussicht.“ — —

Verfailles 8. 12. 70.

— — „Du irrst in deinem Briefe (vom 4. d.), wenn du annimmst, es hätte jemand gewagt, mir gegenüber auszusprechen, daß ich die Schuld an gewissen nichtswürdigen Verzögerungen (des Bombardements) trage; doch haben die Schuldigen sich in einer Weise zu entschuldigen versucht, daß es dunkel blieb, ob ich nicht etwa der Sänmige sei, wogegen ich mich, natürlich nicht ohne Ärger, allerdings sehr energisch verwahrt habe. Nun endlich, als sich die Unmöglichkeit ergeben, aus mir den Sündenbock zu machen, ist man auf meine Vorschläge — freilich 8 Wochen zu spät — eingegangen und hat die Wegräumung der vermeintlichen und selbst gemachten Hindernisse so ziemlich in meine Hand gelegt — eigentlich erst vorgestern — so daß nun bloß noch eine absehbare Frist bis zum Beginn der Beschießung verstreichen wird. Mögen Diejenigen es verantworten, die uns diesen Schaden zugefügt haben; mich trifft es nicht! — —

Ungeachtet der wiederholten Niederlagen der französischen Loire-Armee hat sich bisher noch kein Zeichen von der Unterwerfung von Paris bemerkt gemacht. — So lange sie warm und sicher sitzen und die Ratten, ein Thier das sich fort-

während fortpflanzt wie die Kaninchen, noch nicht ausgestorben sind, werden sie auch nicht an Übergabe denken — also Geduld! —

Mit meiner Gesundheit geht es recht leidlich, seitdem ich wieder gut schlafe, was seit einigen Tagen, d. h. seitdem die Beschießungsfrage endlich einen meinen Intentionen entsprechenden Gang anzunehmen scheint, wieder der Fall ist. —

Jetzt will ich schließen, um in die Schneelandschaft hinauszufahren. Wir haben hier allerdings nur — 2°, aber General Werder meldet aus Dijon — 10° und viel tiefen Schnee; und Prinz Friedrich Karl vom Eisgange auf der Loire!“ —

Verfaillés, 10./12. 70.

— — „An der Loire wird noch immer gefochten, da unsere stromabwärts gegen Tours vordringenden Armee-Corps immer neuen bewaffneten und sehr zahlreichen Haufen begegnen, die sie umwerfen müssen, bevor sie weiter können. Dies ist von Seiten des Großherzogs von Mecklenburg in den Gefechten vom 6., 7. und 8. geschehen, und wird auch wohl noch einmal, gründlicher als bisher, geschehen müssen, um den Weg zu öffnen. Inzwischen ist die französische Regierung von Tours nach Bordeaux geflohen, als Beweis dafür, daß sie ihre Sicherheit in Tours gefährdet glaubte. Die Unbilden der Jahreszeit machen unsern braven Truppen das Vordringen gleichfalls schwer; die Loire geht noch immer mit Eis, so daß die Überbrückung nicht möglich ist, und die Situation ist dadurch, weil man nothwendig auf beiden Ufern vorwärtsstreben mußte, einigermaßen bedenklich geworden.

Hier Alles beim Alten; ein neuer Durchbruchversuch der Pariser Garnison ist aber wohl möglich. Inzwischen sind die Aussichten auf den lange verschobenen Artillerie-Angriff immer noch weit aussehend und die Lust zum Knacken dieser harten Nuß scheint in gewissen Kreisen noch immer — Anlust zu sein. — Ich will mich darüber nicht fürder echauffiren, da ich das Meinige darin gethan zu haben glaube; die Welt wird es erfahren, daß unserm Freunde Moltke wegen dieser Versäumniß leider der Hauptvorwurf gemacht werden muß. Seines Amtes war es, die Ausführung der betreffenden Befehle des Königs mit Energie zu überwachen. Statt dessen hat er die Augen zugeedrückt und es übersehen, daß nichts geschah — während er die leider vernünftige Thätigkeit in den Vorbereitungen zu erzwingen hatte. — Genug davon — ich habe vielleicht ohnehin schon zu viel gesagt, weil man nicht Alles sagen darf, was wahr ist. — — Wie, wann und wo auf diese Weise der Krieg endigen wird — Gott weiß es! Wir hier erweisen uns als zu kurzichtig, trotz aller großen Meinungen, die wir über unsere ungeheuren Erfolge theils mit Recht — theils aber auch nicht mit Recht — in uns tragen. Etwas weniger suffisance und etwas mehr Bescheidenheit wäre gar Manchem nütze. In dieser Hinsicht wird Moltke's Beispiel nicht von allen seinen Jüngern nachgeahmt! — Man darf sich auch nicht damit begnügen, für den nächsten Tag bloß das allenfalls Richtige anzuordnen und zu erstreben; man muß vielmehr das gesteckte Ziel stets im Auge behalten und sich vor allen Dingen überhaupt ein solches stecken — sonst treibt man bloß vor Wind und Strömung, statt durch sie hin zu steuern. — —

Versailles, 13. 12. 70.

— — Die Pariser Machthaber meditiren, statt der Uebergabe, wie man glaubt, einen neuen Ausfall. Das kommt von unserer lahmen Kriegsführung hier vor Paris! — Indessen werden sie es sich doch vielleicht noch überlegen: sie haben bei den Ausfällen am 30. u. 2. d. M. an Todten 2400, an Verwundeten ca. 9000 und 1500 Gefangene verloren, in Sa. also 12—13000 Mann ihrer besten Truppen, denn mit den schlechten wagen sie sich nicht heraus. Ein solcher Vorgang ist nicht sehr verlockend zur Wiederholung. — —

den 14. Dezember.

„Heute nur noch wenige Worte und Grüße. Nichts Neues von großer Bedeutung. Die Festungen Pfalzburg und Montmedy haben gestern und heute capitulirt. Die französische Loire-Armee setzt ihren excentrischen Rückzug fort; gäbe Gott es unseren Generalen, daß sie kräftig verfolgt würde! — —“

Versailles, 17. 12. 70.

„Lieber Mollke, geht so stumm
 Zimmer um den Frei herum!
 Bester Mollke, nimm's nicht krumm:
 Nach' doch endlich Bumm, Bumm, Bumm!
 Theurer Mollke, schau' Dich um!
 Deutschland will das Bumm, Bumm, Bumm!“

Diese Verschen hat unser Freund vorgestern anonym erhalten, worauf gestern in der That die Absicht von ihm geäußert wurde, in beschränkter Weise Bumm Bumm zu machen. So recht glaube ich noch nicht, daß es Ernst wird; es kann ebenso gut darauf abgesehen gewesen sein, die Schuld des Stummbleibens wieder auf andere Schultern, wenn auch nicht auf die meinigen, abzuladen. In zwei Stunden werde ich darin klarer sehen. (Später). Endlich scheint nun doch, das ist das Resultat unserer heutigen Conferenz, die Beschießung beginnen zu können — in — etwa 14 Tagen — freilich aber kann ich nicht wissen, welche Hindernisse die Politik des passiven Widerstandes inzwischen neu ersinnen wird, um die Ausführung der königlichen Befehle ferner hinauszuschieben. Soviel steht fest, daß ich meine Position in dieser Frage in so unzweideutiger Weise genommen, daß mich Niemand mehr für mitverantwortlich für die Verhämniß halten kann. —

Jetzt ist die Ankunft der Kaiser-Deputation Tagesgespräch. Ob ich dieser Titel-Vermehrung zujubele? — ach nein! ich glaube indessen, daß sie eine unvermeidliche Consequenz unserer seit Jahren getriebenen Politik war und daß man sich darüber jetzt weder zu wundern noch zu beklagen hat. Weil 1866 den bekannnten Ausgang genommen und den Norddeutschen Bund ins Leben gerufen hat, mußte — da der ebenso ungesuchte Krieg von 1870 den bisher so überaus glorreichen Verlauf genommen — das „deutsche Reich“ und der „deutsche Kaiser“ an die Stelle jenes Bundes und des „Bundesfeldherrn“ treten; und weil Sieg und Niederlage nach Gottes Willen erfolgt, so erblicke ich in dieser neuesten Entwicklungs-Phase unserer deutschen Geschichte den unverkennbaren Finger

Gottes, und halte jede andere, auf Eitelkeit und Hochmuth basirte Auffassung für frevelhaft, das auf Preussisch-partikularistischer Sentimentalität beruhende Streben aber für unbedeutend. Wenn ich aber an die fernere Entwicklung in Gegenwart und Zukunft denke, so dränge ich alle meine schweren Bedenken mit aller meiner Macht zurück mit der Erwägung, daß Gott, der unsere Geschichte seit 48 bisher so wunderbar geführt und gelenkt, auch ferner das Seinige thun werde, um schließlich alles wohl hinauszuführen. — —

Versailles, 19. 12. 70.

„— — Auch aus Nordfrankreich gute Nachrichten: ebenso wie die Loire-Armee auseinandergefallen und zerschmolzen ist vor dem Glanze unserer Waffen, so werden auch die Reste der Nord-Armee, denen Manteuffel gegenübersteht, nach dem nächsten Zusammenstoß zerfallen. Ähnliches gilt auch von der Süd-Armee, die Werder gestern wiederum bei Nuits und Vesmes geschlagen hat. In der That haben wir noch einen respectablen Feind gegenüber, nämlich Trochu in Paris, der es verstanden hat, aus losen rohen Häufen, innerhalb der 3 monatlichen ihm von uns gelassenen Frist, eine wohlausgestattete und wohlgeübte Armee heranzubilden. Wenn es nun auch endlich zur Beschließung kommen wird, so wird doch die zu lösende Aufgabe ungleich schwieriger sein, als sie es vor 10 Wochen gewesen sein würde. Das alte Lied! — —

Vom gestrigen Tage habe ich noch Einiges — zur Ergänzung dessen, was die Zeitungen Dir bringen werden — zu erzählen. Nach einer von B. Rogge gehaltenen, ungemein warmen und taktvollen Advents-Predigt mit sehr angemessenen Hindeutungen auf die Situation und den Zweck der anwesenden Reichs-Deputation, wurde letztere um 2 Uhr von Sr. Majestät in Gegenwart der Generale etc. empfangen. Die gehaltenen Reden und Gegenreden werden die Zeitungen bringen. Bemerken will ich nur, daß unser alter Herr außerordentlich ergriffen war und — nach dem offiziellen Akt — mit thränenden Augen sich über das Schwere des Moments gegen uns, die Generale aussprach. Sehr gehoben der Kronprinz, der sich bei Bismarck und dann bei mir ausdrücklich für das Gewordene bedankte. Um 5 Uhr große Tafel mit allen Fürsten, die anwesend, und sämtlichen Deputirten. Nach der Tafel merkwürdiges Gespräch mit dem Großherzog von Baden, der mich in Folge dessen heute gegen Abend in meinem Quartier aufsuchte und ein Stündchen mit mir plauderte. Ich bin von seiner Aufrichtigkeit überzeugt, wenn er mir in allen mich betäubenden vorangegangenen Differenzen zustimmt und seine Unterstützung zusichert. — — Prinz Wilhelm von Baden ist gestern bei Nuits verwundet worden, ungefährlich — im Gesicht. —

Versailles, 23. 12. 70.

„— — Ich bin gestern und vorgestern in der Bärenkälte wirklich herumgelaufen, um ein kleines Weihnachtsgeschenk für dich zu finden — allein vergeblich, ich fand nichts Passendes: es giebt hier nur Ladenhüter, da die Verkäufer natürlich seit Monaten verhindert sind ihre Läger neu auszustatten. Du behältst Dein Weihnachtsscherzchen daher zu gut, während ich Dein Kistchen mit den Geschenken

nebst Deinen lieben Zeilen vom 18. heute früh richtig empfang. — — Die Söhne sind dienstlich abgehalten herzukommen, ich werde daher wahrscheinlich mit den Herren meines Stabes morgen Abend ganz allein sein. Wir müssen uns trösten wie wir können. Sie puzen einen Baum und kaufen auf gemeinsame Kosten kleine Geschenke zum Verloofen; und dann werden wir alle in Wehmuth an Weib und Kind in der lieben Heimath denken — Punsch trinken — und den Kopf nicht hängen lassen. Der König hat sich heute mit mir in Betreff der Weihnachtsfreude bereits abgefunden, indem er mir nach dem Vortrage sagte, er habe unsern Sohn A. soeben zum Hauptmann ernannt, „das wäre doch wohl eine Weihnachtsfreude.“ — —

Die Herrn Pariser haben gestern wieder einen verunglückten Ausfall gemacht, und wer weiß, was sie uns zu Weihnachten noch für eine Freude machen wollen. Wir werden ihnen die für sie bestimmten Geschenke wohl erst — der Landesstätte gemäß — zu Neujahr zukommen lassen. Jetzt endlich ist der Widerstand gegen das Bombardement hier gebrochen. Hätten wir schon vor 8 Wochen Ernst gezeigt, so wären wir zu Weihnachten auch vielleicht zu Hause gewesen. Heute habe ich den König bestimmt, die ganze Angelegenheit in bessere Hände zu legen, aber warum war dies vor 8 Wochen nicht möglich? Weil mir Alles widersprach und den König dadurch abhielt, sich mit voller Entschiedenheit zu entschließen. —

Das Garde-Corps muß sich gefechtsbereit halten. wie mir ein Telegramm von W. soeben mittheilt. Dies hängt mit der vorgestern im Norden versuchten Durchbruchsbewegung der Pariser Armee zusammen, weil sie solche noch nicht aufgegeben zu haben scheint, getreu der (muthmaßlichen) Verabredung mit der französischen Nord-Armee, welche indeß gestern Nachmittag von Manteuffel, trotz seiner ungenügenden Kräfte, bei Amiens angegriffen und zurückgeworfen zu sein scheint — nähere Nachrichten fehlen noch. Die vorgestern hier vor Paris gemachten Gefangenen sagen aus, daß man die Truppen nur dadurch zu einem nochmaligen Ausfalle willig gemacht, daß man ihnen versichert, es solle der letzte sein, den man von ihnen verlangen werde. Ich glaube daran, weil in der That mit dem Abweisen der zum Entsatz herbeigerufenen französischen Nord-Armee auch jede Möglichkeit für die Pariser schwinden würde, sich durch einen Ausfall zu befreien. — —

Nun Gott befohlen, geliebte Freundin! Ob wir wohl noch einmal einen heiligen Abend mit einander und mit unsern Kindern verleben werden? Gott weiß es allein! Ihn wollen wir um ein dauerndes Vertrauen bitten und uns dessen dankbar erfreuen, was Er uns in Gnaden geschenkt und bisher belassen hat!

In alter Treue

Dein A.

(Moriz von Blandenburg an Roon)

Zimmerhausen, 18. 12. 70.

„— — ich habe in Berlin durch Briefe von Otto Bismarck Nachrichten von Dir gehabt, aus denen ich zu meinem Kummer ersehen habe, daß Du ernstlich krank gewesen bist und habe auch daraus entnommen, daß die Ursachen der

Krankheit nicht immer erfreuliche waren. Ueber jenen Briefen schwebte eine gewisse Schwermuth mit lebhafter Anerkennung, daß Du mit seinetwegen — aushieldest! Jetzt habe ich aus W.'s letztem Briefe erfahren, daß Du wieder ganz hergestellt bist und daß auch — nächstens die Beschießung anfangen soll! Auf diesen Punkt war in der letzten Zeit Berlin beinahe toll geworden — es war eine geradezu empörte Stimmung, ja man redete von Straßendemonstrationen! Ein boshafter oder plauderhafter Hofmann hatte seltsame Aeußerungen verrathen, und ein Offiziant des englischen Botschafters hatte sich in öffentlichen Lokalen gerühmt: „wir Engländer leiden das Bombardement nicht!“ Nationalzeitung und Kladderadatsch pufschten nicht schlecht — —

Daß ich nicht Lust hatte mich auslosen zu lassen für diese Kaiserdeputation, kannst Du Dir denken. Mir erscheint dieser Titel-Wechsel in der Form vortheilig; es wird, fürchte ich, noch viel Blut kosten und lange Zeit, bevor ein Wirklicher Kaiser aus dem deutschen Bundesfeldherrn entsteht. — — —

Wir Laien waren und sind sehr besorgt, daß die Loire-Armee gar nicht so vernichtet ist, wie der neue Feldmarschall telegraphirte; ja wir fürchteten, daß dieser auf ganz falscher Fährte jagte zum Verderben der Friedrich-Franz-Armee. Indeß die Regimenter scheinen nicht geschlagen werden zu können, und sieht es ja auch so aus, als wenn Friedrich Karl jetzt wieder gen Westen vorgeht. —

Meine Leute haben geschrieben von Belfort, Orleans und Paris, immer gute Briefe — aber sehr ernst. — — —

Die Berliner Debatten waren (mit wenig Ausnahmen) sehr unerquicklich, die Leitung eine jammervolle, aber die Umstände waren so drängender Art, daß an ein Scheitern der Vorlagen nicht zu denken war, wenngleich in den ersten acht Tagen die wunderlichsten Pläne geschmiedet wurden. — —

Wie Frieden werden soll, ist mir natürlich völlig unklar. Viel mehr wie wir jetzt haben von Frankreich, werden wir schwerlich besetzen können — warum sollten die Andern eigentlich Frieden machen? Indeß dieser Krieg ist stets anders gegangen als er geplant und gedacht wurde und hat schon soviel Wunder und Gnade sichtbar gemacht, daß man alle Ursache hat, Gott ferner zu vertrauen und das Ende ihn in Geduld anheimzugeben! — —

Dein getreuer

M.

(Roon an Blanckenburg).

Versailles, 24. 12. 70.

Mein lieber alter Moritz! Heute am heiligen Christabend will ich auch (nach einem Briefe an A.) ein wenig mit Dir plaudern und Dir zunächst sagen, daß ich gestern Deinen letzten Brief (vom 18.) erhalten und auch die früheren nicht abzuleugnen habe. Meine Krankheit und der Drang der Tagesgeschäfte einer-, meine Verstimmung über Thun und Unterlassen — mehr über letzteres — der leitenden oder mitleidenden Instanzen andererseits hatten mich bisher verhindert, meinem Anmuth auch Dir gegenüber Worte zu geben. Heute, wo es offene Gegner der von mir vertretenen Ansichten gar nicht mehr giebt, wo ich die traurige

und ungenügende Satisfaction habe, daß meine Anordnungen und Vorschläge nunmehr widerspruchslos ausgeführt werden, bin ich natürlich rebelustiger, wenn auch sonst keineswegs lustiger überhaupt. Denn ich bin mir mit großer Deutlichkeit bewußt, wie viel kostbarer und blutiger meine Rathschläge heute durchzuführen sind, als noch vor 6 Wochen, wo man, statt sie zu befolgen, mich krank ärgerte. — —

Die Nord-Armee ist gestern bei Amiens (von Manteuffel) so gepackt und geschüttelt worden, daß sie kaum Athem genug behalten haben dürfte, um den Vormarsch gegen Paris auszuführen. Aber Mr. Trochu hofft und wartet noch darauf, hat seine Ausfallstruppen beständig beisammen und nöthigt uns auf der Nordseite ebenso unausgesezt bei der Hand zu sein. Deshalb haben mich auch meine Söhne heute nicht besuchen können, wie verabredet war, und deshalb verleve ich diesen, sonst Familienabend par excellence, ohne das kleinste Stückchen von Nachkommenschaft, nur mit meiner dienstlichen Familie. — Du kennst diese liebenswürdigen Männer.“ — — —

den 25. 12.

— — „Die heilige Nacht ist vorüber, aber der Frieden ist, äußerlich wenigstens, noch nicht gekommen. wie heiß er auch von Millionen ersehnt werden mag. Unfre armen Brüder und Kinder liegen bei 10° Kälte immer noch draußen, allen Unbilden der Jahreszeit, unter steter Lebensgefahr, blosgestellt. Hätte man früher gehandelt, so wären wir alle unter Dach und Fach, zum Theil wohl schon zu Hause. Ich meine nämlich, daß wir uns nach dem Falle von Paris und nach der erfolgten Zerstreuung aller sogenannter neuer feindlicher Armee'n in unserm eigenen Interesse zu beschränken haben auf die Occupation, aber die sichere, feste, nicht allein des deutschen Theils von Frankreich, den wir unter allen Umständen behalten wollen, sondern noch eines weiteren — etwa bis an die Seine — als Faustpfand für die Kriegskosten und den Friedensschluß. Das was wir besetzt halten sollen wir aber so fest in die Hand nehmen, daß jede Auflehnung fast unmöglich wird, daß wir Steuern und Zölle darin mit Kriegszuschlägen sicher und regelmäßig erheben und dadurch das eigene Land von einem erheblichen Theile der Kosten entbürden können. Mögen sich dann schlimmsten Falles im äußersten Süden und Westen immerhin neue feindliche Armee'n zusammenballen; wir werden dann, sobald sie sich nähern, auf sie fallen und sie mit Gottes Hilfe schlagen, so oft sie es versuchen mögen. — Indessen ich meine, der Eifer wird nach dem Falle von Paris so übergroß nicht mehr sein und die Vernünftigen im Lande werden zum Frieden bereit sein und auch die Energie finden sich der Tyrannei Gambetta's nicht länger zu fügen. Haben wir dann nur noch einen Guerilla-Krieg an den Grenzen des von uns besetzten Gebietes zu führen, so werden wir auch im Stande sein, unsere Landwehren nach Hause zu schicken, und unser alter König wird nicht ferner gegen Garibaldi und Consorten im Felde zu liegen brauchen. — Bismarck ist mit diesen meinen Zukunft's-Ansichten vollkommen einverstanden, mit Ausnahme der Rückkehr des Königs, insofern ihm dadurch etwa das endliche Friedensschließen erschwert werden

könnte. Er hält mich überhaupt jetzt ziemlich warm, weil seine Spannung mit Moltke (und besonders mit dessen Planeten) seitdem bedenklich zugenommen hat. — Meine Gesundheit ist leider sehr wankend — — — es ist für ein altes Ross sehr beschwerlich, scharf zu ziehen und sich zu tummeln, wohl gar gelegentlich noch ein wenig zu courbettiren, wenn Kraft und Lust zu dem allen nicht mehr recht vorhanden sind. — Grüße die Deinen und alle Freunde von

Deinem alten Ohn

A. —

(An die Gemahlin.)

Verfaillés, 27. 12 70.

„ — — Wir haben hier unsern Christabend, trotz Baum und Bunsch doch recht still verlebt. Es waren eben Alle wie nasses Stroh, nirgends wollte ein inwendiges Freudenflämmchen anbrennen. Deine Geschenke wurden bewundert. Ein mir unbekannter Berliner, Herr H., lieferte mir auch ein solches, einen schönen weichen Baschlik, wie ihn auch der König und die Prinzen, Bismarck und Moltke bekamen. Spät am Abend traf noch ein kleines Geschenk Sr. Majestät ein: ein Petschaft, in Form einer sitzenden Germania von oxydirtem Silber mit den Siegesnamen dieses Jahres rings um den Fuß. — Als ich mich andern Tages bedankte, sprach er: „Ich habe schon zu General Moltke gesagt, er möge entschuldigen, daß ich mir erlaubt, sein Reisegepäck zu vermehren“ — worauf ich nach dem Knopfloch wies, aus welchem das neue Gepäckstück als Uhr-Verloque hervorsah. — — —

Noch Eins! Gestern haben wir endlich einen beschränkten Gebrauch von unserer Belagerungs-Artillerie gemacht, und zwar mit sehr unbedeutendem Verluste unsrerseits; das Geschäft wird heute fortgesetzt. Aber diese Beschießung ist nur eine ganz nebensächliche, mehr defensive als offensive Maaßregel. Die Hauptbeschießung, die durch die mittelst Eisganges erfolgte Zerstörung einer unserer Seine-Brücken wieder eine unerwünschte Verzögerung erfahren hat, wird wohl erst in 8 Tagen anheben. Alle künstlichen und absichtlichen Hindernisse glaube ich nun endlich hinweggeräumt zu haben; wer weiß freilich, ob der Teufel nicht doch noch damit sein Spiel hat — er ist ein schlauer Patron! — Bismarck liegt wieder an einer entzündeten Vene, und da ich, meines neuen Katarrhs wegen, für einige Tage gleichfalls an's Haus gefesselt bin, so kann ich jetzt nicht mit ihm direkt verkehren. Es ist sehr kalt in der „belle France,“ und die Kamine verschlingen ohne Erfolg ganze Forsten.“

den 31. Dezember 70.

„Dies, meine Geliebte, werden voraussichtlich die letzten Zeilen sein, die ich in diesem schwer ablaufenden Jahre schreibe. Ich werde mich nicht in Betrachtungen ergehen über das was es uns gebracht hat und was es uns genommen. Ich begnüge mich mit dem Ausdruck des auch von Dir gehegten heißen Wunsches, daß das bald anhebende neue uns bald Frieden und — Wiedersehen bringen möge. Ich bin dieses Treibens sehr müde. — — —“

den 1. Januar 1871.

„— Nach einer l'hombre Parthie erlebte ich die Mitternachtsstunde noch wachend und entschlief mit manchem sehnfüchtigen guten Wunsche für die Zukunft. — —

Der heutige Gratulations-Morgen verlief in hergebrachter Unruhe. Der König war bewegt, aber heiter und scherzte mit mir gegen seine sonstige Gewohnheit. — — Unsere Beschießungs-Angelegenheit nimmt guten Fortgang. Das Fort auf Mont Avron haben die Franzosen nach kaum 24 stündiger Beschießung schleunigst geräumt, unter Zurücklassung von 2 Geschützen, vieler Munition und Todten. Sie selbst geben ihren Verlust allein an Offizieren auf 4 todte und 13 verwundete an, während wir keinen Offizier verloren und an Mannschaften nur ungefähr so viele, wie sie an Offizieren. Sie sind augenscheinlich überrascht und schießen seitdem überhaupt nur sehr spärlich. Die vor und zwischen den Forts liegenden Dörfer Bobigny, Drancy und Bondy, die sie besetzt hatten, haben sie, beschossen von unserer groben Artillerie, im Galopp geräumt. Aus allen Theilen Frankreichs lauten die Berichte günstig, und die Pariser werden sich nun wohl auch bald zum Ziele legen. — —

den 2. 1. 71.

„— — Gestern habe ich die Post versäumt. Heute schließe ich mit der Nachricht, daß Mezères capitulirt hat, wodurch wir eine Division und eine neue Eisenbahnlinie zu unserer Verfügung erhalten. Die hiesigen Belagerungsarbeiten sind in gutem Gange, und wenn Du diesen Brief erhalten haben wirst, dann wird auch das Feuer gegen Paris auf allen Seiten im Gange sein, während man laut einen späteren Zeitpunkt nennt, um Indiscretionen vorzubeugen. — —

(Aus einem Briefe an Herrn v. Wedemeyer — Schönrade)

Versailles, 6. Januar 1871.

— — Diesen Brief¹⁾ schreibe ich Ihnen, mein lieber Freund, mit zitternder Hand, denn ich laborire wieder einmal an einem meiner abscheulichen Katarrh-Zustände und habe das Haus innerhalb der letzten 14 Tage nur einmal, am Neujahrstage, verlassen und dadurch die Krankheit thörichtester Weise verschlimmert. Bin es aber einmal gewohnt dem Könige zu Neujahr meine Glückwünsche persönlich darzubringen. — An diesem Tage wurde denn auch der Beginn der Beschießung der Südseite von Paris definitiv auf den 4. d. M. festgesetzt. Der Rebel, den Gott an diesem Tage schickte, verschob die Ausführung bis auf gestern und nun brummen wir so gründlich, daß Fort Issy gestern schon mundtobt gemacht sein soll, und unsere Verluste sind bisher sehr mäßig. . . Das Feuer schwieg gestern während zwei Stunden, weil ein Parlamentär aus Paris heraus wollte: wahrscheinlich Diplomaten, die eschappiren wollen, weil es ihnen drinnen jetzt ungeheuerlich wird. Nach bisher unverbürgter Sage soll es gestern an zwei

¹⁾ Der erste Theil des Briefes bezog sich auf den Transport x. der Leiche des ältesten Sohnes des Herrn v. W. Derselbe stand als Offizier beim 9. Manen-Regt. und hatte in den Kämpfen an der Loire den Heldentod gefunden. D. S.

Stellen in Paris gebrannt haben; es könnten nur verirrte Kugeln gewesen sein, denn bis jetzt sind nur die Forts unser Objekt. —

Sie können sich kaum vorstellen, mit welcher Freude hier von der Cernirungs-Armee diese Thatfache der Beschießung begrüßt worden ist! Der Jubel darüber ist in allen Reihen bis auf die Trainsoldaten herunter; und ich muß Ihnen doch sagen, daß ich, der ich immer zu den „Schießern“ und nicht zu der von dem vulgären Wiße anderweitig bezeichneten Gegen-Parthei gehört habe — mich in dieser Beziehung um so weniger täusche, als ich vor meinem Einbleiben überall nur der größten Verstimmung, wenn nicht Erbitterung wegen der scheinbar verzagten Verschleppung der Angelegenheit begegnet bin. Übrigens ist es ein Irrthum, wenn, wie hier und da in Zeitungen angedeutet worden, man gemeint haben sollte, als wäre der König gegen die Beschießung gewesen; vielmehr sind nur seine Befehle unter allerlei Entschuldigungen nicht ausgeführt worden. Endlich wurde mir aufgetragen, die als unüberwindlich dargestellten Schwierigkeiten wegzuräumen, und nun geht Alles, was schon längst gegangen wäre, wenn man nicht die Pferde absichtlich oder aus Unverstand hinter den Wagen gespannt hätte. Dies bemerke ich nicht aus Ruhmredigkeit, sondern nur in der Absicht, die ans Unkenntniß der Ressort-Verhältnisse dem Kriegs-Minister seitens des Publikums aufgebürdete Mitschuld von meinen Schultern zu werfen. —

Wenn ich Ihnen, verehrter Freund, in Ihrer väterlichen Behmuth von solchen Dingen allgemeinen Interesse's spreche, so brauche ich mich deßhalb gewiß nicht zu entschuldigen, weil Ihr väterlicher Schmerz, Ihr aufgedrungener Verzicht auf schöne Hoffnungen und Lieblingspläne gewiß fern ist von aller Sentimentalität. Nichts wäre daher ungerechter als anzunehmen, daß bei Ihnen das väterliche das vaterländische Interesse ganz verdrängt hätte. Man ist geneigt, Andere nach sich selbst zu beurtheilen. Wenn mir freilich in einer einsamen Dämmerungsstunde die Trauer um meinen braven Jungen in die Kehle steigt, so ist blos mein dürres Alter schuld, daß mir das Wasser nicht aus den Augen läuft — allein — das Leben hat sein Recht an uns und jeder Tag seine Forderungen. Und das ist ein großes Glück, in dem wir Männer den armen Frauen mit geringeren Geschäften weit voraus sind. Wie tapfer dennoch Ihre verehrte Gemahlin ihren Verlust trägt, das habe ich aus den Briefen des Fr. v. B. ersehen, welche meine Frau empfang. Küßen Sie Ihrer Gemahlin von Meinetwegen die Hände! Möchten Sie Beide und Ihr Haus recht bald die Befriedigung erfahren, die Ihnen die Heimführung der Reste Ihres jungen Helden gewähren wird. —

In treuer freundschaftlicher Ergebenheit Ihr v. Roou.

Verfaillés, 6. 1. 71.

(An die Gemahlin).

„— — Nachdem ich mich am Neujahrstage sehr heftig erkältet, muß ich wegen meines ganzen Befindens ernstlich erwägen, ob ich nicht von hier fortgehe — statt Jubiläum zu feiern. Auf etwa 3 Wochen wäre ich wohl von hier abkömmlich — denn das Schießen wird jetzt mit gutem Erfolge fortgesetzt. — —

Das wird ein herrliches Jubiläum werden! — — Der König wollte mir ein großes Diner am 9. geben; am 10. wollte die Garnison mit Einschluß aller Herrschaften mit mir in den Prunzzimmern des hiesigen Schlosses bankettiren. Aus dem Allen wird nichts; ich bin ganz unfähig dazu, ich würde vor nervöser Gemüthsbewegung unkommen, denn die Krankheit hat meine Spannkraft, meine Nerven aufs Neue gründlich ruinirt. Ich bleibe also zu Hause, bitte alle Gratulanten mich zu verschonen und bin willens, mich nöthigenfalls in's Bett zu legen, denn ich will mich nicht zu Tode jubiliren lassen. — —

am 7. Januar.

„Die Nacht war nicht gut. Dennoch hofft Böger des bösen Katarths Meister zu werden — aber erst dann wäre es Zeit, Entschlüsse über Bleiben und Gehen zu fassen. — Immerhin brauchst Du Dir keine besonderen Sorgen zu machen — es sind nur die alten Dir bekannten, oft peinvollen aber nicht gefährlichen katarthaischen Zustände . . — —

Die Söhne B. und A. werden wohl morgen hier anlangen; ich vernuthe auch Dein Bruder. Was wird das über den alten Mann für ein Jubel sein! Na aber die armen Zungen und meine Umgebungen sollen dennoch ihr kleines Fest haben, aber sonst — —

Nun, mir ist das Schreiben im Bett nicht ganz bequem, daher genug! — —
Dein alter Jubelgreis. —

. . .

In der That mußte die Feier des 50jährigen Jubiläums am 9. Januar wegen Roon's Krankheit auf den engsten Kreis beschränkt werden. Nur die Glückwünsche des Königs, des Kronprinzen und der Grafen Bismarck und Moltke vermochte er in Person zu empfangen. Der gnädige Kriegsherr erschien, um seinen Waffenmeister und Paladin zu ehren, in großer Uniform mit Schärpe. Sein lebensgroßes Porträt war sein Geschenk an den Jubilar. Es ward verliehen durch eine überaus gnädige und anerkennende Allerhöchste Kabinets-Ordnung¹⁾; sehr zahlreich waren auch die schriftlichen und telegraphischen Glückwünsche aller Mitglieder des Königshauses, sämtlicher kommandirender Generale, zahlreicher Behörden und Korporationen. Die Offiziere und Beamten des Kriegs- und Marine-Ministeriums verehrten ihrem Chef sein eigenes, von Professor Graef (später) gemaltes lebensgroßes Porträt. — Die Besatzung von Versailles gratulierte in corpore durch ihre Generale und Stabsoffiziere; aber auch diese konnten nicht persönlich empfangen werden. Nur seinen unmittelbaren Stab, also die wenigen Herren seiner nächsten militärischen Umgebung, die „speziellen Kriegskameraden“, konnte Roon noch sehen, sowie seine anwesenden Söhne und nächsten Familien-Angehörigen. —

. . .

¹⁾ Den Wortlaut derselben sowie den einiger anderer Adressen und Zuschriften mitzuteilen, bleibt noch vorbehalten. —

Parisles 11. 1. 71.

„Gottlob, meine Geliebte! Nun ist Alles vorüber. Ich bin nicht zu Tode gejubelt und Rührung und Freude haben mir die Kehle nicht völlig zugeschnürt. Schwager und Söhne sind seit hent Vormittag wieder abgereist und meine Krankenstube und mein ganzes Leben hat das gewöhnliche Gesicht wiedergewonnen. Die dringendsten Dankfagungen sind, theils brieflich, theils telegraphisch, schon in Bewegung gesetzt und den noch vor mir stehenden Berg von Correspondenzen hoffe ich durch Vermittelung der Presse auf die Taille eines gewöhnlichen Maulwurfshügels herabzusetzen. Die Söhne hatten es übernommen, Dich, Geliebte, und die Verwandten von den Haupt-Momenten des Jubeltages in Kenntniß zu setzen — so daß sich der „Jubelgreis“ nun wohl auf die gewöhnlichen brieflichen Mittheilungen wird beschränken können. — — Man hat sich, wie verabredet, in allen Zuschriften und Aeußerungen einmüthig gegen mein baldiges Ausscheiden aus dem Dienste gegen mich ausgesprochen. Dennoch bleibt es bei meinem Vorhaben, und machte ich demgemäß Sr. Majestät bei Seinem Besuche eine entsprechende Andeutung, die ziemlich hastig abgelehnt und natürlich in dem Augenblicke von mir nicht weiter ausgesponnen oder motivirt wurde. Die große Liebenswürdigkeit, die der König bei solchen Gelegenheiten zu entwickeln weiß, würde mir das Wort, das Ihm mißfällig, abgeschnitten haben. Andern Tages — gestern — überfandte mir der König 27 Eiserne Kreuze zur beliebigen Vertheilung für mein Regiment, das sich nach den vorliegenden Berichten, unter Henning's Führung, in den letzten Gefechten gegen die französische Nord-Armee ganz ungewöhnlich tapfer benommen haben soll; und hat der König gleichzeitig bestimmt, daß dem Regiment diese ihm meinerwegen gemachte Zuwendung bei der sonstigen Vertheilung von Kreuzen innerhalb des Armeekorps nicht angerechnet werden darf. — — —

Meine Gesundheit ist freilich nicht erfreulich, indessen war ich mit gefasstem Herzen — im Hinblick auf die Andern damit zu machende Freude — zu dem Entschlusse gelangt, mich an dem Jubiläumstage gleichmüthig in Alles zu fügen, was der Tag bringen würde; und so wurde denn auch Alles glücklich ausgestanden; es schmeckte mir an unsrer keinen Festtafel auch ohne den Genuß der dargebotenen köstlichen Weine; ich schlief einige Stunden. Gestern wieder Krankenzimmer, Krankenkost, aber l'hombre-Parthie und Nachts genügender Schlaf . . . — —

An eine sehr baldige, plötzliche Abreise von hier — deren Möglichkeit ich neulich andeutete, denke ich nach näherer Erwägung nicht mehr; eine solche erwies sich bei Überlegung aller Verhältnisse als unausführbar. —

Den ganzen Tag donnern heute die Kanonen, lebhafter als je. In Paris gehen des Nachts die Sturmglocken und es brannte und es brennt an verschiedenen Punkten. Unsere Batterien rücken näher und näher, die nächsten Forts scheinen entwañnet; ich glaube auf baldige entschiedene Resultate hoffen zu dürfen. — — —“

Verfailles, 12. 1. 71.

„— — Gestern wollte die 2. Armee in le Mans sein. Es scheint aber, als hätte sich General Chanzy ihrer Ummarmung noch rechtzeitig zu entziehen gewußt. Ein eben eingegangenes Telegramm meldet indessen, daß er am 10. und 11. mehrere Tausend Gefangene, sowie Geschütze und Mitrailleurkanonen verloren hat. — —“

den 15. 1. 71.

„— — Bitterkalt und Rauhreif. Heute kann ich also gewiß noch nicht heraus; doch scheint mein Katharr den feindseligen Charakter etwas zu verlieren. Dr. Böger mahnt zur Geduld. Er ist jetzt täglich draußen auf den Verbandplätzen und erzählte mir, daß die Beschickung seit dem 5. d. M. im Ganzen 125 Köpfe an Todten und Verwundeten gekostet habe, also täglich nur etwa 12, darunter aber auch ganz leicht Verwundete. In der Nacht vom 13. zum 14. haben die Pariser nach mehreren Richtungen Ausfälle versucht, sind aber überall mit leichter Mühe zurückgejagt worden. — — Prinz Fr. Karl schickt uns in Folge der neuesten Gefechte um le Mans wieder 16000 Gefangene — eine wahre Verlegenheit! — —“

16/1. — — Meine Geduld geht — ich muß es gestehen — ganz auf die Neige, wiewohl ich mir täglich sage, daß uns ein leichter Sieg wahrscheinlich übermüthig machen und daher schaden würde. — — Die französische West- oder Loire-Armee ist durch die Gefechte und Verfolgungen vom 6. bis 14. wiederum völlig zerschellt. Die französische Süd-Armee ist gestern vom General Werder bei Nonbillard zurückgeschlagen worden und nunmehr durch die Annäherung unserer Süd-Armee wohl zum schleunigen Rückzuge gegen Besancon und Lyon leicht zu nöthigen. Die Beschickung von Paris hat ihren guten Fortgang, und die Bewohner der Südhälfte drängen sich in die Nordhälfte der Stadt, und der Mangel nimmt mehr und mehr zu. Nur unverzagt, auf Gott vertraut — es muß doch Frühling werden! —

Soeben trat dein Bruder B. bei mir ein. Er ist vom Könige herberufen, um die am 18. d. M. bevorstehende Proclamation des Kaiser-Titels mit einem religiösen Akte einzuleiten. Wiewohl der 18. Januar als Preussischer Krönungstag freilich als sehr geeignet betrachtet werden kann, um auch als fernere Etappe für die weitere historische Entwicklungs-Phase unserer Preussischen Königsherrschaft zu dienen, so hätte ich es doch lieber gesehen, wenn man mit der Proclamation bis zum endgültigen Siege über Paris gewartet hätte. Aber ich bin ein alter Mann, und die strebenden jüngeren Potenzen mögen vielleicht Recht haben mit dem von ihnen beliebten Tempo. — —

18/1. Während die Vorbereitungen zu dem hentigen merkwürdigen Feste, der Proclamation des Deutschen Kaiserthums in dem gegenüberliegenden französischen Königsschlosse, sowie das Fest selbst ihren Verlauf nehmen, sitze ich — bei den eben ertönenden Jubelrufen, mit welchen der König von seinen im Spolier aufgestellten Kreuzrittern empfangen wird — einsam, wiewohl ungebeugt von der durch ärztliches Gebot mir auferlegten Entbehrung, in meinem leider über-

aus luftigen Zimmer und denke Deiner und unserer ersehnten Wiedervereinigung. — Wohl weilen meine Gedanken auch bei dem merkwürdigen, sich eben vollziehenden historischen Akt, sowie bei dem, was ihm voranging und voraussichtlich nachfolgen wird, allein mein Standpunkt ist dabei fast ein rein historischer, ganz selbstloser. Indem ich mir die Entwicklung der Gegenwart aus der Vergangenheit construiren und Gottes Wege darin zu erkennen suche, kann ich mich doch der menschlichen Betrachtungsweise der Dinge nicht entschlagen. Und nach dieser scheint es wohl unzweifelhaft, daß aller Glanz der Gegenwart zurückzuführen ist auf einige kleine Gespräche zwischen dem jetzigen Könige und Kaiser und einem seiner Generale, auf eine (zu Deinem Verdruß) im Colberger Seebade niedergeschriebene Reihe von Vorschlägen und den sanften Zwang, durch welchen meinerseits, aller Ungunst der Verhältnisse zum Troß, hart und härter auf die Ausführung gefaßter Entschlüsse gedrungen werden konnte. Daß dies geschehen durfte und zwar mit Erfolg, daß jener Zwang und Drang nicht wie Annäherung und Zudringlichkeit zurückgewiesen, vielmehr als sachlich vollberechtigt anerkannt und der Entschluß zum Handeln endlich gefunden wurde: darin eben ist der Finger Gottes, „der der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche —“ nimmer zu verkennen. Ebenso, daß der Entschluß selbst und das Festhalten daran, unter Gottes Wirken, den König wohl berechtigt, das Geschaffene gelegentlich als „sein eigenstes Werk“ zu bezeichnen. Denn ohne richtiges und vollständiges Erkennen der Nothwendigkeit und ohne den männlich festgehaltenen Entschluß, dieser Nothwendigkeit „contre vent et marée“ allgemeine Anerkennung zu verschaffen, wäre freilich das Neugeborene als Säugling heimgegangen — und die alte Mittelmäßigkeit und misère für unsere vaterländischen Verhältnisse maßgebend geblieben. Wir hätten im Jahre 66 vielleicht ein zweites Osmüß erlebt, und im Jahre 70 die Franzosen als Herren in dem alt-zerrissenen und zerhaderten Deutschland gesehen! Daß es meinerseits einer starken Überzeugung und einiger Beharrlichkeit bedurfte, um den Regenten aus dem Stadium der bloßen Zweckmäßigkeitserkennung in das der praktischen Ausführung hinüber zu leiten oder hinauf zu heben, ist wohl richtig; bei Erwägung dieses Verdienstes will ich aber auch nicht vergessen, daß es der menschlichen Eigensucht nur ganz natürlich ist, die Ausführung von Lieblingswünschen zu erstreben. — — —

Sei dem übrigens wie ihm wolle: ich wage es, mich meines Mitwirkens zu dem Gewordenen, ja selbst zu dem Entscheidenden zu erfreuen, was sich in dieser Stunde da drüben in den Brunkgemächern dieses Ludwigs vollzieht, dessen auf Deutschlands Erniedrigung gerichtete, längst allgemein verdamnte Politik seines Landes Untergang, sowie Deutschlands Aufraffung und Einigung nach Gottes Willen mit langer Hand eingeleitet und vorbereitet hat. — —

Doch wohin bin ich gerathen? — Laß' mich schließen, zumal die Post abgeht. — Eben wird der König-Kaiser nach Hause jubelt, und ich würde ohnehin bald unterbrochen werden in diesem — lauten Selbstgespräche.

21/1. — — Einen langen Brief unsers Helm, der aber schon vom 4. datirt, lege ich Dir heute bei. Seitdem ist H. zwischen dem 6. und 12. fast

täglich im Gefecht gewesen und, wie ich hoffe, gesund geblieben. Prinz Friedrich Karl telegraphirte mir am 12. oder 13. gelegentlich einer andern Angelegenheit: „Ihr Sohn vom 12. Regiment hat sich sehr ausgezeichnet.“ Worin diese Auszeichnung bestanden, werde ich wohl noch erfahren. —

Gestern bin ich zum erstenmal seit dem 1. Januar wieder ausgefahren — nur zum Könige und zu Bismarck. Ersterer war sehr huldreich zu mir; letzteren fand ich, wie häufig, verstimmt und in gewissen Punkten sehr gereizt; er ist kränker als er selbst und Andere glauben, wiewohl er ausreitet und ausfährt. Ich hoffte, das nun glücklich gelegte Kaiser-Ei würde ihm vorläufige Befriedigung gewähren, aber es ist leider nicht der Fall. Ich meine, er dürfte nicht ver-
gessen, daß wir armen mangelhaften Menschen mit und ohne Kronen uns gegen-
seitig tragen und ertragen müssen, wenn wir nicht die Hölle auf Erden haben wollen. Ein Gesunder vergißt das nicht leicht auf lange, deßhalb muß ich vieles auf sein Kranksein schieben. —“

(Aus einem Briefe Blandenburg's an Roon.)

Zimmerhausen 17. 1. 71.

„— — Glaube nicht, daß ich Dich am 9. Januar vergessen habe! Unter den großen Haufen der Gratulanten glaubte ich nicht nöthig zu haben, mich zu drängen. Von den 50 Jahren Dienstzeit trägst Du nun weitaus die längste Zeit zu allen Lasten auch die meiner Erziehung und Freundschaft. — — Zu dem Dank, den Dir am 9. d. das Vaterland brachte, kommt auch der meinige für die mir bisher unwandelbar gehaltene Irene. Lohne sie Dir Gott und schenke Dir einen stillen, ruhigen Lebensabend, dem ein ewiger seliger Frühjahrs-
morgen folgen möge! Gebe Gott, daß wir uns auch im ewigen Frühling wieder-
erkennen und weiter lieben — dann ohne Feh! und Kuzeln! — —“

Viel, sehr viel bin ich bei Deinen jetzigen Nöthen in Versailles und ist es mir in teilnehmender Liebe eine tägliche Sorge. — Sehr erfreut hat mich eine direkt aus V. mir zugegangene zuverlässige Notiz, daß Ihr, Du und Bismarck, mehr wie je im Einvernehmen seid. — —

Hoffentlich wird die wiederbelebte Kriegsführung auch Deine Nerven neu stärken, daß Du nicht vor den Thoren Babels erlahmst. Wünsche Dir nachher von ganzem Herzen Ruhe in G., aber ich kann mir nicht denken, daß Dir diese Ruhe selbst eine erwünschte wäre, wenn dieser Krieg nicht den Abschluß hätte, daß die von Dir geschärfte Preußen-Waffe völlig zu ihrem Rechte gekommen wäre! —“

(Roon an die Gemahlin).

Versailles, 24. 1. 71.

„— — Schon gestern lief das Gerücht, Herr Favre sei hier, werde erwartet, aber auf meine Anfrage hieß es: Nein! wohl bloß Gerüchte! — — Indes heute, am Geburtstag Friedrichs des Großen, überraschte mich beim Aufstehen ein Befehl des Königs zu einer außerordentlichen Conferenz. Was ich aus dieser mittheilen darf, ist, daß in Paris Unruhen ausgebrochen, in Folge deren Trochu

das Commando niedergelegt, General Vinoy es übernommen hat; daß Noth und Mangel sich in unerträglich Weise in Paris fühlbar machen und die sogenannte „Regierung der öffentlichen Vertheidigung“ die Zügel nicht mehr in der Hand zu haben scheint, so daß sie nun die Nothwendigkeit erkennt, das Land anzurufen, damit es sich eine anerkannte und anerkennbare Regierung gebe. Daher Waffenstillstand, Uebergabe der Festungswerke von Paris, Kriegsgefangenschaft ihrer Garnison u. s. w. Sind das die Anerbietungen, die Hunger und Bombardement diktierten, so bleibt es doch noch sehr zweifelhaft, ob die sogenannte Regierung in ihrer Machtlosigkeit im Stande sein wird, das Verheißene zu erfüllen, oder ob die wüthende kopflose Menge innerhalb des brodelnden Herrentreffels nicht etwa dazu gelangen wird, die bisherige Machthaberschaft zu verschlingen und den Verzweiflungskampf des Wahnwitzes jenen Bedingungen vorzuziehen. Herr Favre ist heute Nachmittag mit unsern, jenen Anerbietungen im Wesentlichen entsprechenden Bedingungen nach P. zurückgekehrt, und es wird sich nun in den nächsten Tagen entscheiden, ob diese neuen Verhandlungen zu einem befriedigenden Resultate führen oder nicht. Jedenfalls wissen wir jetzt zuverlässig, daß die Widerstandskraft des stolzen Babel nahezu erschöpft ist und daß auf den ernstesten tüchtigen Trochu ein Gouverneur gefolgt ist — — der sich bisher durch nichts ausgezeichnet hat. — Inzwischen geht unser Bombardement seinen sicheren festen Gang, und dem fühlbaren Mangel wird die Hungersnoth folgen mit allen ihren Schrecken. Die Frage, ob Favre guten Appetit gezeigt, beantwortete Bismarck mit „Ja, er hat viel gegessen, selbst wenn ich meinen persönlichen Maßstab anlege.“ Vielleicht hat er sich einmal ordentlich satt essen wollen, um das Unterhändler-Gewerbe doch in einer Beziehung einträglich zu machen. — Inzwischen sind alle Versuche gescheitert, den Parisern zu Hülfe zu kommen. Die Armee'n von Chanzay und Faidherbe im Westen und Norden sind verduftet, und die Süd-Armee unter Bourbaki ist in vollem Rückzuge und läuft Gefahr von Manteuffel und Werder, die sie umschließen, zerrieben zu werden — während der letzte Ausfall-Versuch der Franzosen vor Paris am 19. d. mit ungeheurem Verluste zurückgeschlagen wurde. Es bleibt also nichts übrig als Ergebung und Annahme des Gesetzes des Siegers und seiner Friedensbedingungen. —

Du kannst Dir denken, Geliebteste, wie alle meine Gedanken von dieser wichtigsten Angelegenheit erfüllt sind, so daß ich zu gewöhnlichen Mittheilungen anderer Art nicht aufgelegt bin. — —“

Verfaillés, 28. 1. 71.

„— — Vorausichtlich werde ich heute wenig Zeit zum Schreiben haben. Seit 24 Stunden wird nicht mehr geschossen und Herr Favre fährt heraus und herein und vorausichtlich werden die Verhandlungen heute zum Abschluß gelangen. In 1/2 Stunde werde ich Dir Entscheidendes mittheilen können; jetzt muß ich zu Sr. Majestät zur Conferenz.“

Später. Es ist alles nichts! Wenigstens bis jetzt. Die Hungerkur mit Eisenpillen muß, so scheint es, noch eine Weile fortgesetzt werden; die Verhandlungen werden indeß noch fortgeführt, und es ist möglich, daß man noch einig

werden kann, namentlich wenn inzwischen gute Nachrichten von Mantouffel eintreffen sollten, was zu hoffen ist. — Wenn — was ich immer noch glaube — das Übereinkommen noch zu Stande kommen wird, so ist die mich interessirende nächste Frage die, ob der König während des dann eintretenden Waffenstillstandes hier bleiben wird. Ich meine, man wird so lange überlegen, ob oder ob nicht, daß die mit der Heimkehr zu gewinnende Zeit verstrichen sein wird. Überdies wird Bismarck, der eventuellen Friedens-Verhandlungen wegen, sehr wünschen, daß der Herr hier bleibt. Geschieht letzteres, so habe ich für meine Person die Absicht — falls der Waffenstillstand zu Stande kommen sollte — für die Dauer desselben um einen Erholungs-Urlaub zu bitten, sofern nicht noch besondere Gründe dagegen sich geltend machen sollten. Meine Gesundheit hat eine Zeit völliger Ausspannung zweifellos nöthig. Freilich, wenn gewisse Spannungen hier fortbauern sollten, so würde ich mich wohl der Verpflichtung zu dem Versuche, sie zu vermindern und zu mildern, nicht entziehen dürfen. — — — —"

Bekanntlich wurde die Kapitulation von Paris noch am 28. Januar abgeschlossen, in Folge deren die deutschen Truppen am 29. die Forts besetzten. —

Am 31. schrieb Roon der Gattin: „Du sollst wissen, daß ich ganz wohl bin und bei den jetzigen Waffenstillstands-Verhältnissen wohl Urlaubs-Gedanken habe. Vorläufig aber bin ich noch sehr beschäftigt, theils mit Dienstgeschäften, theils mit Rekognoscirungs-Excursionen. So wollen wir heute nach dem Mont Valérien, auf dem nun unsere Farben wehen. . . . —“

Versailles, 3/2. 71.

„— — Friedensjubel in Berlin, in Bonn u. s. w.? Nur nicht zu früh! Ich glaube auch an die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Friedensschlusses, aber vielleicht bloß, weil ich ihn herzlich wünsche; es ist aber unter den bewandten Umständen noch immer ein schweres Stück Arbeit. Deshalb kann ich auch nicht so unbedenklich zu Dir eilen, wie ich gern möchte. — —“

Was habt Ihr nur dort (in Bonn, wo damals Frau v. Roon weilte, d. H.) immer gegen Mantouffel? Er hat sich vor wie nach vortrefflich benommen. Es scheint Kölnischer Zeitungsklatzch dabei im Spiele. — — — Du glaubst nicht, welchen Werth die Leute, namentlich die jungen Leute der Armee, darauf legen, nach Paris hineinzukommen. Daß aber der König sich dort in's Quartier legen sollte, glaube ich kaum, wenn auch die Armee dort auf dem Rückmarsch nach dem Frieden Quartier nehmen sollte. Daß die Armee hindurch geht, halte auch ich für nöthig, wäre es auch nur, um den Parisern klar vor Augen zu stellen, daß auch sie überwunden sind. Jetzt werden täglich Parthien nach den sonst unzugänglichen Forts und Batterien gemacht. Vor einigen Tagen war ich mit dem Könige auf dem Mont Valérien, ein anderes Mal in Meudon, in St. Cloud u. s. w. und auf den benachbarten Batterien. Ein graufigeres Bild der Verwüstung kann sich keine Phantasie malen, als in St. Cloud, Meudon und der Nachbarschaft zu sehen ist, und das haben die Herren Franzosen mit ihren Granaten selbst besorgt — die uns doch sehr wenig Schaden gethan haben. — —“

(An Blankenburg.)

Versailles 6/2. 71.

Beliebter Moriz! Soweit wären wir also! Die große Tragödie geht zu Ende, die Katastrophe ist vorüber und der Vorhang wird nächstens fallen. Und das soll das letzte Stück sein, in dem ich mitspiele. Mag ein anderer Acteur meine Rolle übernehmen; ein alter Kerl wie ich kann sich auch nur schwer in dem neu auf- aber noch nicht ausgebauten kaiserlichen Schauspielhause zurecht finden, in welchem Decorationen, Bühne, Stichworte, Licht, Luft u. s. w. dem bisher Gewohnten und erträglich Befundenen widersprechen. Denn die National- und sonstigen Liberalen haben ganz Recht, daß mit dem nun zu Ende gehenden Kampfe und dem errungenen Siege eine „neue Ära —“ wie sie es nennen — „freiheitlicher Entwicklung“ anheben muß, in welcher die alten Fahnen und Schlagworte nichts mehr bedeuten als eine historische Reminiscenz. Ich vermisse den Boden auf dem eine conservative Partei der Zukunft fußen könnte, nachdem die bisherigen Vorkämpfer derselben wissend oder unwissend mit Blut und Leben dahin gewirkt haben, die alten Heiligthümer zu zerstören und einen neuen Tempel zu bauen, dessen Oberpriester selbst den alten Kultus aufzuopfern trachtet, um neuen Gottheiten Altäre zu bauen. Soll man darüber wehklagen? ich denke dazu hat man nicht mehr Veranlassung, als wenn man jammern wollte über sein eigenes zunehmendes Alter. In Natur-Nothwendigkeiten muß man sich schicken, so gut man's vermag. So gut das Dasein des Einzelnen physiologischen Gesetzen unterworfen ist, so ist es auch das Leben der Staaten und Völker. Alles hat seine Entwicklung in der Zeit. Daran wird nichts geändert, ob dem Einzelnen die augenblickliche Entwicklungs-Phase gefällig ist oder nicht. Aber es ist begreiflich, daß der Freund und Acteur der alten an der ihm in der neuen Ära zufallenden Rolle kein rechtes Gefallen findet und sich daher lieber auf einen Zuschauersplatz zurückziehen trachtet. — — — Mit dem Haupt-Regisseur der neuesten Ära bin ich daher vielfach grundsächlich nicht im Einverständnis, aber dennoch ebenso wenig in Uneinigkeit oder Hader. — — Das will sagen: wiewohl ich die fernere Lebensfähigkeit der patriarchalisch-conservativen Staats-Idee, die uns einst gemeinsam war, bezweifeln muß, so wurzle ich doch mit meinem ganzen Fühlen und Denken zu sehr darin, als daß ich die Losfagung davon praktisch mitmachen könnte. Aber ich bin zugleich — im Gegensatz zu meinen jüngeren Jahren — in solchem Grade frei von jeder fanatischen Einseitigkeit in politisch, daß ich nicht bloß die Zulässigkeit, sondern selbst die Berechtigung anderer politischer Standpunkte und ihre der Gegenwart entsprechendere größere Angemessenheit anerkennen vermag, weinschon ich mich persönlich nicht damit befreunden kann. Ich kann daher in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben, aber nicht mitschaffen.

Du begreifst, mein lieber Freund, daß ich bei solcher Stimmung mit unserem Bismarck äußerlich in gutem Einvernehmen bleiben konnte, wenngleich mir seine Zukunfts-Politik mißfällt — — — Mir persönlich beweiset er, um meiner

objektiven Haltung willen und meiner Herzenswärme für ihn jede freundschaftliche Rücksicht. Wir sehen uns oft, fahren zusammen spazieren, plaudern wie sonst, aber eigentlichen Einfluß auf ihn kann ich mir jetzt doch nicht zuschreiben, wenn ich auch vielleicht der Einzige hier bin, den er in bekannter Liebenswürdigkeit, mit Rücksicht auf meine Jahre und das Alter unserer Freundschaft, meist ohne Ungeduld anhört. — Unter diesen Umständen denke ich ernstlich daran, gleich nach dem Frieden mich zur Ruhe zu setzen, wemgleich gewisse Patrioten, die sich an dem alten Strohhaln noch festhalten möchten, sehr viel dagegen anzuführen wissen. — In 12 Tagen ist der Waffenstillstand abgelaufen. Bis dahin wird die schwachhafte Gesellschaft von Bordeaux schwerlich zu Entschlüssen gekommen sein. Die nächste Frage ist also die der Verlängerung des Waffenstillstandes . . . bricht aber der Krieg wieder los, so wird er wahrscheinlich ein fürchterliches Gepräge annehmen. Ich glaube nicht daran, viel eher an eine Secession, in der sich der Süden, der die Kriegsgeißel noch nicht gefühlt hat, von dem friedliebenden Norden — Paris eingeschlossen — vielleicht trennen wird . . . Ein solcher Ausgang würde dahin führen, daß sich die Franzosen gegenseitig zerfleischen, während wir, im Besitz des uns nothwendigen Theiles von Frankreich, das Resultat des Bürgerkrieges zu erwarten haben würden. — — Aber all' diese Conjecturen sind eitel. Wir stehen vor einer dunklen Wand, hinter welcher die Zukunft verborgen ist! — —

Noch danke ich Dir sehr für Deinen lieben Brief, der auch des Jubiläums in so freundlicher Weise und unserer langen und herzlichsten Freundschaft gedenkt: ein Verhältniß, was zu dem Angenehmsten und Dankenswerthesten gehört, was mir unser Herrgott in diesem Leben gegönnt hat. Es gehört zu denen, von welchen ich weiß, daß sie dauern werden, so lange ich lebe. Ob darüber hinaus? — — Gott weiß es!“

(An Frau v. Noon).

Paris, 7. 2. 71.

„— — Wenn Du diese Zeilen erhältst, wirst Du schon erfahren haben, daß ich und warum ich . . . wenigstens jetzt nicht zu Euch kommen kann . . . Da Gambetta abgedankt hat, so hat ohnehin die Friedensaussicht — und damit meine völlige Heimkehr — neue Chancen gewonnen. Da man Gambetta's Rücktritt durch den Telegraphen heute schon in allen Theilen Frankreichs kennt, so werden die Fanatiker, seine Anhänger, bei den morgen stattfindenden Wahlen wesentlich verlieren. Allein freilich, wenn man 720 Franzosen in einem Saal zusammen bringt, so kann man immer nicht wissen, zu welchen extremen Beschlüssen sie vielleicht gelangen; ausgeschlossen ist daher der Wiederbeginn der Feindseligkeiten nicht ganz. — W. besuchte mich am Sonnabend und ich begleitete ihn am Montag bei der Heimfahrt — aber nur bis zur Brücke von Neuilly . . . Die Böger'schen Einwendungen gegen meine Abreise in dieser Jahreszeit hatten schließlich auch ihn umgestimmt, so daß ich in meiner gesamten Umgebung nicht Einen hatte, der mir zuzureden geneigt war. — jene Brücke von Neuilly ist eine der 10 Barrieren, die für den Verkehr der Pariser nach Außen geöffnet sind,

und Du kannst Dir keine Vorstellung von dem dortigen Conflur machen. Da Niemand ohne französischen Paß, der von der Preussischen Wache visitirt sein muß, durchgelassen wird, so sind starke französische und preussische Wachen aufgestellt, um die zudringliche Menge zu zügeln, und hunderte, die durchschlüpfen wollten ohne Paß, wurden zurückgeschleudert, ohne ihren Zweck zu erreichen, der häufig bloß darin bestand, gutes Brod in unserer Zone zu kaufen. Die unteren und mittleren Volksklassen sind doch viel ausgehungert als man glaubt. Die schlimmsten Tage sind für sie indeß wohl vorüber, da die Vorräthe aus dem Hinterlande allmählig herankommen, während in den ersten Tagen unsere Reserve-Vorräthe aushelfen mußten. — —

Morgen ist großer Kriegsrath, bei welchem ich nicht fehlen werde, da es sich um die Maßnahmen handelt, die in allen Fällen getroffen werden. —

den 8. Die Conferenz ist beendet, und selbst der König, der immer bereit, die Zukunft möglichst schwarz zu sehen, glaubt an einen baldigen Frieden. Damit mögt Ihr Euch trösten, wenn ich jetzt des Klima's wegen noch nicht komme. Denn hier ist der Frühling im Anzuge: die Wandertaube ist da und die Spitzen der Zweige werden roth. — — — —"

Versailles, 9. 2. 71.

"— Nur einen Gruß für heute! Damit die Franzosen nicht zweifeln, daß wir, wenn sie unvernünftig bleiben, den Krieg energisch fortsetzen werden, marschiren heute das 4. und 5. Armeecorps nach dem Süden ab. Ich hörte, wie ein Jäger, wahrscheinlich über die Marsch-Direction der Vorbeimarschirenden befragt, einem Franzosen lustig antwortete: „Bordeaux!“ und sah, wie der Trager achselzuckend und kopfschüttelnd weiter ging. —

Hier ist jetzt Frühlingswetter; und da ich jetzt noch nicht abreisen kann, so denke ich morgen noch umzuquartiren.

Ich war gestern mit Arnold (der wieder zu mir zurückkommandirt ist) gegangen, ein leer gewordenes Quartier zu beschauen, was mir wohl gefallen hat und größere Ruhe verspricht. Der Besitzer ist ein Baron Passy, der eine Frau und zwei deutsch sprechende Töchter hat, artige Leute; meine Zimmer blicken auf einen schönen Park hinaus. Auch ist die ganze Wohnung behaglich und gleichmäßig durchwärmt, was für meine Katarth-Neigungen von wesentlicher Bedeutung ist.

12/2. Der König leidet seit einigen Tagen an Herenschuß, was seinen Vorträgen und Empfängen aber keinen Eintrag thut. — Vor einigen Tagen hat Se. Majestät sich nun auch für den Bau des neuen Cadettenhauses in Lichterfelde entschieden. . . Nun wird also auch die Eisenbahn von Lichterfelde nach Potsdam gebaut werden. Ob ich die Vollendung noch erleben werde? — —"

Versailles, 17. 2. 71.

"— Mit meiner Gesundheit kann ich jetzt sehr zufrieden sein, und wir haben wahrhaftiges Frühlingswetter. Eben von einem sehr angenehmen Spazierritt mit H. und A. zurückgekehrt, habe ich es fast schon zu warm gefunden. — Eben wurde ich auf $\frac{1}{4}$ Stunde unterbrochen durch Mme. la Vicomtesse de la

Londe und ihren Gemahl, Tochter und Schwiegersohn meiner Wirthsleute (letzterer steht in der Pariser Nationalgarde). Sie machen sich um mein Wohlsein sehr verdient. Wir wohnen hier wirklich allerliebft, und glaube ich meinen winterlichen Leiden nicht ausgefetzt gewesen zu sein, wenn ich immer hier gewohnt hätte. Man sagt mir, ich möge übrigens auf ununterbrochene Fortdauer der schönen Witterung nicht rechnen. — —

21/2. — — Es ist jetzt für mich sehr viel zu thun, da Heimmarsch und Demobilmachung, Besetzung von Elsaß-Lothringen und die neue Dislocation der Armee in Aussicht zu nehmen und vorzubereiten sind. — Die Friedensunterhändler sind heute eingetroffen, und das diplomatische Zungendreschen wird nun losgehen. Bismarck, bei dem ich gestern aß, ist indeß sehr frisch und guter Dinge. — —

Die Pariser haben nun alle Waffen abgeliefert, die sie nach der Capitulation abzugeben hatten. Die dazu gehörigen 600 Feldgeschütze befinden sich zum Theil schon auf dem Wege nach der Heimath. — Eben komme ich von der Inspection eines Sanitätszuges — des ersten, der von hier durch Paris nach der Heimath gehen wird; auch der König hat ihn gesehen und wird Ihrer Majestät melden können, daß die Einrichtungen ganz vortrefflich sind. — Jetzt muß ich mich zu recht machen, um bei Sr. Majestät zu diniren; es geht dem Herrn noch immer nicht ganz gut, da der Herenschuß nicht weicht und ihn noch immer zum Krummgeh'n nöthigt — ein bei ihm ganz ungewohnter Anblick! — —

25/2. — — Die Friedensausfichten haben sich ihrer Verwirklichung dergestalt genähert, daß wir zu der Annahme berechtigt sind, Mitte f. M. in Berlin sein und den Geburtstag Sr. Majestät dort feiern zu können. — Nöthigenfalls wirst du telegraphisch benachrichtigt werden, sobald Näheres feststeht. — Meine Briefe werden von jetzt an sehr kurz werden müssen, weil die Geschäfte mehr Zeit in Anspruch nehmen. — —

Die Präliminarien sollen heute unterschrieben werden. Sie sind sehr günstig, aber es schickt sich nicht, schon jetzt davon zu sprechen. — — —

Versailles, 28. 2. 71.

„Du weißt nun schon, Geliebteste, daß die Friedens-Präliminarien glücklich zu Stande gekommen sind. Vorgestern, 1 Stunde nach der Unterzeichnung, trat ich in den Versammlungssaal der Diner-Gesellschaft und wurde freudig überrascht, als der König auf mich zuellte und mich in großer Bewegung umarmte und dreimal küßte. Dasselbe widerfuhr dem guten Moltke, als er später eintrat, in so plötzlicher und überraschender Weise, daß ich an ihm zum ersten Male ein völlig verdubtes Gesicht gesehen habe. Der Königl. Herr war dabei so bewegt, daß der Gegensatz um so frappanter wirkte. Ich selbst war ebenso überrascht, und die Rührung kam mir erst nach der Umarmung. — Bei Tisch war des Zutrinkens von Seiten der Herrschaften kein Ende. — —

Morgen ist Truppenchau im Bois de Boulogne, worauf 30 000 Mann (Preußen u. Bayern) in Paris einrücken werden. Se. Majestät aber behält sein Hauptquartier hier; auch wenn am 3. März das Garde-Corps einrückt, wiewohl

auch dieses wahrscheinlich vor Sr. Majestät die Revue passiren wird, entweder im Bois de Boulogne oder — wie ich wünsche — auf den Champs Elysées, d. i. innerhalb Paris. — — Daß wir nicht länger hier bleiben als der König, kannst du sicher annehmen. — Ich bin heute sehr eilig, die Zeit drängt. — —

Versailles, 3. 3. 71. ¶

— — An eine ordentliche Correspondenz mit mir mußt Du nun nicht mehr denken. Die Zeit ist sehr knapp und wird es immer mehr, und die Abreise ist nahe und das Wiedersehen! — Vorgestern also Parade im Bois de Boulogne, dann Einrücken der Truppen in Paris. Diesen 30 000 M. sollten heute andere, namentlich die Garde folgen, über welche Se. Majestät in Paris, auf den Elysäischen Gefilden, Parade abhalten wollte. Was aber geschah? Die Gesellschaft in Vordeaur nahm, um Solches zu verhindern, den Frieden Hals über Kopf an, worauf wir das Innere von Paris sofort räumen mußten, denn das war eine der Friedensbedingungen. Folglich war heute die Parade des Garde-Corps wieder auf dem vorgestrigen Platze, und dann ging alles noch für einige Tage in die alten Quartiere um Paris. Übrigens ist der Schmerz über das Nicht-Besuchen von Paris nur bei Wenigen lebhaft, nachdem man erfahren, wie unsere vorgestern eingerückten Truppen sehr wenig Spaß daran gehabt. Verschllossene Häuser und Läden, verhängte Fenster, ausgehängte Trauerflöre, kein Mensch auf den Straßen außer einigen pfeifenden Gamin's; alle Boutiken, selbst die Restaurants, wie ausgestorben. — Du wirst darüber wohl in den Zeitungen lesen. — Französischer Humbug! —

Vielleicht ist dies mein letztes Schreiben aus Versailles — — Ob wir nach Compiègne gehen und ich mit dem Könige sogleich nach Berlin, ist noch ungewiß. Gewiß dagegen, daß Se. Majestät am 21. d. den Reichstag in Person eröffnen will, ferner daß Bismarck und ich mehrere Tage früher da sein müssen um das Nöthige dazu vorzubereiten . . . —

Doch das Alles sind Nebensachen, angesichts der großen Thatfache des Friedensschlusses. Wenn ich mich darüber nicht dithyrambisch ausschütete, so habe ich doch dafür ein tiefes Dankgefühl im Herzen. — — —

den 4. März. — — Soeben Dein liebes Schreiben vom 28. v. M. Bestimmte Dispositionen für meine Rückreise werde ich vielleicht heute nach dem Vortrage treffen können. — — — Du erhältst jedenfalls ein Telegramm am Tage meiner Abreise, die wohl einige Tage vor Sr. Majestät erfolgen wird.

Seid alle pränummerando umarmt von Eurem

A.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Der Luther.

Erzählung

von

A. von Freydorf.

„Elif, wo steckst denn schon wieder? . . . Richtig, hab' ich's doch denkt: am 17 Gartehag! . . . Allweil am Gartehag, wenn's siebene schlägt! Die Uhr kann mer sich spare bei Dir! . . . Und der Gockel brauchste auch nit zu krähn, wein's früh um die fünfe ist! Sift minne gut, daß d' Maurer nit heimkomme Mittags um zwölf und ihne die Supp n'ein gebracht wird in't Stadt, sonst ständst am helle Tag wohl gar au no da! Willst wohl gleich komme!“

Die letzte Mahnung wäre nicht mehr nötig gewesen, kaum hatte die blondhaarige, rohwangige Elise des Alten polternde Stimme vom Hause her gehört, so streckte sie auch schon die Hand, Abschied bietend über den Zaun, nickte einen raschen, freundlichen Gruß und ging zwischen den Weinstöcken des buchseingefassten Weges ihrem Vater entgegen, nicht gerade sehr rasch, denn sie brach hier und dort noch Trauben und legte sie sorgsam in die erhobene, blauweiß gestreifte Schürze.

„Was willst denn, Vater,“ rief sie, „d' Mutter hat mich raus geschickt, die Träuble zu hole. Ich komm' grad wieder!“

„A papperlapapp Träuble! Meinsch, ich wär' so dumm! Weiß schon, wo Barthel den Most holt. Marsch nein, die Herrn aus der Stadt fin komme und wolle ihr Schöppe!“

Das Mädchen machte ein trübig Gesicht:

„Warum soll ich's denn auch allweil bringe? Der Martin isch doch auch noch da!“

„Geh nei, wenn ich dir's sag, du weißt, dem Herrn Oberlehrer schmeckt's besser, wenn du's ihm hinstellst!“

Aber das Mädchen blieb ruhig stehen, sie biß sich ärgerlich auf die Lippen und stampfte ungeduldig mit dem dicken Schuh den trockenen Gartenboden, daß eine staubige Wolke um sie herum aufflog.

„Wird's“! rief der Vater.

Sie bückte sich erst, die Beeren aufzulesen, die ihr bei der heftigen Bewegung entfallen waren. Sie machte auffallend langsam. Endlich mußte sie doch die letzten aufnehmen, aber sie hatte Zeit gehabt, ihren Zorn zu unterdrücken und sich einmal Mut zu fassen.

„Vater,“ sagte sie, indem sie ihn mit ihren wasserblauen Augen so recht freundlich und bittend ansah! „Ich hab's Euch schon lang sage wolle, aber getraut hab' ich mir's nicht; und 's muß halt doch einmal raus. Wißet, wenn i halt mal heiraten sollt, möcht ich halt doch kein andren nehme als den Geisenhard's Paul von Welschingen.“

„Einfältigs Ding, dummes,“ rief der Vater, aber es war diesmal ohne Zorn, er klopfte ihr lachend auf die Schulter. „Meinst, des brauchst erst sagen!“

Des wüßte mir nicht schon lang! Des müßt man ja fehe, wenn man auch blind wär! — Aber ebe fo gut, wie ich des von selber weiß, müßt du von selber wiffen und kannst dir's an de Finger abzähle, daß daraus nichts werden kann. Ein Maurergefell! Hab' ich dich darum ein ganz volls Jahr zur Bas nein ge- than in die Stadt! Nix da! und damit ich dir's grad' heraus sag: der Herr Oberlehrer ift mir der rechte Schwiegerfohn. Da heißt's immer, wir Bauren achtete die Wiffenfchaft nit hoch: ich will einmal den Städtern zeige, ob ich die Wiffenfchaft mit hochachten thu!"

Das Mädchen war an einen der Weinstöcke hingetreten; fie fing wieder an ganz ruhig die Trauben durch ihre gebräunten Finger gleiten zu laffen. Jetzt erwiderte fie, und ihr roter Mund ward kraus von einem verächtlichen Lächeln:

„Ach was! i acht d' Wiffenfchaft auch, aber heiraten drum brauch ich fie doch noch nicht! Und ich will Euch mal was fage, Vater: in der Stadt wird fie noch gar nit emal fo geachtet. Ich hab's wohl gehört, wie fie al's geklagt habe bei's Oberlehrer Roth's, die Herrn von der Volksschul'. So ein Lehrer fchlecht fich noch nicht einmal fo gut wie ein Maurer, wenn der erst mal Ballier geworden ift und“

„Papperlapapp,“ unterbrach fie der Vater, „du bist kein arms Mädel, und wenn ich dich verheirat', fo brauch' ich da drauf gar nit zu fehn. Und grad' s' contraire Gegenteil ift mir recht: ich will, daß mein Schwiegerfohn von mir abhängt! Nachher kommt er auch oft heraus und bringt von den andern Herrn mit, die feine Kollegen find. Hat der Sonnewirt e Pfarrer zum Schwiegerfohn, jo kann der Sternwirt auch mit vornehme Gäst aufwarte!“

„So kommt's Euch nur drauf an, daß ein langer, fchwarzer Rock an Eurem Tifch fitz, Vater,“ fagte das Mädchen, und Thränen ftanden ihr jetzt in den hübschen blauen Augen.

„Ach was! Papperlapapp,“ wiederholte der Sternwirt feine altgewohnte Redensart. „Auf den Mann, der drinn im fchwarzen Rock fitz, kommt's an! Freilich, fo ein Pfarrock wär' mir noch lieber!“

Da blickte es plötzlich auf in den Augen des Mädchens, obgleich der Vater lachend fortfuhr, „aber ich wüßt keinen lebendigen Herrn Pfarrer auf 10 Schtund im Umkreis! Jetzt aber marsch, daß du nein kommst, und laß mir das Gethu mit dem dummen Maurergefell; damit Punktum!“

Er ging dem Hauße zu, und das Mädchen trottete langsam hinter ihm her.

Aber ob er auch ein Punktum hinter feine Rede gefetzt, die letzte Unbill konnte fie nicht unerwidert laffen.

„O Vater,“ rief fie laut, „fo dumm ift der Paul gar nicht! Der Herr Pfarrer in Welschingen hat in der Konfirmationsftunde allweil gefagt: es sei fein bester Schüler. Und weißt was, Vater! Ich will dir's doch fagen: das ift's ja grad, was mir der Paul heut erzählt hat, und warum ich eben fo lang mit ihm gefchwazt hab. Der Herr Pfarrer will den Winter ein Theater mit ihnen aufführe drinn in Welschingen, und da foll der Paul auch mitfpielen!“

Der Sternwirt drehte sich auf dem Absatz herum, er sah sein Töchterlein lang und sprachlos an, endlich kam es langsam zwischen seinem etwas struppigen Bart hervor:

„Ein Theater in Welschingen?“

„Ja, ein christlich's Spiel“, hat der Paul gesagt, so was vom Luther, es war schon in ganz große Städt aufgeführt worde und der Paul“ —

„Ein Theater in Welschingen,“ wiederholte er nochmals, sie mit lautem Lachen unterbrechend, das seinem Erstaunen Luft machte. „Na, das wird was Schönes werden!“

Elise sagte nichts weiter, aber zu seinen letzten Worten nickte sie so bestimmt bestätigend mit dem Kopf, daß er wohl sah, sie wenigstens wäre ganz versichert, daß es schön werden würde, er blickte sie nur nochmals verächtlich kopfschüttelnd an und eilte dann hastig hinein in die geräumige Wirtsstube, wo am langen weißgeschuerten Tische schon verschiedene Gäste saßen, denen er die große Neuigkeit hohulachend verkündete.

Zu derselben Stunde, als in der Wirtsstube zum Sternen gar eifrig darüber hin und her diskutiert wurde, ob solch' eine Aufführung mit Bauerbuben überhaupt möglich sei, versammelten sich in dem eine Stunde entfernt gelegnen Dorf Welschingen schon diese Bauernbuben in dem traulichen, großen Wohnzimmer des Herrn Pfarrers. Noch wußten die meisten nicht genau, um was es sich handele. Nur dem Paul Geisenhardt, dem jungen Maurer, hatte der Herr Pfarrer den Plan vorher mitgeteilt und ihn beauftragt, die andern Kameraden dazu anzuwerben.

Niel des Zuredens brauchte es da nicht; dem Rufe ihres lieben Herrn Pfarrers, der sie konfirmiert, ja die meisten sogar schon getauft hatte, folgten sie alle gern, und bald saßen etwa 20 junge Männer aufmerksam lauschend im Kreise um ihn herum, als er ihnen nun mit seiner klangvollen, markigen Stimme das Festspiel vorlas und die nötigen Erklärungen dazu gab. Es waren alles Bauernsöhne aus seiner Pfarrei, die meisten gingen als Maurer oder Zimmerleute den Tag über in die nahe Stadt, andre arbeiteten in einer Ziegelei oder waren in nahen Fabriken beschäftigt. Die Heimstätte aber hatten sie alle noch im Dorf, und die langen Winterabende, die jetzt kamen, die schienen dem Herrn Pfarrer sehr gelegen zu seinem Vorhaben. Mit der wochenlangen Einübung und den späteren auf Weihnachten geplanten Aufführungen sollten sie gar nützlich angewandt und ausgefüllt werden. Hatte der Herr Pfarrer doch als guter Hirt stets das Wohl der ihm seit so langen Jahren anvertrauten Gemeinde vor Augen, und wollte er einerseits seinen Pfarrkindern eine Freude, eine Unterhaltung gewähren, so leitete ihn anderseits nicht zum mindesten auch der Gedanke, wenigstens einige Abende der Woche seine früheren Schüler dadurch wieder um sich zu haben — das viele Wirtshaus sitzen, die häufigen Prügeleien und sonst daraus entstehende Schäden so gut wie möglich zu verhüten und zugleich in den Worten, die die

Witzspielenden auswendig lernen sollten, ihnen einen Schatz fürs Leben mitzugeben, denn er wußte: was der Bauer einmal gelernt hat, das vergißt er nicht wieder.

Er hatte sich das schöne Festspiel, den „Luther“ von Herrig, kommen lassen. Nun ging's an das Austeilen der Rollen. Das wurde ihm nicht schwer, für den Herold war Johannes Junk, des Bürgermeisters Sohn, wie gemacht; der hatte ein feckeres Auftreten als die andern, war nie verlegen gewesen um eine Antwort im Unterricht: wenn er als der Erste hinaus trat auf das Podium und sein Sprüchlein gut sagte, wenn er dann bis zum Ende, auf die Hellebarde gestützt, im bunten, hellen Waffenrock zur Seite der Bühne sitzen blieb und ab und zu, wie es der Verfasser verlangt, wieder mit hinein redete, so mußte das den andern Spielenden guten Mut geben.

Der Herr Pfarrer kannte seine jungen Leute und wußte genau, wozu sich jeder einzelne am besten eignen würde. Auch gab's unter ihnen keine Eifersüchteleien wegen längerer oder kürzerer Rollen, und hatte es darin der Herr Pfarrer leichter denn die meisten wirklichen Theaterdirektoren: jeder war zufrieden mit dem ihm zugetheilten Platz; traf es sich doch auch gerade, daß, je weniger einer zu sprechen hatte, um desto vornehmer die darzustellende Person wurde, da war der Georg von Sachsen, der Philipp von Hessen, der Friedrich der Weise, Erich von Braunschweig, die alle nur in der einen Szene des Wormser Reichstags vorkommen. Hier gipfelt sich die Szene in der Anwesenheit des Kaisers Karl V., der die Formel der Reichsacht gegen Luther auszusprechen hat.

Wem sollte er nun aber die große Hauptrolle, den Luther selbst, anvertrauen? Dem Paul Geisenhardt, da war ja keine andre Wahl möglich, ohne diesen wäre er überhaupt nie auf den Gedanken gekommen, das Stück aufzuführen; aber Paul schien ihm wie geschaffen für die Rolle. Er war von klein auf der fleißigste, pflichtgetreueste Schüler gewesen, der nachdenkendste beim Konfirmationsunterricht. War er auch der ärmste Bauernsohn im Dorf, an Treu und Redlichkeit war er der erste. Und welch' schöner Bursch war's dabei, wie wohl gebaut die breiten, männlichen Glieder, welch' schönes, charaktervolles Antlitz, und aus den frischen, blauen Augen wie hatte da stets so viel Klugheit und Lebensfreude geblitzt! Darum auch hatte der Herr Pfarrer stets mit besonderer Vorliebe hinein geschaut und, so viel es anging, den jungen Mann zu sich heran gezogen.

Bei all' diesen löblichen Eigenschaften verschmähte der junge, tüchtige Maurergesell aber auch an den freien Sonntagnachmittagen nicht das lustige Kegelspiel im Kreise der Kameraden, und war Kirchweih in Welschingen, so that's ihm in Tanzen keiner zuvor, wenn er gerade die richtige Tänzerin dazu gefunden hatte.

In dem letzten Jahre aber war Paul Geisenhardt viel stiller und nachdenkender geworden, er nahm nicht mehr Teil an den Vergnügen der Jugendgespielen, sondern hielt sich fernab von den andern. Das hatte der Herr Pfarrer längst gemerkt und auch, da er die Verhältnisse und alle Familien von nah und fern recht gut kannte, die Ursache gar bald erraten. blieb es doch nicht verborgen, daß des reichen Sternwirts Töchterlein, die Elise Kiefer aus Neudorf, die früher auf keiner Kirchweih in Welschingen gefehlt, schon lange sich nicht

mehr im Nachbarorte hatte sehen lassen, und wenn auch der junge Maurer auf seinem täglichen Wege zur Tagesarbeit in die Residenz nie, weder morgens noch abends, am Sternwirts Garten vorüberging, ohne daß er einen Gruß, ohne daß er ein paar kurze Worte mit der Geliebten austauschen konnte, der Pfarrer wußte doch, daß für den armen Handwerker keine Aussicht war, vom stolzen, anspruchsvollen Vater Elisen's das Jawort zu erhalten. Paul Geisenhardt war nicht nur arm, er stand auch fast für sich allein, eine Waise von Kindheit auf; das einzige Wesen, mit dem er das kleine, haufällige Häuschen am Ende des Dorfs, das ihm zu eigen gehörte, theilte, war sein altes, taubes Großmütterlein.

Das aber war noch rüstig genug, trotz seiner Siebzig, um Haus und Gärtlein zu besorgen, und Paul unterstützte es wacker und schaffte alle schwere Arbeit morgens, ehe er wegging, und abends, wenn er heimkam.

Hatte dabei auch vollauf Zeit, seinen trüben Gedanken gehörig nachzuhängen, denn sprechen konnte er wenig mit dem tauben Mütterlein. Da dachte denn der Herr Pfarrer, daß sein kirchliches Festspiel auch bei Paul Geisenhardt gutes wirken könne.

Und er hatte sich nicht getäuscht. Mehr aus Gehorsam und Verehrung für seinen lieben Herrn Pfarrer als aus eigener Lust zum Spiel ging Paul zuerst ans Lernen seiner langen Rolle. Aber er war keiner von denen, die auswendig lernen, ohne zu denken. Wort für Wort erfaßte er die Sätze, die Gedanken; wo er nicht ganz verstand, klärte ihn der Herr Pfarrer eingehend auf, und je weiter er kam, desto lieber ward ihm die Aufgabe, ja mit einem wahren Feuereifer griff er stets zu allererst, wenn er heimkam, nach seinem dicken Heft, das die Rolle enthielt.

Es waren nun schon manche Wochen vergangen, seit Elise an jenem Herbstabend die Trauben aus dem Garten geholt. Längst hatte der Sturm die letzten gelben Blätter von den Bäumen geblasen und in der Ecke des Gärtchens zusammen gefegt, die Sträucher waren kahl und boten keinen deckenden Schutz mehr, wenn das Mädchen am Gartenhag wartend stand; da hatte sie der Vater denn schon mehr als einmal mit gerunzelter Stirne fortgerufen, und ob sie zwar versicherte, sie lasse sich nichts erzählen als von den vielen Proben und von all' den Vorbereitungen zu dem heiligen Spiel, das zur Weihe der Weihnachtstage aufgeführt werden sollte, so ärgerte das den Sternwirt ebenfalls, denn er wollte von der ganzen Sache nichts sehen und wissen. Und doch! gewiß, wenn der Vater nur einmal zuhören wollte, wie Paul Geisenhardt so schön erzählte, wie er ihr ganze Teile seiner Rolle her sagte, daß es klang, als wenn der Herr Pfarrer selbst von der Kanzel herunter spräche, ach, er würde gewiß einsehen, wie unrecht er dem braven Maurergesellen that, wie der nicht dumm, nein, so gescheit war und viel besser und schöner reden konnte als der rothaarige Oberlehrer mit dem Ziegenbart und der spitzen Nase, der immer nur von der Gehaltsverbesserung zu sprechen wußte oder von den Wahlen für den nächsten Landtag, wobei sie gar nicht begriff, daß der Vater immer mit solcher Spannung zuhören mochte, war's ihr

doch gar zu erschrecklich langweilig, daß sie zehnmahl lieber davon gelaufen wär', wenn's der Vater nur gelitten hätte.

Aber da galt's alle Mittwoch und Samstag Abend, wenn die städtischen Herren einkehrten, schön aufmerksam und freundlich in der Wirtsstube zu sitzen. Das Dabeisitzen brachte Elise schon noch zu stande, da half der Stricktrumpf, wenn gerade keine Dienstleistung erfordert wurde, aber das Aufmerksamsein, das ließ sich eben nicht befehlen, und wenn das rosige Mädchen Gesicht gar freundlich auf die immer bewegten blinkenden Stricknadeln niederguckte, so war's, weil sie eben dabei denken konnte, was und an wen sie wollte.

Seit drei Tagen hatte sie es nun nicht möglich machen können, den Paul Geisenhardt zu sehen, ob sie auch oft auslugte droben vom Dachfensterlein, wenn die Schar der Arbeiter in größeren und kleineren Trupps die Dorfstraße entlang kam. Er war nicht mit darunter gewesen, und ihr wurde angst und bange, er möge wohl gar krank geworden sein. Die Ungewißheit war nicht länger mehr zu tragen. Da ließ sie denn einmal so von ungefähr ihr rotes Halstüchlein hinunterfallen auf die Straße, und als es der Peter Fauster aufhub und ihr's ins Haus trug, kam sie diesem auf den Flur eilend entgegen, dankte und fragte, ob auch er seine Rolle schon auswendig könne. Denn sie wußte, er hatte den Ratsherrn zu spielen und gar viel zu lernen.

„Des wär' schön, wenn ich die noch nicht könnt',“ meinte der, „am nächste Sonntag habe mir ja die erschte Hauptprob!“

„Schon am nächste Sonntag,“ rief sie erstaunt, „ja und der Luther? kann der Luther sein Sach' auch schon ganz, des ist doch nit möglich.“

Der Bursch lachte: „O der! der hat's gekonnt vor uns alle! dem macht so was kein Müß', und das brauch' ich dir gar nicht zu sage, Elise, des weißt du ja doch für ganz gewiß!“

„Ich hab' nur gefürchtet, er ischt krank,“ antwortete das Mädchen leise mit einem scheuen Seitenblick nach dem Innern des Hauses, „weil er die ganzen Tage nicht zur Arbeit in die Stadt gegangen ischt.“

Der Bursch schmunzelte: „Und dessentwegen hast du des Halstüchle falle lasse! Na darum brauchst dir keine Sorg' zu mache, der isch gesund und frisch wie der Fisch im Wasser; nei! er hat nur in Welschingen selber zu thun! Meinst du! die Bauern lasse alle ihre Häuser an der Straß' schön herrichte und neu vermalen, denn wenn das Festspiel erst aufgeführt wird, sagt der Herr Pfarrer, da komme die Leut' gewiß noch von alle Dörfer ringsherum und vielleicht gar aus der Schtadt, um es anzuschau!“

Das Mädchen schlug die Hände vor Verwunderung zusammen; eben wurden Schritte auf der Treppe hörbar, sie horchte auf, wer es sei, und rief dann: „Mutter, komme nur einmal herunter, was Peter Fauster nicht alles zu erzählen weiß.“ Und die behäbige, dickbackige, freundlich nickende Sternemwirtin kam herab und bot dem Peter einen guten Tag.

„Denk' nur, Mutter, die Häuser lassen sie sich in Welschingen neu anschtreiche, so schön wird's bei dem Lutherpiel!“

„Ich hab' schon gar viel davon gehört und ich sehst's auch gar gern mit an,“ erklärte die Sternwirtin ihrerseits, „und ich hoff', der Vater wird da nichts dawider habe, daß wir doch hingehc und es sehen, wenn er jetzt auch alleweil so brummig auf die Welschinger thut.“

„Ja, Mutter, sehe muß ich's! Gelt du bringst den Vater herum!“ war Elifens bittende Antwort.

„Er wird schon selber neugierig werden!“ meinte Peter lachend, „und nun Adies! ich muß den andern nach!“

„Grüßt den Luther,“ rannte ihm das Mädchen noch leise zu, und er gab ihr ebenso zurück, während die Sternwirtin sich schon wieder abgewandt hatte: „Am Montag Morgen geht er wohl wieder zur Arbeit nach der Schtadt!“

Darum auch stand am Montag Morgen, in dämmriger Frühe, trotz der eifigen Kälte, ein flüsternd, glücklich, Gruß austauschend Paar am Gartenzaun. Es war heute keine Gefahr dabei, ein undurchdringlicher Nebel, weiß wie eine Wolkenwand, hüllte es schützend ein, und die beiden hatten sich so viel zu erzählen, zu fragen und zu antworten, daß sie die günstige Gelegenheit recht ausnützen wollten. Da plötzlich nahte sich ihnen aber doch ein immer dunkler werdender Schatten, den sie in ihrer seligen Vergessenheit zu spät bemerkten, und ehe Elise entweichen konnte, hielt sie der Vater am Arm gepackt.

„Jetzt hab' ich's aber satt,“ polterte er mit seiner unwirsch rauhen Stimme, „des ischt das letzte Mal, daß ich euch beisammen treff! Meinscht, Geisenhardt, weil du jetzt auch noch unter die Komödierleut gegangen bist, ich sehst dich darum lieber schon thum mit meiner Elise, da irrst dich denn doch gar sehr! Jetzt erscht grad uit! des verdreht der ja vollends den Kopf!“

„Sternewirt,“ wollte der junge Maurer im bescheidenen Ton seine Entschuldigung anfangen, aber der ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Ah bah, ich will gar nichts höre, geh' an dein Arbeit und unterschteh dich nimmer hier am Gartenzaun Halt zu mache, sonst möcht' ich doch einmal den Weg nach Welschingen nit scheue und Euren Herrn Pfarrer frage, ob sich des auch für einen schickt, der den Luther spiele soll,“ er lachte höhnisch.

„Sell ist nit nötig, Sternewirt. Ich hab' nit gewußt, daß ich der Elise was Bö's anthu, wenn ich ein paar Wörtle im Vorübergehen mit ihr redt. Soll nimmer geschehe Sternewirt, verlaßt Euch drauf. Zhr müßt mich denn schon selber holer!“ antwortete Paul Geisenhardt jetzt im ruhigen, ernstern Ton, der wohlthunend abstach von dem lauten Schelten des Zornigen.

Verächtlich lachte der Sternewirt auf. „Da kannsch lang warten!“ antwortete er. Aber Elise fing nun laut an zu schluchzen. Mit ihren zwei Händen umschlang sie die derbe Faust des Maurergesellen, mit der dieser krampfhaft den Gartenzaun gefaßt hielt.

„Nein, Vater,“ rief sie unter hervorbrechenden Thränen, „nein, so darfst nit reden, das ist zu hart, und, Paul Geisenhardt, das kann ich dir schon sage, wenn das thuschst und mich nimmer grüße willst, so werd' ich dir so unglücklich, daß ich dir's gar uit sage kann.“

„Dummes Gschwätz,“ brumnte der Vater, „hör jetzt auf, Elise, ich find' wirklich, daß er no gescheiter ist als du!“

„Sternwirt,“ unterbrach ihn der Maurergesell in bittendem, aber doch festem Ton: „ich bitt Euch, plagt das Mäble nicht mit wegen mir. Bis Ihr mich selber holet, sprech ich nimmer mit ihr, das versprech ich Euch hier, aber daß ich's nimmer grüß, sell hab' ich nit g'sagt und sell könnt Ihr mir auch nicht verbieten. Jetzt leb' wohl, Elise! denk an das, was ich dir vorhin gesagt hab', daß es so gut für uns zwei passen thät:

Hätt' ich gebaut auf solchen Grund
 Müß' er zertrümmert sein zur Stund!
 Mein Hoffnung ruht nicht hienieden.
 Rühst du dich nicht in saurem Schweiß,
 Erringst du nimmermehr den Siegespreis
 Das Sprüchwort sagt: Wer wagt, gewinnt!

Unwillkürlich hatte der Sternwirt den Arm der Tochter losgelassen, er stand betroffen, wie die Worte so mächtig an sein Ohr schlugen, die letzte Zeile aber deutete er falsch, und sie erregte nun wieder seinen Zorn.

„Wer wagt, gewinnt! aber du sollst nicht wagen, Paul Geisenhardt, nicht wagen um meine Elise, verstanden!“

„Sag' mir noch ein Sprüchlein, Paul,“ bat indes leise in weichem, in brünstigem Ton das Mädchen, „damit ich's besser tragen leru und weiß, woran mich halten, wenn ich dich nimmer sehen soll.“ Überwältigt von ihrem Leid verloren sich ihre Worte in leisem Weinen.

Er aber erhob die Stimme abermals und sprach:

„Gar tröstlich klingt das Gotteswort
 Im heiligen Psalter fort und fort:
 Versänken die Berge selbst im Meer,
 Wir fürchteten uns nicht gar sehr.
 Es müssen Königreich vergehn,
 Doch Gottes Reich, das bleibt bestehn.
 Steh du denn, Herr mein Gott, mir bei,
 Daß nicht Vernunft mein Weisheit sei!
 Wenn du nicht wärest meine Stärk,
 Griff ich wohl nimmer an dieses Werk,
 Und weil durch dich ich dazu kam,
 Will gern ich sterben wie ein Lamm,
 Und würde mir der Leib zerrissen,
 Unbezungen bleibt mein Gewissen.
 So halt ich es in deinem Namen,
 Die Seel' ist dein für ewig. Amen!“

Amen tönte es laut durch den Nebel, und nochmals leiser wiederholte der Bursch gegen das Ohr des Mädchens geneigt:

„Die Seel ist dein für ewig, Amen.“ —

dann machte er sich von ihr los und verschwand im Nebel.

Der Sternwirt hatte all das mit angehört, er war wie gebannt stehen geblieben.

Jetzt war der Bursch im Nebel verschwunden, und laut aufschreiend riß sich Elise von ihrem Vater los, der sie wieder am Handgelenk festgepackt hatte, sie eilte den Gartenstieg entlang dem Hause zu. Über den Sternwirt aber war ein eigentümlich Sinnes gekommen, daß er in diesem Augenblick nicht noch einmal gerade so laut wie vorher mit der Tochter hätte zanken mögen. Er stand noch immer am Baun, und wie ihre Schritte verhallt waren und ihr Weinen, da klang's ihm wieder in den Ohren und schien ihm von allen Seiten aus dem Nebel entgegen zu klingen:

Gar tröstlich klingt das Gotteswort
Im heil'gen Psalter fort und fort:
Versänken die Berge selbst im Meer,
Wir fürchteten uns nicht gar sehr.
Es müssen Königreich' vergehn,
Doch Gottes Reich — das bleibt bestehn.

Plötzlich aber, indem er grimmig vor sich hinlachte, schüttelte er sich gewaltsam auf: „Das fehlte gerade auch noch, daß ich selber einen Narren an ihm fräße, weil er ein paar Verse auswendig gelernt hat. Versteh'n thut er's doch nicht, so ein dummer, ungebilder, einfält'ger Maurerg'sell!“

So hatte er seinen alten Troß wiedergefunden und nun eilte auch er ins Haus zurück, wo die dicke Wirtin eben mit der großen, blauen Kaffeekanne über den Flur schritt.

„Wie schauft aus, Florian,“ lachte die ihn an, „ganz bereift! Grad' als ob Dein Vater selig wärst, als ganz alter Mann, so ein weißer Bart!“

„Ja,“ gab er trocken zurück, „so kommt einem d' Weisheit oft über Nacht!“

„Schöne Weisheit!“ murnelte sie vor sich hin und fragte dann laut, indem sie dem Mann Kaffee eingoß in seine große weiße Tasse, welche die bunt bemalte Aufschrift trug: „Der Hausherr“, und sorgsam, wie nicht immer an andern Tagen Zucker und Milch selber hinzuthat:

„Was hat's deun wieder geseht mit der Elise, das Mäd'el weint ja, als ob's Brünnele im Kopf hätt!“

„Was es geseht hat! Sie will's halt nit aufgeben mit dem Paul Geisenhardt, und die Geschicht' muß einmal ein End nehme.“

„Aber Florian, er ist ein gar tüchtiger Mensch,“ wagte die Sternwirtin ihm das Wort zu reden, „spielt er nit jetzt gar den Luther?“

Sie konnte nicht ausreden und fuhr erschrocken zurück, denn da schlug der Wirt so wuchtig auf den Tisch, daß Kaffeekanne und Tasse und Zuckerschale ein klirrendes Tanzlied aufstimmten.

„Ich verbitt mir, daß von dem Luther in mein Haus noch ein Sterbenswörtle geredet wird!“

Damit war's denn aus für heute.

Aber wenn der Sternwirt auch von seinen Frauenleuten Gehorsam heischte, den Gästen konnte er das Reden und Erzählen nicht verbieten. —

Abends, wenn die Erdöllampe über den Wirtstisch herunterhing, wenn die Bauern hereinkamen und der Schullehrer und der Bürgermeister, da war bald

von nichts mehr andern die Rede als von dem, was sie im Nachbarsdorf vorbereiteten fürs Weihnachtsfest. Nur die Herren aus der Residenz, welche am Samstag und Mittwoch kamen, zuckten verächtlich die Achseln und meinten, das sei ein gewagtes Unternehmen vom Welschinger Pfarrer, so etwas mit ungebildeten Bauern aufführen zu wollen. Es würde ganz gewiß eine lächerliche Geschichte; das war Wasser auf des Sternewirts Mühle, diese Meinung verteidigte auch er. Er verschwor sich hoch und teuer: „und wenn alle Bauern auch meine, es sei noch so schön, mich bringe sie nit mit zum Zuschau hin, ehe nicht unser Fürcht selber hingeht.“

Die andern lachten und polterten mit den Bierkrügen auf dem Tisch. „Sternwirt, da werden die Welschinger gar lang auf die Ehr warten müssen, Euch in ihrer neuen Kirche zu sehen!“

„Ja, und auch noch in einer Kirch!“ eiferte der Wirt weiter, „des ischt die recht Einweihung dertür, damit d' Katholische sage, mer wüßt nicht, wär mer nicht gar in einer Jahrmarktude!“

Es war nichts zu wollen mit dem Sternewirt, er verbiß sich immer mehr in seinen Groll, um so eher, als er sah, wie seines Mädels rotes Mündchen manchmal einen gar trotzigen Zug annahm, und wie ihre sonst so vollen, roten Backen nicht nur manchmal, sondern immer zusehend schmaler und farbloser wurden.

Die Sternewirtin aber sah's auch und tröstete heimlich, so gut sie konnte. Nahm sie sich aber dennoch einmal den Mut und machte den Vater aufmerksam, dann sagte der so oben hin: „papperlapapp, wird schon wieder rot werde, wenn's Frühjahr kommt, sie war nur verbrennt von der Sommeronne, das bleicht al's im Winter.“

„Ja gelt, so ein blaß Stadtfräule, das wär' dir grad' recht,“ grollte dann die Bäuerin, „aber das leid' ich nun nicht. Ich sag' dir nur, in die Stadt geb' ich das Mädele mein Lebtag nicht.“

„Und ich nicht auf's Dorf!“ gab der störrische Vater zurück.

Die kleine Sternewirtin aber wußte ganz gut, wo hinaus das alles wollte. Erzählte es der Sternwirt doch oft genug, daß er in seiner Jugend gar gern hätte studieren wollen, aber der Vater habe es nicht gelitten. Er hielt sich für etwas Besseres als die dummen Bauern und zum mindesten wollte er einen Studierten zum Schwiegervater bekommen und seine Tochter nach der Residenz verheiraten. Die Elise dagegen hielt nichts vom Stadtleben: „wo man das halbe Jahr in die Stube eingesperrt ist und draußen auf der Straß von all' den tausend Menschen, die man da begegnet, auch fast kein einz'ges Gesicht kennt.“ Ihr war das Dorf tausendmal lieber.

So tobte ab und zu ein kleiner Sturm durch das früher so friedlich gewesene Sternwirtshaus, innen gerade wie draußen, wo der Wind die Schneeflocken umwirbelnd herum trieb.

Längst lag die weiße, glänzende Decke über Gärten und Straßen, hatte sich aufgehäuft über den Holzvorräten und den Dächern der Häuser. Selbst der

Stern am Wirtshauschild war verschneit von einer Seite, und auf jedem Pfahl am Gartenzaun lag ein kleiner, weißer Ballen, und wenn auch Stapfen im Schnee verrieten, daß jemand den Gartenweg entlang gegangen war, keins der kleinen Schneehüllen auf den spitz grünen Latten fehlte, also daß es etwa ein Darüberreichen hätte erraten lassen: Nein, kein einzig Schneekäpplein fehlte. Aber stummen, traurigem Gruß kann kein Schnee wehren, und der wurde oft genug getauscht über die verschneiten Latten.

So kam Weihnacht heran mit seinem Lichterglanz, mit seinem Tannenbäumlein und Festglockengeläut. Die Neudorfer aber sprachen diesmal gar nicht von ihrer eignen Weihnachten, nur von der Welschinger Kirchen-Einweihungsfeier und von den darauffolgenden Spielen war weit und breit im Umkreis die Rede. Diese neue Kirche, in der Mitte der Ortschaft auf einer kleinen Anhöhe gelegen, sah gar stattlich aus mit ihrem schlanken Turm und den hohen, zugespitzten, bunten Chorfenstern. Mit Gewinden von Tannenreis hatten sie die Bursche auch äußerlich geschmückt; daß der Schnee seinerseits weiße Blüten einstreute, machte die Kränze nur noch schöner. Am heiligen Christtag Morgen war der erste Gottesdienst darin gehalten. Der Herr Pfarrer sprach schöne Worte der Einweihung, und die Gemeinde freute sich des geräumigen Baues, wo jeder nun am heiligen Sonntag zu seinem guten Rechte und Plage kommen konnte.

Als aber der Nachmittag des zweiten Festtags sich nahte, da schien's, als wollten selbst diese geräumigen Hallen die Schaar kaum fassen, die immer mehr und dichter hereinströmte, denn nun waren's nicht die Bauern und Bäuerinnen Welschingers allein, die ihr zueilten, nein, auf allen Landstraßen kamen die Neugierigen der Umgegend heran. Mit dicken Sohlen stapften sie den Schnee, die Frauen waren verwickelt in ihre Mäntel, mit dampfender Pfeife und Pelzmütze die Männer; dazwischen sausten die Schlitten vorbei, oder langsamer zogen schwere Ackergäule den vollgepackten Leiterwagen über den gefrorenen Boden, es war ein Leben und Treiben auf der Welschinger Landstraße, wie sich's die ältesten Leute nicht erinnerten je erlebt zu haben.

Auch das kleine Neudorf war fast ausgestorben, schon gleich nach der Mittagsuppe hatte sich alt und jung auf die Beine gemacht, die einen, glückliche Inhaber von Billets, um womöglich die besten Plätze frühzeitig zu erobern, die andern, um das Treiben, das Gehen und Kommen vor der Kirche mit anzusehen.

Hinter dem kleinscheibigen Fensterlein der Wirtsstube stand Elise, nur mühsam ihre Thränen hinunterkämpfend. Sie hatte an den vereisten Scheiben mit ihrem heißem Atem einige der Frostblumen aufgehaut und schaute sehnsuchtsbang den Wagen und Schlitten nach, die hier alle vorbei kommen mußten, da die Landstraße von der Residenz nach Welschingen durch ihr Dorf führte.

Umsonst war der Mutter Drängen, der Tochter Bitten gewesen, den Sternwirt zu bewegen, seinen Frauensleuten auch das Vergnügen zu gewähren, der ersten Vorstellung beizuwohnen, er hatte sich einmal verrannt in seinen Eigensinn, er wollte nicht, daß seine Leut' in eine Kirche gingen, die in ein Theaterhaus eingetauscht sei, er habe auch gar keine Lust, sich von den „Bauernbuben“, die

doch eigentlich fast nichts in der Dorfschul' gelernt hatten, etwas vorzagen zu lassen, was sie selber gar nicht verstehen konnten, geschweige denn so zu sprechen vermochten, daß er, der Sternewirt, der schon so und soviel Bücher gelesen und, wenn er einmal in die Hauptstadt kam, immer ins wirkliche Theater ging, eine Freud' daran hätte haben können.

Nun kamen an diesem Nachmittag wohl manche der Festspielgänger aus naheliegenden Dörfern, alte Bekannte des Sternewirts, die sich im Vorübergehen rasch einen Stehstoppeln geben ließen, oder da sie noch zeitig daran waren, sich ein wenig auftauen wollten an der Ofenbank. Da ging denn der Disput mit dem Wirt stets von neuem los, und doch hoffte Elise immer noch, daß der Vater, wenn er sähe, wie alles erwartungsvoll nach Welschingen ströme, sich zuletzt vielleicht würde erweichen lassen. Sie hatte ihr bestes Kleid angethan, sie wäre bereit gewesen, sofort in einem der noch immer vorüberrollenden Wagen um Platz zu bitten, aber hartnäckiger als je in seinem Leben war der alte Bauer.

Selbst der graubärtige, schwerhörige Schmied, sein langjähriger Freund und Gvattersmann, der eben mit zwei weißen Zettelchen in der Hand hereingehinkt kam, wurde unwirsch empfangen:

„Ich glaub' gar, Meister Günther, du willst den Unsinn auch mit ansehen, dich hätt ich für g'scheiter g'halte!“

„Ja, ja, du hast recht,“ gab der halb Taube zur Antwort, ich denk: es wird so schön, wie man so leicht nichts mehr sieht in sein Leben. Aber weißt, ich seh' nimmer recht und höre thu ich auch nicht, da hab' ich denkt, ich bring' die Kärtle dir und mein Pathekind; der Niklaus hat mir eben gesagt, daß ihr noch daheim wäret, da hat's wohl an Kärtle g'fehlt, hab' ich denkt, und bin her komme euch meine zu bringe. Macht euch fix fertig!“

Die Elise hatte sich umgeschaut, ihr liefen die Thränen die Backen herunter, alle andern Mädchen im Dorf durften hingeh'n und des Paul Geisenhardt's Ehrentag mit ansehen und hören, wie er so schön die Verse sprach mit der lieben, weichen Stimme, die ihr immer Tag und Nacht in den Ohren tönte, und nur sie, sie allein sollte ihn nicht hören, nicht sehen, sollte fern sein, wenn er den Luther spielte. Ach, und sie dachte auch, wie er sich wohl wünschte, daß gerade sie ihn sehen könnte, wußte sie doch, wie er an ihr hing mit seiner ganzen treuen Seele.

Wie hatte ihr daher das Herz gepocht, als der brave Schmied mit seinen Kärtle in der Hand gekommen war, aber

„Nix da,“ schrie der Sternewirt jetzt wütend und mit dem Fuße auf den Boden stampfend, den verblüfften Alten an. „Nix da, Gvatter! ich will gar nit hin, behalt Deine Karten, oder . . .“

Ein lautes, immer zunehmendes Jubelgeschrei von der Straße her unterbrach ihn und übertönte den Ausbruch seines Zorns. Elise riß das Fenster auf, sie schaute hinaus —

„Hoch! Hoch!“ klang's herein.

Im selben Augenblick flog von feurigen, glänzend aufgeschirrten Rappen gezogen, auf dem Bock Kutscher und Diener mit Federhut und Treffen, ein fürstlicher Wagen vorüber.

Durch seine großen, hellen Spiegelscheiben hatte Elise ein freundliches Gesicht mit grauem Bart gesehen, auch die goldnen Knöpfe und roten Borden einer Offiziers-Uniform blitzten hindurch.

Jetzt hatte sie dem Fenster den Rücken zugekehrt; ihre Augen strahlten, ihre Pulse schlugen, hochgerötet waren ihre Wangen.

„Vater, jetzt nützt's Euch nichts mehr, nein zu sagen, jetzt müßet Ihr uns zum Lutherschpiel lassen und müßet selbst mitgehn; sell habt Ihr ja selber gesagt, und hier der Gevatter Schmied war ja auch Zeuge davon: Nur wenn der Herr Fürst selber käme zu dem Festschpiel, dann ginget Ihr hin. Und ebe ist der Fürst vorbei gefahre. Vater, Euer Wort müßet Ihr halten.“

Der Sternwirt stand noch immer mit starren Augen, als träume er und könne die Wahrheit nicht glauben, da faßte ihn der Schmied am Arm und schüttelte ihn lachend —

„Na Sternwirt, da heißt's halt nachgeben.“

„Nachgebe, was nachgebe,“ brach dieser endlich mit rauher Stimme sein Schweigen, „des ist gar nicht von Nöten. Wort halten, heißt's da, und deswegen, Mäd'el, mach' Dich fertig!“

Fast wäre Elise ihrem Vater an den Hals geflogen, aber er sah so unmutig drein, daß sie es doch nicht wagte und nun antwortete: „Ich bin fertig, Vater!“

Das war ein Leben in dem sonst so stillen Welschingen, trotz der Kälte und dem leise niederrieselnden Schnee standen die Gruppen gedrängt um die Kirche, selbst wer keinen Einlaß begehrte, freute sich des Treibens, Grüße wurden ausgetauscht hier und dort zwischen den in dicken Wintermänteln verummten Gestalten, und die Kinder mit roten Nasen und verfrorenen blauen Händen, die kleinen Mädchen in Kopftücher gewickelt, die Buben in Pelzkappen sprangen schreiend und jubelnd hinter den ankommenden Schlitten her.

Oben trat der Herr Pfarrer unter den Thorbogen der Kirche, wo hinein er den Fürsten geleitet hatte, und verwehrte dem kleinen Volk den Lärm, da das Spiel jetzt gleich beginnen werde, als ein verspätetes Wägelchen noch rasch heran rollte. Freudig schaute der Herr Pfarrer auf:

„Ihr seid's, Sternwirt! Nun, das freut mich aber ganz besonders!“

Der Gegengruß des Wirts war höflich, aber kalt, aus freien Stücken kam er nicht hierher, die Wolke des Unmuts über das Gezwungensein lag noch auf seiner Stirne.

„So ein Theaterspiel verdreht den Frauenzimmern allweil den Kopf,“ sprach er, „da hab ich halt mit gemußt, ob ich selbst auch kein Spaß dran habe kann.“

„Für Spaß ist es auch nicht,“ bemerkte der Herr Pfarrer ernst. „Geht nur hinein, Sternwirt, es wird Euch schon gefallen!“

„Mir habe nur zwei Karte und die Sternwirtin will doch auch dabei sein,“ erklärte der Wirt in umständlicher Weise, während er seiner in dicker Lächerumhüllung freundlich heraus grüßenden Ehehälfte vom Wägelein herunter half. Elise war schon unten, sie schaute mit leuchtenden Augen den Herrn Pfarrer an.

„Ich hätt so gern, daß die Mutter auch den Paul,“ sie stockte errötend und fuhr dann sich verbessernd fort — „den Luther sehen könnt!“

„Das wollen wir schon machen, kommt, es wird sich wohl noch ein Platz finden,“ war seine gütige Antwort.

Als der Sternwirt aber mit Frau und Tochter hinter dem Herrn Pfarrer in die Kirche eintrat, schien diese schon bis zum letzten Platz angefüllt; dennoch herrschte darin die ehrfurchtsvollste Stille, als gälte es einen wirklichen Gottesdienst, und in diesem Augenblick erklang auch die Orgel zu einem vieltimmigen Chorgesang, der gar feierlich die Wölbung durchhallte. Es waren helle, glockenreine Kinderstimmen, und deutlich verstand man jedes Wort:

Allein Gott in der Höh sei Ehr
Und Dank für seine Gnade.

Da zog der Sternwirt rasch seine Pelzmütze herunter, neigte das Haupt und legte die Hände zusammen, wie er zu thun pflegte, wenn er zum Gottesdienst die Kirche betrat. Rasch und erstaunt blickte er dann um sich: nein, es war kein Gottesdienst, es saßen nicht wie sonst rechts die Männer, links die Weiber, sondern sie waren bunt untereinander gemischt, und dort die große, durch zwei Stufen erhöhte, hochgewölbte und weit sich ausbuchende Altarnische, nach dem Schiff zu, davor eine gedeckte Lampe herniederhing, war verschlossen in ihrer ganzen untern Breite, durch einen leichten, geblühten Vorhang. Darüberhin sah man aber in die Tiefe des Chors hinein, sah seine mit Malereien bedeckten Wände, und das farbige Glas der hohen, schmalen, spitzbogigen Fenster war durch der Winter Sonne letzten Strahl glühend durchleuchtet.

Nahe der Kanzel hatte der Fürst Platz genommen mit einigen hohen Gästen aus der Stadt; in der vierten Bank dahinter waren die Plätze, darauf die Karten in des Sternwirts Hand ein Recht gaben. Durch freundliches Zusammenrücken guter Bekannter, die sie da trafen, wurde auch noch für die Wirtin Raum geschaffen.

Jetzt war der Chorgesang zu Ende, der Vorhang bewegte sich, und im bunten, gelb und roten Wamms, mit großgemaltem Wappen auf der Brust, mit federngeschmücktem Barett und der Hellebarde trat ein Herold heraus, die Versammlung zu begrüßen und ihr zu sagen, was sie eigentlich von dem Spiel zu erwarten habe.

Hier gilt es „nicht nur Spiel und Kunst,
Nicht Beifall und nicht Menschengunst;
Vielmehr, was ihr hier sollt gewahren,
Wird Gottes Werke offenbaren,
Wie sie in alter Zeit gesehn,
Die sollt Ihr heut lebendig sehn!

Den Gotteshelden, den deutschen Mann,
Den Luther wollen wir euch zeigen!"

Da mag einer noch so unvorbereitet hierin kommen, noch ehe der Vorhang aufgeht, wird er belehrt, was sich begeben soll.

Es ist ein gar geschickter Rückgriff des Dichters in die frühere Art der Volksaufführungen, dieser Ehrenhold zu dem nach kurzem Augenblick noch der Ratsherr hinzutritt. Die beiden, vor dem Vorhang rechts und links auf der Treppenwanne sitzend, bilden gleichsam die Mittelpersonen zwischen Publikum und den Auftretenden: „Könnt ich nicht eurem Spiel zusehen?“ hat der Ratsherr gefragt, indem er sich als einer darstellte, der in früherer Zeit gelebt hat und nun wissen möchte, wie die Welt ihren Fortgang genommen. Er fragt gar vielerlei, der Ratsherr, auch später nach den einzelnen Szenen läßt er sich erklären, was ihm nicht klar ist, oder worüber ihm Zweifel aufgestiegen sind, und der Ehrenhold, stets bereit zu Erläuterungen, macht ihn auf dies und jenes ganz besonders aufmerksam, also daß der draußen auf den Bänken zuhorchende Bauer sich denkt: „Das ist doch gut, der Ratsherr fragt jetzt gerade das, was ich hab' wissen wollen! Und der Ehrenhold erklärte so deutlich! Ja, ja, jetzt versteh ich's ganz prächtig und ich merk' auch, was der Luther in seiner langen Rede gemeint hat!“

Einen Theaterzettel aber braucht der Zuhörer im Lutherspiel nun vollends nicht, denn der Ratsherr hat auch keinen und muß folglich beim Ehrenhold stets um Auskunft bitten:

„Zwei Studenten seh' ich dort nahn,“ worauf ihm dieser allsogleich antwortet: „Wittenberger Burschen sind es;“ da setzt sich denn erstere befriedigt nieder: „Seh mir diese Dinge weiter an!“

Als sich nach derartigem Zwiegespräch dieser beiden mitspielenden Zuschauer der bunt geblühte Vorhang zum ersten Mal geteilt hatte, erblickte man den Luther, das Kinn auf die Hand gestützt, mit niedergeschlagenen Augen in tiefe Gedanken versunken, allein in seiner Zelle.

Der jungen Elise, die zwischen dem Sternwirt und der Sternwirtin eingeklemmt saß, klopfte das Herz in mächtiger Erregung; mit den gefalteten Händen, die sie heftig gegen die Brust drückte, glaubte sie die Bewegung niederdrücken zu müssen, damit der Vater nichts davon merke. Ihre Augen hingen gebannt an der Jünglingsgestalt, die da ganz allein auf der Szene vor ihr stand. Das war wohl derselbe Paul Geisenhardt, der Maurergesell, der ihr schon lange lieb und wert gewesen, aber wie viel würdiger und schöner sah er nicht aus in dem langen, schwarzen Pfarrerrock. Es war sonst nichts an ihm verändert als die Kleidung, selbst seinen kleinen Bart, der ihm so hübsch über den Lippen lag, hatte er behalten, und doch war ein so eigentümlich Fremdes, Hohes, Heiliges über den jugendlichen Zügen ausgebreitet, daß Elise auf einmal verneinte: er sei doch ein ganz anderer, er sei wirklich der Luther und denke mit keinem Gedanken daran, ob sie, des Sternwirts Elise, wohl jetzt unter den Zuschauern ihn höre und sehe!

Sie fühlte richtig; Paul Geisenhardt dachte weder an sie noch an die andern Zuschauer, er hatte sie alle vergessen, langsam und bedächtig sprach er die Worte vor sich hin, jedes ernst und reiflich überlegend. Das war keine auswendig gelernte Rede, da schien Satz für Satz in diesem Augenblick als Frucht des Nachdenkens erst zu entstehen, und so weich war die Stimme, so klangvoll schlug sie an durch die ganze Kirche, daß kein Ohr sich ihrem Wohlklang verschließen konnte und sie ganz ungesucht den Weg fand zu aller Herzen.

Auch der Sternwirt hatte seinen Groll und Trutz vergessen: den dicken Knüttelstock zwischen den Beinen, die Hände kreuzweis darauf gelegt und das fleischige Kinn darüber, so schaute er unter den buschigen Brauen hervor, keinen Blick abwendend vom Munde des Sprechers; ab und zu nickte er auch, wenn die Worte so recht nach seinem Sinn waren; die faltigen Linien um Aug und Mundwinkel zeugten von der gespanntesten Aufmerksamkeit, er vergaß ganz, daß es der von ihm so sehr gehaßte Maurergesell war, dem er nun schon seit einer Viertelstunde mit tiefem Wohlgefallen zuhörte. Wohl hatte er sich stets seinen Gästen gegenüber viel darauf zugut gethan, das Theater in der Residenz schon oft besucht zu haben. Aber was sie dort auch mit schönen Dekorationen und Kostümen aufgeführt, so klar und deutlich hatte er den Gang des Stückes noch nie verstanden wie hier, wo der Klang, der Tonfall seiner eignen Sprache ihm vertraut war, wo das Wort, bedächtig gesprochen, mit langer Pause hinter jedem Satz, es ihm möglich machte, ruhig den einen Gedanken vollkommen aufzufassen, ehe der andre herannahte.

Nun trat der alte Staupiß auf die Bühne. Den jungen Burschen, dem diese Rolle zugefallen war, kannte der Sternwirt auch; er sprach gut, aber lange nicht so schön, so volltönend, so durchdacht wie der Luther. Zuerst von neuem ging ihm das Herz auf, wenn jener anhub, er lauschte bewegungslos, als wolle er kein einzig Wort davon verlieren, und als sich der Vorhang endlich schloß, da wachte er auf wie aus einem Traum. Tief schöpfte er Atem, stieß den Stock auf den Boden und rief: „Der kann's!“ Als er aber in die leuchtenden Augen, auf die hochgeröteten Wangen seines Kindes neben ihm niedersah, da auf einmal besann er sich auf seinen Groll, wieder zog er die Stirn in Falten, doch ehe er dazu kommen konnte, etwas heraus zu finden, woran er berechtigten Tadel anknüpfen konnte, erfüllte von der Orgel herunter wieder weicher Chorgefang die Kirche und stimmte auch ihn milde und nachsichtig. Kein lauter Applaus entweihete den Fortgang des Spiels oder den heiligen Ort, nur stilles Geflüster ging ab und zu durch den Raum, wie leises Rauschen im Laubwald, wenn der Wind durch die Blätter geht. Berührten doch Luthers Worte die Gemüther immer mehr und immer mächtiger, wie der Sturm die Zweige.

Als Luther nun aber gar vor den Hohen des Reiches stand, vor dem Kaiser, vor Kurfürsten und Fürsten und sich nicht einschüchtern ließ und da auch den frohen Mut behielt und mit fester, freudiger und doch demüthvoller Stimme sprach: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, helfe Gott mir, Amen!“ da hatte der Sternwirt den Paul Geisenhardt ganz und gar vergessen, nur noch

der Luther war's, den er sah, ob sich der Vorhang schloß, ob er sich aufthat, und als Luther jetzt nach dem Reichstag, wo sie ihn in Acht und Bann gethan, im Gespräch mit seinen Getreuen, Zeile um Zeile wie aus dem Stegreif, auf deren Fragen Antwort gebend, das kraftvolle Lied dichtete:

Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen,

da hielt sich der Sternewart nicht mehr zurück in seiner Begeisterung, so wie der Vorhang geschlossen, da stimmte er mit seiner tiefen, mächtigen Stimme den Choral selber an, noch ehe ihn die Orgel aufgenommen.

Zuerst stuzten die Nachbarn einen Augenblick und schauten sich nach dem Sternewart um, der aber ließ sich nicht irre machen, er sang fort, und oben an der Orgel die Kinderchöre stimmten jetzt ein, der Fürst hatte sich erhoben von seinem Sitz, da wahrte es denn keinen Augenblick länger, und alle andern, die in der Kirche waren, standen auf von den Bänken, erhoben ihre Stimmen in frommer Andacht, und mächtig klang es durch die hohe Wölbung, mächtig auch bis hinaus in das stille, winterliche Dorf, nicht als werde ein Spiel begangen da drinnen in der Kirche, sondern als feiere die Gemeinde ihren höchsten Festtag mit heiligem Gesang.

Noch hatte der Sternewart seit jenem ersten zornigen Aufblicken keinen Blick wieder gehabt für seine Tochter, diese nur schaute erstaunt zu ihm auf und nickte leise und verständnisvoll der Mutter zu, wenn diese sie mit dem Ellbogen aufstoßend, oder ihr die Hand erfassend und drückend auf des Vaters verändertes Gebahren aufmerksam machte.

Da klangen von der Bühne herunter Worte, die ihr gar wohl vertraut waren, hatten sie ihr doch in der schwersten Stunde Trost gebracht und oft seitdem die Erinnerung daran ihren Mut wieder aufgerichtet und ihr Hoffen belebt:

„Gar tröstlich klingt das Gotteswort
Im heilig'n Psalter immer fort,
Verkänten die Berge selbst im Meer,
Wir fürchteten uns nicht gar sehr.“ —

Vor ihren Augen verschwand die Kirche und der Lichterglanz, Nebel war's wieder, dichter, weißer, feuchter Nebel rings umher, durch den die Morgensonne nicht durchdringen wollte, und sie stand am Gartenzaun allein mit ihm, bis der Vater kam, sie mit Scheltworten fortzuziehen, aber da war auch der Vater festgebannt worden von den durch den Nebel hinschallenden herrlichen Worten und er hatte nicht hindern können, daß sie über den Zaun hinüber die Hände geschlungen um den Hals des Geliebten, wie er Sätze gesprochen, die nun eben wieder so volltönend und warm von der Bühne herunterkamen:

Wenn Du nicht wärest meine Stärk,
Griff ich wohl nimmer an dies Werk,
Und weil durch dich ich dazu kam,
Will gern ich sterben als ein Lamm,
Und würde mir der Leib zerrissen,
Unbezungen bleibt mein Gewissen.
So halt ich es in Deinem Namen
Die Seel' ist Dein für ewig. Amen.“

Gespannten Blickes schaute Elise nach der Bühne. „Die Seel ist Dein für ewig. Amen.“ Das hatte er damals ihr gesagt, nicht als frommes Gebet, sondern in heißer Liebe, so wenigstens hatte sie's die ganze Zeit über vermeint, und wenn es so gewesen, dann mußte er auch jetzt gewiß auf sie niederblicken, ihr ein Zeichen geben, daß er ihr noch gut sei, daß er sich freue, sie unter den Zuschauern zu sehen und Antwort aus ihrem Lächeln verlangen, aber sie wartete vergebens: sein leuchtend blaues Auge schien nur in weitlose Fernen zu schauen, oder den Himmel über sich zu suchen. Da hörte Elise nichts weiter mehr, Thränen liefen ihr über die Wangen, und es schnitt wie tiefes Weh in ihre Brust: er hatte sie vergessen: die Ehre, den Luther zu spielen, erfüllte allei u seine ganze Seele und ließ keinen Platz mehr für die Geliebte.

Auch an des Sternenvirts Ohr hatten die wohlbekannten Worte mit zündendem Klang angeschlagen, auch ihm zauberten sie die Erinnerung an jenen Herbstmorgen herauf, und er sah im Geist wieder seiner Tochter Arm über den Zaun hinweg sich schlingen um den Hals des jungen Maurerburschen. Alles sah und fühlte er wieder wie damals, nur seinen eigenen Zorn nicht, der wollte ihm jetzt nicht mehr kommen: er begriff gar wohl, wie sein Mädels an dem schönen, herrlichgestalteten Burschen Gefallen finden konnte, und auch er vermeinte jetzt, der Luther da oben müsse doch jetzt endlich einmal herunter schauen und der Elise einen Blick zuschicken. Waren sie doch nahe genug der Bühne, und mußte er sie lange genug erkannt haben. Aber auch der Sternenvirt wartete umsonst, es verdroß ihn fast, daß es nicht geschah, und doch konnte er sich nicht verwehren, den jungen Mann darum immer mehr zu achten. Und wie er von heftiger Natur war, ebenso im Groll wie in der Zuneigung, so schlug auf einmal seine Ansicht über Paul Geisenhardt geradezu ganz um, er wurde ihm wirklich der tiefernste, glaubensfeste, gewaltige Mann, den er darstellte, und nun freute sich der Sternenvirt, daß er sich nicht durch Gedanken an ein Mädelsgesicht aus seiner Rolle bringen ließ. Ja zuletzt befürchtete er fast, daß er es doch noch thun könne, und erst als der Vorhang wieder fiel, atmete er erleichtert auf. Wie er dabei den Kopf drehte und die Thränen auf Elisens Wangen gewahrte, da ergriff er sie an der Schulter, schüttelte sie in derber Heiterkeit und sagte mitten in die Klänge des neu beginnenden Chorals hinein:

„Na, wein' nur nicht und merk' nur weiter auf, ob der Luther als Ehmann und Vater sein Sach ebe so gut macht wie bisher!“

Erstaunt sah sie zum Vater empor, da gewahrte sie einen Zug über seiner Oberlippe, den sie dort lange nicht mehr gesehn, aber gar wohl kannte; der hatte etwas vom Schalk und bedeutete gut Wetter, wenn er kam. Auch die Sternenvirtin schielte von der Seite nach ihrem dicken, sonst so mürrischen Mann und stieß Elise mit dem Ellbogen an. „Jetzt ist's gewonnen,“ flüsterte sie, „aber laß dir nichts merke!“

Zum letzten Mal ging der Vorhang auf, da saß Luther am gemüthlichen Abendtisch, darauf eine schirmversteckte leuchtende Ampel, mitten im Kreise der Seinen, neben dem Freunde Melanchthon seine Tochter und Knaben, die von der sorgenden Mutter in Handarbeit und Lesen unterwiesen wurden.

Der Luther hätte nun wohl seiner Rolle getreu schon alt sein müssen und grauhaarig, aber so weit gingen die Welschinger Bauern nicht in ihrer Darstellung: sie deuteten vielmehr nur an; wie in der einfachen Szenerie, so in den Kostümen und Bewegungen, die eigne Phantasie des Zuschauers mußte stets das ihre dazu thun, und daß sie nicht brach lag, sondern rege mitarbeitete, das war gewiß ein Teil des unsichtbaren Zaubers, der in dieser Bauernvorstellung lag.

Also trug der Luther auch in dieser Szene seinen kleinen Schnurbart über den jugendfrischen Lippen, und zu dem früheren erusten Ton gefellte sich ein gar warmer, gemütvoller, als er mit beredten Worten das Glück eines christlichen Hausstandes schilderte.

„Der Ehtstand ist ein reicher Hort,
Befcheert uns Gaben fort und fort,
Gott läßt in Liebe Zwei entbrennen
Zu zeigen, daß sie Eins sein können.
Und arm bleibt, wer genossen nicht
Solch einen Herzensunterricht.
Der lehrt, nicht nur für sich zu streben,
Für Weib und Kinder auch zu leben. —

Der Sternwirt hatte wieder geessen, das Kinn auf den Knopf seines Stockes gelegt, jetzt hob er den Kopf, ihm war's, als seien die Worte einen ganz besondern, stehenden Klang, als seien sie direkt an ihn gerichtet, und wirklich, jetzt begegnete er auch einen Moment dem weichen, träumerischen Blick, der über die Mitspielenden hinaus sich ins Publikum verirrt hatte.

Nur einen Augenblick, dann war Luther wieder ganz beim Spiel, und es ging zu Ende so schön und feierlich, wie es begonnen, unter den Choralgesängen, in welche die ganze in der Kirche versammelte Menge fromm und andächtig mit einstimmte.

Der Vorhang hatte sich zum letzten Mal geschlossen, ein Rauschen wie in einem Bienenschwarm begann von der nach dem Ausgang hindrängenden Masse. Aber noch einmal blieb plötzlich alles in stummer Erwartung stehen. Der Fürst hatte sich erhoben, und nachdem er mit dem Herrn Pfarrer einige Worte gesprochen, war er näher gegen die Bühne hingetreten.

Da verschwand der Herr Pfarrer einen Augenblick und trat allsogleich wieder mit Paul Geisenhardt an der Hand, der noch mit dem schwarzen Priesterrock des Luther angethan war, wieder hervor.

Huldreiche Worte freudigen Beifalls spendete ihm der Fürst; der Sternwirt mit Elise standen nahe genug, um jedes einzelne hören zu können, und hoch von freudigem Stolz röteten sich des Mädchens Wangen, als sie leuchtenden Auges zu dem Vater aufsaß, ob auch er sie vernehme.

„Zhr habt Eure Rolle gespielt nicht wie einer, der sie nur auswendig gelernt, sondern der Ausdruck jeden Wortes bewies mir, wie gut Zhr sie verstanden, und das, junger Mann, freute mich besonders. Zhr seid Eures Zeichens ein Maurer, wie mir der Herr Pfarrer sagt, das ist ein tüchtiges Handwerk und hat jetzt, wo bei uns so viel gebaut wird, einen besonders goldnen Boden.

Aber es gibt ja trotzdem manche Unzufriedenen unter den Arbeitern, die falschen Vorpiegelungen nur zu willig das Ohr leihen, da ist es mir eine ganz besondere Freude, von Leuten zu wissen, die wie Ihr, junger Mann, Eure Mußestunden dazu verwenden, im richtig guten Geist Euch weiter zu bilden. Das kann zum Segen werden für viele Eurer Kameraden. Ihr habt mir Freude gemacht durch Euer wohlverstandenes, sinniges Spiel. Ich danke Euch, Paul Geisenhardt!"

Die Kirche war leer. Draußen im Schnee der dunkeln Dorfstraße, die nur spärlich erleuchtet war vom Lichtstrahl aus den Wirtshausfenstern oder des stimmernnden Laternenscheins der abfahrenden Wagen und Schlitten, drängten sich die Menschenmassen, und noch einmal aus dem lauten Gemurmel ertönte ein viel hundertstimmiges Hoch und setzte sich fort den Häuserreihen entlang, als der fürstliche Wagen dahin rollte.

Auch der Sternwirt mit den Seinen stand noch auf der Straße; aber er verneinte kopfschüttelnd, als der Knecht fragte, ob er das Wägelchen spannen solle. „Nei, das ischt noch lang nicht nötig! Aber geh' hinein, Mathias, und sorg', daß uns da drin ein Tischle bereit gehalten wird, für sechs! Hörst du, für sechs, ein guts Nachteste derzu!"

„Für sechs?“ fragte die Sternwirtin erstaunt und sah ihren Mann, der im Schein des Fensterlichts stand, mit aufgerissenen Augen und offenem Munde an!

Der lachte. „Ja, 's hat mer Hunger gemacht, das Spiel, wenn's auch noch so heilig war; und da mein ich halt: 's könnt jetzt jeder von uns für zwei esse, und da mir drei sind, macht dös grad sechs. Und wer dös nicht will, der kann sich ein'n derzu hole für sei zweits Gedeck. Ich zum Beispiel hol' mir den Herr Pfarrer, und du, Frau, kannst dir die Schwester vom Herr Pfarrer hole, und wen sich die Elise holt, das ist mir ganz egal, sie soll bringe, wen sie nur will, wer ihr recht ischt, der ischt mir willkommen!"

Es wahrte nicht lange, so saßen im großen, menschengefüllten Wirtszimmer zum Hirschen an einem besondern Tischlein, das noch eingeschoben war zwischen die enggedrückten andern, der Sternwirt mit seiner immer freundlich blickenden Ehehälfte, der Herr Pfarrer und dessen Schwester. Zwei Stühle waren noch leer.

„Na, 's soll mich wundern, wen die Elise bringt,“ schmunzelte der Sternwirt, der immer wieder ungeduldig nach der Thüre blickte. „Es dauert e bissel gar lang.“

„Wird ihn wohl nicht finden,“ meinte die Bäuerin.

„So, du weißt mehr als ich und weißt wohl gar, wer der er ischt!“ entgegnete er. „Aber, daß die sich nicht finden sollten, da sei unbesorgt, Winterschnee ischt noch lang nicht so dicht, als Herbstfrühnebel und —“

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und Elise erschien, deren Gesicht aus der weißen Umhüllung des gestrickten Kopftuchs recht frisch ausah, von Kälte und Erregung wieder lieblich geröthet. Aber niemand folgte ihr, und langsam zögernd drückte sie sich an den besetzten Bänken vorbei zum kleinen Tischchen in der Ecke hin, von wo sie der Herr Pfarrer schon von ferne mit freundlichem Kopfnicken begrüßte.

Der Sternewirt aber war hastig aufgesprungen. Er machte sich Platz durch die Menge, faßte sie am Arm und zog sie rasch heran.

„Du kommst allein zurück, weißt keinen und hast niemand g'funden, den du gern neben dir hättest?“

„Doch Vater, ich wüßt' schon ein' und g'funden hab ich ihn auch,“ sie erötete bis unter die Schläfe, als sie zurückdachte an den seligen Augenblick, den sie eben erlebt, „und, Vater, ich hab' gedacht, 's wär auch einer, der Euch besonders gefalle müßt; da er doch mit Euch und der Mutter an eim Tisch sitzen soll, deswegen hab ich dran denkt, was Ihr einmal g'sagt habt: am liebsten hättet Ihr ein Priesterrock an Eurem Tisch und deswegen hab ich's dem Luther sage wolle, denn der hat, wie er mir g'sagt, dem Herrn Pfarrer sein beschten Kirchenrock angehabt.“

Sie schaute bei diesen Worten mit leuchtenden Augen zum Herr Pfarrer hin, der beistimmend nickte.

„Ja, Sternewirth,“ bestätigte er, „für unsern Luther hätt' sich's nicht geizient, sich aus dem Kostümverleihgeschäft der Residenz den Rock zu borgen, den er heut brauchte, und für meinen Amtsrock war das wirklich keine Entweihung. Das Lob des Fürsten hat Paul Geisenhardt in vollem Maße verdient; ich wüßt', daß ich keinen bessern für den Luther hätt' finden können, aber daß er es so gut machen würde, hab' selbst ich, der den braven, tüchtigen Burschen von Kind auf kenne, nicht erwartet.“

Noch stand der Sternewirt neben seiner Tochter: „So, den Luther hascht du uns her hole wollen,“ fragte er noch einmal, beistimmend nickend zu des Pfarrers Lob, „und warum ischt er nicht komme?“

„Ja, Vater, er hat halt nicht g'wollt,“ antwortete sie zaghaft zuerst, dann aber blißte es kühn aus ihren Augen: „wißt Vater, er hat auch sein Stolz und er hat g'sagt: sein Wort, was er Euch an dem Morgen am Gartenzaun gebe hat, müßt' er halten. Und zu Euch, Sternewirt von Neudorf, könnt er nicht kommen, bis daß Ihr ihn selber hole thät!“

Gegen den Schluß ihrer Rede hatte Elise wieder allen Mut verloren, furchtsam hielt sie inne, und auch die Bäuerin hielt für gut, die Hand besänftigend auf ihres Mannes Schulter zu legen, denn sie fürchtete die Rückkehr seines Zorns. Aber so rasch war der Eindruck des Festspiels nicht bei dem Sternewirt verwischt, den konnte heute nichts aus seiner guten Laune bringen.

„So, er kommt nicht, bis ich ihn selber hol,“ polterte er, „nun meiner Seel, das g'fallt mer. Komm', Elise, du wirscht ja den Weg noch wissen, wo er zu finden ischt; wir wolle ihn zusamme hole und nachher, Herr Pfarrer, nicht wahr, wenn wir wiederkomme, na! die Gläser sind ja schon eingefüllt! Ich weiß ein Trinkspruch, der muß anfangen:

Seid mir willkommen an meinem Tisch!

Und dann soll uns der Luther die Rede vom Ebstand, die er da eben so schön g'sagt hat, nur nochmal zum beschte gebe! . . .

* * *

Wenige Monate später, als der Winterschnee geschmolzen und der Blütnschnee ihn ersetzt hatte, stand in derselben Kirche zu Welschingen, wo das Weihnachtslutherspiel stattgefunden hatte, ein Brautpaar am Altar unter den segnenden Händen des Priesters, dessen Augen mit mehr als gewöhnlicher Teilnahme auf dem Antlitz der beiden jungen Leute ruhte.

Und wenn bei der feierlichen Handlung dem glücklichen Bräutigam eine Zerstreuung ankam, so war sie wohl verzeihlich, denn unwillkürlich haftete sein Blick an dem schwarzen Rock des Herrn Pfarrers, und er mußte denken:

„Dem hab ich's halt doch zu verdanken!“



Berlin und der Nord-Ostsee-Kanal.

Von

Vize-Admiral Batsch.

Der vor etwa einem halben Jahre in London versammelte Friedens-Kongreß hat unter andern eine Resolution angenommen, daß, wenn ein Staat dem andern den Krieg erklärt, beide gebunden sein sollten, mit dem Beginn der Feindseligkeiten mindestens sechs Monate zu warten. Mit diesem fragwürdigen Beschluß hat man offenbar auf die Möglichkeit von Friedens-Vermittelungen hinarbeiten wollen; der Hergang wurde nicht weiter besprochen, denn es hat wohl nur wenige gegeben, die der Sache einen höheren Wert beilegten, als sie verdient. Die heilige Einfalt könnte schwerlich einen lobenswerteren Beschluß erfinden, um ihrer Sehnsucht nach dem Millennium Ausdruck zu geben; aber auch die Beschließenden werden sich bald klar geworden sein, daß die Strecke bis zur Abrüstung noch nicht um eines Fußes Breite damit verkürzt worden ist. Der Stempel der „Gewalt“, den man dem heutigen Zeitalter beilegt, hat durch die Fortschritte der Kultur nicht an Schärfe verloren. Die letzteren sind nur geeignet, den Satz, daß der Frieden selbst nichts als eine Vorstufe des Krieges sei, als eine Wahrheit erscheinen zu lassen.

Möge dem nun so sein, es ist doch sicher nicht zu leugnen, daß, wenn es sich darum handelt, die Vorstufe dem Gewalt-Ausbruch zu entrücken, Kultur-Fortschritte besser sind als jene Beschlüsse.

Seit der Einführung des Eisenbahn-Befens in England im Jahre 1830 stieg der Wert der Ein- und Ausfuhr in zwei Jahrzehnten um 75 Prozent, seit der Aufhebung der Navigations-Beschränkungen Ende der 40er Jahre stieg derselbe Wert um 100 Prozent. So behauptet der Statistiker Hübbe-Schleiden, und es wird wohl niemanden geben, der ihm widerspricht.

Im Jahre 1818 kreuzte die „Savannah“ als erster europäischer und englischer Dampfer den Atlantischen Ozean. Seitdem ist die großbritannische Ein-

fuhr von 36 auf 319 Millionen Pfund, die Ausfuhr von 42 auf beinahe 180 Millionen Pfund Sterling, in einem Zeitraum von 50 Jahren, gestiegen.

Es giebt nicht wenige, die da behaupten, daß die Statistik im Grunde eine Lügnerin sei, und man kann es — mag man dem beipflichten oder nicht — gern fraglich sein lassen, ob das Steigen der Ein- und Ausfuhrwerte mit den vorgeführten Thatfachen nur in mittelbarer Verbindung steht. Die Thatfachen selbst sind nicht zu leugnen, aber ihre unmittelbare Einwirkung kann bestritten werden, weil sie weit zurückliegen und große Zeiträume umfassen.

Es wird dagegen niemand ernstlich bestritten, daß die Hinwegräumung von Fesseln des Verkehrs dem Wachsen desselben zu gute kommt. Man braucht das nicht auf diejenigen Fesseln zu beziehen, die der Tarif der Grenzölle auferlegt; es gilt in erster Linie den Fesseln, die den Verkehrs-Mitteln, den Verkehrs-Wegeu und der Zugänglichkeit der Stapelplätze anhaften.

Als für die Hansestädte ein Zollanschluß geplant wurde, befürchtete man dort einen Rückgang des See-Verkehrs. In den Kontoren der City von London rieb man sich die Hände. Statt dessen wurden die britischen Kaufherren ganz neuerdings durch einen Konsulats-Bericht von Hamburg überrascht, wonach die Tonnenzahl des Schiffsverkehrs vom Jahre 1887 auf 1888 sich um 400 000, von 1888—89 um 500 000 Tonnen vermehrt hat. Es ist das Gegenteil eingetreten von dem, was auch die hanseatischen Kaufherren befürchteten. Die Verbesserung des Hafens, die Erweiterung des Stapelplatzes hat größeren Seeverkehr, und die Hereinbringung des Stapelplatzes in die Zollgrenze hat dem Hinterlande den Verkehr und den Zugang zum Stapelplatz geöffnet.

Die Abgeschlossenheit von der See ist einer der Schäden, an denen Deutschland seit Jahrhunderten gelitten hat. Sie ist ein Hemmnis für die innere Entwicklung und das Gegenteil von Gewährleistung für den Frieden; denn der ozeanische Verkehr bewirkt Annäherung der Nationen, während die Landesgrenze ebensoviel Reibung und Entfremdung, wie Annäherung bringt.

Das Streben, die innere Entwicklung mit der See in Verbindung zu bringen, hatte von den Hohenzollern keiner so lebhaft wie der Große Kurfürst. Entzog ihm der Friede von St. Germain den Gebrauch der hinterpommerschen Häfen, namentlich Stettins, so suchte er den Zweck auf andern Wege zu erreichen. Sein Gedanke, die Drage und die Rega schiffbar zu machen und beide durch einen Kanal zu verbinden, kam unter treuer Mithilfe des Stettiner Handelsherrn Abraham Sijvers nur teilweise zur Ausführung. Die Drage wurde schiffbar gemacht von Dramburg durch den Lübbeschen See an Hochzeit vorbei bis zur Warthe. Der Müllrofer Graben brachte dann die Verbindung der Oder und Spree und mithin die Wasserfahrt bis zur Hauptstadt. Die Rega ist überhaupt nicht in Angriff genommen worden, und von Dramburg ging ein lebhafter Güterverkehr per Are nach dem Kolberger Seehafen¹⁾.

Auch die Schiffbarkeit der Drage ist seitdem wieder eingegangen, und es ist nur das kleine Stück von Hochzeit bis zur Warthe der Flößerei erhalten geblieben.

¹⁾ Vergl. D. Meinardus in *H. v. Sybel's historischer Zeitschrift*.

Solche Überlieferungen wären kaum noch von Interesse, wenn sie nicht zeigten, wie das Streben nach Hebung des Seeverkehrs dem größten und dem von praktischen Zielen am meisten durchdrungenen der Brandenburger Kurfürsten am Herzen lag. Die skandinavischen Mächte herrschten in der Ostsee, und der Schlüssel dazu war der Sundzoll und die Fahrt durch die Belte. Der Hauptstapelplatz der Ostsee war Kopenhagen, bis Petersburg in erfolgreichem Wettbewerb trat. In Bezug auf Kopenhagen und den Sund haben die Verhältnisse sich geändert — oder sind im Begriff, sich zu ändern — durch den Nordostsee-Kanal. Über seine kommerzielle Bedeutung für Deutschland sind die Meinungen noch etwas geteilt, nicht so auf seine Bedeutung für den russischen Haupthafen. Selbst Autoritäten von großem Gewicht äußerten sich zweifelhaft, ob in jenem Kanal nicht vorzugsweise ein den Amerikanern, Engländern und Russen zugute kommender Verkehrsweg geschaffen würde. Ein allzu ängstliches Gefühl wird hier vielleicht ebensowenig am Platze sein, wie beim Zollanschluß der Hansestädte. Nur soll man die Hände nicht in den Schoß legen und glauben, daß Handelsvorteile ohne Mühe und Anstrengung zu erreichen sind.

Schon vor zwei Jahren hat diese Zeitschrift in ihrem Aprilheft einen Aufsatz veröffentlicht, der eine Seeverbindung Berlins ins Auge faßte und nachzuweisen suchte, daß eine solche nicht nur nützlich, sondern auch notwendig sei.

In erster Reihe suchte der Verfasser die neuerdings vielfach vertretene Schulmeinung zu bekämpfen und zu widerlegen, daß Aren-Fracht der Wasser-Fracht an Wirtschaftlichkeit überlegen sei. An der Hand der Ausführungen sachkundiger Fachmänner, wie Meißner, Bellingrath, Ovel u. a. wurde gezeigt, daß der vielbegehrte Ein-Pfennig-Tarif pro Meile und Doppel-Zentner von der Arenfracht nur unter besonders günstigen — zuweilen künstlichen — Umständen, von der Wasserfracht dagegen ohne Schwierigkeit zu erreichen sei. Namentlich sei dies unzweifelhaft, wenn man sich entschloße, das Netz der Wasserstraßen „einheitlich“ auszubilden.

Unter einheitlicher Ausbildung sei nicht allein die strahlenförmige Zusammenführung der Wasserstraßen nach einem Hauptstapelplatz, sondern im wesentlichen die Beförderungsfähigkeit einheitlicher Fahrzeuge von mäßiger Größe zu verstehen. Dahin seien Lastschiffe zu rechnen in einer Größe von etwa 350 Tonnen oder 7000 Zentner Tragfähigkeit.

Die Herstellung eines den Bedürfnissen des deutschen Reiches entsprechenden Wasserstraßen-Netzes werde sich danach auf etwa 400—500 Millionen Mark belaufen.

Es wurde ferner nachzuweisen gesucht, daß der Frachtbetrieb auf Wasserstraßen dem Bahnbetrieb nicht nur nicht feindlich gegenüber stehe, sondern daß beide einander fördern und ergänzen. Die gegenteilige Behauptung sei hinfällig und werde einseitig von Eisen-Interessenten zur Geltung gebracht. Es wurde hingewiesen auf Dr. Meißner's Nachweis, daß es in der Massenfracht eine Grenze gebe für die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, über welche hinaus sie die Konkurrenz mit den Kanälen nicht mehr aufzunehmen vermögen; für die

Vorzüge der letzteren sei es indes Bedingung, daß die Haupterzeugungsstellen mit den Hauptverbrauchsstellen in Verbindung gebracht würden. Als Erzeugungsstellen wurden die Bergbau-, namentlich die Kohlen- und Eisenbezirke, als Verbrauchsstellen die großen Städte und die Seehäfen bezeichnet.

Ganz abgesehen aber von der Streitfrage über die Wirtschaftlichkeit der Kanäle im Vergleich mit dem Schienenverkehr, sei in allen Schifffahrtsländern nachgewiesen, daß der Wettbewerb des Meeres allem andern Beweis an Vorteil voranstehet. Um dies zu fördern, müsse, wo immer es möglich sei, das Herz des Landes, der Knotenpunkt des Bahn- und Wasserstraßen-Netzes, der Seefracht zugänglich gemacht werden. Und nicht allein für Norddeutschland, sondern für das gesamte deutsche Reich ist, — wie der Verfasser sich schon damals ausdrückte — Berlin der gegebene Punkt und derjenige „Haupthafen“, in welchem die Ladungen der Seeschiffe unvermittelt einlaufen müssen, und von welchem aus sie ebenso unvermittelt dem Meere zu überliefern sind.

Wer freilich heute voraussagen wollte, daß an der Stelle, wo der alte Hamburger Bahnhof seine Legion von Schienensträngen ausbreitet, in absehbarer Zeit Seeschiffe löschen und laden werden, muß zu den Berliner Stadtverordneten gutes Vertrauen haben. Auch im Ministerium für öffentliche Arbeiten würde man ihn mit einigem Achselzucken anstaunen, und ein mitleidiger Dezerent würde ihm den Genuß eines Opiales oder ein Nervenbad empfehlen.

Der Gedanke eines Berliner See-Kanals gehört zu denjenigen Dingen, die man dort mit demselben ungläubigen Auge ansieht, wie etwa den Gedanken eines ewigen Friedens, oder einer allgemeinen Abrüstung. Wer ihn der ernsthaften Beachtung wert hält, gilt als Schwärmer, als einseitiger Interessent, oder als unverbesserlicher Freihändler. Man zweifelt, ob man ihn bedauern, oder seiner idealen Veranlagung spotten soll.

Der eingeborene Berliner hat von seiner zur Reichs-Metropole gewordenen Vaterstadt eine nicht geringe Meinung; es ist ihm eine hohe Genugthuung, daß das alte Berlin „Weltstadt“ geworden, und doch liegt gar kein Grund vor, warum die weltstädtische Eigenschaft jetzt mehr vorhanden sein sollte als vordem. Es ist nicht zu leugnen, daß die Form, in der die dem Deutschen beliebtesten Genußmittel heute ihren Verbrauch finden, sich wesentlich umgestaltet und — so zu sagen — verfeinert hat; die Verbrauchsstätten — vulgo Restaurants, Cafés und sonstige Vergnügungsorte — haben an Glanz, Stil und Großartigkeit gewonnen; die Zahl der Theater hat sich, — wie manche behaupten wollen — etwas über den Bedarf vergrößert, sodaß das Raffeln des Ihespis-Karrens sich in einer Weise hörbar macht, die nicht jedermanns Beifall hat. Man muß das alles in erster Reihe nennen, weil es sich gewaltsam in den Vordergrund drängt und selbst den großen und verdienstvollen Aufwand der neueren Zeit auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, des Kunstgewerbes und der Industrie in den Schatten zu stellen sucht.

Wir meinen, der Charakter der Weltstadt wird erst mit der Seefracht seinen Einzug halten. Erst die unvermittelt nach dem Hauptstapelplatz deutscher Industrie

herangebrachte Seefracht wird der Faktor sein, der Berlin wirklich mit der Welt in Verbindung bringt. Wenn jener „Sohn Albions“ behauptete, für die Teilnahme der Deutschen am Wettbewerb des Meeres müsse der Sitz der Reichsregierung nach Hamburg verlegt werden, so ist das nur bildlich zu nehmen, jener Sitz läßt sich nicht so ohne weiteres verlegen, wohl aber ist es eine Frage, ob die Wirkung und die Früchte des Welthandels sich nicht bis zum Sitz der Regierung bringen lassen.

Der Epree-Romus pflegt Propheten, die solche Verheißungen predigen, nicht gerade als Heilige zu behandeln, und die Zahl der Menschen, die nicht gewillt sind, den Gedanken ernst zu nehmen, wird noch auf geraume Zeit eine große Mehrheit sein. Nichtsdestoweniger sind wir der Meinung, man thäte wohl daran, die Sache lieber heute als morgen in ernste Erwägung zu nehmen.

Verfasser dieses Aufsatzes hatte vor zwei Jahren in ganz allgemeinen Zügen angegeben, welche Richtung nach seiner — nicht ganz berufenen — Meinung eine See-Verbindung Berlins nehmen müßte. An Einwänden hat es nicht gefehlt, und der Benutzung des Oder-Thales wurde von den meisten der Weg der Elbe entgegeng gehalten. Viele haben diesen Gegenvorschlag indes bald fallen lassen, und es sind in der That der Gründe zu mannigfache, die dagegen sprechen.

Es gab eine Zeit, wo wenn überhaupt daran gedacht wurde, die Seefracht nach Berlin zu bringen, und umgekehrt, das Elbthal den Vorzug verdiente. Das war die Zeit, wo die Ostsee für den großen Weltverkehr überhaupt nicht in Betracht kam. Heute ist das anders, denn es sind, abgesehen von manchen andern Ursachen, zwei Dinge eingetreten, die zu einer wesentlichen Änderung beitragen; das ist einmal die bedeutende Hebung des Seeverkehrs von St. Petersburg, und zweitens der Nordostsee-Kanal.

Es ist noch in jedermanns Erinnerung, wie bei der Beschlußfassung über diesen Kanal in betreff der Handelsvorteile die Meinungen sehr geteilt waren. Man versuchte sogar, diese Vorteile überhaupt zu bestreiten und den Hauptnützen auf strategischem Gebiet zu finden. Da indes auch in dieser Beziehung geteilte Ansichten möglich sind, so ist es nicht wohlgethan, von den Handels-Vorteilen so ohne weiteres abzusehen.

Der General-Feldmarschall Graf Moltke hat gemeint, daß man, statt sich vom Kanal eine Verdoppelung der Flotte zu versprechen, an Stelle des Kanals lieber eine Flotte bauen möge. Die Bedeutung seines Ausspruches war verständlich genug, und es mag keinesfalls seine Absicht gewesen sein, daß man die Worte buchstäblich nehmen solle, ebensowenig buchstäblich aber durfte auch der Ausspruch genommen werden, daß im Punkte des kaufmännischen Nutzens der Kanal allen andern Nationen, nur nicht dem deutschen Reich zu gute komme.

Auch dieser letztere Ausspruch enthält unverkennbar einen Kern von Wahrheit; und die Wahrheit wird nicht abgeschwächt dadurch, daß man den Ausspruch selbst nicht ganz buchstäblich zu nehmen hat.

Die Ostsee gewinnt an Bedeutung in demselben Grade, in welchem der Norden und der Osten Europas, der letztere mit der Zukunft seines asiatischen

Hinterlandes, dem Westen erschlossen wird. Die Erschließung betrifft namentlich die Ausfuhr von Mineralien, und diese Ausfuhr wird von der sonst absperrenden russischen Handels-Politik nur gefördert. Es giebt Leute, die da meinen, die sibirische Bahn werde auch dem Karavanan-Thee neuen Aufschwung geben; solche Meinung kann man aber der Zukunft überlassen; die Frage kommt hier auch nicht in Betracht, daß aber der Verkehr des Ob über Archangel nach der Ostsee eine Aussicht auf Verwirklichung hat, ist wohl zu beachten, denn die Verbindung des weißen Meeres mit dem Finnischen Golf scheint, nachdem Petersburg einer der bedeutendsten Seehäfen geworden, nur eine Frage der Zeit.

Eine Statistik über den neuesten Schiffsverkehr der Newa ist noch nicht veröffentlicht; über seine große Bedeutung und mit Riesenschritten fortschreitende Hebung braucht man aber nicht in Unsicherheit zu sein. St. Petersburg ist heute weitaus der großartigste und bedeutendste Seehafen und Stapelplatz der Ostsee, wird es auch weiterhin in immer größerem Maßstabe bleiben, wenn nicht das deutsche Reich durch den Hauptstapelplatz seiner Industrie mit der Ostsee in engere Verbindung tritt. Dieser Zweck kann nur erreicht werden durch eine See-Verbindung Berlins auf dem Wege der Oder.

Als der Nordostsee-Kanal noch nicht in Aussicht stand, kam das Elb-Thal in zweifacher Beziehung in Betracht und führte bekanntlich zu dem Kanal-Entwurf des Dr. Stronsberg. Derselbe bezweckte eine Verbindung des Elbthales mit dem Oder-Thal auf dem Wege über Berlin. Hierbei ist wohl zu beachten, daß er die Benutzung des Strombettes der Elbe verwarf und seinen Kanal die Elbe entlang, sei es am östlichen oder westlichen Ufer, führen wollte. Von Wittenberg ab sollte er als Schlußen-Kanal über Berlin, Liebenwalde und Oderberg gehen; es sollte also mit dieser erheblichen Abänderung ein Nordostsee-Kanal mit Einbeziehung der Hauptstadt werden.

Von dem Vorhandensein jenes Entwurfes hat Verfasser erst Kenntniss erhalten nach erfolgter Veröffentlichung seines April-Aufsatzes im 89er Jahrgang dieser Zeitschrift, findet aber das, was er zur Begründung des eigenen Entwurfes gesagt hat, auch in der Begründung jenes Entwurfes bestätigt.

Es wurde auch dort hervorgehoben, daß unsre Nordseehäfen mit der Gewerthätigkeit des Binnenlandes nicht die nötige Fühlung hätten, und daß die deutsche Ausfuhr über jene Häfen von zu untergeordneter Bedeutung sei. Auf die Einbeziehung Berlins in die Nordostsee-Verbindung wurde der größtmögliche Wert gelegt und die Menge der von allen deutschen Seeplätzen nach Berlin strömenden Waren auf jährlich etwa 16 Millionen Tonnen berechnet. Und wenn man für den nach jenem Plan sehr kostspieligen Kanal nur die Hälfte dieser Waren-Menge in Anspruch nähme, so würde bei einem verhältnismäßig geringen Tonnengeld von 3—4 Mark der Betrieb immer noch einen erheblichen Gewinn abwerfen.

Es verlohnt sich nicht, auf die Einzelheiten jenes Entwurfes einzugehen, weil er durch den nunmehr in Ausführung kommenden Nordostsee-Kanal überholt ist. Destomehr aber lenkt diese Thatsache die Aufmerksamkeit auf die See-Verbindung Berlins mittelst der Oder.

Der Plan dieser Seeverbindung hat auch die Aufmerksamkeit an Allerhöchster Stelle rege gemacht, und Autoritäten, wie die des General-Feldmarschall Gr. Moltke haben sich in durchaus beifälliger Weise ausgesprochen.

Es versteht sich von selbst, daß die Vorschläge des Verfassers, soweit sie auf Einzelheiten der Ausführung einzugehen hatten, keinen Anspruch auf Genauigkeit machen konnten. Dazu gehören Vorarbeiten, die zur Zeit jener Begründung des Vorschlages ganz fehlten, und deren es dazu auch nicht bedurfte. Denn es konnte der Verfasser nicht daran denken, sich demjenigen Teil der Aufgabe zu unterziehen, der dem Techniker zukommt.

So war auch das dem ersten Vorschlag zu grunde liegende Material nur unvollkommen. In der Beurteilung der Höhen war eine ältere, aus den 30er Jahren stammende Höhenkarte Preußens als Maßstab genommen worden, welche die Höhenlage von Schwedt über dem Meere mit mehr als 10 Meter angab. Auf die nötige Zahl von Schleußen war dieser Fehler gewiß von Belang, hatte auf die Hauptfrage indes keinen Einfluß.

Ganz im allgemeinen hatte ich ausgeführt, daß die Seeverbindung Berlins ihren Ausgangspunkt in der Bucht von Swinemünde haben, daß die Kanalrichtung vom Norden der Stadt Berlin etwa der durch den Wasserlauf der Panke gebildeten Bodensenkung folgen, in der Nähe von Steinfurth oder bei der Gräfenbrücker Schleufe den Finow-Kanal treffen und dann, diesem folgend bis Hohenfaathen, das Oderthal erreichen müsse. Ob eine größere Abweichung von dieser Linie geboten sei, ob etwa einer Weiterführung südlich vom Baarsteiner See vorbei nach Lunow zu der Vorzug zu geben wäre, mußte den Technikern und den weiteren Vorarbeiten überlassen bleiben.

Es hat sich bald nach dem Erscheinen der ersten Begründung des Entwurfes, oder vielmehr Vorschlages, in Berlin der Herr Wasserbau-Zuspektor GERMELMANN der Mühe unterzogen, den Vorschlag zu prüfen und zu einer öffentlichen Besprechung zu bringen. So günstig er sich im allgemeinen auch aussprach, so hat er das, was nur ein „Vorschlag“ sein sollte, doch zu sehr als einen „Entwurf“ behandelt; ein solcher ist nicht meine Absicht gewesen.

Zu einem günstigen Ergebnis ist Herr GERMELMANN insofern gekommen, als er die technische Ausführbarkeit nicht bestritt, und als er — was eine große Hauptsache war — das Vorhandensein des nötigen Wasser-Vorrates einräumte.

Ob die Berechnung, die er darüber angestellt hat, sich nicht noch ändert, kann dahin gestellt bleiben. Er nimmt für die Zukunft eines See-Kanals nach Berlin den Schiffs-Verkehr Antwerpens als Beispiel und Richtschnur. Ist aber für den Hauptstapelplatz deutscher Gewerthätigkeit eine Seeverbindung überhaupt gerechtfertigt, so möchte der Schiffsverkehr doch wohl bedeutender werden wie der von Antwerpen. Dieses hatte die Zunahme seines Schiffsverkehrs — wie der Senator BERSMANN in seinem dem Hamburger Senat im Dezember 1880 erstatteten Reisebericht anführt — hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß der Wasserweg nach dem Rhein es mit den hauptsächlichsten Bedarfsgegenenden für Rohstoffe in Verbindung setzt.

Bei Berlin handelt es sich um die Einfuhr von Rohstoffen aller Art nach dem Hauptverbrauchsort selbst, unter Vermeidung des Umladens in Stettin. Die Mehrkosten, die eine Umladung in Stettin verursacht, stehen nicht ganz außer Vergleich mit der Auflage des Schelde-Zolles für die Einfuhr nach Antwerpen.

Wenn nun nach den Angaben des genannten Technikers der Wasservorrat von Havel und Spree für das Durchschleusen von 8000 Schiffen, wie sie in Antwerpen verkehren, hinreicht, so wäre die Frage, ob der Vorrat für eine größere Zahl reichen würde. Für den Verkehr von 8000 Schiffen im Jahr werden 3,5 Kubikmeter Wasser pro Sekunde gebraucht. Der gegenwärtig aus Havel und Spree stattfindende Abfluß beträgt 20 Kubikmeter pro Sekunde. Es würde also immer noch eine Verdoppelung, ja eine Verdreifachung des Verkehrs Platz greifen können, oder, um es richtig auszudrücken, es würde einer solchen Vervielfachung des Verkehrs die vorhandene Wassermenge keine Schwierigkeit machen.

Außer dem Genannten haben sich noch andre Techniker in hervorragender Weise mit demselben Gegenstande beschäftigt. In erster Reihe war dies der königliche Baurat Friedrich Scheck in Freienwalde, dessen lebhaftes Interesse für die Oder-Schiffahrt schon mehrfach zur Geltung gekommen ist; derselbe erhielt von seiten der Regierung zu Stettin die Ermächtigung zu Vorarbeiten für den Seekanal und veranlaßte in weiterer Folge seinen Sohn, den königlichen Regierungs-Baumeister Scheck in Berlin, zu einer eingehenden Bearbeitung der Sache.

Letztere erstreckte sich im wesentlichen auf eine Festlegung der geeignetsten Kanallinie nach Maßgabe der Boden- und Grunderwerbs-Verhältnisse und der zweckmäßigsten Art der Verbindung des Höhengebiets von Berlin mit dem Oderthal.

Auch diese Techniker haben die Verbindung Berlins mit der Bucht von Swinemünde auf dem Wege von Eberswalde und Stettin als unzweifelhaft richtig angenommen; sie sind aber, wie das auch anzunehmen war, nicht der ursprünglich von mir vorgeschlagenen Linie gefolgt.

Die Kanallinie des Herrn Scheck beginnt — um dem Wortlaut seines in der Deutschen Bauzeitung veröffentlichten Vortrages zu folgen — „am Tegeler See, verfolgt das Tegeler Fließ, und schneidet zwischen dem Wandlitzer und Mühlenbecker See (Basendorf, Wandlitz, Klosterfelde, Auhlsdorf), sowie an dem Wischsee Höhen von 58 und 59 Meter an; bei Gräfenbrück wird der Finowkanal im Niveau gekreuzt. Der Kanal geht über Steinfurt-Lichterfelde und tritt bei Eberswalde an den Höhenrand, in dessen steile Böschung das Hebewerk zu legen sein wird.“

Das wesentlichste Ergebnis der Vorarbeiten des Herrn Scheck besteht nämlich darin, daß für den Abstieg in das Oderthal die Schleußentreppe verworfen und ein Hebewerk an deren Stelle gesetzt wird.

Die Einstellung eines ähnlichen Hebewerkes statt Schleusen war auch in dem Vortrage des Herrn GERMELMANN zur Erwägung gestellt worden; die Bearbeitung des Herrn Scheck nimmt dasselbe aber als Notwendigkeit an, und zwar aus mehreren Gründen, deren Triftigkeit indes noch nicht ganz festgestellt ist.

Herr Scheck ist, wie es scheint, der Meinung, daß für einen Schleußen-Betrieb der Wasservorrat von Havel und Spree nicht genügen würde; er meint, daß selbst die von Herrn Germelmann angenommene geringe Wassermenge von 3—4 Kubikmeter pro Sekunde von beiden Flüssen an die Oder nicht abgegeben werden dürfe. In seinem zur Veröffentlichung gelangten Aufsatz hat er diesen Punkt indes nicht berührt, und bei eingehenderen Vorarbeiten dürfte sich die Wasserrechnung voraussichtlich doch günstig gestalten.

„Der Wasserspiegel würde,“ so fährt Herr Scheck fort, „in zwei Stufen von rund 29.9 auf 0,0 N. N. (Normalnull) gesenkt werden. Der Kanal geht dann links am Finowkanal mit letzterem nahezu parallel und mündet in den Tiefe-Oderberger See, verfolgt den Lauf der alten Oder bis Hohensaathen, weiter den eingedeichten Entwässerungs-Graben (Hohensaathener Kanal) und schneidet von Stüßlow an in das vielverzweigte Oberbett ein. Auf dem rechten Ufer des Kanals soll ein Deich das Oberwasser fern halten, letztere Anordnung ist über Schwedt bis unterhalb Greifenhagen fortzuführen; hier endet der Kanal in das freie Oberbett hinein x.“

Die von Herrn Scheck angenommenen Abmessungen des Kanals halten sich in bescheidenen Grenzen. Er glaubt dem Bedürfnis zu genügen, wenn er den Kanal für etwa $\frac{1}{6}$ der Handelschiffahrt zugänglich macht. Dafür würde eine Tiefe des Fahrwassers von 6.5 Meter genügen, und bei einer Breite des Wasserspiegels von 52 Meter und der Sohle von 20 Meter gute Fahrbarkeit vorhanden sein für Schiffe von etwa 1500 Tonnen. Der Berliner Hafen fielen in den Tegeler See, was in bezug auf den Kostenpunkt vorteilhaft ist, denn bei näherem Heranrücken an die Stadt selbst würde die Hafenanlage mit jedem Hektometer sehr viel kostbarer werden.

Die Studien des Herrn Scheck haben sich auch sehr eingehend mit den Kosten der ganzen Anlage beschäftigt. Einschließlich des Grunderwerbs, der Erdbewegung, der Brücken und Wege, der Hafenanlagen, und zweier hydraulischen Hebewerke, der Betriebsmittel und Speicheranlagen, berechnet er die Gesamtkosten auf 150 Millionen Mark, was den Kosten des Nordostsee-Kanals etwa gleichkommt und diejenigen der neuerdings fertiggestellten Kanalisation von Berlin etwas übersteigt.

Da alle in betracht kommenden Forderungen knapp berechnet sind, so müssen sich bei der wirklichen Ausführung die Gesamtkosten wohl höher stellen. So ist z. B. eine für das Bedürfnis von Berlin ausreichende Hafenanlage, nach Art der Bremer Einrichtung, für 10 Millionen nicht zu haben. Es wäre allerdings in Betracht zu ziehen, daß ein ganz erheblicher Teil des Berliner Ortsbedarfes in Quai-Anlage und Betriebsmitteln, die ausschließlich dem Vorteil Berlins zu gute kommen, von den für den Kanal aufzuwendenden Gesamtkosten abgezweigt werden und der Kommune zufallen.

Es würde auch nicht richtig sein, die Seeverbindung der Hauptstadt nur als Fortsetzung der Stettiner Schiffsahrtsstraße anzusehen; denn auch diese letztere

genügt schon längst nicht mehr dem Stettiner Verkehr und würde für einen Schiffsverkehr nach Berlin ganz unzulänglich sein.

Ob man sich für den Ausgang aus dem Haff auf die Dauer noch mit der Swine, einschließlicly der Kaiserfahrt, wie sie jetzt ist, behelfen könnte, steht dahin; einem sehr vergrößerten Verkehr würde weder die Tiefe noch die Gestaltung des jetzigen Fahrwassers genügen. Die außerordentlich beengten Verhältnisse recht unterhalb Stettins bis zum Papenwasser bedürfen hierbei kaum der Erörterung. Eine Regulierung dieses Fahrwassers in größerem Maßstabe soll von den zutreffenden Behörden Stettins wiederholentlich beantragt sein, und bei dem Ministerium für öffentliche Arbeiten seit geraumer Zeit in ernste Erwägung genommen sein.¹⁾

Wer jemals die Oder bei Stettin besucht, braucht nicht Wasserbau-Techniker oder Seefahrer zu sein, um sich mit einigem Staunen zu fragen, wie denn die gewaltigen Bauten des Vulkan die See überhaupt erreichen sollen. Jede auch noch so geringe Steigerung des Verkehrs macht es einleuchtend, daß mit diesen Hasen-Verhältnissen Wandel geschafft werden muß, und daß man für die Klagen der Flußfischer von Frauendorf und Goglow über die Ramponierung ihrer Boote durch den Dampfer-Verkehr nicht länger wird taub sein können.

Über die Ermittlung des Verkehrs von Schiffsfrachten zwischen Berlin und Stettin giebt Herr Scheck eine überschlägliche Berechnung, die sehr zutreffen mag, soweit sie den bis jetzt vorhandenen Verkehr betrifft. Man unterschätzt damit aber die Bedeutung der unmittelbar nach Berlin gelangenden Seefracht. Die dadurch herbeigeführte Erleichterung kann und muß Beziehungen erschließen, die bis dahin geruht haben, oder verschlossen gewesen sind.

Berechnet man, wie Herr Scheck es, den Angaben des statistischen Amtes folgend, gethan hat, die Wasserausfuhr von Berlin nach Stettin auf 17.7 Prozent des Gesamt-Verkehrs, und die Wassereinfuhr von Stettin nach Berlin auf 18 Prozent, so würde der erstere sich auf 143451 Tonnen, der letztere sich auf 1066167 Tonnen oder zusammen der Verkehr zwischen Berlin und Stettin sich auf 1219918 Tonnen belaufen.

Der Durchgangsverkehr beliefe sich nach Stettin thalwärts auf 291521 Tonnen, bergwärts auf 212371 Tonnen, zusammen auf 503892 Tonnen.

Hätte man ein solches Ergebnis, gegen das sich in Punkte der Richtigkeit wenig einwenden läßt, als Grundlage zu nehmen für den Bau eines Seekanals, so würde man mit dem verneinenden Sinne des Beschlusses bald fertig sein. Man würde sich eben mit der einfachen Folgerung abzufinden haben, daß, weil Berlin der Seefrachten, loco zu löschen, bis dahin nicht bedurft hat, es deren auch fernerhin nicht bedürfen wird.

Übrigens bemerkt Herr Scheck selbst, daß dem Ergebnis seiner Verkehrs-Ermittlung ein besonderer Wert nicht beizulegen sei; er räumt ein, daß die Eröffnung eines Seeweges nach Berlin den Verkehr in ganz andre Bahnen lenken,

¹⁾ Ganz neuerdings verlautet, daß nach dem Besuch des Finanz- und Handelsministers in Stettin die Erweiterung des Hafens auf Kosten der Stadt, die Regulierung des Fahrwassers der unteren Oder auf Kosten des Staates eine beschlossene Sache sei.

in Berlin selbst gewaltige Handels-Umwälzungen hervorrufen würde. „Wenn man,“ so sagt er, „von dem jetzigen Verkehr auf den zukünftigen schließen wollte, so könnte man leicht einen ähnlichen Fehler begehen, wie wenn der bisherige Wagen- und Postverkehr der Berechnung für die Rentabilität einer neuen Bahnstrecke zu Grunde gelegt werden sollte.“ Dies ist bescheiden ausgedrückt. Die Erbauer der Pacificbahn haben sicherlich nicht den vorherigen Güterverkehr zwischen Ost- und Westküste des Nordamerikanischen Kontinents zu Grunde gelegt. Man hat der Pacificbahn nicht bedurft, so lange sie nicht vorhanden war, denn erst die vorhandenen Verkehrsmittel schaffen den Verkehr. Der Verkehr aber einmal geschaffen, bedurfte man bald einer Verdreifachung der Verkehrsmittel und der Verkehrswege.

Gegen welche nachhaltiges Vorurteil die Entwicklung der Wasserstraßen im deutschen Reich zu kämpfen hat, beweist der bis jetzt „ideal“ gebliebene Rhein-Weser-Elbe-Kanal. An die Notwendigkeit eines solchen glaubte man mit Bestimmtheit, als der Bahnverkehr noch in der Kindheit war. Mit der Steigerung des Eisenbahn-Wesens wuchsen auch die Zweifel an der Herstellung eines Kanals; und zwar behaupten die Kanalfreunde, man habe das Zustandekommen des Kanals bekämpft, weil die Eisen-Interessenten den Wettbewerb der Wasserstraßen gefürchtet hätten. Heute ist man zu der Einsicht gelangt, daß solche Befürchtungen hinfällig sind, und daß der Bahnverkehr durch den Wettbewerb des Kanalverkehrs nur gewinnen, niemals verlieren kann.

Wie wenig Fortschritte die Kanal-Entwicklung in Deutschland gemacht hat, ist nirgend bestritten; von einem einheitlichen Plan, sei es in den Verkehrs-Anlagen, in Hafeneinrichtungen und Schleußen-System, sei es in den Transportmitteln, sind wir weit entfernt. „An Länge“ — so sagt Herr Sympher in den Erläuterungen zu seiner Karte — „übertreffen die Eisenbahnen die Wasserstraßen, selbst viele nur flößbare, im Naturzustand befindliche Strecken eingeschlossen, fast um das Vierfache, während die bewegten Gütertonnen-Kilometer nur etwas mehr als das Dreifache ausmachen;“ und er weist mit Recht hin auf die bedeutame Thatsache, daß der kilometrische Verkehr — auch Stärke des Verkehrs oder Umlauf genannt — auf den Wasserstraßen durchschnittlich größer ist als auf den Eisenbahnen.

Man darf sich aber, wo es sich um Berlin als Seehafen handelt, mit einer solchen Erörterung überhaupt nicht aufhalten. Der Vorteil, der in der Vermeidung des Umladens an der Küste liegt, ist ein verschwindend geringer. Der Vorteil, der hier in Frage kommt, liegt darin, daß die Hauptstadt auch Hauptstapelplatz wird.

„Es ist der Natur des Handels gemäß“ — so sagt der weiland Reichs-Handelsminister, der Bremer Senator Duchvitz in seinen Denkwürdigkeiten — „daß derselbe einen Centralpunkt sucht, wo alle Fäden des Zustusses und Abflusses der Waren sich vereinen. Je größer solcher Centralpunkt ist, desto größer ist daselbst die Auswahl aller Waren, und folgeweise der Zusammenfluß von Käufern und Aufträgen.“

„Schiffsladungen zur Verfrachtung seewärts und flußwärts, sowie geregelter“ — und wie man hier wohl hinzufügen kann: vom Hauptstapellager strahlenförmig über das Land sich verbreitender — „Landtransport ist nur möglich durch die Kombinierung vieler Waren, wodurch Schiffe und Fuhrwerke komplette Ladungen erhalten können.“

Es ist richtig, daß England im Seehandel die Herrschaft hat, daß es von allen Dampfschiffen der Welt beinahe 60 Prozent, von allen Segelschiffen beinahe 40 Prozent besitzt, daß es im eigenen Lande große Mineralschätze, eine vorzüglich entwickelte Industrie und Landwirtschaft, ein reiches Material für den Schiffbau und Maschinenbau, eine für die Schifffahrt sehr geeignete Küste mit zahlreichen Häfen und eine werththätige Bevölkerung besitzt. Unser eigener Anteil an der Schifffahrt beschränkt sich auf etwas über 5 Prozent an den Dampfschiffen und 6 Prozent an den Segelschiffen der ganzen Welt. Wir haben nicht den milden Winter wie Großbritannien, wir haben weniger Häfen, aber alles, was wir sonst an natürlichen Hilfskräften, an Mineralschätzen, an Entwicklung des Gewerbetleißes, an Entwicklung der Landwirtschaft, an der persönlichen Geeignetheit des Volkes besitzen, giebt uns wohl den Anspruch auf einen gesteigerten Anteil am Seehandel und an der Sprengung derjenigen Fesseln, die unsern berechtigten Anteil am Seehandel bis dahin in engen Schranken gehalten haben.

Die Gebrechen, an denen der deutsche Seehandel gelitten hat, sind noch nicht alle beseitigt. Der mangelhafte Zustand der Verkehrswege hat sich erst gebessert, soweit es den Landtransport betrifft. Die Wasserstraßen lassen noch zuviel zu wünschen übrig. Transit-Zölle, Mangel an Münz-, Maß- und Gewichtseinheit sind beseitigt, die Hansestädte sind durch Zollanschluß in direktere Verbindung und Beziehung zum Hinterland gebracht. Durch den Nordostsee-Kanal wird ein Verkehrsweg geschaffen, der auch unsre Schifffahrt vom Sund und den Belten unabhängig macht, mag man diese Unabhängigkeit nun für Ertragszwecke so hoch oder so niedrig anschlagen, wie man will. Trotz alledem ist dem Haupterfordernis noch nicht genügt; die dem Binnenlande bisher so fremd gebliebenen Interessen des Seehandels werden der inländischen Erzeugung und Gewerthätigkeit noch nicht näher gebracht, und darum handelt es sich, wenn die Theiligung am Welthandel zur Wahrheit werden soll.

Noch wenige Jahre, und der Nordostsee-Kanal wird dem Verkehr geöffnet. Für die an seiner Herstellung beschäftigten Tausende von Arbeitern wird neues nutzbares Gebiet zu suchen sein. Die große, ein halbes Hundert übersteigende Zahl von Maß- und Trocken-Baggern wird man mit allen andern, nur zu solchem Zweck verwendbaren Maschinen und sonstigen Geräten nicht verkümmern lassen wollen. Aber es ist nachgerade an der Zeit, über die weitere Verwendung Rat zu halten. Man könnte wohl fragen, ob der Große Kurfürst, dem vor zweihundert und einigen Jahren nur der Friede von St. Germain im Wege war, angesichts solcher Bauten, wie jener Kanal, nicht auch an den melancholischen Anblick des Oberthales gedacht hätte. Es sind gewiß ganz fleißige, betriebsame und in ihrer Art gewiß auch wohlhabende und zufriedene Orte, jene kleinen

Städte am rechten und linken Oderufer, wie Schwedt, Greifenhagen, Barz, Fibbichow mit dem etwas entfernten Bierraden und seiner anerkanntswerten Tabaks-Industrie; man könnte sich von ihnen aber auch größere Vorstellungen machen, und schon dieser Wunsch allein könnte der Vater größerer Gedanken werden.

Es ist nicht schwer, der Phantasie die Zügel schießen zu lassen, und man glaubt das Kopfschütteln der Finanzmänner zu erkennen, wenn man von der Verbindung des Binnenlandes mit den transoceanischen Ländern auf diesem Wege spricht; der Verfasser dieser Zeilen wird es vielleicht nicht erleben, aber der Gedanke wird, wenn man alle Wahrscheinlichkeiten berechnet, doch einmal zur Wahrheit werden.

Weiter als es hier geschehen ist, in Einzelheiten der Ausführung einzugehen, ist nicht an der Zeit. Studien allein genügen nicht; es bedarf umfangreicher und eingehender Vorarbeiten, einschließlich des Nivellements der in Betracht kommenden Linien. Mit einem etwaigen Betrag von 50000 Mark, durch einen Verein von Finanz-Geschäftsmännern der Regierung zur Verfügung gestellt, würde es zu bestreiten sein. Allerdings müßte man entschlossen sein, der Aufgabe im nötigen Umfange gerecht zu werden.

Bringt man einen Seehafen nach Berlin, so handelt es sich darum, „nahezu“ mit den Verkehrs-Verhältnissen des Nordostsee-Kanals zu rechnen. Auf Antwerpen hat man den Blick mehr zu richten als auf St. Petersburg, und nur der Kriegsschiffs-Verkehr kann ganz außer Betracht bleiben. Würde man sich aus technischen Rücksichten mit 6,5 Meter zu begnügen haben, wozu außer dem Kostepunkt kein dringender Grund vorliegt, so würde man dem Bedürfnis der Zukunft nur halb genügen. Ich bin der Meinung, daß man mit 8 Meter Tiefe, die andern Abmessungen dem entsprechend, zu rechnen hätte, und man würde, meine ich, das Hafengebäude so weit in das Stadtgebiet hineinzurücken haben, als irgend möglich ist.

Ob das Flußbett der Oder überhaupt zu berühren wäre, kann dahin gestellt bleiben. Die ungeheuren Sandmengen, die von der Gießener Gegend kommen und schon jetzt die Fahrwasser-Verhältnisse bis beinahe nach Klipperwiese unsicher machen, könnten wohl aus dem Spiele bleiben. Ohnehin dürfte während der Bauzeit der Verkehr nicht gestört werden, und die Breite des Oberthales scheint in dieser Beziehung keine Schwierigkeit zu bieten.

Die Verlandung des Oberbettes und die Entwässerung und landwirtschaftliche Nutzbarmachung des ganzen Oberthales von Lunow bis Stepenitz und Ziegenort sind Dinge, die sehr ernsthafter Erwägung bedürfen. Nimmt man die Gegend in Augenschein — eine Mühe, der sich der Verfasser unterzogen hat — so braucht man nicht Techniker zu sein, um zu erkennen, daß der scheinbaren Ratlosigkeit in dieser Richtung einmal abgeholfen werden muß.

Daß weder Duhnen noch Dämme geeignet sind, der fortlaufenden Erhöhung des Strombettes Einhalt zu thun, und daß der große, dort vorhandene, aber

„verzettelte“ Wasservorrat weder der Schifffahrt nützt, noch der Landwirtschaft entzogen wird, darüber scheinen Sachkundige dort einig zu sein; aber auch nur darüber. An den Nutzen der durch einen tiefen Graben zu schaffenden Entwässerung scheint man nicht einstimmig zu glauben; dies aber meist aus dem Grunde, weil man nicht an die Möglichkeit einer Ausführung glaubt. Und doch wird diese Möglichkeit von den Fachmännern nicht allein eingeräumt, sondern als sehr praktikabel dargestellt.

Ob der Aufstieg zwischen Gräfenbrück und Hohensaathen mittelst Hebewerks oder mittelst einer Schleußentreppe zu bewirken wäre, kann man dem Ergebnis wirklicher Vorarbeit überlassen.

Im erster Linie steht die Frage des Wollens. Das Kriterium ihrer Beantwortung liegt, wie ich anzuführen versuchte, in den Folgerungen des Nordostsee-Kanals. So unbestreitbar gewisse strategische Vorteile dieses Kanals auch sein mögen, es genügt nicht, sich an diesem Gewinne allein genügen zu lassen. Möge man sich die Handels-Vorteile nicht entgehen lassen, wenn sie mit doppeltem Gewinne zu erreichen sind, und möge man vor allem dem Hauptstapelplatz deutscher Gewerbsthätigkeit, dem Hauptstapelplatz der für sie hereinzuführenden Rohstoffe, der zum Ban nötigen Steine und Hölzer die ihm zukommenden Vorteile nicht vorenthalten.

Der Verkehr durch den Suez-Kanal erträgt eine Abgabe von mehr als 8 Mark auf die Tonne. Rechnet man für den Verkehr nach Berlin 5000 Schiffe à 1000 Tonnen pro Jahr und belegt die Tonne mit einer Abgabe von nur 5 Mark, so ergiebt das einen Brutto-Ertrag von 25 Millionen pro Jahr.

Berechnet man die Kosten der Gesamt-Herstellung des Kanals, einschließlich aller der neuesten Hafen-, Lösch- und Lade-Einrichtungen, Speicher und Verkehrsmittel auf 200 Millionen Mark, so bleibt nach Abzug der Verzinsung des Kapitals immer noch eine erhebliche Dividende.

Eine Einzel-Berechnung ist so lange nicht thunlich, als die Herstellungskosten aufs Geradewohl angenommen sind. Grunderwerb und Erdbewegung sind schwankende Faktoren; sie, wie alles andre, müssen sich auf gründliche Vorarbeit stützen; entschließt man sich, sie in die Hand zu nehmen, so öffnet man das Kapitel eines nicht unwichtigen Theils der Zukunft von Berlin, als Stapelplatz erster Ordnung für das Reich.



Aus der Wiener medizinischen Schule.

Von

A. Kronfeld.

II.

Inhalt: Billroth (Fortsetzung): Trachom. — Ekrophulose. — Humanität. — Kraft-Ebing: Wissenschaft und Leben. — Anhang: Schonet den Garten! — Stellwag: Seine Klinik. — Genie und Wahnsinn. — Pseudogenies. — Traum und Wahnsinn. — Hypnotismus in der Litteratur. — Ibsen's „Frau vom Meer“. — Pathologische Liebe. — Masochismus und Sadismus. — Rousseau, ein Masochist. — „Räthchen von Heilbronn“. — „Penthesilea.“ — von Brücke: Der vielseitigste Physiologe. — Ernährung des Arbeiters. — Vegetarismus. — Geistige Getränke.

Den ersten größten Hof des Krankenhauses zielt und belebt eine alte, herrliche Gartenanlage: Ein Viereck alter Kastanienbäume umgiebt, zwei Lindenalleen teilen sie in zwei symmetrische Hälften, während zahlreiche Pfade das Gartenviereck nach verschiedenen Richtungen durchziehen. Im linken Gartenflügel steht das Direktionsgebäude, vor ihm und entsprechend auf der rechten Seite je ein Bassin mit Springbrunnen. Das Direktionsgebäude nimmt einen nur bescheidenen Raum des rechten Hofes ein. Es wurde vorgeschlagen, einen Teil der rechtsseitigen Gartenanlage zu devastieren und auf dem hierdurch freigewordenen Areal die Billroth'sche Klinik zu errichten. Billroth selbst befürwortet obigen Vorschlag mit folgenden Worten:

„Gewiß ist es für Kranke wie für Gesunde angenehmer und besser, in luftigen Räumen beisammen zu leben, als in kleine, niedrige Zimmer zusammengedrängt zu existieren, doch einen besonderen Faktor, eine Ursache für die Entstehung spezifischer Krankheiten können wir heute nicht mehr in diesen Momenten finden; wir haben absolut keinen Anhaltspunkt dafür, daß durch die Zusammenhäufung von Menschen spezifische Miasmen und Kontagien erzeugt werden, so sehr ihre Verbreitung dadurch auch gefördert wird. Wir können daher mit gutem ärztlichen Gewissen unsere früheren Ansprüche an die Luftmengen in den Krankenhäusern auf ein mittleres Maß herabsetzen.

Von diesen Gesichtspunkten aus halte ich es daher für ganz unbedenklich, den großen ersten Hof unseres Krankenhauses teilweise durch zweckmäßige Einbauten nutzbringender für die Verteilung der Kranken in diesem großen Humanitäts-Institute zu machen.

Man hat fast ganz Paris und ganz Wien in dreißig Jahren umgebaut. Wie viele alte Rechte und Servituten mögen dabei zertrümmert, wie viele gordische Knoten zerhauen sein. Doch man sagte: „wir wollen, weil wir es für zweckmäßig, für nötig halten,“ und es geschah. So wird man auch mit dem Umbau unseres Krankenhauses fertig werden, wenn energische Männer an der Spitze unserer Regierung die zwei Worte sprechen: „wir wollen.“

Liegt doch in dem unerschütterlichen Willen schon der Zauber, durch welchen die Vorstellung zur That und zum Ereignis wird.“

Hiermit dürfte über die schönste Garterpartie des Krankenhauses und über einen der schattigsten Gärten der Residenz unerbittlich der Stab gebrochen werden. Der oberste Sanitätsrat, welcher dieses Projekt befürwortet hat, erwähnt wohl der sanitären und ästhetischen Bedenken gegen die Zerstörung der Anlage, fügt jedoch hinzu, daß er unter der Bedingung, daß an eine räumliche Erweiterung des Krankenhauses in nächster Zeit geschritten wird¹⁾, gegen die Eliminierung dieser Garterpartie nichts einzuwenden habe.

Der Garten, über welchem das zerstörende Damoklesschwert in Gestalt eines Erlasses schwebt, ist von alten Linden und Kastanienbäumen und sehr dichtem, jungem Unterholz beschattet. Cornel- und Heckenkirsche, Schneeball- und Spierstaube, Jasmin, Fichten und Föhren bilden dichte Gebüsch. Auf einem zierlichen, blumigen Wiesenparterre erhebt sich das Denkmal eines bedeutenden und fruchtbaren Forschers, des einstigen Primarius Türk; die dankbare Nachwelt hat dem Erfinder des Kehlkopfspiegels und dem Mitbegründer der wissenschaftlichen Nervenheilkunde an der Stätte seiner Wirksamkeit ein würdiges Denkmal gesetzt. Zierliche Birken und Oleaster geben der Anlage Leben und Bewegung, Hollunder und Jasmin erfüllen zur Blütezeit die Luft mit Wohlgerüchen. In den Büschen flammen die Blütentrauben des Goldregens, und von sattgrünem Grunde hebt sich die duftige Jasminblüte. Lebensbäume und Zypressen geben der Landschaft stellenweise eine ernstere Stimmung.

Für die Spitalskranken war und ist der Garten von unschätzbarem Werte. Während der schönen Jahreszeiten sitzen sie draußen auf den bequemen Bänken; alle Nationen, alle Religionen vertragen sich friedlich nebeneinander; jeder hat über seinem körperlichen Leiden auf Rassen- und Klassenhaß vergessen. Die Schwerkranken werden vermittelst Tragbahren in den Garten gebracht und auf niedrigen Bänken gelagert. Rührend und menschlich schön ist es, wie sich die „leichteren Fälle“ um diese gruppieren, ihnen Milch und Wasser zutragen und ihnen vorlesen. Die kranken Kinder in ihren blendend weißen Spitalskleidern tummeln sich im Freien, pflücken Butterblumen und haschen nach Schmetterlingen. Die Kleinsten werden von ihren Angehörigen oder Wärterinnen herumgetragen, und ihre abgehärteten Gesichtchen verklären sich beim Anblick der Blumen. Ein Hauch goldener Poesie zieht durch den Krankenhausergarten; unsere naturalistischen und Plein-air-Maler würden ihn freilich kaum empfinden. Wie viele Generationen Leidender haben sich in diesem Garten erquickt! Wie viele zitterten vor Freude, als sie nach langer, fieberhafter Krankheit das erste Mal in Gottes schöne Natur hinausstreten durften und in sehnsuchtsvollen Zügen die würzige Luft einatmeten! Für wie viele war der Garten mit Sonnenschein und Vogelsang die letzte Lebensfreude! Ja, in die Krankenzimmer hinein zieht die Gartenpoesie. Zur Zeit der Hollunder-, der Azazienblüte sieht man fast bei jedem Krankenbette einen Blütenstrauch. Übrigens kann nicht stark genug betont werden, daß im ersten Hofe des

¹⁾ Die Vergrößerung des Krankenhauses ließe sich nur auf Kosten der benachbarten Kaserne bewerkstelligen. Auffallend ist es jedoch, daß unter den Kasernen, deren Verlegung aus dem Weichbilde Wiens geplant wird, gerade diese Kaserne nicht erwähnt wird.

großen Spitals die einzige größere Gartenanlage zur Erquickung der Kranken und zur Freude der Gesunden existiert. Die übrigen Höfe verfügen über kleine Grasfelder mit wenigen Bäumen. Nur der zweite Hof verdient noch den Namen eines Gartens. Die einzige Zufluchtsstätte vor Staub und Sonnenhitze vor der durch Passanten und Wagen tagsüber herrschenden Unruhe, der einzige Raum, wo man für Momente vergessen kann, daß man sich in einem Spitale befindet, ist der Garten des ersten Hofes.

Auch für die Ärzte und das Wartepersonal ist der Garten ein Erholungs-ort. Bekommen schreiten wir durch die grüne, frische Herrlichkeit, über welcher das Zeichen der Vernichtung schwebt. Auf unseren Dienstgängen haben wir unzählige Male bei Tag und Nacht den Garten durchschritten, freie Stunden rauchend oder lesend dort verbracht. Und ist es ein Zufall, daß aus der Schar der Sekundärärzte ein bedeutender Botaniker, der jüngst verstorbene Peyritsch, hervorgegangen ist, daß er hier seine ersten morphologischen Beobachtungen gemacht hat? Und all' die Herrlichkeit soll dem Boden gleich gemacht werden!

Nach einem ungewöhnlich strengen Winter ist der Frühling wieder ins Land gekommen! Tausende kranker Menschen haben seiner geharrt und eilen ihm entgegen. An den Garten des Krankenhauses hat er seine prächtigsten Farben, seine süßesten Gerüche verschwendet. Blaue, weiße, gelbe Sterne sind über den Boden ausgestreut, die Kastanien stehen in stolzer Pracht da. Amfeln, Finken, Turkeltauben singen von Glück und Liebe und bauen Nester. Kranke und Gesunde freuen sich dieser Pracht, und wenn sie gefragt würden, sie würden kniefällig und einstimmig bitten:

Schonet den Garten!

Wir haben erwähnt, daß Joseph des II. Denkmal im ersten Hofe des Krankenhauses keinen Platz gefunden. Wir wollen mit jenen, die es so beschlossen, nicht rechten; denn sie thaten es in halb unbewußtem Taktgefühl! Nicht bloß sanitäre und ästhetische, historische Bedenken sprechen gegen die Verfeinerung dieses, speziell der kranken Menschheit gewidmeten Gartens. Stände Joseph's Denkmal im ersten Hofe, beim ersten Anstich, beim ersten Sägezuge müßte Leben in seine eiserne Gestalt fahren; auf den Wangen würde Zornesglut aufblitzen, die linke Hand würde den Degengriff umkrampfen, und die Rechte ausstreckend würde der große, schaffensfreudige Kaiser seinen Epigonen zurufen: Schonet den Garten! —

Eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten unter den Meistern der Wiener Schule ist der Ophthalmologe Stellwag. Seine Klinik liegt abseits von den großen modernen Schulen. In einem kleinen Saale mit drei Bankreihen versammeln sich die Hörer, während der Lehrer in einfacher, schlichter Weise und nicht auf theatralische Fernwirkung rechnend, zu ihnen spricht. Hier und da sitzt er in einem bequemen Lehnstuhl und blickt mit verschränkten Händen sein Auditorium und seinen Hörsaal an. In stolzen Reihen hängen an den Wänden die Bildnisse der Lehrer und Meister, welche vor ihm gewirkt. Auch Stellwag's wohlgetroffenes Porträt blickt uns freundlich entgegen. Freilich, das wäre ein Kopf,

der Kunst eines Danhänsler oder Waldmüller wert. Jene Künstler verstanden es, geistreiche und von Herzlichkeit besetzte Köpfe wiederzugeben.

Der Meister liebt es, seinen schlichten Vorträgen Gedanken allgemeinen Inhalts einzuflechten. Mit Vorliebe spricht er über die Mängel unsrer Gymnasien und unsres klinischen Unterrichts, über die Bakteriologie, über soziale Verhältnisse. Welch' zarten Ton weiß er seinen Spitalskranken gegenüber anzuschlagen! Wie liebevoll kommt er dem schreienden Kinde entgegen und holt das alleinseigmachende Zuckerkorn aus der Rocktasche! Wir werden nie vergessen, wie er uns die Reise eines ärmsten Patienten, von dem Heine gesagt hätte, er sei dreifach krank, aus Rußisch-Polen nach Wien erzählte. Dieser bettelte sich bis zur österreichischen Grenze durch. Hier war guter Rat teuer. Da kam er auf die originelle Idee, als Viehwärter einen Viehtransport nach Wien zu begleiten. Ein alter, blinder Mann als Viehwärter! Dem Befehle, welches Vieh ohne Begleitung nicht reisen läßt, und dem Kranken, der in Wien sein Augenlicht wieder finden wollte, war durch diesen Einfall geholfen. Mit wieviel herzlichen und rührenden Motiven ist eine solche Erzählung ausgestattet und verklärt! Die Milde Jean Paul's und die Menschenkenntnis Dickens paaren sich in der ärztlichen Thätigkeit Stettin's. Diesbezüglich erscheint er uns als Ideal, dem wir alle nachstreben sollten; edel sei der Mensch, hilfreich und gut, ist eine *Conditio sine qua non* für den Arzt. Es sei uns gestattet, Bruchstücke aus einem seiner russischen Vorträge wiederzugeben.

Meine Herren!

Mit Rücksicht auf unsere letzte Besprechung über Entzündungen der Bindehaut des Auges stelle ich Ihnen hier einen Mann mit hypertrophierendem Katarth der Conjunctiva vor. Trachom heißen's die andern. Ja, meine Herren, ich habe auf meiner Klinik kein Trachom. Da haben sie mir von oben herunter geschrieben, ich solle alle Trachomfälle zur Anzeige bringen. Da habe ich ihnen zurückgeschrieben, ich weiß nicht, was Trachom ist, sie müssen mir erst den betreffenden Coccus angeben, der Trachom erzeugt, denn bis jetzt hat man als Ursache sechserlei Coccen, zwei Bacillen und noch extra den Gonococcus Neisseri als Ursache des Trachoms gefunden. Es ist ja richtig, die Bakterien sind da, aber wir wissen noch lange nicht, welche Rolle sie spielen, und man soll nicht auf Sand ein großes Gebäude auführen, denn es stürzt ein. Die Bakteriologie ist noch ein Herenkessel, in dem es brodelt und brummt, und wenn man hineinschaut, schwindelt es einem — vielleicht ist alles Schwindel. Es heißt halt noch studieren, studieren; erst sichere Prämissen suchen und dann weiter schließen. So einen armen Menschen, der mit Trachom zu Ihnen kommt, den sollen Sie gleich einer hohen Obrigkeit anzeigen, und was ist die Folge davon? Der Mensch geht überhaupt zu keinem Arzt. Denn ist er einmal angezeigt, dann kommt die Behörde in die Wohnung, stänkert sie ordentlich aus, warnt seine Umgebung mit ihm zu verkehren, daß ihm nicht einmal jemand ein bißchen Wasser zu geben sich traut, der Hausherr schmeißt ihn aus der Wohnung, und der Arbeitgeber jagt ihn davon, er steht ohne Arbeit und obdachlos da, weil er ein Trachom hat. Ja, das

ist ein Jammer und ein Glend! Und nichts läßt sich dagegen thun, denn wir leben leider in einer Zeit, wo Vernunftgründe nicht gelten. Nur das Tierexperiment ist beweisend. Da geht einer her, malträtirt einige Karnickeln zu Tode, schreibt ein großes Buch darüber, bläht dann in die Reklametrompete, und alle Herren von der gegenseitigen Lobversicherungsgesellschaft heulen, wenn er zu ihnen gehört, Beifall. (Der Vortragende bemerkt, daß ein Student sich entfernen will.) Ja, der Herr da von der äußersten Linken will durchbrennen? Bleiben's lieber da, ich rath's Ihnen, Sie werd'ns brauchen, wenn Sie dann beim Rigorosum stehen mit dem Angstschweiß auf der Stirn, wenn es mit Ihren ophthalmologischen Kenntnissen *tabula rasa* ist und Sie still aufseufzen: *Pater peccavi!* Also setzen's sich lieber nieder und bleiben's da. Nun gehen wir weiter. Komm her, Weiberl! Da schau' her, was du kriegst! Wenn du schön bitten kannst, so kriegst du das Zuckerl. So, Weiberl, du bist sehr brav. Sie sehen hier, meine Herren, ein Mädel von ausgesprochen skrophulösem Habitus, das an *Herpes corneae*¹⁾ leidet. Ein armes, schwaches Kind, eine *creatura malefacta*, wie der Italiener sehr gut sagt, an der schon der Internist, der Chirurg und wir herumzubessern haben; ich glaub', es ist viel leichter und besser einen ganz neuen Menschen machen, als da herumpackeln. Da ist die einzige Maßregel für die Therapie zu achten auf „Witterung, Fütterung, Pflege und Aufenthalt.“ Es schaudert einem ordentlich, wenn man sich erinnert, wie zu meiner Studienzzeit solche arme Wesen malträtirt worden sind. Da wurde durch die Nackenhaut ein Haarfeil gezogen, so Eiterung erzeugt und jeden Tag an dem Seil gezerrt, daß die Kranken gebrüllt haben und sich gewunden und so die Eiterung unterhalten, damit die „bösen Säfte“ aus dem Körper herauskommen. Und wenn der Patient, der vielleicht früher sich relativ wohlbefunden, infolge der Therapie in seinem Ernährungszustand total heruntergekommen war, da hieß es: die Skrophulose, die früher „latent“ war, ist jetzt „manifest“ geworden. Ja, meine Herren, das war die gute, alte Zeit! Die Zeit, wo die Wissenschaft sich bemühte recht unverständlich zu sein und alles mit einem Schleier zu umgeben, der nur für Eingeweihte gelüftet wurde. Da hatte jeder Professor außer seinem Collegium publicum ein privatum und ein privatissimum, und nur in dem letzteren wurde der Schleier wissenschaftlicher Unverständlichkeit etwas gehoben. Die Hauptfache waren recht lange, unverständliche Namen für jedes Krankheitsymptom, denn wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein. Das imponierte gewaltig, man fiel vor Stammen auf den Rücken, und es war nichts als gemeiner Schwindel! Ich möchte über dieses Thema wohl ein Mehreres sprechen; doch ist die Zeit schon so weit vorgeschritten, und werde ich wohl noch im Laufe des Semesters darauf zurückzukommen Gelegenheit finden. Noch ein Wort über die Ernährungsweise des Kindes. Wir geben nicht den von Fasanenfleisch ausgepreßten Saft, auch nicht Rebhühner. Besser und billiger ist Frankfurter- oder Extrawurst. Gegen diese Speisen spricht nur die Gefahr, daß ein gefährlicher Bacillus drin sein könnte. Der Primarius

1) Bläschen an der Hornhaut, die sich zu Geschwüren umwandeln.

müßte eben — wollte er der modernen Wissenschaft nachgehn — alle Würste vor dem Genuße mikroskopisch untersuchen. Die Würste sind ein Fortschritt in der Volksernährung, indem alles schlechte Vieh, das sogenannte Beindvieh, billig und schmachhaft verwendet werden kann. Das beste Mittel gegen Strophulose ist freilich eine adlige Herrschaft oder ein Zinshaus auf der Ringstraße. Wir Spitalärzte können nichts Besseres thun, als die Kranken trotz alle Ufse und Verbote möglichst kräftig ernähren und sie in dem Garten spazieren lassen.“ —

In Krafft-Ebing hat die Wiener medizinische Schule eine sehr bedeutende Persönlichkeit gewonnen. Seine Klinik für Geisteskrankheiten befindet sich in der Niederösterreichischen Landesirrenanstalt, einer durchaus modernen und ihrem Zwecke entsprechenden Baulichkeit. Krafft-Ebing's experimentelle Untersuchungen über die hypnotischen Vorgänge, seine Studien über die Formen krankhafter Geschlechtsliebe sind bahnbrechend gewesen. Das große Publikum muß ihm speziell hierfür dankbar sein, daß er in glücklichster Weise Wissenschaft und Leben zu verknüpfen weiß. Man kann von zahlreichen seiner Arbeiten mit Recht sagen, sie seien für den Juristen, den schaffenden Künstler, den Kritiker, ja den gebildeten Leser überhaupt fast ebenso wertvoll wie für den Fachmann und Arzt.

Greifen wir eine Gedankenreihe heraus, welche uns Modernen — wir mögen uns nun Naturalisten, Idealisten, Sozialisten u. s. w. nennen — beschäftigt, die Verwandtschaft zwischen Geistesgesunden und -kranken, die Zusammenstellung von Genie und Wahnsinn. Die äußere Erscheinung des Irren und des Geistesgesunden kann bekanntlich ganz kongruent sein. Nur aus der Kenntnis der Motive, welche zu den beobachteten physischen Vorgängen die Ursache, den Anstoß abgegeben haben, läßt sich entscheiden, ob das Zentralnervensystem eines Individuums normal oder abnorm reagiert.

Eine scharfe Grenze zwischen physischer Gesundheit und Krankheit läßt sich überhaupt nicht aufstellen. Der beginnende Wahnsinn äußert sich nicht so sehr in Störungen des Intellekts als in Gemütsbewegungen, mehr oder minder unmotivierten Stimmungen, Affekten, in erhöhter Reizbarkeit. Wir haben alle Stimmungen — meint Feuchtersleben —, doch wehe dem, den die Stimmungen haben! Aus obigen läßt sich bereits ungezwungen schließen, daß man gar wohl pathologische und, wie wir zu sagen pflegen, normale Gemütsbewegungen mit einander vergleichen kann. Den depressiven Affekten, welchen der Gesunde unterliegt, seiner Bestürzung, Beschämung, Sorge, seinem Gram und Kummer entsprechen die melancholischen Gemütszustände des Geisteskranken, den expansiven Affekten der Freude, Ausgelassenheit, dem Jubel die maniakalischen Anfälle des Geisteskranken. Der in tiefen Schmerz versunkene Gesunde unterscheidet sich äußerlich nicht auffallend vom melancholischen Geisteskranken. Untersuchen wir jedoch die ursächlichen Motive für beider Verhalten! Der Schmerz des Gesunden ist motiviert, er reagiert auf einen verstimmenden Eindruck in normaler Weise, für das Benehmen des Geisteskranken fehlen qualitativ, oder zum mindesten quantitativ die entsprechenden Motive; folglich geht in seinem Gehirne etwas Abnormes vor, folglich bildet er sich etwas ein, folglich verfälscht sein erkranktes Gehirn die

Wirklichkeit, und sein Bewußtsein ist zu sehr gestört, „um die falsche Münze, mit der er rechnet, zu erkennen.“ Deshalb gelingt es weder dem ausgleichenden Einflusse der Zeit noch der Begrünnung der deprimierenden Ursache, den krankhaft Melancholischen seinem Zustande zu entreißen. Ähnlich ist es mit den expansiven Affekten. Der glücklich Verliebte, der Gewinner des großen Loses kann umher-springen, tanzen, jubeln, seiner Seligkeit in gleicher Weise wie der Maniakalische durch abgerissene Ausrufe, unverständliche Laute, ungeordneten Gedankenablauf Ausdruck geben. Aber der gesunde Glückliche beruhigt sich bald, der Maniakalische bleibt Tage, Wochen, ja bis zur tödlichen Erschöpfung in seinem bedauernswerten Glückesrausch.

Betrachten wir jene so häufigen Menschen, die bald genial bald närrisch veranlagt zu sein scheinen, so wird es uns zur Überzeugung: „Zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit existiert keine scharf gezogene Grenzlinie.“ Es finden sich bei solchen Menschen Eigentümlichkeiten im Denken, Fühlen und Handeln, sie reagieren auf Reize, die für andre nicht existieren, und noch dazu in einer Weise, die ungewöhnlich, sonderbar ist und dem Betreffenden gelegentlich den Namen eines Sonderlings, wenn nicht gar den eines Narren einträgt, einfach weil die ungeheure Majorität der Menschen anders empfindet und handelt. Ebenso ungewöhnlich sind die Gedankenverbindungen anderer Individuen — sie bringen die Dinge in sonderbare, ungewöhnliche, neue, möglicherweise interessante und selbst einen Fortschritt bekundende Beziehungen. Aber im besten Falle sind sie doch nicht fähig, Nutzen aus diesen neuen Gedanken zu ziehen. Solche Menschen sind noch nicht irre, aber es ist auch nicht ganz richtig bei ihnen. Sie stehen an der Schwelle des Irreseins, bilden den Übergang zu diesem Das Studium und Verständnis dieser Leute, wie es die Psychiatrie lehrt, hebt diese weit über den engen Horizont einer Fachwissenschaft hinweg und läßt sie als wichtige Hilfswissenschaft der geistigen Naturgeschichte des Menschen erkennen Solche Pseudogenies finden sich unzählige im öffentlichen Leben, bald auf dem harmlosen Gebiet wichtiger Erfindungen, gemeinnütziger Vorschläge, die sich aber als unausführbar bei genauer Prüfung erweisen, bald auf dem Gebiet der Politik, des Kirchen- und Staatslebens. Aus ihren Reihen gehen jene Erfinder, unruhigen Köpfe, Weltverbesserer, Revolutionshelden, Schöpfer neuer Sekten hervor, deren Plänen wohl zuweilen eine aufgeregte Zeit williges Ohr leiht, deren Werk aber notwendig hinfällig ist, weil es nur ein Geistesblitz eines zwar induktiven, aber wirren Kopfes, nicht das aus der Kulturentwicklung gereifte, wenn auch antizipierte Geistesprodukt eines Genies war Häufig genug entwickelt sich unmerklich im Laufe des Lebens bei diesem originär Verschrobeneu auch wirklich der Zustand der Berrücktheit.“

Große Ähnlichkeit mit dem Irresein haben ferner die Vorgänge des Traumlebens, die Delirien der Fiebernden und Hungernenden, schließlich die akute Alkoholvergiftung, der Rausch. Bei Berauschten sehen wir alle Formen des Irreseins, von leicht melancholischen Zuständen angefangen bis zum völligen Fehlen der psychischen Funktionen.

Der Traum spielt im Leben und in der Weltliteratur eine bedeutende Rolle. Es sei deshalb gestattet, hier mit einigen Worten Krafft-Ebing's Deduktionen über die Analogien des Irreseins mit dem Träumen mitzuteilen. In beiden Zuständen werden die Vorstellungen und sinnlichen Anschauungen vorwiegend durch innere spontane Erregung produziert, während sie im wachen und geistesgesunden Zustande durch äußere Wahrnehmung und Ideenassoziation entstehen. In beiden Zuständen können disparate Vorstellungen durch die sehr reduzierte Ideenassoziation nicht mehr logisch gereiht werden, weshalb Konfusion und Inkohärenz den Traum und gewisse Zustände des Irreseins charakterisieren. Dem Träumenden wird der Nadelstich zum Degenstoß, die Bettdecke zur Bergeslast, das eingeschlafene Bein zur Lähmung desselben, erschwertes Atmen zum Alpdrücken, zum lebendig Begrabensein; ebenso werden die Sensationen des Irren zu den abenteuerlichsten Wahnvorstellungen verarbeitet. Der Irre und der Träumende erleben das Abfurdeste, Unmöglichste, ohne seine Realität zu bezweifeln. Schließlich führt noch Krafft-Ebing die Thatsache ins Feld, daß sowohl angenehme Träume beim Gesunden als heitere Delirien beim Irren viel seltener sind als unangenehme.

Krafft-Ebing's Untersuchungen über Hypnose und Suggestion sind für das Verständnis der modernen Litteratur von allergrößter Bedeutung. Ohne dieselben hier detailliert schildern zu wollen, möchten wir bei dieser Gelegenheit auf die Thatsache hinweisen, daß unsre Dichter mit einer gewissen Vorliebe hypnotische und speziell suggestive Vorgänge für ihre Zwecke zu verwerten trachten. Die Kunst unterliegt ebenso der Mode wie alles Menschliche. Wie es eine Zeit gab, da der deutsche Lyriker zur persischen Dichtungsform greifen mußte und die Nachtigall als Bildeil apostrophierte, so verwertet der moderne Dramatiker die modernsten und modischsten Gedankenreihen.

Um nur ein Beispiel heranzugreifen, wir meinen das Wesen von Ibsens „Frau vom Meer“ zu ergründen, wenn wir annehmen, daß sie unter dem Einflusse einer Suggestion stehe und leide. Ellida steht unter der Herrschaft einer fremden Macht, die sie fürchtet und haßt. Ihrem Gatten eilt sie mit den Worten entgegen: „Gott sei Dank, daß ich dich wiedersehe!“ ihrem Jugendfreunde will sie das schwere, drückende Geheimnis anvertrauen, sie liebt ihren Gatten und doch maßt sie sich nicht das Recht an, ihn allein und ganz für sich in Anspruch zu nehmen, denn sie selbst „lebt in etwas, wovon die andern ausgeschlossen sind.“ Ihr Gatte, Dr. Wangel, forschet aus, weshalb sie sich vor einem Jahre mit einem Matrosen von mehr als zweifelhaftem Charakter verlobt habe. Ellida antwortet: „Er sagte, daß ich es thun müsse.“ Und sie habe keinen Willen gehabt, wenn er in ihrer Nähe gewesen sei. Den Worten des Matrosen habe sie unbedingt folgen müssen; beim Abschied hatte er ihr gestanden, daß er seinen Kapitän ermordet, und, indem er ihren und seinen Ring zusammengebunden und ins Meer geworfen, sich mit ihr verlobt. Wangel ruft aus: „Dieser Mann hat eine ungewöhnliche Macht über dich befaßen, Ellida.“ Ellida: „Ach ja, ja, der grauenvolle Mensch!“ Sie könne die grauenvolle, unbegreifliche Macht jenes Matrosen nicht von sich abwälzen. Es sei uns nur noch gestattet folgende Worte zu

zitieren, die — wie uns scheint — in überzeugender Weise dafür sprechen, daß Ellida unter dem Eindruck einer Suggestion stehe, nicht etwa dem fernem, fremden Matrosen in Liebe anhängen.

Wangel (sieht sie schmerz erfüllt an). Sich denken müssen, daß du während ganzer drei Jahre Liebe für einen andern Mann gehegt hast. Für einen andern! Nicht für mich — sondern für einen andern!

Ellida. Ach, du irrst vollständig. Ich hege für keinen andern Liebe als für dich.

Wangel (gedämpft). Weshalb hast du denn während dieser ganzen Zeit nicht als meine Gattin mit mir leben wollen?

Ellida. Des Grauens wegen, das von dem fremden Mann ausgeht.

Noch bedeutungsvoller für die Würdigung zahlreicher Gestalten der Weltliteratur sind Kraft-Ebings berühmte Untersuchungen über krankhafte Formen der Geschlechtsliebe. Wer denkt hier nicht an die mittelalterliche Minnezeit, eine der merkwürdigsten Blüten männlicher Galanterie, wo die Ritter sich in platonischen Verzüchtungen für fremde, ferne Damen erschöpften? Freilich, wenn man diesem Frauenkultus auf den Grund sieht, fällt so manches als unwahr, gesellschaftliche Lüge, geistlose Mode in nichts zusammen. Wir erinnern uns eines französischen Minnesängers, der von der Dame seines Herzens, die er in engelhafter Unschuld anbetet, die eigene Kammerzofe als Gegenstand irdischer Liebe sich ausbittet. Auf Tizian's Bilde unterscheiden sich himmlische und irdische Liebe zwar in Kleidung und Gesten, sonst aber in nichts.

Doch läßt sich das Vorkommen krankhaften Liebens nicht leugnen. Von dem Geseze, daß der Mann im Liebeswerben die aktive, selbst aggressive, das Weib jedoch die passive Rolle giebt, kennt die menschliche Gesellschaft Ausnahmen genug. Während die Eroberung des Weibes heutzutage und bei Gebildeten vermittlest Kourmacherei, Blumen, Versen, Verführung, List, Schwüren u. s. w. gelingt, gab und giebt es Individuen, welche durch brutale Gewalt, Raub u. s. w. sich des bedauernswerten Gegenstandes ihrer Liebe bemächtigen. Eigentümlich und entschieden pathologisch sind jene Fälle, in welchen der Mann sich von dem Weibe seiner Wahl mißhandeln läßt und in der Rolle des Besiegten statt der des Siegers sein Liebes- und Lebensglück sucht und findet. Kraft-Ebing nennt diese Perversionen in glücklicher Weise Masochismus, da Sacher-Masoch fast zum Überdruß dieses Thema bearbeitet hat. Masochismus und der von französischen Autoren aufgestellte Begriff Sadismus stehen im schönsten Gegensatz. Der Sadist begehrt in seinem Liebesdrange die grausamsten Akte an dem Gegenstande seiner Liebe. Masochismus und Sadismus scheinen auch beim weiblichen Geschlechte vorzukommen, sind jedoch seltener — und zwar aus leicht begreiflichen Gründen seltener — zur Beobachtung gelangt. Eines der merkwürdigsten Beispiele männlichen Masochismus war Jean Jaques Rousseau.

Er schildert das erste Auftreten dieser Perversion folgendermaßen. Fräulein Lambertier, die über ihn mit mütterlicher Liebe wachte, drohte ihm häufig körperliche Züchtigungen an. Die Furcht vor der Strafe schreckte ihn anfangs; als er jedoch

von dem Fräulein gezüchtigt wurde, fand er die Sache nicht so schrecklich, ja die Züchtigung machte ihn noch anhänglicher an das Fräulein. „Es bedurfte fogar der ganzen Macht dieser Anhänglichkeit und meiner ganzen natürlichen Folgsamkeit, um mich abzuhalten, etwas zu thun, was mir dieselbe Züchtigung wieder zugezogen hätte; denn ich hatte in dem Schmerz, in der Scham fogar ein Gefühl von Sinnlichkeit gefunden, das mir weniger Furcht davor zurückgelassen hatte als Verlangen, es von derselben Hand von neuem zu erfahren. Ohne Zweifel mischte sich in die Sache eine vorzeitige Regung des Geschlechtlichen, denn von ihrem Bruder wären mir dieselben Züchtigungen nichts weniger als vergnüglich vorgekommen.“ An einer anderen Stelle der „Bekenntnisse“ meint Rousseau: „Einer herrischen Geliebten zu Füßen liegen, ihren Befehlen zu gehorchen, Vergebung von ihr zu erbitten, das war mir ein süßer Genuß, und je mehr meine lebhaftere Einbildungskraft mir das Blut erhitzte, desto mehr hatte ich das Ansehen eines in reiner Liebe Verlorenen. Man begreift, daß diese Art zu werben nicht zu raschen Erfolgen führt und der Tugend derjenigen, um welche man wirbt, nicht sehr gefährlich ist. Ich habe deshalb sehr selten befehlen, aber ich habe darum nicht weniger auf meine Weise genossen, das heißt in der Einbildung.“ Krafft-Ebing erwähnt auch die masochistische Szene in Zolas „Nana“.

Fälle von Masochismus der Weiber entziehen sich — wie bereits erwähnt — zumeist der Beobachtung. In der Weltliteratur bietet das „Käthchen von Heilbronn“ das merkwürdigste Beispiel hierfür. Kleist wollte einer Dame, welche seinem phantastischen Liebeswerben nicht nachgab, das Ideal einer reinen, hingebenden Mädchenliebe zeichnen und er schuf sein „Käthchen“ mit Benützung der altenglischen Ballade, die Bürger in „Graf Walter“ verarbeitet hat. Auch hier folgt das Mädchen dem geliebten Ritter trotz des größten Ungemachs.

Weiher lief sie den ganzen Tag,
 Weiher im Sonnenstrahl;
 Doch sprach er nie so hold ein Wort:
 Nun, Liebchen, reiß' einmal!
 Sie lief durch Heid und Frierenkrant,
 Lief barfuß nebenan;
 Doch sprach er nie so hold ein Wort:
 O Liebchen, schuh' Dich an!

Und als das arme Kind erfährt, ihr Ritter eile zu seiner Braut, ruft sie ihm zu:

Gott segne, Gott behüte dich
 Saumt deiner schönen Braut.

Ein solches Übermaß weiblicher Irene stellt auch „Käthchen“ dar. Sie folgt wie ein Hündchen dem sie abweisenden und absichtlich roh behandelnden Grafen und erkletzt vom „hohen Herrn“ die Gnade, mit seinem Troß mitlaufen, bei seinen Pferden übernachten zu dürfen.

Die eigentümliche Stellung, die Kleist in der Weltliteratur einnimmt, kennzeichnet sich hauptsächlich in der Wahl und Verarbeitung seiner Motive. „Käthchen“

ist ein romantisches Ritterschauspiel, mit allem Zauber und wohl auch Schmuck der Romantik. Und dennoch ging er in diesem Märchendrama dem Leben und Fühlen seiner Zeit nicht aus dem Wege. Der Sonnambulismus spielt darin seine Rolle. Und wir meinen nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, Kleist habe auch für die masochistische Perversion seiner Heldin Motive aus dem Leben verwendet.

Für männlichen und weiblichen Sadismus gibt es ebenfalls genug Beispiele im Leben und in der Litteratur. Die weibliche Form dieser Perversion hat abermals Kleist mit überzeugender Wahrheit geschildert und bewußt dem „Kätzchen“ in seiner „Penthesilea“ den schärfsten Gegensatz gegenübergestellt. Die Amazone darf den Mann ihrer Liebe erst besitzen, nachdem sie ihn in der blutigen Feldschlacht besiegt und gefangen genommen. Bei Penthesilea haben jedoch die „religiösen“ Vorstellungen ihres Volkes eine krankhafte Vertiefung und Auslegung erfahren. Sie liebt Achilleus und ruft aus:

Den jungen trotz'gen Kriegsgott bänd' ich mir.
Gefährtinnen, zehntausend Sounen danken,
Zu einem Glutball eingeschmelzt, so glanzvoll
Nicht als ein Sieg, ein Sieg mir über ihn!

— — — — —
Ich will zu meiner Fäße Staub ihn sehn,
Den Übermütigen, der mir an diesem
Glorwürdig'gen Schlachtentag, wie feiner noch,
Das kriegerische Hochgefühl verwirrt.

— — — — —
Ins Schlachtgetümmel stürzen will ich mich,
Wo der Hohnlächelnde mein harret, und ihn
Mir überwinden, oder leben nicht!

Und als Achilleus sich ihr in Liebe ergeben will, spannt sie mit Kraft einer Rasenden den Bogen, zielt und schießt

Und jagt den Pfeil ihm durch den Hals. Er stürzt:
Ein Siegesgeschrei schallt roh im Volk empor.

Der schwer verwundete Achilleus erhebt sich zur Flucht, sie aber heßt ihre Hunde auf ihn, stürzt auf ihn los,

Reißt ihn beim Helmbusch,
Gleich einer Hündin, Hunden beigejelt.

Der sterbende Achilleus rührt ihre Wange an und bittet um sein Leben, sie jedoch zerrt ihm die Rüstung vom Leibe und schlägt den Zahn in seine weiße Brust,

Sie und die Hunde, die wettschreienden,
Draß und Spinnur den Zahn in seine rechte,
In seine linke sie; — als ich erschien,
Tross Blut von Mund und Händen ihr herab.

Sehr bedeutend und kühn ist die Art, wie Penthesilea sich an der Leiche ihres Geliebten geberdet.

Küßt' ich ihn tot?

— — — — —
Nicht? Küßt' ich nicht? Zerrißen wirklich? Sprecht!

So war es ein Versehen. Küsse, Bisse,
Das reut sich, und wer recht von Herzen liebt,
Kann schon das eine für das andere greifen.

— — — — —
Du Ärmster aller Menschen, du vergiebst mir!
Ich habe mich, bei Diana! bloß versprochen,
Weil ich der raschen Lippe Herr nicht bin;
Doch jetzt sag' ich dir deutlich, wie ich's meinte:
Dies, du Geliebter, war's, und weiter nichts.

(Sie läßt ihn.)

Sadisten kommen leicht mit dem Gesetze in Kollision; sie für ihr abnormes Empfinden zu verurteilen und wie Verbrecher zu behandeln, wäre verkehrt und ungerade. Es sind durchaus frange Menschen, die unser Erbarmen verdienen. Ihre Perversionen sind für sie selbst Strafe genug. Sie gehören in Heilanstalten.

Kraft-Ebings Studien auf diesem Gebiete sind von der allergrößten Tragweite. Sie tragen hierzu bei, eine Reihe von Menschen, deren Handlungen uns entsetzen, nicht als Verbrecher, sondern als Kranke zu betrachten und zu behandeln. Selbstverständlich giebt es von diesen Perversionen bis zum normalen Liebesleben Übergänge genug, wenn wir auch dem Dichter nicht zustimmen, daß Liebe allein schon Wahnsinn, Liebeswahnsinn also ein Pleonasmus sei. Das Gesetz der Vererbung ist eines der tyrannischsten und — verbreitetsten. Ihm unterliegen Geschlechter hoch intelligenter Menschen, welche sich aus geistigen Defekten und Perversionen nicht emanzipieren können, welche — und damit wollen wir obige Ausführungen schließen, — welche sterben, wenn sie lieben.

Die zahlreichen Askulapshüler, welche mehrmals im Tage den großen Schritt von der grauen Theorie zu des Lebens „goldnem“ Baume, von den anatomischen und physiologischen Vorträgen zu den Kliniken des Krankenhauses hin und zurück machen, durchheilen ein altes, stattliches, aus der Josephinischen Ära stammendes Gebäude, das Schwarzspanierhaus. Es ist die Todesstätte Beethoven's und war für kurze Zeit der Wohnort Lenau's. Hier hauste Lenau, als er Medizin studieren wollte, hier schrieb er wichtige Szenen für seinen Faust. Hier, in der nächsten Nähe der Anatomie, entstanden die Verse:

Wenn diese Leiche lachen könnte, traun!
Sie würde plötzlich ein Gelächter schlagen,
Daß wir sie so zerschneiden und beschau'n,
Daß wir die Toten um das Leben fragen.
Mein Freund, das plumpe Messer tappt vergebens
Verlass'nen Spuren nach des sücht'gen Lebens.
Längst ist das scheue Bild auf und davon.

Wagner, eine nachempfundene Gestalt Goethe's, erwidert:

Mir aber dünkt das stille Los des Weisen
Vor jedem andern glücklich und zu preisen,
Und schreiten wir auch ferne noch vom Ziel,
So wissen wir des Wahren doch schon viel.

Die große Kluft jedoch zwischen Goethe's und Lenau's Diktion liegt, und der beste Beweis dafür, wie wenig Lenau sich mit anatomischen Studien beschäftigt hat, erschließt sich aus seines Faust Worten:

Du weißt nicht mehr vom Leben als das Vieh,
Trotz deiner sämtlichen Anatomie.

Einige Schritte von dem denkwürdigen Schwarzspanierhause entfernt, erhebt sich im Hof der alten „Gewehrfabrik“ das Gebäude, in welchem Brücke's Hörsaal und Laboratorium untergebracht waren. Hofrat Ernst v. Brücke ist einer der letzten Vertreter jener erlauchten Geistesarbeiter, welche über das moderne Spezialistentum erhaben, gewissermaßen von einem höheren Standpunkte aus, Leben und Wissen erfassen. Man pflegt Goethe und Humboldt hierher zu zählen. Nun, unserer modernen, mehr zerstörenden als neuschaffenden Generation ist die klassische, man möchte sagen: aristokratische Ruhe eines Humboldt befremdend, und was Goethe anbelangt, so haben wir den Mut, offen zu gestehen, daß uns jeder seiner Verse bedeutender erscheint als viele seiner einem dunklen Drange folgenden, mehr genialen als den Thatfachen entsprechenden naturwissenschaftlichen Arbeiten. So können wir trotz der kostbarsten Ausgaben und der fleißigsten Kommentare an Goethe's optischen Studien nichts mehr finden als — Dilettantentum. Gerade in unseren Tagen, wo sich die Gelehrten auf Fächer und Fächelchen beschränken, wo der eine sein Lebenlang nur Blutkörperchen, der andre z. B. nur Goethe's Liebchaften studiert, wo der Zusammenhang der Wissenschaften fast ganz verloren geht, muß eine Gestalt wie die Brücke's Ehrfurcht erweckend und — leider! — etwas fremdartig sein.

Glückliche Umstände haben ihn zum Polyhistor in der besten Bedeutung des Wortes gemacht. Sein Vater war ein bedeutender Maler; im Atelier seines Vaters ging dem Knaben der Sinn für Farbe und künstlerisches Sehen auf. Hier wurden fruchtbare Keime gelegt, aus welchen späterhin eine Reihe bedeutender Arbeiten entstehen sollte, die „Bruchstücke aus der Theorie der bildenden Künste“, und charakteristischer Weise das letzte und jüngste Buch von Brücke, auf welches wir zurückkommen werden. Hat er durch glückliche Umstände nach der Richtung: bildende Kunst eine bedeutende Vertiefung erfahren, so war es in der Physiologie vor allem ein bedeutender Meister, der auf Brücke vom allermächtigsten Einflusse war — Johannes Müller.

Brücke hat etwa 130 Arbeiten publiziert, davon eine Reihe selbständiger Werke. Aus dieser Fülle von Arbeiten behandeln 7 physikalische, 4 botanische, 25 mikroskopische, 34 chemische, 16 optische und über 30 Themata der Experimentalphysiologie. Unter diese Zahlen sind seine Kunststudien, denen er die Sommerferien zu widmen pflegt, nicht eingereicht. Er gehört zu jenen glücklichen Genies, welche überall Goldadern aufdecken, wo seine Vorgänger und Zeitgenossen nur taubes Gestein vermuteten. Wollten wir seine Thätigkeit genau würdigen, so müßten wir — von seinen kunstphilosophischen Studien abstrahierend — sämtliche naturwissenschaftlichen Gebiete durchmessen. Er ist eben der vielseitigste Physiologe der Gegenwart.

Bevor wir auf Brücke's Arbeiten eingehen, sei es uns gestattet, ein bedeutendes und treffendes Wort seines Schülers Exner zu wiederholen: Nicht jedem ist es gegönnt, den vorwärts stürmenden Ideen dieses Jahrhunderts so

zu folgen, ja selbst führend in das Getriebe derselben einzugreifen, nicht eine aus dem Auge zu verlieren und in dem Wirbel der aneinanderschlagenden Wogen die Direktion zu verlieren; wie ein majestätisches Schiff segelt Brücke's Geist geraden Weges durch diese wissenschaftlich bewegte Zeit, ein Leitstein für die rund um ihn von den Wellen hin und her geworfenen schwankenden Nachen.

Vor einem Jahre hat Brücke seine Lehrthätigkeit niedergelegt. Seinen Vortrag wie seine Arbeiten, seinen Hörsaal wie sein Laboratorium kennzeichneten Einfachheit und Schlichtheit. Sein Vortrag, seine Prüfungsweise waren stereotyp. Mit bewunderungswürdigem Fleiße stürzten sich unsre Mediziner, von welchen viele kaum der deutschen Sprache mächtig sind, auf das Studium der so schwierigen Physiologie; trotzdem waren die Prüfungsergebnisse nicht sehr günstig, und es gab „Fälle“ genug. Nichtdeutschen ist es schwer, in den Geist der Brücke'schen Vorlesungen einzudringen. Die jungen Astulapfchüler mußten sich teilweise begnügen, die Form für den Inhalt zu nehmen, sie memorierten die Vorträge ohne genügendes Verständnis für die Sache. Da gab es Mißverständnisse in Hülle und Fülle. Der erste Satz, mit welchem Brücke alljährlich seine Vorträge begann, ist manchem Hörer zeitlebens dunkel geblieben: Die Physiologie ist die Lehre von den Organismen. Sie ist die Lehre von den Organismen als Organismen, die Lehre von den Organismen, insofern sie Organismen sind, sie ist die Theorie der Organismen. Ein Kandidat zitterte z. B. buchstäblich die Worte Brücke's: „Mein verehrter Freund Mitscherlich hat . . .“, worauf Brücke lächelnd fragte: „War er auch Ihr Freund?“ Ein anderer deklamirte den Satz des Prüfers: „Ich habe in Heidelberg einen Studenten gekannt, der das Duett zwischen Don Juan und Zerline allein sang, den Don Juan mit der Bruststimme, die Zerline mit der Füstelstimme“; worauf Brücke fragte: „Haben Sie den auch gekannt?“ u. s. w. u. s. w.

Charakteristisch für ihn war, daß er auf eine Reihe moderner Anschauungen, für welche der wissenschaftliche Beweis bisher fehlt, in seinen Vorlesungen keine Rücksicht nahm. Getren dem Goethe'schen Satze, prägte er dem Schüler nur Bewiesenes, Bekanntes ein; die Entwicklung des Unbekannten hieraus ist Sache des talentierten Schülers, wenn er sich dem Meister nähern soll.

Vielleicht gelingt es, durch Mittheilung einiger Brücke'schen Ansichten für jene, welche sich nicht in die Arbeiten des großen Physiologen vertiefen konnten, die Art seiner geistigen Arbeit in flüchtigen Umriffen zu skizzieren.

Man konnte aus dem Umstande, daß die Arbeit der Hauptmasse nach auf Kosten stickstoffloser Substanzen erzeugt wird, schließen, daß ein Arbeiter, der nur soviel Eiweißkörper bekommt, als dazu gehören, einen ruhenden Menschen im Beharrungszustande zu erhalten, auch beliebig viel arbeiten könne, wenn man nur dafür sorgt, daß er mit stickstofflosen Nahrungsmitteln reichlich versehen ist. Das ist aber ein Irrthum. Die ausgedehntesten Erfahrungen sprechen dafür, daß der Arbeiter immer auch mehr Eiweißkörper in seiner Nahrung braucht, wenn er bei der Arbeit ansdauern soll, als ein ruhender Mensch. Die Erfahrungen sind zum großen Theile sehr alt. Leute, welche sich sonst mit wenig Fleischnahrung,

mit wenig stickstoffhaltiger Nahrung überhaupt, begnügt haben, so lange sie eben nicht viel zu arbeiten hatten, haben zu allen Zeiten, wenn sie viel arbeiten sollten, eine stickstoffhaltigere Kost verlangt. Ähnliches zeigt sich bei Tieren. Den Arabern ist seit längerer Zeit bekannt, daß sie, wenn sie Pferde außerordentliche Leistungen zumuten, ihnen eine stickstoffhaltigere Nahrung geben müssen. Was hat man von der Lehre der Vegetarianer zu halten? Man muß zwei Arten von Vegetarianern unterscheiden, solche, die nur Pflanzenkost essen, und solche, die auch Käse, Milch und Eier genießen. Wenn man Milch, Eier, Käse nimmt, so kann man damit eine hinreichende Menge von Stickstoffsubstanzen in den Organismus einführen. Den reinen Vegetarianern jedoch muß man zu ihren guten Verdauungswerkzeugen gratulieren, wenn sie beim Essen von reiner Pflanzenkost so viel Stickstoffsubstanzen in sich hineinbringen, um sich im Stickstoffgleichgewicht zu erhalten. Allgemein möchte Brücke diesen Vegetarismus nicht empfehlen, weil es ja Individuen giebt, welche nicht das hinreichende Quantum von solchen Nahrungsmitteln bewältigen und ausnützen können und deshalb zu Grunde gehen. Unsr Wohlhabenden konsumieren zu viel Eiweißkörper; dem Vegetarismus reden jedoch weder die Erfahrungen, die wir an der armen Bevölkerung machen, das Wort, noch der physische Entwicklungszustand von Nationen, welche auf Pflanzenkost angewiesen sind.

Biel ist über den Nährwert des ausgekochten Fleisches gestritten worden. Man hat behauptet, daß dasselbe ganz wertlos sei. Dem ist nicht so; wir machen einen ausgedehnten Gebrauch davon und offenbar mit gutem Erfolge, da Dienst- und Arbeitsleute überall Wert darauf legen, nicht nur die Suppe zu bekommen, sondern auch das Fleisch, von dem die Suppe gekocht ist. — Fische können die Fleischnahrung vollkommen ersetzen. Bei uns kann der Fisch im allgemeinen kein Volksnahrungsmittel sein, weil er zu teuer ist. Es könnte dies jedoch an einigen Orten, namentlich an den Seen Österreichs und des Salzkammergutes, anders sein. Ein Teil der dortigen Bevölkerung leidet unter dem Mangel an Fleischnahrung. Daß sie wirklich durch den Mangel an Fleischnahrung leidet, davon überzeugt man sich am besten, wenn man von Dorf zu Dorf geht und sich überall die Familie des Fleischhauers ansieht. Diese scheint immer einer andern Menschenrasse als die übrige ländliche Bevölkerung anzugehören. Der Fehler wird schon während der Aufzucht gemacht. Das Fleisch, welches zu Hause in der Familie gekocht und mit den Kindern verzehrt werden sollte, ist der Vater Sonntags im Wirtshaus, und die Kinder, denen es vor andern gut thäte, werden fast ausschließlich mit vegetabilischer Nahrung und Milch gefüttert, und doch könnten an manchen dieser Seen die müßigen Kinder leicht so viel Fische angeln, wie sie für ihre Ernährung brauchen. Doch überläßt man den Fang dieser Fische ausschließlich den Fischern von Profession, und diese füttern damit Forellen und Saiblinge, um solche um hohen Preis nach Fisch und nach Wien zu verkaufen.

Außer den Samen der Getreidearten und der Leguminosen ist bei uns eine fernere Basis der Volksernährung die Kartoffel. Sie ist eine wenig nahrhafte

Speise. In einem großen Teil Europas kann jedoch ein gegebener Nährwert auf keine andre Weise so wohlfeil erbaut werden als durch den Kartoffelbau. Sie ist übrigens ein gutes Nahrungsmittel, so lange man noch ein andres stoffreicheres und außerdem Fett daneben hat. Nur Eines kann man den Kartoffeln mit Recht nachsagen, daß sie, wenn sie von Jugend auf in großer Menge genossen werden, weite Bäuche machen und an ein großes Volumen von Nahrungsmitteln gewöhnen.

Unter den gegorenen Getränken wirkt der Wein am wenigsten nachtheilig auf die physischen und moralischen Eigenschaften der Volksmassen. Das Bier kann bei Individuen, die sonst ihre Nahrung nicht gut ausnützen und verdauen, mit dazu dienen, daß sie ihre Nahrung besser ausnützen und auch eine größere Menge von Nahrung bewältigen. Wird jedoch das Bier in unmäßiger Quantität genossen, dann gehen die Leute in ihrem Nahrungsbedürfnis herunter. Ferner erzeugt das Bier mehr als der Wein eine gewisse Schwerefälligkeit des Körpers und des Geistes, die leider manchmal massenhaft und in sehr ausgeprägter Weise in die Erscheinung tritt. Man entschuldigt manchmal den Branntweingenuß der Armen damit, daß man sagt: Die armen Leute hungern und frieren, sie haben kein Geld sich Nahrung zu kaufen, und deshalb kaufen sie sich Branntwein, um sich zu erwärmen. Das ist deshalb unrichtig, weil die Verbrennungswärme des Branntweins nicht größer sein kann als die Verbrennungswärme des Getreides oder der Kartoffeln, aus welchen der Branntwein gebrannt worden ist. Der arme Mann bezahlt seine Wärme in Gestalt von Branntwein außerordentlich viel teurer als in Gestalt von Brot oder in Gestalt von Kartoffeln. Bei nicht arbeitenden Menschen hat der Branntweingenuß keine Entschuldigung. Anders bei der arbeitenden Bevölkerung. Diese hat häufig nicht die Zeit, ihre Nahrungsmittel zu bewältigen, sie nimmt deshalb mit der Nahrung Branntwein zu sich, um bald wieder zur Arbeit aufgelegt zu sein. Für sie ist ein mäßiger Branntweingenuß nicht schädlich; die Folgen übermäßigen Branntweingenußes sind schwer und deletär.

(Schluß folgt.)



Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf.

Von

Hans Müller.

II.

Des Meisters feste Sprache wurde denn auch in Berlin am richtigen Plage verstanden. Das Ministerium erklärte sich vollständig mit den entwickelten Grundsätzen zufrieden und gab auch fernerhin wiederholte Beweise seines Vertrauens zu der einsichtsvollen Leitung aller auf die Kunstschule bezüglichen Angelegenheiten.

Die Berichte selbst aber sprechen deutlich genug sowohl von den mangelhaften und zum Teil geradezu kläglichen Zuständen, mit denen Cornelius in Düsseldorf zu kämpfen hatte, wie auch von dem beharrlichen Eifer, dem schönen, auf das Ideal gerichteten Streben und dem ernstesten, echt künstlerischen Geiste, welcher mit ihm in die zu neuem Aufschwung belebte Akademie eingezogen war. Es ist gleichwohl nicht zu verschweigen, daß die Akademie rein als solche zunächst durchaus keine ordnungsgemäße Verwaltung und Einrichtung fand, und daß hierin eigentlich erst in späteren Jahren Schadow's nachhaltiger Einfluß ersprießliches geschaffen hat.

Was die Lehrer angeht, die damals neben Cornelius in Düsseldorf wirkten, so ist in erster Reihe der bereits in den Berichten des Direktors erwähnte Karl Josef Ignaz Mosler zu nennen, geboren 1788 zu Koblenz, ein jedenfalls schätzenswerter und verdienstvoller Förderer der Düsseldorfer Akademie, welcher sich indessen selbst mehr mit kunstgeschichtlichen Arbeiten als mit der ausübenden Kunst beschäftigt hat. Dieser vortreffliche Mann, dem seitens seiner Vorgesetzten Einsicht, Erfahrung und Bescheidenheit in Urteil und Ausdruck nachgerühmt wurde, hatte früher selbst als Schüler die Düsseldorfer Akademie besucht, genoß die engere Freundschaft von Cornelius, mit welchem ihn namentlich ein inniges Einverständnis über die Unzweckmäßigkeit des Kunstbetriebs auf den bisherigen Kunstakademien verband, und war, nachdem er sich in Köln, Frankfurt, München und Rom — er reiste als „Königlich preussischer Pensionär in Italien“ — vor allem als feinsinniger Kunstgelehrter und unermüdblicher Forscher ausgezeichnet hatte, auch bei der Neubelebung und Neugestaltung der Düsseldorfer Akademie besonders thätig gewesen. Von ihm war auf Vorschlag seines Freundes Cornelius der Plan der ganzen Reorganisation nebst Kostenberechnung und sonstigen Vorschlägen ausgearbeitet und dem Ministerium eingereicht worden, welches seinen Bericht späterhin an das Kuratorium der Akademie nach Düsseldorf zurückschickte und dem von Cornelius sowohl wie dem Kuratorium warm befürworteten Verfasser im Jahre 1821 den Auftrag erteilte, an Ort und Stelle die akademischen Lokalitäten, namentlich den Modellsaal einzurichten. Seine feste Anstellung als Sekretär und Professor erfolgte erst nach der Ankunft des neuen Direktors im Februar 1822, nachdem er sich im Herbst 1821 in Koblenz verheiratet hatte. Seine hauptsächlichste Thätigkeit als Sekretär bezog sich auf die ökonomischen Angelegenheiten und Verwaltungsgeschäfte der Schule. Er besorgte alle schriftlichen Arbeiten im Verkehr mit der Außenwelt. Sodann war er Aufseher der Kunstsammlungen, der reichhaltigen Kupferstiche und Handzeichnungen, deren Katalog und Schlüssel von ihm aufbewahrt wurde. Als Lehrer der Kunstgeschichte hielt er wöchentlich an jedem Sonnabend Vorlesungen für diejenigen Zöglinge, welche sich für höhere Kunstausbildung eigneten, sowie auch für gebildete Kunstfreunde aus der Stadt, die sich dazu meldeten, indem er einen bildlich anschaulichen Begriff von der Geschichte der Kunst seit ihrem Wiederaufleben bei den christlichen Völkern bis zur Gegenwart, verbunden mit regelmäßiger Vorlage von Kupferstichen und Originalhandzeichnungen, zu geben suchte. Sein Amt als Zeichenlehrer war kein obligatorisches,

sondern mehr eine Gefälligkeitssache. Er nahm ohne besondere Verpflichtung freiwillig zur Aushilfe Anteil am praktischen Unterricht, am Modellstellen und führte auch sonst die Aufsicht abwechselnd mit andern Lehrern. In der Kunstgeschichte sind seine Untersuchungen über italienische Kunst und namentlich über die niederdeutschen Malerschulen und den Meister des Kölner Dombildes mit Dank aufgenommen worden.

Zum zweiten Lehrer der Malerei neben Cornelius, welcher die erste Lehrerstelle hierin versah, wurde seit dem Sommer 1822 der durch das ziemlich überschätzende und überschätzte Urteil Goethe's bekannte Heinrich Kolbe, geboren 1771 in Düsseldorf, ernannt, auch ein ursprünglicher Zögling der Düsseldorfer Akademie, sodann der französischen Schule bei Gérard. Er hatte im Jahre 1800 zu Weimar einen Preis im historischen Fache davongetragen, außerdem später in Paris die erste Akademiemedaille und zweimal nacheinander im National-Institut den ersten Preis im Zeichnen erhalten. Seine beschränkte Vermögenslage verwies ihn vorzugsweise auf das Porträtfach und auf das Kopieren von alten Bildern. Als selbständig komponiertes Kunstwerk von ihm wird nur ein großes Bild „Venus führt dem Paris die Helena zu,“ 1819 in Paris, genannt. Das Kuratorium wußte über seine Technik rühmenswerthes an das Ministerium zu berichten, und er nahm im Juni 1822 die angebotene Stelle statt einer solchen in Bonn an. Kolbe leitete seiner Instruktion gemäß: 1. den ersten Unterricht im Zeichnen, nach den Antiken, nebst den vorläufigen anatomischen Erläuterungen zu deren Verständnis im Vacten; 2. den ersten Unterricht im Gewandzeichnen auf dem Gliedermann und im Legen der Gewänder; 3. die erste Anleitung im Ömalen sowohl nach Gips als bei dem Kopieren von Gemälden; 4. war er verpflichtet, abwechselnd mit den übrigen Lehrern den Akt zu stellen und eine Woche hindurch die Korrektur zu führen, ebenso die Revision in der Elementarklasse. Er hatte daher nicht allzuviel Gelegenheit, reellen Unterricht im wirklichen Ömalen zu geben, das überhaupt in Düsseldorf, so lange Cornelius den Ton angab, merklich vernachlässigt worden ist. Auch späterhin blieb Kolbe fast ausschließlich angewiesen, die Klasse der Statuenzeichner zu unterrichten, sowie höchstens den jungen Malern die Elemente der Farbengebung beizubringen, den Unterricht beim Zeichnen und Malen nach dem lebenden Modell aber nur abwechselnd mit den Kollegen zu vertreten. Er sehnte sich deshalb anhaltend, im Vertrauen auf seine Leistungsfähigkeit, nach einem größeren Wirkungstreife und bewarb sich nach Cornelius' Abgang um den Direktorenposten oder wenigstens um eine einflußreichere Stellung als Lehrer in der Ömalerei.

Über die übrigen Lehrer ist nicht viel Rühmliches zu sagen. Der alte Thelott gab dürftigen Unterricht in der Kupferstechkunst. Die Bildhauerkunst wurde zunächst gar nicht gelehrt. Cornelius sollte noch eine geeignete Kraft vorschlagen. In der Architektur sollte neben dem ziemlich unfähigen Schäfte noch ein andrer Lehrer bestellt werden, wobei Schinckel zu Rate gezogen wurde, der dem später auch die Instruktion ausgearbeitet hat.

Alles in allem war es somit um die Kunstschule als solche in ihren engeren Wänden nicht allzu gut bestellt, und es blieb denn auch vor allem nur der Name

und der Geist des Meisters Cornelius selbst, welcher das Ansehen der Anstalt nach außen hin aufrecht hielt und unablässig neue Scharen von Kunstjüngern heranzog. Es war eine eigentliche Corneliuschule in der rechten Bedeutung des Wortes, ein von ihm und auch für ihn ins Leben gerufenes künstlerisches Zusammenwirken, das mit ihm stehen und fallen mußte, das sich ganz lose und locker an die bestehende Düsseldorfer Akademie anlehnte und bei weitem mehr praktische als theoretische Gesichtspunkte im Auge behielt, das sich von vornherein weniger die Ausbildung und Belehrung von Schülern als die frei und fröhlich schaffende Thätigkeit von Künstlern zum Ziel setzte. Der Kunstschriftsteller Ernst Förster aus Altenburg (geb. 1800), einer der treuesten Corneliuschüler, hat aus eigener Erfahrung und Anschauung in seiner Geschichte der deutschen Kunst (fünfter Teil) das schöne Verhältnis zwischen dem Haupte und den Gliedern dieser Körperschaft lebendig geschildert.

Außer Förster waren um jene Zeit als erste Jünger in die Schule getreten: Karl Stürmer, geb. 1803 in Berlin, den Cornelius ganz besonders hochschätzte und später in München und Berlin beschäftigte, Hermann Stille aus Berlin (geb. 1803), der sich nach einer italienischen Reise an Schadow angeschlossen, in Düsseldorf, Stolzenfels, Berlin und Dessau thätig war. Ferner Jakob Göckelberger aus Heidelberg (geb. 1800), der nachmalige Galerieinspektor zu Mannheim, der leider traurig endete, und Karl Schorn aus Düsseldorf, geb. 1802, der auch noch bei Gros und Ingres in Paris, bei Wach in Berlin und Heß in München studierte und in Berlin sowohl wie in München als Akademiedirektor eine reiche Thätigkeit entfaltet hat. Und diesen folgten dann sehr bald weitere Kunstgenossen, unter welchen die bedeutenderen waren: Wilhelm Röckl aus Schleißheim bei München (geb. 1801), nachmals in München mit großem Erfolg in der Glasmalerei thätig, Johann Peter Götting aus Aachen, Maler und Bildhauer zugleich, geb. 1805, Peter Wilhelm App aus Darnstadt, der spätere Prager und Wiener Akademiedirektor Christian Ruben aus Trier, Philipp Anton Schilgen aus Osnabrück, geb. 1793, Gottlieb Gassen, geb. 1805, und Hermann Anschütz aus Koblenz, geb. 1802, der vorher bei Ferdinand August Hartmann in Dresden gelernt hatte, und Karl Heinrich Hermann aus Dresden (geb. 1802), später in München und Berlin als Historienmaler sehr geschätzt. Außerdem suchte aus Düsseldorf selbst und den naheliegenden Städten der Rheinprovinz und Westfalens eine größere Anzahl jüngerer und jüngster Kräfte unter dem Vorwand, der Akademie anzugehören, Aufnahme in die Corneliuschule und ist zum größten Teile auch nachmals dem Meister nach München gefolgt, wo die Rheinländer vor allem in beträchtlicher Zahl gastliche Aufnahme gefunden haben.

Dies führt zu einer Besprechung der hauptsächlichlichen Arbeiten, welche damals in Düsseldorf und Umgebung ein anregendes und vielverzweigtes Kunstleben herbeiführten, und an welchen die Corneliuschüler, auch die jüngeren, thätigen Anteil nahmen. Nach dem Vorgange des kunststünnigen Baiernprinzen Ludwig war man auch am Rhein mit plötzlicher Begeisterung bemüht, die vaterländische

Kunst zu heben und den Künstlern große Aufgaben zu stellen. Bald sollte in den Akademiefäten von Düsseldorf nicht mehr ausschließlich an den Kartons für die Glyptothek in München gezeichnet werden, sondern auch für andre näherliegende Monumentalmalereien. Zunächst wurde auf Anregung des Baumeisters Lassaull in Koblenz ein großes, vierzig Fuß langes Freskogemälde, das jüngste Gericht darstellend, für den dortigen Aßfensaal bestellt und von den ältesten Schülern Stürmer und Stille ausgeführt, leider aber nicht vollendet, da die guten Koblenzer Katholiken sich die Fertigkeitstellung verbat, weil Stille mit protestantischer Unbefangenheit unter die Seligen des Himmels auch Martin Luther aufgenommen hatte, der erst nach Jahrzehnten mit dem ganzen Bilde verschwand. Ungefähr zu gleicher Zeit verfügte das preussische Ministerium die Ausstattung der akademischen Aula der Universität Bonn durch vier große Freskobilder, die Fakultäten darstellend, deren Ausführung Hermann mit Beihilfe von Gözenberger und Förster übertragen bekam. Hierzu liefen hervorragende Bestellungen von kunstfertigen Vertretern des rheinischen Adels ein. Freiherr von Plessen bat um die Ausschmückung seines kurz zuvor erbauten Schlosses in der Nähe von Düsseldorf durch heitere mythologische Malereien, welche der Meister den Schülern Wilhelm Röckl und Peter App übertrug, während ein Graf Schönborn in einem Landhause in Franken die Olympischen Spiele in Fresko darzustellen bat. Graf Spee ließ auf seinem Schlosse Heltorf am Rhein einen Cyklus von Geschichten aus dem Leben Friedrich Barbarossa's ausführen, welche zunächst von Stürmer begonnen, später aber erst durch die Schadow'sche Schule vollendet worden sind. Der Minister Freiherr von Stein übertrug Stille, auf den Vorschlag von Cornelius, eine Arbeit auf seinem Schlosse Rappenberg bei Dortmund, die Darstellung der Geschichte der sächsischen Kaiser, die aber durch die Übersiedelung der Cornelius'schule nach München wieder eingestellt worden ist. Viele Bestellungen mußten überhaupt wegen allzu großen Andrangs verschoben und zurückgesetzt werden, da sich nicht Hände genug finden ließen, die alles dasjenige zur Vollendung bringen konnten, was von seiten der rheinischen Abligen in Aussicht genommen wurde.

Auch die kirchliche Malerei wurde, wenn auch nicht in gleichem Maße wie die profane Malerei, in den Dienst der Aufgaben gestellt, welche sich die aufblühende Thätigkeit der Cornelius'schule vornahm. Manche arme Kirche und Gemeinde in Rheinland und Westfalen hat in jener Zeit durch Vermittelung des Düsseldorfer Akademiedirektors billige Tafel- und Altargemälde erhalten. Cornelius hatte in Berlin sofort darum gebeten, daß das Ministerium der kirchlichen Angelegenheiten sich bei allen Diözesen, Kommunen, Pfarreien und Korporationen der katholischen Rheinlande verwenden solle, damit sie in allen Fällen, die Beziehung auf die Kunst hätten, sich an die Düsseldorfer Akademie wenden könnten; denn selbst die kleinsten Mittel würden in Vereinigung für die Anstalt bedeutend. Dem geringsten Talent würde es dann nicht an Spielraum zur Entwicklung fehlen, und indem die Schule der Gesellschaft wirksam diene, erhielte sie in ihrem Innern Regsamkeit und Leben.

Es war somit nach allen Richtungen hin ein frisches und fröhliches Kunsttreiben angebahnt, wie man es vorher in diesem Reichthum am Rhein nicht gekannt hatte, und der Meister war nicht weniger erfreut als seine Schüler, daß sie sich so lebhaft an der unerwartet vielseitigen Entwicklung, an dem wahrhaften Aufschwung der deutschen Kunst beteiligen durften. Im Winter wurden in den Sälen der Akademie die Kartons gezeichnet, wobei Cornelius leider nicht streng genug darauf hielt, daß man nach der Natur arbeitete, und im Sommer ging man daran, die Arbeiten an Ort und Stelle al fresco auszuführen. Die Ausführung entsprach allerdings nicht immer den Absichten und ersten Entwürfen. Der unbefangene Beurtheiler muß gestehen, daß es der Corneliuschule jener Zeit bei aller Kunstbegeisterung und Schaffensfreude doch an einem wesentlichen Bestandtheil fehlte. Während auf den Inhalt, auf den Gedanken und die poetische Erfindung der größte Wert gelegt wurde, blieb die Ausführung und Vollen dung der Darstellung in Form und Farbe wesentlich hinter den höchsten Forderungen der Kunst zurück, und nicht nur Cornelius selbst, sondern auch fast alle seine direkten Schüler haben unter diesem Mangel zeitlebens zu leiden gehabt. Cornelius war ein gewaltiger und anregender Lehrmeister, wo es darauf ankam, dichterischen Schwung und ideale Erfindung zu wecken, erhabene und große Gedanken zu fördern. Aber es ging ihm die Gabe ab, die äußere technische Vollen dung zum Abschluß zu bringen und jedes Talent nach seiner individuellen Eigentümlichkeit sich entwickeln zu lassen, und es ist bei aller Verehrung für den großen Mann nicht zu verkennen, daß mancher begabte Kunstjünger durch sein Vorbild auf den falschen Weg geleitet worden und nicht zu der ihm eigenen Kunstentwicklung gelangt ist.

Eigentlich malen haben die Corneliuschüler alle, wie sie auch heißen mögen, nicht gelernt. Sie begannen frühzeitig zu erfinden, zu komponieren, Gedanken auszudrücken, sagenhafte und historische Stoffe zu behandeln, zu zeichnen. Ein eindringliches Studium nach der Natur und ihrer äußeren Ansicht, eine Erkenntnis der Farbe und ihrer Behandlung, einfach malerische Ölstudien nach dem lebenden Modell, alles das wurde durchweg beiseite gelassen, und diejenigen besseren Zöglinge der Schule, welche später erkannten, was ihnen nach dieser Richtung fehlte, sahen leider auch nur zu bald ein, daß es zu spät war, sich die ersten Grundlagen dieser Kunst nachträglich anzueignen. Kaulbach, der beste und selbständigste von allen Corneliuschülern, der auf der Höhe seines Ruhmes, als „die Hunnenschlacht“ seinen Namen weit und breit bekannt gemacht hatte, schmerzlich unter dem Bewußtsein seiner mangelhaften Beherrschung der Farbentechnik litt und in aller Abgeschlossenheit, beinahe heimlich hinter Schloß und Riegel, in München und in Rom das Versäumte nachholen wollte und wie ein Schüler Tag für Tag Studienköpfe und Skizzen nach der Natur malte, dachte vielfach mit Bedauern und Bitterkeit an Düsseldorf zurück und erwähnte häufiger, daß es dort seinerzeit nur einen Maler gegeben hätte, bei dem man im Malen manches hätte lernen können, wenn man damals nicht zu hochfahrend dazu gewesen wäre.

Dieser Maler aber war Kolbe, der der — Antikenklasse vorstand und gar keine Gelegenheit hatte, eine entsprechende Wirksamkeit auszuüben.

Immerhin wird aber die hohe Begeisterung und die freudige künstlerische Bewegung unermessen bleiben, welche Cornelius in das Herz aller seiner Schüler zu senken verstand und mit der er auch die weitesten Kreise einer begabten Bevölkerung aus dem langen Schlummer künstlerischer Gleichgültigkeit emporzuraffen wußte. Man kann sich leicht vorstellen, wie der Mut der Kunstjünger in Düsseldorf bei den höheren und immer reicheren Aufgaben wuchs und wie auch die jüngsten und bescheidensten Schüler sich bald daran machten, größere Kompositionen zu wagen und Kartons im Geiste des Meisters zu versuchen und zu entwerfen, bevor sie noch die Grundelemente einer korrekten Zeichnung und einer Vertrautheit mit den Formen und Farben erkaunt und erlernt hatten. Einer riß den andern mit fort. Die Jüngeren eiferten den Älteren nach, wollten nicht zurückstehen, waren unablässig bestrebt, des Meisters Zufriedenheit zu erwerben, in der gleichzeitigen ehrgeizigen Hoffnung, auch ihrerseits möglichst frühzeitig zu den immer zunehmenden Aufgaben der Monumentalmalerei herangezogen zu werden.

In diesen Kreis froher, frischer und freier Kunstbethätigung trat der junge Wilhelm Kaulbach aus Mühlheim an der Ruhr nach einer trauerreichen Kindheit im Frühjahr 1822 ein. Der Vater hatte ihn kurz vorher persönlich bei Cornelius angemeldet, und es scheint, als wenn der Meister aus den ihm vorgelegten Arbeiten, über welche uns leider jede Nachrichten mangeln, den besten Eindruck gewonnen hätte. Jedenfalls nahm er ihn ohne weiteres und mit Freuden als Schüler auf. Wahrscheinlich dachte er bei Kunstnovizen daran, wie er selbst vor Zeiten von Langer wegen Unfähigkeit von der Akademie verwiesen werden sollte.

Nach der Familienüberlieferung erwarb sich der junge Kaulbach, der natürlich zuerst die Elementarklasse besuchte, sehr bald die Zufriedenheit und Zuneigung seiner Lehrer. Der Vater verfügte sich einige Zeit nach der Aufnahme des Sohnes wieder einmal nach Düsseldorf, um Erkundigungen über seine Fortschritte und sein Betragen einzuholen, und als er abends nachhause kam, konnte er zuerst vor Erregung gar keine Worte finden. Der Wilhelm — der Wilhelm — stieß er mehrfach hervor ohne fortfahren zu können, bis er dann schließlich unter Thränen und Schluchzen erzählte, der Wilhelm würde ganz gewiß etwas Außerordentliches werden, denn die Auskunft über ihn sei über alle Erwartung gut gewesen, alle Professoren seien des Lobes voll über seinen Fleiß und seine Leistungen.

In der That werden diese Nachrichten durch Zeugnisse seiner Lehrer und Zeitgenossen bestätigt. Er zeichnete sich in den ersten Zeiten durch stillen, beschaulichen Fleiß und bescheidenes, zurückhaltendes Wesen aus, sodaß man sich gern seiner annahm, und erst spätere Vorkommnisse trübten das Andenken seiner Düsseldorfer Lehrzeit. Auch gelang es ihm in der kurzen Frist eines Jahres, von der Elementarklasse bis zur obersten Klasse aufzusteigen.

Weder über den genauen Zeitpunkt von Kaulbach's Aufnahme auf der Düsseldorfer Kunstakademie noch über seinen Abgang von dort läßt sich genaueres

berichten, da erst sehr viel später regelmäßige Schülerlisten geführt worden sind. Ebensovienig ist eine genaue chronologische Darstellung seines Thuns und Treibens möglich, da seine Briefe aus jener Zeit bei einem Brande in Mülheim untergegangen sind. Die einzigen Thatfachen, welche über ihn in den Düsseldorfser Akten vorkommen, beschränken sich darauf, daß der Kunstschüler Wilhelm „Kaulbach“ — so wurde sein Name dort geschrieben — mehrfach auf Empfehlung des Kuratoriums und des Direktors Unterstützungen seitens des Kultusministeriums erhalten hat, und zwar nach den Begriffen jener Zeit ziemlich ansehnliche Beträge.

Es gereicht ebensowohl dem Direktor Cornelius zur Ehre, daß er unablässig auf das Wohl der ihm anvertrauten Zöglinge bedacht war und die wirklich Bedürftigen und Würdigen unter der Schar zur Unterstützung empfahl, wie dem Ministerium, welches die Gesuche sorgfältig prüfte und sich stets mit freigebiger Hand bereit zeigte, zu helfen und zu fördern, wo es not that. Eine ganze Reihe von rheinischen Kunstschülern ist damals von Berlin aus mit Stipendien bedacht worden, darunter junge Leute, die sich nachher einen anerkannten Namen erworben haben, wie J. Peter Götting aus Aachen, Christoph Ruben aus Trier, Johann Baptist Sonderland aus Düsseldorf, Johann Wilhelm Preyer aus Schweiler und etwas später Johann Wilhelm Schirmer aus Zülich. Die Beträge dieser Stipendien hatten meistens die Höhe von fünfzig Thalern für ein Jahr. Größere Summen wurden nur in besonderen Ausnahmefällen gewährt. Vielen erließ man außerdem das Schulgeld, das allerdings nicht sehr hoch war, sondern nur zwei Thaler vierteljährlich pränumerando betrug, und ebenso erhielten viele freies Modell.

Während der dreijährigen Wirksamkeit des Meisters in Düsseldorf hat Kaulbach nicht allein am längsten, sondern auch die höchsten Stipendien nebst Zuschüssen erhalten, und so fielen denn hier wirklich die Unterstützungen des Staates auf den rechten Boden, da wenige wohl so bedürftig und keiner so würdig war wie gerade er.

Zu Anfang scheint der neue Zögling der Akademie mit eigenen Mitteln vorwärts gekommen zu sein. Dann aber wurde ein nur allzu trauriger Anlaß zu seiner Unterstützung gefunden. Wahrhaft furchtbare Ereignisse forderten, abgesehen von der künstlerischen Beanlagung des Jünglings, den Direktor und das Kuratorium der Anstalt auf, bei dem Minister um ein Stipendium für ihn einzukommen, Ereignisse, die wenige Monate, nachdem der junge Künstler nach Düsseldorf gekommen war, eintraten und die alles Leid und Glend in den Schatten stellten, welches der Knabe bereits erfahren hatte.

Während der junge Akademiker nämlich die selige Freiheit und Freude seines Studiums genoß und voll froher Hoffnung künftigen schönen Tagen entgegen sah, war daheim in Mülheim seine Familie in die äußerste Bedrängnis geraten, aus der sie keinen Ausweg mehr fand. Vergeblich suchte der Vater nach einem Rettungsanker. Die Not machte ihn, nachdem alle Hoffnungen fehlgeschlagen waren, in einer Weise erfinderisch, die mit dem Strafgesetzbuch in Widerstreit geraten mußte. Bitterste Verzweiflung und Sorge um das nackte Leben der

Seinigen verleiteten ihn, seine natürlichen Anlagen und künstlerischen Fähigkeiten in unredlicher Weise zu verwerthen. Er ließ sich verführen, mit geschickter Hand falsche Thalerscheine zu verfertigen. Umsonst wurde er von mitleidigen Freunden gewarnt, die seine Thätigkeit ahnten, da er oft mit einer geradezu harmlosen Naivität bei offenen Thüren gearbeitet haben soll. Er setzte das Handwerk fort. Die Strafe blieb nicht aus. Er wurde von Mitschuldigen denunziert, abgefaßt und nach langen Untersuchungen gemäß Erkenntnis der Kriminalsenate zu Hamm und Münster vom Jahre 1825 resp. 1826 zu fünfzehnjähriger Haft verurteilt, die er vom 17. August 1825 ab in Werden an der Ruhr verbüßte.

Dieser schreckliche Vorfall machte einen geradezu vernichtenden Eindruck auf den jungen Menschen in Düsseldorf. Bis in das späteste Alter, da er längst den Gipfel des Glückes und des Ruhmes erreicht hatte, wurde er die Erinnerung an die erschütternde Katastrophe nicht los. Karl Stieler, der treue Freund des Hauses, erzählt, daß er oft mitten im heiteren Gespräch plötzlich verstummte, wenn manchmal eine ahnungslose Hand auf solche Erinnerungen traf. „Da ward es schwül und finster in seinem Angesicht, er konnte sich betrüben bis zum Weinen — tigerhaft bäumte sein ganzes Wesen sich auf vor diesem eisernen Gitter. Nur mit wenigen hat er darüber gesprochen, aber sicherlich mit keinem, der nicht erschrocken wäre vor der wühlenden Kraft, womit sich dieser Kummer damals in sein Herz gebohrt.“ Begreiflicherweise giebt dieses so überaus traurige Geschehnis mehr als alles Vorangegangene den klarsten Aufschluß über so manche schroffen, herben und menschenfeindlichen Züge in Kaulbach's Charakter, die hier und da in seinem langen Leben zutage traten, über so manche factastischen, auffallenden Erscheinungen in seinen Schöpfungen, und der Geschichtsschreiber, welcher wahrheitsgemäß den Verlauf einer Lebensgeschichte mit allen ihren Folgerungen sowie gleichzeitig das Werden und Wachsen der künstlerischen Empfindungen und Arbeiten aus dem inneren Seelenleben zu entwickeln hat, darf nicht stillschweigend und schonungsvoll an Ereignissen von so eindringlicher und unvergeßlicher Wirkung vorbeigehen. Die Leiden und Qualen, welche große Männer von wahrem Herz und Gemüth in ihrer Jugend durchzumachen hatten, sind durchweg die sicherste Quelle für die Erkenntnis und das Verständnis aller ihrer Lebensäußerungen, Lebensanschauungen und Lebenswerke. Es liegt also geradezu eine größere Pietät darin, wenn man die Schleier von den tieferen Gründen gewisser Eigenheiten, ja selbst von dem schreiendsten Jammer aufhebt, statt sie sorglich und trügerisch zu verhüllen. Wahrheitsgemäße Klarheit bleibt allemal besser als heimlich gestüftertes und verunstaltendes Gerede.

Die von einem Rechtsanwalt namens Hochdahl im Februar und im November 1825 angefertigten Verteidigungsschriften führen manche Milderungsgründe für die Handlungsweise des alten Kaulbach auf und geben ein deutliches Bild von der trostlosen Lage der unglücklichen Familie, die wirklich das allgemeinste Mitleid verdiente.

So lange er noch ein Durchkommen sah — heißt es in den Ausführungen des Verteidigers — hat sich derselbe ehrlich ernährt und sich keiner unmoralischen

Handlung schuldig gemacht. Als aber die Tücke des Schicksals ihn unaufhörlich verfolgte, als seine Frau auf dem Krankenbette darniederlag, als der Fabrikant Troost ihm sein Guthaben um vierhundert Thaler schmälerte, die Mobilien des gänzlich Verarmten schuldenhalber verkauft wurden, und ihm jedes redliche Erwerbungs mittel benommen war, da wich sein guter Genius von ihm, und seine Gefühle, für Frau und Kinder sorgen zu müssen, zogen ihn immer tiefer in die Irrgänge der Verführung. So lange dem Menschen das Glück lächelt, und er mit vollen Segeln auf dem Meere des Lebens umherschifft, wird er selten von dem Wege des Rechts und der Tugend abweichen. Erhebt aber die Not ihre eisernen Ruten, stößt der arme Erdensohn überall auf Sandbänke und Klippen, dann ist es kein Wunder, daß er endlich das Steuerruder verliert und in den Wellen des Leichtsinns seinen Untergang findet. Lange behielt die Stimme des Rechts bei dem Unglücklichen die Oberhand; schwer konnte er sich dazu entschließen, den Pfad der Tugend zu verlassen, und er würde denselben noch immer betreten haben, wenn ihm nicht ein gewisser Mühl die Wiederherstellung seines Wohlstandes durch die Fabrizierung falscher Papiere mit glänzenden Farben geschildert und dadurch seine Seele der Verführung preisgegeben hätte. Selbst da noch, wie der Verklagte den ersten Schritt gethan hatte, erwachte die Stimme des Rechts und der Pflicht in ihm, und er würde ungeachtet seiner drückenden Lage den betretenen Pfad verlassen haben, wenn nicht, wie die Akten ergeben, der Jude Aaron Levy ihn mit Gewalt zur ferneren Fabrizierung der Tresorscheine, unter der Drohung, ihn sonst denmünzieren zu wollen, gezwungen und angepörrnt hätte.

Als Milderungsgrund wurde vom Verteidiger außerdem das freimüthige und offenerzige Bekenntniß geltend gemacht, welches Anspruch auf die Milde seiner Richter verdiene. Gleich beim ersten Verhör erklärte er offen: „Ich bin nicht der Mann, der durch Winkelzüge ein Vergehen verschweigen wollte, dessen er sich schuldig gemacht, und so gestehe ich denn mit aller Aufrichtigkeit, daß ich wirklich falsche Fünfthaler-Tresorscheine fabriziert habe.“ Während seine Mitschuldigen dagegen alles in Abrede stellten und die Untersuchung jahrelang in die Länge zogen, entwarf er sogar ein Pro Memoria, worin er die Unterscheidungszeichen der echten von den falschen Tresorscheinen angab. Ferner wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß der alte Kaulbach in die Kategorie von Künstlern zu rechnen sei, und daß ihm dieses Prädikat um so weniger streitig gemacht werden könne, weil man seine untergeschobenen Kinder von den legitimen jahrelang nicht zu unterscheiden vermochte. Ein Künstler aber, welchem das Militärgesetz das Vorrecht einer einjährigen Dienstzeit verleihe, solle gefeßlich mit keiner entehrenden Zuchthausstrafe belegt, sondern „honett“ behandelt werden.

Alle Auseinandersetzungen des Verteidigers, welcher vor allem darauf hinzuweisen suchte, daß sein Schüßling doch nicht gerade mit dem höchsten Strafmaß belegt werden könne und daß auch die Strafe ihre Grenzen habe, wurden abgewiesen. Die Nachbildung von Kassenbillets erforderte die strengste Sühne. Es stand in jener Zeit außer Zuchthaus in schweren Fällen sogar Staupenschlag darauf.

Mehrfach versuchte es der arme Gefangene in der Folge, die Gnade des Königs zu erlangen und seine ganz besonders harte Strafe in einen Festungsarrest umgewandelt zu bekommen, um so mehr, da er neben dem tiefen Elend und mangelnden Nahrungserwerb seiner Familie auch seine eigene erschütterte Gesundheit geltend machen konnte, so im März 1827, dann im Januar 1829, und er schrieb bei dieser Gelegenheit wirklich ergreifende, tief empfundene und reuevolle Briefe über sein schreckliches Los, das ihn zum täglichen Umgang mit gewohnheitsmäßigen Verbrechern zwang, „getrennt von den Seinigen lebend und nur lebend, um zu leiden und tausendfach zu fühlen.“ Auch konnten ihm seitens der Anstaltsbehörde und des Geistlichen die besten Zeugnisse ausgestellt werden. Aber er fand kein Erbarmen. Seine Familie mußte sehen, wie sie weiterkam. Die gute, verlassene Frau mußte zuerst allein, dann mit ihren heranwachsenden Töchtern Tag und Nacht Handarbeiten anfertigen, um sich zu erhalten. Der Gefangene beschäftigte sich unterdessen in Werden fleißig mit Malen und Zeichnen und soll unter anderm für die Anstaltskirche ein großes Altarbild, die Kreuzigung Christi darstellend, ausgeführt haben. Der nachmalige Düsseldorf'sche Akademie-Inspektor Hothausen sah ein solches dort, als er einmal, von einem Beamten eingeführt, das Zuchthaus besuchte und dem Vater erzählte, daß er Mitschüler seines Sohnes in Düsseldorf sei, wobei der Alte Thränen vergoß. Im ganzen wurde der Gefangene aber, auch schon in der ersten Zeit, in der Anstalt ziemlich gut gehalten, trug keine Sträflingskleider, bewohnte mit einem höher gebildeten Menschen, mit einem Dichter, dasselbe geräumige Zimmer und durfte innerhalb der Mauern frei umhergehen.

Erst im Herbst 1836 erhielt der schwerbestrafte Mann seine Freiheit zurück.

Wilhelm Kaulbach hatte, nach diesen maßlos traurigen Ereignissen, als der älteste Sohn die erhöhte Pflicht, an seine beschleunigte Ausbildung zu denken, um die Mutter und die jüngeren Geschwister versorgen zu können, und wie verbittert auch die junge Seele sein mochte, doppelt und dreifach wuchs der Eifer, der Fleiß und die stille Sehnsucht, des Vaters Unrecht wieder gut zu machen, den Seinigen glücklichere Zeiten herbeizuführen und selbst glücklich zu werden.

Als der Vater der Familie genommen wurde, um jahrelang in dumpfer Haft fern zu bleiben, da sagte der Jüngling — wir erfahren das aus einem späteren Briefe seiner Schwester Josephine — unter Thränen zu seinen Geschwistern: „Nun will ich euer Vater sein.“ Und redlich hat er das Versprechen durch ein langes Leben hin gehalten. Wieder viele Jahre später, als der Vater längst gestorben, schreibt ihm in einer Sylvesternacht (1850) die Schwester aus Mülheim: „Du mein lieber Wilhelm, mein treuer, liebender Bruder! Ich danke Dir für all das Gute, was Du seit vielen, vielen Jahren an unserm Vater und an unsrer Mutter gethan hast. Ich danke Dir dafür, daß Du ihnen so manche glückliche Stunde, so viele ruhige sorgenlose Jahre bereitet hast. So manche Freundenthraue, die ich selbst in ihren Augen gesehen habe, die sie aus Glückseligkeit und Dankbarkeit geweint, ist ein Schmuck für Dich, der nie vergeht! Ich danke Dir für Deine jahrelange, treue, brüderliche Liebe. Du hast gesorgt, wie ein Vater für seine

Kinder sorgt, Du hast gearbeitet, damit wir leben konnten. Drum segne Dich Gott tausendmal! — und siehst Du, er thut es ja schon in Deinen Kindern, die gesund und kräftig heranwachsen!" Auch der treue Sohn versuchte es in wiederholten Bittgesuchen an den ihm gewogenen Oberpräsidenten der Rheinprovinzen, Freiherrn von Pestel, die Begnadigung des Vaters zu erwirken. Ergreifend lesen sich die Entwürfe dieser Briefe, in denen er als Gründe falsche Scham, mißverständene Ehre und Verzweiflung auführt und sogar sich selbst einen Teil der Schuld beimißt, da seine Erziehung hauptsächlich zu dem Vergehen Anlaß gegeben habe, weshalb er es als heilige Pflicht ansehe, diesen Teil abzutragen. Als er bereits in München zu großer Anerkennung gelangt war und selbst den Trieb fühlte, in erweitertem Maße an seine fernere Ausbildung und vor allem an eine Reise nach Italien zu denken und doch alle Ersparnisse für die Erhaltung der Seinen aufwenden mußte, schrieb er deutlich genug, daß der leidende Vater sich — für ihn geopfert habe.

Jedenfalls fand das furchtbare Schicksal des jungen Mannes und seiner Familie in Düsseldorf sofort die allseitigste Theilnahme. Es ist ein Beweis für die Liebe und Achtung, die sich der fleißige Akademiker erworben hatte, daß man thatkräftig bemüht war, ihm wenigstens über die jammervollen Folgen der Schwach seines Vaters hinwegzuhelfen und sein mit so schönen Aussichten begonnenes Studium weiterhin zu ermöglichen. Der diesbezügliche erste Bericht des Kurators der königlichen Kunst-Akademie ist Koblenz den 14. März 1823 datirt und lautet:

„An

des königlichen wirklichen geheimen Staats- und Ministers der geistlichen Unterrichts und Medizinal-Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Altenstein Excellenz zu Berlin.

Das in Umschrift ganz gehorsamt hier beigefügte Zeugniß des Directors Cornelius giebt uns Veranlassung, die freigebige Milde Ew. Excellenz für einen ebenso hoffnungsvollen als hilfsbedürftigen jungen Mann in Anspruch zu nehmen.

Der darin genannte Schüler der hiesigen Kunst-Akademie Wilhelm Kaulbach aus Paderborn (!) jest 17 (!) Jahr alt, hat im Verlauf Eines Jahres, seit welcher Zeit er die Anstalt besucht, ein so sehr ausgezeichnetes Talent, verbunden mit so schätzenswerthen Eigenschaften des Charakters an den Tag gelegt, daß er in jeder Beziehung zu den vorzüglichsten Erwartungen berechtigt, und hierdurch eine Theilnahme verdient, welche außerdem schon einestheils durch ein ungemein vortheilhaftes Außere und andertheils durch ein höchst trauriges Lebens-Verhältniß des jungen Mannes auf das lebhafteste angeregt wird.

Ältester Sohn eines geschickten Portrait-Malers und Kupferstechers, der mit einer Frau und drey jüngern Kindern seit längerer Zeit in scheinbar wohlhabenden Verhältnissen zu Mühlheim an der Ruhr lebte, und von da aus von Zeit zu Zeit einträgliche Kunststreifen unternahm, von Jugend auf für die Kunst bestimmt und gebildet, eben auf der hiesigen Kunstakademie unter der besondern

Leitung des Directors Cornelius einer höhern Ausbildung entgegen reisend, schien ihm ein ungewöhnliches Lebensglück zu Theil geworden zu seyn, als sich dasselbe vor einigen Monaten plötzlich in eine ebenso ungewöhnliche unglückliche Lage verwandelte.

Der Vater hatte sich nämlich zu einem frevelhaften Mißbrauch seiner Geschicklichkeit und Gewandtheit und seiner mannichfachen Kenntnisse verleiten lassen, indem er falsche Tresorscheine verfertigt und vorbereitet hatte. Dieses Verbrechen wurde vor einigen Monaten entdeckt, er wurde verhaftet, bekante mit vieler Offenheit und sieht nunmehr in dem Untersuchungs-Gefängnisse zu Werden einer Bestrafung entgegen, die ihn zeitlebens außer Stand setzt für seine Familie zu sorgen. Die Frau mit den drey unmündigen Kindern von 3—14 Jahren sieht der größten Dürftigkeit entgegen, und der älteste Sohn würde, aller Mittel zu seiner Fortbildung beraubt, dem höhern Leben gänzlich verloren gehn, wenn ihn nicht eine angemessene Hülfe in den Stand setzte, den mit so vielen Hoffnungen betretenen Weg zu vollenden.

Ev. Excellenz Wohlwollen vertrauend, erlauben wir uns daher im Namen des Unmündigen die ehrerbietige Bitte, daß es Hochdenselben gefallen wolle, ihm für das laufende Jahr eine Unterstützung von Ein Hundert Thalern mit der Ansicht auf fernere Hülfe für den Fall zu bewilligen, daß er, wie kaum zu bezweifeln ist, sich derselben in Zukunft ebenso wie jetzt würdig bezeigen wird. Wir bemerken dabei ganz gehorsamt, daß diese Ausgabe nöthigenfalls auch ohne Erhöhung der bisher für die Stipendien bei der hiesigen Akademie verwendeten Summen wird Statt haben können, da wir voraussichtlich in dem Falle sehn werden, auf die Einziehung einer andern Unterstützung nächstens anzutragen.

Das Kuratorium der Königlichen Kunstakademie

gez. von Pestel. Jacobi. Klüber.

Und das entscheidende, einflußreiche Zeugnis des Meisters Cornelius selbst besagte: „Daß der junge Caulbach aus Mülheim a. Rhein als Eleve der hiesigen Königlichen Kunstschule sich einerseits immer fleißig, folgsam und in allem brav und wohlgeartet erwiesen hat; andererseits ein schönes vielversprechendes Talent zur Kunst besitzt, und im Laufe eines Jahres vom Elementar-Unterricht bis zur obersten Klasse gelangt ist, bezeuge ich hiermit, und will dadurch alles Vortheilhafte für ihn gesagt und meinerseits ihn aufs allerbeste empfohlen haben.

Düsseldorf den 26. Februar 1823.

Der Direktor der Königlichen Kunst-Schule

gez. P. Cornelius.

Der Minister genehmigte sofort den Antrag und überwies dem jungen Künstler, der sich, wie das Kuratorium bereits sechs Wochen später meldete, „einer Unterstützung fortwährend in jeder Beziehung sehr würdig“ bezeugte, für das Jahr 1823 sogar noch einen weiteren Zuschuß von fünfzig Thalern.

Die ferneren Verhandlungen über den unglücklichen Akademiezögling mit dem Ministerium geben ein schönes Zeugnis für die sorgfältige Unterstützung, welche hohe Kunstbegabung in Preußen allezeit gefunden hat, und mögen hier gleich nach den in der geheimen Registratur des Kultusministeriums aufbewahrten Akten mitgeteilt werden.

Cornelius schickte im März des folgenden Jahres 1824, außer dem Kartou eines mehr untergeordneten Schülers namens Winkelier, ein Erstlingswerk von Kaulbach nach Berlin, um dem Ministerium einen Beweis von dem zu geben, was der junge Mann bereits konnte. Er schrieb bei dieser Gelegenheit die bezeichnenden Worte:

„Caulbach wurde vor zwey Jahren in unsere Schule aufgenommen, seine Fähigkeiten erstreckten sich damals etwas über die eines Elementar-Schülers, als er aber die Bestrebungen und Leistungen Andrer und deren Ernst und Eifer gewahrte, verwandelte sich sein ganzes Wesen, und zwar so, daß aus einem muthwilligen, kindischen Jüngling ein besonnenes, ernstes, von einer höheren Sache ganz erfülltes Wesen hervorgieng. Vorliegender Carton (der Nanna-Regen) ist sein zweiter Versuch im großen, und wenn sich zwar in demselben noch viele Mängel und die Schwächen einer jugendlichen Leistung zeigen, so ist von der andern Seite ein reines von allem verschrobeneren freyes, für das Schöne und Wahre erfülltes Gemüth unverkennbar. Ich empfehle diesen Schüler ganz besonderst der Aufmerksamkeit eines hohen Ministeriums.“

Das Ministerium gestand am 11. April 1824 unter Zurückgabe der Vorlagen, daß die gedachten Kartons für die künstlerischen Anlagen und Bestrebungen dieser auch von dem Direktor Cornelius empfohlenen jungen Künstler ein sehr günstiges Vorurteil erweckten, und zeigte seine Geneigtheit, außer Winkelier auch den p. „Caulbach“ durch Bewilligung einer angemessenen Summe in den Stand zu setzen, sich in der von ihm gewählten Kunst weiter auszubilden, weshalb fernere Anträge einer angemessenen Unterstützungssumme eingefordert werden.

Das Kuratorium beantragte daraufhin, das Ministerium möchte die Unterstützung des Kaulbach, der im vorigen Jahre 150 Thaler erhalten habe, für das laufende Jahr auf 200 Thaler erhöhen, und da keine anderen Mittel vorhanden seien, die Zahlung dieser Unterstützungen aus dem dem Minister zur Disposition stehenden Fonds der königlichen Kunstakademie hochgeneigt bewilligen. Das Ministerium genehmigte einen Betrag von einhundertundfünfzig Thaler bis ultimo Dezember für Kaulbach.

Auch im folgenden Jahre verwendete sich sowohl das Kuratorium wie der Direktor, der inzwischen bereits sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte, bei dem Minister von Altenstein um eine fernere Unterstützung für den jungen Kaulbach. Das erste schrieb (27. Februar 1825): „Aus dem in originali gehorsamst angegeschlossenen Bericht des Directors Cornelius wollen Ew. Excellenz hochgefälligst entnehmen, daß der Kunstschüler Caulbach sich der bisher genossenen Unterstützung nicht unwürdig erwiesen und so bedeutende Fortschritte in der Kunst gemacht hat, daß ihm bereits die Ausführung eines Altarbildes (einer Madonna mit dem Kinde

und zwei psallirenden Engeln) für eine Kirche in Westphalen, welche mit noch zwey andern Altarbildern bei der hiesigen Kunst-Akademie bestellt worden sind, übertragen werden konnte.

Da indeß das für diese Bilder ausgesetzte Honorar nur unbedeutend ist und überhaupt die Ausführung derselben von der Kunst-Akademie nur in so fern übernommen werden konnte, als sie dadurch Gelegenheit erhielt, mehrere ihrer Schüler auf eine würdige Weise und mit Werken zu würdiger Bestimmung zu beschäftigen und somit dem in dem Reglement entwickelten Zweck als Kunstanstalt zu entsprechen, so erlauben wir uns, das Gesuch des Directors Cornelius zu unterstützen, und mit gehorsamster Bezugnahme auf Ew. Excellenz wohlwollende Aeußerung in dem Rescript vom 11. April v. J. zu bitten, Ew. Excellenz wollen dem Kunstschüler Caulbach, damit er sein vorzügliches Talent weiter ausbilden könne und nicht aus Mangel an Unterhalt genöthigt werde, das angefangene Werk zu unterbrechen und anderweitigem Neben-Erwerb nachzugehen, die in den letzten Jahren von ihm bezogene Unterstützung von 150 Thaler auch für das laufende Jahr bewilligen.“

Cornelius gab sein Gutachten folgendergestalt ab (in Mosler's Handschrift).

Düsseldorf den 15. Februar 1825.

Vorstellung über die Fortdauer der bisherigen Unterstützung des
W. Caulbach.

An das Hochlöbliche Curatorium der Königl. Kunstakademie
hier.

Einem Hochlöblichen Curatorium habe ich die Ehre in Betreff des Kunstschülers Wilhelm Caulbach gehorsamst vorzustellen, daß, da seine Fortschritte auch in dem vergangenen Jahre nicht nachgelassen, sondern sofort seine ausgezeichneten Anlagen bewiesen haben; — und in Erwägung seiner gedrückten Familien-Verhältnisse, die Fortdauer der Unterstützung dieses Zögling's der hiesigen Kunstakademie auch für das laufende Jahr sehr zweckmäßig wäre. Er ist gegenwärtig mit der Ausführung eines bestellten Altarbildes für eine Kirche in Westphalen beschäftigt. Diese Bestellung wird aber so gering honorirt, daß durch die Unterstützung dieses jungen Künstlers ein Doppel-Zweck erreicht wird: erstens: die Schätzung eines so schätzbaren Kunsttalents vor der Unterdrückung durch äußere Noth und zweitens die Förderung eines öffentlichen Kunstwerks von wahren Werthe zu würdiger Bestimmung. Diese Bestellung, welche mit Mehreren an die Akademie gelangte, ist ihm schon als Anerkennung seiner sehr befriedigenden Leistungen übergeben worden, und ist die Anstalt selbst dabei interessirt, daß das zu leistende die Erwartung überbiete, um mehrere dergleichen Aufträge aus der Umgegend des Bestimmungsortes zu veranlassen und überhaupt die Ueberzeugung zu bewirken und zu verbreiten, daß die Gemeinden durch Bestellungen an die Kunstakademie zu Düsseldorf ohne großen Aufwand Kunstwerke zum würdigen Schmuck ihrer Kirchen u. s. w. erhalten können. Durch einen solchen schon jetzt vorhandenen Zusammenfluß von Bestellungen

wird aber die hiesige Kunstschule einen Grad von innerem Leben erreichen, der für das Gedeihen der Kunst von äußerster Wichtigkeit sein wird.

Es scheint mir daher wesentlich, den Genannten in der erwähnten Unternehmung zu unterstützen und bitte ich Ein Hochlöbliches Curatorium gehorsamst meinen desfallsigen gegenwärtigen Antrag an das königliche Hochvorgeordnete Ministerium zu fördern und zu unterstützen.“

Als das Ministerium auch hierauf unter dem 18. April eine günstige Resolution erteilt hatte, versicherte das Kuratorium nochmals am 21. Oktober 1825 „daß der junge Mann sich fortwährend der Unterstützung vollkommen würdig zeige und das von ihm jetzt fast vollendete Altarbild, zumal wenn man bedenke, daß es sein erster Versuch in Del sei, zu den schönsten Hoffnungen für künftige Leistungen desselben berechtige.“

(Fortsetzung folgt.)



Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

(Schluß.)

Ende 1792 stellte Brissot im *Patriote français*, wie seiner Zeit Robespierre es bei der Beratung der Nationalversammlung über das Testierrecht gethan hatte, den Satz auf, daß nach dem Naturrecht alles Eigentum beim Tode des Besitzers an den Staat fallen müßte. Aus utilitarischen Erwägungen erkennt er zwar an, daß zu gunsten der Kinder eine Ausnahme zu machen sei, daß die Republik nur die Hinterlassenschaften der ohne Deszendenz Verstorbenen an sich nehmen und unter die „arbeitsamsten und ehrenhaftesten jungen Leute“ verteilen dürfe. Aber um so gefährlicher sind die Argumente, auf welche er seine Theorie stützt. Er macht nicht nur, wie Robespierre, das politische Moment geltend, daß die Gesetze einer zu großen tatsächlichen Ungleichheit unter den Bürgern vorbeugen müssen, sondern er begründet die Befugnis der Republik zur Einziehung der Erbschaften gleichzeitig durch Berufung auf die „Gerechtigkeit“, indem er das die ganze Staatsordnung umstürzende Prinzip aufstellt, daß die Rechte und Pflichten der Menschen sich ursprünglich von ihren Bedürfnissen herleiten, und danu weiter deduziert, daß der Tote, der keine Bedürfnisse habe, auch keine Rechte besitze. Wenige Wochen später trat ein anderes girondistisches Blatt, die „*Chronique de Paris*“, für die Doktrin ein, welche Plato in seinem Buche über die Gesetze entwickelt. Im Januar 1793 schreibt Rabaut: „Die Gesetzgebung muß sich darauf richten, erstens „die möglichst gleichmäßige Verteilung des Vermögens zu bewirken,“ und zweitens „dieselbe zu erhalten und den zukünftigen Ungleichheiten vorzubeugen.“ Zu diesem Zweck befürwortet er, daß moralische Einrichtungen

getroffen und Geseze gegeben werden, durch welche entweder die Summe von Reichthümern, die ein Individuum besitzen darf, limitiert oder der Gebrauch derselben der Art eingeschränkt werde, daß der Überfluß jeden Wert für den Besitzer verliere und dem Bedürftigen und der Gesellschaft zu gute komme. —

Eine noch wirksamere Unterstützung erhielten die eigentumsfeindlichen Bestrebungen der Revolution seitens der Jakobiner.

Man darf die Führer derselben nicht als Sozialisten oder Kommunisten einschätzen; was Stein in seiner Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von Marat sagt, gilt auch von Robespierre und seinen Getreuen: sie haben sich nicht zu der Höhe einer sozialen Idee, nicht einmal zu der der Negation des Eigentums erheben können. Zu den hinterlassenen Papieren des Advokaten aus Arras haben sich zwei nach dieser Richtung hin interessante Notizen vorgefunden, datiert vom Mai 1793. „Wann wird das Volk denn aufgeklärt werden?“ heißt es in der ersten. „Wenn es Brot haben wird, und die Reichen und die Regierung aufhören werden, hinterlistige Federn und Zungen zu besolden, um es zu betrügen, wenn das Interesse der Reichen mit dem der Armen sich decken wird. Wann wird das Interesse beider sich decken? Niemals.“ In der zweiten Notiz wird als das alleinige Mittel, um die seitens der Bourgeoisie drohenden Gefahren abzuwenden, bezeichnet, „daß die Sanskulotten bezahlt werden und in den Städten bleiben¹⁾.“ Diese denkbar klägliche Lösung des sozialen Problems beweist zur Genüge, daß Robespierre und Marat sich nur durch den Grad der Roheit, mit der sie Politik betreiben, von einander unterscheiden.

Wiederholt hat der Führer der Jakobiner sich energisch dagegen verwahrt, daß er kommunistische Tendenzen verfolgte. Hat man nicht gesehen, — so lautet ein „Observations sur les causes morales de notre situation actuelle“ überschriebener Artikel in der vierten Nummer des „Défenseur de la constitution“ — daß unsere Gegner, die Feinde der Menschheit, „seit Beginn dieser Revolution alle Reichen mit der Idee eines Agrargesetzes zu schrecken versucht haben, ein absurder Popanz, welcher thörichten Menschen von verkehrten Leuten vorgehalten wird? . . . Gleich als wären die Verteidiger der Freiheit Rasende, die nur gefährliche, unbillige und unpraktische Pläne zu fassen vermöchten, gleich als wüßten sie nicht, daß die Gleichheit der Güter durchaus unmöglich ist in der bürgerlichen Gesellschaft, daß sie notwendigerweise die Gütergemeinschaft voraussetzt, welche noch weit unmöglicher ist in unseren Verhältnissen²⁾.“ Im ähnlichen Sinne spricht er sich im April 1793 aus. Den „gemeinen Seelen, die nur das Geld achten“ ruft er zu: „Ich will an euren Schätzen nicht rühren, wie unrein auch ihr Ursprung sein mag. Ihr müßt wissen, daß dies Abergesez, von dem ihr so viel gesprochen habt, nur ein Phantom ist, von Schelmen erfonnen, um Einfältige zu erschrecken . . . Weit mehr handelt es sich darum, die Armut achtbar zu

¹⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. XXX, p. 126.

²⁾ S. auch die Rede Robespierre's im Jakobiner-Klub am 29. Oktober 1792 bei Buchez et Roux l. c. Tom. XX, p. p. 11, 19.

machen, als den Reichtum zu ächten¹⁾. Noch im Juli 1793, als er dem Konvent einen Plan für eine nationale Erziehung vorlegt, bekennt Robespierre sich zu dem Grundsatz, daß die Republik das Eigentum nicht antasten, sondern nur dahin streben dürfe, die Bedürftigkeit zu vermindern²⁾. Auch Danton hat die kommunistischen Bestrebungen bei verschiedenen Anlässen perhorresziert. Nach dem Sturm auf die Tuilerien im August 1792 richtete er an die Gerichtshöfe einen Zirkularetlaß, in welchem er die politische und individuelle Freiheit, die Aufrechterhaltung der Geseze und „das Eigentum“ stets im Auge zu behalten versprach, die „Gleichheit der Güter“ aber als eine Utopie von sich wies. In der ersten Sitzung des Konvents befüwortete er, „die Sicherheit der Personen und des Eigentums unter den Schutz der Nation zu stellen³⁾.“ Endlich darf selbst St. Just nicht, wie es bisweilen geschieht, für einen Kommunisten ausgegeben werden. Allerdings enthalten die „Fragmente über die republikanischen Einrichtungen,“ welche unter seinen Papieren gefunden und 1831 von Rodier veröffentlicht worden sind, eigentumsfeindliche Sätze, wie z. B.: „Es darf weder Arme noch Reiche geben,“ „Ein Unglücklicher steht nicht unter der Herrschaft der Mächte dieser Erde; er darf und muß als Herr mit ihnen sprechen,“ „Es ist ein System nötig, das dem ganzen Volke Glück und Wohlstand sichert“ u. a. dergl. Aber jenes ganze elende Nachwerk ist überhaupt nicht von einer einheitlichen sozialen Idee beherrscht; es kennzeichnet sich als ein Konglomerat banaler Phrasen, welche zum Teil im offenen Widerspruch miteinander stehen und zweifellos nur dazu bestimmt waren, als Agitationsmittel zu gunsten der Herrschaft des Terrorismus verwertet zu werden.

Robespierre und seine Genossen sind also nicht prinzipielle Gegner des Instituts des Eigentums; trotzdem aber haben sie dasselbe in zweifacher Weise schwer geschädigt.

Es ist bereits oben hervorgehoben worden, daß Robespierre in der Nationalversammlung gegen das Recht der Vermögens-Verbung Partei ergriff und den Grundsatz verfocht, die Gesellschaft wäre befugt, eine jede Hinterlassenschaft für sich in Anspruch zu nehmen. Später plaidierte er für Einschränkungen und Belastungen des Eigentums zu Lebzeiten des Besitzers, welche die wirtschaftliche Bedeutung des Instituts und damit dessen Bestand geradezu in Frage stellten. Als er dem Konvent seinen Entwurf einer Erklärung der Menschenrechte vorlegte, wendete er sich in erster Reihe gegen die Auffassung des Eigentums, „wie der Kaufmann, der Edelmann und die Dynastie Capet“ sie hätten, eine Auffassung, die jeder sittlichen Grundlage entbehrte. Die Moral erforderte, daß „die Natur und die Gesezlichkeit des Eigentums abgegrenzt würden.“ Robespierre befüwortete, dasselbe dahin zu definieren, daß es „das Recht wäre, welches jeder Bürger hätte, denjenigen Teil der Güter, welche das Gesez ihm garantierte, zu genießen und darüber zu verfügen.“ Nachdem er so das Eigentum dem Belieben der

¹⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. 130.

²⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. p. 70, 71.

³⁾ Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 295, 296, Tom. XIX, p. 16.

legislativen Gewalt völlig untergeordnet, legte er ihm Lasten auf, deren Gewicht sich gar nicht übersehen ließ¹⁾. Verhängnisvoller als diese Theorien mußten die frivolen Anklagen wirken, durch welche der Führer der Jakobiner die besitzenden Klassen dem Volke als die Urheber aller seiner Leiden denunzierte. Im Juni 1792 schreibt er in dem *Défenseur de la Constitution*: „Von dem wohlhabenden Kaufmann bis zum stolzen Patrizier, vom Advokaten bis zum ehemaligen Herzog und Pair, scheinen fast alle das Privileg sich vorbehalten zu wollen, die Menschheit zu verachten . . . Was liegt ihnen an der Würde des Menschen, an dem Ruhm des Vaterlandes, an dem Glück der zukünftigen Geschlechter? Möge das Universum untergehen oder das menschliche Geschlecht erniedrigt und unglücklich werden, wenn nur ihre Reichthümer täglich mit ihrer Korruption und dem Elende der Massen wachsen.“ Bei Besprechung der Vorgänge vom 10. August 1792 apostrophirt Robespierre die „Reichen“ mit den Worten: „Ihr stupiden Vampyre, die ihr euch mit Blut und Raub gemästet habt, wagt es doch noch einmal das Volk Räuber zu nennen, wagt es doch noch einmal in frecher Weise euch zu stellen, als hegtet ihr Besorgnis wegen eurer verächtlichen Besitztümer, die ihr durch Niederträchtigkeiten erworben habt, geht doch auf die Quelle eures Reichthums zurück, welche zugleich die des Elends eurer Brüder ist. Blickt einerseits auf die Selbstlosigkeit und die ehrenvolle Armut der letzteren, andererseits auf eure Laster und euren Überfluß und dann entscheidet, wer die Räuber und Verbrecher sind“²⁾. In gleichem Tone wird in den Klubs und auf der Straße gehetzt; überall arbeitet man geflissentlich darauf hin, daß in dem Gehirn des Volkes der Begriff des Besitzes notwendig die Vorstellung einer rücksichtslosen Ausbeutung der Besitzlosen erzeuge. Schon im Februar 1792 schreibt Chenier im *Journal de Paris*: „Unter der Bezeichnung Bücher und Monopolisierung werden Industrie und Handel als Verbrechen dargestellt. Jeder Reiche gilt für einen Staatsfeind. Der gehässigste Verdacht, die frechste Verleumdung nennen sich Freiheit der Meinung. Wer Beweise verlaugt, ist ein verdächtiger Mensch, ein Volksfeind.“

Eine Zeitlang genügten derartige Beschimpfungen und Verleumdungen, um den Jakobinern die Gunst der Massen zu sichern. Indes auf die Dauer ließen sich letztere damit nicht abspeisen; sie traten allmählich mit der Forderung auf, es möchte den „Blutsaugern und Volksfeinden“ nun auch auf den Leib gerückt werden. Anfänglich suchte man sie durch Schmeicheleien und Versprechungen zu beschwichtigen. Im September 1792 schreiben die *Révolutions de Paris*: „Mögen die Übelgesinnten von euch, die ihr in Ehren darbt, lernen, daß es noch nicht an der Zeit ist, um auf die Aristokratie der Reichen loszuschlagen; der Tag wird schon kommen, an dem die Wage des Gesetzes den Besitz regeln wird.“ Mit einem solch' unsicheren Wechsel auf die Zukunft ließ das hungernde Proletariat sich aber nicht mehr vertrösten; es bestand darauf, daß der Reiche sofort ge-

¹⁾ Buchez et Roux I. c. Tom. XXVI, p. p. 94, 130 etc.

²⁾ *Défenseur de la Constitution* No. IV u. No. XII, f. auch Buchez et Roux I. c. Tom. XIX, p. 170, Tom. XX, p. p. 12, 13, Tom. XXVI, p. p. 432 etc. 455.

zwungen würde, von seinem Überfluß abzugeben. Die Gemäßigten verlangten zu diesem Zwecke ein Eingreifen der legislativen Gewalt; dieselbe sollte den Reichen zu Zwangsanleihen heranziehen, eine progressive Besteuerung einführen, die Besitzenden zur Ernährung der Besitzlosen verpflichten, ein Maximum für alle Lebensmittel festsetzen u. dergl. mehr. Ein erheblicher Teil des Proletariats aber wurde durch das „Gefühl des dumpfen Hasses“ gegen die Reichen zur sofortigen Anwendung von Gewalt gedrängt; ihm erschien das Recht des Besitzlosen viel zu klar zu sein, als daß es noch einer ausdrücklichen Anerkennung derselben durch das Gesetz bedurft hätte, und er erachtete sich daher ohne weiteres für befugt, einen tiefen Griff in den Geldbeutel des Reichen zu thun. Man scheute sich nicht in öffentlichen Versammlungen zu empfehlen, die Wohlhabenden zu entwaffnen, ihnen ihre Assignaten und Thaler wegzunehmen, und selbstredend fand diese Aufforderung im Lande vielfach williges Gehör. Unter der Herrschaft des Konvents nahm der Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden nicht nur immer weiter an Ausdehnung zu; sein Charakter wurde auch ein roherer, je mehr die Not sich steigerte und die Leidenschaften sich erhitzten. Als ein erschwerendes Moment trat hinzu, daß die staatliche Autorität in ihrem Ansehen inuner weiter zurückging. Mit der Dreistigkeit der Anarchisten wuchs auch die Furcht der Beamten, sodas dieselben zuletzt die Meuterer frei schalten ließen, und folgerweise der Proletarier immer mehr in der Überzeugung von der Berechtigung seiner eigentumsfeindlichen Aspirationen bestärkt wurde.

Nach dem Sturze der Girondisten machte Robespierre nochmals den Versuch, die anarchische Bewegung zum Stillstand zu bringen. Von dem Insurrektionsanschluß, welcher die politische Umwälzung des 31. Mai geleitet hatte, wurde als Grundfaß proklamiert, daß „alles Eigentum unter der Obhut der republikanischen Sanskulotten stände;“ die Mitglieder gelobten, „eher zu sterben als irgend ein Eigentum beeinträchtigen zu lassen,“ und ihrem Beispiel folgte der Jakobinerklub. Als aber Robespierre zur Diktatur gelangt war, erwies sich alsbald, daß er von der Marschrouten nicht loszukommen vermochte, an die er sich durch seine frivolen Angriffe gegen die besitzenden Klassen selbst gebunden hatte. Die sozialistische Tendenz der Unruhen in Paris während des Juni 1793 konnte ihm keinen Zweifel darüber lassen, daß die Massen durch die politischen Konzeptionen der neuen Verfassung nicht abgefunden wären, und so mußte er sich dem entschließen, seine bisher lediglich aus Gründen agitatorischer Taktik bekundete Feindschaft gegen die Wohlhabenden zur Richtschnur der terroristischen Gesetzgebung zu nehmen. Wie diese letztere sich danach gestaltete, ist an einer früheren Stelle eingehend dargelegt worden. —

In der zweiten Hälfte des Jahres 1794 tritt eine Reaktion ein; die Politik des *laissez faire, laissez aller* gewinnt wiederum die Oberhand. Für die Besitzlosen geschieht wenig mehr als nichts. So kurzfristig und so engherzig war die Bourgeoisie geblieben, daß sie selbst die Lehren, welche die Entwicklung der Dinge seit 1789 ihr in prägnantester Form erteilt hatte, nicht zu begreifen vermochte. Das Elend der unteren Klassen nahm infolgedessen in steter Progression zu, und

daran knüpfte sich wiederum notwendig ein weiteres Umsichgreifen der sozialistischen und kommunistischen Tendenzen. In einem Polizeiberichte aus dem Jahre 1795 heißt es: „Der Hunger und die Verzweiflung haben mit einem tiefen Schleier die Worte „Achtung vor dem Eigentum“ verhüllt. Diese Worte hallen wohl im Herzensgrunde des Armen wieder; aber alsbald hört sein Ohr sie nicht mehr. Wie! ruft er aus, unsere Kostbarkeiten, unsere Kleider, unsere Habseligkeiten und die unserer Frauen, unserer Kinder sind übergegangen in die habgierigen Hände der Kaufleute, der Wucherer, der Pächter; sie strotzen von unsrer Nothdurft — und ihr Eigentum sollte achtungswert sein? Nein, ihr Eigentum ist das der Räuber — darf das Gesetz dasselbe achten?“ Wenn trotzdem die Ruhe selten gestört wurde, so erklärt sich diese scheinbar widerspruchsvolle Thatsache daraus, daß das Volk durch das Fehlschlagen aller Hoffnungen, welche es an die Revolution geknüpft hatte, niedergeschlagen war.

Bei einer solchen Lage der Dinge bedurfte es nur eines energischen und mit demagogischem Geschick begabten Mannes, um die Massen aufzurütteln, und der dritte Stand sah sich von neuem gegenüber einer sozialen Bewegung, welche sich diesmal um so gefährlicher gestalten mußte, als der Proletarier inzwischen das Elend noch viel gründlicher durchgekostet hatte als früher und folgeweise der Wunsch, „die Leute von Vermögen zu plündern“, in ihm innerer mehr zum Entschluß gereift war.

Ein solcher Mann fand sich alsbald in Gracchus Babeuf.

Schon beim Beginn der Revolution ist Babeuf für den Kommunismus eingetreten; damals allerdings mit dem Zusatz, daß die reine Gütergemeinschaft sich nicht verwirklichen lasse, daß aber die gesellschaftliche Ordnung diesem Ideal möglichst nahe gebracht werden müsse. In Gemeinschaft mit einem ihm befreundeten Mathematiker, Andiffret, unterbreitete er im Jahre 1789 der Nationalversammlung eine „Cadastré perpétuel“ betitelte Schrift, in welcher er den Plan zu einer gerechten Verteilung der Steuern entwirft. Die vollständige Gleichheit, führte er in der Vorrede aus, ist nicht durchführbar. „Aber wir wollen nachweisen, daß alle diejenigen, die dem Unglück verfallen sind, das Recht haben würden, diese Gleichheit zu fordern, wenn der Überfluß fortführe, ihnen eine Unterstützung zu versagen, welche mit ihrer Ehre vereinbar ist, als angemessen erachtet werden darf und sie dagegen sichert, daß sie von neuem in die empörende Bedürftigkeit verfallen, in die sie augenblicklich infolge der aufgehäuften Leiden vergangener Jahrhunderte geraten sind.“ Das eigenste Interesse der wohlhabenden Klassen erheischt, daß sie eine solche Unterstützung gewähren; denn unter den 24 Millionen Franzosen ist die überwältigende Majorität — 15 Millionen — ohne jeden Besitz, und sie wird sich schwerlich bereit finden, den 9 Millionen Besitzern zuliebe, welche sie vollständig ansgeraubt haben, dem Hungertode entgegenzugehen. Die Forderungen, welche Babeuf aus diesem Raisonnement herleitet, sind verhältnismäßig maßvoll. Er verlangt, daß „die Wohlthaten der

1) Schmidt a. a. D. Bd. 2, S. 11.

Religion" nicht, wie bisher, verkauft werden, daß also alle kirchlichen Abgaben fortfallen. Die Verpflegung der Armen soll auf einen zu errichtenden öffentlichen Fonds übernommen werden. Jedem Bürger ist auf seinen Wunsch „ein nationale Erziehung“ zu gewähren. Die Ärzte, Apotheker und Richter sind aus der Staatskasse zu unterhalten, damit sie ihre Dienste dem Publikum unentgeltlich zur Verfügung stellen können. „Jedermann muß eine sichere Arbeitsgelegenheit finden, und die Geseze haben darüber zu wachen, daß der Lohn der Arbeit für den Lebensunterhalt ausreiche.“ Diese Beschränkungen in seinen Reformvorschlägen legt Babeuf sich aber nur um deffentwillen auf, weil er etwas Weiteres nicht für erreichbar hält; seine Vorstellung des Gerechten geht darüber bedeutend hinaus; der letzteren entspricht einzig und allein die Gütergemeinschaft. Im Naturzustande, behauptet er, sind alle Menschen gleich; freilich ist diese Gleichheit nicht eine absolute. Das Maß des Empfindungsvermögens, der Intelligenz, der Einbildungskraft, des Triebes zur Arbeit, der körperlichen Kraft ist bei den verschiedenen Menschen verschieden, und es besitzen daher nicht alle die gleichen Mittel, sich ein glückliches Dasein zu verschaffen. „Aber, wenn der Gesellschaftsvertrag wirklich auf Vernunft beruht, sollte er denn nicht darauf abzielen, das, was die Naturgeseze Fehlerhaftes und Ungerechtes an sich haben, zu beseitigen? Wenn ich weiß, daß ich mit Hilfe von Gewalt oder auf irgend einem andern Wege den Händen meines Bruders die Beute entreißen kann, welche er sich verschafft hat, um seinen augenblicklichen Hunger zu stillen, — soll dann nicht das Gesellschaftsgesez mir diese barbarische Handlung unterfagen und mich belehren, daß ich nur das zu meinem Unterhalt nehmen darf, was noch kein anderer zu seinem persönlichen Gebrauch sich angeeignet hat? Soll ich nicht sogar verpflichtet werden, die Vorteile, welche meine höhere Begabung mir verschafft, mit demjenigen zu teilen, der bei seiner Geburt nicht so begünstigt war, daß der Same gleicher Begabung ihm eingepflanzt war?“ Und wie steht es nun in Wirklichkeit mit unsrer gesellschaftlichen Ordnung? fährt Babeuf fort. Sie hat das gerade Gegenteil dessen gethan, was ihre Aufgabe war. Sie hat der Zutrige, der Arglist, der Ränkesucht die Mittel verliehen, um sich „das gemeinsame Eigentum“ anzueignen. Die Folge davon sind eine Konzentration des Besitzes in einigen wenigen Händen sowie eine gewaltige Vermehrung des Arbeiterstandes gewesen, und daraus hat sich weiter ergeben, daß „der erbarmungslose Überfluß die Löhne herabzusetzen vermag, und daß selbst zu diesen herabgesezten Löhnen nicht jedermann Arbeit finden kann“¹⁾.

Im Verlaufe der Revolution befestigte sich bei Babeuf die Ansicht, daß die bestehende Güterverteilung mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit unvereinbar wäre, und gleichzeitig entwickelte sich in ihm der Glaube an die Möglichkeit, sein kommunistisches Ideal in die Wirklichkeit zu übertragen. Als Sekretär des von der Pariser Kommune errichteten Unterstützungs-Büreaus mit dem entsetzlichen Elende der arbeitenden Klassen aus nächster Nähe bekannt geworden, hatte er

¹⁾ Babeuf, Cadastre perpétuel, Paris 1789, f. Discours préliminaire, p. p. XXIV, XXVIII, XXIX, XXX, XXXIV.

sich einerseits in den Gedanken der Notwendigkeit einer Neugestaltung des wirtschaftlichen Lebens immer tiefer hineingelebt, andererseits hatte er die Überzeugung gewonnen, daß der französische Proletarier an einem Grade der Verzweiflung angelangt wäre, in dem man ihn zu jedem Wagnis, selbst zu dem der Gütergemeinschaft, verleiten könnte. Nach dem Sturz Robespierre's wegen politischer Umtriebe verurteilt, war er im Gefängnis mit gleichgesinnten erzentrischen Köpfen in Verkehr getreten, und daraus hatte sich allmählich der Plan entwickelt, die bestehende gesellschaftliche Ordnung mit Gewalt umzustürzen und an ihre Stelle eine neue, auf dem Grundsatz der vollständigen politischen und ökonomischen Gleichheit aufgebaute Organisation zu setzen.

Die zahlreichen Pamphlete, in denen Babeuf und seine Mitverschworenen zunächst für den Kommunismus Propaganda zu machen suchten, stützten sich auf die Argumentation, daß, da die Menschen mit gleichen Rechten und gleichen Bedürfnissen geboren werden, das soziale Recht die Aufgabe habe, die Gleichheit unter den Mitgliedern der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Zur Befestigung des Vorderfußes dieser Schlußfolgerung berief man sich auf „den Kodex der Gerechtigkeit;“ man suchte die Gleichheit als ein Postulat „der natürlichen Religion“ hinzustellen. Wenn es gelang, sagt Buonarroti, einer der Rädelsführer in der Babeuf'schen Verschwörung, der später die Geschichte derselben geschrieben hat, wenn es gelang, das höchste Wesen für „den Schöpfer, den Geseßgeber und den Beschützer der Gleichheit“ auszugeben, so hatte man damit den großen Vorteil erreicht, „diejenigen zu gewinnen, welche sich zum Christentum nur wegen seiner Sittenlehre halten, diejenigen, welche den Atheismus verwerfen, und diejenigen, welche den Aberglauben von sich weisen;“ man verschaffte sich damit „einen mächtigen Hebel für die Errichtung demokratischer Institutionen,“ „das einzig legale Mittel um zu großen Volksversammlungen zu sprechen.“¹⁾ An die deistische Knüpfte man eine utilitarische Begründung. Der *Tribun du Peuple*, eine von Babeuf herausgegebene Zeitschrift, verkündet den Satz, daß die Gütergemeinschaft „nicht nur der allein gerechte, allein gute und allein den reinen, natürlichen Gefühlen entsprechende Zustand einer Vereinigung sei, sondern daß auch außerhalb derselben eine wirklich friedliche, wirklich glückliche Gesellschaft nicht bestehen könne.“²⁾ In der *Analyse de la doctrine de Babeuf*, einer Flugschrift, welche unter den Papieren der Verschworenen gefunden wurde, ist dieser Gedanke dahin näher ausgeführt, daß alle bösen Leidenschaften, wie Eifersucht, Neid, Hochmut, Habgier, Völlerei u. s. w. lediglich durch die unter den Menschen bestehende Vermögensungleichheit erzeugt werden, daß also in letzterer die Ursache jedes Uebels in der Welt liege, der Gewaltthätigkeit, des Verbrechens, der Tyrannei und der Kriege.³⁾

¹⁾ Buonarroti a. a. O. Tom. I, p. p. 104, 105. S. über das Folgende auch Philippe Buonarroti, *Gracchus Babeuf et la conjuration des égaux* par A. Ranc, Paris 1869.

²⁾ S. dieses und die folgenden Sitae in den Nummern 37—40 der Zeitschrift „*Le Tribun du Peuple ou le Défenseur des droits de l'homme* par Gracchus Babeuf.“

³⁾ Buonarroti l. c. Tom. II, p. p. 137 etc.

Die Argumentation Babeuf's bietet nichts Besonderes; so wie er hatten schon alle seine Vorgänger den Kommunismus begründet; eigenartig aber ist die Weise seiner Diktion. An der Spitze einer mit großem agitatorischen Geschick angelegten, weit verzweigten Verschwörung stehend, welche mit Massengewalt das Direktorium, „die neue konstitutionelle Tyrannie“, stürzen sollte, führte er eine Sprache, im Vergleich zu der die theoretischen Expektorationen Rousseau's und Mably's einen äußerst zahmen Eindruck machen. „Tausend und ein Mittel, ruft er aus, hat das Gesetz mir gelassen, um der Mehrheit meiner Brüder nicht gleich zu bleiben, um mir, für mich allein, eben soviel Rechte d. h. Genüsse zu verschaffen, als hunderttausend meinesgleichen besitzen. Alle diese Mittel, die einer Million von Gallunken, wie ich einer bin, zu Gebote stehen, um neunundneunzig Prozent aller derjenigen Sachen an sich zu reißen, die fünf und zwanzig Millionen gehören sollten, weil sie sie brauchen, sind kriminelle Verletzungen des Grundgesetzes, sind Verbrechen gegen die Menschheit. Das Gesetz, das mir die List und Intrige jeder Art gestattet, um in einer Viertelstunde und ohne eine nützliche Arbeit die Tagesarbeit von zweihundert nützlich beschäftigten Armen aufzujagen — was ist ein solches Gesetz anders als die Erhebung des Diebstahls zum Prinzip?“ „Die Einrichtungen des Mein und Dein,“ heißt es an einer andern Stelle des *Tribun du peuple*, „sind die Anarchie, die Räuberei, der Mord.“ Von den Eigentümern spricht Babeuf als „von der Horde infamer Plünderer von vier und zwanzig Millionen nützlicher Menschen, die mit ihren Armen dafür arbeiten, um die Faulenzerei und die Barbarei der Reichen aufrecht zu erhalten.“ Er nennt sie die Diebe, welche, um müßig sein zu dürfen, dem fleißigen Arbeiter das Handwerkzeug rauben, ohne das er nicht imstande ist, sein Leben zu fristen.“ Nicht minder vehement ist die Ausdrucksweise der übrigen Agitatoren. In dem Manifeste des *Egoux* beispielsweise klagt *Silvain Marechal*, daß „zu allen Zeiten und aller Orten das unglückliche Volk Menschenfressern überliefert worden sei, welche sich mit mehr oder minder Geschick ihres Opfers bedient haben, als Spielwerk ihres Ehrgeizes oder als Gegenstand jeder Art der Tyrannie“).

So phrasenhaft wie die philosophische Begründung der Gütergemeinschaft ist auch die Beweisführung Babeuf's für die Möglichkeit ihrer Durchführung. Antonelle, ein ehemaliges Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und Geschworener im Revolutionstribunal, hatte in dem von ihm redigierten *Orateur Plébeien* diese Möglichkeit bestritten. Theoretisch dem Kommunismus huldigend, hatte er gegen die Verwirklichung der Babeuf'schen Lehre eingewendet, daß die Institution des Eigentums in den großen und alten Völkern bereits zu tief eingewurzelt wäre, um anders als durch die Verheerungen und Schrecken eines Bürgerkrieges ausgerottet werden zu können, daß die Menschheit nicht mehr die Tugenden und die Einfachheit besäße, welche die Rückkehr zu einem natürlichen und reinen Zustand bedingten, und daß eine Reform der Gesellschaft sich also nur auf einen

1) Buonarroti l. c. Tom. II, p. 130.

„erträglichen Grad von Ungleichheit des Vermögens, sowie auf Geseze gegen den Ehrgeiz und die Habgucht“ richten dürfte. Babeuf repliziert darauf in dem *Tribun du Peuple*. Die Revolution von 1789, macht er geltend, hat den Beweis geliefert, daß selbst ein großes und altes Volk eine Neuordnung der Gesellschaft durchzuführen vermag. Warum sollte es nicht möglich sein, „den gefäßigsten aller Mißbräuche,“ „die beklagenswerteste Schöpfung unsrer Phantasie,“ das Eigentum, abzuschaffen. Schon Mably hat diese Möglichkeit zugestanden. Die notwendige Voraussetzung ist vorhanden: die Mißbräuche der Institution sind erkannt. Seitdem der Krebschaden so weit um sich gefressen hat, daß ihm zu zerstören nichts mehr übrig bleibt, seitdem das Volk auf zwei Unzen Brot täglich reduziert ist und das Pfund mit sechzig Franken bezahlen muß, seitdem die große Mehrheit sich gezwungen sieht, ihre letzten Lumpen zu verkaufen, um sich Nahrung zu verschaffen, und wenn alles verkauft worden ist, sich jede Nahrung zu versagen — seitdem ist das Volk aufgeklärt; seine klägliche Lage hat ihm die Fähigkeit gegeben, mit Gier jene wertvolle Wahrheit zu ergreifen: die Früchte gehören allen, die Erde niemand. Ein Bürgerkrieg, der übrigens keineswegs das notwendige Mittel für Abschaffung des Eigentums sein würde, kann nichts Schlimmeres sein als der heutige Zustand der Gesellschaft. Steige in die Hütten der Armen, fährt Babeuf fort, und sage mir, „wie viel Männer, Frauen, Kinder und Greise du erschöpft und vor Schwäche zusammensinkend in ihren traurigen Höhlen gefunden hast, aus denen die letzte und armselige Habe verschwunden ist, wie viel leidende Wesen dir begegnet sind, denen alles fehlte, Brot, Holz, Schuhe, Kleider, die nicht einmal ein elendes Bett besitzen, um ihre abgekehrten und kraftlosen Glieder auszuruhen, wie viel Kinder du gesehen hast, die an dem vertrockneten Busen ihrer Mütter vor Hunger zuckten, wie viel trostlose Frauen, die zugleich mit der Frucht in ihrem Leibe untergehen, wie viel noch lebende Skelette du angetroffen hast, die sich in den Straßen mit den Tieren um die Bente der Abfälle herumschlagen, um die kümmerlichen Reste aus der Küche des Reichen, die in die Kloaken geworfen sind.“ Länger kann das Volk nicht warten, da seine Leiden schon das Äußerste erreicht haben, und keinesfalls darf es sich mit einer halben Gerechtigkeit begnügen, da die betrügerische Kaste der Reichen sie dann übervorteilen würde. Keine *lex agraria*; wir wollen mehr. Wir wissen, daß eine Ackerverteilung nur einen Tag vorhalten, daß schon am nächsten die Ungleichheit sich wieder einstellen würde. Uns thnen Einrichtungen not, welche für die Aufrechterhaltung der thatsfächlichen Gleichheit Bürgschaft leisten. Das Vorbild dafür hat der große *Tribun Lykurg* gegeben, indem er jenes bewunderungswürdige System erfand, welches die Lasten und die Vorteile der Gesellschaft gleichmäßig verteilte, einem jeden Bürger den notwendigen Unterhalt sicherte und den Erwerb von Ueberschuß unmöglich machte. „Alle gutgläubigen Moralisten haben das große Prinzip anerkannt und sind bestrebt gewesen es zu heiligen; diejenigen, welche seine Lehre am klarsten ausgesprochen haben, waren meines Erachtens die ehrenwertesten Menschen und die ausgezeichnetsten Tribunen. Der Jude *Jesus Christus* verdient diesen Titel nur in geringem Maße, weil er

dem Grundgesetz eine zu dunkle Fassung gegeben hat. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, sagt er. Das ist wohl etwas, aber es hebt nicht mit hinreichender Bestimmtheit hervor, daß das erste aller Gesetze dahin geht, daß kein Mensch einen legalen Anspruch darauf besitzt, glücklicher zu sein als andre seinesgleichen. Jean Jacques hat dasselbe Prinzip besser ausgedrückt, indem er den Satz aufstellte: Damit der Zustand der Gesellschaft sich vervollkomme, ist es notwendig, daß ein jeder „genug habe und niemand zu viel.“

Über die wirtschaftliche und politische Gestaltung des neuen Gemeinwesens, welches das Ziel der Babeuf'schen Verschwörung bildete, giebt Buonarroti einen ausführlichen Bericht. „An die Stelle des Eigentums, heißt es in demselben, tritt das Recht jedes Individuums, ein ebenso glückliches Leben zu führen als alle übrigen Mitglieder des sozialen Körpers.“ Die Bürgerschaft dieses heiligen, das Prinzip aller staatlichen Einrichtungen bildenden Rechtes liegt in der durch die Natur jedermann auferlegten Verpflichtung, einen gleichen Anteil an derjenigen Arbeit zu übernehmen, welche zur Erhaltung und zum Wohlergehen der Gesellschaft erforderlich ist. Die ersten und wichtigsten Beschäftigungen sind diejenigen, die den Mitgliedern des Gemeinwesens Unterhalt, Kleidung und Wohnung sichern. In einem von dem Insurrektions-Ausschuß aufgestellten Entwurf zu einem Polizei-Dekret werden als nützliche Arbeiten bezeichnet „die Landwirtschaft, die Hütung der Herden, die Schifffahrt, die mechanischen und Handarbeiten, der Kleinhandel, die Beförderung von Menschen und Sachen, die Arbeiten des Krieges und der Unterricht in den Wissenschaften.“ Da nicht aller Boden sich zur Kultur derselben Lebensmittel eignet, so muß die Staatsverwaltung dafür Vorforge treffen, daß in jedem Bezirk diejenigen Produktionen und Arbeiten vorgenommen werden, welche im Interesse der Gleichheit und des Überflusses am geeignetsten sind. Die Beschäftigungen der Einzelnen müssen verschieden sein, und daraus ergibt sich wiederum die Notwendigkeit, „die Bürger in mehrere Klassen einzuteilen, deren jeder das Gesetz eine besondere Art der Arbeit auferlegt, entsprechend den Bedürfnissen der Nation und unter Wahrung des höchsten Prinzips der Gleichheit. Durch Gesetz wird ferner auch dafür Vorforge getroffen, daß „die Arbeiten niemals in Ermüdung entarten und möglichst geringe Anstrengungen verursachen, daß sie keinen Bürger in höherem Grade belasten als die andern, und daß sie mit Hilfe der Gewohnheit, der Vaterlandsliebe, des Reizes des Vergnügens und der Anerkennung der öffentlichen Meinung eine Anziehungskraft gewinnen.“ „Wer dem Vaterlande nicht durch eine nützliche Arbeit dient, wird für einen Fremdling“ d. h. für rechtlos erklärt; die obersten Verwaltungsbehörden sind ermächtigt, nach Belieben über ihn zu verfügen. Diejenigen, welche sich nach Ansicht der Behörden des Müßiggangs, des Luxus oder der Ausschweifung schuldig machen und dadurch der Gesellschaft ein schlechtes Beispiel geben, müssen zur Zwangsarbeit verurteilt werden. Von der Verpflichtung zur Arbeitsleistung sind nur die Siechen und die Greise befreit; letztere sollen aber mit ihren Erfahrungen die Jugend unterstützen, „die Hüter der Moral und der Gesetze, die Richter der Sitten und die Bewahrer der Tugend sein.“ „Da ein jeder gleichmäßig dazu beiträgt, die

Erde fruchtbar zu machen und ihre Erzeugnisse zu bearbeiten, so erfordert die Gerechtigkeit, daß auch alle gleichmäßig an den Genüssen teilnehmen, welche sich daraus ergeben, und an welche die Natur die Erhaltung und das Wohlergehen des Menschengeschlechts geknüpft hat. „Es müssen daher alle Erzeugnisse des Bodens und des Gewerbefleißes in öffentlichen Niederlagen gesammelt und von diesen aus gleichmäßig unter der Obergewalt und Verantwortlichkeit von Beamten an die Bürger verteilt werden.“ Die Verschiedenheit der Produktionsfähigkeit der einzelnen Landesteile macht einen Austausch in ihren Erzeugnissen notwendig. Zu diesem Zweck wird eine Behörde eingesetzt, „welche den Reichtum des Ganzen mit den Bedürfnissen eines jeden Teiles vergleicht, die zu verabsolgenden Gegenstände auswählt und sowohl die Orte bezeichnet, von denen sie zu entnehmen, als auch diejenigen, wohin sie zu transportieren sind.“ Soweit der Bezug ausländischer Erzeugnisse geboten ist, wird der nötige Handelsverkehr durch Beamte vermittelt. Residenzen und überhaupt große Städte giebt es in dem kommunistischen Gemeinwesen nicht; „allmählich wird sich das Land an den gesündesten und bequemsten Orten mit Dörfern bedecken, welche durch Straßen und Kanäle eine leichte Verbindung untereinander herstellen werden.“ Der Grundsatz der Gleichheit muß auch in den Wohnstätten, in deren Einrichtung und in der Kleidung zur Anerkennung gebracht werden. „Die Großartigkeit der Architektur und der Künste“ darf sich nur in öffentlichen Gebäuden zeigen; besondere Gewänder zu tragen ist ausschließlich den Greisen vorbehalten. Jeder Bürger ist gehalten Kriegsdienste zu leisten und wird dazu von Jugend auf durch körperliche Übungen und durch Erlernung des Gebrauchs der Waffen vorbereitet. „Um in den Herzen der Franzosen die Liebe zur Tugend zu erhalten und zu stärken“ werden Feste angeordnet zu Ehren „der Gottheit, großartiger Naturreischeinungen, der Künste, der Tugenden, der politischen Umwälzungen, durch welche die Menschheit gefördert worden ist, und der großen Männer, welche ihr gebietet haben.“ Sehr eingehend wird die Erziehung der Jugend behandelt. Das Vaterland bemächtigt sich des Individuums schon bei dessen Geburt und läßt es erst mit dem Tode aus seinen Händen. „Es wacht über die ersten Atemzüge des Kindes, sorgt für seine Ernährung und Pflege, bewahrt es vor allem, was seine Gesundheit schädigen oder seinen Körper entkräften könnte, gewährt ihm Schutz vor den Gefahren einer falschen Zärtlichkeit und führt es an der Hand seiner Mutter in die nationale Erziehungsanstalt, in der es die für einen guten Bürger notwendigen Tugenden und Kenntnisse erwerben wird.“ In jedem Bezirk sollen zwei solcher Anstalten bestehen. Die eine ist dazu bestimmt, die weibliche Jugend durch leichte Arbeiten und körperliche Übungen auszubilden, sie im Gesang zu unterrichten und ihr das Wissen beizubringen, „welches geeignet ist sie zu lehren, die Weisheit der Gesetze zu bewundern.“ In einem zweiten Institut werden die Knaben von früh an für ein nützlich Gewerbe oder eine landwirtschaftliche Arbeit erzogen. Ihre wissenschaftliche Ausbildung umfaßt Erlernung der Sprache, der Schrift, der Geschichte und Gesetze des Landes, der Topographie, der Naturwissenschaften, der Statistik, des Tanzes und der Musik. Wie der Bildung ihres

Gemütes wird in erster Reihe darauf abgezielt, daß das Gefühl der Gleichheit in ihnen erstarke. Nach Beendigung der Lehrzeit werden die Jünglinge zunächst im militärischen Dienst an den Landesgrenzen verwendet. Eine Behörde, zusammengesetzt aus Greisen, welche die höchsten Stellen in der Republik bekleidet haben, führt die Oberaufsicht über das Unterrichtswesen.

Die politische Verfassung des kommunistischen Staates ruht auf dem Grundsatz, daß das Volk der alleinige Souverän sei. Dasselbe übt seine Hoheitsrechte aus in den „Souveränitätsversammlungen,“ in der „Zentralversammlung der Gesetzgebung“ und in der „Körperschaft der Erhalter des nationalen Willens.“ Die erstgenannten Versammlungen, welche bezirksweise stattfinden und denen jeder Bürger nach Erreichung eines gewissen Alters beizuwohnen berechtigt ist, entscheiden über die Annahme oder Ablehnung der Gesetze, welche von der „Zentralversammlung“ oder aus der Mitte des Volkes heraus in Vorschlag gebracht worden sind; sie müssen aber zunächst den „Senat der Alten“ des betreffenden Bezirks gutachtlich hören. Die aus Wahlen hervorgegangene Zentralversammlung der Gesetzgeber hat die Aufgabe, legislatorische Vorschläge zu machen, und soweit dieselben von dem Souverän acceptiert werden, die nötigen Ausführungs-Verordnungen zu erlassen. Den „Erhaltern des nationalen Willens,“ einer aus Mitgliedern der Bezirks-Senate zusammengesetzten Behörde, liegt es ob, nach Sichtung der Beschlüsse der Souveränitäts-Versammlungen „den Willen des Souveräns festzustellen und zu verkünden;“ außerdem bilden sie eine Art Tribnnat, welches den Souverän gegen Übergriffe der Zentralversammlung der Gesetzgeber zu schützen hat. Die Exekutive wird einer Anzahl vom Volke gewählter und unter dessen fortwährender Kontrolle stehender Beamten übertragen.

Um die Unterstützung der radikalen Republikaner zu gewinnen, sahen Babeuf und seine Mitverschworenen sich genötigt, ihre Forderungen etwas herabzustimmen; die ehemaligen Parteigenossen Robespierre's konnten sich nicht dazu verstehen, das Privateigentum sofort abzuschaffen, sie wollten nur „die wahre Gleichheit von ferne anbahnen.“ In dem zwischen Babeuf und den Terroristen vereinbarten ökonomischen Dekret, welches nach dem Sturz des Direktoriums in Kraft treten sollte, wird dann auch das Sondereigentum nicht unbedingt abgeschafft; die Reform beschränkt sich vielmehr darauf, aus dem bisherigen fiskalischen Eigentum, dem Vermögen der Feinde der Revolution, der gerichtlich Verurteilten, der freiwillig Beitretenden u. a. eine große nationale Gütergemeinschaft zu bilden, deren Mitglieder „einen gleichen und ehrbaren mäßigen Wohlstand“ zugesichert erhalten, aber auch der Verpflichtung unterliegen, nach den Vorschriften und unter der Aufsicht der Obrigkeit landwirtschaftliche oder nützliche gewerbliche Arbeiten zu leisten.

Babeuf's Verschwörung mißglückte, und er und seine Freunde endeten teils auf dem Schaffot, teils in der Verbannung. Nach Buonarroti's Angabe zählten sie etwa sechzehntausend Anhänger; der Plan des Aufstandes war geschickt entworfen; mit agitatorischer Kontine hatte man einige vielverbreitende Dekrete vorbereitet, deren Veröffentlichung Babeuf ohne Zweifel die Unterstützung der vorstädtischen Arbeiter-Bevölkerung gesichert haben würde. Allein durch den Verrat

eines Mitverschworenen gelang es dem Direktorium, 67 Räbelsführer rechtzeitig festzunehmen und dadurch die Bewegung in ihrem Keime zu ersticken. Trotz dieses Mißerfolges aber ist die Babeuf'sche Verschwörung eine der bedeutungsvollsten Erscheinungen in der Geschichte der französischen Revolution.

Man hat bisweilen Babeuf mit jenem Denker vergleichen wollen, welcher am Beginn unsres Jahrhunderts in Frankreich die Grundlagen des Sozialismus schuf. Ein derartiger Versuch ist zwar eigenartig, aber zugleich auch völlig verkehrt. St. Simon besaß politisches Genie und ein die ganze Bildung seiner Zeit umfassendes Wissen; seine Lehre ist das Produkt eines originellen Denkens und eingehender geschichtlicher Studien; sie fehlt durch eine zu ideale Auffassung der menschlichen Verhältnisse, aber sie trägt die Signatur einer ungewöhnlich schöpferischen Kraft an sich. Dem gegenüber ist Babeuf's System ein armseliges Nachwerk. In der theoretischen Begründung baut es sich auf fadenscheinigen Argumenten auf, die zudem noch meistens den Schriften Rousseau's, Mably's, Morellly's u. a. entlehnt sind¹⁾. Was Babeuf für die Übertragung seiner Lehre ins Praktische erdacht hat, ist gänzlich wertlos. Seine verfassungsrechtlichen Pläne schweben völlig in der Luft; mit souveränen Bezirksversammlungen, wie er sie vorschlägt, einen Staat zu regieren, ist platterdings unmöglich. Nicht minder phantastisch sind die wirtschaftlichen Dekrete, die Babeuf nach den Berichten Buonarroti's entworfen haben soll. Ein Gemeinwesen, welches seine Mitglieder von ihrer Geburt bis zum Tode in einer solchen Knechtschaft erhielt, wie Babeuf es befristwortet, würde für immer zu der denkbar kümmerlichsten Existenz verdammt sein; denn in ihm würden alle die psychologischen Triebfedern lahm gelegt werden, welche allein das Individuum zur Entfaltung seiner Kräfte bestimmen können, und damit wäre notwendig gegeben, daß das betreffende Gemeinwesen niemals über den Zustand des reinen Vegetierens hinauszukommen vermöchte. Etwas Außergewöhnliches hat Babeuf nur auf dem Gebiete der Phrase geleistet. Ein echter Sohn der Piskardie, jener Provinz, die man mit Recht „Le Midi du Nord“ nennt, besaß er eine reiche Einbildung, und dank derselben verstand er es, durch pathetisch vorgetragene Schlagwörter oder durch exzentrische Vergleiche die Gemüter zu kaptivieren und zu erregen. Trotzdem nun aber der Kommunismus Babeuf's auf einer sehr schwachen Grundlage beruht, hat er sich doch einen Weg zu bahnen gewußt; bei den Massen muß der „Tribun des Volkes“ zahlreiche Anhängererschaft gefunden haben. Es ergibt sich dies schon allein daraus, daß das Direktorium nicht wagte, die gefangenen Räbelsführer in Paris aburteilen zu lassen, sondern ihren Prozeß nach Vendôme verwies, woselbst gleichzeitig eine starke Truppenmacht zusammengezogen und das Verbot erlassen wurde, sich auf zehn Meilen der Stadt zu nähern; man befürchtete eben, die arbeitenden Klassen würden sich zu gunsten

¹⁾ Die Briefe Babeuf's an seinen Mitverschworenen Antonelle, welche in dem *Recueil des pièces du procès Babeuf* mitgeteilt werden, sind voll von Zitate aus dem *code de la nature*. Derselbe wird auch vor dem Staatsgerichtshof in Vendôme von den Beschworenen wiederholt angezogen. S. Raigern in der Vorrede zu den Werken Diderot's *Noté 2* und Barbier, *Nouveau supplément au cours de littérature de M. de la Harpe*, Paris 1818, p. 378.

der Angeklagten erheben. Eben dadurch aber, d. h. durch das Mißverhältnis zwischen den Mitteln, mit welchen Babeuf arbeitete, und der Popularität, welche er dem Kommunismus verschafft hat, gewinnt die unter seinem Namen bekannte Verschwörung ein historisches Interesse. Die Thatfache, daß es möglich gewesen ist, vermittelst einiger agitatorischer Redensarten eine so gefährliche Bewegung ins Leben zu rufen, ist konkludent für die Kläglichkeit dessen, was seit dem Zusammenbruch des ancien régime für die Neuordnung der Gesellschaft geschaffen worden war. Die Schwäche des Funfens, mit welchem Babeuf operierte, beweist, wie explosiv der in Frankreich aufgehäuften Zündstoff war, und in dieser letzteren Thatfache liegt wiederum notwendig die Verurteilung dessen, was die große Revolution für die Entwicklung des modernen Staates zu leisten versucht hat. —



Aus den Papieren eines Realpolitikers.

I.

Glauben und Wissen.

Weltnebel verdichten sich im unendlichen Raume — nach der von Laplace und Kant zuerst aufgestellten, durch neuere Forschungen bestätigten Hypothese — zu Sonnen und Sonnensystemen. Gerade so bilden sich in dem unendlichen Reiche des Geistes dunkle Vorstellungen und nebelhafte Theorien zu klar erkannten Naturgesetzen aus und zu mathematisch begründeten, wissenschaftlichen Systemen. Die immer größere Verbreitung der erlaubten Früchte vom Baume der Erkenntnis reagiert notwendig auf die sozialen und politischen Zustände. Diese letzteren müssen allmählich in Einklang gebracht werden mit den Fortschritten der Wissenschaft. Bevor dieses Gleichgewicht hergestellt ist, entstehen oft ansteckende Krankheiten, welche, wie alle Krankheiten, entweder zu erhöhter Gesundheit oder zum Tode d. h. zur Zerstörung der jeweiligen sittlichen und politischen Grundlagen führen, auf denen in einer gegebenen Zeit die menschliche Gesellschaft beruht. Staatsformen an sich enthalten keine Panaceen gegen diese kulturgeschichtlichen Krisen. Der durch Erfindung der Dampfmaschine akut gewordene Kampf zwischen Kapital und Arbeit, der sogenannte Sozialismus, bedroht ebenso die jungen Republiken in Nord-Amerika und in Frankreich wie die alten Monarchien Europas. Der praktische Staatsmann, der Menschen und Dinge sieht, wie sie sind, und mit Wirklichkeiten rechnet, wird sich vor allem um die Genesnis der Krankheit, die er zu heilen, um die Wurzeln des Übels, welches er zu beseitigen hat, zu kümmern haben. Die Diagnose ergibt sich von selbst. Die Wurzel des Übels oder der Übel, an welchen wir leiden, und die alles Bestehende in seinen Grundfesten zu erschüttern drohen, liegt heute in den noch vor einem Menschenalter unerwarteten Fortschritten der Naturwissenschaft und Mechanik. Es sind dadurch

neue, noch unverdaute Vorstellungen in die Massen gedrungen und Bedürfnisse geschaffen worden, die der Befriedigung harren. Der antike wie der mittelalterliche Staat beruhten, wie die Dogmen der Kirche, auf der geozentrischen und anthropozentrischen Weltanschauung. Dieselbe ist mathematisch d. h. endgiltig widerlegt und beseitigt worden. Ebenso wurzeln alle uns bekannten Religionen, die christliche nicht ausgenommen, in der dualistischen Auffassung, welche Seele und Leib als zwei gesonderte Substanzen darstellt. Diese Anschauung ist dem Monismus gewichen, welcher zwar sein letztes Wort noch nicht gesprochen, die Einheit von Seele und Leib für dieses Erdenleben jedoch als zweifellos betrachtet. Die heutige Wissenschaft hat die urewige Materie als unzerstörbar und als in konstanter Bewegung oder Kraftentwicklung begriffen erkannt. Es giebt keine Materie ohne Kraft, keine Kraft ohne Materie. Da wir jedoch weder wissen, was Kraft, noch was Materie ist, so befinden sich diejenigen, welche versuchen alle Probleme auf mechanischem Wege zu lösen, auf einem Irrwege. Der menschlichen Erkenntnis sind Grenzen gesetzt, und die Beantwortung der höchsten Fragen der Weltweisheit liegt jenseits dieser Grenzen. Die vernunftbegabten Erdbewohner müssen sich bescheiden. Es gilt vor allem, die Kluft zu überbrücken, welche die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft von den bestehenden Staatseinrichtungen und den positiven Religionen scheidet. So lange Politiker und Theologen an der einen Seite, Naturforscher auf der anderen, auf ihren Standpunkten beharren und keiner dem anderen ein Zugeständnis machen will, ist eine Ausöhnung zwischen Glauben und Wissen nicht zu hoffen. Die Ausöhnung wird sich demaleinst vollziehen, weil sie sich vollziehen muß. Die einzige Frage ist, wie sie sich vollziehen wird, ob durch gewaltige Erschütterungen, Paroxysmen und Katastrophen.

Wenn es sich um die Lösung weltererschütternder Probleme handelt, sind Fachmänner nicht ausschließlich berufen und befähigt, das entscheidende Wort zu sprechen, da sie kaum unparteiisch sein können. Und doch ist mitten im Kampfe der Weg zu suchen, der zum Frieden und zur Versöhnung führen könnte, die Aufgabe, welche seit Sokrates alle Denkenden beschäftigt hat.

II.

Dichtung und Geschichte.

Unter den Künsten hat die Dichtkunst jederzeit für die älteste und vornehmste gegolten. Kaum hatten sich die Naturlaute zu Worten, diese zu Sprachen entwickelt, als sich fast überall das Bedürfnis zeigte, Bilder und Gedanken in gebundener Rede zu krystallisieren und zu verdichten. Der Rhythmus, dem Streben nach Harmonie entspringen, diente dazu, Ideen und Empfindungen maßvoller und schärfer zu fassen und dem Gedächtnisse leichter einzuprägen. Gleichzeitig trat als Begleiterin und ancilla der Dichtkunst die Musik auf, welche wie jene die Gehörmerven erregt und nicht wie Skulptur und Malerei einer materiellen Unterlage bedarf, um die Sehnerven zu beeinflussen. Die Musik bediente sich zunächst des schönsten Instrumentes, welches sie noch heute besitzt, der menschlichen Stimme. Leier und Flöte gehören schon einer späteren Kulturperiode an. Orphens schlug

der Sage nach die Leier, aber nur um seine Gesänge zu begleiten. Er war der erste Dichter, von welchem die Hellenen wissen, und zählte mit seinen Klängen die Tiere, wie er die Menschen bezauberte. So gingen Dichtkunst und Musik Hand in Hand, z. B. in den Tempeln und griechischen Tragödien. Denn sprach der Chor, der die öffentliche Meinung des Tages verkörpert, so war seine Rede doch immer von Musik begleitet. Erst einer weit späteren Zeit war es vorbehalten, die Musik als selbständige Kunst zu entwickeln. Beethoven's Symphonien sind nicht Lieder, aber epische Gedichte ohne Worte. In der Oper erscheint das ursprüngliche Verhältnis beider Künste umgekehrt; die Dichtkunst, soweit in einem Libretto davon die Rede sein kann, erscheint darin als die Magd der Musik. Gewiß ist, daß letztere, gerade weil sie sich hauptsächlich an die Empfindung, an das unbewußte Seelenleben wendet, ein größeres Publikum für sich hat. Von den drei Hauptformen, in welchen sich die Dichtkunst selbständig entwickelte, der rein subjektiven Lyrik, dem subjektiv-objektiven Epos und dem rein objektiven Drama, ist letzteres gerade seiner Objektivität wegen die höchste und vollendetste.

Das, was wir Geschichte nennen, ist aus der Dichtung hervorgegangen und so mit Sagen und Märchen verquickt, daß es schwer ist, wie in Goethe's Autobiographie, die Wahrheit immer von der Dichtung zu sondern. Herodot, den wir als den Vater der Geschichte verehren, war ein epischer Dichter wie Homer. Sein Werk ist ein Epos in Prosa. Alle, die seinen Spuren gefolgt sind, Leopold von Ranke nicht ausgenommen, sind bei allem Streben nach Objektivität Dichter geblieben. Es ist Thorheit, an die Geschichte die Anforderungen einer crakten Wissenschaft zu stellen. Wissen wir doch bei Lichte betrachtet nur, was sich mit Hilfe der Mathematik zählen und wägen, mit anderen Worten berechnen läßt. Astronomie und Mechanik sind gerade darum Wissenschaften geworden. Die Geschichtsschreibung ist eine Kunst. Von dem wahren Zusammenhang, von den treibenden Ursachen der zu Tage tretenden Wirkungen, von dem *pourquoi* du *pourquoi* der Ereignisse, um mit Leibniz zu sprechen, ahnen in der Regel die Zeitgenossen nichts. Man lasse sich eine an sich gleichgiltige Begebenheit, einen Straßenunfall z. B., von mehreren Augenzeugen erzählen und man wird ebenso viele, in der Hauptsache vielleicht übereinstimmende, aber in den Nebenspunkten weit auseinandergehende Berichte erhalten. Jedes Zeugenverhör in öffentlichen Gerichtssitzungen liefert Belege zu dieser Erfahrung. Aus dieser Masse subjektiver Auffassungen bildet sich nun eine mittlere Anschauung, die wir die öffentliche Meinung nennen. Unter der Herrschaft dieser öffentlichen Meinung stehen mehr oder weniger alle die handelnden wie die leidenden Zeitgenossen, die Regierungen wie die Völker. Der alte *caj delirant reges plectuntur Achivi* ist durch das Schibboleth des Parlamentarismus nicht außer Geltung gekommen. Alle zeitgenössischen Urkunden, öffentliche wie private, tragen den Stempel der Zeit, in welcher, und des Ortes, an welchem sie entstanden sind. Dem Epigonen ist es geradezu unmöglich, aus den sich widersprechenden Zeugnissen der Vergangenheit die objektive Wahrheit herauszuschälen. Denn alle diese Zeugnisse und Urkunden, welche sich massenhaft in unseren Archiven aufspeichern, sind nur Bruch-

stücke, Aphorismen. Um zu einem vernünftigen Urteil über deren absoluten oder relativen Wert zu gelangen, müßte man nicht nur die Persönlichkeit des Zeugen, sondern auch die kleinsten Umstände kennen, welche ihn bewogen, in dem gegebenen Augenblicke so und nicht anders zu schreiben, wie in der vorliegenden Urkunde geschehen ist. Dies ist rein unmöglich. Archivarische Studien setzen daher immer, bewußt oder unbewußt, die Einbildungskraft in Bewegung, mit deren Hilfe wir uns bestreben, den uns unbekanntem Zusammenhang lückenhafter Überlieferungen, die Thatfachen und die Triebfedern der Handelnden bestmöglich zu erraten. Wie blind die menschliche Gerechtigkeit trotz des Lichtes der Öffentlichkeit immer bleibt, ist bekannt. Der Richter, obgleich von den Verteidigern des Angeklagten und vom Publikum kontrolliert, kann sich beim besten Wissen und Gewissen in seinem Urteile irren. Um wie viel leichter der Gelehrte, den, wenn er bei mitternächtiger Lampe alte Chroniken und vergilbten Urkunden sichtet und prüft, niemand zu kontrollieren im stande ist. Das Ergebnis seiner Prüfung ist und bleibt ein subjektives. Man hat oft gesagt, der Historiker solle ein rückwärts schauender Prophet sein. Das klingt ganz schön, bestätigt aber nur unseren Skeptizismus. Ein Prophet ist ein Seher, mit anderen Worten ein Dichter. Sein Blick in die Zukunft ist ebenso unsicher als sein Blick in die Vergangenheit. Hierzu kommt noch, daß die große Mehrzahl derer, die sich mit Geschichtsforschung befassen, mit vorgefaßten Meinungen, mit Vorurteilen die Arbeit beginnen. Unwillkürlich suchen sie daher in den Zeugnissen der Vergangenheit Bestätigungen ihrer eigenen Ansicht und lassen nur zu häufig die der letzteren widersprechenden Urkunden unberücksichtigt. Ist der Schreiber geistreich und mit dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten einigermaßen praktisch vertraut, hat er dabei die redliche Absicht, unparteiisch und objektiv zu sein, so wird seine Darstellung immerhin Wert haben und das Bild, welches wir uns selbst von einer Periode, einem Helden, einer Begebenheit gemacht hatten, vervollständigen und berichtigen können. Immer aber wird derjenige, der die Absicht hat, Menschen und Dinge zu erkennen, wie sie wirklich waren, auf die Unmöglichkeit stoßen, die Wahrheit aus der *fable convenue* zu entziffern. Dieses Bestreben wird jederzeit auf eine Erwägung des für und wider, d. h. auf Wahrscheinlichkeitsrechnung hinauslaufen. In vollen Bewußtsein, unsere Wissbegier niemals befriedigen zu können und auch hier, wie bei der Naturforschung, vor einem *ignorabimus* zu stehen, vor ewig unlösbaren Problemen, muß jedoch ausgesprochen werden, daß die archivarische Forschung dem Denkenden einen hohen Genuß gewährt. Der Grund dieses Genußes ist durchaus ein anthropologischer. Wie Cuvier aus wenigen Knochen die Gestalt vorweltlicher Tiere konstruieren konnte, so vermag der Historiker oft in einem Privatbriefe, ja in einem einzigen authentischen Worte die Lösung der Rätsel der Vergangenheit zu ahnen. Objektive Wahrheit darf man darin nicht immer suchen, wird aber desto mehr Fingerzeige über den Charakter des Schreibenden zu finden vermögen. *Le style c'est l'homme* sagte schon Buffon, aber wichtiger noch als der Stil ist das, was der Schreibende sagt oder verschweigt. Denn daraus wird man auf die Motive, die ihn leiteten, logische Schlüsse ziehen dürfen. Auch

bleibt es immer bezeichnend für den Schreibenden, welcher *fable convenue* Eingang zu verschaffen ihm am Herzen lag. In dieser Beziehung gehören Julius Cäsar's Kommentare, die Aufzeichnungen Marc Aurel's, die Diktate Kaiser Karl's V., die Werke Friedrich's II., die Korrespondenzen Wellington's und Napoleon's zu den klassischen Geschichtswerken. Alle sind *cum grano salis* zu lesen. Sucht man einen Maßstab für den Genius eines jeden dieser Heroen, so wird man denselben in dem Grade der Objektivität ihrer Darstellungen finden. Ist aber der individuelle Charakter eines dieser leitenden Geister, welche der Epoche, in der sie lebten, einen eigenartigen Stempel aufdrückten, einigermaßen erkannt, so liegt in dieser Erkenntnis der Schlüssel zu den meisten Ereignissen.¹⁾ Fruchtbringend und lehrreich kann das Studium der Geschichte nur für diejenigen werden, die entweder selbst Geschichte machen oder denen, die sie machen, im Leben nahe stehen. Für die Menge bleibt die Vergangenheit ein Buch mit sieben Siegeln; sie wird darin lesen, was sie zu lesen wünscht. Für jedes *Kredo* liefert die Geschichte mehr oder weniger wertvolle Argumente. Derjenige, der mit dem Rabbi Ben Akiba überzeugt ist, daß alles schon dagewesen, wird sich mit demselben Rechte auf die Geschichtswerke berufen können wie derjenige, welcher an der Überzeugung einer langsamen spiralförmigen Entwicklung des Menschengeschlechtes festhält.

Gerade in dieser Beziehung ist es nicht unwichtig hervorzuheben, wie sehr der Geschichtsunterricht auf unseren Schulen und Gymnasien im argen liegt.²⁾ Je empfänglicher das Gehirn in der Jugend ist, desto wichtiger ist es, demselben nicht von vornherein eine falsche, d. h. unpraktische Richtung zu geben. Das Gedächtnis wird in der Regel mit unnötigen Namen und Daten überladen. Von einer irgend- wie systematisch geordneten Übersicht der Hauptphasen, welche die Kultur der Menschheit durchlaufen, ist keine Rede. Und doch ist es weit lehrreicher, die kulturelle Entwicklung des Menschengeschlechtes zu studieren, als den eintönigen Kreislauf der Hof-, Staats- und Kriegsaktionen immer zu wiederholen, wenn nicht die Wirkungen, welche Herrscherlaunen und Völkerneurosen, Kriegszüge und Friedensschlüsse auf Fortschritt oder Rückschritt der allgemeinen Bildung geübt haben, hervorgehoben werden. Buckle's Werk ist ein *step in the right direction*. Trockene und fast geistlose Darstellungen verleiden das Geschichtsstudium mehr, als sie dazu anregen. Was aber das Schlimmste ist, unsere Abbés und Kandidaten der Theologie haben sämtlich eine ausgesprochene Vorliebe für gewisse Zeitabschnitte und einzelne Völker, für welche sie sich aus Rücksicht auf ihr Brotstudium besonders interessieren. Die Theologen verlieren die kostbare Zeit mit der sogenannten biblischen Geschichte. Es werden darunter die Sagen und Märchen des jüdischen

¹⁾ Die Charakteristik Napoleon's I., welche Laine seinem neuesten Baude (*Les origines de la France contemporaine. Le régime moderne. Tome I. Paris 1891.*) voranstellt, kann als mustergiltig in dieser Beziehung bezeichnet werden.

²⁾ Das Nachstehende ist Jahre vor dem Regierungsantritt des jetzigen deutschen Kaisers geschrieben. Die jüngsten Reden Sr. Majestät in Sachen der Schulreform waren daher dem Verfasser völlig unbekannt und konnten diese Arbeit nicht beeinflussen, die bereits im September vorigen Jahres der Redaktion anvertraut wurde.

Volkess verstanden und nur zu eingehend betont, daß die Hebräer die auserwählten Lieblinge Gottes gewesen. Abraham wird hoch gepriesen, weil er ans Gehorsam ein Menschenopfer darzubringen bereit war und die Hagar grausam verstieß, als die alte Sarah ihm einen Sohn geboren. Jakob verwirkt die Gnade des Herrn nicht, obgleich er den Bruder um sein Erstgeburtsrecht, den Schwiegervater um seine Lämmer und den blinden Vater um seinen Segen betrügt. Diese Betrügereien werden als Beweise echt semitischer Schlanheit hervorgehoben, wenn auch nicht geradezu zur Nachahmung empfohlen. Auch die höchst schlüpfrige Geschichte vom keuschen Josef und die Blutschande, die Lot's Töchter mit ihrem trunkenen Vater trieben, wird den Kindern nicht erspart. Welche Moral die unreife Jugend aus solchen Beispielen lernen soll, ist nicht abzusehen. Man beobachte nur die Schulkinder und man wird erfahren, daß sie, nachdem sie entdeckt haben, was Potiphar von Josef verlangte, mit besonderer Vorliebe die schmutzigsten Stellen des alten Testaments aufschlagen und kommentieren. Für die erhabene Poesie der Psalmen hat dieses Alter kein Verständnis. Dagegen finden sich in den Propheten wie in den Sprüchen Salomon's hier und da Maximen, welche an die La Rochefoucauld's erinnern. Wir wollen letztere keineswegs verdammen. Es wird darin echte Lebensweisheit gepredigt und der Heuchelei einer korrumpierten Weltstadt die Maske abgerissen. Wer die Zeiten Ludwigs XIV. studieren will, wird die Randglossen des geistreichen Marquis nicht entbehren können, aber Kindern wird man dieses berühmte Buch kaum in die Hand geben, einmal weil sie es nicht verstehen, dann weil sie nur Gift daraus saugen könnten. Dasselbe gilt vom alten Testamente und der übertriebenen Wichtigkeit, welche junge Theologen den Schicksalen eines von seinen Nachbarn verachteten Volksstammes beilegen. Daß die Priester wenigstens in Jerusalem und in den zwei Stämmen Juda und Benjamin den Glauben an einen Gott und das mosaische Gesetz aufrecht erhalten haben, ist eine historische Thatfache. Ist jedoch dieser jüdische Nationalgott identisch mit dem Gott der Liebe, dem Vater aller Menschen, welchen Jesus und seine Apostel verkündeten? Gewiß nicht. Wir gehören nicht zu den Antisemiten und verkennen keineswegs die guten Eigenschaften der Hebräer. Wir möchten jedoch auf die „Altertümer“ des Flavius Josephus verweisen. Aus dieser für Römer und Griechen im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschriebenen Apologie des Judentums erhellt für jeden Unbefangenen die wahre Bedeutung des jüdischen Monotheismus sowie der kulturgeschichtliche Wert dieser betriebenen Rasse. Dieselbe hat für Kunst und Wissenschaft nichts, jedenfalls viel weniger geleistet als die Ägypter, Phönizier, Assyrier, Perser, Inder und Chinesen, von den Hellenen, Römern und Arabern ganz zu schweigen.

Nächst der jüdischen ist es namentlich die Geschichte Roms und Griechenlands, welche in den Schulen oft ganz verkehrt vorgetragen wird. Junge Philologen haben von der kaum verlassenen Universität selbstverständlich eine blinde Vorliebe für die sogenannte klassische Zeit mitgebracht. Sie schwärmen für die kleinen griechischen Republiken wie für die Parteikämpfe, welche in Rom die Zeiten ansfüllten, die zwischen dem ersten und dem zweiten Brutus liegen. Als Freiheits-

kämpfer werden diese beiden Namensvettern gefeiert, und unsere Gymnasiallehrer würden im höchsten Grade erstaunt sein, wenn man ihnen nachwies, daß ihre beiden Lieblingshelden Stocarkistokraten waren. Wurde doch Cäsar nur ermordet, weil er, auf die Demokratie gestützt, die abgelebten Adelsgeschlechter der Gewalt beraubt hatte, welche sie im Interesse des Staates nicht mehr auszuüben vermochten. Die Republik als das goldene Zeitalter Roms und Griechenlands verherrlichen zu wollen, ist eine Absurdität, nicht bloß theoretisch, sondern praktisch. Theoretisch, weil die Staatsform die Philologie gar nichts angeht. Es ist wahr, Aeschylus, Sophokles und Euripides dichteten, Platon und Cicero schrieben unter einer republikanischen Verfassung. Diese Verfassung aber war in Athen wie in Rom eine durch und durch aristokratische. Die *misera contribuens plebs* hatte ebensowenig wie die Sklaven, d. h. die Massen, entscheidende Stimme, und in dem Augenblicke, wo sie dieselbe zu erreichen hoffte, machten Philipp von Makedonien in Griechenland, Cäsar in Rom der Unabhängigkeit und Freiheit ein Ende. Das *imperium* erwuchs als reife, wenn auch unerwartete Frucht aus republikanischen Parteikämpfen. Unsere Philologen vergessen, daß die Segnungen der griechischen Kultur in diesen Pygmäen-Republiken der Menschheit wahrscheinlich verloren gegangen wären, hätte nicht Alexander's Herrschergeist die Kleinstaaterei vernichtet und an der Spitze seiner siegreichen Heere den Samen hellenischer Bildung und Philosophie in alle Winde ausgestreut. Aristoteles' Schüler vermachte die Ermmungenschaften des griechischen Geistes und Geschmacks der Menschheit. Es bedurfte mehrerer Jahrhunderte, um das Vermächtnis in den drei Weltteilen, die Alexander's Siegeszüge berührt hatten, zum Gemeingut zu machen. Ist es nicht wunderbar, daß gerade die zwei oder drei Jahrhunderte, während welcher die griechische Saat in Syrien, Aegypten und Palästina in die Halme schoß, von unseren Geschichtslehrern fast mit Schweigen übergangen werden? Wie ein Meteor verschwindet Alexander in der Regel von der Bildfläche. Von Antiochus dem Großen, wie von den Ptolomäern, welche in Antiochien und Alexandrien Emporien der Kunst und Wissenschaft schufen, erfährt man in unseren Schulen wenig. Und doch ist die Verbreitung des Christentums nur verständlich, wenn man die Rolle kennt, die diese Pflanzstätten griechischer Bildung in der damaligen Welt gespielt haben. Vergesse man doch nicht, daß diese Metropolen der Wissenschaft seit Alexander's Zeiten, also mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, zahlreiche und wohlhabende Judengemeinden beherbergten, die, der Heimat entsagend, stolz auf ihre hellenische Bildung waren. Dem mosaischen Gesetz und den Gebräuchen ihrer Väter blieben sie treu, durch Privilegien geschützt, welche Vespasians großmütig erneuerte, gerade als Titus sich anschickte, Judäa zu unterwerfen und Jerusalem zu zerstören. Auch ist die Eroberung Griechenlands für Rom der entscheidende kulturhistorische Wendepunkt. Erst als die römischen Kleinbürger von der griechischen Weltbildung angeleckt wurden, und als sich daraus eine geistige Wiedergeburt entwickelte, der ähnlich, welche das barbarische Europa in den Zeiten der Renaissance erlebte, waren die Römer reif für die Weltherrschaft. Daß diese Weltherrschaft nur in monarchischer Form

denkbar war, ist eine Wahrheit, die der Mehrzahl unserer Professoren kaum einleuchten wird. So verwerflich viele der römischen Cäsaren auch erscheinen mögen, wenn sie vielleicht auch nicht ganz so verwerflich waren, wie Tacitus sie schildert, eines ist gewiß: das imperium war damals eine Notwendigkeit, ein unabweisliches Kettenglied in der Geschichte der Menschheit. Es ist daher theoretisch zu beklagen, wenn diese Notwendigkeit unserer Jugend nicht sofort klar und deutlich gemacht wird. Und praktisch? — Sind wir Deutsche dazu bestimmt in einer Republik zu leben? Ist es geraten, Kindern, die demaleinst einen monarchischen Staat verwalten, beraten und verteidigen sollen, die Republik als die beste aller Staatsverfassungen zu preisen, Königsmörder für Freiheitshelden auszugeben und die jungen Köpfe für abgestandene Theorien zu erwärmen, anstatt sie für den Kampf des Lebens zu erziehen und auszurüsten? Ist es dann zu verwundern, wenn ungesunde Chimären in den Köpfen spuken, wenn Männer, die förmlich zu Republikanern erzogen werden, die Vorzüge der monarchischen Staatsform erst in späteren Lebensjahren erkennen lernen? Sind wir alle mehr oder weniger dazu verdammt, die zweite Hälfte unseres kurzen Lebens darauf zu verwenden, uns von Vorurteilen und Illusionen frei zu machen, die uns in der Jugend mühsam anerzogen werden?

Nichts ist schwerer für den zu geistiger Freiheit und Selbständigkeit Gelangten als zu unterscheiden zwischen dem, was ihm angeboren, und dem, was ihm anerzogen worden. Man hört oft Klagen über die verschwundenen Ideale der Jugend. Die echten Ideale sind aber mit Vorurteilen und Illusionen nicht zu verwechseln. Geister wie Goethe und Schiller, Lessing und Herder sind ihren echten Jugendidealen treu geblieben bis in den Tod, so oft sie auch Selbsttäuschungen abgestreift haben mögen. Gerade in unserer realistischen Zeit ist es heilsam, daran zu erinnern.

Die Geschichte ist eine große Lehrmeisterin, aber ihre Lehren werden nur von denen verstanden, die begriffen haben, daß alles, was geschieht, notwendig so geschehen muß, wie es geschieht.

(Fortsetzung folgt.)



Ungedruckte Briefe von und an Karl Ludwig von Knebel

aus den Jahren 1772 bis 1832.

Herausgegeben von

Karl Theodor Gaederz.

(Schluß.)

XXX.

Berlin den 10. November 1819.

Es gereicht mir zu großer Zufriedenheit Ihnen, verehrter Freund, diese Zeilen durch ein paar wackre junge Schweden senden zu können, welche sich hier aufgehalten und Gelegenheit gehabt haben mich in und außer meinem Hause einige mal zu sehen, so daß ich hoffen darf, daß diese Ihnen einen besseren

Begriff von Berlin und meinem Leben darin geben können, als ich es wohl mit vielen Bogen vermöchte. Wenn man einen Brief an werthe Freunde anfängt, empfindet man immer gar schmerzlich das unzulängliche desselben; tausend Dinge drängen sich vor die Feder und betrübt muß man oft das bedeutende zurückweisen und nur oberflächliches zulassen.

Die beiden Fremden Herr v. Raugow und v. Beskow in Civil-Ämtern, der erste bei der Legation in Kopenhagen angestellt, treten eine Reise nach Italien an und wollen vorher das wichtigste in Deutschland sehn.

Beide sprechen gut teutsch, kennen und lieben unsre Literatur und verdienen in jedem Sinn gütige Aufnahme und alles was Sie zu ihrem Vergnügen und ihrer Belehrung beytragen wollen. Canzlei-Secretair Beskow hat eine ausgezeichnet schöne Tenor-Stimme, und wenn Ihre liebe Frau, welcher ich mich herzlich empfehle, einmal ihre schöne Stimme im Duett erfreulich begleitet hören will, so soll sie nur den Fremdling ans Piano setzen, wo er zuhause ist und sich mit großer Fertigkeit und Zartheit begleitet. Auch schwedische Volkslieder weiß er einfach und eigenthümlich zu singen, die Ihnen als etwas ganz Neues vielleicht angenehm zu hören wären. Auch dichtet er selbst und hat im teutschen schon sich darin versucht. Der andre gefällt mir nicht weniger, wenn er schon weniger darbietet. Sein ganzes Wesen hat etwas klares und reines; Kraft ohne Verzerrung und Grundsätze ohne Altflugheit, wie man es an unsern armen verworrenen Jünglingen gar nicht mehr hier zu Lande antrifft.

Recht heftig sehnte ich mich diesen Herbst nach Weimar und besonders in Ihre Berge, mein Freund, allein es wollte sich nicht machen. Nun hoffe ich mit Gott, recht bald nächstes Frühjahr von hier aufbrechen zu können, und werde in diesem Fall Ihnen früher schreiben, mir für ein paar Wochen in Jena eine kleine Wohnung zu besorgen — denn in Frühjahr muß ja das Paradies noch immer schön seyn, wenn ich auch selbst aus dem Paradies der Jugend geschieden bin. Wir Frauen behalten noch immer Thorheit genug in Kopf und Herzen, um, wenn wir den allzu aufrichtigen Spiegel eben nicht befragen, uns wenigstens noch für Augenblicke jung zu halten. — Wenn solche Illusionen nur nicht zum Ausbruch kommen, so mögen sie uns immer hingedeh und uns trösten, daß der Lenz so gar kurz und flüchtig ist.

Ich habe viel gemahlt und manches, was ich Ihnen, werther Freund, so gerne zeigte — unter andern Carl V. Bildniß von Amberger, was Sie gewiß aus der Preunischen Bildersammlung in Nürnberg sich erinnern, denn es ist nicht möglich, dieses Bild, wenn man es einmal gesehen, zu vergessen. Es ist mir soweit gelungen als es vielleicht möglich ist (in Dehl natürlich) und es hat mir in dem critischen Berlin einige Reputation verschafft. Auch den alten Münster von demselben Meister und die schöne Skizze der h. Cäcilia habe ich vorigen Winter vollendet.

Jetzt schreibe ich — aus Furcht endlich alles zu vergessen, meine Lage im Norden, wovon der Eine so gütig und nachsichtsvoll von Ihnen aufgenommen worden ist. Es werden deren etwa 20—24 werden, wozu wenigstens

6 größte und eben so viel kleinere Zeichnungen und ein Anhang von Übersetzungen alter Volks- und einiger neuer lyrischen Gedichte. Eine kleine Übersetzung eines höchst musikalischen Gedichts hat der junge Beskow mit sich — lassen Sie sich's vorsingen, damit es Ihnen gefällt. Von hier läßt sich nicht viel tröstliches, noch bedeutendes sagen, und das Äußerliche haben unsre Reisenden wohl richtig aufgefaßt. Ich schließe dieses Blatt, um es ihnen, die eben eintreten, zu übergeben, und bitte Sie nur, werther Freund, zu glauben, daß ich unveränderlich mit dankbarer Hochachtung bin

Ihre treu ergebenste Freundin

Amalie v. Helvig geborne von Imhoff.

Helvig empfiehlt sich Ihnen auf das Herzlichste.

Über die Zeit, aus welcher dieser Brief datiert, erfahren wir verhältnismäßig wenig aus Frau von Bissing's Lebensbeschreibung der Dichterin Amalie von Helvig. Von den zwei an Knebel empfohlenen Schweden ist Freiherr Bernhard von Beskow, Sekretär der schwedischen Akademie, als Dichter und Schriftsteller bekannt geworden; er war seit 1819 auch mit Tegnér befreundet, auf den er einen herrlichen Hymnus gesungen. Im Juni 1820 reiste Amalie von Helvig nach Weimar und begrüßte die trauten Stätten und viele liebe Menschen aus der Jugendzeit. Damals plante sie das Porträt Knebel's, der zu Zena im „Paradies“ wohnte. Ihr Talent zum Malen und Zeichnen war kaum geringer als ihr poetisches und fand überall Anerkennung; so schrieb Helvig am 26. August 1820 seiner noch auf der Reise befindlichen Frau: „Wolbeck war frappiert von Deiner so treuen Kopie Karl's V.“

XXXI.

Weimar, am Sonnabend.

Lieber Herr von Knebel, die Frau von Stein, die heute etwas angegriffen durch Schmerz und Hinfälligkeit im Bette liegt, überläßt mir die Feder, Sie zu begrüßen, und ich hoffe, es ist nur die Wirkung dieser rauhen, herbftlichen Stürme, die auch der Kranke im eingeschlossenen Zimmer fühlt, weshalb sie leidender als gewöhnlich ist. Ich habe sie gestern nicht gesehn, aber vorgestern schien sie mir mehr noch von Schmerzen heimgesucht, als früher. Gleichwohl ist diese Windstille der Gesellschaft, die die Abreise unsrer jungen Herrschaft hervorbringt, dem ruhigen Beisammenseyn im warmen Zimmer so günstig, aber freilich gehört Gesundheit dazu. Auch mir ist dieser Artikel auf einige Zeit ausgegangen, weshalb ich mir selbst Hausarrest auflegte und nur von ferne gehört habe, daß die gute Großherzogin sich wohl befindet und den französischen Gesandten in diesen Tagen bei sich gesehen hat. Die Großfürstin hat in Eckartsberga sich mehrere Stunden aufhalten müssen, um einen abgeprungenen eisernen Reif ihres Wagens wieder befestigen zu lassen. Eine Hämorrhoidalcolik hat sich leider, als blinder Passagier, zu ihr in den Wagen

verfügt, und so ist sie angegriffen und krank in Leipzig angekommen, wo sie denn doch noch genöthigt war, den dort anwesenden Russen bis am späten Abend Audienz zu geben.

Dies ist alles, was ich weiß; nehmen Sie mit dieser karglichen Aehrenlese auf dem Felde der Neuigkeiten nachsichtsvoll vorlieb und empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau aufs freundlichste und Ihnen

achtungsvoll und ganz ergebenst

Charlotte v. A.

Danke tausendmal für die schöne Bepernund v. Stein.

Schreiberin dieser Zeilen ist Charlotte von Ahlfeld geb. von Seebach, bekannt als Romanschriftstellerin. Sie lebte seit 1821 in Weimar und wurde die freundliche Sekretärin für die oft leidende, halberblindete, hochbetagte Frau von Stein. Vergl. Dünker, Zur deutschen Litteratur, Einleitung XXIX folg., II, 190 folg. Schöll und Fielitz, Goethe's Briefe an Frau von Stein (2. Aufl., Frankfurt a. M. 1882—85) II, 479 u. ö. — Obiges Billet dürfte in den November 1824 zu setzen sein. Damals hatte sich der großfürstliche Hof gerade wieder nach Petersburg zum Besuche der Kaiserin-Mutter verfügt.

XXXII.

Weimar d. 19. März 25.

Gleichsam mit einem male in ein nördliches Klima zurückgeschleudert, nachdem man sich schon milder Lüfte und der Frühlingsahnungen erfreute, begrüße ich Sie, lieber Herr von Knebel, aus einer Art von Gefängniß, das mir eine heftige Erkältung innerhalb meiner vier Mauern anferlegt hat, und beklage sehr, daß es Ihnen wie mir geht, und Ihnen diese unerwartete zusammenziehende Kälte ebenfalls zuwider ist. Wer noch so viel Wärmestoff in sich trägt, um der Atmosphäre Troß zu bieten, urtheilt freilich anders als wir und möchte den Schneeteppich, den die Natur rings umher verbreitet, mit keinem türkischen vertauschen. Denn das Schellengeläute der Schlitten ertönt zu allen Stunden, und die liebe Jugend kann gar nicht genug davon bekommen. Daß Sie sich der armen nothleidenden Vögeln annehmen, lohne Ihnen der Himmel. Der schöne Spruch: „Brich dem Hungrigen Dein Brod, und die im Glend sind, führe in Dein Haus“ erstreckt sich auch auf die, deren luftige und so genügsame Existenz jetzt so gefährdet ist, nicht auf den Menschen allein, dem doch immer noch die Sprache bleibt, sein Leid zu klagen, und der Verstand, um Mittel der Abhülfe zu ersinnen.

Da ich seit acht Tagen nicht ausgegangen bin, so habe ich auch während dieser Zeit unsere liebe Frau v. Stein nicht gesehn. Vorgestern aber war sie wohl genug, um zu Ehren des neulich gewordenen Geburtstags ihres Sohnes eine Gesellschaft um sich zu versammeln. Ob sie aber dabei sich einiger Anstrengungen unterzogen hat, oder des Geräusches zu viel war, genug sie hat gestern ihren Tag unter heftigem Kopfweh und andern Schmerzen zu Bett zu-

bringen müssen; doch geht es heute wieder besser. Das aus Petersburg bekommenes Geschenk habe ich deswegen nicht erwähnt, weil ich glaubte, sie habe es selbst gethan. Es besteht aus einer Klingel von Bronze, die einen Überzug von Malachit hat. Ein Schwanz macht den Handgriff aus und verbindet mittelst einer Schraube beide Glocken, welches auch sehr nothwendig ist, um einen hellen Klang hervorzubringen. Denn der Malachit dämpft den Ton des Metalls, wenn man aber ein wenig dreht, giebt sich die untere Glocke hervor und läutet nun ganz hell.

Die Briefe der Frau v. Könneritz aus Madrid habe ich sehr loben hören, aber nicht durch eigene Anschauung zu sehn bekommen. Man sagt, der alte Prinz Max, Vater der Königin von Spanien, werde sich mit der Prinzessin von Lucca vermählen; ich kann es aber nicht glauben. Sonderbar ist's, daß seinen Söhnen noch kein Erbe geworden ist, und fast möchte man meinen, das Schicksal habe unseren Prinz Carl zum einstigen König von Sachsen bestimmt.

Als unterhaltende Lectüre könnte ich Ihnen die Phantasiestücke von Weisflog empfehlen. Er hat Hoffmanns Humor und Schreibart, aber durch eine größere Gemüthlichkeit gemildert. — Es ist in jeder Hinsicht eine winterliche Zeit; auch auf dem Felde der Litteratur erndtet man nichts, was Geist und Herz erquickend wärmen könnte. Möge es bald besser werden! Mit diesem Wunsch, an dessen Erfüllung ich vorläufig nicht glaube, empfehle ich mich Ihnen und den lieben Ihrigen aufs freundlichste und

ganz ergebenste

Charlotte v. A.

Die erbgroßherzogliche Familie hatte aus Petersburg der Frau von Stein einen Glockenzug von Malachit geschickt. — Karl Weisflog's „Phantasiestücke und Historien“ erschienen in zwölf Bänden, Dresden 1824—29.

Der von Charlotte von Ahlefeld benutzte Briefbogen, auch der untern 8. November desselben Jahres, hat als Wasserzeichen den Kopf von Karl August mit der Umschrift: CARL AUGUST GROSHERZOG VON SACHSEN WEIMAR & EISENACH +.

XXXIII.

Weimar den 8. Nov. 25.

Da Ihr theilnehmender Freund, der Herr von Lyncker, Zeuge unseres gestrigen Festes war, so wird sein eloquenter Vortrag Ihnen, verehrter Freund, besser, als Ihre arme Scribentin es vermöchte, das Ganze schildern und Ihnen sagen, wie ehrenvoll von Seiten Goethes Ihrer öffentlich dabei gedacht, und wie freudig und anerkennend von der Menge dies warme Andenken aufgenommen und gefeiert wurde. Ich hatte bisher, aus Furcht, mein schwacher Kopf möchte schwindeln, nur am Champagnerglase genippt — Ihnen zu Ehren aber leerte ich es völlig, und Sie sind — wenngleich indirect — Schuld daran, daß ich aus lauter Freude über die schmeichelhafte Erwähnung Ihres Namens hernach alles doppelt sah.

Wenn Sie dies Blatt empfangen, so kämpfe ich schon mit den Stürmen der Witterung und mit dem Schmutz der Landstraße, denn eine Pflichtreise ruft mich auf 8 bis 10 Tage von hier, um in Dresden das Kind einer verstorbenen Freundin abzuholen und es nach Keilhau zu bringen, wo schon zwei Brüder desselben sind. Sie hat mir auf dem Sterbebette das Wohl dieser Kinder ans Herz gelegt — ich kann daher nichts besseres thun, als sie den Händen vortrefflicher Erzieher zu übergeben, die sie in Keilhau finden. Mir graut ein wenig vor den Beschwerden dieser Reise, indeß ich halte es für meine Schuldigkeit sie zu thun, und so wird es ja wohl gehen.

Unsere gute Frau von Stein ist matt und leidend, wie größtentheils. Da sie fürchtet, morgen Ihren lieben Brief, den wir erwarten, nicht beantworten zu können, so schreibe ich im Voraus, Sie in ihrem Namen zu begrüßen, und bitte Sie, mir während meiner kurzen Abwesenheit Ihr wohlwollendes und freundschaftliches Andenken zu bewahren.

Ihnen und den Ihrigen sage ich die herzlichsten Dinge und das freundlichste Lebewohl.

Ihre
Charlotte v. A.

Knebel war, wie auch Zelter, durch Unwohlsein verhindert worden, den Feierlichkeiten zu Ehren von Goethe's fünfzigjährigem Aufenthalt und Wirken in Weimar beizuwohnen. Beim Festmahl sprach August von Goethe, im Namen und Auftrag seines Vaters, u. a.: „Lassen Sie mich eines Mannes dankbar erwähnen, dessen Bekanntschaft und Vermittlung mein Vater wohl seine erste freundliche Aufnahme und den Eintritt in dieses Land verdankt: es ist der Major von Knebel zu Jena, welcher ebenfalls in einem hohen Alter sich noch der schönsten geistigen Kräfte und einer ungeschwächten Gesundheit erfreut. Dieses verehrten Mannes lassen Sie uns in dieser frohen Stunde freundlich gedenken und mit vollem Glase ihm ein noch langes Leben wünschen!“

XXXIV.

Den 11. Novemb. 25.

Ich habe Sie, lieber Herr von Knebel, noch nicht aufgesucht, da ich weiß, daß Sie, in den gewöhnlich geselligen Stunden, immer viel Gesellschaft haben, und nicht weiß, ob man Ihnen zu andrer Zeit nicht störend kommt. Meine von einem ungeheuren Schmerz gebengte und wundete Seele ist noch für viele Anklänge des Lebens ganz tod und für viele schmerzlich reizbar. Ihr zarter Sinn würde mir gewis wohlthätig sein, dessen Blüthen mich sonst oft erfreuten. Können Sie mir aus der Welt Ihrer Poesie etwas mittheilen, so wird es mir willkommen sein. Ich lebte in der letzten schmerzlichen Zeit viel mit Herder, und auch meines Adolfs Geist stärkte und erheiterte sich an ihm. In Ihnen tönen jene höheren Lebensklänge wieder, und Ihre Gespräche würden mir eine Fortsetzung des Umgangs mit dem Unsterblichen sein. So lang die Sonne die Berge umstrahlt, ist es recht freundlich hier im Gartenhause. — Möchten Sie einmal herauskommen, so sind Sie zu jeder Zeit willkommen

Ihrer

E. v. Wolzogen.

Karoline von Wolzogen geb. von Lengefeld, Schiller's Schwägerin und Biographin, Verfasserin der „Agnes von Lilien“ und „Cordelia“, geb. den 3. Februar 1763 zu Rudolstadt, gest. den 11. Januar 1846 zu Jena. Sie ruht, ihrem Wunsche gemäß, neben dem Grabe ihres alten Freundes Knebel auf dem Jenaer Friedhofe. Ihr einziger Sohn Adolf war an seinem dreißigsten Geburtstage, 10. September 1825, durch ein beklagenswerthes Mißgeschick auf der Jagd ums Leben gekommen. Vergl. Litterarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen (Leipzig 1848) I, 47 folg.

XXXV.

Verehrter Herr Major,

Es ist in diesen festlichen Tagen Weimars Ihrer so vielfältig öffentlich und im Stillen gedacht worden, daß ich nicht fürchten darf, Sie werden diese verspätete Sendung einer ungebührlichen Vergessenheit von meiner Seite bemessen wollen. Ich wußte, daß die erste und officielle Kunde unserer Feyerlichkeiten Ihnen gleichzeitig zugekommen war, und erwartete nur einen ruhigen Moment, um meine kleine Beysteuer zu dem Feste, als ein besondres Schwänchen, Ihnen mit einigen Zeilen der Verehrung und Liebe zuzusenden zu können. Diese Ruhe ist erst heute eingetreten, und so empfangen Sie denn meine Empfindungen bey der Feyer eines Tages, an der Ihnen der erste Dank gebührt: denn Sie haben zuerst den Genius zu uns eingeladen und Ihrer Vermittlung verdankt ein ganzes Land, ein ganzes Zeitalter die segensvollen Wirkungen, deren Verherrlichung der Gegenstand dieser in unserer wie in der Weltgeschichte Epoche machenden Feyer war. Wenn daher an der Vollkommenheit dieser Feyer etwas vernicht werden sollte, wie es das Loos menschlicher Bestrebungen ist, so konnte es nur dieses seyn, daß nicht auch Sie gegenwärtig seyn und an unsern Empfindungen den verdientesten Antheil nehmen konnten.

Eine umständliche Relation aller Ehrenbezeugungen, freundschaftlicher Aufmerksamkeiten und liebevoller Theilnahme zu geben bin ich nicht im Stande, da meine Mitwirkung von einigen Seiten mir nicht überall Gegenwart und beobachtende Ruhe gewährte. Es wird aber von Andern geleistet werden und zur öffentlichen Kunde, mithin auch zu der Ihrigen gelangen. Auch wird Herr Canzler von Müller als Anordner des Ganzen die authentischsten Nachrichten und Beschreibungen mündlich und schriftlich zu geben wissen.

Möge uns bald vergnügte Feyer jenes Tages werden, in dessen erstem Erscheinen der Welt eine so glückliche Prophezeiung gegeben ward, deren Segen Ihnen jetzt in voller Erndte zu Gute kommen soll.

Und so empfehle ich mich und die Meinigen Ihrem ferneren Wohlwollen und geneigten Andenken als treuester

Verehrer und Freund

J. W. Riemer.

Weimar den 13. November 1825.

Die ausführliche Beschreibung ist enthalten in der Denkschrift: Goethes goldener Jubeltag. Siebenter November 1825. Weimar 1826. Hier heißt es S. 34 nach dem von August von Goethe auf Knebel ausgebrachten Toast beim Festessen: „Mit tiefer Rührung vernahm die Versammlung diese gemüthvolle Anerkennung, die Goethe dem ältesten seiner Jugendfreunde, der ihn zu Frankfurt am Main im Winter 1774—75 zuerst dem damaligen Erbprinzen von Sachsen-Weimar vorstellte, heute öffentlich zu weihen sich gedungen gefühlt hatte.“ Auch gedachte Kanzler von Müller in seiner Beglückwünschungsrede rühmend des Namens von Knebel. Vergl. Dünker, Freundesbilder S. 600 und den Brief der Frau von Ahlefeld vom 8. November 1825. Zu Ehren Knebel's erschien ein kleines — mir leider nicht zu Gesicht gekommenes — Jubelheft „Jahresblüthen von und für Knebel“ mit eigenen Gedichten, welche „die Freunde zum Druck ihm herausgedruckt hatten“ und solchen seiner Freunde.

Riemer's Zeilen liegen folgende, vermutlich zum bevorstehenden zweiundachtzigsten Geburtstag Knebel's bestimmte Verse bei:

Von Deines Lebens Thatbestand
Nahm stets ich treue Kunde,
Sie ward bisher mir unverwandt
Aus manchem Freundes-Munde;
Doch schöner hatt' ich nie wie heut
Darüber Brief und Siegel:
In Deiner Worte Freundlichkeit
Erblickt' ich's wie im Spiegel.

Zu, wen Natur und Genius
Zum Leben ausgestattet,
Wird durch der Dinge steten Fluß
Geirrt nicht noch ermattet:
Es kränzt der Muse treue Hand
Ihm die erfahrene Scheitel,
Und Weisheit giebt sich Ihm als Pfand:
Es sey nicht Alles eitel.

Wenn schon zu leben Freude schafft,
Rüht Du Dich zwiefach freuen:
Zu leben und mit Lebenskraft
Auch andre zu erneuen.
So hast Du stets Dich offenbart
Zu Nehmen wie im Geben:
Dir bleibt die rechte Lebens-Art,
Denn Du, Du weißt — zu leben!

J. B. Riemer.

XXXVI.

Daß ich Ihnen, mein theurer, hochverehrter Freund, nicht früher geschrieben, werden Sie wohl mit gewohnter Nachsicht entschuldigen, da Ihnen nicht unbekannt ist, in welchen preßhaften Umständen ich mich fast das ganze Jahr hindurch befunden habe. Die Lust in Ihrem lieben Schwabenlande scheint mir nicht günstig zu seyn. Zu Jena brachte ich fünf und zwanzig Jahre

zu, und war fast immer gesund; hier bin ich kaum dritthalb Jahre und fast immer krank. In der That schwankte ich diesen Herbst sehr lange, ob ich nicht „an der Saale stillen Strand“ zurückkehren sollte. Die Aerzte haben anders entschieden — für diesen Winter nemlich. Die Zukunft liegt im Schooße der Götter, und ich gebe noch gar nicht die Hoffnung auf, Sie auf Ihrem freundlichen Dichterstübchen mit den drei Erkern fröhlich zu umarmen.

Wäre ich auch viel kränker, als ich bin, dennoch würde nichts mich abgehalten haben, mich Ihnen jetzt schriftlich anzunähern, da der Tag wieder herankommt, der für alle Ihre Freunde ein Festtag ist. Mögen Sie, in Ihrem glücklichen Kreise, noch oft ihn feiern! Und da es schwer ist, für Andere zu wünschen, ohne sich selbst im Stillen zu bedenken, füge ich für mich den Wunsch hinzu, daß ich ihn bald wieder mit Ihnen feiern möge.

Ihnen, mein theurer Freund, gab der Himmel was er so Wenigen giebt, ein glückliches Alter, nec cythara carentem. Fräulein Wesselhoest schreibt mir (denn gesprochen habe ich sie lange nicht, weil ich das Zimmer hüten muß), daß Sie ihr kürzlich eine neue Sammlung Ihrer Gedichte gesandt haben. Ueber solchen Vorzug hätte ich wohl Recht, etwas empfindlich zu seyn, und Sie können mir nicht verargen, daß ich es bin. Aber die Freude an Ihrer poetischen Thatkraft überwiegt bei weitem meinen Verdruß. Wie hoch stehen Sie hierin über mir, dem so viel Jüngeren! Seit drei Jahren habe ich zwar Verse genug gemacht, aber kein einziges Gedicht. Mein Bischen Poesie (wenn mir jemals dergleichen zu Theil ward) scheint gänzlich am Ufer der Saale zurückgeblieben zu seyn. Ein neuer Grund für mich, die Heimkehr zu wünschen.

Meine einzige Rache für diese Veruachlässigung eines alten Freundes soll die seyn, daß ich Ihnen zu Ostern drei Bände Ariost zusende. Könnte ich Sie nur auch zwingen, sie zu lesen! Dann würde meine Rache vollständig seyn.

Ich bin auf den Gedanken gekommen, die neue Auflage des Ariost, die keineswegs eine bloße Ausbesserung, sondern eine völlige Umarbeitung, ich kann wohl sagen eine neue Uebersetzung ist, dem Großherzoge von Weimar zu widmen. Ich verdanke diesem Fürsten meine ganze Bildung, die ich ja doch in Jena, auf seiner Universtität, empfangen habe; und noch kurz vor meiner Abreise hat er mir einen huldvollen Beweis verliehn, daß er an mir und meinem Bestreben einigen Antheil nimmt. In dieser Hinsicht wäre mein Vorhaben wohl begründet; aber doch weiß ich nicht recht, ob dem Großherzoge die Widmung — gelegen seyn wird. Was meinen, was rathen Sie hierin? Auf jeden Fall, glaube ich, muß man zu einem solchen Schritte erst Erlaubniß einholen. An wen hat man sich deßhalb zu wenden? Hierüber bitte ich Sie, wenn es seyn kann, um baldige Auskunft. Ich würde in diesem Falle die Zueignung ganz einfach einrichten. In Ihrem letzten Briefe finde ich die goldnen Worte: „Es ist ein schwer Ding, zu loben — so, daß der Lobenswürdige sich auch gelobt finden mag.“ Wie sehr haben Sie Recht, mein theurer Freund! Ueberdies haben die Jubeldichter jedes denkbare Lob so rein

vorweg genommen, daß es unmöglich wäre, sie zu überbieten, ja nur einigermaßen zu erreichen.

Unre schwäbischen Dichter lassen wenig von sich hören, mit Ausnahme des rüstigen Gang, der in allen Tagblättern und Almanachen zu finden ist. Sunt bona mixta malis. Uhlant hat kürzlich eine neue Ausgabe seiner Gedichte erscheinen lassen. Es ist wenig Neues darin, aber viel Gutes. Ich weiß nicht, ob Sie diesen Dichter kennen; gewiß würde es Sie nicht gereuen. Unter unsern jüngeren Poeten (er ist aber auch schon über die Bierzig hinaus) stelle ich ihn weit oben. Schade, daß er in späteren Zeiten, als Landstand, sich viel mit der leidigen Politik hat beschäftigen müssen. Ueberdies arbeitet er an einem sehr verdienstlichen, aber höchst mühsamen Werke, an einer Litterargeschichte des Mittelalters.

Der Sommer war so schön, daß ich ihn gern zu einer Lustreise benutzt hätte, wie unser Freund Frommann. Gereist bin ich zwar auch, aber nicht zur Lust; der Arzt schickte mich nemlich ins Bad. Haben Sie jemals etwas von Rippoldsau gehört? Es ist ein kleiner Ort, mitten im Schwarzwalde, am Fuße des Kniebis, in einer höchst einsamen, wilden, doch nicht unlieblichen Gegend. Da mußte ich drei Wochen lang trinken und baden. Die Gesellschaft war bunt und zahlreich genug. Wir waren jeden Mittag gegen 150 Personen bei Tische, Generale und Gelehrte, Präsidenten und Bauern, Mönche, Beamte und Handwerker. Im Ganzen jedoch war die Sache ziemlich langweilig und der Erfolg nicht sehr ersprießlich. Den Rückweg nahm ich durch das herrliche Murgthal, über Baden, Karlsruhe und Pforzheim. In Baden hatte ich die unverhoffte Freude, Frau v. Loder mit ihrer ganzen Familie zu finden. Die treffliche Frau sprach mit dem größten Vergnügen von ihrem letzten Aufenthalt in Jena und wußte mir nicht genug zu rühmen, wie freundlich und heiter sie von Ihnen empfangen worden. Auch sie kam Jena noch immer nicht vergessen. Scheint es doch, daß dieser Ort es allen anthut, die länger oder kürzer dort verweilt haben.

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund! Und wenn es nicht zu viel verlangt ist, so lassen Sie mich bald hören, daß meine guten Wünsche für Ihr Wohlseyn erfüllt sind, und daß Sie meiner noch mit alter Zuneigung gedenken.

Ihr treu ergebener

Stuttgart, 21. Novbr. 1826.

J. D. Gries.

Gries hatte sich 1824 in Stuttgart niedergelassen, wohin er der ihm von Jena her eng befreundeten Familie Bohn-Wesselhöft gefolgt war, kehrte aber Ausgang des Jahres 1827 nach Jena zurück. Durch Knebel's bezw. Goethe's Vermittelung nahm Großherzog Karl August die Widmung der zweiten, 1827 bei Frommann erschienenen Auflage des Ariost an und ehrte den Übersetzer, welchem er bereits den Hofratsitel verliehen hatte, durch die Weimarische goldene Medaille. Goethe's hierauf bezügliches Schreiben ist veröffentlicht in dem als Handschrift gedruckten Büchlein: Aus dem Leben von J. D. Gries (Leipzig 1855) S. 145 folg.

XXXVII.

Hochverehrter!

Zwischen unserm letzten Wiedersehn im Herbst 1814 und heute liegt eine Reihe von Jahren, lang genug um die Gesinnungen und Stimmungen der Sterblichen gründlich zu prüfen.

Auch ich habe das vielfach erfahren, an andern und an mir selbst. Eines aber darf ich mir nachrühmen, daß unter allen Bewegungen und Umwandlungen mir getreu geblieben ist, was ich einmal mit Verehrung und Liebe mir zu eigen gemacht hatte.

Dahin gehören vor allem die Erinnerungen an die Weimarische Jugendzeit und unter diesen keine lebendiger als die an Sie, an dem ich jetzt ein Vierteljahrhundert hinauf sehe, und — ich freue mich, mir das Zeugniß geben zu dürfen, — mit einer Gesinnung, die nie geändert, wohl aber mit den Jahren gereifterer Einsicht gesteigert und erhöht worden ist. Lassen Sie mich das Ihnen aussprechen, da es mir wohlthut.

Daß auch Sie meiner freundlich gedacht haben, weiß ich zuletzt aus den Lebensblüthen, deren frischen Strauß Sie mir durch die treffliche, mir nah verbundene Seebeck'sche Familie vor fünf Jahren sendeten. Ein später Dank freylich, doch was ist in der Zeit lang oder kurz, zumal Ihnen, der Sie eben so leicht nach Lustren rechnen wie andere nach Monaten und Jahren.

Wie Sie als ächter *αποτέρας* die Wucht Ihrer Jahre kräftig und heiter tragen, sagen mir alle, die Sie in neuerer Zeit gesehen, und erregen die Sehnsucht in mir, endlich auch einmal wieder einer von diesen seyn zu können.

Mögte nur der Fortschritt in den Jahren nicht durch den Vorangang theurer Häupter bezeichnet, mögten nur die Meilensteine auf der Lebensreise nicht so oft Grabsteine seyn.

Ich kann Ihnen nicht schreiben, ohne Göthes zu gedenken: Sie waren der treueste Genosse seines Lebens, seines Geistes, seines Ruhms. Es ist so natürlich, Sie ansezt als einzigen Erben seines Antheils an diesen höchsten Gütern zu betrachten, aber darum auch als ersten Leidtragenden. Mögen aber auch alle die Jahre, die wir ihm noch wünschten, nunmehr Ihnen anheimfallen, damit der deutsche Parnaß nicht zu jählings ganz verwaiste.

Die Nachschrift zu den Lebensblüthen verheißt noch manches Aehnliche, nur daß es uns jungem Volk mehr als Lebensfrüchte, als goldne Früchte aus silberner Schale anmuthen mögte. Seyn Sie auch in frischem Gebrauch eines Alters, das so vielen cithara caret, Deutschlands Vorbild.

Unwandelbar in treuester Verehrung

Breslau, May 12, 1832.

Passow.

Franz Passow, der ausgezeichnete Philologe, geb. den 20. Sept. 1786 in Ludwigslust, lehrte von 1807 bis 1810 am Weimarischen Gymnasium und starb den 11. März 1833 in Breslau, woselbst er zu den Bierden der Universität gehörte. Goethe schätzte Passow's Kenntnisse, dessen Fortgang aus Weimar ihm

leid that, und wünschte, er möchte mit der Zeit „communicabler“ werden. Deshalb er dieses Goethe gegenüber nicht gewesen, schildert Wachler's Buch: Franz Passow's Leben und Briefe (Breslau 1839) S. 111 folg. Eine Reise, die er 1814 unternahm, führte ihn auch nach Jena; er schreibt darüber an Voß: „In Jena habe ich noch einige recht frohe Tage zugebracht, bei Knebel“ und an Frau von Voigt: „Einige heitere Stunden bei dem immer noch jugendlichen Knebel werden mir lieb bleiben.“ Im Jahre 1826 schickte ihm Knebel ein Exemplar seiner unter dem Titel „Lebensblüthen“ anonym zu Jena erschienenen Sammlung von Gnomen und Sprüchen in Distichonform; das verheißene zweite Heft blieb unvollendet. Passow hatte, im Drange der Berufsgeschäfte, nicht dem alten Freunde dafür gedankt. Da kam Goethe's Todesnachricht. Jetzt schrieb er dem vereinsamten Nestor; sehr wahr und zutreffend gestand er damals an Frau von Voigt: „Unter allen, die Goethe überlebt haben, ist keiner, von dessen Stimmung ich so gern einige Kunde hätte, als der alte Knebel. Bisher standen die Freunde noch als ein Heroenpaar aus alter Zeit da, kräftig genug, die Plattheit und Flachheit der Gegenwart abzuwehren. Ich kann mir nun, aus früherer Erinnerung, Knebel gar nicht anders denken, als müsse er dem Schicksal grimmig zürnen, das ihn allein übrig gelassen.“ Ernst und gefaßt ertrug der Greis den Verlust.

Noch nicht volle zwei Jahre später, am 23. Februar 1834, entschlief auch Karl Ludwig von Knebel, neben Karl August und Goethe der Mittelpunkt in Weimars und Jenas klassischer Zeit.



Zeitbeschwerden.

Unsitzen im Sprachgebrauch.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß in einer Zeit wie die unsre, wo man sich gewöhnt hat, alles und jedes kritisch zu beleuchten, auf seinen Wert zu prüfen, wo man insbesondere der deutschen Rechtschreibung und Sprache die verdiente Aufmerksamkeit zuwendet, daß, sagen wir, in solcher Zeit gewisse Sitten und Gebräuche der deutschen Sprache sich erhalten konnten, die vom Standpunkte der Logik und des guten Geschmacks aus die Prüfung nicht bestehen, vielmehr nur dazu dienen, die deutsche Sprache zu verunzieren. Diese nicht motivierbaren eigentümlichen Gebräuche sind es, die wir hier einer kurzen Besprechung unterziehen wollen, sowohl in bezug auf ihren inneren Wert oder Unwert, wie auch im Vergleich zu den sprachlichen Sitten anderer großer Nationen. Wir unterscheiden dabei ausdrücklich zwischen „Eigentümlichkeiten“ und „Eigenart“ einer Sprache. Unter „Eigenart“ verstehen wir jene Eigenschaften der Sprache, die ein bleibendes, notwendiges Produkt der hervorragenden speziellen Charakter-Eigenschaften und der Entwicklungsgeschichte des betreffenden Kulturvolkes sind; unter „Eigentümlichkeiten“ dagegen jene Sitten und Gebräuche, die sich im Laufe der Zeit in die deutsche Sprache — sehr zu ihrem Nachteil — eingeschlichen haben. Wir haben es hier ausschließlich mit den letzteren zu thun, von denen wir glauben nachweisen zu können, daß sie nicht verdienen in das kommende Jahrhundert übertragen zu werden. Je mehr die

deutsche Sprache zu einer Weltsprache heranwächst, desto mehr ist es geboten, dieselbe von den teils widersinnigen, teils lästigen Eigentümlichkeiten zu säubern, von denen hier die Rede sein soll.

Da steht obenan die sonderbare, komische Sitte der Anredeweise in der dritten Person des Plural, dem „Sie“, welche erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufkam, und erst zu Anfang des gegenwärtigen allein herrschend wurde. Bei allen Völkern der Erde war anfänglich das „Du“ die einzig gebrauchte, weil natürlichste Anredeform, die bei den Russen, den Polen, und bei fast allen andern slavischen Völkern noch heute ausschließlich in Geltung steht. Bei den nicht slavischen Nationen Europas, den Deutschen, Engländern, Franzosen u. s. w., trat allmählich die Anrede in der zweiten Person der Mehrzahl, das „Ihr“ an Stelle des Du, anfänglich zu dem Zweck, höher gestellte Personen damit zu ehren, später aber als allgemeine Redeweise, als welche sie sich in der englischen und allen romanischen Sprachen bis auf den heutigen Tag forterhalten hat. Nur der deutschen Nation blieb es vorbehalten, andre Wege zu wandeln; in ihrer schlimmsten Zopfzeit, damals, als der Servilismus in prächtigster Blüte stand, erkaufte man in Deutschland die lächerliche, halb barbarische Anredeform des „Sie“ und des „Er“. Noch zur Zeit Friedrichs des Großen war das „Ihr“ neben dem „Er“ vielfach in Gebrauch; beide Anspruchsweisen wurden durch das „Sie“ verdrängt, seit König Friedrich Wilhelm III. dasselbe auch in der preussischen Armee eingeführt hatte.

Betrachten wir diese, einzig in ihrer Art dastehende Redeweise, die sich zu einer wenig beneidenswerten Eigentümlichkeit der heutigen deutschen Sprechweise herausgebildet hat, etwas näher. Spreche ich z. B. eine einzelne Person mit „Sie“ an, so rede ich gleichsam von abwesenden oder abseits stehenden Personen, in deren Zahl die angeredete Person gar nicht inbegriffen ist. Hierin liegt offenbar ein Widerspruch und eine Abgeschmacktheit, die nicht zu rechtfertigen sind, am wenigsten in der Sprache der „Nation der Denker.“ Spricht man eine einzelne Person mit „Ihr“ an, so ist die angeredete Person in dieser mehrfachen Zahl wenigstens mit inbegriffen, sie ist als gegenwärtig gedacht, was den Alogismus weniger fühlbar macht. Der Widerspruch unserer heutigen Redeweise zeigt sich am deutlichsten, wenn man versucht, das „Sie“ wortwörtlich in eine andre Sprache, z. B. in die englische oder französische zu übersetzen. Es ergibt dies einen Galimatias, der ganz unverständlich ist, während umgekehrt das „Ihr“ der andern Nationen bekanntlich ganz leicht in die deutsche Sprache übertragen wird. Man kann darüber streiten, ob dem „Ihr“ oder dem „Du“ der Vorzug zu geben sei, aber zwischen dem „Ihr“ und dem „Sie“ kann die Wahl nicht zweifelhaft sein, denn eine irrationalere, mißgestaltete Redeweise wie die letztere kann kaum gedacht werden. Hierzu kommt noch die Konsequenz der heutigen Sprechweise, die darin besteht, daß man im offiziellen wie privaten Verkehr noch immer das „Euer ic. ic.“ gebraucht, und zwar neben dem „Sie“. Seit der Verdrängung des „Ihr“ aus der deutschen Redeweise gab und giebt es nur eine Freistatt noch für dasselbe, wohin die Unsitte des „Sie“ nicht einzudringen vermochte, das ist die Dichtung. Eine Sprachform aber, die unverträglich ist mit der Sprache der Dichter, die richtet sich selbst.

Wir sind darauf gefaßt, vielfachen Widerspruch zu erfahren, denn viele wird es geben, welche vorziehen, aus Liebe zur süßen Gewohnheit den alten Schlenkerian beizubehalten. Sollte uns aber der Vorwurf gemacht werden, daß wir für Nachahmung fremder Sitten und Gebräuche plaidieren, so trifft uns ein solcher Vorwurf nicht. Abgesehen davon, daß wir prinzipiell auch hierin kein Unrecht zu erblicken vermögen, falls die Nachbarsitte eine rationellere, bessere ist als die unsre, so handelt es sich doch in dem in Rede stehenden speziellen Falle, wie wir schon nachgewiesen haben, keineswegs um die Einführung einer neuen, fremden, sondern vielmehr um die Zurückführung einer altdeutschen, erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts verdrängten Sitte. Man wird uns vielleicht auch entgegen, daß, wenn man auch in der Sache selbst den hier geäußerten Ansichten beistimme, die Durchführung einer solchen sprachlichen Aenderung doch auf unüberwindliche Hindernisse stoßen würde. Wir denken, Nein.

Bricht sich die Anschauung von der Verwerflichkeit der heutigen Redeweise einmal Bahn, so werden sich auch die Mittel und Wege finden, dem „Ja“ das „Also“ auf dem Fuße folgen zu lassen. Das einfachste, praktischste Mittel wäre die Bildung von Vereinen, deren Mitglieder sich verpflichten, im Verkehr untereinander keine andre Anekdeseform in Wort und Schrift zu brauchen als „Ihr“ und beziehungsweise „Euer“, wie dies in allen Weltsprachen üblich. Wir denken, daß solche Vereine, die allein den Zweck verfolgen, die deutsche Sprache von einer ebenso zöphischen wie irrationalen Eigentümlichkeit zu befreien, rasche Verbreitung im ganzen deutschen Reiche finden würden. Ist eine solche Bewegung einmal inszeniert und in weitere Kreise vorgebracht, so ist wohl die Hoffnung auch nicht zu kühn, daß der jedem vernünftigen Fortschritt zugethane thatkräftige Kaiser Wilhelm den Entschluß faßt, die populäre Bewegung mächtig zu fördern, indem Se. Majestät das „Sie“ auch in der Armee außer Kurs setzt. Die Ausmerzung eines widersinnigen, unschönen Brauchs aus der deutschen Sprache verdient sicherlich nicht weniger die allerhöchste Aufmerksamkeit wie die Auslöschung einiger Fremdwörter aus dem deutschen Wörterbuch. Inzwischen könnten unsre Schriftsteller und Journalisten erhebliches zur Förderung des Endzieles beitragen, wenn sie, um das Publikum mit den noch unbekanntem Lauten schneller vertraut zu machen, der üblichen Gewohnheit entsagen wollten, bei Übersetzungen aus fremden Sprachen das „Vous“ oder „You“ willkürlich mit „Sie“ zu übersetzen, statt mit dem wortgetreuen „Ihr“. Auf diese Weise wäre alle Aussicht vorhanden, daß mit dem laufenden Jahrhundert auch das ominöse „Sie“ zu Ende gehe.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung einiger anderen, wenn auch minder bedentfamen Gebräuche, bezüglich gewisser Titulaturen. Wir sagen ausdrücklich „gewisser“, denn es ist keineswegs unsre Absicht, gegen das Titelwesen überhaupt anzukämpfen. Es würde dies schlecht angebracht scheinen bei einer Nation, von der eine Autorität wie Goethe sagen konnte, „Jedermann sei ein Hofrat, oder habe den Wunsch es zu werden.“ Die Sehnsucht nach Titeln und Orden ist eine Eigenart der Deutschen wie der Franzosen, die wir nicht antasten wollen. In maßvollen Titulaturen liegt übrigens ein gesunder Sinn, nämlich der Wunsch, jemandem nach Gebühr zu ehren. Dieser Höflichkeitszweck kann an sich nicht getadelt werden; im Gegenteil, die darin liegende Artigkeitsbestrebung kann nur dazu beitragen die Sitten zu verfeinern, zu glätten. Es kommt aber viel darauf an, auf welche Art und Weise man diesem leitenden Gedanken Ausdruck giebt. Und hierin zeigt sich ein ungeheurer Unterschied, der nicht eben zu Gunsten der deutschen Sprachweise spricht. So haben die stolzen, freien, demokratisch-aristokratischen Briten, im Grunde genommen, nur drei Anekdeseformen in ihrer Sprache, die für alle Verhältnisse ausreichen: Mister, Sir und Mylord. Der Deutsche dagegen gebraucht deren — mehrere hundert, je nach der Stellung oder der Beschäftigung der betreffenden Persönlichkeit.

Sprechen wir zunächst von jenen, allerdings nur noch im schriftlichen Verkehr gebräuchlichen Prädikaten, die alle auf „geboren“ anlaufen, wie „Wohlgeboren“, „Hochwohlgeboren“, „Hochgeboren“, von denen erst jüngst auch im deutschen Reichstage (Sitzung vom 16. März) die Rede war, bei welcher Gelegenheit Minister Herrfurth ihnen ausdrücklich ein nur archäologisches Interesse zuerkannte. Diese sonderbaren Prädikate sind Kinder des deutschen Erfindungsgenies, oder vielmehr der Erfindungsgabe der ehemaligen Wiener Hofkanzlei, aus jener Zeit, wo sich jedermann gern mit seiner Geburt brüstete. Damals hatten diese Titel wenigstens einen Sinn, denn die kaiserliche Hofkanzlei betitelte die Kurfürsten mit „Hochgeboren“, und mit „Wohlgeboren“ die freien Standesherrn. In heutiger Zeit jedoch, wo auch jeder Nachwächter offiziell „Wohlgeboren“ genannt wird und wo überhaupt die Geburt eine viel bescheidenere Rolle im Verkehr der Menschen spielt als einst, würde die gänzliche Abschaffung dieses obsolet gewordenen Formelkramers gewiß nur zeitgemäß sein.

Eine andere, unschöne Eigentümlichkeit unsers Sprachgebrauchs konstituiert die immer mehr überhand nehmende Gewohnheit, als Titulatur, entgegen der englischen und französischen Sitte, die soziale oder hierarchische Stellung — sei diese auch noch so bescheiden — oder die private Beschäftigung der angesprochenen Person als Titel zu gebrauchen und der Nennung

dieser Stellung oder Beschäftigung das Wort „Herr“ obligatorische voranzuschicken, obwohl es längst, eben seines häufigen Gebrauches und seiner gedankenlosen Anwendung wegen, jede wirkliche Bedeutung verloren hat. Hieraus resultieren einerseits jene endlosen, zungenbrecherischen Titulaturen, wie z. B. „Herr Geheimere Ober-Regierungs-Rat,“ „Herr Ober-Medizinal-Rat,“ u. s. w. in hundertfachen Varianten, welche die deutsche Redeweise verunzieren, schwerfällig machen; anderseits schlagen sie, durch den unausgesetzten Gebrauch eines ganz inhaltlosen Wortes, der Logik ins Gesicht. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Herr“ ist seit geraumer Zeit vollständig verloren gegangen, eine Thatfache, an der selbst die Aufrichtung eines preussischen und eines österreichischen „Herrnhauses“ nichts zu ändern vermag. Anredeweisen, wie „Herr Kellner,“ „Herr“ Schuhmeister, „Herr“ Kammerdiener werden fortwährend im täglichen Leben gehört. Aber welchen gesunden Sinn hat denn dieses Wort, wenn damit der „Herr Präsident“ und der „Herr Portier“ gleichmäßig beehrt werden? Der Sinn einer ehrenden Auszeichnung kann sicherlich nicht darin liegen, denn eine Auszeichnung, die an jedermann ohne Unterschied verschwendet wird, ist eben keine Auszeichnung mehr. Zur Rechtfertigung für unsre Behauptung von der gedankenlosen Verwendung des in Rede stehenden Wortes möge hier ein der Tagespresse entnommenes Beispiel Flag sein. In einem vornehmern Berliner Blatt, der „Post“ vom 16. Oktober 1881, das uns zufällig vorliegt, war zu lesen:

„In einer von angesehenen Männern des Kreises R. einberufenen Wählerversammlung in R. legte, nach dem „Oberschlesischen Anzeiger,“ der zum Vorsitzenden ernannte Herr Geheimere Regierungsrat v. E. u. s. w. — — — — „Das Komitee habe sich an Sr. Durchlaucht den Herren Herzog v. R. gewendet, u. s. w.“ — — — — „Herr Graf v. Arco, erklärend, daß“ u. s. w. — — — — „wendet sich an die Beamten des Herren Herzogs“ u. s. w. — — — — „Hierauf macht Herr Kammerat R. entsprechende Zusicherung und Herr Schlossermeister E. erklärt u. s. w.“ — — — — „Herr Kommerzienrat D. u. s. w.“ — — — — „der Charakter des Herren Herzogs u. s. w.“ — — — — „Herr Direktor W. hebt die Wohlthätigkeit des Herren Herzogs hervor. — — — — Hierauf konstatierte der Herr Vorsitzende“ u. s. w. — — — — „Die Kandidatur des Herren Herzogs und Herr Landesgerichtspräsident B. verlas“ u. s. w. — — — — „Stimmvereinigung auf Sr. Durchlaucht den Herren Herzog v. R.“ — — — — „Nachdem die Versammlung dem Herren Vorsitzenden“ u. s. w. — — — — „Hoch auf Sr. Durchlaucht den Herren Herzog.“

Die in diesem Bericht genannten Personen wurden 16 mal nach ihrer Lebensstellung deutlich bezeichnet, so daß niemand über ihre soziale Stellung oder Rang im Zweifel sein kann; dennoch wurde alle 16 mal das wertlose Wörtchen „Herr“ dazugesügt ohne Sinn und Zweck. Zur Vervollständigung des Bildes fehlte nur noch, daß der Herr Kammerdiener gemeldet hätte, daß der Herr Nachtwächter auch seinerseits zustimme. Gewiß, das obige Beispiel beweist deutlich, daß das Wort „Herr“, in dieser Weise gebraucht, nur ein inhaltloser Partikel ist, ebenso bedeutungslos wie die Null vor einer Eins.

Der Illogismus und die Unschönheit dieser deutschen Sitte treten besonders hervor, wenn man sie mit der Einfachheit und Knappheit der englischen Redeform vergleicht. Wie schon erwähnt, beschränkt sich die letztere — einige geringfügige Ausnahmen abgerechnet — auf nur drei kurzsilbige Anredeweisen: Mister, Sir und Mylord. Das Wort Mister (soviel wie Gentleman) wird ausschließlich in Verbindung mit einem Familiennamen gebraucht, in derselben Weise wie das deutsche „Herr.“ Mit Sir kurzweg, d. h. ohne Hinzufügung eines Namens oder einer Stellung, wird jedermann angesprochen, sei er ein einfacher Arbeiter oder ein Minister der Krone. Hierin liegt der gewaltige Vorzug, die Überlegenheit der englischen Sitte über die deutsche. Der praktische Briten sagt mit ein oder zwei Silben, wozu der Deutsche ein halbes Dutzend braucht. In dem Worte „Sir,“ daß vor Alters den rittermäßigen Stand bedeutete, ist die Höflichkeitsbeziehung bereits ausgebrüht; sie bedarf daher keines überschwenklichen Zusatzes. Eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bilden herkömmlicher Weise die militärischen Grade vom Hauptmann aufwärts und außerdem der

Doktor-Grad. Die Inhaber derselben werden nach ihren Graden Inrzweg benannt; das Sir kommt hier in Wegfall, da die Akkumulierung von Titeln dem Engländer als lächerlich erscheint. Das Sir wird übrigens auch als adeliger Titel für die Parouets, die Mitglieder der Gentry gebraucht, in welchem Falle es in Verbindung mit dem Taufnamen ausgesprochen wird. „Nylord“ endlich ist der Titel der Peers von England, ein Titel, der nur wenigen Personen zukommt, da die Peererschaft sich dort nicht kastenmäßig wie der deutsche Adel, sondern nur nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt.

Wir geben uns keiner Illusion darüber hin, daß unsre Betrachtungen zur Zeit einen andern als bloß akademischen Wert haben könnten. Sollte aber einmal die Zeit kommen, wo sich das Bedürfnis fühlbar macht, die deutsche Redeform auf rationellere Grundlagen zu stellen, so wird dieser Zweck ohne irgend welche Vergewaltigung der Sprache zu erreichen sein, wenn man einfach das heute inhaltlose Wort „Herr“ in derselben Weise gebraucht, wie in der englischen Sprache das „Sir“. Damit würde das kurze „Herr“ die Bedeutung einer auf jedermann anwendbaren Achtungsbezeugung wieder erlangen, die ihm gegenwärtig abgeht. Und der Wohlklang und die Folgerichtigkeit der deutschen Sprache werden dabei gewonnen haben.



Litterarische Berichte.

Der große König. Ein Helbengedicht in neun Gesängen von R. Bartolomäus. Lissa und Bromberg 1891. Verlag von Friedrich Ebbecke.

Ein Epos auf Friedrich den Großen halten wir für unmöglich und zwar wegen der erdrückenden Fülle des Stoffes, die sich auch bei der geschicktesten Auswahl und Bearbeitung nicht auf ein solches Maß beschränken läßt, welches weder die Schaffenskraft des Dichters noch die Rezeptionskraft des Lesers ermüden würde. Die vielen charakteristischen Züge aus seiner Jugendzeit, die großen Thaten des Feldherrn und des Staatsmannes im Krieg und Frieden, die mannigfaltigen Aeußerungen seines Geistes auch im Alter, wer würde im Stande, aus diesem gewaltigen Material eine Auswahl zu treffen, welche ein vollkommenes Bild des großen Königs darböte! Um dieses zu geben, kann kaum irgend etwas von seinen Worten und Thaten weggelassen werden, da jedes Wort und jede That so eigenartig, so charakteristisch ist, daß dieselben immer wieder neue Seiten seines Geistes und Wirkens zeigen. Und wenn wirklich ein gottbegnadeter Dichter es vermöchte, ein dem gewaltigen Manne entsprechendes Bild in poetischer Darstellung zu geben, wer würde die Bände, die es füllen müßte, mit einer für den Gegenstand notwendigen und desselben würdigen Spannung der Seele ununterbrochen oder, wenn dies unmöglich, mit Unterbrechungen, aber immer mit derselben Kraft der Aufnahme zu lesen sich zu trauen! Ganz anders steht es mit einer Prosa-bearbeitung dieses historischen Stoffes, da diese

bei der größten Begeisterung und der erhabensten Darstellungsart dem Verfasser sowohl wie dem Leser gestattet, von anstrengendem Geistesfluge zuweilen ausruhend langsam bescheidenlich weiterzugehen. Wer nun aber weder ein richtiges Verständnis für das aus der Fülle des Stoffes Auswählende noch auch bedeutendes poetisches Talent besitzt, dem ist, mag er mit noch so gutem Willen und mit noch so anerkennenswerthem Patriotismus an sein Werk gegangen sein, der Vorwurf zu machen, daß er das Verhältnis seines Könnens zur Möglichkeit der Ausführung zu wenig geprüft hat. Das Werk von Bartolomäus ist kein Helbengedicht. Ein Jahr des siebenjährigen Krieges mit unndigen und den Gang der Handlung unklar unterbrechenden Abschweifungen und mit viel zu geringer Hervorhebung der gerade in diesem Jahre (1757) hervortretenden großen Eigenschaften des Königs ist kein Epos auf Friedrich den Großen, sondern könnte höchstens den Titel führen: das zweite Jahr des siebenjährigen Krieges. Es ließe sich hierüber und zwar nur, was den Inhalt betrifft, noch vieles sagen; aber selbst wenn nur das eine Jahr, dieses jedoch in sachlich vollkommener Weise, dargestellt wäre, so müßte die Behauptung stehen bleiben: das Werk ist kein Helbengedicht, es ist mit geringen Ausnahmen besserer Stellen nichts weiter als eine mittelmäßigen Anforderungen entsprechende gereimte Prosa. Der Satzbau, dem man ja in der Poesie zuweilen eine gewisse Kühnheit gestattet, ist häufig ganz ungelent, sodas sich die Verse, deren sehr mangelhafter Bau leider

nach dazu kommt, schwer und selbst bei der weitesten Anwendung der sogenannten schwebenden Betonung nicht nur mit aufsteckender Verrentung der richtigen Betonung lesen lassen; auch die Reime sind häufig nicht gut und wohlklingend. Die patriotische Begeisterung, welche den Verfasser zu diesem Werke veranlaßt hat, wird jeder rühmen, ein gewisses poetisches Talent wird niemand verkennen, aber beides vereint genügt noch keineswegs zur Abfassung eines guten Gedichts, am allerwenigsten eines Heldengedichts auf den großen König.

C. S.

Das rote Buch von Weimar. Zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Otto Franke. Gotha 1891. Verlag von Friedr. Andreas Perthes (Emil Perthes).

Von der durch Paul Mühsche unternommenen, und auch hier seiner Zeit angezeigten „Thüringisch-sächsischen Geschichtsbibliothek“, die in ihrem ersten Teile Siegebots's Leben der h. Paulina brachte, bildet das vorstehend genannte Buch den zweiten Teil. Sein Inhalt bezieht sich auf die nach dem Tode des Grafen Hermann VIII. von Uramünde an die Wettinischen Landgrafen von Thüringen gefallene Erbschaft, deren Verzeichnis mit Angabe aller Erbschaften, Güter, Klöster, Kirchen und der darauf haftenden Rechte und Pflichten, der Renten, Zinsen, Zehnen, Rehen und sonstigen Lasten mit einer für das vierzehnte Jahrhundert nicht häufigen Ordnung und Klarheit gegeben wird. Von seinem Einbande hat es den Titel „das rote Buch“, während es von seinem Inhalte her als „Erbbuch“ bezeichnet wird. Für Kultur- und Familiengeschichte ist es eine wahre Fundgrube. Der Herausgeber hat auf die Erläuterung und Brauchbarkeit dieser interessanten Geschichtsquelle großen Fleiß und eine fast über ihre Bedeutung hinaus gehende Sorgfalt verwendet.

C.

Introduction to the study of federal Government by Albert Bushnell Hart, Ph. Dr., Assistant Professor of History, Boston USA 1891. Published by Ginn & Company.

Das Werk enthält in seinem ersten Teile eine Entwicklung der Begriffe Bundesstaat und Staatenbund und eine ansprechende geschichtliche Uebersicht über das Vorkommen dieser beiden staatsrechtlichen Gebilde in alter und neuer Zeit. Der zweite Teil giebt eine sehr fleißig gearbeitete vergleichende Uebersicht über die Verfassungsurkunden für das Deutsche Reich, die Vereinigten Staaten von Amerika, die Vereinigten Provinzen von Kanada und die Schweiz. Neben mancherlei Bedenken, die sich gegen die Anordnung des Stoffes geltend machen lassen, ist besonders der Fehler zu rügen, daß nur derjenige Stoff in der Uebersicht aufgenommen ist, welcher zufällig seinen Platz in den eigentlichen Verfassungsurkunden

gefunden hat; daß also neben den verfassungsergänzenden auch die verfassungsändernden Gesetze von der Behandlung grundsätzlich ausgeschlossen sind, sodas die heutige Verfassung dieser vier Länder nicht nur in ungleichmäßiger Vollständigkeit, sondern vielfach falsch dargestellt ist. In dem größeren Werke, das uns der Verfasser verspricht, wird er bei der Bearbeitung von wesentlich andern Grundfragen auszugehen haben.

K. F.

Aus dem Feldzuge 1866. Briefe aus dem Felde und Predigten und Reden im Felde von Prof. D. Friede in Leipzig. Leipzig 1891. Druck und Verlag von Fr. Richter.

Die Einzelheiten aus den Tagen der deutschen Einigungskriege verblissen immer mehr, je weiter wir uns zeitlich von ihnen entfernen; nur gut, daß damals mancher in der richtigen Erkenntnis späterer Würdigung seine Erlebnisse aufgezeichnet hat. Zur Charakteristik des sächsisch-österreichischen Waffenbandnisses von 1866 sind die Briefe des damaligen Feldpropstes des sächsischen Armeekorps recht wertvoll, und Worte, wie die einem Briefe vom 7. Juli 1866 entnommenen: „Von österreichischen Sympathien sind wohl alle Sachsen hier gründlich geheilt.“ sind recht bezeichnend. Wie treffend Prof. Friede schon damals sah, was kommen würde, geht aus folgenden Worten hervor, die er seinem Schwager am 7. August 1866 unter anderm schrieb, und mit denen er der Ansicht eines „sehr intelligenten sächsischen Militärbeamten“ entgegentrat, der befürchtete, daß die Sachsen mit den Kreuzen zusammen im nächsten Jahre von den Franzosen Prügel bekommen würden: „Wir werden den Kampf mit Frankreich unter der Führung Preußens zu kämpfen haben, und auf der preussischen Seite pflegt alles geordnet und gerüstet zu sein. Die kannten das Land, wo wir stritten, fast überall besser als wir, die Oesterreicher eingeschlossen.“ Solche Offenheit und Geradheit, vereint mit wahrer Frömmigkeit und unerschütterlichem Gottvertrauen sieren auch des wackern Feldpropstes Predigten und Reden, mit denen der in den Kazeretten unermüdlich thätige und stets hilfsbereite Mann gar manchen schon verzweifelnden Krieger den Frieden der Seele wiedergegeben. Wer sich das Amt eines Feldpropstes etwa aus Unkenntnis leicht denkt, der nehme Prof. Friede's Briefe zur Hand, und er wird andrer und besserer Meinung werden.

L.

Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von Richard Fester. Stuttgart 1890.

Wenn auch der Verfasser unterkühlt, wie weit Rousseau die Weltanschauung der deutschen Geschichtsphilosophen beeinflusst hat, so geht das Buch über den Titel insoweit hinaus, als die deutsche Geschichtsphilosophie etwa seit Her-

ber ziemlich eingehend dargestellt wird, auch wo der Nachweis einer Einwirkung Rousseau's nicht erbracht werden soll. Die elf Kapitel heißen: Rousseau, Rousseau und die deutsche Aufklärung, Herder, Kant, Schiller, Fichte, Schelling, Fr. Schlegel, Schopenhauer und Herbart, Krause, Hegel und Schelling's positive Philosophie, Wilhelm von Humboldt. Der Anhang S. 310—332 behandelt die Idee des ewigen Friedens im 18. Jahrhundert. Endlich folgt S. 336—340 ein chronologisches Verzeichnis der Hauptquellen. Als Historiker läßt der Verfasser lieber die Quellen und Thatfachen reden und hält mit seinem Urtheil zurück; doch deutet er S. 280, 281 an, daß Hegel's Geschichtsphilosophie nicht als abgethan zu betrachten sei. In der That dürfte, wenn man Geschichtsphilosophie nicht überhaupt ablehnt, eine Verschmelzung Hegel'scher Gedanken mit den neueren Forschungen jeder Art von Entwicklungsgegeschichte sich als fruchtbar erweisen. Nach Meinung des Referenten zeigt der Verfasser Sachkenntnis, und seine Darstellung ist frei von Anfechtung. Die Literatur-Angaben über Humboldt könnten umfangreicher sein.

B.

Christus als Erzieher. Sieben Briefe an eine Dame von J. R. Newton. Dresden und Leipzig 1891. Verlag von Heinrich Witten.

Die durch den Wortlaut des Titels veranlaßte Annahme, daß das vorliegende Buch irgendwie, feindlich oder ergänzend, in Beziehung zu dem berühmten Rembrandt-Buche stehe, wird bei der Lektüre nicht bestätigt, da der Verfasser nur einige wenige Fragen des religiösen und des sozialen Lebens behandeln will. Nach einem einleitenden Kapitel über christlichen Haß und christliche Liebe wendet er sich zu der Beurteilung des Drummond'schen Buches: Pax Vobiscum und weist im Gegensatz zu dessen Ausführungen mit Recht darauf hin, daß der christliche Friede nicht wie das buddhistische Nirvana eine dem Getriebe des großen Lebens abgewandte Unthätigkeit und eine Zurückgezogenheit vom Kampfe mit und vom Wirken in der Welt ist, sondern daß derselbe in dem Bewußtsein der für die leidende Menschheit geleisteten Dienste und der durch schwere Pflichterfüllung in der Welt errungenen Zufriedenheit beruht. Der im sechsten Kapitel vorgebrachte Zukunftsstraum von der erlösten Menschheit ist zwar schön und tief empfunden, aber nicht immer ganz klar dargestellt, z. B. in dem, was er über die Mannsfamilie und die Weibsfamilie sagt. Verfehrt ist die dem Buche gegebene Form, da solche Fragen sich wohl kaum als Thema zu einem Briefwechsel mit einer jungen Dame eignen dürften. Den allerdings sich aufdrängenden Vorwurf einer zuweilen wenig würdigen und dem Christ des Inhalts nicht entsprechenden Ausdrucksweise, wie sie z. B. in den Worten liegt: „Der Vater

im Himmel hört mich vielleicht nicht, doch hört mich vielleicht Herr Drummond,“ oder: „Ich darf nicht zu lange im Himmel verbleiben, die Köchin ruft mich zur Erde,“ diesen Vorwurf unterdrücken wir nur deshalb, weil der Verfasser selbst im Schluß um die Tiefe seines Erimtes verächtet. Der Wortlaut der Widmung ist nicht recht zutreffend, da vom „modernen Zeitalter“ in der Darstellung wenig die Rede ist. Im ganzen werden Inhalt und Tendenz dieser Broschüre auf den Leser wohl einen wohlthuenden Eindruck machen. C. S.

Leopold v. Ranke, die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Von Dr. Oskar Lorenz, Prof. an d. Univ. Jena. Berlin 1891. Verlag v. Wilhelm Herz (Weser'sche Buchhandlung).

Wir bekräftigen, daß dieses Buch des verdienstvollen, durch das Uebermaß seines Geistesreichthums Schaden nehmenden Verfassers noch weniger Leser finden wird als der erste Teil desselben, in welchem doch wenigstens die umfassenden Charakterisierungen Schloffer's, Dahlmann's, Rich't's auch für diejenigen faßbar waren, die nicht die subtile Organisation besitzen, sich in dem feinen Gewölbe der Philosophie und Wissenschaftslehre zuhause zu fühlen. Und selbst die famose Generationenlehre des Verfassers war, wennschon kaum mehr als eine sehr subjektive Theorie, doch noch immer ein erkennbares und faßbares Ziel, auf welches etwas taumelnde Gedankenarbeit die Richtung nahm. Wenn sich der Verfasser auch so gerberde, als wäre er eben dabei, funkeltaugelne Grundlagen zu einem wissenschaftlichen System der Geschichte zu legen oder das Wesen der Geschichte vergleichend in die andern Wissenschaften einzuordnen, so war es doch außer einigen jungen „Denkern“, die auf den Samen anbissen, niemandem ein Geheimnis, daß wesentlich nichts Andres vorgeht, als daß einige alte Gerichte mit einer neuen, pikanten Sauce übergossen werden, und die berühmte Generationenlehre erschien nur als eine Garnierung des Gerichts. Was aber dieser zweite Band eigentlich will, wenn man von der Abrechnung des Verfassers mit einigen Kritikern seines ersten abliest, das müßte er einem doch erst in einem Augenblick, in welchem die schöne Evolution der unheimlichen Ueberweisheit vor dem geündeten Menschenverstand zurücktritt, mit schlichten Worten sagen. Was man allenfalls versteht, ist sein tiefes Mißfallen an der kritischen Methode, und auch die Absicht ist durchleuchtend, den Anhängern derselben möglichst viele Faustschläge zu versetzen. Allein sie versteht den Erfolg, denn um zu treffen hätte die Faust nicht mit so viel philosophischer Watte und rhetorischer Holzwohle umwickelt sein müssen. Von der ganzen gewollten Injurie bleibt nichts fühlbar als ein gewisser Animus injuriandi. Aber auch die Feindschaft gegen die kritische Methode ist nur eine bedingte. Der Verf. behauptet

nicht etwa ihre Entbehrlichkeit, er will nur noch etwas. Was? ja das ist bei aller Keckseligkeit sein Geheimnis. Um einen Schlußeffekt in dem Kapitel „zur Generationenlehre“ hervorzu bringen, faßt er die Zukunftsleistung der neuen Methode in „drei Worten“ zusammen: „Lebensläufe, Personenerkenntnis, kein dürres Thatfadenschema!“ Da habt ihr's! Nun macht euch einen Vers darauf! Was aber den Wirbelstanz von Gedanken, Phrasen, Bemerkungen, Charakterzügen, Anekdoten, Zitaten, Enlogismen — diese ganze Krant- und Kliden-Philosophie vornehmlich geschmackswidrig macht, ist die Attitüde des Systematikers, des Sektirers, des Propheten, beruht einmal mit seiner Persönlichkeit für seine Offenbarung eintreten will, sondern sie unter die Weibe eines großen Namens, eines der imposantesten Geister der Nation stellt. Wer, verführt durch den auf dem Titel prangenden Namen Kanke's, glauben wollte, daß es sich in diesem Buche um ein tieferes Verständnis, um eine eindringende Würdigung, um eine erläuternde Darstellung der Entwicklung Kanke's handelt, der würde sich gewaltig enttäuscht sehen. Kanke spielt in diesem Buche lediglich die Rolle des Eideschwelers, und zwar größtenteils wider Willen. Man lese das fesselnde Bekenntnis Kanke's, wie er an einem historischen Roman, an Walter Scott's Quentin Durward, sich der Divergenz zwischen dem Dichter und dem Geschichtsschreiber bewußt wird, und wie er an diesem Gegenstand die unabweislichen Pflichten des Historikers feststellt — ein Gedankenpiel, das an die Szene aus dem Leben Petrarca's auf dem Mont Ventour erinnert — und man verfolge, wie unser Autor dieses lautere Gold legiert und umschmiedet und vernunftfaltet, um endlich das eigene Blech damit zu plattieren, und man gewinnt einen Eindruck, wozu hier der herrliche Geiſt aus seinen reinen Höhen herunterbeschworen wird. In einem Augenblick, da wir unter der ergreifenden Wirkung der Kanke'schen Selbstenthüllungen seines innersten Wesens stehen, da der unvergleichliche Mann das wunderbare innere Gewebe seines Geistes der Nation, der Welt zu betrachten und daran sich zu erheben gestattete, wirken die sophistischen „Verwertungen“ um so unbequämlicher. C.

Soziale Briefe aus Berlin. 1888 bis 1891. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen von Otto von Veitner. Drittes Tausend. Berlin 1891. Verlag von Friedrich Pfeilstädter.

Nur wer es versteht, mit Menschen der verschiedensten Gesellschaftskreise zu verkehren

und ihr Vertrauen so zu gewinnen, daß sie zu rüchhaltslosen Mitteilungen sich bereit finden, nur der wird in der Lage sein, wahrheitsgetreue Schilderungen ihrer Lage, ihrer Bedürfnisse, ihrer Sorgen, Freuden und Wünsche, aber auch ihrer Irrtümer und Fehler zu entwerfen. Otto von Veitner hat dies verstanden und zeichnet uns in seinen sozialen Briefen dem wirklichen Leben entnommene Bilder, die unser lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen. Mädchen recht viele diese Briefe lesen, beherzigen und praktisch verwerten, sie würden dann außerordentlichen Nutzen schaffen, manchen vor falschen Wegen warnen und viele, die abirrten, ins rechte Geleis zurückbringen. Es wäre ein Segen fürs Vaterland, wenn dem dritten Tausend der „sozialen Briefe“ noch recht viele folgten. L.

Ueber Francis Bacon's Formenlehre. Von Dr. Hans Ratge. Leipzig, 1891. Verlag von B. G. Teubner.

Diese sehr sorgfältige und gewissenhafte Studie untersucht einen wichtigen Teil der Bacon'schen Metaphysik. Francis Bacon sagt: das Letzte, das Wahre in der Welt seien die „formae.“ Was versteht er nun darunter? Der Verfasser zeigt, wie verschieden bisher von den Auslegern der Begriff der Formen aufgefaßt worden ist, und gruppiert seinerseits das vorhandene Material nach den beiden Grundbedeutungen der forma: Wesen (Begriff) und Gesetz. So gelangt er zu einer befriedigend abschließenden Formel. Einleitung und Schluß des Buches zeigen, daß Dr. Ratge neben den subtilen Einzeluntersuchungen auch die großen Gesichtspunkte zu wahren weiß. M. D.

La Hongrie contemporaine par Raoul Chélar. Paris 1891. Librairie H. Le Soudier, Boulevard Saint-Germain, 174.

Es hat lange gedauert, bis nach des Verfassers eigenem Zugeständnis die Franzosen, das heißt das größere Publikum Frankreichs, zu der Erkenntnis gekommen sind, daß nicht die außerhalb Frankreichs lebenden Menschen sich bloß um Frankreich kümmern müssen, sondern daß auch die Franzosen von andern etwas lernen können, und daß sie durch die Nichtbeachtung anderer selbst gar viel verlieren und hinter jenen zurückbleiben. Daß Ungarn zu den Ländern gehört, die zu den am wenigsten bekannten in Frankreich gehören, erscheint uns durchaus nicht auffallend, und wir finden das Beginnen des Herrn Chélar recht löblich, seine Landsleute über die Geographie, Bedeutung, Bewohner, Schätze und politischen Verhältnisse dieses Landes zu unterrichten. Uns sagt er nichts Neues. L.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Moltke und das Bombardement von Paris.



Der Chef des General-Stabes der Armee bittet uns, eine Erwiderung des Majors Grafen von Moltke auf die im letzten Hefte der „Deutschen Revue“ enthaltenen Briefe des verstorbenen Kriegsministers Grafen von Roon zum Abdruck zu bringen. Wir kommen dieser Aufforderung sehr gern nach, da wir durch nachstehendes unsern Lesern einen authentischen Einblick in die Stellung des großen Heeresleiters, Feldmarschalls Grafen Moltke, zum Bombardement von Paris verschaffen können.

Die Redaktion der deutschen Revue.

Stk, den 8. August 1891.

Sehr verehrter Herr Fleischer!

Die in dem August-Hefte der „Deutschen Revue“ erschienenen Briefe des Grafen von Roon enthalten einige Äußerungen des Letzteren über die Stellung meines verstorbenen Onkels, des Feldmarschalls Grafen Moltke, zum Bombardement von Paris, welche leicht zu mißverständlichen Auffassungen im Publikum führen könnten, falls sie unerwidert blieben. Wie vielleicht nicht allgemein bekannt ist, standen sich in Versailles zwei Richtungen gegenüber, auf der einen Seite der Bundeskanzler und General v. Roon, welche eine Eröffnung des Bombardements für wünschenswerth hielten, bevor die gesammte Munition zur Stelle sei, auf der andern Se. Königliche Hoheit der Kronprinz, die Generale v. Moltke und v. Blumenthal, welche den Beginn der Beschießung von dem Vorhandensein der gesammten Munition abhängig machen wollten. Se. Maj. der König nahm zwar eine vermittelnde Stellung ein, neigte aber mehr seinem Chef des Generalstabes zu. Dem Unmuth hierüber mögen wohl die bitteren Äußerungen in den Briefen Roons zuzuschreiben sein. Wenn ich diese nun auch nicht als Anlaß zu einem Kampf zwischen den Männen der großen Männer nehmen will, so halte ich mich doch für verpflichtet, der Öffentlichkeit die Auffassung des verewigten Feldmarschalls in dieser Frage nicht vorzuenthalten, und bitte Sie, verehrter Herr Fleischer, nachstehenden Brief desselben an meinen verstorbenen Vater sehr gefälligst in dem nächsten Hefte der Deutschen Revue aufzunehmen. Da er kein verletzendes Wort enthält, dürfte er zu einer weiteren Fehde keinerlei Veranlassung bieten:

Versailles 22. Dez. 1870.

. . Die allgemeine Sehnsucht nach Beendigung dieses furchtbaren Krieges läßt in der Heimath vergessen, daß er erst 5 Monate dauert, man hofft alles von einem Bombardement von Paris. Daß dieses nicht schon erfolgt, schreibt man zarter Rücksicht für die Pariser oder gar dem Einfluß hoher Persönlichkeiten zu, während hier nur das militärisch Mögliche und Zweckmäßige in's Auge gefaßt wird. Von drei Seiten sind mir schon die Verse zugesandt —

Guter Moltke, gehst so stumm
 Immer um das Ding herum,
 Bester Moltke, sei nicht dumm,
 Nach doch endlich bum, bum, bum!

Was es heißt, eine Festung anzugreifen, zu deren Vertheidigung eine Armee bereit steht, das hätte man doch aus Sewastopol lernen können. Sewastopol wurde erst Festung während des Angriffs, alles Material konnte zur See herangeschafft werden, die Vorbereitungen dauerten 10 Monate, der erste Sturm kostete 10 000, der zweite 13 000 Menschen. Um Paris zu bombardiren, müssen wir erst die Forts haben. Es ist auch zur Anwendung dieses Zwangsmittels nichts ersäuml, ich erwarte aber weit mehr von dem langsam, aber sicher wirkenden Hunger.

Wir wissen, daß seit Wochen in Paris nur noch einzelne Gaslaternen brennen, daß in den meisten Häusern, trotz des frühen und ungewöhnlich strengen Winters bei völligem Mangel an Kohlen nicht geheizt wird. Ein Schreiben des Generals B. an seine Gemahlin, mit Ballon aufgefangen, giebt folgende Preise an: ein Pfund Butter 20 frcs., ein Huhn 20 frcs., une dinde non truffée, bien entendu, 60—70 frcs. Hübsch beschreibt er sein souper, Hering mit Mostrichsauce, außerdem ein reizendes kleines filet de boeuf, dont on ferait fête. Paul le cuisinier avait fait des bassesses pour l'avoir, il a promis au boucher Ms. et madame M. un sauf conduit pour un des forts pour tâcher de voir les Prussiens.

Diese vertraulichen Mittheilungen zwischen Mann und Frau charakterisiren die wirkliche Lage besser als alle Zeitungsberichte, die nach der einen oder anderen Richtung übertreiben. Die Hungersnoth ist noch nicht da, aber ihre Vorläuferin, die Theuerung. Die Rothschild und Pereire haben noch immer ihr dindon truffée, die untersten Klassen sind von der Regierung bezahlt und ernährt, aber der ganze Mittelstand darbt und zwar schon seit lange. Solche Zustände sind auf die Dauer nicht haltbar. Freilich seht es voraus, daß wir in der Feldschlacht alle die Heere schlagen, die sich immer von Neuem gegen uns zusammenballen. Wohl nur der Schreckensherrschaft der Advokaten ist es möglich, solche Heere aufzutreiben, schlecht organisirt, ohne Fuhrwesen, sie der rauhen Witterung auszusetzen, selbst ohne Ambulancen und Ärzte. Die unglücklichen Menschen, bei allem Patriotismus und bei aller Tapferkeit sind sie nicht im stande, unseren festgefügtten braven Truppen zu widerstehen, das Glend der Bivaks decimirt sie schonungslos und die Verwundeten liegen zu Hundert an dem Wege, ohne jede Hülfe, bis unsere Ambulancen, auf welche die Franzosen schießen, sie finden. Die Franc tireurs sind der Schrecken aller Ortshaften, sie beschwören das Verderben über diese herauf.

Doch genug der traurigen Dinge. Gott schenke einen baldigen glücklichen Ausgang, und an dem zweifle ich nicht."

Vorstehendem Briefe, welcher die Auffassung des Feldmarschalls Grafen Moltke über die Sachlage wiedergibt, habe ich nur noch hinzuzufügen, daß Se. Durchlaucht der Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, General der Artillerie und General-Adjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I., welcher seinerzeit die Beschießung zu leiten hatte, auf meine bescheidene Anfrage über die damalige Lage in der liebenswürdigsten Weise aus seiner persönlichen Erfahrung mir die Versicherung erteilt hat, daß es seiner Ueberzeugung nach „für ausgeschlossen zu halten sei, daß Moltke ein Vorwurf aus der Verzögerung der Beschießung treffen könne." Nachdem er kurz die Frictionen beim Nachschub des Belagerungs-Materials berührt, schreibt der Prinz wörtlich: „So lange ich in dieser Angelegenheit mit dem Feldmarschall Grafen Moltke zu thun hatte, hat er stets mit dem größten Eifer Alles unterstützt und gefördert, was den Artillerie-Angriff gegen Paris begünstigte. Ja er war gegen mich sogar ungeduldig und drängte auf eine frühere Eröffnung des Feuers, als ich sie für rathsam hielt."

Indem ich Sie, verehrter Herr Fleischer, ersuche, Vorstehendem einen Platz in ihrem geschätzten Blatt einräumen zu wollen, bin ich mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebener

gez. Graf Wilhelm Moltke.



Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXVIII.

(Fortsetzung.)

Die im Augusthefte dieser Zeitschrift veröffentlichten Briefe Roon's über das Bombardement von Paris sind durch die obigen Mittheilungen des Herrn Grafen Wilhelm Moltke in sehr dankenswerther Weise erläutert worden, insofern wir dadurch ganz Zuverlässiges über die Stellung des verewigten Feldmarschalls Grafen Moltke zu jener Frage erfahren.

Man wird bemerken, daß dadurch die mitgetheilten Auffassungen Roon's in mehreren Punkten bestätigt werden.

Daran anknüpfend, sei es gestattet, nur noch hinzuzufügen, daß die „bitteren" Äußerungen des letzteren sich keineswegs gegen seinen hochverehrten Freund Moltke richteten und ebenso wenig gegen Se. Durchl. den General Prinz Hohenlohe, welcher — auf direkte Veranlassung Roon's — erst am 23. Dezember (man vergleiche Roon's von diesem Tage datierten Brief) mit der Leitung des

Artillerie-Angriffs beauftragt wurde und der an den bisherigen Versäumnissen jedenfalls ganz unschuldig war.

Wer Roon's Briefe im Zusammenhange gelesen, kann vielmehr nicht im Zweifel darüber sein, daß sein Unmut sich gegen den „passiven Widerstand“ derjenigen richtete, welche die zur Vorbereitung des Artillerie-Angriffs längst gegebenen Befehle nicht ausgeführt und das dazu Nötige entweder nicht oder viel zu spät besorgt hatten.

Wäre z. B. der erforderliche Wagenpark rechtzeitig gesammelt worden, dann würde die gesamte zur Beschießung nötige Munition schon Ende November vorhanden und zur Stelle gewesen sein. Im Norden von Paris — bei der Maas-Armee — waren bekanntlich die sämtlichen für den Artillerie-Angriff, die Zufuhr der Munition u. s. w. erforderlichen Transportmittel x. schon Mitte November vollständig bereit gestellt. —

. . .

Mit Bezug auf die im vorigen Hefte erwähnte Feier des 50jährigen Dienstjubiläums in Versailles mögen zunächst noch einige der Glückwünsche und Inschriften mitgeteilt werden, welche Roon an seinem Ehrentage empfing.

Seine Majestät der König schrieb:

„Sie vollenden an dem heutigen Tage eine 50jährige Dienstzeit, auf die Sie mit Stolz und Freude zurückblicken dürfen. Das ernste Streben Ihrer Jugend, die strengste Pflächterfüllung während Ihrer ganzen Dienstzeit und Ihr redlicher ehrenhafter Sinn haben Sie erreichen lassen, was Wenigen beschieden ist: die höchsten Ehrenstellen der Armee und das Bewußtsein, Ihrem Könige und Ihrem Vaterlande die wesentlichsten Dienste geleistet zu haben. Mit solchen Gefühlen ist es eine schöne Feier die Sie heute begehen. Ich spreche Ihnen Meinen herzlichsten Glückwunsch zu derselben aus und Ich danke Ihnen gleichzeitig warm und aufrichtig, daß Sie mir manches Jahr, oft in sehr bewegter Zeit — immer treu und fest — mit Rath und That zur Seite gestanden haben. Ich wünsche, daß Mein Portrait¹⁾ welches Ich Ihnen zu dem heutigen Tage bestimmt habe, Sie immer daran erinnert, daß Ihr König jederzeit Ihre Dienste in dankbarem Gedächtniß behalten wird. Möge der Lenker aller unserer Schicksale zu Meinem herzlichsten Wunsche für Sie auch Seinen Segen geben und es gnädig so fügen, daß Ich und die Armee noch recht lange in dem Besiß Ihrer Dienste bleiben können.

H. Du. Versailles, den 9. Januar 1871.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

¹⁾ Lebensgröße in ganzer Figur, in großer Generals-Uniform, als Familien-Schatz auf dem Majoratsgute Krobnitz aufbewahrt. D. S.

Das Glückwunsch-Telegramm Ihrer Majestät der Königin lautete:

„Berlin, Palais 9. 1. 71.

Unter den vielen Glückwünschen, welche der heutige Ehrentag Ihnen zuführt, darf der Meinige nicht fehlen! Als Gattin danke Ich Ihnen für die Meinem Königlichen Gemahl bewiesene treue Hingebung; durch Mein tapferes Regiment Mitglied der Armee danke ich Ihnen als solches für eine Verfassung, welche die deutsche Wehrkraft in diesem denkwürdigen Kriege glänzend erprobt. Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen den Segen Gottes in Gegenwart und Zukunft.
Augusta.

Feldmarschall Prinz Friedrich Karl telegraphierte aus Bouloire:

„Ihr heutiges Jubiläum fällt so mitten in meine Operationen hinein, daß ich nicht Zeit finden konnte, Ihnen anders als per Draht meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Möge irdischer und himmlischer Lohn für Ihre treuen Dienste, die Sie geleistet, Ihnen in reichem Maaße zu Theil werden. Ihr früherer Zögling und Freund

Prinz Friedrich Karl.

Der gleichfalls den feindlichen Vorposten unmittelbar gegenüberstehende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hatte schon am 6. Januar eigenhändig geschrieben:

„Euer Excellenz müssen es einem alten Bekannten und Verehrer schon gestatten, Ihnen zu Ihrem Ehrentage ein Wort der freudigen Theilnahme zuzurufen, Jemand, der wohl im Stande ist zu würdigen, was der König, die Armee und das Land Ihnen verdankt. Wer das Glück gehabt hat diese wundervollen Truppen vor dem Feinde zu führen, der weiß, was das Resultat Ihres rastlosen mühevollen Strebens ist, das die Krone eines 50jährigen selten erfolgreichen Dienstlebens darstellt!

Möchte der König und die Armee noch lange die erprobte Fürsorge empfinden, welche Seine Majestät ihr durch Euer Excellenz angebeihen läßt.

Gestatten mir Ew. Excellenz als ein Zeichen meiner Freude an dem von Ihnen erlebten seltenen Tage und an den Umständen, unter denen Sie denselben erleben, die Schwerter meinem Hausorden hinzuzufügen, den Sie so freundlich waren einst von mir anzunehmen. Ich verbleibe Euer Excellenz

ganz ergebener

Friedrich Franz.

Auch der König von Württemberg, sowie der Großherzog von Hessen sandten hohe Dekorationen mit anerkennenden Handschreiben. —

Das Gesammte-Staatsministerium begrüßte „seinen Veteranen“ mit einer feierlichen und sehr herzlichen Adresse. „Selten ist es Jemand vergönnt gewesen“ — heißt es da — „eine dienstliche Laufbahn von solcher Dauer mit soviel Genugthuung überschauen zu dürfen, als Euer Excellenz. Was Sie gewollt und erstrebt — des Königs Heil, des Vaterlandes Größe: sie sind erreicht. Preußens Ge-

schichte verzeichnet unter den Bewahrem seiner alten Kraft und den Begründern seines neuen Glanzes dankbar und für immer den Kriegsminister von Roon" — z.

Auch die sämtlichen Offiziere und Beamten des Kriegs-Ministeriums und des Marine-Ministeriums gratulierten mittels einer ausführlichen gemeinsamen Adresse, in welcher diese Körperschaften das schon erwähnte Jubiläums-Geschenk — das eigene lebensgroße Porträt des Jubilars selbst — ankündigten und die Pflicht-treue, Hingebung, Mannhaftigkeit sowie das für das Vaterland und die Armee so segensreiche Wirken ihres Chefs in begeistertsten Worten priesen. —

General von Manteuffel telegraphierte aus Amiens: „Euer Excellenz feiern Ihr Dienstjubiläum in Versailles als Kriegsminister, während die gezogenen Geschütze, die unter Ihrem Vortrage in die Armee eingeführt worden sind, endlich ihren Donner ertönen lassen gegen die Forts von Paris. Eine Laufbahn, die soweit geführt, läßt kein Soldatenherz ohne Theilnahme. Die kommandierenden Generale der 1ten Armee haben mich aufgefordert, Euer Excellenz ihren Glückwunsch zu Ihrem morgenden Ehrentage auszusprechen. Ich thue dies hierdurch in meinem und in dem Namen der I. Armee, die zu commandiren ich heute noch das Glück habe.“¹⁾

Zu den oben erwähnten Generalen gehörte auch Göben, der außerdem noch eigenhändig schrieb. Der Schluß seines Glückwunsches lautet: „Ich darf meine persönlichen Gefühle zusammenfassen in dem Rufe: Gott segne Euer Excellenz! dem unser theures Preußen die herrlichen Erfolge der drei Kriege zu so großem Theile verdankt. — In ehrerbietiger Verehrung.“ z.

Eigenhändig schrieb auch der greise Marschall Wrangel: . . . „bei einem Rückblick auf Dein thatenreiches Wirken für den Staat wirst Du einen Seelenfrieden empfinden, den die Welt nicht geben kann, — die Armee verehrt Dich wie ihren Fels im Meer, der wenn alles wankt und schwankt kräftig zu handeln weiß. —

Unser theurer heldenmüthiger König, dem Du immer und immer neue schlagfertige Armee'n zuzuführen gewußt hast, der wird Dein Jubiläum nach Verdienst zu feiern wissen — wozu dann die Armee und Dein Dich verehrender alter Freund mit vollem Herzen jubeln wird. . .“

Schriftlich und telegraphisch gratulierten ferner dem Kollegen die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses, die Stände des Teltower Kreises und seine Beamten -- und sehr viele alte Freunde innerhalb und außerhalb der Armee und aus den verschiedensten Berufsständen, auch viele begeisterte Damen; einzelne Glückwünsche waren besonders rührend durch den naiven Ausdruck patriotischer Empfindungen. Sie können natürlich an dieser Stelle eben nur erwähnt werden, obwohl sie durch ihre Ursprünglichkeit für den Empfänger teilweise noch wohlthruender waren als offizielle schwungvolle Aktenstücke. —

¹⁾ Bekanntlich übernahm General v. Manteuffel einige Tage später das Kommando über die Süd-Armee. D. S.

Mitte März erfolgte bekanntlich die Rückkehr des Kaiserlichen Siegers und seiner Paladine nach Berlin. Sie hatten Versailles noch rechtzeitig verlassen, so daß wenigstens sie nicht mehr Zeugen wurden des widerwärtigen Schauspiels, welches der französische Kommune-Aufstand und der damit entflammte mörderische Bürgerkrieg innerhalb der Mauern der französischen Hauptstadt in Szene setzte, und welches die um Paris versammelten deutschen Korps zwang, als sehr widerwillige Zuschauer dort noch monatelang auszuharren — so daß erst am 16. Juni der feierliche Einzug der siegreichen Truppen in Berlin stattfinden konnte.

Wiederum ritten unmittelbar vor dem erlauchten Sieger dessen treue Helfer und Ratgeber: Bismarck, Roon und Moltke in die jubelnde Residenz ein. Schon vorher — an seinem Geburtstage — hatte der Kaiser seinen bewährten Kriegsminister ein neues Dankeszeichen verliehen, indem er ihm eigenhändig schrieb:

„Die ausgezeichnete Verfassung in welche Sie meine Armee stets zu erhalten und bei allen neuen Organisationen und Formationen zu versehen gewußt haben, wodurch die glorreichen Thaten derselben vorbereitet wurden, erwerben Ihnen meine ganze Anerkennung und Dankbarkeit. Als einen Beweis derselben, ergreife ich die Gelegenheit der Herstellung des Friedens und des geschichtlichen Aktes des gestrigen Tages¹⁾, den Ihre Staatsmännische Einsicht mit herbeiführte, um Ihnen durch die Verleihung des Sterns der Groß Comthure des Hohenzollernschen Haus-Ordens mit Schwertern — dies öffentlich zu bezeugen.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Am 16. Juni empfing Roon dann einen fernerer hohen Gnaden-Beweis durch folgende Allerhöchste Ordre:

„Ich erhebe Sie an dem heutigen denkwürdigen Tage des Einzuges der Truppen in Berlin in den Grafenstand²⁾ — erblich im Mannesstamme Ihres Geschlechts nach dem Rechte der Erstgeburt, — und wünsche Ihnen hierdurch wiederholt Meinen Dank und Meine lebhafteste Anerkennung für Ihre großen Verdienste um Meine Armee zu bezeugen. Berlin den 16. Juni 1871.

Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Inzwischen hatte sein Amt auch nach Beendigung des Krieges neue und hohe Anforderungen an Roon's Thätigkeit gestellt, die sich nur durch monatelange angestrengte Arbeit nach und nach erledigen ließen und zu deren Bewältigung volle Klarheit des Geistes und zweckmäßige Ruhe bei allen Anordnungen erforderlich war. Aber gerade diese Eigenschaften besaß Roon in hohem Grade;

¹⁾ Der Kaiser hatte am 21. März den ersten deutschen Reichstag in Allerhöchsteigener Person eröffnet. D. S.

²⁾ „Acht und recht in Rath und That“ — so lautet der Wappenspruch, den der Monarch für das Grafen-Wappen bestimmt hatte, welches letztere die Embleme des alten Roon-Wappens in sich aufnahm. D. S.

er hatte dieselben von jeher und während des Krieges bei der Fülle der nötig gewordenen neuen Organisationen und Formationen bewährt und fortgesetzt bewiesen, daß er die großartigsten Verhältnisse und riesige Dimensionen vollkommen beherrschte. Infolgedessen war während des Feldzuges auch nirgends Verwirrung oder Unordnung eingetreten, und in ebenso geregelter Weise vollzogen sich jetzt die Demobilmachung und das Reetablisement der Armee. Es galt nicht allein das Heer auf den Friedensfuß zurückzuführen, sowie die Okkupation des von den deutschen Truppen bekanntlich noch längere Zeit besetzt bleibenden französischen Territoriums in allen militärischen Beziehungen zu regeln, sondern es mußten auch sofort wichtige Entschlüsse gefaßt werden in betreff der Neubewaffung der Infanterie sowie eines neuen Geschütz-Systems. Ebenso bedurfte das sonstige Kriegsmaterial der gründlichen Erneuerung, wobei gleichfalls vielfache Entscheidungen zu treffen waren. Gleichzeitig waren umfangreiche politisch-militärische Verhandlungen zu führen, welche der neuen einheitlichen Organisation des Reichsheeres und den dazu nötigen Gesetzvorlagen als Grundlage zu dienen hatten. Auch die sonstigen parlamentarischen Arbeiten gingen ununterbrochen weiter; der Entwurf und die Vertretung der notwendigen neuen Reichsgesetze verlangten ungewöhnliche Anstrengungen. Das neue Pensionsgesetz kam noch im Jahre 1871 zustande, und das Pauschquantum des Militär-Etats wurde bis zum Jahre 1874 verlängert. —

Roon hatte sich davon überzeugen müssen, daß die vorstehend erwähnten außerordentlichen Arbeiten sein Verbleiben im Dienste, wenigstens bis zum Wiedereintritt normaler Verhältnisse, noch dringend wünschenswert machten; es war nicht vergeblich an seinen Patriotismus appelliert worden, und glücklicher Weise hatte der Zustand seiner Gesundheit sich relativ gebessert, wenn auch freilich sein altes asthmatisches Leiden unheilbar blieb und ihn oft quälte. Die Motive für sein vorläufiges Ausdauern im Amte sind u. a. aus seinem Briefwechsel mit dem alten Freunde Blandenburg ersichtlich. Dieser hatte ihm am 27. Juni geschrieben:

„Lieber Onkel Albert! das wirst Du nun schon bleiben trotz Grafentitel u. s. w. . . . Sehr gespannt bin ich ob Du noch einmal zum Herbst in den neuen Militärkonflikt gehst — ich thäte es in Deiner Stelle keinen Falls. Sowie ich die Situation kenne, ist auf allen Seiten die Neigung den Etat zu verkürzen. Daß das Haus dazu die Berechtigung hat — das weißt Du, daß das meine Meinung ist; und was B. thut ist unsicher, wenn er diesen oder jenen vermeintlich größeren Zweck erreichen will.“ . . .

Roon antwortete darauf (Berlin, 5. Juli 71):

— — „Bismarck hat sich gestern früh auf Barzin zurückgezogen, nachdem er Sonntag Abend mit Familie aus dem Sachsenlande heingekehrt war . . . ich fand ihn sehr vergnügt und voll heiligen Eifers des Dienstes, gegen mich persönlich zutraulicher und herzlicher denn je, aber vor Allen ganz „Kurbrandenburgischer Vasall“, voll Hingebung und Verehrung. . . .

Der schwierigste Punkt, den Du in Deinem Briefchen berührst, ist die Frage wegen meines Gehens oder Bleibens. B. erklärt, ersteres wäre — die Fortdauer

meines jetzigen erträglichen Befindens vorausgesetzt — die offenbare „Felonie“ (eine etwas mittelalterliche Vorstellung, wie Du siehst). Er hat hierfür ein Duzend der schönsten Gründe angeführt und wahrscheinlich noch einen oder einige, die er nicht articulirt. Wäre ein Streit aus Veranlassung der Militärfrage im Reichstage absolut nicht zu befürchten, so gäbe es für mich keinen Ehrenpunkt in der Frage. Aber soll ich mich zurückziehen vor drohenden Gefahren, wenn ich noch mitfechten kann? Nur wenn letzteres physisch unmöglich, wäre der Rückzug gerechtfertigt nicht bloß, sondern eine Pflicht. Auch das will Bismarck nicht zugeben und wiederholt seinen alten Scherz über „Ziska's auf eine Trommel gespannte Haut“

In der Frage meines Gehens oder Bleibens wird wohl unser Herrgott unmittelbar die Entscheidung geben durch das Maas von Gesundheit und Kampffähigkeit, welches Er mir für den entscheidenden Zeitpunkt läßt oder durch die anderweitigen Dispositionen, die Er über Gehen und Bleiben der Menschen überhaupt zu treffen beliebt. Meines irdischen Königs wegen darf aber meine Müdigkeit nicht allein maßgebend sein für meine Entschlüsse. — — —

Zimmerhin scheint Roon auch damals diese Frage zu erneuter Erwägung gestellt zu haben. Der Monarch aber wollte sich nicht von ihm trennen und seine große Autorität in allen militär-politischen und Heeres-Organisations-Angelegenheiten noch längere Zeit zum Nutzen des Dienstes verwerten, auch seinen Rat als Staatsminister nicht entbehren.

Anderseits war aber nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht zu verkennen, daß Roon's Gesundheit thatsächlich eine schwankende und oft schwer erschütterte war; und daß es daher durchaus gerechtfertigt, ja notwendig war, ihn in seiner amtlichen Thätigkeit wirksam zu entlasten, wenn man ihn erhalten wollte.

Infolgedessen wurde — wie die betreffenden Aktenstücke dies ersehen lassen — bereits im Sommer 1871 eingehend erörtert, ob und wie es möglich sei, die ungeheure und seit 12 Jahren so sehr angewachsene Geschäftslast, die auf der Person des Kriegs- und Marine-Ministers lag, in zweckmäßiger Weise zu verringern, ohne durch diese Maßregel den Dienst zu schädigen. Ende Juli, als Roon sich zum Immediat-Vortrage in Ems befand, war dort darüber schon verhandelt worden, ohne daß man zu einem Resultate gelangte, und später wurden von Gastein aus, wo der Monarch im Monat August die Kur brauchte, die Erörterungen darüber fortgesetzt. Es wurde damals zuerst der Vorschlag gemacht, eine anderweite Organisation eintreten zu lassen, nach welcher dem Kriegs- und Marine-Minister alle diejenigen Geschäfte verbleiben sollten, welche die politischen Angelegenheiten betrafen und mit seiner verantwortlichen Stellung als Staatsminister in Beziehung standen. Dazu sollten namentlich die politische militärische Vertretung der Armee und Marine im Staatsministerium und in beiden Häusern des Landtages und die Kontratsignierung der Allerhöchsten Ordres gehören; ferner die Einbringung und Vertretung bezüglicher militärisch-politischer Gesetzentwürfe im Bundesrat und Reichstage — soweit dies nicht verfassungsmäßig dem

Reichskanzler zufiel. Die Aufstellung der Etats sollte auch künftig der Zustimmung des Kriegs- und Marine-Ministers bedürfen, die Ausübung persönlicher Attribute, Ernennung und Versetzung der Beamten zc. ihm gleichfalls vorbehalten bleiben. — Endlich würde — so war die Meinung — unter einem angemessenen Titel der Kriegs- und Marine-Minister das Organ werden, welches in regelmäßiger und berechtigter Weise mit den andern deutschen Regierungen und Militär-Verwaltungen verhandeln und befugt sein müsse, die zu erledigenden Sachen in die richtigen Wege, so auch zur Bearbeitung in das preussische Kriegs-Ministerium, zu dirigieren. Eine derartige Stellung des Kriegs- und Marine-Ministers würde — das ward dabei noch geltend gemacht — vielleicht noch den Vorteil haben, daß dadurch zugleich ein Provisorium geschaffen würde, in welchem man die weitere Entwicklung der deutschen Angelegenheiten ruhig abwarten könnte. Man würde damit faktisch schon jetzt gewissermaßen ein Reichskriegsministerium (ohne ihm diesen Namen zu geben) ins Leben treten lassen — eine Behörde, die bei weiterer günstiger Entwicklung der Dinge zweifellos in Zukunft geschaffen werden müsse, zc.

Gleichzeitig sollten dann für die eigentliche innere Verwaltung und in allen laufenden Geschäften selbständige Leiter (etwa unter dem Titel „General-Direktoren“) an die Spitze sowohl des Kriegs- wie des Marine-Ministeriums treten. In den politischen Etats-Fragen würden diese dem Kriegs- und Marine-Minister untergeordnet, in allen übrigen Zweigen der Verwaltung aber dem Monarchen direkt verantwortlich sein, auch direkten Vortrag erstatten, dem der Minister beiwohnen könne, u. s. w.

Roon konnte sich indessen mit diesem Projekte nicht befreunden. Seine künftige Stellung — so schien ihm — würde dadurch eine unklare, verschwommene werden; Reibungen und Kompetenz-Konflikte aller Art könnten nicht ausbleiben, was die Geschäfte nur erschweren würde; auch fürchtete er, daß durch Annahme jener Vorschläge die durch lange Jahre und bei den schwersten Aufgaben so trefflich bewährte Organisation des Kriegsministeriums erschüttert werden könnte. Wenn überhaupt im Amte, so wolle er in dem des preussischen Kriegsministers bleiben — welches durch ihn selbst erst zu so hoher Bedeutung gelangt war.

In Folge seines in diesem Sinne erstatteten Immediat-Berichtes wurden die geplanten organisatorischen Veränderungen denn auch einstweilen aufgegeben. Ohnehin war es fraglich, ob — Roon's Zustimmung vorausgesetzt — auch der Reichskanzler einverstanden gewesen wäre, insofern die Vorschläge auch verfassungsmäßig und in legislatorischer Hinsicht noch einige Bedenken erregen mußten. —

Die auch für Roon immerhin erwünschte Geschäfts-Entlastung wurde dagegen durch ein sehr viel einfacheres Mittel herbeigeführt, nämlich dadurch, daß die Leitung des gesamten Marine-Wesens in andre Hände gelegt wurde. Die betreffende Allerhöchste Kabinetts-Ordre lautete:

„Ich entbinde Sie hierdurch, in gnädiger Erfüllung Ihres Mir ausgesprochenen Wunsches, von der Ihnen durch Meine Ordre vom 16. April 1861, neben Ihrem Verhältniß als Kriegsminister, übertragenen Stellung als Marine-

Minister. Gleichzeitig spreche Ich Ihnen gern aus, daß Sie sich durch die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie sich während dieses langen Zeitraumes der mühevollen Verwaltung der Stelle unterzogen haben, einen erneuten Anspruch auf Meine Anerkennung erworben haben, und es gereicht Mir daher zur besonderen Genugthuung, Ihnen hierfür, sowie für die unter Ihrer bisherigen umsichtsvollen Leitung in erfreulicher Weise fortgeschrittene Entwicklung der Marine, Meinen wärmsten Dank hiermit auszusprechen. Berlin den 31. Dezember 1871

(gez.) Wilhelm.

An den Kriegs- und Marine-Minister General der Infanterie Grafen v. Roon. — "

Gleichzeitig wurde zur Leitung der Marine eine neue Behörde, die „Kaiserliche Admiralität“ errichtet, welche die Verwaltungs- und Kommando-Sachen in sich vereinigte und an deren Spitze bekanntlich am 1. Januar 1872 der General v. Stosch berufen wurde. — Roon seinerseits hatte vor Ablauf des Ruhmes-Jahres 1871 noch mehrfache Beweise der fortdauernden Huld und des herzlichsten Vertrauens seines Monarchen erhalten; so am 1. September durch ein aus Gastein datirtes Telegramm:

„Empfangen Sie am heutigen wichtigen Jahrestage meinen Dank und meine Anerkennung von neuem, für den Zustand in welchen Sie die Armee zu versehen gewußt haben, damit dieselbe solche Thaten vollbringen konnte. Als Erinnerung werde ich Ihnen zwei eroberte Geschütze¹⁾ senden

(gez.) Wilhelm.

Bemerkenswert ist es ferner, daß Roon — nach einem Handschreiben des Kaisers vom 19. November 1871 — erfolgreich vermittelte, als in jenen Tagen Mißverständnisse und Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Monarchen und Fürst Bismarck entstanden waren. —

Am heiligen Abend wurde Roon sodann noch durch das nachfolgende herzens-warme, eigenhändige Schreiben „seines gütigen Königs“ überrascht und hoch erfreut:

„Ich muß am Schlusse des Jahres, das uns nach zweien blutigen Jahreskämpfen einen ruhmvollen Frieden brachte, — der Hand gedenken, die die Waffe schärfte mit geübtem Blick und unermüdblicher Ausdauer, mit der Preußens Heer überall siegte, und unvergängliche Lorbeeren sich und dem Vaterlande erkämpfte. Empfangen Sie als ein Zeichen meiner innigsten Dankbarkeit am heutigen Weihnachtsfeste die Büge dessen,²⁾ der nie aufhören wird, sich Ihrer Mühen zu erinnern! Ihr dankbarer, treu ergebener König

Wilhelm.

¹⁾ Zwei in der Schlacht von Sedan genommene bronzene Feldgeschütze genannt, „le Deterreur“ und „le Creux.“ Sie sind vor dem Portale des Herrenhauses zu Koblenz aufgestellt. D. S.

²⁾ Eine bronzene Büste in Lebensgröße. D. S.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Am Wege gefunden.

Ein Sittenbild aus dem indischen Frauenleben der Gegenwart

VON
H. Paffow.

Erstes Kapitel.

Alle Brahmanenfamilien Bengalens empfinden es als eine Schmach, betritt eine ihrer Töchter ihr zwölftes Lebensjahr ohne einem Gatten anzugehören.

Lilabati, Pandit¹⁾ Lutzmann's einziges Kind, ging unvermählt ihrem zwölften Geburtstag entgegen. Seit Monaten hatte sie sich vor ihm gefürchtet. Jetzt war er da!

Der Frühling hatte seine kurze Herrschaft in Begleitung kräftiger Winde und leichter Regenschauer angetreten. In eifrigem Thatendrange schüttelte er die vom milden Winter nicht angetastete Fülle vorjährigen Laubes von Bäumen und Sträuchern und ersetzte sie mit frischem Grün. Er ließ Saaten emporsprießen, verlockte die Vögel auf den Auen und in den Hainen zu lustigem Wettgesang, wob dem Himmel ein lichtblaues Kleid und bewog die Sonne zu freundlichem Lächeln.

Frohes Leben herrschte in und vor dem Dorfe Kanchanpur. Kein Volk liebt den Lenz so heiß wie das der Inder.

Die Besitzer kleiner Zuckerplantagen, die vor drei, vier Wochen ihre süße Ernte eingeheimst hatten, düngten und pflügten vergnügt ihren ergiebigen Boden. Die Ryots, die armen Frohnarbeiter eines englischen Indigofabrikanten, wanderten mit zufriedener Miene samenausstreuend auf den Feldern hin und her. Sie vergaßen an diesem schönen Tage die Härte ihres Loses. Hoffnungsvoll musterten die Eigentümer sumpfig gelegener Ländereien ihren Frühlingsreis, während haushälterische Korntrockner zum Heizen ihrer Dörröfen munter plaudernd welke Blätter auffammelten und diese zu großen Bündeln zusammengeballt nach Hause trugen.

Auch am Frauenplatz des größten Badeteiches von Kanchanpur führte Frohsinn das Regiment. Munteres Gelächter drang von dorthier an das Ohr der armen, kleinen, tiefbetriebten Lilabati, als diese, ihrer Gewohnheit gemäß, um elf Uhr Morgens das Dorf verließ und mit ihrem Wassertrug auf der linken Hüfte jener Stätte zuschlich, die zum Zweck religiöser Waschungen der alltägliche Versammlungsort der weiblichen Bevölkerung ihres Heimatsortes war.

„Es scheinen viele Frauen dort zu sein und alle werden mich verhöhnen wegen meiner Gattenlosigkeit. Ach, lebe doch noch meine Mutter, meine gute Mutter! dann wäre ich nicht ganz ohne Schutz,“ dachte sie in stummer Dual, ihr Gesicht dicht mit dem Sari-Ende bedeckend, das den Frauen ihres Landes als Kopftuch und Schleier dient.

¹⁾ Ein Pandit ist ein schriftgelehrter Priester.

Ein altes Weib gefellte sich zu ihr. Es sagte mit spöttischem Tone:

„Hast du einen schlimmen Fuß, du Tochter des weisen Lurmann? Wenn du wie eine Schnecke kriechst, kommst du vor Abend nicht zum Ghat“ (zu der Steintreppe des Leiches).

Lilabati sagte kein Wort. Sie richtete den gesenkten Kopf in die Höhe, um sich das Ansehen zu geben, als sei sie von keinem Kummer belastet, und blieb der hurtigen Alten zur Seite, ohne ihr sehr nahe zu kommen. Gehörte diese doch einer niederen Kaste an und war bei weitem nicht so vornehm als sie. Durch ihre körperliche Berührung wäre sie „unrein“ geworden.

In Kanchanpur leben ungefähr fünfzehnhundert Hindus. Diese zerfallen in sechsunddreißig — sage sechsunddreißig — Kasten, deren Mitglieder weder zusammen essen noch sich unter einander verheiraten dürfen.

„Die Götter haben dir nichts Gutes auf die Stirn geschrieben,“ begann die Alte aufs neue. „Ich hab's gehört, du bist heute zwölf Jahr geworden. Meine Gunga ist erst sieben, und doch haben wir schon zwei Mal das Durga-Pujah-Fest gefeiert seit ihrer Hochzeit. Und welch' eine Hochzeit war es! All' unsre Verwandten sprechen noch von dem Tage. Keiner hat gehungert, und Götter und Brahmanen erhielten reiche Geschenke. Ja, ja, es hat uns schweres Geld gekostet! Mein Mann verdient viel; aber es ist ihm trotzdem noch nicht gelungen, jene große Summe abzahlten, die ihm sein Vetter Devendra geborgt hat.“

Sie sagte die letzten Worte mit solchem Stolz, als sei Schuldenmachen etwas Lobenswerthes. Und in der That finden es die Hindus durchaus richtig, wenn ein Brautvater sich aus Freude über die Verbindung seiner Tochter mit einem Sohne aus guter Familie wirtschaftlich in die größte Unordnung stürzt.

Lilabati seufzte tief auf. Ihr Vater war blutarm. Er hätte in Kanchanpur bittend von Haus zu Haus gehen können, ihm würde keiner etwas geborgt haben.

„Da kommt die Zwölfjährige, die Gattenlose!“ riefen laute Frauenstimmen ihr vom Leiche aus entgegen.

„Sie ist eine Schande für ihre Familie; wendet das Antlitz ab; es taugt nicht ein Mädchen anzusehen, das von den Göttern verachtet wird!“ ließen andre sich vernehmen.

Lilabati ging, den Blick scheu zu Boden heftend, an den Spötterinnen vorüber, um auf einer der Seitentritten des Ghats ins Wasser zu steigen. Sie fand dieselbe von Frauen einer niederen Kaste besetzt und wandte sich daher der Haupttreppe zu. Sie stellte ihren irdenen Wasserkrug, ihren Kalasi, neben sich auf die oberste Stufe und fing an, ihre Zähne mit einem schwarzen Zahnpulver, Misi genannt, zu reiben, das sie in einem Papierchen eingewickelt mitgebracht hatte.

Sie verhielt sich ganz still; aber ihre Umgebung ließ ihr keine Ruhe. Eine hübsche junge Frau, die bis an den Hals im Leiche stand, wandte sich mit den Worten zu ihr: „Erzähle uns doch, wie kann dein Vater in den Himmel kommen, wenn du ihm keinen Enkel schenkst, der ihn durch fromme Totenopfer die Himmels-thore öffnet?“ Sie selbst hatte zwei Söhne, zwei stämmige kleine Burschen.

Eine Matrone, die sich neben Lilabati setzte und sich mit einem kräftigen Handtuch die Füße abrieb, um dann mit vollen Kleidern, wie es alle Hindu-frauen in Ranchanpur zu thun pflegen, in das Wasser hinabzusteigen, erklärte dem armen Kinde rund heraus, es müsse unbedingt in einem früheren Leben einen Gattenmord oder ein ähnliches schweres Verbrechen begangen haben, sonst würde es jetzt nimmermehr zu einem ehelosen Leben verdammt sein.

„Bramada Bai hat recht! Lilabati muß irgend eine große Missethat verübt haben! Sie ist eine Gebrandmarkte, eine von den Göttern Gezeichnete!“ Diese und ähnliche Äußerungen drangen von allen Seiten auf das beklagenswerte Geburtstagskind ein.

Es befanden sich etwa dreißig Dorfbewohnerinnen auf dem Badeplatze, junge und alte, vornehme und geringe, reiche und unbemittelte, schöne und häßliche, doch waren sie alle einstimmig der Meinung, daß Lilabati ihr hartes Geschick als Strafe für eine grauenvolle Sünde erleiden müsse, die sie in einem früheren Dasein begangen habe. Die arme Kleine hatte sich ihren Empfang am Teiche wohl schlimm, doch nicht so schlimm gedacht. Sie kauerte sich schen in sich zusammen, verbarß ihr schmales, bleiches Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich. Ach, sie sprachen die Wahrheit, die badenden Frauen rings um sie her! Stand es doch mit klaren, deutlichen Worten in den heiligen Büchern geschrieben: der Mann, der keinen männlichen Nachkommen aufzuweisen hat, der ohne Sohn oder Enkel von dem Todesgotte Yama angetroffen wird, dem ist der Zutritt zur Seligkeit versagt! Wenn ihr Vater, ihr heißgeliebter Vater starb, so erwartete ihn, den Enkel- und Sohneslosen, im Jenseits ein noch leidvolleres Leben, als ihm hier auf Erden zu teil geworden war.

„Fasse dich, Lilabati!“ sagte eine mitteilidige Stimme dicht neben ihr. „Du bist nicht die einzige Unglückliche in der Welt.“

Die also Angeredete blickte empor; neben ihr stand eine entfernte Verwandte, eine junge, reichgekleidete, mit kostbaren Armbändern und Halsketten geschmückte Frau.

„Woher kommst du, Surja!“ rief Lilabati, die sich für einen Augenblick ihrem Schmerze durch das unerwartete Wiedersehen mit der geliebten Freundin entrückt fühlte. Surja Bai war seit drei Jahren in einem andern Dorfe verheiratet.

„Du siehst bleich, du siehst angegriffen aus,“ fragte Lilabati eifrig. „Sprich, was ist dir zugestoßen?“

Surja beugte sich zu ihr nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Bidhata Puruscha, der Schöpfer aller Dinge, hat mir Herzeleid auf die Stirn geschrieben. Mein Gatte zürnt mir. Er hat mich zu meinem Vater zurückgeschickt, weil ihm mein Anblick widerwärtig ist.“

„Dein Anblick, Surja? Unmöglich! Bei der heiligen Mutter, wodurch hast du ihm einen Grund zum Zorn gegeben?“

„Durch die Geburt eines zweiten Mädchens. Er“ — eine Hindufräule spricht nie den Namen ihres Gatten aus, — „hat mich im voraus gewarnt. Er sagte mir, brächte ich ihm diesmal keinen Sohn, so sei es mit seiner Liebe vorbei.“

„Hast du denn irgend etwas versäumt, Surja, was dies Unglück hätte abwenden können?“

Surja schüttelte den Kopf. „Ich habe Tag für Tag heiliges Wasser getrunken. Ich habe heilige Blätter und Blüten auf der Brust getragen und den Göttern alle Opfer gebracht, welche mir die Priester vorschlugen. Aber alles war vergebens! Siehst du nun ein, daß auch noch andre Menschen als du Ursache haben, laut zu wehklagen?“

Lilabati nickte schmerzlich. Surja setzte sich auf die Steinstufe dicht zu ihr, um sie lieblosend an sich zu ziehen. Aber die Kleine wehrte sie trotz ihrer Trostbedürftigkeit mit fester Hand von sich ab.

„Du bist gut, Surja!“ sagte sie in unfindlichem Tone. Ach, sie hatte ja niemals das Glück gehabt, ein sorgloses Kind sein zu dürfen! „Ich glaube, ich würde wochenlang vergnügt sein, wenn ich meinen Kopf nur einmal an deine Schulter legen dürfte. Du glaubst nicht, wie es mir hier drinnen,“ und sie deutete auf ihre Schläfen, „unausgesetzt hämmert und pocht. Aber ich will doch nicht, daß du mich an dich drückst. Ein Fluch lastet auf mir, und wenn du den nicht beachtest, so wendet dir vielleicht das Glück für immer den Rücken.“

Ein derbknochiges Weib betrat die oberste Steinstufe einer Nebentreppe. Sie war allbekannt. Hatte sie doch als Frau eines Barbiers das Amt, jeder Brahmanenfrau, die das schwere Unglück traf, ihren Mann zu verlieren, ihren Schmuck abzunehmen und darauf zu achten, daß sie fortan durch die häßlich dürftige Kleidung einer sich nach der Vereinigung mit ihrem Gatten sehnenenden Büßerin ihrer Umgebung zeige, daß ihr Geist weltflüchtig geworden sei. Nicht Mitleid, sondern Geringschätzung erregten ihr die Thränen der Trauer. Der Glaube des Volkes, daß die Vereinsamung der Witwen und Waisen nicht als unverschuldetes Unglück, sondern als eine göttliche Strafe für irgend welche in diesem oder in einem früheren Leben verübte Missethaten angesehen werden müsse, wirkt im hohen Grade verhärtend auf das Herz der Hindus. —

Das Weib lachte laut auf. Dann sang sie mit schriller Stimme:

„Wer geht in die Naurav Höle ein,
Zu das finstere Dornenthal?
Wem bringen die Stacheln ins Fleisch hinein?
Dem Vater der Brischali!

Die letzte Strophe sang sie drei Mal.

„Lilabati, hörst du?“ riefen mehrere der Badenden. „Eine unvermählte zwölfjährige Brahmanin ist ein gemeines Mädchen, eine Brischali; du bist eine Brischali!“

Lilabati sprang von ihrem Platze auf. Ihr jugendlicher Körper bebte; ihre Augen funkelten. Sie richtete sich hoch auf, hob die Arme stehend zum Himmel empor und rief: „O, Ma Durga, du mächtigste aller Göttinnen, vernichte sie, vernichte sie alle!“

Die Frauen ringsum brachen in ein schallendes Gelächter aus. Und der lachende Himmel über ihr sah nicht aus, als ob er sich auch die geringste Mühe geben würde, ihren Hilferuf bis zum Throne Ma Durgas dringen zu lassen.

Das arme Kind war fassungslos. Es vergaß, daß es sich hatte baden wollen. Es dachte nicht an seinen Wasserkrug. Es verbarg sein Antlitz in sein Sari und verließ flüchtig, wie ein aufgeschrecktes Reh, den Badepfad.

Eilenden Laufes, ohne auch nur ein einziges Mal anzuhalten oder sich umzuschauen, rannte Lilabati über die Wiese, den Feldweg entlang, zum Westtheile des Dorfes nach dem Wohnsitz der brahmanischen Bevölkerung des Ortes.

Ihres Vaters Hütte lag auf dem Gehöft eines reichen Kastengenossen am Eingangsthore des Grundstückes.

Pandit Lurmann saß in dem Vorbau einer niedrigen, stark beschädigten Hütte auf einer Matte. Er hielt ein Buch aufgeschlagen auf seinen Knien. Er wollte lesen und konnte es nicht. Sein Herz war von schwerer Sorge belastet. Er sah krank und angegriffen aus.

„D, heiliger Gott! Ich dachte es mir. Ich erwartete es. Die Frauen haben sie verspottet!“ sagte er sich, als er Lilabati daher eilen sah. „Sie hat nicht gebadet. Ihr Kleid ist trocken.“

Er wollte ihr entgegen gehen. Aber ehe es ihm noch mit den langsamen Bewegungen eines asthmatischen Menschen gelang, sich in die Höhe zu heben, war sie schon bei ihm. Laut keuchend, von der Hast des Laufens und der Qual ihres Herzens halb betäubt, sank sie vor ihm nieder, umschlang seine Füße und drückte ihren Kopf an seine Knie.

„Es ist entsetzlich, Vater!“ stammelte sie, in ein leidenschaftliches Schluchzen ausbrechend.

Zweites Kapitel.

Lurmann Pandit legte die welke Hand auf das Haupt der Tochter. Er suchte in seinem Geiste nach einem Trostworte und fand keines. Sein Blut hatte eine unnatürlich hohe Temperatur, und dennoch spürten seine Finger, daß der Lebensquell in Lilabati's Schläfen in diesem Augenblicke noch heißer wogte als der seinige. Er liebte sie so innig, wie nur ein Vater sein einziges Kind lieben kann. Er konnte nicht anders; er mußte sie lieben, seine Natur gebot es ihm, obgleich sie ja kein Sohn, kein segenbringender Sohn, sondern nur eine Tochter und noch dazu eine Unheil stiftende, gattenlose Tochter war. — Seitdem ihm im sechsten Jahre nach ihrer Geburt die schwere Verflüchtung zufiel, sie zu vernählen, hatte Sorge über Sorge ihn bedrückt. O, über die Härte der Religionsgesetze seines Landes, die jedem Vater eines Mädchens befehlen: „Trachte mit all' deinem Sinnen nach einem ebenbürtigen Schwiegersohn, auf daß du nicht ohne Enkel bleibst und in die Hölle fährst!“

Alle seine Bekannten hatte er der Reihe nach angefleht, seine kleine, gute, gehorsame Lilabati als Schwiegertochter anzunehmen. Sie war so hübsch trotz der Schmalheit und Blässe ihres Gesichtchens, aber kein einziger brahmanischer Haushalter hatte sich ihrer erbarmt. Niemand spürte Lust, sich ein armes Mädchen in sein Haus zu holen. So war sie zwölf Jahre geworden, ohne daß er dem „Gefetz der Götter“ genügt hatte.

Das Herz krampte sich ihm zusammen, als er sie so heftig weinend vor sich knien sah.

Er dachte bei sich: „Ich darf es ihr jetzt noch nicht sagen, daß wir in Verruf gethan sind, und daß mir Ram Schastri vor einer Viertelstunde mittheilte, sein guter Name leide, wenn eine unvernählte, zwölfjährige Brahmanin, eine Brischali, auf seinem Hofe wohne. Sie thut sich wohl gar ein Leid an, wenn sie erfährt, daß wir unser Obdach verlieren. Ich will warten, bis sie ruhiger geworden ist!“

Der Verruf ist den Brahmanen eine harte Strafe, wenn auch lange nicht so hart wie die Ausstoßung aus der Kaste. Diese letztere ist ihnen eine Entziehung ihrer Lebensgemeinschaft mit allen reinen Kasten der Hindus. Der Ausgestoßene gilt für so unrein, daß keiner sich ihm nahen darf. Seine Berührung, sein Atem ist verpestend. — Den in Verruf Gestellten wird dagegen nur der freundschaftliche Verkehr mit seinesgleichen geraubt. Seine Freunde, seine Verwandten, seine Schüler haben den Umgang mit ihm zu meiden. Im übrigen bleibt alles beim alten für den, der nicht von Liebesgaben abhängig ist, wie es Lurmann war.

Die Brahmanen halten es nicht für eine Schande, von Almosen zu leben. Manu, der große Gesetzgeber der Inder, dessen Wort heute noch allen treugläubigen Hindus als eine heilige Offenbarung göttlichen Willens gilt, hat gesagt: „dem Brahmanen gehört die Erde und alles, was darauf ist. So jemand ihm etwas reicht, er giebt ihm immer nur einen Teil seines rechtlichen Eigentums“.

Die Armut hatte bis jetzt nur den einen Stachel für Lurmann gehabt, daß er Lilabati's Hand nicht durch eine Mitgift und durch den Glanz einer prächtigen Hochzeit, auf die alle Hindus Gewicht legen, zu einem begehrenswerten Gegenstande hatte machen können. Im übrigen hatte er sie in Folge seiner großen Bedürfnislosigkeit für etwas Angenehmes gehalten. Er verglich sich oft und gern mit einem Wanderer, der, ohne mit einem Reisebündel belastet zu sein, die Pilgerschaft des Lebens ausführt.

„Das Wasser schmeckt, in der hohlen Hand geschöpft, ebenso gut wie aus einem Becher,“ pflegte er zu sagen, „und freundlich rieselnde Quellen gibt es überall.“

Lurmann war ein gelehrter Mann. Lernbegierige Schüler kamen in großer Zahl zu ihm, und er weichte sie mit Lust und Liebe ein in das beseligende Studium der heiligen Sanskritsprache. Unentgeltlich spendete er seine geistigen Gaben. Es ziemt keinem Weisen, mit so hohen Gütern Handel zu treiben wie mit gemeinen, staubbedeckten Dingen.

Lurmann's Schüler brachten ihrem Meister geschenksweise, was sie von ihrem täglichen Unterhalt erübrigen konnten: Reis und Ghi, Backwerk aller Art, und hier und da ein Turbantuch oder dergleichen. Was er sonst brauchte, gab ihm Ram Schastri, sein reicher Vetter.

Was sollte aber jetzt aus ihm und seiner Tochter werden, da diese Nahrungsquellen versiegten? Er konnte sich darauf keine Antwort geben; das Denken ward ihm heute so schwer! Heftiger Kummer schwächt die Kraft des Überlegens.

Lilabati hob ihr Gesicht empor und sah mit ihren großen, feuchten Augen ihrem Vater in das sorgenvolle Antlitz.

„Du bist so still, Dadi!“ sagte sie. Sie nannte ihn stets Großvater, wenn sie einen zärtlichen Ton anschlug. „Du sprichst kein Wort! Nicht wahr, wir gehen einer bösen Zeit entgegen?“

Er nickte ihr ein trauriges „Ja“ zu.

„Ich habe es wohl gemerkt,“ fuhr sie fort, „die Zahl deiner Schüler hat schon seit Wochen abgenommen, — jetzt sind auch die beiden letzten fortgeblieben. Sie halten es für eine Schande, noch ferner zu deinen Füßen zu sitzen. Und daran bin ich Schuld, ich ganz allein! O, ich wollte, ich wäre nie geboren!“ Sie rang in leidenschaftlichem Schmerz die Hände.

„Schanti! (Amen). Das Weib ist der Ursprung alles Unheils in der Welt. Sie ist ein Gefäß voller Laster!“ rief eine Männerstimme dicht hinter ihr.

Lilabati erschrak, sprang auf und zog ihr Sari über das Gesicht.

Der Fremde, der diese Worte und zwar in bitterem Ernste und mit dem Tone fester Überzeugung gesprochen hatte, stand draußen vor der Thürschwelle. Ohne hereinzutreten, breitete er die Arme wie segnend aus und fuhr mit salbungsvollem Tone fort:

„Aber getrost, alles Unreine kann rein, alle Unseligkeit in Seligkeit verwandelt werden. Darum Heil und Preis dem glorreichen Gotte Dschaganath! Ich habe vernommen, daß die Priesterschaft euch in den Berruf gethan hat; voll Mitleid mit eurer Schmach, voll Begierde euch aufzurichten, komme ich zu euch.“

Lilabati stieß einen schmerzlichen Schrei aus. So hatten sich ihre bangen Befürchtungen schon erfüllt, sie waren fortan freundlich in Ranchanpur, freundlich und auch wohl gar obdachlos!

In Pandit Luxmann's Antlitz dagegen hatte sich der Ausdruck des Grames nicht gesteigert. In seiner Seele war der leise Schimmer einer Hoffnung auf Hilfe aufgestiegen, als er den Fremden erblickt hatte. Er wußte im voraus, weshalb er kam und was er wollte.

Er erhob sich und empfing den Fremden ehrfurchtsvoll.

Dieser war ein Sethuya, ein Pilgerwerber, oder wie die Europäer in Indien sagen, „ein Pilgersänger,“ ein Abgesandter der Priesterschaft der heiligen Stadt Puri¹⁾ in Driffa. Diese Priesterschaft schickt alljährlich nicht weniger als dreitausend Boten aus, die in allen Teilen Indiens gläubige Hindus zu den Tempelfesten des Gottes Dschaganath, des Herrn der Welt, locken.

Das halb geschorene Haupt des Mannes, der verschmißte Ausdruck seines braunen Gesicht's, sein schmutzig grobes Gewand, sein Somenschirm aus Palmenblättern, sowie der Bettelsack auf seinem Rücken kennzeichneten seinen Stand und sein Gewerbe.

Als Luxmann ihm nach dem Gruße „Sieg dem Gotte Dschaganath!“ ein kleines Säckchen voll Betel der Sitte gemäß darreichte, trat er mit bedenklicher Miene einen Schritt zurück.

¹⁾ Puri im Bezirk Driffa liegt im unteren Gangesgebiet am Bengalischen Golf.

„Noch nicht!“ sagte er, den unschönen Kopf hin und her wiegend. „Erst muß der Berruf aufgehoben sein, ehe ich eine Gabe aus Eurer Hand annehme!“

„Aber wie kann das geschehen? Ich könnte meine Schmach mit Geld tilgen, wenn ich solches hätte,“ entgegnete Pandit Lurmann. „Doch besitze ich keines.“

Der Sethuya antwortete: „Entschließt Euch zu einer Pilgerwanderung nach der heiligen Stadt Puri, dem Himmel auf Erden, der Stätte, auf der alle Thränen getrocknet werden, dann fällt Eure Schande zu Boden, wie im Frühjahr das welke Laub der Bäume.“

„Ach, wie gern folgte ich Eurer Aufforderung! Meine Seele lechzt nach solchem Troste!“ entgegnete Lurmann mit einem tiefen Seufzer. „Aber ich bin kränker, als Ihr es glaubt. Jeder Schritt wird mir sauer, und seht nur, wie abgezehrt ich bin.“ Er entblößte den Arm, dessen außerordentliche Magerkeit von einem langen Siechtum zeugte.

Der Sethuya lachte laut auf. „Laßt Eure Schüler das nicht hören, Pandit Lurmann, sie könnten leicht an Eurer Weisheit und Eurem Glaubensmuth zweifeln. Seid Ihr ein Schriftgelehrter und wißt nicht, daß Dschaganath allen denen, die zu seinem Schreine zu pilgern geloben, die Kraft giebt, ihr Werk zu vollbringen, und wären sie lahm geboren? Schiama, die alte Witwe dort drüben in jener Hütte, und sechs andre Greisinnen Eures Dorfes haben sich entschlossen, die Wanderung zur Ehre Gottes und zum Heil ihrer Seele zu unternehmen. Ihr werdet mir zugeben, daß die Mehrzahl dieser Frauen noch hinfalliger ist, als Ihr es seid; dennoch zagen sie nicht. Unbesorgt vertrauen sie sich meiner Führerschaft an. Und überdies, was wollt Ihr hier in Kanchanpur? Keiner Eurer Kaste wird Euch ein Obdach anbieten!“

Lilabati hatte dies Gespräch vom einzigen Nebenzimmer, das die Hütte besaß und das sie scherzweise ihr Zenana, ihr Frauengemach, nannte, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Die tiefe Trauer ihres Herzens verwandelte sich durch die Worte des Sethuya in leidenschaftlichen Jubel. Den Göttern sei Dank, daß ihre Religion einen Balsam für verwundete Herzen besaß! Als die Unterhaltung der Männer bis zu diesem Punkte gediehen war, und ihr unbegreiflich der Schwur „Ich folge Euch, Sethuya!“ noch immer nicht von den Lippen ihres Vaters drang, stand sie hastig auf und eilte zu dem Unschlüssigen.

„Dadi, Dadi!“ rief sie ihm zu. „Sage: ja und Amen! Ich stütze dich auf der Wanderung. Ich bin stark genug, dir alle Mühsal des Weges zu erleichtern!“ Mit inbrünstigem Flehen schaute sie zu ihm auf.

„Es bedarf deiner Bitte nicht, ich bin schon entschlossen,“ erwiderte er ihr. „Beruhige Dich, Kind. Wir folgen dem Rufe!“ Lilabati legte die Hand auf das Herz. Sie mußte an sich halten, um diese Nachricht nicht mit ungeziemend stürmischen Jubel zu begrüßen.

„Es ist ein weiser Entschluß! Ihr werdet ihn nicht bereuen, Pandit Lurmann!“ sagte der Werber mit feierlichem Tone. „Hier ist Euer guter Name dahin. Aber in Puri erhaltet Ihr ihn zurück, reiner, glänzender als je zuvor. Dort wird alles Leid getilgt, jeder Flecken fortgewaschen. Die Glücksgüter

Dschaganaths sind unerschöpflich. Sieg dem Gotte Dschaganath! Sein Ruhm sei gepriesen für heute und für alle Zeiten!"

Drittes Kapitel.

Lilabati schnürte ihr Reisebündel zur Pilgerfahrt nach Dschaganath. Hatte sie denn überhaupt etwas einzupacken?

O ja; mehr als genug. Denn kaum hatte sich durch das Dorf Kanchanpur die Nachricht verbreitet, Bandit Lurmann werde mit seiner Tochter nach Puri wallfahren, sobald der Sethuya von seiner Kunde durch andre bengalische Orte zurückkehre, um ihn und wer sonst noch mitzugehen gedente, abzuholen, als auch schon der Berruf aufgehoben ward.

Das Gelübde der Wallfahrt wusch die Schande hinweg.

Lurmann bekam Besuch über Besuch. „Hier hast du Geld. Mich verlangt nach geweihtem Reis, nach jener gottgesegneten Nahrung, die auf dem heiligen Tempelgebiete gekocht wird. Ich will tagtäglich nach dem Aufstehen ein Körnchen essen, damit die Sünde keine Macht über mich gewinne und ich gegen ihre Versuchungen gewappnet sei,“ sagten bittend vornehme und geringe Dorfbewohner. Der Bandit vermochte in seinem Turban und in seinem Gürtel die Menge klingender Münzen kaum zu bergen, die ihm zugetragen ward.

Lilabati bekam ebenfalls ein hübsches Sümmdchen in einen der vier Endzipfel ihres Saris einzuknoten. Sie that es mit wichtiger Miene. Sie dünkte sich reicher als eine Rani, eine Königin.

Surja, die arme, johanneslose Surja, die sie am Badeteich so freundlich zu trösten suchte, brachte ihr zwei kostbare Armbänder. „Trage sie,“ sprach sie, „es sind die schönsten, die ich besitze. Erreichst du den Tempelhof, so gib sie den Pflegern des heiligen Bananenbaumes für eine jener göttlichen Früchte, welche der Frau, die sie isst, einen Sohn schenken. Willst du mir die Liebe erweisen, mir diese Gabe mitzubringen?“ Mit sehnsüchtigem Flehen schaute sie Lilabati an, die freudig den Auftrag übernahm.

Auch mehrere Gewänder erhielten Vater und Tochter, blütenweis, vom schönsten Stoffe, um tadellos rein vor dem Herrn der Welt zu erscheinen. Die Kanchanpurer ließen es sich angelegen sein, ihre Abgesandten würdig auszustatten. Es hätte sich wahrlich nicht für sie geziemt, daß sie die Pilger, und noch dazu solche aus der Brahmanenkafe, dürftig nach dem heiligen Felde entsandten.

Am Tage vor der Abreise war Lilabati in großer Erregung. An der Thür ihrer Hütte breitete sie ein Tuch auf der Erde aus und that ihre Habseligkeiten hinein. Lurmann saß in ihrer Nähe unter dem schützendem Dache eines Baumes. Er rauchte eine Huka, eine indische Pfeife. Es war dies ein Zeichen, daß er sich wohl fühlte. Und in der That, seit jenem Tage, da er dem Sethuya sein Wort gegeben hatte, ihm zu folgen, spürte er eine erhöhte Kraft. Er hustete weniger. Das Atmen ward ihm leichter, seine Stimme war minder heiser, sein

Gang elastischer. An diese Besserung seines Allgemeinbefindens knüpfte er die fühne Hoffnung auf ein völliges Gesunden.

„Würde dir nicht zu viel auf, Mütterchen!“ sagte er. Ist ein Hindu guter Laune, so ehrt er seine Tochter gern mit jener Anekdote, die das charakteristische Empfinden der weiblichen Natur ausdrückt. „Ich dächte, zwei Kochtöpfe wären genug.“

„O nein, Dadi!“ erwiderte Lilibati, im Packer innehaltend und auf ihre Kochgefäße deutend. „Sieh doch, wie verlangend sie mich anlachten. Ich brächte es nicht übers Herz, einen von ihnen daheim zu lassen. Es macht mir keine Mühe, sie zu tragen. Und die Kleider sind auch leicht.“ Sie glättete mit liebender Hand die feinen Stoffe und fuhr fort zu plaudern, indem sie die Kochtöpfe in ein kleines Tuch wickelte und dieses Päckchen auf die größere Umhüllung legte.

„Also morgen, schon morgen treten wir die Pilgerfahrt an! Ach, ich bin so froh, so glücklich, wie noch nie zuvor, und wenn wir wieder zurückkehren, empfangen alle Kanchanpurer uns ehrenvoll,“ jubelte sie. Im Vorgefühl künftigen Glückes hob sie den Kopf stolz empor. Ihre sonst so ernsten Augen blickten freudig. „Aber sprich, Vater, warum machten wir uns nicht schon vor Jahren auf den Weg zur Stätte des Heils? Weshalb blieben wir hier, bis die Schmach uns ereilte?“

„Ich war kleingläubig!“ antwortete Lurmann. „Früher fürchtete ich, deine zarten Kindersüße würden die Beschwerden der weiten Wanderung nicht ertragen, und dann erkrankte ich und hielt mich für zu schwach. Ich weiß es nicht genau, wie viele Tage der Weg in Anspruch nimmt, doch glaube ich, wir müssen uns auf einundzwanzig Tage gefaßt machen.“

„Ich bin bereit, bis ans Ende der Welt zu gehen!“ rief Lilibati begeistert. „Nicht wahr, Vater, Dschaganath ist der beste, der gütigste aller Götter?“

Lurmann nickte bejahend.

In ganz Bengalen und so auch in Kanchanpur und dessen Umgegend ist es der Dschaganath-Kultus, der dem Vordringen des Christentums am kräftigsten entgegenwirkt. Als Allerbarmer, als Erretter der Menschheit aus den bösen Folgen der Sünde wird dieser Gott nicht nur verehrt, sondern auch inbrünstig geliebt. Die Lehre, daß sein Walten auf Erden in geheimnisvoll rätselhafter Weise vor sich gehe, verleiht ihm in den Augen der wunderfüchtigen Hindus den Glorienschein der Verklärung. Das leicht Begreifliche, das dem Verstande Erfassbare hat für das leidenschaftlich religiöse, sich in der Sehnsucht nach einer festen Bürgschaft für sein Seelenheil im Jenseits verzehrende Volk nicht den mindesten Reiz. Göttlich scheint ihm nur das, was den natürlichen Sinnen unmöglich, was dunkel und mystisch seiner leichtgläubigen Phantasie, seinem Gang zum Gräbels einen unbegrenzten Spielraum bietet.

Lilibati schnürte ihr Reisebündel und setzte sich zu ihrem Vater ins Gras.

„Dadi, ist denn wirklich alles wahr, was der Sethuga uns von Puri erzählte?“

„Wie könnte ein so heiliger Mann von der Wahrheit auch nur um eines Haares Breite abweichen!“ antwortete er ernst.

„D, welche Wunder werden wir schauen!“ fuhr sie nachdenklich fort. „Der Sethuya versichert, der geweihte Reis, den Dschaganath seinen Pilgern spendet, sei so rein, daß ihn nichts beflecken könne. Man dürfe ihn sogar in die Hand eines Christen legen, ohne zu befürchten, daß er etwas von seiner Heiligkeit einbüße. Es ist kaum zu glauben.“

„Ja“, sagte Lurmann, seine Pfeife beiseite schiebend, in dem Tone ehrfürchtiger Scheu. „Es ist wunderbar und doch kein Märchen. Auf dem Boden Puris, vor dem Angesichte Dschaganath's, verschwinden unsre Kastenunterschiede. Alle Beter, die hohen wie die niedern, die schuldbehafteten wie die schuldblosen, werden zu einem großen Volk von Brüdern. Dschaganath hat keine Arme und dennoch umfängt er alle Pilger in göttlicher Liebe. Er fragt nicht danach, ob sie als Brahmanen aus Brahma's Munde oder als Sudras aus Brahma's Füßen hervorgegangen sind. Darum drängt sich auch eine so gewaltige Menschenmenge zu seinen Festen. Er ist die hoheitsvollste Offenbarung jenes einen höchsten Urwesens, das wir Schriftgelehrten als Paramatma verehren. In unwandelbarer, unnahbarer Majestät schwebt dieses Urwesen hoch über hunderttausenden von Himmeln. Unablässig Teile seines Selbst ausströmend, ohne je etwas einzubüßen, hat es sich in dreiunddreißig Millionen Göttern kund gethan und verlangt in all' diesen Formen Anbetung und opferfreudige Liebe. Am herrlichsten aber hat er sich in Wischnu, dem Erhalter des Weltalls, offenbart, und Wischnu hinwieder tritt am erhabensten in der Gestalt Dschaganath's, des Gebieters der Welt, der Menschheit entgegen.“

Er hielt inne.

„Weiter, Vater, weiter!“ bat Lilibati, deren große Kinderaugen unverwandt an seinem Munde gehangen hatten.

Er schüttelte den Kopf. „Du bist ein Mädchen,“ sagte er. „Es wäre vergebene Mühe, dir auch nur eine schwache Ahnung von der Hoheit Dschaganath's in die Seele geben zu wollen. Ist es doch eine ausgemachte Sache, daß selbst die weisesten Brahmanen nicht mehr als einen Schimmer des Glorienscheines dieses Welträtsfels in sich aufzunehmen vermögen. Selbst Sinwa, der Gott der Befruchtung, das Weltallsferner, ist nicht im stande, seine Größe ganz zu ermessen.“

Die kleine Schar von Pilgern, die der Sethuya in Ranchanpur angeworben hatte, versammelte sich in der Frühe des ersten Wandertages unter dem großen, blütenbedeckten Bakulabaume, welcher, in seinem mächtigen Laubdach zahllose Vögel beherbergend, am Anfang der nach der Driffa führenden Landstraße steht.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen; die gefiedereten Gäste sangen im Grün ihres Wohnsitzes versteckt mit lauten Stimmen ihre Morgenhymnen. Kein Lufthauch störte die Andacht der Natur.

Der Sethuya war abends zuvor mit einer Karawane von zweihundertundzweiundfünfzig Pilgern, meistens Frauen, angelangt. Diese vereinigten sich jetzt am Stamme des Bakula mit den Wallfahrern aus Kanchanpur.

Der Ruf „Heil dem Gotte Dschaganath!“ und die Antwort „Er möge siegen über seine Feinde!“ tönte von vielen Lippen.

Hier und da eilten aus den Häusern Männer, Frauen oder Kinder zu leisstem Abschiedsgrüße herbei.

„Vergeß nicht, mir Reiswasser aus dem heiligen Ordenshause Kabir mitzubringen,“ mahnte ein Zurückbleibender seinen reisefertigen Freund.

„Denke an das Brot aus dem Kloster Chaitanja!“ sagte ein anderer zu seiner Mutter.

Einige Pilger weinten; manche lachten und jubelten in Rausche außergewöhnlicher Erregung.

Eine Greisin segnete mit bebenden Lippen ihre geliebten Kinder und Enkel. Sie hatte sich das Fortgehen von ihnen nicht halb so schwer gedacht.

Zwei alte, sieche Männer, die dem Aufbruche der Karawane aus geringer Entfernung zuschauten, wechselten traurige Blicke. Sie waren vor mehreren Jahren in Puri gewesen; sie wußten nur zu genau, welche Draufgale dort der Pilger harren. Sie kannten die Gefahren der Wanderung, welche alle zum Wagenfeste Dschaganath's strebenden Gläubigen auf unerträglich heißen, staubigen oder regendurchweichten, miasmenausatmenden Landstraßen und in der Fieberluft dichter Dschungel umlagern. Es drückte ihnen das Herz ab, daß sie nicht sagen konnten: „Steht ab von eurem Unterfangen. Laßt den Sethuya allein gehen!“

Warum sprachen sie die Warnung nicht aus? Weil ihnen ein Eidschwur die Lippen versiegelt hielt, ein Eidschwur den jeder zu leisten hat, der den Wohnsitz des Herrn der Welt betritt!

„Dschaganathji ki Dschaya!“ rief der Sethuya mit lautem Tone. Er trat an die Spitze des Zuges.

„Sri Hari! Sri Hari!“ antwortete der Chor des Pilgertrupps, sich langsam in Bewegung setzend.

Kilibati hielt sich dicht neben ihrem Vater. So froh vertrauend ihr Herz auch der Zukunft entgegenschlug, sie dachte dennoch voll Wehmut an ihre liebe, kleine Hütte. Wie einsam war es jetzt in dieser! Auf dem kunstlos aus Steinen aufgeschichteten Altare standen keine Götter mehr! Die Lampe, die beständig dort gebrannt hatte, war erloschen.

Die gute, alte Schyama, die hinter ihr ging, bemerkte, daß sie ihr Gesicht ihrem Daheim zuwenden wollte. Sie flüsterte ihr in abergläubischer Besorgnis warnend ins Ohr: „Denke nicht an das, was du verlässest; denke nur an das, was du erreichen willst. Jeder Rückblick ist eine böse Vorbedeutung.“

Viertes Kapitel.

Das Ende des Weges, wie ganz anders als der Anfang!

Die nasse Zeit hatte die glutheiß trockne ungewöhnlich früh verdrängt. Unablässig strömte der Regen von dem bleigrauen Himmel. Das Gehen auf der sumpfigen Landstraße war eine beschwerliche Arbeit.

O, über die Legionen verblendeter Hindus, die sich Frieden für ihr armes, bedrücktes Herz, Reinigung von ihren Sünden und die Gewißheit ewiger Seligkeit durch die Qualen einer Wanderung zu Dschaganath zu erkaufen wähen! Boll religiöser Vorurteile meiden sie die englischen Eisenbahnen, auf denen sie sich über die ungesundesten Teile Driffa's im Fluge hinwegtragen lassen könnten.

In Midnapur hatte sich die Schar der Wallfahrer aus Lurmann's Heimatsorte und dessen Umgegend zu hunderten und aber hunderten von Pilgerbanden gefüllt, die aus den übrigen Teilen Bengalens, sowie aus Behar und dem Nordwesten Indiens herbeigezogen waren. Unabsehbar war der Zug, der sich in der Gestalt einer Riesenkolonne und dennoch jeder Trupp zu seinem besondern Führer sich haltend, in guter Ordnung tagsüber auf dem breiten Wege langsam vorwärts bewegte und abends in der Nähe eines Abdas, eines Gehöftes anhielt, in dem Reis und andre Vegetabilien verkauft wurden. Diese Abdas vermögen nur eine geringe Menge von Gästen zu bergen. Der Rest legt sich, nachdem jeder sich ein einfaches Mahl gekocht hat, unter freiem Himmel zum Schlafen nieder. Wohl dem, dem das seltene Glück zuteil wird, unter dem Schirm eines Baumes ein einigermaßen trocknes Ruheplätzchen zum Ausstrecken seiner steifgewordenen Glieder zu finden!

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang beginnt die Wanderung. Unerbittlich beharren alle Sethuyas auf dem Einhalten einer festen Aufbruchszeit, auf dem Zurücklegen einer bestimmten Wegesstrecke. Wollen sie rechtzeitig in Puri eintreffen, so können sie keine Rücksicht auf die Klagen ermattender Schüpflinge nehmen. Wer nicht mit seinen Gefährten Schritt zu halten vermag, bleibt am Wege liegen.

Die neuesten statistischen Berichte der Regierung Bengalens berechnen die Menge der im Laufe jedes Jahres zu den vierundzwanzig Dschaganath-Festen wallfahrtenden Pilger, von denen fünf Sechstel dem weiblichen Geschlechte angehört, auf nicht weniger als vierundachtzigtausend. Die Zahl derer aber, die von diesen Menschenmassen auf dem Wege nach Puri oder in der heiligen Stadt selbst vor Hunger und Entkräftung oder von Fiebern ergriffen zu Grunde geht, beläuft sich allermindestens auf zwölftausend. Wegen dieses ungeheuren Menschenopfers, welches Gott Dschaganath, den das Volk der Hindus als den Allgütigen, den Allerbarmer der leidenden Menschheit preist, alljährlich dem indischen Reiche abzwingt, kann dieser mit Recht dem Moloch der Ammoniter verglichen werden. Doch ist die allgemein verbreitete Annahme falsch, daß sich außerdem noch die überspanntesten seiner Anbeter, von religiösem Wahnsinn befallen, vor die Räder seines Wagens werfen, um durch sie sich zermalmen zu lassen und so als seine Günstlinge in den Himmel der Seligen zu gelangen. Nach dem Glauben der Hindus ist Dschaganath allem Blutvergießen abhold; jeder Selbstmord solcher Art würd e

sein Fest stören und die Priesterschaft zu großen, umständlichen Reinigungen des gesamten Tempelplatzes, aller Pilger ihrer eigenen Personen und der heiligen Speisen veranlassen.

Die Pilgerkarawane hatte die Ausläufer der Bindhyahügel überschritten; sie wanderte dem letzten abendlichen Rastorte zu. Am folgenden Tage sollte sie in Buri einziehen.

Aber Lurmann's Kräfte, die in der letzten Woche merklich abgenommen hatten, brachen plötzlich zusammen.

„Ich kann nicht weiter!“ stöhnte er. Schwer leuchtend sank er auf das Gras nieder, welches die Landstraße besäumte. Sein Haupt fiel zurück. Seine Augen schlossen sich.

Lilabati ließ ihr Bündel zur Erde fallen und kniete neben ihm nieder.

„Vater, um Gotteswillen Vater, raffe dich auf!“ rief sie ihm angstvoll und erregt zu. „Wenn Du hier liegen bleibst, — stirbst du, — und du darfst nicht sterben, du darfst es nicht.“ —

Vergebens bemühte sie sich mit ihren schwachen Händen, seinen Oberkörper aufzurichten. „Morgen sind wir am Ziel, dann sind alle Drangsale überwunden!“ fuhr sie mit fieberhafter Beredsamkeit fort. „Sobald Du die Herrlichkeit Dschaganath's erblickst, wirst Du gesund, — sein gütiges Auge, die Berührung seines Kleides lindern alle Schmerzen.“

Sie rieb seine Hände, seine Schläfen; er rührte sich nicht; nur hin und wieder verriet ihr das Trästeln, welches seine Glieder schüttelte, daß er noch lebte.

Sie sprang auf und eilte zu ihrem Sethuya. „Haltet ein; o nur für eine Viertelstunde!“ beschwor sie ihn.

„Es geht nicht, wir sind alle erschöpft, wir bedürfen der Rast, und kommen wir zu spät zur Herberge, so ist aller Reis verkauft und wir müssen hungern. Sehen jene dort aus, als ob sie noch Rücksichten nehmen könnten auf andre Leute?“ antwortete er.

Er deutete auf seine Schützlinge, und in der That, sie alle vermochten kaum noch die wunden, mit schmutzigen Lumpen verbundenen Füße von Boden zu heben. Sie gingen nicht, sie schlichen nur noch ihres Weges dahin, es wäre grausam gewesen, ihnen die Zeit der Ruhe auch nur um eine Minute ferner zu rücken.

Lilabati hatte flehend die Tunita des Sethuya erfaßt. Sie ließ diese fahren und sah starren Blickes ihn und seine Schar an sich vorüber gehen. Wäre Schyama, ihre Nachbarin aus Kanhanpur, noch unter ihnen gewesen, sie hätte sich ihrer erbarmt, sie wäre bei ihr zurückgeblieben. Aber Schyama war vor zwei Tagen einem plötzlichen Choleraanfall erlegen. Sie war tot, tot wie so viele derer, die mit ihr Midnapur singend und jubelierend verlassen hatten.

Aber gab es denn in diesem unabsehbaren Zuge von Menschen keinen einzigen Helfer? Angstvoll forschend blickte ihr Auge von einem Trupp zum andern, ohne für dessen Eigenart, für dessen malerisches Aussehen auch nur die leiseste Empfindung zu haben.

Gleichgültig gegen ihr Herzeleid zog die Fülle der Gestalten, wie Puppen auf einem Theater an ihr vorüber. Alle schmutzig, regendurchnäßt, mit müdem Gesichtsausdruck: kräftig gebaute Bauern und Bäuerinnen in der Tracht des nördlichen Indien, Landleute aus Behar, zarte Frauen aus bengalischen Städten, die von Jugend auf Zimmerluft geatmet hatten, halbnackte Asteten, mit Gebetskränzen um den braunen Hals und dicken Wanderstäben in der Hand; gelbgekleidete Bühnerinnen, die auf dem kahl geschorenen Haupte nur eine einzige Locke trugen, und reiche, eingeborene Kaufleute, vielleicht aus Kalkutta oder sonst einer Metropole des Handels stammend, die in Palankinen ruhend, von Kulis getragen wurden, ein Radschah, ein indischer Fürst mit einem Troß von Kriegsheuten, Elefanten und Pferden.

Und jetzt, jetzt kamen mehrere Ochsenwagen mit weiblichen und männlichen Insassen.

Eine wilde Verzweiflung erfaßte Lilabati. Sie sprang vor das vorderste der Fuhrwerke und versperrte ihm den Weg. Wären die ermatteten Tiere nicht gar so langsam geschlichen, sie hätten das tollkühne Kind zweifelsohne überfahren. So aber standen sie still wie Säulen.

„Hilfe, Hilfe!“ rief Lilabati, so laut sie nur ihre Stimme zu erheben vermochte. „Mein Vater stirbt!“

Der Treiber lenkte den Wagen zur Seite an den äußersten Rand der Straße; sein Herr stieg aus. Es war ein junger Brahmane mit wohlwollendem Gesicht.

„Wo ist dein Vater?“ fragte er das fassungslose Mädchen. Sie führte ihn zu Lurmann. Dieser war aus seiner Ohnmacht erwacht, er hatte sich zu einer sitzenden Stellung aufgerichtet; doch sah man es ihm an, daß er stark fieberte. Seine Augen waren groß und glänzend; seine eingefunkenen Wangen stark geröthet. —

„Er soll in meinem Wagen die Reise fortsetzen,“ sagte der junge Brahmane mitleidig. „Bernhige dich, Kind, ich werde für ihn sorgen, als sei er mein Vater.“

„Dschaganath wird es dir lohnen auf Erden wie dort droben!“ antwortete Lilabati erleichtert aufatmend.

Fünftes Kapitel.

Fühlte sich Lilabati in der Obhut jenes Fremden geborgen? — Jenes Fremden? War ihr denn Badri Dutt, der junge, hilfsbereite Brahmane, der ihren Vater, — ach! der ehemals so schwere Mann war jetzt eine leichte Last, — gar weich in seinen Wagen bettete, ein Fremder? Nimmermehr! Als sie bürdenlos an seiner Seite ihren Weg fortsetzte, — er hatte ihr schweres Reisebündel einem seiner Gepäckträger gegeben, — war ihr zu Mut, als habe sie ihn von jeher gekannt.

„Vielleicht war er in einem früheren Leben mein Bruder!“ dachte sie, die schöne, schlankte Gestalt ihres neuen Begleiters mit einem schüchternen Seitenblicke

müsternd. „Wie besorgt er Dadi zudeckte: Ach, wäre er doch sein Sohn oder sein Schwiegersohn!“ dieser Wunsch war selbstlos, — nur dem Wohl ihres Vaters gewidmet; ihn auf ihr eigenes Ich auszudehnen, kam ihr nicht in den Sinn.

Die Brahmaninnen haben sich, von ihrer eisernharten Religion zu steter Selbstverleugnung erzogen, seit einer langen Reihe von Jahrhunderten des Gedankens entwöhnt, daß sie bei ihrer Verheirathung das Glücksbedürfnis ihres eigenen Herzens geltend machen könnten. Einer jeden von ihnen wird von Kindheit an eingeprägt, daß ihre Ehe einzig und allein nur den Zweck habe, ihrem Vater durch einen Großsohn, ihrem Gatten durch einen Sohn die ewige Seligkeit zu erwerben. Dieses gänzliche Aufgeben eigener Lebensrechte wird nicht immer der charakteristische Zug der vornehmen Frauenwelt Indiens bleiben. Denn unter dem mächtigen Einflusse europäischer Lebensanschauungen erwacht langsam und schüchtern in ihrer Mitte vieler Orten der heiße Wunsch, die unnatürlichen Fesseln zu sprengen, ohne im übrigen den eigenartigen Sitten und Gebräuchen der Väter untreu zu werden.

Luzmann raffte sich nicht wieder zum vollen Bewußtsein auf. Als Badri Dutt zu ihm trat, sich über ihn bogen und ihm zurief: „Gepriesen sei der Herr der Welt. Wir sind am Ziel!“ blieb sein Auge starr und glanzlos.

Der junge Mann richtete ihn ein wenig empor, damit er sich durch den Anblick der heiligen Stadt erquickte. Doch legte er ihn alsbald auf die Kissen seines Lagers zurück, denn er erkannte, daß er nicht mehr das Vermögen besaß, äußere Eindrücke in sich aufzunehmen.

„Sein Geist ist unwölkt! O Dschaganath, ziehe den Schleier zurück und gieb ihm Klarheit!“ betete Lilabati. Ihr Flehen war vergebens. Auch vernahm Luzmann's Ohr nichts von dem tausendstimmigen Jubelgeschrei der Pilger, die jetzt endlich das Ende ihres Weges vor sich sahen und sich dem trügerischen Wahne hingaben, alles Leid liege jetzt hinter ihnen.

Sauchzend ein donnerndes „Heil Dschaganath!“ in die Luft hineinrufend, schoben sie sich in stürmischen Gedränge über die alte Maharatta-Brücke und stürzten sich in vollen Kleidern in den nächstliegenden der großen, künstlichen Seen, um den ermatteten Körper in heiligem Wasser zu erfrischen. Dann öffneten sie ihre schmutzigen Reisebündel, holten aus ihnen ihre sorgsam vor dem Regen geschützten schneeweißen Festkleider hervor und schmückten sich aufs beste.

Die Wolken hatten sich verzogen. Im lachenden Sonnenschein, unter den Klängen von Trommeln und Trompeten zogen die laut singenden Pilgerbanden, eine jede von ihrem Sethuya geführt, in die heilige Stadt zum Tempel Dschaganath's.

Den Eingang zum äußersten der beiden Tempelhöfe bildet ein Thor, mit Steinlöwen geziert. Hier standen Männer aus der Familie des Radschah von Driffa, in deren Hause das hohe Vorrecht des Tempelfegens sich aus grauer Vorzeit erhalten hat. Durch eine Berührung mit ihrem Wesen reinigten sie die

Wallfahrer von ihren Sünden und nahmen ihnen das Gelübde ewigen Schweigens über die Erlebnisse ihrer Pilgerfahrt und die Geheimnisse der heiligen Stadt ab.

Badri Dutt und Lilabati durften nicht dahinten bleiben bei dem kranken Manne. Ihr Sethuya bestand darauf, daß sie Lurmann's Wagen in die Reihe der leeren Fuhrwerke schieben ließen und ihm zur Priesterschaft folgten. Jeder Sethuya brüstet sich mit der Zahl seiner Schürlinge, und je größer diese ist, um so höher wird sein Lohn.

„Seht, er will einschlafen!“ sagte er zu Badri Dutt, „er ist müde und bedarf Euer nicht. Und überdies wird er auf diesem heiligen Felde von allen Göttern bewacht.“

Als Tochter und Freund fort waren, schloß Lurmann in Wahrheit die Augen. Er sank in jenen Schlaf, aus dem es hienieden kein Erwachen giebt.

Lilabati war wie erstarrt, als sie zurückkehrend erfuhr, während ihrer Abwesenheit sei ihr Vater von dem Todesgott Jama abgerufen. Regungslos, einer Bildsäule gleich stand sie vor dem Wagen.

„Es ist unmöglich! es ist unmöglich!“ stöhnte sie. „Er kann mich nicht verlassen haben.“

Eine Menge Volks sammelte sich um sie, sie neugierig angaffend und sie in lebhaften Ausdrücken bedauernd, — sie merkte es nicht. Doch als Badri Dutt nach einer Weile zu ihr trat und sie von dem Toten sanft fortzog, sträubte sie sich nicht. Mechanisch gehorchte sie all' seinen Anweisungen. Es erschien ihr selbstverständlich, daß er nicht nur die Sorge für die Bestattung des Verbliebenen übernahm, sondern auch sie in seinem Schuß behielt. Großer Gott, was wäre aus dem zarten, hübschen Mädchen geworden, hätte ein glücklicher Zufall ihr nicht in diesem Menschengewirr einen guten, treuen, verständigen Beschützer zugesellt!

Die giftigsten Blüten des Dschaganath-Kultus sind zugleich die geheimsten. Sie erinnern an die Anwürfe der Mysterien des griechischen Bacchus-Dienstes. Die große Masse argloser, kurzfristiger Pilger, die alles, was sich ihren blöden Augen in Puri darbietet, mit dem Nimbus der Heiligkeit umgiebt, bemerkt nichts von der Sittenverderbnis, in der ein großer Teil der Priesterschaft und die Tempeltänzerinnen leben. Eine geringe Zahl von Scharfsichtigen erblickt den dunklen Kern der glänzenden Hülle; aber nur einige wenige von ihnen streifen ihre religiösen Vorurteile weit genug ab, um das Ihm dieser Dschaganath-Priester und jener Freudenmädchen mit dem nämlichen Maße zu messen, das sie an ihr eigenes und das ihrer Brüder legen.

Badri Dutt gehörte zu diesen wenigen. Als der Sethuya zu ihm kam und sagte, die Tochter des Toten sei von rechtswegen sein Mündel, er wolle sie seinem Vorgesetzten bringen, da sie jung und schön sei, kaufte er ihm dieses Recht der Vormundschaft für eine hübsche Summe Geldes ab. Er erzählte dem jungen Mädchen nicht, vor welchem entsetzlichen Lose er sie bewahrt hatte.

Die Feuerbestattungsstätte von Puri heißt Swarga Dwara, die Pforte des Himmels. Sie liegt hart am Meere, im Süden der Stadt.

Eine Legende erzählt: „Ein gottbegnadeter Brahmane sah einst von diesem Plage aus eine Krähe emporsteigen. Als der Vogel den Himmel erreichte, verwandelte er sich in eine Lichtgestalt, vor der das blaue Zelt sich aufthat, um sie einzulassen. Seit jener Zeit weiß man, daß von dieser Stelle aus der kürzeste, geradeste Weg zum Sitze der Seligen führt.“

Der sterbliche Teil Pandit Lurmann's wurde von dunkelhäutigen Doms, den eingeborenen Totenbestattern Puris, nach der Swarga Dwara getragen, in die Wellen der Brandung getaucht und auf einen Scheiterhaufen gelegt. Sein gelbes Kleid ward stark mit geweihtem Zinnober besprengt, seine Brust mit einem grünen Blatte von einem der heiligen Bäume des Tempelhofes geschmückt.

Die Doms bedeckten die Leiche mit dürrem Gezweig. Sie gaben Badri Dutt die Fackel zum Anzünden des Holzstoßes in die Hand. Wer hätte auch sonst dem Verstorbenen diesen Liebesdienst erweisen können? Es war ja keiner seiner männlichen Anverwandten in Puri.

Badri Dutt betete laut: „Sonne, dein sind die Augen dieses Toten, nimm sie hin! Wind, dir gehört sein Atem, sauge ihn auf! Wasser und Erde, nehmt eure Gaben zurück! Du aber, o göttliches Feuer, läutere seine Seele in deiner heiligen Glut und sende sie makellos empor zu der Welt der Gerechten.“

Die Abendstimmung der Landschaft war düster; das Feuer kämpfte lange mit dem Einflusse der feuchten Luft, ehe es kräftig emporlodernnd sein Vernichtungswerk vollbrachte. Am Himmel standen viele Wolken als Vorboten eines heftigen Regengusses. Der gelbrote Ball der untergehenden Sonne hatte sich in einen Dunstschleier gehüllt. Zornige Meereswogen peitschten dickflüssig, schmutzig-braun das Gestade, welches in weiter Ausdehnung die verkohlten Holzreste vieler Scheiterhaufen zeigte. Schwarz gefiederte Vögel umkreisten den Platz in raschem Fluge, hin und wieder die Erde streifend. Still war's in den Ordenshäusern und den kleinen Tempeln, die den Weg zur Stadt besäumten. Doch tönte von dieser aus den Tempelhöfen Dschaganaths mit kurzen Unterbrechungen das wilde, unharmonische Freudengeschrei der Pilgermassen, die sich aus der Küche des Herrn der Welt heiligen Reis reichen ließen.

Kilabati saß auf einem Steine in der Nähe des Wassers und blickte mit großen, weitgeöffneten Augen unverwandt nach dem Scheiterhaufen. Sie hatte ihre Ellenbogen auf die Kniee gestützt und preßte ihre Hände gegen ihre Schläfe, als wolle sie ihren Kopf vor dem Herspringen behüten. Es war ihr zu Mut, als träume sie einen schweren, beängstigenden Traum, so freundlich, so unwirklich erschien ihr alles, was sich ihren Augen darbot: die heilige Stadt, deren enge, tiefe Gassen und deren schmutzige, dunnpfe Herbergen die aus ganz Indien herbeigeströmten Gäste kaum zu fassen vermochten, das Gewirr von Sprachen und Trachten, die enge Gemeinschaft der sich sonst so streng von einander absondernden Kasten, sowie die Thatsache, daß selbst die vornehmsten Frauen sich unverschleiert in das Straßengewühl mischten, und dann ihr eigenes Geschick, ihre eigene Ver-

einfaſſung in dieſer Welt von unbekanntem Menſchen. Ihr jugendlicher Geiſt vermochte es nicht zu faſſen. Sie weinte nicht, doch ſtöhnte ſie von Zeit zu Zeit laut auf, und als der brennende Holzstoß in ſich zuſammenſtürzte und dem jezt eilig zehrenden Feuer nur noch ein kleiner Neſt von Nahrung blieb, entrang ſich ihrer ſchwerbelafteten Bruſt ein lauter Schmerzſchrei. Sie verbarg ihr Antliß in ihr Sari und weinte bitterlich.

Badri Dutt trat zu ihr und legte ihr ſeine Hand auf die Schulter.

„Weine nicht!“ ſprach er mit beſchwichtigendem Tone: „Dein Vater iſt dort oben.“ Er deutete zum Himmel empor. „Was er auch in dieſem oder in einem früheren Leben geſündigt haben mag, ſein Tod auf heiliger Stätte reinigt ihn von aller Befleckung.“

Lilabati ſchaute zu ihm auf. „Auch dann, wenn er keinen Sohn, keinen Enkel hat, der ihm die Totenopfer bringt?“ fragte ſie leiſe in angſtvollem Tone.

„Auch dann!“ wiederholte er. „Sei getroſt!“ Er ſetzte ſich neben ſie auf einen andern Stein, und ſie ergriff den Saum ſeines Kleides und drückte dieſen an ihre Lippen.

„Der Herr der Welt möge es Euch lohnen, was Ihr an uns gethan!“ ſagte ſie in leidenschaftlicher Erregung.

„Denke jezt nicht an das, was du erlebt haſt, ſondern an deine Zukunft,“ ermahnte er ſie. „Ich ſehe, du trägſt kein Zinnoberſteckchen auf deinem Haarscheitel, keinen eiſernen Ring an deinem Handgelenk. Du biſt gattenlos! Aber eine Witwe biſt du auch nicht, denn deiner Tracht fehlen die Merkmale der Trauer. Wie alt biſt du?“

Sie ſchlug die Augen nieder. „Ich bin zwölfjährig und unvermählt,“ ſagte ſie. Ach, wie ſehr fürchtete ſie durch dieſes Geſtändnis in der Achtung des ſchwärmeriſch verehrten Mannes zu ſinken! „Mein Vater ſagte mir, hier auf heiligem Felde vergehe meine Schmach,“ fügte ſie haſtig hinzu.

„Dein Vater hatte recht!“ gab er zurück. „Es iſt für jeden Mann eine Ehre, ein Mädchen zu heiraten, das den Herrn der Welt aufſuchte. Aber ſprich, weſhalb verſäumte er dich fortzuſchenken?“

„Wir ſind ſehr arm!“ antwortete ſie.

„Du ſtammeſt aus Kanchanpur? Du wöchteſt dorthin zurückkehren?“ forſchte er weiter.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Nun, ſo gehe mit mir!“ fuhr er fort. „Ich verſpreche dir, dir einen Gatten zu verſchaffen. Meine Mutter iſt eine gute Grihini (eine Hausherrin), wie es keine beſſere giebt, die wird dich liebevoll aufnehmen. Auch meine Schweſter und meine Frau werden ſich deiner Ankuſt freuen!“

Sechſtes Kapitel.

Lilabati war in „ſeinem“ Eltern-Hauſe, im Eltern-Hauſe Badri Dutt's!

Hinter ihr lagen, undeutlich in ihrer Erinnerung haſtend, Nebelbildern gleich, die Erlebnisse in Puri.

Auf Schritt und Tritt, im Wachen wie im Traume hatte sie immer nur daran gedacht, daß ihr Vater ihr entrissen und ein Freund ihr geschenkt war. Etwas Andres hatte sie in ihr junges, tief erschüttertes Herz nicht aufzunehmen vermocht. Die Wunder der heiligen Stadt, welche alle andern Pilger in fieberhafte Erregung versetzten, hatten sie ebensowenig berührt wie ihre mannigfachen Drangsale, die dumpfen, übelriechenden Schlafstätten, die allzeit schlecht bereitete, oft völlig verdorbene Nahrung und die Unmöglichkeit, während der Gottesdienste einen Schutz vor dem strömenden Regen oder den Gluten der Sonne zu finden. Vergebens hatte sie sich befreit, sich aus ihrer, wie sie wählte, strafwürdigen Gleichgiltigkeit gegen jene äußern Eindrücke aufzuraffen, die ihr als heilig gepriesen wurden. Sie war unbewegt geblieben beim Anblick des großartigen Glanzes im Haushalte Dschaganath's und seiner Geschwister, unbewegt beim Anschauen der herrlichen Pagode, des Wohnsitzes des Herrn der Welt, der hundert kleineren Tempel, welche andern, minder hoheitsvollen Göttern geweiht waren, der Menge der Priester und Ordensbrüder, der großen Schar von Cybelschlägern, Posaunenbläsern und Tänzerinnen, sowie des Getriebes in der Tempelküche, in der viel hundert Hände alltäglich für tausende von Pilgern Reis kochten. Sie hatte sie äußerlich mit erlebt, jene mit Unrecht berückigte, harmlos verlaufende Wagenfahrt der drei häßlichsten aller Götzenbilder, die jemals von der indischen Phantastie erfunden wurden. An der Hand ihres Beschüßers hatte sie sich hineingewagt in das stürmisch drängende, laut jauchzende Heer lustberauschter Glaubensgenossen, ohne mitzulachen und mitzujubeln.

Jetzt war sie dem lauten Puri entrückt und doch nicht in ihrem stillen Heimatsorte Ranchanpur. Sie befand sich in dem Städtchen Debipur, in dem schönen, großen Elternhause ihres Wohlthäters, unter der Obhut der ehrwürdigen Hausherrin, seiner Mutter.

Badri Dutt und sein Vater waren Purohitas oder Hauspriester. Das Amt dieser Männer ist ein sehr angesehenes und einträgliches. Die Purohitas leiten in Brahmanenfamilien die täglichen Andachten. Sie sind die seelsorgenden Berater der betreffenden Hausgenossen und haben in dieser Eigenschaft nur dem Guru, dem geistigen Lehrer, und dem Swami, dem Priesterfürsten, zu weichen.

Badri Dutt's Vater, — seine Kinder und seine Gattin nannten ihn ehrfurchtsvoll „Karta“, das heißt Hausherr, — war ein Patriarch nach dem alten Schlage. Stolz auf seinen unbedingten Gehorsam gegen die in zahllosen Göttergestalten sich äußernde Allgottheit, forderte er hinwieder auf das entschiedenste von seinen Kindern die unablässige Beherzigung des altarischnen Gebotes „dein Vater sei dir wie ein Gott!“

Unumschränkt herrschte sein Wille in seinem Hause. Verächtlich, entartet nannte er das Treiben der Söhne europäischer Familien, die ihre Eltern verlassen, sobald sie sich als erwachsen betrachten. — Zusammengehörig sind Vater, Sohn und Enkel, — ein Dach muß sie schirmend umfassen, bis ihre Seelen sich empor-schwingen, und immer muß der Jüngere dem Älteren gehorchen in unverbrüchlicher

Dankbarkeit für die seit seinem ersten Atemzuge empfangenen Wohlthaten. Das ist indische Sitte. So und nicht anders gefällt es der Gottheit.

O, wie er sie haßte, diese Fremdherrscher, die in ihren Häusern und in ihren Versammlungen dem unreifen, aufsteigenden Geschlechte das erste Wort gestatten und die Erfahrungen des reifen, absteigenden für veraltet erklären! War doch schon ihr unseliger Einfluß, ihr Haug zur Kritik in das bisher in sich so fest geschlossene, seiner Einigkeit sich rühmende Brahmanentum eingedrungen und hatte eine kleine Anzahl von Männern ermutigt, sich von dem Stamme ihrer Priesterschaft abzuzweigen und offen zu erklären, „wir wollen als Hindus leben und sterben, aber wir können dennoch das Sittegesetz, das uns unsre Gurus lehren, nicht auf Treu und Glauben als maßellos und unverfälscht hinnehmen. Wir wollen selbst forschen in den heiligen Schriften, um zu prüfen, ob es sich in dem Laufe der Jahrhunderte in arischer Reinheit erhalten hat.“

Heftiger Zorn würde ihn, den sonst so ruhigen, würdevollen, stets in vornehmer Haltung verharrenden Karta erfaßt haben, wäre er scharfsichtig genug gewesen, in die Seele seines einzigen Sohnes zu blicken und zu erkennen, daß diese dem Treiben einer neuerstandenen Partei nicht ganz abhold war.

Zwar dachte Badri Dutt keineswegs daran, sich ihr anzuschließen, doch verfolgte er insgeheim ihre Bildung und Entwicklung mit lebhaftester Aufmerksamkeit. Ihr Ihun erschien ihm keineswegs gotteslästerlich.

So lebten Vater und Sohn, äußerlich Hand in Hand gehend, durch eine gemeinsame Wirksamkeit fest aneinander gekettet, der eine befehlend, der andre gehorchend. Jahr aus Jahr ein unter dem nämlichen Dache, ohne einander innerlich nahezu stehen. Ganz Debipur pries ihre Gemeinschaft als ein leuchtendes Beispiel häuslicher Eintracht.

Der alte Karta hatte seinen Sohn nicht ohne Absicht nach Dschaganath gesandt. An uralte heilige Stätte sollte er mit verstärkter Kraft die Bande empfinden, welche die Seele jedes echten Inders an seine Religion knüpfen, und siehe! gerade dort war dem jungen Manne zu seiner eigenen Beruhigung deutlicher denn je ins Bewußtsein getreten, daß sich finsterner Aberglaube, daß sich starres Formenwesen, unlautere Sitten und grausame Bräuche in großer Menge in den Hinduismus eingeschlichen haben. Zwar hatte er sich für seine Familie sowie für alle seine Kastengenossen, in denen er Seelsorger und Hauspriester war, einen Beutel mit heiligem Reis geben lassen. Er hatte sich für seine kinderlose Frau eine Frucht von dem Nachkommen spendenden Bananenbaume erbeten und beides auf der Heimreise sorgsam behütet, und dennoch quälte ihn unablässig die Sorge, sein Vater könne ihn fragen „glaubst du auch an die Wunderkraft dieser Dinge?“ Eine Bejahung dieser Frage wäre ihm unmöglich gewesen, eine Verneinung würde das entsetzliche Elend eines Bruches zwischen ihm und seinem Vater heraufbeschworen haben. Aber der Karta fragte ihn nicht.

.
.
.

In der Boitakhana, dem Herren-Empfangszimmer des Karta, herrschte Tag aus, Tag ein jene ernste Feierlichkeit, welche den Hindus für vornehm gilt. Hier gab der Hausherr den Ton an.

In dem Zenana, der Frauenabteilung des Hauses, dagegen ging es oft lustig zu. Die Grihini, Badri Dutt's Mutter, war freilich auch eine stillernste Frau. Aber ihre kinderlose Schwiegertochter Kamal, ihre Tochter Kunda und deren fröhliche Kinder erkannten in der gemessenen Haltung der Großmutter keinen Damm für ihre Heiterkeit.

Ihre Tochter wohnte nur eine kleine Zeit im Jahre, gleichsam auf Urlaub, bei ihr, wenn ihre Schwiegereltern ihr die Erlaubnis gaben, die kurze Reise von ihrem ständigen Wohnsitz Kalangar nach Debipur zu unternehmen. Zwei der Enkel aber hatte sie stets bei sich, weil das Familienhaus in Kalangar überfüllt war.

Alle Hausbewohner empfingen Lilabati mit freundlichen Worten. War sie doch auf heiligem Felde gefunden! Kunda und Kamal begrüßten sie wie eine Schwester. Sie schenkten ihr seidene Saris und ließen es sich angelegen sein, sie zu schmücken. Eines Nachmittags saßen die Frauen in ihrer großen Zenana-Halle miteinander plaudernd. Kunda, die selten lange bei einer Beschäftigung harrte, hatte erst mit ihren Kindern gespielt und dann ein Viertelstündchen gesponnen.

„Dein Haarknoteu sitzt schlecht, Lilabati!“ rief sie. „Ich will ihn dir ordnen!“

Sie holte einen Kamm und öffnete Lilabati's schwarze Flechten.

„Wie dick und weich sie sind, diese langen Strähne!“ sagte sie bewundernd; „sie reichen dir bis an die Knie. Meine gehen mir kaum bis an den Gürtel. Aber du hast auch noch einen Mann zu fesseln, und das habe ich schon vollbracht.“

Sie kämte ein Weilchen ohne zu sprechen. Dann ergriff sie plötzlich Lilabati am Kinn, schaute ihr schelmisch ins Gesicht und fragte: „Sprich, wann ist Schönheit am schönsten, lachend oder weinend?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Lilabati, ein wenig verwirrt. „Ich glaube, lachend.“

„O nein!“ rief Kunda, „du hast falsch geraten: am schönsten ist sie im hochzeitlichen Schmuck, halb weinend halb lachend. O, ich freue mich schon, dich so zu sehen!“

Sie fing an zu singen, leise mit melodischer Stimme, denn die Grihini hielt streng darauf, daß kein Ton aus dem Zenana in die Männerabteilung drang.

Samalia, o vergiß mich nicht,
Dein wart ich allezeit!
Vierdochtig brennt der Lampe Licht,
Dem Liebesgott geweiht.

Samalia ist ein poetischer Ausdruck für „Gatte!“ Die hindustanische Sprache ist reich an Worten für Mann und Frau, da es diesen verboten ist, sich gegen-

seitig bei ihren Namen zu nennen. Beim Schein einer vierdochtigen Lampe wird die junge Frau im Hause ihrer Schwiegereltern empfangen.

„Kommt, Kinder, kommt, tanzt einen Reigen und helfst mir singen!“ rief Kunda. Die Kleinen eilten herbei und umtanzten Lilabati: „freue dich, freue dich; bald ist deine Hochzeit“, jubelten sie.

Lilabati freute sich nicht. Seltsam, sie hatte sich seit Jahren einen Gatten gewünscht; jetzt, da der alte Karta ihr versprochen hatte, die Schmach des Unvermähltseins von ihr zu nehmen, hätte sie willig ein Jahr ihres Lebens geopfert, um jenen Hochzeitstag in möglichst weite Ferne zu rücken.

„Daß ich bekümmert bin, ist natürlich,“ dachte Lilabati. „Aber Kamal ist auch traurig. Was mag ihr fehlen? Sie hat doch wahrlich Grund genug, heiter und guter Dinge zu sein. Ihr Samalia ist ihr nicht mehr fremd, er ist ihr innig vertraut, er ist der beste Mann, den die Sonne bescheint.“

Kamal kniete neben einem Holzstuhl, auf dessen Lehne sie ein Muster zeichnete. Sie schien unzufrieden mit dem Erfolg ihrer Arbeit. Wiederholt ließ sie den Arm sinken, preßte die Lippen unmutig zusammen und starrte gedankenvoll auf die Linien. Plötzlich warf sie ihren Stift fort, seufzte tief auf und eilte aus dem Zimmer.

„Was fehlt ihr?“ riefen Kunda und Lilabati.

„Sie ist schon seit einigen Tagen blaß, wenn sie uns nur nicht erkrankt,“ sagte die Grihini. „Euer Lärm ist aber auch allzu angreifend. Seid leiser!“

Sie stand auf und folgte ihrer Schwiegertochter. Sie fand diese in ihrer Schlafkammer auf den Knien liegend, das Gesicht in die Kissen ihres Bettes gedrückt.

Sie setzte sich neben die Trauernde und zog deren Kopf sanft auf ihren Schoß.

„Kamal, weshalb weinst du?“ fragte sie vorwurfsvoll, „darf eine Frau weinen, so lange ihr Gatte lebt?“

Kamal blickte empor. Sie war nicht hübsch, aber sie hatte, wenn auch Mund und Nase zu groß waren und ihre Augen weder eine schöne Farbe noch eine schöne Form besaßen, dennoch ein angenehmes Gesicht. Die Grihini liebte ihre Schwiegertochter von ganzem Herzen.

„Gesteh mir, was dich quält“, wiederholte sie mit dringendem Tone. Kamal preßte die Hand auf die Brust. „Vielleicht sind meine Gedanken sündig,“ antwortete sie leise. „Wenn dem so ist, so flehe zu den Göttern, daß sie mir nicht zürnen, Mutter.“

Sie preßte einen Zipfel des Saris der Grihini an ihre Lippen; dann sagte sie leise, in kurzen, abgebrochenen Sätzen:

„Wie soll ich es in Worte fassen? Ach, mir ist so angstvoll ums Herz! Du weißt, Mutter, das Glück deines Sohnes ist auch mein Glück. Ich ertrage es nicht länger, ihn traurig zu sehen!“

Sie schwieg. Die Grihini schüttelte den Kopf. „Kind, mir ahnt nicht, wo du hinauswillst. Sammle dich und rede deutlich.“

„O, ma Durga! Liegt denn nicht alles sonnenklar am Tage!“ entgegnete Kamal erregt. „Hast du in den letzten Tagen deinen Sohn nicht angesehen, Mutter. Merkst du denn nicht, daß er es lieb gewonnen hat, das Kind, das er auf heiligem Felde fand? Es schmerzt ihn, daß du verlangst, es soll sich ihm nicht mehr unverschleiert zeigen. Der Gedanke, daß es möglichst schnell verheiratet werden soll, betrübt ihn auf das heftigste. O, ich sehe es wohl, er möchte sie bei sich behalten, sie nicht von sich lassen, — das hübsche, kleine Ding!“

Sie hielt erschöpft inne. „Du bist eifersüchtig, Kamal, und Eifersucht ist Sünde!“ sagte die Grihini verweisend. — „Wir alle lieben das Kind, das uns Dschaganath gesandt; uns allen wird es schwer werden, es wieder herzugeben, deinem Gatten natürlich am meisten. Doch muß es sein.“

„Nein, nein, es muß nicht sein!“ entgegnete Kamal hastig. Ihr bleiches Gesicht ward plötzlich wie in Blut getaucht. „Es giebt ein Mittel, — diesen Kummer von ihm abzuwenden. Die Götter haben mir einen Sohn versagt; — ich muß mich über kurz oder lang an den Gedanken einer Nebenfrau gewöhnen. — Ich bitte dich und den Karta, macht Lilabati zu seiner zweiten Gattin.“

„Still, still, Kamal!“ unterbrach die Grihini sie streng. „Hast du vergessen, daß Manu gebietet: ist eine Frau acht Jahre kinderlos geblieben, so ist es ihrem Manne gestattet, eine zweite Ehe zu schließen, aber nicht eher. Wehe dem, der die Gebote der Götter mißachtet! Du lebst erst vier Jahre in unserm Hause. Harre in Geduld auf die Erfüllung dessen, was dir bei deiner Geburt auf die Stirn geschrieben ward. Und überdies darfst du jetzt am wenigsten verzagen. Hast Du nicht von Dschaganath eine heilige Banane erhalten?“

Siebentes Kapitel.

Vier Jahre später! Es war ein schöner Tag! Ein erfrischender Juni-Regen hatte die lechzende Erde getränkt. Lebenslust und Lebenskraft durchströmte Bäume und Büsche, Kräuter und Gräser. Die hohen Bakulbäume im Garten des Elternhauses Badri Dutt's waren über und über mit süßduftenden Blüten bedeckt. Rosen und Jasmine sandten sich balsamische Düfte zu. Auf dem großen, tiefen Teiche inmitten all' dieser Blütenpracht hoben sich auf dem klaren Wasser hoheitsvolle Lotusfelche aus breiten, grünen Blättern empor. Sie freuten sich ihres Daseins, und die Menschen im Garten thaten das Nämliche.

Es waren ihrer drei: Badri Dutt's Mutter, Gattin und Sohn.

Kamal war in diesen vier Jahren hübscher geworden. Nicht, daß ihre derben Züge sich verfeinert hätten, aber das Mutterglück, das ihre Seele erfüllte, verklärte ihr gutmütiges Gesicht. Es war unmöglich, sie jetzt noch häßlich zu finden.

Zu ihren Füßen spielte ihr zweijähriges Kind, ein indischer Liebesgott mit warmer, hellbrauner Haut und feingliedrigem, geschmeidigem Körper. Seine schwarzen Augen waren groß und glänzend; sein gebogenes Näschen war nicht dick und plump wie das seiner Mutter. Seine schmalen Lippen glichen denen des Vaters.

„Wird die Göttin Schafti, die Beschützerin der Jugend, mir abermals hold sein?“ dachte Kamal in ihrem Sinn. „Hoffentlich wird der Liebling, den ich erwarte, ebenso schön, ebenso kräftig sein wie mein Erstgeborener.“ Sie wagte es nicht, diese Bitte an das Schicksal laut zu thun. Böse Geister hätten sie hören und auf den Gedanken kommen können, sie für ihren kühnen Mut zu strafen.

O, wie glücklich fühlte sie sich! War Lilabati auch so froh, so befriedigt in ihrem Herzen? Sie hätte es gern gewußt; denn jetzt dachte sie ohne Eifersucht, ohne Unfreundlichkeit an das Kind, das ihr Gatte auf heiligem Felde gefunden hatte. Ob es Lilabati wohl gut ging? Ob sie auch das Haupt so fröhlich erhob, wie sie es that? Sie sehnte sich danach, sie wieder zu sehen und ihr ihren Sohn zu zeigen.

*
*
*

Lilabati war nicht unglücklich. Sie lebte in Kalangar, zwei Tagereisen von Debipur und Badri Dutt's Elternhause. Ihr Gatte war ein entfernter Vetter von Kunda's Mann. Er war ein guter Mensch, nicht hübsch und nicht häßlich, nicht besonders klug, aber auch nicht dumm. Er war, wie das in Indien gar oft der Fall ist, der einzige Ernährer seiner vielen weiblichen Auserwählten. Er hatte außer seiner Mutter und Lilabati noch drei verwitwete Tanten, zwei Schwestern und deren Kinder zu speisen und zu kleiden. Dies ward ihm schwer, und einen Sparspennig für die Zukunft erübrigte er sich nicht.

Er und all' die Seinen liebten Lilabati. War sie doch selbstlos stets darauf bedacht, ihnen zu dienen. —

Sie war ihrem Gatten in stiller, ruhiger Freundlichkeit warm zugethan. Sein Wille war ihr Gesetz. Badri Dutt, ihren Wohlthäter, aber hatte sie in die Zahl ihrer Hausgötter aufgenommen. Sie dachte an ihn schwärmerisch, wunschlos, als sei er einer der Himmelsbewohner. Sie hielt solche Abgötterei nicht für Sünde. Gestattet doch der Hinduismus den Menschenkultus in weitem Umfange.

Seine Schwester Kunda kam oft zu ihr, und fast jedes Mal eröffnete sie das Gespräch in ihrer offenerzigen Weise durch die Bemerkung: „Lilabati, du wirst immer stattlicher, immer hübscher. Säge dich jetzt meine Mutter, sie würde sagen, du seiest schöner als der Mond in seinem vollsten Glanze. Und dann pflegte sie hinzuzufügen: „Bist du nicht traurig, weil du noch immer keinen Sohn hast?“

Lilabati schüttelte dann den zierlichen Kopf und sagte: „Kamal hat sechs Jahre auf die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches gewartet; kann ich nicht gleichfalls so lange harren?“

Auch heute besuchte Kunda ihre Freundin Lilabati; sie war erst vor wenigen Tagen von einem längeren Aufenthalte in Debipur zurückgekehrt und hatte viel zu erzählen, so viel, daß sie nicht daran dachte, die Unterhaltung in ihrer gewöhnlichen Weise anzufangen.

„Du weißt doch, Lilabati“, begann sie eifertig, „daß der kleine Ishuri bald einen Spielgefährten erhalten wird, Ma Durga bewahre ihn gnädig vor einem Schwesterchen und schenke ihm einen gesunden Bruder!“

„Schanti, (Amen)!“ sagte Lilabati, einen leisen Seufzer unterdrückend.
 „Kamal ist eine Tochter Ma Lufis.“

Ma Lufi ist die Göttin des Glückes.

„Das ist sie,“ gab Kunda zu. „Und eben deshalb hat unser Karta beschlossen, daß sie sich und ihr kleines Zukünftiges dem Gotte Hari weihen soll. Sie braucht dann nicht nach der Geburt des Kindes bei diesem herrlichen Wetter vier Wochen in ihrem Zimmer zu bleiben, Badri ist übrigens mit dieser Anordnung keineswegs einverstanden; er erklärte sich dagegen, denke dir, das wagte er! — in aller Ehrfurcht freilich. Aber Widerspruch ist doch Widerspruch, und unser Karta darf so etwas nicht dulden. Es geziemt sich nicht für ihn,“ fügte sie eifrig hinzu. „Ich bitte dich, welche Uneinigkeit würde in den indischen Häusern entstehen, wollten alle Söhne ihre Meinung äußern!“

„Dein Vater hat nur einen Sohn,“ warf Lilabati ein. In ihrem Geiste fügte sie hinzu „und welch' einen Sohn! Wenn der einen Einwand erhebt, so wird er es nicht ohne guten Grund thun.“

„Ja, ja, ich weiß es, du nimmst ihn stets in Schutz!“ erwiderte Kunda. „Ich glaube fast, du würdest es sogar gut heißen, zöge er nach der leichtfertigen, undankbaren Art der Engländer mit Frau und Kind aus dem Elternhause, um ganz nach seinem eigenen Belieben zu leben.“

„O, wie würde er nur an so etwas denken; er vergißt sicher nie das Gebot: ehre deine Eltern, als wären sie Götter! Aber sage mir, Kunda, ist es wirklich wahr, daß die Frau, die sich und ihr Kind Hari weiht, gleich nach der Geburt des Kleinen aufsteht, ein kaltes Bad nimmt, dem Gotte Hari Reis, Curry, Fische und Tamarinden opfert und dann an ihr Tagewerk geht, als sei nichts geschehen?“ fragte Lilabati, indem sie nachdenklich hinzusetzte: „Man nimmt an, daß ihr das alles nicht schadet?“

„Man nimmt an?“ rief Kunda entrüstet. „Wie kannst du dich nur so falsch ausdrücken. Es ist doch eine ausgenachte Sache, das alles, was wir im Namen eines Gottes, im rechten Glauben, in felsenfestem Vertrauen thun, uns nicht nur niemals schadet, sondern heilsam ist.“

Lilabati wollte sagen, „Ich bitte dich, zürne mir nicht!“ aber ein dringendes Gefächrei, das sich im Vorhofe des Hauses erhob, schnitt ihr das Wort vom Munde ab.

O, ihr Götter: Was war geschehen? War eines von Kunda's Kindern in einen Teich gefallen oder brannte es im Dorfe? Erst vor wenigen Tagen waren mehrere Hütten Kalangars urplötzlich in Flammen aufgegangen. Kein Mensch kannte die Entstehungsweise des Feuers, und Lilabati zitterte heftig in der Erinnerung an die hochauflodernde Glut und an die markerschütternden Hilferufe der Besizer, denen dieser Brand all ihr Hab und Gut raubte.

Ohne sich nur zu verschleiern, eilten sie und Kunda durch die Boitakhana, die Verandatreppe, hinab. Angst beflügelte ihren Fuß. Lilabati's Schwiegermutter war ausgegangen, aber die übrigen Hausgenossinnen stürzten aus ihren Kammern

hervor und mehrere von ihnen rangen die Hände und jammerten laut in der Vorahnung eines Unglücks.

Der Hof war voll lärmender, erregter Menschen, die sich stoßend und drängend einer Gestalt zuwandten, welche in ihrer Mitte auf der Erde lag.

Als die Frauen sich in der Veranda zeigten, traten die ihnen Zunächststehenden ehrerbietig auseinander und ließen sie hindurch.

Sie sahen jezt, daß die auf der Erde liegende Gestalt kein Kind, sondern ein Mann war.

„Ma Durga! Es ist mein Gatte!“ schrie Lilabati entsezt.

Im nächsten Augenblick sank sie neben ihm in die Kniee. „War er tot?“

Nein, noch nicht! Aber er lag im Sterben. Das brauchte ihr nicht gesagt zu werden. Sie sah es. Seine weitgeöffneten Augen waren glasig, sein Antlitz verzerrt und leichenblaß, sein Mund krampfhaft geschlossen. An seinem entblößten Fußknöchel sah sie zwei Wunden.

„Eine Schlange hat ihn gebissen, eine Kobra!“ rief ihr einer der zwei Männer zu, die emsig beschäftigt waren, das Bein des Unglücklichen oberhalb der Wunde mit einem Turbantuch zu unterbinden. Sie dachten dadurch dem Gifte den Weg in die übrigen Körperteile zu versperren; aber der tödliche Saft war schon in alle Glieder gezogen.

„Macht ihm den Mund auf und stößt ihm Wein ein; das thun die englischen Ärzte auch!“ rief ein Zuschauer Lilabati zu.

„Ja, ja, ganz recht, — Wein! Wer Wein hätte!“ entgegnete ein anderer, während seine Hinter- und Nebenleute ärgerlich fragten: „Sind unsre Mittel nicht wirksamer als die fremdländischen Quacksalber?“

„Sein Mund ist nicht mehr zu öffnen; wir können ihm nichts mehr einflößen. Yama¹⁾ hat ihm die Lippen verriegelt!“ sagte ein alter Brahmaue, der zu seinen Häupten stand.

„Laßt ihn nicht einschlafen! Er muß wach bleiben! Sonst ist es um ihn geschehen!“ wehklagte die Mutter des Verwundeten, die inzwischen nach Hause gekommen war und jezt in wilder Verzweiflung ihren Sohn aus seiner Erschlaffung aufzurütteln sich bemühte.

Kunda hatte Milch geholt. Sie und Lilabati wuschen mit dieser die Wunden so sorgsam aus, wie es ihre zitternden Hände nur immer vermochten. „Ist der Arzt noch nicht da?“ Der Ort besaß nur einen einzigen. „Erbarnt sich denn niemand und holt ihn?“ fragten sie wieder und wieder mit dringendem Tone.

„O, wir haben ihn längst gerufen, aber er ist ein langsamer Mensch; er nimmt sich Zeit zu jedem Schritte!“ gab man ihr zurück. „Doch seht, da kommt er endlich! Platz da für den Arzt! für den Baid!“

Lilabati sprang auf und eilte dem Kommenden entgegen. „Helft ihm; rettet ihn!“ rief sie ihm zu.

Der Arzt beugte sich zu dem Verwundeten hinab und betastete mit prüfender Hand dessen Körper. Er schüttelte den Kopf und sagte langsam: „Er atmet noch,

¹⁾ Der Todesgott

aber alle seine Glieder sind steif wie die eines Toten. Menschliche Hilfe ist unsonst. Ruft die Manase Dewi, die Göttin der Schlangen, an, daß sie sich seiner erbarme."

Die Umstehenden brachen in ein Klagegeschrei aus, und einige fingen an, laut zu beten. Lilabati starrte den Arzt an, als habe sie ihn nicht verstanden.

Ein großer Mann schob sie von ihrem Platze. „Laß mich versuchen, ob er noch zu retten ist!“ sagte er. Er war ärmlich gekleidet, drei Pfauenfedern steckten an seinem Turban. Er war einer der Schlangenfänger, die von Ort zu Ort ziehen, um dem Volke ihre Künste zu zeigen. Wer hatte ihn geholt? War er zufällig des Weges gekommen? Hatte die Schlangengöttin ihn gesandt? Keiner dachte daran, diese Fragen zu stellen. Genuß, er war da und wurde mit Jubel begrüßt.

„Das ist der rechte Mann, das ist der rechte Mann!“ riefen die Umstehenden „der kann mehr als ein Arzt!“

Der Baid warf ihm einen feindseligen Blick zu und trat zur Seite.

Der Schlangenfänger zog aus seinem Gürtel zwei kleine, schwarze, eirunde Steine und legte sie auf die Wunden.

„Das sind Schlangensteine, die wirken Wunder, die saugen das Gift aus,“ raunten die Umstehenden einander zu. Sie reckten den Hals und hoben sich auf die Beine. Und wirklich! Die Steine sogten sich fest wie Schwämme; sie blieben auf den Wunden liegen, und das Gesicht des Schlangenfängers nahm einen Ausdruck der Befriedigung an.

Er zog aus seinem Gurte eine Wurzel und fing an, diese dicht über den Steinen langsam hin und her zu schwenken. Von Zeit zu Zeit berührte er mit ihr die Haut des Verwundeten.

Die atemlose Stille ringsherum verriet die gespannte Erwartung aller Anwesenden.

Plötzlich fiel der größere der kleinen Steine von der Wunde ab und auf die Erde, und einen Augenblick später folgte der zweite seinem Beispiele.

Der Schlangenfänger stieß einen Fluch aus. „Ich bin zu spät gekommen!“ sagte er.

Der Verwundete schnellte plötzlich den Oberkörper in die Höhe, stöhnte laut auf und sank ins Gras zurück. Er war tot!

Achtes Kapitel.

Kunda wünschte ihren Eltern mitzuteilen, daß Lilabati Witwe geworden sei. Sie konnte nicht schreiben. Sie hatte es als Kind zu lernen verlangt; doch hatte ihre Mutter ihre Bitte mit der Antwort zurückgewiesen, das Schreiben sei Männer Sache; eine Frau, die solche Künste treibe, mache sich den Göttern verhaßt. „Rühre nie eine Schreibfeder an!“ hatte sie warnend hinzugefügt.

Kunda war dem mütterlichen Gebote treu geblieben. Sie bat ihren Schwiegervater, ihr einen Brief zu schreiben, und dieser war gern bereit zur Erfüllung ihres Wunsches.

Kunda diktierte dem guten Alten folgende Epistel:

„Ehre und Anbetung der heiligen Mutter Durga! Möge die Gungadschi (die Göttin Gauga) euch, geliebte Eltern, ein langes Leben schenken! Seid ihr doch uns allen ein leuchtendes Beispiel der Gottesfurcht und eines reinen Wandels. Mein Gatte, meine Kinder und ich küssen euch in Ehrfurcht die Füße. Viel Trauriges hat sich hier ereignet. Lilabati ist Witwe geworden! Wir hielten sie für gut und rein; wir liebten sie, weil wir glaubten, sie stehe fest in der Gunst der Götter. Es war ein schwerer Irrtum. Lilabati ist sicherlich in ihrem früheren Dasein ein verworfenes Geschöpf gewesen, eine Schlange gegen ihre Eltern, eine Schlange gegen ihren Gatten. Wir thun wohl, uns vor ihr zu hüten, aber auf der Straße dürfen wir sie dennoch nicht unkommen lassen. Daher habt Erbarmen mit ihr; ich bitte euch darum. Ihres Mannes nächster Vetter ist arm, trotzdem wird er die Mutter des Toten in sein Haus nehmen. Bei uns ist kein Raum mehr für eine Witwe. Euer Witwenzenana dagegen ist geräumig. Und so, geliebte Eltern, nehmt die Verworfene auf, damit sie nicht Hungers sterbe.“

Der Karta las diesen Brief seiner Frau in Gegenwart von Sohn und Schwiegertochter vor. Er faltete das Papier zusammen und dachte sorgenvoll an die junge, liebliche Frau, die so früh und so hart vom Schicksal getroffen war. „Sie muß wahrlich ein böses Herz haben, sonst wäre ihr die Schmach der Witwenschaft, wenn auch vielleicht nicht ganz erspart, aber doch keinesfalls in einem Alter von sechszehn Jahren auferlegt worden,“ sagte er mit herbem Tone.

Die Greisin bestätigte dies Urteil durch einen leisen Seufzer. Sie fragte: „Was hast du beschlossen, Karta?“

„Könnte sie in unserm Witwenzenana noch Platz finden?“ gab er ihr zurück.

Sie nickte bejahend: „Eine Witwe hat Genügsamkeit zu lernen,“ sagte sie. „Lilabati wird dankbar sein, wenn wir ihr ein Obdach geben, gleichviel wie ärmlich es sein mag. Ich werde sofort Anordnungen zu ihrer Aufnahme treffen.“

Sie stand auf, indem sie Kamal's Absicht, sie zu begleiten, durch eine abwehrende Handbewegung zurückwies.

„Es würde dem Kinde unter deinem Herzen schaden, gingest du mit mir in jenen schmachbeladenen Teil unsers Hauses!“ erklärte sie. „Es ist deine Pflicht, vorsichtig zu sein, Schwiegertochter. Die Götter sind leicht verleglich und zum Zorne geneigt gegen die, welche ihre Warnungen mißachten.“

Sie verließ das Zimmer, und bald nach ihr ging auch der Karta fort.

Badri Dutt und seine Gattin blieben allein.

Kamal zog den kleinen Ishuri zu sich heran. Sie preßte sein Köpfchen an ihre Brust. Sie war schmerzlich durchschauert von der Nachricht, daß Lilabati ihre Wertschätzung nicht verdiene, und suchte den Druck, der auf ihrem Herzen lastete, sich dadurch zu verschneiden, daß sie ihr Kind liebte.

Badri Dutt sah nachdenklich vor sich nieder. Seine Stirn war gerunzelt. Ein Weilchen rührte er kein Glied; dann sprang er auf und rief: „O, es ist qualvoll, es ist herzzerreißend!“

Er hatte oft Stunden der Anfechtung, in denen er wünschte, nie geboren zu sein. Warum hatte er nicht in dem herrlichen Zeitalter der Sakuntala und des Königs Duschanti, warum nicht in den schönen Tagen Nals und der Damajanti gelebt? War die Welt dieses Kali Yuga, unsrer eisernen Ära, nicht über die Maßen verderbt und sündig? Waren diejenigen, die sich für rein, für gottähnlich hielten, die Brahmanen der Gegenwart, nicht weit abgewichen von den Lehren der Beden? Stützten sie sich nicht alle im blinden Unverstand auf neuere Schriften?

Ein schwerer Zweifel an der Gottwohlgefälligkeit der Vorschriften der Priesterschaft der Jetztzeit überfiel ihn auch in dieser Stunde. Er bemühte sich diesen Zweifel zu bannen. Er rang nach einer Beruhigung, — aber der Sturm in seiner Seele ließ sich nicht besänftigen.

Kamal sah, daß er litt, aber die Ursache seines Schmerzes war ihr verborgen. Sie schob das Kind von sich und trat zu ihm.

„Fehlt dir etwas, mein Gebieter?“ fragte sie.

Er legte seine Hand liebevoll auf ihr Haar und beugte sich zu ihr hinab. Mit weichem Tone sagte er zu ihr:

„Du, die du meinem Herzen nahe stehst, sprich, fühlst du kein Mitleid mit jenem unglücklichen Kinde, das jetzt in der kaum begonnenen Blüte ihrer Jahre, allem Lebensglück entrückt, in eine düstre Witwenklause eingekerkert werden soll?“

Der Ausdruck höchsten Erstaunens trat in ihr Auge. „War es nur das, was ihn folterte?“

Er sah es ihr an, daß sie den Kernpunkt seiner Frage nicht erkannte.

„Mitleid?“ rief sie fast unwillig. „Mitleid? Deine Freude an einer schönen Blume erlischt, wenn du erfährst, daß sie giftig ist. Kann dir ein Menschenkind teuer bleiben, hörst du, daß in seiner Seele das Gift der Bosheit wohnt. Das einzige, was du für ihn thun kannst, ist, daß du es auf den Weg der Reinigung führst. Kann eine Witwe in den Himmel kommen ohne ein Leben strenger Buße? Der Karta sagt, es sei unmöglich.“

„Ja, ja, der Karta!“ erwiderte Badri. „Er stützt sich dabei auf die Puranas, aber diese Schriften sind nicht so alt wie die Beden, und in den Beden stehen keine Gebote von solcher Grausamkeit.“ Er gab diese Erklärung hastig und heftig.

„Das verstehe ich nicht,“ entgegnete sie. „Ich weiß nur, daß das Wort deines Vaters uns allen, auch dir, als Richtschnur dienen muß, sonst verfallen wir der Sünde.“

Sie beendete mit dieser sanft, aber entschieden ausgesprochenen Bemerkung das Zwiegespräch.

Er schweig und bedeckte seine Augen mit der Hand, als könne er dadurch aus seinem Geiste das beängstigende Bild jener dumpfen Zellen ausschließen, in denen im Nordflügel des Hauses nach altem Herkommen alle Witwen seiner Familie den kürzeren oder längeren Rest ihres Lebens vertrauerten. Als Kind hatte er jenen düstern Teil der Wohnung seiner Eltern gar manchmal, aber nie

ohne scheues Unbehagen betreten. Seit seinem zwölften Jahre hatte er den Fuß nicht wieder hineingeseht. Seine Mutter hatte ihm gesagt, „du bist nun bald ein Mann, und Männerbesuche anzunehmen ist den Witwen untersagt.“

Nur der Karta sah zuweilen die ihres Gatten beraubten Frauen seiner Familie. Es waren ihrer fünf an der Zahl, und er hielt streng darauf, daß sie fleißig spannen und allerlei häusliche Arbeiten verrichteten und dabei die Vorschriften der hindustanischen Witwenordnung auf das pünktlichste befolgten. Sie mußten sich in ein dürftiges, grauweißes Gewand kleiden, durften kein Geschmeide, weder um den Hals noch an den Armen und Fußgelenken tragen und hatten sich vierundzwanzig Mal im Jahr das Haupthaar bis auf die Wurzel abschneiden zu lassen. Mehr als eine einzige knapp zugemessene Nahrung des Tages über zu sich zu nehmen, war ihnen nicht gestattet, und an den Ekadasis, das sind der elfte und der zweiundzwanzigste jedes Monats, hatten sie sich volle vierundzwanzig Stunden alles Essens und Trinkens zu enthalten. Sie durften sich an keinem öffentlichen Gottesdienste beteiligen, mußten aber dafür zu Hause viel und anhaltend beten.

Der Karta war sehr stolz auf das tadellose Benehmen der unter seiner Obhut lebenden Witwen. Waren sie doch alle tugendreine Bramacharis, gottwohlgefällige Büßerinnen. Er pflegte zu sagen: die Mekkas (die Engländer) wähen, daß sie die Witwenverbrennung abgeschafft haben. Das sichtbare Feuer vereinigt zwar nicht mehr wie früher die Seele der Frau mit der körperbefreiten Seele ihres Mannes in rasch läuternder Glut. Statt dessen aber verbrennen unsre Witwen, den heiligen Satzungen gehorsam, langsam ihren Leib mit dem unsichtbaren Feuer andauernder Buße. Sie töten ihr irdisches Teil durch stete Kasteiung, um einstmals droben im Himmel ewig an der Seite ihres Gatten leben zu dürfen.“

* * *

An dem Tage, der Lilabati den Witwen der Familie Badri Dutt's einreichte, beschenkte Kamal ihren Gatten mit einem zweiten Sohne.

Trotz hoher Freude fühlte sie sich sehr matt. Da sie aber nach indischer Sitte nicht ihrem Manne, sondern ihrem Schwiegervater zu gehorchen hatte, so stand sie unmittelbar nach der Geburt des Kindes von ihrem Bette auf, nahm ein kaltes Bad und brachte dem Gotte Hari ein Dankopfer von Reis und geklärter Butter dar. Sie selbst und die sie umgebenden Frauen erwarteten, diese Gabe werde ihr eine besondere Kräftigung eintragen. Sie irrten sich.

Ein heftiger Schüttelfrost zwang die arme Kamal, alsbald wieder ihr Lager aufzusuchen. Sie ward von einem starken Fieber ergriffen und starb nach vierzehntägiger Krankheit, gleich vielen ihrer Landsmänninnen, als ein Opfer hindustanischer Unvernunft.

Neuntes Kapitel.

Der kleine Ishuri spielte im Garten. Er war jetzt fünfjährig. Seine Mutter war vor elf Monaten gestorben. Er hatte sie längst vergessen. Es war ihm unmöglich gewesen, ihr Bild mit seinem noch kindlich unentwickelten Gedäch-

nis festzuhalten, da keines der erwachsenen Glieder seiner Familie ihm dabei zu Hilfe kam und ihn an die so früh Verstorbene erinnerte.

In den vornehmen Kasten Indiens wird der Tod eines Mannes viel länger, der einer Frau ungleich kürzer betrauert als in irgend einem andern Lande. Schließt eine Frau ihre Augen für immer, ist ihre sterbliche Hülle verbrannt, dann darf der Witwer seine Gedanken alsbald auf eine zweite Heirat richten. Er wird gelobt und gepriesen, wenn er sich schon nach wenigen Monaten entschließt, seinen Eltern eine neue Schwiegertochter zuzuführen. Die Frau darf ihren Verlust nie, der Mann seinen bald nach dessen Eintritt ersetzen. Das ist indisches Recht, und nach dem Gesetz der Vererbungen alter Gewohnheiten halten die Gefühle des Schmerzes bei den meisten Hindus gleichen Schritt mit den Anordnungen der Sitte. Nur wenige der eingeborenen Brahmanen tragen die Gebote der Trauer in ihrem eigenen Herzen. Die Mehrzahl ist unter dem Bann der eisernen Religionsgesetze zu Marionetten geworden, deren Bewegungen nicht wirklich, sondern nur scheinbar freiwillig sind. —

Der kleine Ishuri hockte auf der Erde. Er hatte seiner Großmutter einen Hammer entwendet. Die Grikini bediente jetzt drinnen im Hause seinen Großvater und seinen Vater bei der Hauptmahlzeit des Tages. Sie waltete eines Amtes, das in Indien, wo Mann und Frau nie gemeinsam essen, auch die vornehmsten Hindustanerinnen stets selbst besorgen. — Das Kind war in diesem Augenblicke unbewacht. Lustig hämmerte es mit dem Werkzeuge auf eine Stelle des Weges, die unmittelbar vor seinen Knien lag.

„Was thust du da?“ fragte ihn eine liebliche Frauenstimme.

Er sah empor. Über die Mauer des Gartens lugte ein jugendlicher Kopf herüber. Er kannte dessen Trägerin, es war Lilibati. — Er liebte sie, und sie liebte ihn. Sie schlich sich oft zu ihm hinüber, wenn er allein war. Sie erzählte ihm schöne Märchen, von guten und bösen Cobras, von menschenfressenden Rakshas und heldenmütigen Radschahsöhnen. —

„Was thust du da?“ wiederholte sie, „nimme dich in acht, damit du dir nicht wehe thust.“

„Ich will die ganze Erde in kleine Stücke zerschlagen!“ prahlte er jauchzend. „Siehst du, ich habe schon ein kleines Loch gemacht. Bald springt sie auseinander.“ Er hob sein Werkzeug so hoch empor, als er konnte, und ließ es wieder sinken. Er traf nicht die Stelle, die er treffen wollte, sondern sein kleines, nacktes, gelbes Knie. Er warf den Hammer fort und schrie aus Leibeskräften, obwohl der Schlag infolge der kindlichen Kraftlosigkeit seines Armchens sehr schwach gewesen war.

„Sei still; ich komme zu dir!“ rief ihm Lilibati zu. Sie verschwand hinter der Mauer und trat gleich darauf durch die niedrige Pforte. Diese war unverschlossen. Sie kniete neben dem Kinde auf dem Boden nieder und preßte ihre Lippen kühlend auf die beschädigte Stelle. O, wie wohl ihm das that! Der Schmerz war wie weggeblasen.

„Und nun eine Geschichte, eine recht schöne, Lila, liebe, gute Lila,“ flehte der kleine, schnell getröstete Weltzertrümmerer.

Sie schaute lächelnd zu ihm empör. „Es ist schon spät,“ sagte sie, „aber ein ganz, ganz kleines Märchen könnte ich dir wohl noch erzählen.“

„Darf ich es anhören?“ fragte eine Männerstimme.

Lilabati erschraf. Sie zog ihr Sari-Ende über ihr Gesicht. Sie kannte jene Stimme; sie drang ihr mit ihrem Wohlklang tief in das Herz hinein. Bangigkeit und jubelndes Entzücken stritten sich in ihrem Geiste um die Herrschaft. Sie wollte forteilen und war unfähig, sich zu erheben, unfähig, auch nur ein einziges Glied zu rühren.

Das Kind schlang lieblosend seine Ärmchen um ihren Hals.

„Ja, ja, Papa soll zuhören!“ jubelte er. „Er kennt die Geschichte vom tapferen Löpfer noch nicht. Und sie ist doch so lustig!“

„Ihr scheint euch gut zu kennen!“ sagte Badri Dutt nachdenklich. „Eure Freundschaft stammt nicht von heute oder gestern; nein, sie ist fest geschmiebet.“

Lilabati zitterte bei dem Gedanken, daß er ihre Zuneigung zu seinem Kinde mißbilligen werde. Sie war eine Witwe, — drückend schwer fiel ihr dieser Gedanke auf das Herz.

„O, verzeiht, wenn ich unrecht that,“ rief sie schmerzlich. „Das Kind spielt hier täglich um diese Zeit allein; da habe ich manchmal ein wenig mit ihm geplaudert. Der Tag ist mir so lang; die Stunden schleichen uns allen da drüben in qualvoller Einförmigkeit dahin. O, wenn ich nur einmal jeden Abend diesem Knaben in die Augen sehen darf, dann will ich mein Leben segnen, — dann bin ich glücklich.“

Er wandte das Gesicht ab; sie sollte nicht sehen, daß ihm Thränen in die Augen traten. — Großer Gott, wie genügsam kann ein Menschenherz, ein nach Liebe lechzendes, darbenes Menschenherz werden! —

„Gehe jetzt fort; die Grihini soll dich nicht hier treffen,“ sagte er, — „aber morgen um diese Zeit stelle dich wieder hier ein. Versprich mir das!“

Sie erhob sich aus ihrer knieenden Stellung, — das Kind hielt sie am Kleide fest. „Du hast mir versprochen, mir ein Märchen zu erzählen,“ klagte es vorwurfsvoll. „Nun mußt du es auch thun.“

„Es geht heute nicht,“ sagte sie sanft. „Es ist schon zu spät.“ Sie entzog sich seinen Händen. „Dein Vater wird dir eine Geschichte erzählen,“ tröstete sie ihn.

„Er kann es nicht; du kannst es ganz allein,“ schrie das Kind, in leidenschaftlichem Ärger mit den kleinen Füßen stampfend.

Badri Dutt zog das Kind zu sich. „Ich kann dir doch eine Geschichte erzählen,“ sagte er, „aber es ist kein Märchen; sie hat sich wirklich ereignet, und ich vergesse sie nie. Es ist die Geschichte eines kleinen Mädchens, das ich auf heiligem Felde fand und sehr lieb gewann und dann für immer verlor.“

Sie war an der Gartenpforte stehen geblieben, — mit vorgebengtem Oberkörper hatte sie diesem Bekenntnisse gelauscht.

„Laß mich dein Antlitz sehen, — mich verlangt zu wissen, ob du dich sehr verändert hast,“ rief er ihr zu, leise, aber doch laut genug, daß sie es hören konnte.

„O, ich flehe Euch an, verlangt das nicht von mir,“ rief sie. „Es ist uns Witwen verboten, unser Antlitz einem Männerauge zu zeigen. Auch bin ich sehr entstellt, denn mein Haar ist mir abgeschoren, mein langes, schwarzes Haar.“

„Nun, so erfülle mir meinen Wunsch nicht,“ erwiderte er mit einem Anflug von Unwillen im Tone.

Sie kehrte zu ihm zurück. „Ich ertrage es nicht, wenn Ihr mir zürnt,“ sagte sie. Sie schlug den Schleier zurück, ihn sorgsam unter dem Kinn festhaltend, sodasß er ihr Gesicht umrahmte, ohne die widernatürliche Kahlheit ihres Kopfes zu zeigen.

Er lächelte. Die Witwenordnung war also nicht im stande gewesen, alle weibliche Eitelkeit in ihr zu ersticken. Und wie schön sie geworden war, schöner, als zu der Zeit, da er sie auf heiligem Felde gefunden hatte!

Zehntes Kapitel.

Die Eintracht hatte das bisher so friedliche Haus des Karta verlassen. Wild und gebieterisch stellte sich der Zwiespalt auf ihren Platz. Dieser hielt in der Hand eine Schale jenes Gifttrankes, den die thörichten Menschen selbst dann so willig schlürfen, wenn sie vorahnend erkennen, daß er ihr Seelenglück zerstört!

War der Dämon der Uneinigkeit erst heute eingetreten? O nein, schon seit Jahren wohnte er verborgen in diesen Räumen. Wie ein Dieb in der Nacht hatte er sich einstmals eingeschlichen, aufmerksam lugte er aus seinem Schlupfwinkel hervor, um einen günstigen Augenblick zur entscheidenden That zu erspähen.

Die Hausbewohner spürten seine Anwesenheit längst, obgleich sie ihn nicht sahen, nicht sehen wollten. Sie fühlten den Eiseshauch seines Athems und dennoch thaten sie, als sei er nicht vorhanden. Es graute ihnen vor der Möglichkeit, ihn durch ein thörichtes Wort aus seinem Schlupfwinkel herauszubeschwören.

Jetzt aber hatte ihn ein Bekenntnis Badri Dutt's ans helle Tageslicht gerufen. Dies Bekenntnis hieß: „Ich will Lilabati, die Tochter des auf heiligem Felde gestorbenen Pandit Lurmann, zu ueiner Gattin machen.“

Hochaufgerichtet standen Vater und Sohn sich gegenüber, in leidenschaftlicher Erregung miteinander sprechend. Ihre Stimmen klangen hart und schrill. Ihre Augen funkelten. Die Zornader auf ihrer Stirn war geschwollen. Sie sahen sich in diesem Augenblicke sehr ähnlich, diese beiden grundverschiedenen, nahe verwandten Männer!

„Ich habe das Recht der freien Wahl!“ sagte Badri Dutt in dem Tone der Verteidigung. „Die erste Frau wird einem gegeben; die zweite darf man sich selbst suchen. Das ist ein indisches Gesetz.“

„Ein indisches Gesetz von Mann ausgesprochen, von Ma Durga gesegnet! Ich gebe es zu!“ antwortete der Vater. „Wo aber steht geschrieben, daß ein

Mann wohl daran thue, eine Witwe heimzuführen, eine Witwe, eine Gebrandmarkte der Götter, ein verworfenes Geschöpf? Zeige mir das."

Er öffnete den Deckel einer Truhe, die im Hintergrunde des Gemaches stand, und deutete auf die Schriften, die darinnen lagen.

"Das sind Puranas, Karta. Du beruffst dich immer nur auf diese, und doch sind gerade sie es, welchen die Grausamkeit unsrer Witwenordnung zur Last fällt. Die Sutras, unsre ältesten, heiligsten Lehrbücher wissen nichts von solcher Härte," erwiderte Badri Dutt mit großer Heftigkeit.

"Du lästerst, Sohn!" rief der Karta, sich dicht vor ihn hinstellend und die rechte Hand warnend erhebend. "Du lästerst, wenn du die Heiligkeit der Puranas antastest. Ist nicht alles, was sie uns gebieten, aus dem göttlichen Quell der Beden geschöpft?"

"Nein, nein und abermals nein!" rief Badri Dutt. "Die Lehren der Sutras sind licht und freundlich, die der Puranas düster und streng. Unarische Elemente haben sich unter dravidischem Einfluß in sie hineingedrängt. Das Gebot: alle Witwen sollen sich entweder im Feuer des Scheiterhaufens oder im Feuer strenger Bußübungen verbrennen, ist nimmermehr ein vedisches Gesetz. Es ist eine spätere Erfindung; es gehört einer neueren Zeit an."

"Bei dem höchsten Gotte des Weltalls! Er nennt die ewigen Wahrheiten Erfindungen!" dachte der alte Karta. Ihm war zu Mute, als würde er mit Dornen gepeitscht. Jedes Wort seines Sohnes drang ihm wie Stacheln in die Brust. Er preßte die Hand auf das Herz.

"Und die bedeutsame Stelle in den Leichenfeier-Vorschriften der Rig-Veda: „Die Frauen sollen, unverwitwet, als gute Gattinnen, mit Collyrium geschmückt, geklärte Butter in den Händen haltend, ins Feuer gehen,“ gilt dir diese Stelle nichts? Wagst du zu thun, als sei sie niemals geschrieben? Sagt sie nicht klar und deutlich, daß es für eine Brahmanen-Witwe kein Entweder-oder giebt, daß sie ihrem Gatten in den Tod folgen soll und daß sie, wenn man es ihr wehrt, fortan zu leben hat, als sei sie tot?"

Badri Dutt schüttelte den Kopf. Er merkte in seiner Erregung nicht, wie sehr sein Vater unter diesem Gespräche litt. Er dachte einzig und allein an die Thatsache, daß dieser nicht die geringste Rücksicht auf die Qualen nahm, die er im Inneren seines Herzens empfand. Wenn zwei sich streiten, denkt jeder nur an sich. —

"Die Stelle ist bisher mißverstanden," entgegnete er mit Heftigkeit. "Priesterliche Bosheit oder priesterliche Unwissenheit hat sie Jahrhunderte hindurch falsch erklärt. Das Gebot lautet richtig übersezt: Die Frauen sollen „ans“ Feuer gehen. Es steht nicht dort: sie sollen „ins“ Feuer gehen. Das unterliegt keinem Zweifel. Auch ist hier nicht von der Witwe des Toten die Rede, sondern von den Frauen ihrer Umgebung, von denen verlangt wird, daß sie dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen. Englische Forschungen haben das aufgedeckt."

"Ja, ja, englische Scheinweisheit, englische Trugschlüsse!" höhnte der Karta. "Als die unreinen Mlekkhas die Herrschaft über unser Land antraten, versprachen sie

feierlich, sich nicht in unsre häuslichen Angelegenheiten zu mischen. Jetzt aber streuen sie ihr Gift überall aus und hegen die Söhne gegen die Väter. Fluch über sie alle! Möge Siva sie zermalmen, daß es ist, als hätten sie nie gelebt."

Er schwieg erschöpft, atmete tief auf und setzte dann mit freundlicherem Tone hinzu:

"Mein Sohn, höre die Stimme deines Vaters, wie du es bisher gethan hast. Eine sündige Liebe verwirrt deine Sinne. Schüttle die Binde ab, die sich auf deine Augen legt. Unterdrücke die Begierde nach der Vermählung mit einer Witwe. Wähle dir die Tochter irgend eines Kastengenossen als Gattin, und ich will dich segnen. Es giebt keinen Hausherrn unsrer Kaste in ganz Debipur, der dir nicht freudig eine seiner Töchter schenkt. Sende Heiratsvermittler aus und ziehe Erkundigungen durch sie ein."

"Ich fühle mich zu alt, zu reif, um der Gatte eines acht- oder zehnjährigen Mädchens zu werden," erwiderte Badri Dutt. "Und eine ältere Unvermählte würde auch nicht weniger verhaßt sein als eine Witwe. Ich will mich nicht an ein gedankenloses, unerzogenes Kind fesseln lassen!"

Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Er hoffte durch diese äußere Bewegung den Aufruhr in seinem Innern zu übertäuben. Es gelang ihm nicht.

Sein Herz hing an Lilabati in glühender Liebe. Er fühlte, daß diese Liebe ihn nicht hinabzog in den Staub der Gemeinheit, — sie machte ihn reiner, wahrhaftiger, stärker. Sie hob ihn empor.

Seitdem er Lilabati vor vierzehn Tagen zum ersten Mal nach einer Trennung von fünf Jahren wiedergesehen hatte, war er täglich zur Abendzeit, da sie mit seinem Sohne spielte, zu ihr getreten, um sie zu sehen und mit ihr zu sprechen. Er hatte sie nicht geküßt, nicht in seine Arme geschlossen. Er hatte nicht einmal ihre Hand berührt. Er würde sie durch solches Thun verschleucht haben, das wußte er. Gehörte sie doch bei aller Kindlichkeit und Liebebedürftigkeit ihres Wesens zu jenen frauenhaft spröden Naturen, denen eine vornehme Zurückhaltung nicht anezogen, sondern angeboren ist.

Es that ihm wohl, daß sie zu ihm empor sah wie zu einem Gott, obwohl er frei von brahmanischer Selbstgefälligkeit sich seiner Fehler, seiner menschlichen Schwäche lebhaft bewußt war. Um keinen Preis wollte er in ihren Augen sinken und deshalb war er sehr vorsichtig in der Äußerung seiner Gefühle ihr gegenüber gewesen.

Hätte sich die Summe dieser Begebenheiten vor fünfzehn Jahren abgespielt, Badri Dutt wäre nicht auf den Gedanken gekommen, daß er eine Witwe heiraten könne. Zwar haben die Engländer schon im Jahre 1856 eine Bill erlassen, die der Wiederverheiratung der indischen Witwen aller Stände, auch denen der Brahmanen, gesetzliche Gültigkeit und gesetzlichen Schutz zuspricht. Aber diese Bill hat bis 1881 nicht den geringsten Eindruck auf die vornehmen Schichten der Bevölkerung gemacht, und die untern bedurften ihrer nicht, da diese den Witwen eine zweite Ehe ohnehin gestatten.

Zu jenem Jahre aber veröffentlichte der allgemein geachtete und wegen seiner Gelehrsamkeit mit dem Beinamen „das Meer der Weisheit“ gepriesene Pandit Iswara Chandra Vidyaasara eine Reihe kleinerer und größerer Schriften, in denen er nachwies, daß die ältesten und heiligsten Bücher seines Volkes, die Sutras, die Wiederverheiratung der Witwen nicht mit dem göttlichen Fluche belasten, sondern sie eine kanonische Handlung nennen. Sie sei zwar minder heilig als die zur Mädchenzeit geschlossene Ehe und könne nicht unter dem Segen des indischen Ritnells geschlossen werden, enthalte aber nichts Strafwürdiges.

Diese Schriften hatte Badri Dutt mit lebhaftem Eifer gelesen und studiert. Er hatte mit ihrer Hilfe eigene Sanskritforschungen gemacht und die Erkenntnis gewonnen, daß jener Gelehrte, der die Stirn hatte, den eingewurzelten Vorurteilen seiner Kaste Troß zu bieten und seine Überzeugung unverhohlen auszusprechen, eine Wahrheit verkündete, die ihm sonnenklar erwiesen schien, während sie vom Karta als ein Blendwerk der Hölle verworfen ward.

Der alte Mann erkannte voll Gram, daß eine breite Kluft seine Lebensanschauung von der seines Sohnes trennte, eine Kluft, die nicht wieder zu überbrücken war. Aber dennoch wollte er nicht den Versuch unterlassen, den Sohn zu seiner Pflicht und seinem Gehorsam gegen die vom Herkommen geheiligten Sitten zurückzurufen. Ermattet ließ er sich auf dem erhöhten Sitze nieder, der im Hintergrunde der Boitakhana stand, und sagte mit gepreßter Stimme:

„Sohn, hast du bedacht, wie es einem Brahmanen unsrer Stadt ergeht, der sich nicht entblödet, eine Witwe zu seiner Gattin zu machen?“

Badri Dutt hielt in seinem Gange inne. Er blieb vor seinem Vater stehen:

„Ja!“ antwortete er. „Ich weiß, daß die Kaste mich ausstößt, daß ich meine Heimat verlassen muß, und ich fürchte, Vater, ich fürchte, daß auch Ihr mich nicht mehr als Sohn anerkennen werdet.“ Er sprach diese Worte leise, aber fest.

Der alte Karta hatte sich erhoben. Starr, mit dem Ausdruck höchster Unruhe, hatte er die Erwiderung seines Sohnes angehört. „Du wirst diese Schmach nicht auf dich, nicht auf uns laden!“ rief er ihm zu.

„Ich kann nicht anders! Vergieb mir, Karta, wenn du mir vergeben kannst!“ sagte Badri Dutt, feierlich seine Rechte erhebend. „Die Tochter Pandit Lurnann's, das Kind, das Dschaganath mich auf heiligem Felde finden ließ, erwähle ich zu meinem Weibe, und keine Macht der Welt soll mich daran hindern!“

Elftes Kapitel.

An diesem Abende wartete Badri Dutt im Garten vergebens auf Lilabati. Er ward ungeduldig und sandte seinen kleinen Sohn in den Witwenhof, um sie zu holen. Endlich kam sie; zaghaft blieb sie an der geöffneten Pforte stehen. Warum trat sie nicht heraus? War ihr Verlangen nach einem Beisammensein schwächer als das seinige? O nein; aber der Entfagung gewohnter als er, war sie ihm in der Kunst der Selbstbeherrschung überlegen.

„Weshalb kommst du nicht?“ fragte er unwillig, „du weißt doch, daß wir mit Sehnsucht deiner harren, ich und das Kind.“

Traurig schüttelte sie den Kopf. „Es darf nicht sein!“ sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Deine Tante, die älteste und heiligste von uns Witwen, hat mein Spielen mit dem Kinde bemerkt. Sie hat mir befohlen, euren Garten niemals ohne ihre Erlaubnis zu betreten. Sie war sehr zornig und sagte, es könne dem Kleinen schaden, sei er so oft und so lange in der Nähe einer Witwe. Ach! Ich möchte kein Leid auf ihn herabbeschwören, nein; nicht um alle Güter der Welt. Ich liebe ihn ja mit der ganzen Kraft meiner Seele.“

Er war dunkelrot geworden. „O, über diesen Aberglauben!“ rief er erregt. „Es ist kein Unglück für mein Kind, es ist ein Glück, wenn du dich seiner annimmst. Ich bitte dich, ich beschwöre dich, überwinde dein Bedenken und tritt zu uns in den Garten; ich habe mit dir zu reden, — Dinge von hoher Wichtigkeit für dich und mich.“

Sie überlegte einen Augenblick; dann folgte sie zögernden Schrittes seiner Aufforderung, deren Wortlaut zwar als Bitte gefaßt war und die dennoch im Tone eines zwingenden Befehles gegeben wurde. Es war ihr unmöglich seinem Willen nicht zu gehorchen. Eine magische Gewalt, die mächtiger war als die Furcht vor einer Übertretung der Witwenordnung, zog sie zu ihm.

Er führte sie in eine Art von natürlicher Laube, die, aus dichten Jasminbüschen gebildet, ihnen ein verborgenes Plätzchen gewährte. Er setzte sich auf eine Rasenerhöhung und gebot ihr, sich niederzulassen. „Du spielst jetzt mit Steinchen und störst uns nicht,“ sagte er zu seinem Kinde.

Er war ernst und feierlich in Worten und Bewegungen! Der Ausdruck seines Antlitzes verriet ihr, daß etwas Bedeutsames seinen Geist bewegte. Was mochte es sein? Scheu blickte sie ihn an in gespannter Erwartung.

Er sprach nicht gleich zu ihr; er hatte es sich leicht gedacht, ihr zu sagen, „ich habe beschlossen, dich zu meinem Weibe zu machen.“ Doch jetzt, in diesem entscheidenden Augenblicke, übermannte ihn plötzlich die Sorge, die qualvolle Sorge, daß sie sich nicht zu einer Auflehnung gegen die bestehende Sitte werde bewegen lassen. Er fühlte die Notwendigkeit einer möglichst schonenden Eröffnung, und zudem hatte diese schnell zu geschehen. Seine Tante durfte sie drinnen in der Witwenwohnung nicht vermissen.

„Töchterchen!“ begann er. Er hatte sie auf heiligem Felde oft so genannt. Warm und wohlthuend war ihr dies Wort stets ins Herz gedrungen. „Heilige, gottwohlgefällige Männer, — schriftgelehrte Brahmanen haben sich in unsrer Mitte erhoben. Sie lehren uns, daß die heiligen Schriften, die unser Leben bestimmen, die uns den Weg zum Himmel zeigen, die Wiederverheiratung der Witwen gestatten. Sie sagen, es sei ein Irrtum, anzunehmen, daß eine Frau nach dem Tode ihres Mannes keinem andern Gatten angehören dürfe. Verstehst du mich?“

Sie lauschte mit vorgebeugtem Oberkörper. „Ja,“ entgegnete sie „ich verstehe Euch. Und sagt der Karla, daß jene Schriftgelehrten Recht haben?“

Er ließ absichtlich diese Frage unbeantwortet, die ihm zeigte, daß sie, alter Gewohnheit folgend, die Autorität seines Vaters über die seinige setzte.

„Und weil diese frommen Männer uns die Wahrheit verkündet haben,“ — fuhr er beredt fort, „siehe! deshalb werde ich dir die Schmach der Wittenschaft von deinen Schultern nehmen, du armes Kind; dein Haar, dein schönes, schwarzes, glänzendes Haar soll, ungehindert wieder wachsend, dein liebes Antlitz umrahmen, und Lust und Lebensfreude sollen fortan aus deinen Augen leuchten. Will ich dich doch zu meinem Weibe machen, zu einer Hüterin meines Herdfeuers, zu einer Mutter meines Sohnes!“

Sie war aufgestanden. In lebhafter Erregung war sie dicht an ihn hinangetreten. Mit dem Jubelrufe: „O heilige Mutter! O Ma Durga, das ist zu viel Glück für mich!“ sank sie zu seinen Füßen nieder und umklammerte seine Kniee.

Er beugte sich zu ihr hinab, — schob mit fieberhaft heißen Fingern das Schleierende ihres Saris zurück, faßte ihr Angesicht zwischen seine Hände und blickte ihr in die Augen, in die schönen, großen Kinderaugen.

„Ich war sehr einsam!“ sagte er. „Jetzt bin ich es nicht mehr. Du wirfst mir Kühlung zufächeln in heißen Tagen, und bin ich matt und müde, so bette ich mein Haupt in deinen Schoß.“

Sie zitterte heftig. „Wollt Ihr wirklich die Schmach der Wittenschaft von mir nehmen, mein Gebieter, — wollt Ihr mir in Wahrheit erlauben, Euch zu dienen?“ fragte sie kaum hörbar. „Und Euer Vater, Eure Mutter, sind sie mit Eurer Wahl einverstanden? Sind sie bereit, mich als Schwiegertochter zu segnen?“

„Ich gründe mir ein eigenes Heim, fern von hier,“ sagte er, indem er sich bestrebte, seiner Stimme das Gepräge einer Ruhe zu geben, von der sein Herz nichts wußte. „Ich bitte dich, erschrick nicht. Wenn ein Witwer sich wieder verheiratet, verläßt er häufig das Elternhaus.“

„Ja, wenn er viele Geschwister hat. Seine Eltern legen dann ihre Hand auf sein Haupt und das Haupt der Schwiegertochter und geben ihnen ihre Wünsche mit auf den Weg. Werden das Eure Eltern auch thun?“

Ein angstvoller, mißtrauischer Ausdruck hatte sich in ihr Auge geschlichen. Er vermochte ihn nicht zu ertragen. Ihrem forschenden Blicke ausweichend, antwortete er ihr mit gepreßtem Tone. „Mein Vater kann sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ich dich zu meiner Frau mache. Aber das beirrt mich nicht. Du gehörst mir; mein sollst du bleiben. Das schwöre ich dir bei Ma Durga, der höchsten, mächtigsten Göttin des Weltalls!“ Er legte seine Hand zur Bestätigung seines Gelübdes auf ihren Nacken.

Sie stieß einen leidenschaftlichen Schmerzensschrei aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Nehmt ihn zurück, nehmt ihn zurück, den Schwur!“ stöhnte sie. „Der Fluch Eurer Eltern verschließt Euch die Thore des Himmels. Er schleudert Eure Seele in die Hölle oder verdammt sie zu einer Erdenwanderung in unreiner

Gestalt. Ihr sollt nicht um meinetwillen die ewige Seligkeit einbüßen, nein, nimmermehr!“

Er hatte sich von seinem Platze erhoben und bemühte sich, sie zu sich emporzuziehen. Sie wehrte ihn von sich ab. Die Furcht, ihn über dies Leben hinaus elend und unglücklich zu machen, verlieh ihr eine Kraft, die sie sonst nicht besaß.

Die Thatfache, daß ihr sogar in diesem Augenblicke höchster Erregung das Schicksal der Seelen nach dem Tode als Lohn oder Strafe in einem deutlich klaren Bilde vor dem geistigen Auge schwebte, kennzeichnete sie als echte Brahmanin, als eine Tochter der vornehmsten, hindustanischen Volkskaste. Hat doch diese in andauernder Knechtschaft sich gewöhnt, ihren Hauptehrgeiz so sehr auf die Erwerbung fester Sitze im Himmel zu richten, daß sie alles hienieden, auch die Ehe, nur als Mittel zur Erreichung dieses einen Zieles auffaßt.

Ein naturgemäßes Grauen vor sich selbst und dem Unheil, das sie anzurichten im Begriff gestanden hatte, erfaßte sie.

„Berühre mich nicht; es bringt dir Verderben!“ warnte sie ihn in wilder Verzweiflung. „Um aller Götter willen, berühre mich nicht!“

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Er wandte sich zu seinem Kinde, das im Spielen innegehalten hatte und dem ihm völlig unverständlichen Treiben seines Vaters und Lilabati's mit wachsender Aufmerksamkeit zuschaute. „Stehe auf, Zshuri,“ sagte er, „komm' zu mir und sage ihr, daß du und ich nicht ohne sie leben können. Flehe sie an, deine Mutter zu werden.“

Das Kind erhob die Hände, Lilabati neigte sich zu ihm, zog es an die Brust und preßte ihm einen glühenden Kuß auf die Stirn. Sie küßte in dem Kinde dessen Vater zum ersten und letzten Mal.

Dann entfloß sie eilends gleich einem aufgeschreckten Reh; doch schlug sie nicht, wie Badri Dutt erwartete, den Weg zum Witwenhose ein. Sie lief quer über einen breiten Pfad und durch dichtes Gebüsch zu jenem Teiche, der, vom Abendwinde leicht bewegt, inmitten des Gartens lag.

Sie sprang auf die Marmorbrüstung, mit der das Wasser eingefast war, und stürzte sich hinab. Die Wellen öffneten sich, sie nahmen die Flüchtige in sich auf und schlossen sich hochaußspritzend über ihr.

Badri Dutt war ihr nachgeeilt. Er sah sie auf der Teicheinfassung stehen. Er sah sie verschwinden. Wohl ward ihm zu Mute, als wankte der Boden unter seinen Füßen. Lähmes Entsetzen lähmte ihm die Glieder; aber die Schwäche gewann keine Gewalt über ihn. Schon in der nächsten Sekunde war auch er im Wasser, um diesem sein Opfer zu entreißen.

Lilabati war untergesunken, nur das obere Ende ihres Saris schwamm, sich weit ausbreitend, auf der bewegten Fläche. Er tauchte hinab, umfaßte sie mit dem einen Arm und hob sich, kraftvoll mit dem andern rudern, in die Höhe.

Der kleine Zshuri hatte jetzt die Marmorbrüstung erreicht und schrie, so laut er es vermochte.

Sein Ruf um Hilfe rief die Grihini, er rief den Karta, die Mägde und die Witwen, kurz alle Bewohner des Hauses herbei. Diese betraten, von verschiedenen Richtungen herbeieilend, gerade in dem Augenblicke den Garten, da Badri Dutt auf die den Einfassungsring unterbrechenden Steinstufen seine tote Last niederlegte.

Der Leichenbeschauer und sein Stab besichtigten die Leiche. Nach Vernehmung der Zeugen erklärten sie den Tod der jungen Witwe für einen Selbstmord.

„Offenbar fühlte sich die Verbliehene unfähig, die Geringschätzung und die Entsaugungen zu ertragen, die ein Witwenstand in so jungen Jahren mit sich bringt,“ sagte der Beamte, ein würdiger, alter Hindu mit wohlwollendem Gesichtsausdruck, zum Karta. „Wer kann es ihr verdenken, daß sie ihrem leidvollen Leben ein Ende machte? Ja, ja, die Engländer bilden sich ein, sie hätten durch das Verbot der Witwenverbrennung den Witwen unsres Volkes eine Wohlthat erwiesen. Sie irren sich: sie haben ihren Qualen kein Ende gemacht, sondern sie verlängert. Fälle wie dieser kommen jetzt häufig vor; vor acht Tagen ward ich zu einem Brahmanen gerufen, dessen verwitwete Schwiegertochter sich vom Dache ihres Hauses gestürzt hatte, und im vorigen Monat mußte ich in meine Bücher einen Selbstmord durch Gift eintragen.“

„Unsre Gattinnen sind uns treu bis in den Tod; sie tragen das Wort Mann's in ihrem Herzen: das Weib sei der Schatten des Mannes,“ prahlte ein Begleiter des Leichenbeschauers, den Kopf stolz in den Nacken werfend. „Kein andres Volk hat solche Frauen aufzuweisen.“

Der Karta preßte die schmalen Lippen aufeinander. Ihm war nicht wohl zu Mute, obgleich Lilabati's Selbstopferung ihm eine schwere Last vom Herzen nahm, indem sie ihn vor der Schmach der Entehrung seines Hauses durch die Ausstoßung seines Sohnes aus der Brahmanenkaste bewahrte.

Er verriet keinem Menschen, nicht der Grihini und seiner Tochter Kunda, daß Lilabati nahe daran gewesen war, seine Schwiegertochter zu werden.

In einer kurzen Rücksprache mit den fünf Ältesten der Priesterschaft Debipurs erwirkte er sich die Erlaubnis, der irdischen Hülle der Toten die hohen Ehren einer Sati, einer Frau, zu bezeigen, die ihrem Gatten in den Tod folgte. Und so wurde die jugendliche Leiche nicht in ärmlicher Witwentracht, sondern in kostbare Gewänder gehüllt, auf einem blumenbekränzten Scheiterhaufen verbrannt, und das herzugeströmte Volk pries sie selig. Es nannte sie eine Heilige.

Badri Dutt aber verließ noch am nämlichen Tage mit seinen Söhnen sein Elternhaus und seine Vaterstadt. Er ließ sich in Kalkutta nieder.

Aus der schmerzlichsten Erfahrung seines Lebens ist er nicht unverändert hervorgegangen. Sein großer Verlust hat ihn gereift und zu andauerndem Kampfe gegen die grausamen Satzungen seiner Religion gestählt, zu denen die jetzige

Witwenordnung gehört. Er hat sich eine geachtete Stellung in dem kleinen Kreise jener hochherzigen brahmanischen Sanskritgelehrten errungen, die in rastloser Arbeit danach trachten, in den verhärteten Herzen ihrer Glaubensgenossen die Achtung vor der Heiligkeit der Menschenrechte und die Sehnsucht nach einem Sittengesetz zu erwecken, das von den Schlacken eines finstern Aberglaubens gereinigt und von den Fesseln priesterlicher Tyrannei befreit ist. —



Die preußischen Polen.

Seit hundert Jahren gehören polnische Landschaften zu Preußen. Vor hundert Jahren gewann Frankreich durch seine Revolution die volle Herrschaft über den Elsaß. In preußisch Polen wie im Elsaß hat die Bevölkerung ihre Muttersprache bewahrt. Die Polen aber sind in ihrem Denken und Empfinden Gegner des Deutschtums geblieben, während der größte Teil der Elsässer noch heute mit warmem Gemüt an Frankreich hängt. Warum ist dies so gekommen? Der Pole ist bis heute nur preußischer Unterthan, der Elsässer aber wurde durch die Revolution ein vollberechtigter französischer Bürger; der Pole verlor, als er Preuße wurde, einen nationalen Staat, wie dieser auch sein mochte; der Elsässer gewann das Bewußtsein und den Stolz, einem großen Staate anzugehören, erst seit er an Frankreich fiel. Die französische Revolution vernichtete mit einem Schlage die Fesseln und Vorrechte des Feudalstaates: Grundherrlichkeit des Adels und der Kirche, die politischen Privilegien der Geburt, die Provinzen. Jeder konnte seine Kraft innerhalb des Staates bethätigen, wo er wollte und so weit die Kraft reichte. Die Elsässer, welche von Natur kräftiger und tüchtiger waren als die Söhne der meisten französischen Landesteile, auch solider angelegt sind als die Franzosen, verbreiteten sich über das Land vom Rhein bis Paris und gewannen fast auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit eine einflußreiche und ertragreiche Wirksamkeit, die ganz außer Verhältnis zu ihrer Anzahl stand. Heute noch sind die in Frankreich zurückgebliebenen Elsässer ein leitendes Element. Wie die Franzosen dies empfanden, sprach zur Zeit der Okkupation in Compiègne einer der Schloßbeamten aus, wenn er sagte: „Es ist ein wahres Glück, daß wir die Elsässer los sind, sie nahmen überall die besten Stellen ein, der Kaiser mochte keinen andern Diener um sich haben.“ Nicht nur Napoleon III. war sich dieses Übergewichts der Rasse bewußt, auch die Elsässer selbst. Kurz vor dem Kriege hatte im Elsaß ein Franzose sich über das elsässer Französisch lustig gemacht; als er ausgestiegen war, sagte ein mitreisender Elsässer behaglich: „Diese Welschen bilden sich wunder was ein, der Deutsche ist doch mehr.“ In der That war das reiche Frankreich dem Elsaß in vielem Sinne tributpflichtig geworden. Darum schaut man dort noch heute mit sehnsüchtigen Blicken nach

Frankreich hinüber. Die deutsche Sprache zwar hat Elfaß behauptet, aber sie ist in den wohlhabenden Klassen zurückgegangen, seit das Land deutsch geworden ist. Im Elfaß hat der Adel, vielfach mit französischem Blute gemischt, geringe Bedeutung, da er weder zahlreich noch reich ist. Die katholische Geistlichkeit, von dem mächtigen Körper der französischen Kirche abgelöst und einem protestantischen Regiment eingeordnet, ist allerdings ein Hauptträger der französischen Gesinnung, sehr auffallend aber ist, daß auch ein großer Teil der protestantischen Geistlichkeit sich ebenso verhält. Doch ist die Herrschaft der Geistlichkeit im Elfaß nicht so bestimmend wie in Polen, die Selbständigkeit der Einzelnen ist zu groß, um sich ihrem Einfluß widerstandslos zu fügen. Im Unterelfaß, wo noch am ersten die deutsche Gesinnung zu finden ist, steht der Dorfbewohner, wenn man ihn anredet, ruhig da, die Zipfelmütze auf dem Kopfe, die Hände in den Hosentaschen, die Beine auseinander, eine kurze Pfeife im Munde, die um so stärker qualmt, je lebhafter sein Geist durch die gestellte Frage beschäftigt ist. Welcher Gegensatz zu unsern polnischen Landschaften! Vor jedem bessergekleideten Manne zieht der Pole demütig die Mütze und statt der Frage des Elsäßers, „was ist gefällig?“ klingt der polnische Gruß, „ich werfe mich zu Füßen.“

Wir haben viel Zeit und Kraft verschwendet, den Polen zu germanisieren, und wir haben nach hundertjährigem Besitze erreicht, daß das Polentum in unsern Provinzen an Bedeutung eher zu- als abgenommen hat und innerlich gekräftigt ist. Immer mehr drängt sich diese Erkenntnis auf.

Wie kommt es, daß wir trotz all' unsrer Mühe das Gegenteil von dem erreicht haben, was wir erstrebten? Diese Frage erhält meistens die Antwort, weil wir inkonsequent verfahren, weil die Polen bald mit haltloser Freundlichkeit, bald mit schroffer Abweisung behandelt wurden. Aber dieser Wechsel in der Behandlung des polnischen Wesens rührt daher, daß man sich immer wieder von der Erfolglosigkeit der angewandten Erziehungsmittel überzeugte, und ferner daher, daß alle Bewegungen des russischen Polen in den Gang der Dinge bei uns eingriffen.

Als Preußen die polnischen Provinzen am Ende des vorigen Jahrhunderts nach und nach übernahm, waren dieselben innerlich völlig zerrüttet, und die geordnete preußische Verwaltung wurde dort als größte Wohlthat empfunden. Das patriarchalische Wohlwollen unsrer Bürokratie war gegenüber der vorausgegangenen Adelswillkür ein sehr wohlthätiger Fortschritt. Auch war unser polnischer Besitz damals so groß, daß das Polentum in denselben notwendig zu politischer Geltung gelangen mußte. Im jetzigen Russischpolen, dessen westlicher Teil durch zehn Jahre uns gehörte, steht die damalige preußische Regierung noch heute in guter Erinnerung. Die großen Kriege Napoleon's zertrümmerten unsre Herrschaft; sie gründeten zwar kein polnisches Königreich, aber sie richteten die Hoffnung darauf. Der nationale Staat wurde in den Köpfen der leitenden Polen das Ideal und die große Hoffnung, und Kaiser Alexander glaubte seinen großen polnischen Besitz dadurch fest zu begründen, daß er jenem Gedanken Rechnung trug. Ein besonderes Königreich Polen wurde gegründet, die Polen

erhielten nicht nur im eignen Lande die Verwaltungsstellen, sondern gelangten auch in Petersburg am Hofe und in den Ministerien zu größerer Geltung. Die Juli-Revolution 1830 gab ihrer Hoffnung auf politische Selbständigkeit eine aktive Richtung. Unfre polnischen Landschaften hatten sich bis dahin ruhig in die preussische Herrschaft gefunden, in Posen saß als Statthalter Fürst Radziwill, Polen und Deutsche verkehrten freundschaftlich in und außer seinem Hause. Jetzt aber unterstützten die preussischen Polen nach Kräften die in Warschau beginnende Revolution. Diese wurde niedergeworfen, und gegen die Beteiligten unsrer Lande wurde strafend eingeschritten. Erst seit dieser Zeit beginnt der starke Gegensatz zwischen Polen und Preußen. Noch fand man Polen im Verkehr mit Deutschen zumal in größeren Städten und in Bädern, es traten noch einzelne junge Polen in die Armee ein, und andre — nur wenige — machten die Beamtenkarriere; aber die Unbefangenheit im gegenseitigen Verkehr war geschwunden. Von seiten der preussischen Regierung wurde Mißtrauen das leitende Prinzip. — Die volle Trennung zwischen den beiden Nationalitäten aber trat erst nach Niederwerfung der Erhebungen unsrer Polen in den Jahren 1846 und 1848 ein, der Adel, welcher Anstifter und Führer gewesen war, kam dabei am besten weg. Der Bestrafung entzog er sich meist durch die Flucht. Seine Güter wurden konfisziert und einer staatlichen Verwaltung unterworfen, und als die Verurteilten nach einigen Jahren amnestiert wurden, erhielten sie die gesparten Überschüsse zurück und fanden ihre Güter in einem so guten Zustande, wie sie noch nie gewesen waren. Die bessere finanzielle Lage hatte in vielen Fällen Bestand, weil der Adel fortan mehr auf dem Lande lebte, die deutschen Beamten von seinen Gütern zu entfernen suchte und selbst wirtschaften lernte. Bis dahin waren die polnischen Gutsbesitzer in der Hand von deutschen Pächtern und Verwaltern gewesen. Nach Ablauf der Pacht fanden die Besitzer sich selten in der Lage, die auf den Gütern gemachten Verbesserungen kontraktmäßig zu bezahlen, und die Pächter mußten durch Hingabe von Gütern entschädigt werden. Auch die Verwalter bereicherten sich oft in ihren Stellungen und machten sich schließlich in der Provinz ansässig. Ein großer Teil der jetzigen deutschen Gutsbesitzer verdankt diesen Verhältnissen seinen Besitz. Daneben haben sich auch einzelne größere deutsche Herren und Kaufleute angekauft und dadurch den polnischen Adel etwas zur Seite geschoben. Der letztere hat aber im Osten immer noch eine bedeutende Grundfläche zu eigen, die er jetzt besser als früher bewirtschaftet. An den Bewegungen in Russisch-Polen im Jahre 1862 beteiligten sich unsre Polen persönlich fast gar nicht, weil die preussische Regierung vom ersten Tage an sie mit Strenge niederhielt. Die Hoffnung auf ein selbständiges Polen aber gab der Adel darum nicht auf, auch nicht die Arbeit dafür. Er erwartete das Heil von Galizien und Paris.

Dort vollzogen sich allmählich große Wandlungen. Österreichisch-Polen hat es bei den Verhältnissen Österreichs ermöglicht, eine Selbständigkeit zu gewinnen, welche den Polen bereits als Beginn eines eigenen Staates erscheint. Frankreich dagegen, welches den Polen so lange als bester Freund und Verbündeter ihrer Zukunft erschien, hat das polnische Interesse so vollständig aufgegeben, daß statt

der Polen nunmehr die Russen gehätschelte Lieblinge geworden sind. Der Krieg von 1870 läßt die merkwürdige Nachwirkung, daß er den Polen alte Freunde in Gegner verwandelt hat und alte Gegner zu Bundesgenossen macht, von welcher sie jetzt das Heil ihrer Zukunft erwarten.

Die Russen gehen unterdes mit größter Entschiedenheit in ihren polnischen Besitzungen vor und machen langsame, aber sichere Fortschritte in der Russifizierung der ländlichen Bevölkerung, die auf sehr niedriger Stufe der Bildung steht. Um so lebhafter wird bei dem polnischen Adel der Wunsch, ein Krieg Österreichs gegen Rußland möge ein Königreich Polen unter Österreichs Herrschaft oder Schutz in das Leben rufen. Für diesen Krieg aber erscheint ihnen eine Beteiligung Deutschlands als notwendige Bedingung.

So kommt es, daß unser polnischer Adel jetzt freundlich die Hände bietend an die preussische Regierung herantritt, wie die Kammerverhandlungen der letzten Jahre zeigen. Bis jetzt scheint dieser Versuch einer Annäherung erfolglos geblieben zu sein, und dies kann man nur gut heißen. Der Rat, welchen Kaiser Leopold seiner Schwester Maria Antoinette gab, „verlaß dich nicht auf den Adel,“ ist noch berechtigt. Der Adel in corpore birgt ein egoistisches Element, und wenn wir den Herren heute aufhelfen, müssen wir nach alten Erfahrungen erwarten, daß sie uns morgen den Rücken kehren. — Zu leugnen wäre ja nicht, daß, wenn wir heute unsre polnischen Provinzen gleich den österreichischen zu einer Selbstständigkeit kommen ließen, dieselben durch ihre Beziehungen nach Rußland hinein im Falle eines Krieges gegen letzteres eine Verstärkung unsrer Macht abgeben könnten. Aber diese Möglichkeit würde für den Frieden, also für den normalen Zustand, nicht nur mit einer Schädigung unsers dort großgezogenen Deutschthums, sondern auch mit einer Schwächung unsrer innern Macht erkauft. Wir würden das Polentum zu einem Faktor in der Regierung machen, während die Aufgabe ist, unsre Polen zu guten Preußen zu erziehen. Ob sie polnisch oder deutsch sprechen, darf uns wohl gleichgiltig sein, wenn sie nur preussisch denken, das heißt mit Wärme und Hingabe an unsern Staate hängen.

Dies ist zu erreichen, wenn ihnen Preußen für ihr eigenes Empfinden und für das Gedeihen innerhalb ihrer Nationalität alles das bietet, was von einem Staate zu verlangen ist. In Galizien genießt der Adel eine bevorzugte Stellung, und die Geistlichkeit fühlt sich durch den Staat unterstützt, der Bauer aber ist im allgemeinen niedergehalten. Bei uns gilt zwar gleiches Recht für alle, aber die Verwaltung behandelt den Polen heute noch als Fremden im Reich und kümmert sich wenig um das Verhältnis zwischen Gutsherrn und Dorfsassen. Unsre polnischen Lande stehen auf einer höhern Kulturstufe als diejenigen Österreichs oder gar Rußlands, aber die leitenden Klassen sind auch in unserm Polen immer noch der Adel und die Geistlichkeit, welche sehnüchtlig nach Österreich schauen, während der Bauer, für den wir bis jetzt möglichst wenig gethan haben, als ein willfähriges, unterthäniges Wesen in den Händen derer, welche ihm befehlen, dahinlebt. Gelingt es uns, ihn zu einem selbständigen Manne zu machen, so dürfte jede Möglichkeit eines Aufstandes unsrer Polen aufhören.

Einen polnischen Mittelstand giebt es eigentlich nicht, Handel und Gewerbe ist seit der Zeit, in welcher die Reformation durch die Jesuiten niedergeworfen wurde, fast ganz in die Hände der sogenannten deutschen Juden gekommen. Deutsche Handwerker sind auch seit dieser Zeit in die größern Städte eingewandert, sie bilden mit der jüdischen Bevölkerung den Bürgerstand. Polen aber sind nur in verhältnismäßig geringer Anzahl in demselben vertreten, meist Leute des kleinen Adels, welche für ihre Existenz kämpfen müssen und dafür sich der Schule und geistiger Arbeit unterzogen haben. Man findet unter ihnen bedeutende Köpfe und kräftige Charaktere. Sie bilden das liberale Polentum, welches erst seit Vernichtung des alten Polenreiches möglich geworden ist. Ihr bestes Wissen und Denken stammt aus Deutschland, ihr Gedeihen und Fortkommen beruht auf deutscher Kultur, und doch stehen sie im schroffen Gegensatz zum deutschen Wesen. Einmal aus Opposition gegen das zahlreiche und deutschsprechende jüdische Element, und ferner in dem bitteren Gefühl, daß sie als Polen zurückgesetzt werden. Sind wir im Stande, dieser führenden Klasse dies herbe Gefühl der Isolierung zu nehmen, so wird ihre Feindschaft gegen uns aufhören, denn sie lebt ganz in unserer Luft und zehrt von unserm Brot. Dieser liberale Pole gilt den Polen selbst als der größte Gegner des polnischen Adels, welcher die alleinige Leitung seiner Landsleute beansprucht. Aber auch der preussische Polenadel gewinnt die Überzeugung, daß das deutsche Element im Gewande der polnischen Sprache langsam ein großes Übergewicht in seiner Nähe gewinnt. Mancher Deutsche nimmt die polnische Sprache an, um so leichter, je weiter im Osten er sich niederläßt. Dort kann er, nur von Polen umgeben, nicht gedeihen ohne polnisch zu sprechen, seine Kinder vollends hören und üben nur diese Sprache. Aber das Deutsche in ihnen geht deshalb noch nicht verloren. Ein polnischer Gutsbesitzer äußerte unwillig, als das Polnischwerden von Deutschen besprochen wurde, „das bedeutet gar nichts, das deutsche Wesen dringt unaufhaltsam vor, mein Gut ist ganz polnisch, aber die ganze Fabrik ist deutsch, wir sind mit allen Fasern an Deutschland gebunden“. Auch fängt der Adel an zu erkennen, daß selbst die Landkreise, welche noch ganz polnisch sprechen, in ihrem Interesse zu deutsch geworden sind, als daß sie sich in ein neues polnisches Reich noch passend einfügen ließen. Und so erachtet ein großer Teil dieser Herren es für richtig, ihren Frieden mit der preussischen Regierung zu machen. Wir können ruhig darauf eingehen, wenn der Adel uns den Beweis liefert, daß er die Hoffnung auf eine Revolution aufgegeben hat. Diesen Beweis wird er geben, wenn er seine Söhne aktive Offiziere und Beamte werden läßt. Er hat dies seit längerer Zeit unterlassen, weil er fand, daß zumal die Offiziere zu preussisch wurden.

Als bedeutender Faktor in dem polnischen Wesen muß die Geistlichkeit angesehen werden. Dieselbe war früher mehr als heute aus dem Adel hervorgegangen und stand diesem bei allen revolutionären Unternehmungen fest zur Seite. Katholisch und polnisch galt als identisch, und deshalb betrieben die Geistlichen eifrig die Polonisierung katholischer Einwanderer. Ganze Orte, die früher deutsch waren und noch den deutschen Typus tragen, sind heute polnisch. Jetzt aber fürchtet

die Geistlichkeit ebenso wie der Adel, die Gefahr, mit welcher das rücksichtslose Vorgehen der Russen ihre Kirche bedroht, und sie wendet sich Hilfe suchend nach außen. Der Schutz ihrer Kirche lag sonst anerkanntermaßen bei Frankreich, hier aber ist bei der veränderten Lage an williges Gehör nicht zu denken. Nur das mächtige Deutschland konnte als Hilfe gegen Rußland in Betracht kommen, und der gegebene Vermittler war die Zentrumsfraktion unter ihrem angesehenen Führer Windthorst. Dieser hat bis zu seinem Lebensende in täglichem Verkehr mit polnischen Geistlichen und deren Klienten gestanden, und wenn ihm auch kaum jemand zutrauen wird, Interessen gestützt zu haben, welche unsern Staat fördern, so hat doch schon jene Verbindung allein, für welche Berlin der Knotenpunkt war, auf die polnische Geistlichkeit eine mäßigende Wirkung ausgeübt, zumal da Windthorst und das Zentrum sich seit Beilegung des scharfen Kulturkampfes zeitweise auf Seite der Regierung stellten. Die Fraktion der Polen schloß sich dem an und verließ damit auch ihrerseits dem Staat gegenüber die rücksichtslose Negation. Auch die polnische Geistlichkeit soll bereit sein, von dem politischen Gegenjaß abzusehen, wenn man das Polnische in ihr wohlwollender betrachtet. Bei der Wiederbesetzung des Erzbischöflichen Stuhls möchte sie das Maß der Friedensliebe in unsrer Regierung erkennen. Die Regierung hat an dem Schicksal des verstorbenen deutschen Bischofs die Erfahrung gemacht, wie schwer es ist, unter den Polen kirchliche geordnete Verhältnisse zu schaffen. Einen Deutschen an die Stelle setzen, heißt so viel als einen Offizier an die Spitze einer Truppe stellen, der außer Stande ist, die Disziplin in derselben aufrecht zu erhalten. Die Regierung denkt also gewiß daran, einen Polen zu wählen, aber man hat sich über die Person noch nicht geeinigt. Man kann von dem Gewählten nur verlangen, daß er ein ehrlicher Charakter ist, daß er sich verpflichtet erstens bei seinen Geistlichen die deutsche Sprache so weit zu pflegen, daß sie derselben vollständig mächtig sind, und ferner darauf zu halten, daß diese Geistlichen die deutschen Katholiken ihres Sprengels nur in deutscher Sprache administrieren.

Die Masse unsrer polnischen Landsleute gehört dem Bauern- und dem Arbeiterstande an. Man darf behaupten, daß wohlhabende Bauern in unsern rein polnischen Gegenden kaum vorhanden sind. Wohlhabend zu werden haben ihnen die Verhältnisse unmöglich gemacht. Einerseits ist der Grund und Boden meist in Herrenhand, andererseits hat man ihnen nicht Gelegenheit geboten, die Fortschritte der Landwirtschaft, welche ein Gedeihen ermöglichen, kennen zu lernen, und endlich haben weder die Kirche noch der Staat noch die Herren im Lande sich bemüht, ihn zu einem thatkräftigen Manne zu erziehen. Die katholische Geistlichkeit stellt sich vor allem die Aufgabe, den Menschen von der Kirche abhängig zu erhalten, und legt deshalb keinen besondern Wert auf das Lernen und Denken; die Masse der Feiertage mit der Borschrift, an denselben keinerlei Arbeit zu thun, fördert den Müßiggang, mindert den Verdienst und erhöht die Ausgaben. Im Elsaß begeht man im ganzen Jahre nur zwei bis drei katholische Wochenfeiertage, aller Heiligendienst ist auf die Sonntage verlegt. In Posen hat man nicht nur eine Menge Wochenfeiertage, es finden auch zur Zeit der großen Kirchen-

fest eine ganze Woche Prozessionen im höchsten Schmucke statt, zu denen die Leute vom Lande zur Stadt eilen.

Auch der Staat hat sich nicht hinreichend Mühe gegeben, den Bauer zu heben. Dieser erscheint in seiner Unterwürfigkeit willfährig und als ein guter Unterthan. Daß das Gemüt des Landmannes gewonnen werden muß, damit Adel und Geistlichkeit das Werkzeug für ihre Revolution verlieren, hat man selten beachtet, ja man hat sich Mühe gegeben, ihn im dauernden Gegensatz zu uns zu erhalten. Schon die Schule wird nur zu oft eine Dual für die Kinder und für die Eltern. Bei uns weiß man in den gebildeten Ständen, wie schwer in öffentlichen Lehranstalten der Unterricht in einer fremden Sprache selbst nach einigen Jahren Schulbesuch wird, dort aber sollen sich die einfachen Naturkinder am ersten Anfang mit deutscher Sprache beschäftigen und alles, was etwa über Lesen und Schreiben gelehrt wird, in der fremden Sprache verstehen und denken lernen. Man lasse die Kinder des Landvolks in ihrer Sprache möglichst viele Kenntnisse gewinnen, dann werden die Befähigten später aus ihrer Beschränkung herausstreben, und den Heranwachsenden wird das Deutsche nicht mehr verhaßt, sondern begehrenswert sein. Sie werden im Stande sein, ihre Kräfte auch in andrer als in der einfachsten Handarbeit nach Deutschland hineinzutragen, und wie jetzt unsre Deutschen in den polnischen Landstrichen notgedrungen zu Polen werden, so würden die Polen sich allmählich zu Deutschen formen. Darum thut es vor allem not, in den polnischen Schulen Wert auf die Kenntnisse an sich zu legen, nicht auf die deutsche Sprache.

Selbst die allgemeine Dienstpflicht, unser bestes, bewährtes Mittel zu staatlicher Eingewöhnung, trägt hier nur geringe Früchte. In früheren Jahren fand man auch im Westen Deutschlands bei fast allen Truppenteilen polnische Unteroffiziere. Heut fordert man von dem Unteroffizier so viele Kenntnisse, daß der gar nicht vorgebildete Pole dazu nicht mehr verwendet werden kann. Man müßte in einer Unteroffizier-Vorschule eine polnische Kompanie bilden, um die Polen, welche sehr gern bereit sind weiter zu dienen, an die Armee zu fesseln und ihnen die Zivil-Versorgungsstellen zu öffnen. Die Aussicht auf gutes Fortkommen muß sie dem Deutschtum zuführen. Ferner ist es in der Armee durch den häufigen Wechsel der Kommandeure und selbst der niedern Offiziere selten geworden, daß die Offiziere sich bei polnischen Truppen die Sprache derselben aneignen. Ja man hat dies verpönt; der Pole soll gezwungen werden, mit seinem Vorgesetzten deutsch zu sprechen. Da er es aber beim besten Willen nicht dazu bringt, in den fremden Lauten seinen Gedanken den rechten Ausdruck zu geben, so duldet er lieber, als daß er sich an seinen Offizier wendet. Wie tief der Pole diese Vereinsamung empfindet, zeigte sich vor Jahren, als ein höherer preussischer Offizier, der das Polnische ganz beherrschte, den Abschied nahm. Polnische Soldaten, welche von einem Appell kamen und ihm begegneten, warfen sich in Masse auf die Knie und riefen: „Vater, verlaß uns nicht.“

Auch für das Erlernen des Deutschen in der Truppe geschah früher mehr als heute, weil man jetzt dem Polnischen schroffer entgegengetreten ist, und weil

die Offiziere nicht mehr lehren und anregen helfen. Je mehr Polen in der Arnee gefördert und von da in Staatsstellen gebracht werden, desto größere Verbreitung wird der preußische Staatsgedanke in der Masse der Polen finden. Allerdings hat man auch in der preußischen Arnee erfahren, daß der polnische Landbewohner ein gedulbiges Werkzeug für jeden ist, in dessen Hand er sich gegeben sieht. Im Jahre 1848 hatten die Führer der polnischen Partei mit Erlaubnis der preußischen Regierung eigene Truppen gebildet. Gleich darauf aber befahl man von oben die Einberufung der Landwehr. Jene Polenführer weigerten sich, die landwehrpflichtigen Leute herauszugeben; da trat der Bezirksfeldwebel in Polen vor eines der polnischen Bataillone, welche auf dem Marienplatz ererzierten, und rief seine Leute auf. Mann für Mann trat vor, der Feldwebel kommandierte „rechts um, marsch.“ — Bald darauf fochten die abgeführten Leute mit Erfolg gegen jene Truppen, denen sie selbst angehört hatten.

Die Polen sind gute Diener und brauchbare Arbeiter in allen Geschäften. Sie erfreuen sich keines großen Rufes der Ehrlichkeit, aber dies kann bei der Armseligkeit ihrer Existenz nicht überraschen, auch haben sie von Jugend auf nur selten Vertrauen erweckende Behandlung von den besitzenden Klassen erfahren. Noch heute ist sehr häufig die Peitsche das Szepter, mit dem sie auf den Höfen ihrer Herren, auch deutscher Herren regiert werden. Denn die Herren haben, wie die katholische Geistlichkeit, kein geschäftliches Interesse, den polnischen Knecht innerlich zu heben, weil dieser keine großen Ansprüche an das Leben macht und weder hohen Lohn noch gute Nahrung fordert. Daß er auch weniger leistet und mehr Aufsicht verlangt wie der Deutsche, wird nicht hinreichend in Betracht gezogen. Der Pole bestimmt durch seine geringen Forderungen die Höhe der Löhne im Osten und drängt dadurch den Deutschen nach Westen. Der bessere Verdienst und das leichtere Heraufkommen im Westen entvölkert den deutschen Osten. Der Pole dringt an die Stelle des Deutschen, er ergänzt sich daheim wieder aus Rußland. Wir hoben uns gegen die Kolonisation unsrer Lande zu wahren gesucht und die Grenze gesperrt, aber gegen den natürlichen Verlauf der Dinge helfen keine Verfügungen. Auch der Pole wird durch die höheren Löhne und das leichte Leben als regelmäßiger Sommerarbeiter bereits bis an die holländische Grenze geführt, den Winter über leben diese Arbeiter meist wieder zu Hause. Aber diese Art von Vagabundentum ist weder moralisch noch politisch vorteilhaft. Einen bessern Weg, die Landarbeiter zu heben, haben in Oberschlesien einzelne große Grundherren, die gleichzeitig Industrielle sind, gefunden. Sie verpachten den Arbeitern je 3 bis 5 Morgen immer nur auf 3 Jahre, gegen eine geringe Entschädigung, die aber im voraus zu bezahlen ist. Der Herr steht dabei sicher und erreicht eine fast ausnahmslose Beständigkeit der Arbeiter, welche sich schon als Besitzer fühlen.

Jetzt sucht das neue Ansiedlungsgesetz deutsche Bauern in die Provinz Posen zu ziehen. Den Erfolg des Gesetzes müssen wir abwarten. Immerhin bleibt die Gefahr, daß diese Ansiedlungen ähulich enden wie diejenigen des vergangenen Jahrhunderts, wo es vorgekommen ist, daß protestantische, deutsche Ansiedler schon

in der dritten Generation der Colonisierung verfielen. Versuchen wir es deshalb auf andre Weise, verschaffen wir dem polnischen Arbeiter Gelegenheit, Grund und Boden sein eigen zu nennen. Neben der Ansiedlung deutscher Kolonisten nehme man also eine Ausstattung der polnischen Arbeiter mit Grund und Boden vor, in so kleine Parzellen, wie zur Pachtung und zum Kauf gerade erforderlich sind. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß bei einer Zersplitterung des Grund und Bodens die Erträge desselben sich verringern, aber was hat dies zu bedeuten, wenn der Staat und die Masse der Bevölkerung dabei gewinnen? Wenn man am Rhein die Verhältnisse eines Ortes in längerem Zeitraum überschaut, so erkennt man, wie vorteilhaft die Veränderlichkeit des Besizes auf die Menschen wirkt. Grund und Boden kommt bei jedem Todesfall und bei jedem Vermögenswechsel und zwar in ganz kleinen Teilen zur Versteigerung. Die Zahlung findet in sechs Terminen mit einem Jahr Zwischenraum statt. Die Kaufsumme solcher Parzellen steigt selten bis zu 200 Mk. Wenn ein Mann 30 Mk. in der Tasche hat, kann er kaufen und berechnen, daß er die folgenden Teilzahlungen herausparen wird. Ist es einmal gelungen, dann wächst der Mut, und bei der nächsten guten Gelegenheit wird neu ersteigert. Der geringste Arbeiter gelangt so zu Besiß, wenn er ordentlich ist, während der wohlhabende und lieberliche ebenso leicht ein Stück seines Landes nach dem andern verliert. Dies Herauf und Hinunter hat auch die Folge, daß arme und reiche einander näher stehen und daß jede Arbeit als solche geachtet wird. Der reichste Bauer scheut sich nicht, seine Söhne im Tagelohn gehen zu lassen, wenn er sie nicht daheim braucht.

Die große Sparsamkeit, welche dem kleinen französischen Landarbeiter eigen ist, muß zurückgeführt werden auf die Leichtigkeit, Grund und Boden zu erwerben, und die Möglichkeit, daß jeder Fleißige sich zum selbständigen und unabhängigen Manne machen kann. Dies wird auch die beste Hilfe unsrer polnischen Landbewohner sein.

Endlich mache man den polnischen Grundbesitzer auch zu einem Gehilfen im Regiment seiner Heimat. Die Kreise in unsern polnischen Landen haben größtentheils bedeutenderen Flächeninhalt und einzelne auch größere Seelenzahl als weiter im Westen. Zwar hat man in den letzten Jahren mehrere Kreise verkleinert, aber immer noch nicht zur Genüge. Unsrer wichtigste Verwaltungsstelle, die des Landrats, ist also unsrer polnischen Bevölkerung, die am meisten Hilfe und Stütze bedarf, zu fern gerückt, und der Landrat versteht oft die polnische Sprache nicht. Man hat deshalb zwischen den Landrat und die Polen Polizeibeamte, sogenannte Distriktskommissare gestellt, sie sind Repräsentanten der deutschen Herrschaft, die Tyrannen der Bevölkerung. Der Pole als solcher gilt heute als Ortsvorstand für unmöglich, selbst der angesiedelte Deutsche kann solches Amt nicht erreichen, denn der Deutsche steht dort in demselben Gegensatz zur Regierung, daß heißt, zum allgebietenden Distriktskommissarius, wie der Pole; ja vielfach in noch stärkerem, weil er weniger gefügig ist. Selbstverwaltende Gemeinden zu schaffen wird bei der jetzt noch teilnahmslosen oder abgeneigten Bevölkerung nicht sofort ausführbar sein, aber als Ziel muß es gesteckt werden.

Unsre Aufgabe also sei, den Polen nicht in das Deutschtum zu zwingen, sondern ihn als Polen zu heben. Zunächst durch gute Volksschulen, in denen der Pole polnisch, der Deutsche deutsch lernt, die höhere Schule bleibe deutsch, ebenso die Armee-, Gerichts- und Verwaltungssprache. Aber der in der Bevölkerung unmittelbar beschäftigte Offizier und Beamte muß die polnische Sprache verstehen. Der gemeine Mann muß zum Besitz von Grund und Boden kommen können und muß in der Kultur denselben unterrichtet werden. Endlich müssen die polnischen Gemeinden zur Selbstverwaltung gelangen. Nur langsam können wir auf diesem Wege weiter gelangen, denn Lehrer wie Schüler müssen erzogen werden, aber es ist der einzige Weg, auf welchem wir unsere Polen zu wirklichen Preußen machen können.

S. U.



Möglichkeiten.

Von

Marquis von Lorne.

Ist es nicht auffallend, daß die deutsche Nation, welche die halbe Welt kolonisiert hat, dennoch keine Kolonien besitzt, welche diesen Namen verdienen? Klingt es nicht wie ein Widerspruch, wenn man sich diese Thatsache vorhält? An der ganzen Ostküste von England und Schottland ist die Bevölkerung durch die Vermischung mit sächsischem Blute so sehr germanisiert, daß noch heute viele Wörter und ganze Sätze fast unverändert so gesprochen werden, wie sie damals von den Angeln und Sachsen herübergebracht worden und seit jener fernen Zeit auch in Deutschland gebraucht worden sind. Und diese unsere angelsächsische Sprache ist jetzt die Umgangssprache von etwa 120 Millionen Menschen geworden, welche auf der ganzen Erde verbreitet sind; aber von diesem ganzen Gebiete angelsächsischer Zunge gehört dem deutschen Vaterlande nicht ein einziger Morgen. Die Deutschen selbst sind in den Vereinigten Staaten überall verbreitet, es giebt dort Ortschaften, in denen sie so zahlreich wohnen, daß man von deutschen Städten sprechen kann; aber ihre Nachkommen in der zweiten oder dritten Generation sprechen nichts als englisch, und ihre deutsche Abstammung wird für sie zu einer rein historischen Thatsache ohne praktischen Wert, für die sie nicht einmal ein besonderes Interesse haben. Und dabei kommen diese Männer aus einem Lande, wo Ahnenstolz und Familiensinn sicherlich nicht weniger gepflegt werden als in irgend einem andern Lande: aber außerhalb Deutschlands vergessen die Nachkommen, wer ihre Ahnen sind, und wissen meist nicht, woher sie stammen. Die Deutschen kommen aus einem Lande, wo ihre Vorfahren mit treuer Anhänglichkeit zu ihren kleinen Fürsten und Fürstentümern gehalten haben, welche durch alles andre eher als durch ihre Größe Achtung einflößen konnten, wo ihre Vorfahren die alten Sitten und die alten Formen so sehr geliebt haben, daß sie auch als Mitglieder des großen alten Reiches viel mehr Zuneigung zu ihren winzigen Gemeinwesen als zu dem großen Ganzen hatten. Denn selbst als die Wellen

der ersten französischen Revolution über Deutschland schlugen, haben die großen Umwälzungen, die die Zeit mit sich brachte, nur die allerloosesten Teilchen des großen Reiches mit einander verschmelzen können. Das feinkörnige Gemenge wurde zu einem grobkörnigen Gemenge, aber die innere Ordnung und die Formen blieben dieselben und sind sogar noch heute dieselben geblieben, wenn auch manche von ihnen sich zu bloßen Außersichlichkeiten verflüchtigt haben. So groß also auch die Liebe zu dem Althergebrachten bei den ehrenhaften und edel denkenden Deutschen ist, so wird doch alles anders, wenn der Deutsche einmal aus der Heimat geht. Ist es nicht wunderbar, daß es nirgends ein „Neu-Hessen“, „Neu-Mecklenburg“, „Neu-Sachsen“ giebt, während überall, wo eure englischen Bettlern einwandern, ein „Neu-England“, ein „Neu-Schottland“, ein „Victoria“ entsteht! Noch mehr. So lange der Deutsche zu Hause ist, liebt er es, unter einer energischen Obrigkeit zu leben, der er eine möglichst weitgehende Zuständigkeit gewährt. Wie kommt es nun, daß die Deutschen bei einer Auswanderung aus dem Vaterlande niemals eine Obrigkeit mit sich führen und daß sie ihre geliebten Amtsmänner lediglich zu Hause haben wollen? Dies alles ist doch wunderbar und schwer zu erklären. Jedenfalls ist es etwas Beschämendes für den Deutschen, wenn er sich alsbald nach seiner Auswanderung bemüht, ein Engländer, ein Amerikaner, ein Australier zu werden, wenn er es über sich gewinnt, als Vater von Kindern zu leben, die von seinem Vaterlande nichts wissen. So wie die Deutschen ihrem alten Gebiete, ihren alten Regierungen und ihrem alten Beamtentum den Rücken wenden, gehen sie als Deutsche unter.

Früher haben die Deutschen den Vers: „Sein Vaterland muß größer sein“ als Wahlspruch gesungen. Hat denn dieser Wahlspruch nur in dem schmalen Landgebiete seine Geltung, das im Süden von Oesterreich und der Schweiz, im Norden von den Küsten der Ost- und der Nordsee begrenzt wird? Sollte es denn nicht möglich sein, daß die Deutschen das Gute, was sie haben, ihre Lebensformen und ihre Arbeit, auch außerhalb der engeren Heimat beibehalten und auch in der Fremde, in einem Neu-Deutschland als Deutsche weiter leben! Früher konnte man vielleicht sagen, daß die großen deutschen Staaten zu sehr durch die deutsche Politik beschäftigt, und daß die kleinen Staaten zu schwach gewesen seien, um sich um eine Eroberungspolitik in der Ferne zu kümmern. Aber dennoch kommt jeder, der die große Zahl der Deutschen betrachtet, die jährlich ihr Vaterland verlassen, zu der Ansicht, daß es schon damals und noch heute politischer gewesen wäre, wenn die Auswanderer zur Wahl solcher Reiseziele angehalten wären, in denen sie nicht von Gott weiß welcher fremden Völkerschaft einverleibt werden können.

Und wie liegt die Sache heute, nachdem das Interesse für eine Kolonialpolitik überall erwacht ist? Wir sehen, wie die deutsche Flagge in allen Weltteilen an den heißesten und wertloosesten Landstrichen aufgehißt wird, die man finden kann. Die Spitze des Vulkankegels des Kilimandscharos ist fast die einzige Stelle, an der ein strebender deutscher Kolonist einen kühlen Aufenthalt erhoffen kann, auf dem er bleiben kann, was er ist. An allen andern Stellen

können die unternehmungslustigen Auswanderer erwarten, daß sie sich entweder zu Tode schwitzen oder von fremden, ihnen unsympathischen Völkern aufgesogen werden. Unser kühner Auswanderer auf dem Kilimandscharo wird vielleicht keinen Enkel haben, und wenn die Auswanderer in andern deutschen Kolonien Enkel bekommen, so werden dies keine Deutschen mehr sein. Wir fragen uns, ob es hierbei bleiben darf. Da hören wir denn wohl die Antwort: „Wir fürchten, daß es nicht mehr anders werden kann, weil überall die besten Landstriche von unsern lieben Vettern, von den „verdamnten Engländern“ weggenommen sind.“ Ich sage aber: Ja, es kann noch anders werden. Es giebt noch ein großes Gebiet in gemäßigtem Klima, in welchem Schwarze, Weiße und Rote leben können. Es giebt noch einen Raum zum Hisfen der deutschen Flagge, einen fruchtbaren Boden, der die Arbeit bezahlt, ein Arbeitsfeld für den deutschen Handel, wo er die deutsche Flagge vorantragen lassen kann. Es ist nicht nötig, daß der ganze überschüssige Reichtum an deutschem Geist und deutscher Arbeitskraft, deutscher Vaterlandsliebe und deutscher Betriebsamkeit nur dazu verwandt wird, um andre Länder und fremde Völker zu bereichern. Die Eroberungen der deutschen Waffen, die heldenmütige Blutarbeit der deutschen Soldaten können auch außerhalb des engen Mitteleuropa ihren Raum finden, das deutsche Vaterland wird dahin kommen, seine Ranken und Sprossen auch in einen eigenen Boden zu verpflanzen, wo er sie selbst beschützen und beschatten und für sie sorgen kann, es ist nicht nötig, daß alle diese Sprossen das Vaterland aufgeben, wenn sie ihm den Rücken kehren. Auch die ruhmvolle Überlieferung der Dienstpflicht ist nicht auf die Verteidigung der eigenen Scholle beschränkt, auch an andern Ufern als denen des Rheines kann fest und treu die Wacht stehen. Es ist noch möglich, das viele deutsche Kapital, das durch die Auswanderungen aus dem Lande geht, für die Bedürfnisse der Deutschen zu erhalten, es ist nicht nötig, daß nur Fremde damit fett gemacht werden; und das Vaterland kann es dahin bringen, daß es mit den verschwenderisch vielen Bürgern, die es durch die Auswanderung aus seinen Grenzen verliert, durch ein engeres und festeres Band verbunden bleibt als durch das allgemeine Band des Welthandels, welches auch den andern und fremden Völkern gegenüber besteht.

Ja, ich glaube es ganz bestimmt, daß auch das deutsche Reich noch im stande ist, durch Eroberungen, die es macht — seien es nun kriegerische oder diplomatische — sich Ruhm und Vorteil zu erwerben. Wenn andre Nationen im stande sind, ihre Händler mit Waffengewalt zu schützen und hinter dem vorwärts dringenden Kaufmann die Soldaten folgen zu lassen, bis ein neues Reich dem vorhandenen hinzugefügt ist, so kann Deutschland das auch. Aber wo? wird man mich fragen. Wo kann ein solches Eingreifen mit Erfolg und mit Ehren geschehen? Können die Kolonien in Neu-Guinea weiter ausgedehnt werden? Ja, wenn man nichts als Schweiß und Enttäuschungen haben will. Oder in Afrika? Dort giebt es nichts als Fieber, Mücken und Portugiesen. Oder im großen Ozean? Dort würdet ihr euern eifersüchtigen Vettern zu sehr in die Quere kommen, und ein halbes Hundert Südfsee-Helgolands würden nicht ausreichen,

um den entstehenden Born zu beschwichtigen. Also wo? — Es ist ein Land, das nach den Ereignissen der letzten Zeit schwerlich schon vergessen sein kann, das eine Land, in welchem nichts als die Menschen zu verachten ist, das eine Land, in welchem viele Bürger wohnen, welche nicht nur von eurem Blute sind, sondern euch auch helfen werden, „euer Krönlein zu schließen“, wie bei uns die Heraldiker sagen, wenn ein neuer Thron bestiegen wird. Ja, es giebt ein Land, von dessen Räten auf allen Gebieten der Verwaltung und der Finanzen wir in der letzten Zeit genug gehört haben, ein Land, dessen Klima angenehm und gesund ist, dessen Volk keine Überlieferungen, kein nationales Selbstbewußtsein und keinen inneren Zusammenhang hat, und dessen Wohlbefinden darauf beruht, daß eine fremde Macht sie verhindert, sich alle zehn Jahre gegenseitig die Köpfe abzuschlagen, ein Vergnügen, das sie sich jedesmal machen, so oft sie mit sich allein gelassen werden. Es giebt noch ein Land mit einer schönen Hauptstadt, einem prächtigen Hafen, einem guten Boden, in dem alles vorzüglich ist bis auf die Regierung, und dieses Land, welches nur eines europäischen Protektorates bedarf, um die langgesuchte Ordnung zu finden und zu einem Eldorado zu werden, ist Argentinien. Hier würde die deutsche Herrschaft, einerlei, ob sie in der Form des Protektorates oder in einer andern angemessenen Form errichtet würde, willkommen sein, da sie dem Lande aus seiner Not zu helfen im Stande wäre. Nun wird man mir antworten: „Dazu ist es für Deutschland zu früh.“ „Dann würden wir notwendig in einen Krieg verwickelt werden.“ „Das könnten wohl Freiwillige machen, aber nicht das Reich“, und dergleichen; und das ist ja alles ganz gut und schön, aber dann ist es sehr bedauerlich, wenn die Deutschen kein Mittel haben, den Weg zu ihrem Vorteil zu betreten. Eines Tages wird eine andere Macht kommen und wird thun, was dort doch einmal geschehen muß, und die Deutschen, sowohl die im Reiche, als auch unser vereinsamter Freund auf dem Kilimandscharo — werden sich darüber ärgern, aber dann wird es zu spät sein.



Aus der Wiener medizinischen Schule.

Von

A. Kronfeld.

(Schluß.)

Inhalt: von Brücke (Schluß): Sumpflanze. — Chamäleon. — Daß deutsche Vermaß. — Arfsk und Ihesk. — Schönheit der menschlichen Gestalt. — Über Gymnasia. — Stricker: Allgemeine und experimentelle Pathologie. — Nivisektion. — Sein Auditorium. — Potenzielles und lebendiges Wissen. — Umfang des Bewußtseins. — Unbewußte Schlüsse. — Nachrichten von der Außenwelt. — Kant's Idealismus. — Locke und Kant. — Bahn. — Das elektrische Projektionsmikroskop. — Der Erstlingsversuch. — Moral insanity und Verbrechernaturen. — Zens' Dricoli. — Vorstellungen- und Grundkomplexe. — Die Götterstirn. — Schluß.

Brücke's Untersuchungen auf dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften sind durch eine Reihe der einfachsten und schlichtesten Erklärungen für bisher als wunderbar und unbegreiflich gegoltene Erscheinungen gekrönt. Die Be-

wegungen der Sinnenpflanze haben Botaniker und Philosophen zu den sonderbarsten Hirngespinnsten geführt, haben den Philosophen von Malabar, wie Sain-tine erzählt, verrückt gemacht; der Farbenwechsel des Chamäleons hat zum traurigsten Aberglauben immer neuen Stoff gegeben. Brücke hat mit den einfachen Mitteln des Genies beide hochinteressanten Phänomene dem Reiche des Wunderbaren entrißen und endgiltig erklärt.

Man hat irrtümlicherweise die Bewegung der Sinnenpflanze (*Mimosa pudica*) mit tierischen Bewegungen verglichen. In einen ähnlichen Fehler ist ja selbst der Weise von Down verfallen. Bekanntlich sind die Blätter der Mimosa in Tagesstellung auseinander gespreizt, abends jedoch senken sich die Blattstiele, und die Blättchen legen sich mit den Seiten aneinander, die am Tage die oberen sind. Jeder Blattstiel setzt sich mittelst eines Gelenkwulstes an den Stamm an. Berührt man diesen Wulst von unten oder erschüttert man die ganze Pflanze, so sinkt das Blatt in die Nachtstellung. Das Bewegungsvermögen der Mimosa beruht auf dem eigentümlichen Bau der Gelenkwülste. Diese befinden sich in steter Spannung gegenüber den Gefäßbündeln, welche in ihrer Ase liegen. Es ist, als ob man durch ein zusammengepreßtes, durchbohrtes Kautschukstück einen Draht als Ase hindurchgezogen hätte. Das Blatt fällt nun in die Nachtstellung, wenn das Gelenk in seiner unteren Hälfte erschlafft. Es tritt — wie die Verfärbung des Wulstes bei Reizung desselben beweist — Flüssigkeit aus den Zellen in die Interzellularräume über. Wenn erst die ganze Flüssigkeit sich in den Zellen befindet und in den Interzellularräumen Luft, so müssen die Zellen praller gefüllt sein als nach Abgabe jener Flüssigkeitsmenge, welche die Interzellularräume anfüllen soll. Die Bewegung der Mimosa auf mechanischen Reiz ist eben eine Turgescenzerscheinung, welche mit den tierischen Bewegungen nichts gemein hat. Auch die Nachtstellung ist eine Turgescenzerscheinung, indem der Saft der Pflanze bei Tage und bei Nacht verschieden verteilt ist, sodaß während des Tages die untere Wulsthälfte die stärker turgeszierende ist, also den Blattstiel emporbrängt, während bei Nacht das Gegenteil Platz greift.

Und nun ein Wort über das Chamäleon. Es ist vor allem nicht wahr, daß das Tier alle Farben annehmen kann; es ist auch nicht wahr, daß es die Farbe seiner Umgebung annehmen kann. Das Chamäleon hat zweierlei Farben: zunächst Schillerfarben, welche davon herrühren, daß es in seiner Oberhaut zarte Lufräume besitzt. Hierdurch ist Gelegenheit zu doppelter Strahlenreflexion, zu Interferenz und hiermit zu Schillerfarben, welche blau, grün, rot sein können, gegeben. Diese Farben sieht man nur bei grellem Sonnenlichte. Als Grundfarbe erscheint bei Sonnenbeleuchtung schwarz; das Tier kann ferner weiß, gelb, blau, grün, grau und braun erscheinen. Für das höchst auffallende Symptom, daß der Körper bald gestreift, bald gepunktelt, bald einfarbig erscheint, giebt Brücke folgende richtige Erklärung: In der Haut des Tieres befindet sich — je nach dem Individuum — weißes oder gelbes Pigment, darunter liegen dunkle Pigmentzellen, welche Fortsätze besitzen, um das lichte Pigment zu durchbohren und es zu verdecken. Bleibt eine dünne Schicht lichten Pigments über dem dunklen,

so erscheint, wenn das helle Pigment weiß ist, blau, wenn es gelb ist, grün. Es handelt sich hier um Farben trüber Medien, wie des blauen Himmels, der fernen, uns blau erscheinenden Berge, des Abendrotes u. s. w. Die Pigmentzellen hängen vom Gehirn und Rückenmark ab. Das mit Strychnin vergiftete Tier wird hellfarbig, das kranke fleckig, das psychisch erregte wechselt häufig seine Farbe. „Man hat ganz mit Unrecht das Chamäleon als das Sinnbild der Falschheit und des wetterwendischen Wesens hingestellt, es ist im Gegenteil ein sehr aufrichtiges Tier, indem sich alle seine Gemütsbewegungen nicht so wohl in seinem Gesichte, als vielmehr auf seiner ganzen Haut abmalen.“

Anschließend an Brücke's Sprachforschungen mögen seine Untersuchungen über das deutsche Versmaß Erwähnung finden.

Die neuhochdeutsche Verskunst hat seit Platen keine wesentliche Änderung erhalten. Alle Dichter wiederholen dasselbe mit mehr oder weniger Sorgfalt, Auswahl und Geschick. Weshalb sie es so machen, ist den meisten kaum klar. Nun sind gedrochene Verse ein Gegenstand der naturwissenschaftlichen Untersuchung, ganz abgesehen von den Grundsätzen, den Mustern, dem jeweiligen Stande der Metrik, wie sie die Dichter leiteten. Auffällig ist es, daß man bisher auf die Hilfsmittel der Untersuchung so wenig Sorgfalt verwendet, daß man in der Metrik, der Wissenschaft, die ihren Namen vom Messen herleitet, so wenig daran gedacht hat, auch wirklich genau zu messen. Von den Regeln, man solle bei mündlichen Vorträgen die natürliche (profaische) Accentuierung so viel als thunlich beibehalten, man solle ferner beim Aufbau des Verses darauf sehen, daß dies geschehen könne, ohne daß der rhythmische Gang darunter leide, wird vielfach Umgang genommen. Selbst ein Platen versündigt sich diesbezüglich, wenn er von Goethe's „Hermann und Dorothea“ sagt:

Holpricht ist der Hexameter zwar, doch wird das Gedicht stets
Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst.

Platen tabelt hier die Hexameter Goethe's und verunglückt hierbei selbst an einem Pentameter. Doch kann die Inkongruenz des Accentus von künstlerischer Wirkung sein.

So tritt im „Erlkönig“ mit der steigenden Angst und Erregung eine Verschiebung des Accentus ein. Wir lesen hier „Erlkönig“ als Scheindaktylus, gleich darauf „Erlkönig“ mit der ersten und dritten Silbe in der Arsis. Niemand würde in dem Verse:

Erlkönig hat mir ein Leides gethan!

die Inkongruenz des Accentus missen wollen.

Die Abstände von Arsis zu Arsis sind es, welche unsrer metrischen Zeitmessung zu Grunde liegen, was die Erfahrungen über das Sprechen von Versen zur Musik und beim Tanze bestätigen. Brücke hat die metrischen Zeiten graphisch bestimmt. Metrische Längen und metrische Kürzen sind keineswegs feste, unveränderliche Größen. Ebenso haben die Kürzen nicht immer eine und dieselbe Länge. Er gelangt zu folgenden Hauptresultaten: Der deutsche Vers besteht aus einer Anfeinanderfolge von Silben, bei deren Aussprache das Zu- und Abnehmen

des Atnungsdruckes der Zeit nach in bestimmter Weise periodisch geregelt ist. Den Takt des Verses schlagen Muskeln, welche den Rauminhalt der Brusthöhle zu verändern im Stande sind, die Abtheilung der Silben liegt den Sprachorganen im engeren Sinne, mit Einschluß des Kehlkopfes, ob. In der Arsis, in einer Stelle, in der der Ausatmungsdruck ein Maximum erreicht, kann jede Silbe stehen, welche sich durch den Ausatmungsdruck ohne Verzerrung der Aussprache gegen die ihr zunächst benachbarten hervorheben läßt. In der Thesis, in Stellen, in denen der Ausatmungsdruck kein Maximum erreicht, werden Silben metrisch lang gebraucht, wenn sie vermöge ihres Lautgehaltes eine längere Zeit für die Aussprache erfordern, oder wenn man ihnen, Dank eines ihnen inhärierenden Accentcs, die hinreichende Zeit zuwenden kann, ohne daß sie dadurch andern gegenüber in störender Weise bevorzugt werden. Bei der Verteilung der Accente erster und zweiter Ordnung in Arsen und Thesen ist darauf zu halten, daß die relative Stellung der Accente gewahrt werde, daß nicht ein Wortaccent II. Ordnung in die Arsis und daneben einer I. Ordnung in die Thesis gelange. Als Kürzen werden solche Silben gebraucht, die weder für ihre Aussprache viel Zeit erfordern noch accentuirt sind.

Alte Liebe rostet nicht. Wo der jugendliche Brücke den Verknüpfungspunkt zwischen Kunst und Wissenschaft gefunden, dort baut er als ehrwürdiger Greis weiter. Er verzichtet für eine Weile auf sein medizinisches Lesepublikum und schreibt über Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt für Künstler und Kunstfreunde. „Alles, mit Ausnahme eines Theiles der lebenden Künstler, ist einzig darüber, daß die bildenden Künste von ihrer früheren Höhe herabgesunken sind, die Malerei noch mehr als die Plastik. Nirgends sieht man dies deutlicher, als in der großen Schatzkammer der Kunst, in Italien.“ Die italienische Malerei teilt Brücke in 4 Epochen ein: 1. Erwachen (die Maler streben hohen Idealen nach, können jedoch wenig); 2. Glanzperiode (Virtuosität der Ausführung und Adel der Ideale); 3. Verfall (Ideale wertlos, Mache gut); 4. Unbenannte Epoche (wertlose Ideale und schlechte Maler). Wir Leute in Frack und Pantalons, Cylinder auf den Köpfen, können natürlich keine Kunst haben wie die antike oder das 15. und 16. Jahrhundert. Brücke bescheidet sich deshalb, „gegen die Verwilderung in der Darstellung der menschlichen Gestalt“ anzukämpfen. Viele Realisten meinen um so bedeutenderes zu leisten, je getreuer sie ein Modell kopieren. Der Künstler soll die Fehler der menschlichen Gestalt kennen, er soll jedoch die Schönheit in ihren verschiedenen Erscheinungsweisen auffuchen. Schön nennt Brücke diejenige Gestalt, welche sich in allen Stellungen und in allen Ansichten, soweit sie in der idealen Kunst überhaupt zur Anwendung kommen, vorteilhaft verwenden läßt. Er stellt sich hiernit auf den rein künstlerischen Standpunkt. Doch ist es den Meisten gegeben, auch tadelnswerte Modelle glücklich anzuordnen. So ist Rubens in seiner Linienführung manchmal untadelhaft, trotzdem er fast durchwegs fette, flandrische Modelle hatte. Die Bildhauer des Altertums hingegen suchten die schönsten Gestalten hervorzu bringen. Wie immer man die Venus von Milo — die übrigens keine

Venus ist — und die Medizäerin lagern würde, sie würden immer ideale Schönheiten bleiben. Aus diesem Grunde wurde es auch schwächeren Künstlern so verhängnisvoll, Michel Angelo nachzuahmen; er verstand es meisterhaft, nicht fehlerfreie Gestalten glücklich aufzufassen, harmonisch zu gruppieren. Er war in der Wahl seiner Modelle nicht zu streng, weil er ihnen eine gefällige Stellung oder Lagerung zu geben wußte. Der schwächere Nachahmer bleibt an den Fehlern des Modells haften, kann sich davon nicht emanzipieren. Die Idee, daß die schönsten unter den Menschengestalten zur Darstellung gebracht werden sollen, durchzieht Brücke's Buch. Diese Idee beherrschte die antike Kunst und feierte ihre Triumphe im Zeitalter eines Praxiteles. Doch läßt sich auch eine fehlerhafte Gestalt glücklich stellen, und es kann ein minder schönes Modell für eine bestimmte Komposition wertvoller sein als eines, welches sonst den Schönheitspreis verdienen würde.

Und als Brücke die Rektoratswürde der Alma mater Viennensis empfing, war es ihm eine heilige Pflicht, für das so viel angegriffene und in seinen Prinzipien so wertvolle Erbe, das uns die Antike und die Renaissance hinterlassen, einzutreten, für das Gymnasium; freilich giebt er dessen Reformbedürftigkeit zu.

Brandt, fragt Brücke, der, welcher Arzt werden will, die klassischen Studien, wie sie an unsern Gymnasien getrieben werden, oder ist es an der Zeit, auch solche Jünglinge zum Studium der Medizin zuzulassen, welche keine oder doch nur eine geringe Kenntnis der alten Sprachen besitzen? Freilich, die medizinische Nomenklatur ist zur Hälfte lateinisch, zur Hälfte griechisch; aber wir haben neben den lateinischen oder griechischen Ausdrücken meist solche in der Landessprache. Man könnte aber die Nomenklatur in der Landessprache weiter ausbilden. Und weiter führt Brücke aus: Die Schriften der griechischen und römischen Ärzte liest man heutzutage behufs der Ausübung der Medizin nicht mehr, und bald wird es ebenso sein mit den medizinischen Schriften der Neuzeit, die noch in lateinischer Sprache verfaßt worden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß es einst Ärzte geben wird, welche den jetzigen an medizinischem Wissen weit überlegen sind und doch weder Griechisch noch Lateinisch verstehen.

Sollen wir aber, fragt sich Brücke, die Hand dazu bieten, dies Nichtverstehen der klassischen Sprachen für unsre Ärzte schon jetzt herbeizuführen, und kann man denn auf die Kenntnis der alten Sprachen verzichten, ohne manches andere mitzuentbehren, was das Leben des Menschen veredelt und verschönert? Er anerkennt den ethischen Wert klassischer Bildung, er verschließt sich nicht der Wahrheit, daß gerade der Arzt in seiner eigentümlichen, wenig kontrollierbaren Stellung einer solchen ethischen Ausbildung bedarf, und schließt: Weil bis heute der Staat die Gymnasialbildung als die erste im Range erkennt und diese für seine Geistlichen, für seine Richter und Rechtsanwälte und für den höheren Lehrer- und Beamtenstand vorschreibt, muß sie eo ipso auch der Bildungsgang des künftigen Arztes sein. Daß sich Brücke der Reformbedürftigkeit unsres heutigen Gymnasiums

wohl bewußt ist, beweisen die weiteren Ausführungen seiner Rede: An dem Lehrplane mag im einzelnen geändert werden je nach den Bedürfnissen der Zeit, und es wird daran geändert werden, wenn auch nicht eben jetzt. Eine Veränderung wird darin bestehen, daß man mehr Wert auf das leichte Verständnis der lateinischen und griechischen Klassiker legt und dafür die Forderung, daß sich der Schüler lateinisch und griechisch tadellos ausdrücken könne, für das Gymnasium gänzlich fallen läßt. Man erwidert uns, man verstehe entweder eine Sprache oder man verstehe sie nicht. Im ersteren Falle könne man sie lesen und schreiben, im letzteren Falle könne man keins von beiden. Dies ist aber nur halb richtig. Wenn einmal die Forderung des Schreibens ganz und vollständig wegfällt, so ergeben sich Veränderungen im Lehrgange, durch welche Zeit für das Leben erspart wird. Eine andre Wandlung wird darin bestehen, daß man im mathematischen Unterrichte einen direkteren Weg geht, daß man manches, was rechts und links von der geraden Straße liegt, unberücksichtigt läßt und weniger Zeit verbringt mit Beweisen für Dinge, die durch diese Beweise doch nicht gewisser werden, als sie es ohnehin sind. Dadurch wird es möglich werden, die Zeit zu gewinnen, um dem Schüler einen vollständigeren Einblick zu verschaffen in den Zusammenhang zwischen Geometrie und Algebra, als er ihn jetzt erhält, und ihm den wunderbaren und doch so einfachen Idenengang zu erläutern, durch welchen wir von der sogenannten elementaren Mathematik in die sogenannte höhere Analysis hinübergeführt werden.

Diese Veränderung wird nicht gemacht werden um der Mediziner willen allein, sie wird ebensosehr gemacht werden im Interesse der Schüler, die sich andern Fächern zuwenden; denn es handelt sich um nichts Geringeres als darum, ihnen allein jene Fundamentalauffassung der realen Vorgänge möglich zu machen, die bis jetzt nur bei denen gefunden wird, die sich noch weiter mit den exakten Wissenschaften beschäftigen oder beschäftigt haben. Die elementare Gewalt, mit der die Fortschritte in den Naturwissenschaften die Geister ergriffen haben, zeigt sich schon in dem fieberhaften Drange, mit dem Männer und Frauen der populären Litteratur auf diesem Gebiete nachjagen und alles verschlingen, was ihnen geboten wird, gutes und schlechtes. Wenn man die relative Erfolglosigkeit der hierauf aufgewendeten freiwilligen Arbeit betrachtet, so muß man sich wahrlich sagen, daß es Sache des Gymnasiums ist, jedem, der seinen Kursus vollständig durchmacht, die Möglichkeit zu verschaffen, sich gründlichere Kenntnisse auf diesem Gebiete zu erwerben. Und jene elementare Gewalt zeigt sich heute nur noch in ihren Anfängen. Man wird mehr und mehr die Notwendigkeit fühlen, es dem Nachwuchs der gelehrten Stände allgemein möglich zu machen, in den herandrängenden Fluten zu schwimmen.

„Indagandis causis et sedibus morborum.“ (Zur Erforschung von Ursachen und Sitz der Krankheiten). Mit dieser Inschrift ist das Gebäude geschmückt, welches — in der nächsten Nachbarschaft des Allgemeinen Krankenhauses gelegen —

in seinem ersten Stocke, neben Ludwig's Laboratorium für medizinische Chemie und v. Hoffmann's Institut für gerichtliche Medizin, das Stricker'sche Institut für allgemeine und experimentelle Pathologie beherbergt; die Schaffung und Einrichtung dieser Lehranstalt, die Ausbaue und Vertiefung dieser Fachwissenschaft — sie sind das Werk Stricker's. Schon Magendie wendete den Ausdruck Experimentalpathologie an. Stricker hebt jedoch mit Recht hervor, daß er seinen Lehrstoff neu formen mußte, da er für die ihm übertragene Lehr- aufgabe keine brauchbare Tradition übernommen hatte. Man darf nicht glauben, die Arbeitsteilung ginge so weit, daß der eine Forscher die Krankheitsbilder entwirft und der andre den inneren KausalnexuS aufdeckt; hierbei darf nicht das ursächliche Moment mit der innern kausalen Gliederung der Krankheit verwechselt werden. Um über niedere Organismen, über Grundwasser und über andre außerhalb des Organismus liegende ätiologische Momente zu forschen oder zu lehren, braucht man nicht notwendig das Krankheitsbild zu kennen. Anders die Lehre über innere kausale Gliederung der Krankheitsbilder. Wer diese Bilder nicht in sich aufgenommen, dem fehlt es einerseits an Problemen, anderseits bei etwa gegebenen Problemen an einem der wichtigsten Leitfäden in der Forschung. Neue schöpferische Ideen tauchen in der Regel plötzlich auf; die logische Zer- gliederung folgt hinterdrein. Neue Ideen sind aber gewiß nichts andres als neue Anknüpfungen früher gemachter Erfahrungen. In dem Haupte eines Menschen, der über Elektrizität und Magnetismus keinerlei Erfahrungen gesammelt hat, wird gewiß über Beziehungen des elektrischen Stromes zur Magnetenadel niemals eine neue Idee austanzen. Doch begnügt sich Stricker in seinen Vorlesungen nicht mit der kausalen Gliederung der Krankheitserscheinungen allein. Er trägt ferner über Entstehung, das Gefüge, über Umlagerung und Zerstörung der Gewebe vor. In diesen der Histologie (Gewebelehre) entnommenen Lehr- stoff trägt er die kausale Gliederung der Krankheitserscheinungen, soweit sie be- kannt sind, ein. Für die Demonstration der mikroskopischen Bilder hat er für sein großes Auditorium Apparate geschaffen, wie sie keine zweite Schule der Welt besitzt. Nach selbst geschaffenen Methoden enthüllt uns Stricker die Geheimnisse der kranken und gesunden Gewebezelle und führt uns Bilder vor, welche jedem lebenslang in Erinnerung bleiben werden. Eine sehr wertvolle Ausbitung hat ferner die Vivisektion zu wissenschaftlichen Zwecken durch Stricker erfahren. Wird z. B. dem Hunde der Brustkorb geöffnet, um dem Auditorium die Herz- bewegungen zu zeigen, so ist das noch kein Experiment. Die Arbeit wird hier nur zu dem Zwecke eingeleitet, um den Verlauf der Herzarbeit zu beobachten, und die Geistesarbeit, welche sich an diese Beobachtung zunächst knüpft, ist in der Deskription gelegen. Das Wesen der vivisektorischen Schularbeit besteht darin, den Schülern das innere Geschehen vorzuführen, entweder direkt, wie bei allen Besichtigungen von Organveränderungen selbst, oder indirekt durch Über- tragung der Bewegungen auf empfindliche Apparate. Nun kann man wohl den Schülern zeigen, daß das Herz schlägt, jedoch nicht, warum es schlägt. Man kann zwar sagen, das Herz trage die nächsten Ursachen seiner Bewegung in

seinem Fleische; über die nächste Ursache seines Schlagens erfahren wir jedoch hierdurch nichts. Das Gleiche gilt fast für alle Formen von Nerventhätigkeit. Über die nächsten Ursachen der Nerventhätigkeit wissen wir noch sehr wenig; man müßte denn jene Spekulationen, welche an Stelle der „Ursache“ die „Substanz“ setzen, als einen nennenswerten Fortschritt in der Erkenntnis bezeichnen.

Hiermit ist in stüchtigen Zügen das Programm der Stricker'schen Vorlesungen gegeben. Seine vivisektorische Thätigkeit hat natürlich bei allen jenen, welche die Bedeutung dieser Experimente für die Wissenschaft nicht ahnen, viel Widerstand gefunden. Wir können uns nicht verlagen, einige Worte über das pro und contra in der Vivisektion anhangsweise einzufügen. Der schwerste Vorwurf, der den Vivisektoren gemacht wird, lautet: sie seien gefühllos, grausam und erzögen ihre Schüler in diesem Sinne. Es haben sich ja auch empfindsame Individuen gefunden, welche den Maulkorb, den ihr Hündchen tragen muß, als mittelalterlich bezeichneten und in die Folterkammer verwiesen. Die guten Leute vergessen freilich, daß das Wohl und die Gesundheit eines Menschen bei weitem wichtiger ist als das vernünftige Leben ungezählter geküßter und gehätschelter Hündchen. Wie viel Kaninchen wägen eine Entdeckung auf, die an ihnen zum Wohle der Menschheit gemacht wird? Darwin war einer der leidenschaftlichsten Tierfreunde unsres Jahrhunderts. Sein Freundschaftsverhältnis zu einem Hündchen ist geradezu ergreifend. Natürlich war er nie so kurzichtig, Tiere auf Kosten der Wissenschaft schonen zu wollen. Als in England eine Gesellschaft zum Studium der Vivisektionsfrage tagte, wurde auch Darwin um seine Meinung gefragt. Er antwortete:

„Sie fragen mich nach meiner Meinung über Vivisektion. Ich gebe vollständig zu, daß sie für wirkliche Untersuchungen über Physiologie zu rechtfertigen ist; aber nicht für bloße verdammenswerte und verwerfliche Neugierde. Es ist dies ein Gegenstand, der mir vor Entsetzen ganz übel macht.“ An andrer Stelle meint er: „Es ist sicher, daß die Physiologie nur durch Versuche an lebenden Tieren fortschreiten kann. Ich betrachte daher den Vorschlag, die Untersuchung auf Punkte zu beschränken, deren Tragweite auf Fragen der Gesundheit u. s. w. wir jetzt übersehen können, als kindisch.“

Das Stricker'sche Institut trägt durchaus den Stempel einer modernen, den Verhältnissen entsprechenden Anlage. Der Hörsaal ist amphitheatralisch aufgebaut, hat gutes Tageslicht und wird — wenn zum Zwecke von Demonstrationen das Tageslicht ausgeschaltet werden muß — mittelst Glühlichter beleuchtet. Im Centrum des Auditoriums, einer großen Tafel gegenüber, befindet sich das elektrische Mikroskop, dessen Einrichtung wir weiter unten mit einigen Worten skizzieren werden.

Vor der Vorlesung versammeln sich die Hörer in einem großen Saale und erwarten die Ankunft des Professors. Alle Sprachen unsres polyglotten Vaterlandes tönen da durcheinander. In kleinen Gruppen stehen japanische Kollegen, kleine Gestalten mit pechschwarzem Haar und einer an Franzosen mahnenden Lebhaftigkeit der Gesticulation und Grimassierung. Daneben Engländer und Amerikaner in aparter Kleidung, in tiefstem Winter sommerlich gekleidet, die

Cylinder und Hüte scheinen an die Köpfe genagelt zu sein, die Hände rühren sich nicht aus den Hosentaschen, und man fragt sich: Was thäten diese Herren, wenn ihnen die gütige Natur eine dritte Hand geschenkt hätte? Das leidenschaftliche Interesse, welches Stricker für seinen Lehrstoff zu wecken weiß, giebt sich auch darin kund, daß neben dem Heer von Ärzten und Medicinern auch Philosophen und Juristen seine Vorlesungen besuchen. Es kann nicht genug rühmendwert hervorgehoben werden, daß unsre Rufensöhne außer ihrem Fachstudium sich in andern Disziplinen zu unterrichten suchen. Trotz des schweren Kampfes ums Dasein, den so mancher von ihnen zu kämpfen hat, opfert der Mediciner Zeit und Geld, um praktische Philosophie, der Jurist, um gerichtliche Medicin, der Philosoph, um Physiologie und experimentelle Pathologie zu hören.

Da sich die vielseitigen, in so verschiedene Spezialwissenschaften hineinreichenden Lehren Stricker's in dem engen Rahmen dieser Ausführungen auch nicht in den flüchtigsten Umrissen zeichnen lassen, müssen wir uns begnügen, einzelne Leitmotive hervorzuheben, und beginnen mit einer philosophischen Betrachtung, dem Wortlaut des Lehrers möglichst treu folgend.

„Alles, was ich weiß, ist nicht gleichzeitig in mir lebendig, ich kann mir es nicht auf einmal vorstellen. Ein großer Teil meines Wissens ist vielmehr meiner Aufmerksamkeit entzogen, während nur ein kleiner Teil lebendig als Vorstellung in mir enthalten ist.

Das Wort „Wissen“ wird daher auch in einem doppelten Sinne gebraucht. Wenn ich das große Wissen eines Menschen rühme, so meine ich damit nicht, daß dieser Mensch fähig sei, sich sehr viel auf einmal vorzustellen. Ich deute damit nur seine Potenz an, sich der Reihe nach an viele Dinge zu erinnern. Wenn ich hingegen sage, „Ich weiß, was ich spreche,“ so beziehe ich mich nur auf das, was gegenwärtig als Vorstellung in mir enthalten ist. In dem einen Falle habe ich also nur ein mögliches oder potentielles Wissen, in dem andern Falle aber ein wirkliches oder lebendiges Wissen gemeint.

In der deutschen Sprache findet diese Unterscheidung thatsächlich Ausdruck. Das potentielle Wissen wird hier auch durch das Wort „Können“ ausgedrückt. Der Satz „Ich kann französisch“ deutet mein potentielles Wissen der Sprache an, nicht aber, daß ich den ganzen Sprachschatz stets lebendig in mir herumtrage.

Der Umfang des lebendigen Wissens ist im Vergleiche zum gesamten potentiellen Wissen, wie ich schon bemerkt habe, sehr klein. Die Psychologen deuten dieses Verhältnis dadurch an, daß sie das Bewußtsein als enge bezeichnen, wobei sich das Wort „Bewußtsein“ selbstverständlich nur auf das lebendige Wissen bezieht. Diese Ausdrucksweise bedarf aber, wie sich aus der folgenden Darstellung ergeben wird, einer doppelten Korrektur.

Ich habe den Ausdruck „potentielles Wissen“ in Analogie mit dem Terminus „potentielle Energie“ der Physiker gewählt. In einem Kohlenlager ist potentielle Energie angehäuft, welche jeden Augenblick (bei geeigneter Vorwärmung) in lebendige Kraft umgesetzt werden kann, resp. die nach unsrer Redeweise kalte Kohle kann glühend und leuchtend gemacht werden. Mit

der hell leuchtenden Stelle vergleiche ich also das lebendige Wissen, mit der in der ganzen Kohle vorrätigen Brennenergie das potentielle Wissen. Nun entsteht aber die Frage, ob sich das lebendige Wissen zu dem potentiellen wirklich so verhalte wie die glühende und leuchtende Stelle des Kohlenlagers zu den nicht leuchtenden kalten Stellen.

Es läßt sich beweisen, daß unser Bewußtsein mehr umfaßt als das jeweilige lebendige Wissen. Vorläufig will ich dies durch die folgende Betrachtung motivieren.

Ich habe eine gewisse Kenntnis von der Bedeutung meines „Ich“ und drücke diese Kenntnis zuweilen durch das Wort „Selbstbewußtsein“ aus. Dieses „Selbstbewußtsein“ kann nun, meine ich, unmöglich von dem jeweiligen lebendigen Wissen allein abhängen.

Der Umfang des jeweiligen lebendigen Wissens (die Summe dessen, was sich ein Mensch auf einmal vorstellt) ist — soweit ich dies durch die Sprache eruieren konnte — bei jugendlichen Individuen nicht geringer als bei Männern auf der Höhe ihrer Leistungen; er ist bei sehr unbedeutenden Menschen nicht geringer als bei sehr bedeutenden.

Anders verhält es sich mit dem sogenannten Selbstbewußtsein, mit dem Bewußtsein von der Bedeutung des „Ich“.

Dieses Bewußtsein unterliegt großen Schwankungen. Es kann krankhafterweise zum Größenwahn und zum Kleinheitswahn führen und es schwankt auch bei ganz normalen Menschen; auch diese überschätzen sich und unterschätzen sich je nach den verschiedenen Zuständen des Gehirns. Aber im großen und ganzen wächst das Selbstbewußtsein mit den zunehmenden Erfahrungen, das heißt mit dem potentiellen Wissen.

Es muß also das potentielle Wissen hierzu etwas beitragen.

Da ich schon das Bild mit der Kohle gebraucht habe, will ich sagen, das Verhältnis sei etwa so, als wenn ein großer Teil des Kohlenlagers in kaum merklicher Glut wäre und zur allgemeinen Helligkeit etwas beitrüge, während ein kleiner Teil thatsächlich leuchte.

Nach diesen Erörterungen dürfte es nunmehr passend sein, das Wort „Bewußtsein“ nicht in dem (früher genannten) Sinne der Autoren nur auf das lebendige Wissen anzuwenden. Mein gesamtes Bewußtsein fällt den Grenzen nach mit meinem Selbstbewußtsein zusammen; es ist umfassender als das jeweilige lebendige Wissen.

Die Beziehung zwischen aktivem und potentielltem Wissen spielt in verschiedenen philosophischen Systemen eine große Rolle.

Der Umstand, daß ein großer Teil unsres Wissens förmlich hinter den Kulissen weilt, während nur ein kleiner Teil im Vordergrund steht; der Umstand ferner, daß der aktive Teil stets aus dem Verborgenen hervorst wächst, und zwar so geordnet hervorst wächst, als wenn sich hinter den Kulissen ein Ordner befände; alles das hat dazu angeregt, darüber nachzudenken, woher denn eigentlich unsre Ideen stammen. So wurde also darüber gestritten,

ob das potentielle Wissen hinter den Kulissen des Bewußtseins verarbeitet werde, ob wir unbewußt Schlüsse ziehen, ob sich unbewußt Erfahrungen zu komplizierten Erkenntnissen kombinieren und dergleichen mehr.

Die höchste Blüte dieser Richtung findet sich in E. v. Hartmann's Lehre: „Die Philosophie des Unbewußten“ vertreten.

Er sagt: Alle die zweckmäßigen Vorgänge in unsrem Organismus, welche ohne unsern Willen ablaufen, sind die Folge uns unbewußter Vorstellungen der Materie.

Für die Naturforschung sind solche Betrachtungen unfruchtbar.

Wir suchen die Erscheinungen der Materie nach ihrem kausalen Zusammenhange zu ergründen, weil sich diese Art der Forschung bis jetzt am fruchtbarsten erwiesen hat. Die Frage, ob die Materie ihre Bewegungen mit Bewußtsein, oder kraft unbewußter Vorstellungen, oder ohne jedes Vorstellen ausführt, kann uns unberührt lassen.

Etwas anders liegt wohl die Sache bezüglich der uns unbewußten Vorgänge im eigenen Sensorium, in der Sphäre des potentiellen Wissens. Hier reduziert sich die Frage darauf, ob die Folgezustände gemachter Wahrnehmungen, die zwar in der Sphäre des potentiellen Wissens ruhen, aber jederzeit lebendig werden können, ob diese Folgezustände unbewußt verarbeitet werden können.

Wir wissen, daß zuweilen Erkenntnisse fertig in uns auftauchen, die wir vorher vergebens zu konstruieren uns bemüht haben.

Ich will dies durch ein Beispiel versinnlichen. Ich sehe eine Maschine und höre pfeifen, ohne zu erkennen, daß die Maschine pfeift. Inzwischen tauchen in mir andre Vorstellungen auf; es vergehen Tage. Von dem Gesehenen und Gehörten ist wohl irgend etwas (ein Zustand) in mir zurückgeblieben, aber es ruht in der Sphäre des potentiellen Wissens. Mit einem Male erinnere ich mich an beides, und ich erkenne jetzt, daß die Maschine gepfeifen habe. In einem solchen Falle mag immerhin die Frage berechtigt sein, ob die Verarbeitung, die Beziehung des Gesehenen auf das Gehörte, früher, vor dem Auftauchen der Erinnerung stattgefunden habe.

Es steht jedem frei, eine solche Annahme zu machen; aber notwendig ist sie nicht. Die Sache könnte sich auch anders verhalten. Die Beziehung könnte in dem Augenblicke zu stande kommen, als die Erinnerung auftaucht.

Alle Nachrichten, welche wir von der Außenwelt bekommen, sind entweder direkte oder indirekte. Wenn ich den Olivenbaum sehe, habe ich von ihm unmittelbare Kunde. Wenn ich aber lese oder höre, daß Olivenbäume existieren, so erfahre ich dabei direkt nur die Existenz der gelesenen oder gehörten Worte; die Nachricht von dem Baume aber ist eine indirekte.

Unsere Vorstellungen über die Körper der Außenwelt stammen aus direkten Wirkungen auf unsre Sinne, und wir sind auch geneigt, alles, was unsre Sinne rührt, als von Körpern (oder von der Materie) ausgehend zu betrachten.

Was also nicht von außen auf unsre Sinne (resp. auf die peripheren Endorgane der Nerven) wirkt, kann uns unmöglich als Materie erscheinen.

Wir müssen aber einen Unterschied machen zwischen „sinnlich“ und „materiell“. Was uns nicht materiell erscheint, kann immer noch durch unsre Sinne wahrgenommen werden.

Unter „Sinne“ versteht man nicht die Endorgane der Nerven und sicher nicht diese allein. Das Endorgan ist nur ein vorgeschobener Posten des zentralen Sinnesorgans im Gehirn. Das Wichtigste an den Sinnen ist die Fähigkeit, das Sinnliche wahrzunehmen, und liegt also im Bewußtsein selbst. Die Nerven bringen nur die Nachrichten von außen. Zudem wir diese Nachrichten wahrnehmen, nehmen wir uns selbst wahr.

Von diesen Gesichtspunkten aus wird die Beziehung der Lehre von dem Bewußtsein zu den Naturwissenschaften, wie folgt, auszudrücken sein.

Die Naturwissenschaft, mag sie nun beschreibend oder experimentell zu Werke gehen, stützt sich in allen ihren Lehrfäßen in erster Reihe auf direkte Nachrichten. Was wir direkt (also kraft einer unmittelbaren Einwirkung auf die Sinne) erfahren haben, sind wir geneigt als wirklich vorhanden, auch als thatsächlich, oder als wahr zu bezeichnen. Die Nachricht von der Existenz des eigenen Bewußtseins darf aber als die sicherste und unmittelbarste aller Erfahrungen angesehen werden. Die Wissenschaft, welche sich mit dem Bewußtsein beschäftigt, gehört also in bezug auf die Sicherheit ihrer Nachrichten zu den Naturwissenschaften.

„Wir kennen,“ sagte Kant, „von den Gegenständen nichts, als unsre Art sie wahrzunehmen.“ „Was es für eine Bewandnis mit den Gegenständen an sich haben möge, bleibt uns unbekannt.“

Dieser Idealismus leugnet also nicht die Existenz von Dingen in der Außenwelt, er sagt nur, daß die Art, wie sie uns erscheinen, in Eigentümlichkeiten unsres Bewußtseins begründet sei. Dieser Idealismus leugnet auch nicht, daß die Dinge der Außenwelt auf uns wirken, er sagt nur aus, daß wir nur uns selbst — die Prozesse in uns — wahrnehmen, während wir die Dinge der Außenwelt wahrzunehmen glauben.

Was den „Idealismus“ anbelangt, so müssen wir noch in Betracht ziehen, daß jeder von uns doch nur sein eigenes Bewußtsein kennt, daß ihm aber das Bewußtsein der andern Menschen ebenso verschlossen ist wie das eigentliche Wesen der Materie. Die Argumente, aus welchen wir indirekt das Bewußtsein der andern Menschen erschließen, sind in Kürze:

a) Analogieschlüsse; da die andern Menschen bei gleichen Einrichtungen auf äußere Einwirkungen so reagieren, wie ich es bewußterweise thue, bin ich geneigt, auch ihnen Bewußtsein zuzuschreiben.

b) Die Deszendenz; ich nehme an, daß ich das Bewußtsein ererbt habe, deshalb muß ich es auch meinen Mitmenschen zuschreiben.

Es ist nicht unmöglich, daß, wenn ich einen Menschen auf den ersten Blick als einen bewußten erkenne, dies nach denselben Regeln vor sich geht, nach

welchen ich zuweilen in den gemalten Bildern denkende und handelnde Menschen zu erblicken glaube.

Man könnte behaupten, wir könnten diese Gedanken durch unbewußte Schlüsse erlangen. Da jedoch die Behauptung von der Existenz unbewußter Schlüsse durchaus unerwiesen ist, bevorzugt Stricker die Hypothese, welche von dieser Behauptung Umgang nimmt.

Wenn Locke meint, alle Vorstellungen stammen aus der Erfahrung, so geht Kant von einer einigermaßen andern Anschauung aus, indem er sich ausdrückt: Daß alle Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel. Hierzu trete noch die Erkenntnis a priori, Erfahrung lehre uns zwar, daß etwas so oder so beschaffen sei, nicht aber, daß es nicht anders sein könne. Kant's Erkenntnis a priori läßt sich — wenn auch nicht ganz zwanglos — als eine Erkenntnis deuten, die von einer angeborenen Eigenschaft dominiert werde: als eine Erkenntnis, die kraft einer angeborenen Einrichtung nur so und nicht anders ausfallen könne. Kant bezeichnet die Vorstellungen von Raum, Zeit und Kausalität als solche, die in unsrer inneren Einrichtung notwendig begründet sind. Daß aber irgend eine Vorstellung wirklich angeboren sei, wird heute von niemandem ernstlich verteidigt. Wenn man z. B. sagt, die Raumvorstellung sei angeboren, so meint man, wir besäßen die angeborene Fähigkeit, durch gewisse Erregungen des Gehirns ohne alle Übung die Raumvorstellung zu erlangen. In diesem Sinne wäre — wenn auch nicht ganz zwanglos — der Terminus „a priori“ zu deuten. Kant bezeichnet ferner unsre Vorstellung der Kausalität als eine Vorstellung a priori, wobei der Begriff a priori ebenfalls nicht gleichbedeutend mit „angeboren“ sein kann. Er nimmt also Urteile a posteriori (Erfahrungsurteile) und Urteile a priori an. Ein Urteil a priori werde sofort in seiner Notwendigkeit gedacht, z. B. jede Wirkung hat eine Ursache. Selbstverständlich sind auch diese Urteile von der Erfahrung abhängig. Doch liegt ein Unterschied zwischen beiden Urteilsformen: Dort fälle ich ein bestimmtes Urteil, weil ich bestimmte Erfahrungen gesammelt habe, hier, weil ich es mir nicht anders denken kann. Diese Ausführungen verwendet Stricker zu einer ebenso geistreichen wie zwingenden Erklärung des Begriffes „Wahr“: Jedes Urteil a posteriori von der Außenwelt, welches in dem Sinne eines Urteils a priori — das heißt, ohne Rücksicht auf Nachrichten von außen und selbst im Widerspruche mit denselben — für wahr gehalten wird, darf als ein Wahr bezeichnet werden. —

Das elektrische Projektions-Mikroskop, welches im Stricker'schen Institute im Gebrauche ist, besteht aus zwei Stücken, aus dem Gehäuse, auch Laterne genannt, und aus einem Aufsatzstücke. Das Gehäuse birgt die Lichtquelle und ist aus undurchsichtigem Materiale gebaut (Holz, Asbest). Es gestattet aber dem Lichte durch ein Fenster den Austritt. Bevor das Licht dieses Fenster verläßt, hat es ein gleichfalls im Gehäuse untergebrachtes Sammellinsensystem zu passieren.

Das Aufsatzstück enthält außer einem Wasserkasten noch andre Bestandteile, die fest aneinander gefügt sind und daher ein Ganzes bilden. Solcher Aufsatz-

stücke giebt es übrigens mehrere, je nach den Zwecken, die man verfolgt. Von den zwei wichtigsten derselben dient eines zur Untersuchung mikroskopischer Objekte im durchfallenden Lichte, Diaskop genannt, und ein andres für die Untersuchung von Objekten im auffallenden Lichte, Episkop genannt. Wir müssen uns mit der Mitteilung begnügen, daß vermittelt des Diaskopes menschliche Blutkörperchen in der Größe eines Handtellers an der weißen Tafel erscheinen, daß die projizierten Bilder in einer linearen Vergrößerung von 12000 zu sehen sind und von jedem Besucher der Stricker'schen Vorlesungen aufs genaueste studiert werden können. Diese pädagogisch so wichtige Methode hat übrigens in den letzten Jahren eine großartige Ausbildung erfahren.

Die erste Etappe dieses Fortschrittes ist das elektrische Mikroskop mit auffallendem Lichte. Die starke Lichtquelle hat aber schon bei dem einfachen Apparate überraschende Leistungen ermöglicht. Ein gut macerierter Knochen hat sich dazu als ein äußerst günstiges Objekt erwiesen. Das episcopische Bild erschien an dem weißen Schirm in einer Plastik und Helligkeit, daß man glauben mochte, es sei dort der Knochen eines Giganten im direkten Sonnenlichte zu sehen.

Das Episkop ermöglicht durch Spiegelvorrichtungen, undurchsichtige und opake Gegenstände farbig und plastisch auf die weiße Tafel zu projizieren. Folgen wir etwa der Demonstration des Erstickungsversuches.

Eine etwa 6 kg schwerer Hund wird rücklings auf ein horizontales Brett gebunden und narkotisiert. Sobald er bewußtlos ist, wird der Luftröhrenschnitt gemacht und mittelst eines durch Wasser getriebenen Blasebalges die künstliche Atmung eingeleitet. Dem Hunde wird hierauf die Brustwand geöffnet und der Herzbeutel aufgeschnitten, sodas das Auditorium die rhythmischen Bewegungen des freigelegten Herzens aufs genaueste an der weißen Tafel verfolgen kann. Wird nun die künstliche Atmung ausgesetzt, so schwillt das Herz an, wird dunkelrot bis blauschwarz, seine Thätigkeit wird von Sekunde zu Sekunde träger, bis sie vollkommen erlischt. Der Hund ist — wenn der Ausdruck gestattet wird — eine lebendige Leiche. Wird im entscheidenden Momente die Atmung wieder inszeniert, wird dem Herzen aus den wieder thätig gewordenen Lungen sauerstoffreiches Blut zugeführt, so beginnt es kräftiger und regelmäßiger zu schlagen, die dunkelblaue Farbe macht dem normalen roten Tone Platz. Alle diese Vorgänge verfolgt der Hörer aufs genaueste. Es bleibt jedem ein so unauslöschlicher Eindruck, als wenn er den Versuch selbst ausgeführt hätte.

Was der Mediziner in der Anatomie und Physiologie gelernt, was er auf den Kliniken beobachtet — in Stricker's Laboratorium wird es zur Klarheit und Wahrheit; hier findet er den bedeutenden Verknüpfungspunkt aller medizinischen Theorie und Praxis.

Wir wollen noch dem gefeierten Meister auf seinen Geistesflügen ins Gebiet der Jurisprudenz folgen und mit einer sehr interessanten kunsthistorischen Betrachtung das letzte Licht auf unser leider nur sehr fragmentarisches Bild seiner Arbeiten werfen.

Es ist bekannt, daß uns abnorme äußere Einflüsse und gewisse abnorme Zustände des Gehirns, z. B. Fieberdelirien, an der Ausübung unsrer Pflichten hindern und uns unter Umständen zu Muskelbewegungen (Thatlichkeiten) zwingen können. Die Phrase: „Ich kann nichts dafür“ ist schon in der Kinderstube geläufig und will sagen: Nicht ich, nicht mein Wille, sondern andre Einflüsse haben die That angeregt.

Wir sind nicht gewöhnt, bei der Beurteilung der Handlungen unsrer Nebenmenschen die mögliche Abnormität ihrer Hirne in Betracht zu ziehen. Als Mitglieder eines Gerichts fragen wir zunächst, ob der Angeklagte unter Umständen gehandelt habe, unter welchen wir ebenso gehandelt hätten. Denn vor Einflüssen, welchen wir alle notwendig unterliegen, können wir die Gesellschaft durch das Strafgericht nicht schützen.

Sichere Fälle von Geisteskrankheiten gehören natürlich ins Irrenhaus. Wichtiger sind jene Grenzfälle, welche als Moral insanity aufgefaßt werden.

Menschen, die an Moral insanity leiden, können Freude am Bösen, an den Leiden andrer haben — diese Eigenschaft gehört jedoch nicht zu den notwendigen Merkmalen der Moral insanity. Das Krankhafte an den von ihr behafteten Menschen besteht zunächst darin, daß sie — sich selbst überlassen — Exzesse begehen. Die Heftigkeit der Begierden treibt sie dazu, sich die notwendigen Geldmittel zu verschaffen. Dabei fehlt es ihnen an Energie zur Arbeit, der Verbrecher handelt systematisch nach einem entworfenen Plane, seinen eingelagerten Vorstellungen folgend. Wer dagegen mit moralischem Irresein behaftet ist, führt zwar einzelne Handlungen mit großer Schlanheit durch, aber er handelt nicht konsequent nach einem Plane; er ist unstät, für keinen geordneten Beruf zu gebrauchen, und auch unfähig, verbrecherische Absichten nach einem reiflich erwogenen Plane und mit der nötigen Ausdauer zu verfolgen. Der Verbrecher besitzt die Fähigkeit, bei der Sache zu bleiben, einen Plan zu entwerfen. Er besitzt die Fähigkeit, seinen Plan zu prüfen und zu korrigieren und mit entsprechender Konsequenz zu handeln. Der moralisch Irre kann auch einen Plan entwerfen, aber er bleibt nicht bei der Sache. Zuweilen geistvolle Entschliesungen machen rasch andern Vorstellungen Platz. Die Verbrechernaturen sind deshalb der menschlichen Gesellschaft weitaus gefährlicher als die moralisch Irren. Bei stationärer Moral insanity sind nicht selten auch objektiv krankhafte Befunde zu konstatieren. In den Gehirnfunktionen der Verbrecher sind vorläufig pathologische Momente nicht gefunden worden. Es können Abnormitäten da sein, aber diese sind nicht notwendig krankhaft. Wie der Arzt als Kliniker über Moral insanity denkt, ist für juridische Zwecke irrelevant. In gewissen Grenzfällen muß der Arzt kraft seiner Fachkenntnisse feststellen, ob an dem Angeklagten solche krankhafte Erscheinungen nachweisbar sind, welche ein konsequentes Handeln, eine Domination der eingelagerten Vorstellungen zu erschüttern vermögen. Fällt die ärztliche Untersuchung negativ aus, hat der Angeklagte — wenn auch aus perverter Gefühlrichtung — die That konsequent nach einem klaren Plane ausgeführt, dann vermag der Arzt den Angeklagten moralisch nicht zu entlasten, und

keinerlei Fortschritt in der Kenntnis der Gehirnanatomie wird an dieser Sachlage etwas ändern. —

Seit Lessing sind die Grenzen zwischen Poesie und Malerei scharf gezogen. Der Dichter mag die Zähne seines Mädchens mit Perlen vergleichen, der Maler darf sie nicht so malen. Zwar ist es dem Maler gestattet, durch Kombination schöner Einzelheiten seiner Modelle eine Idealgestalt zu schaffen, ja, er kann Tier- und Menschenleiber kombinieren — wie es etwa Böcklin in höchster Vollendung übt —, „aber er muß in jedem Stücke, das er in seine Kombination einbezieht, der Natur treu bleiben.“ Auf einen Künstler, der über diese Regel hinausgegangen ist, macht Stricker aufmerksam, auf den Schöpfer des „Zeus Otricoli.“ Der Kopf frappiert durch die mächtig vorragende Stirn; diese zeigt eine Vorwölbung, einen rundlichen Vorbau, der zu beiden Seiten durch je eine senkrechte Falte begrenzt ist. Es ist unwahrscheinlich, daß zu irgend einer Zeit Menschen mit solchen Stirnen gelebt haben. In dieser Götterstirn hat der Künstler nicht die natürliche Form, sondern eine große philosophische Idee verkörpert. Daß die Seele im Haupte wohnt, das weiß jeder erwachsene, einigermaßen beobachtende Mensch aus sich selbst; die Menschen sind nicht durch anatomische und experimentelle Studien zu dieser Erkenntnis gelangt. Wenn sich jemand einen blühenden Baum in seinen Einzelheiten denkt, so verfügt er über einen Vorstellungskomplex, einen Komplex, wie Stricker sich der Kürze halber ausdrückt; solche zusammengesetzte, durch direkte sinnliche Wahrnehmung erlangte Wahrnehmungen nennt er Grundkomplexe. Schon Lindenblütenduft wird die Vorstellung des ganzen Baumes wachrufen. Von den innig verknüpften Bestandteilen des Grundkomplexes gilt der Satz, daß ein Bestandteil an und für sich immer die Vorstellung des Ganzen erweckt. Auf dieser Eigentümlichkeit unfres Seelenlebens beruht der hauptsächlichliche Eindruck der bildenden Künste. Ein Profil, ein Teil des Grundkomplexes genügt, um in uns die Vorstellung des ganzen Menschen zu wecken. Doch nur solchen Teilen eines Komplexes kommt diese Eigenschaft zu, welche es wirklich sind oder wenigstens uns als solche erscheinen. Gerade deshalb war jener antike Künstler sehr kühn. Er wollte dem Gotte den Ausdruck eines übernatürlichen, übermenschlichen Intellekts geben — und es gelang ihm. „Was aber der Künstler in uns wachzurufen vermag, muß vorher schon in uns — in unfrem potentiellen Wissen — geruht haben. Auf die antiken Hellenen hat sein Werk Eindruck gemacht; auch ohne Physiologie und Experimente wußten jene feinfühligsten Menschen, daß der Kopf der Sitz der Seele sei.“

Ich erlaube mir, folgende Bemerkung einzuflechten. Stricker's Beweisführung ist geistreich und originell, für den antiken Künstler ist sie vielleicht zu wenig naiv. Wie in der Kunstentwicklung überhaupt, gab es auch in der antiken Kunst eine Zeit, wo die Götter mehr erschütternd und furchtbar als ideal und „göttlich“ dargestellt wurden. Die griechischen Götter, denen Menschenopfer gebracht wurden, waren andre als die griechischen Götter des Perikleischen Zeitalters. Und die älteren, manchmal direkt häßlichen Motive haben sich über

die Blütezeit der antiken Kunst hinaus erhalten. Die häßliche Diana v. Ephesos mit ihren Hirschkuhziigen kehrt noch lange nach Phidias — in der besten Zeit pompejanischer Wandmalerei — wieder. Wir erinnern nur an die herrliche Darstellung der Iphigenie (Pompeji). Und wie lange hat sich der byzantinische, affetisch magere und unnatürlich lange Christustypus in der christlichen Kunst erhalten! Der Christus eines Carpaccio (Belvedere), eines Dürrer (Passion) läßt noch deutlich byzantinische Elemente erkennen. Vorsprünge und Auswüchse der Stirn wurden nun in der älteren Kunst häufig zum Zwecke, dem Beschauer Furcht und Entsetzen einzujagen, angewendet. Der Schöpfer des Zeus Otricoli hat manchen Zug eines Phidias entlehnt. Vielleicht ist er in der Darstellung seiner Götterstirn über Phidias zurückgegangen. Es würde hier zu weit führen, den bescheidenen Versuch einer Erklärung der Zeusstirn des Näheren zu begründen. Noch eines Umstandes möchte ich Erwähnung thun, welcher zwar auch im Stricker'schen Sinne sich auslegen ließe, eventuell jedoch für obigen Erklärungsversuch verwertet werden könnte. Zeus' Stirn war dem naiven und gläubigen Griechen thatsächlich übernatürlich und göttlich: sie war die Geburtsstätte der Göttin der Weisheit. Für meinen Erklärungsversuch spricht übrigens der Umstand, daß auf einer tyrenischen Münze der Zeus-Ammons kopf (im Profil) ebenfalls einen deutlichen Vorsprung der Stirn über der Nasenwurzel zeigt. —

Mit Brücke und Stricker schließen wir diesen — leider so lückenhaft gebliebenen — Versuch. Beider kunstgeschichtlichen Ausführungen haben wir gelauscht. Jener hebt bei den Idealgestalten griechischer Bildhauer, die nicht sterben werden, so lange es eine plastische Kunst giebt, hervor: „Die Stirne ist in der Regel nicht hoch, wenigstens nicht der freie, von den Haaren unbedeckte Teil. Die Brauenbögen sind schön geschwungen und gehen direkt und ohne Unterbrechung an der Nasenwurzel in die Seitenlinien des Nasenrückens über. Es ist dies wesentlich erstens für die Existenz eines guten Profils, wegen der Linie, welche von der Stirne zum Nasenrücken herabsteigt . . . Der Nasenrücken ist gerade und in einer Flucht mit der Stirne, nicht im Winkel gegen sie gestellt, und nicht durch eine Einsenkung von ihr getrennt, was wesentlich ist für das einfach schöne Profil der Antiken.“ Stricker hingegen steht bewundernd vor der abnormen Zeusstirn: „Die Locken, der Bart, die Stellung der Lippen, der sanfte Zug des Antlitzes, das alles ist natürlich. Die Stirne aber weicht von den natürlichen Formen ab; die Stirne ist es, welche der ganzen Gestalt das göttliche Gepräge giebt.“ Ferne von ihren wissenschaftlichen Arbeiten, auf den vereinsamten Pfaden des Kunstgenusses und der Kunstkritik haben wir Brücke und Stricker begegnet; die Gedankenreihen beider tangieren dasselbe Thema; beide sprechen über Götterstirnen; jener verfiel das schöne Gesetz, dieser verteidigt die kühne Ausnahme. Ein unbedingter Anhänger der Schule Phidias war der Schöpfer des Zeus Otricoli gewiß nicht; wir können ihn einen unge-

treuen Schüler der großen Bildhauerschule heißen. Phidias veredelte und vertiefte das Kunstschema seiner Vorgänger, wie es ein Bellini, ein Raffael, ein Dürer gethan; unser Anonymus durchbrach kühn die Schranken der herrschenden Kunstregeln, wie wir es an einem Giorgione, einem Rembrandt — daß ich's nur sage — einem Uhde staunend bewundern. Beide aber hatten eines gemeinsam, was der Kunst und dem Leben Würde und Stärke giebt, eines, was der modernsten, Körper und Geist uniformierenden Zeit leider so sehr gebricht — beide hatten Individualismus. —



Giebt es eine Pflicht des Glaubens?

von

Julius Raftan.

I.

Giebt es eine Pflicht des Glaubens? — Die meisten unserer Zeitgenossen werden diese Frage ohne Zaudern verneinen. Wenn von Pflicht die Rede ist, denken wir zunächst an die Obliegenheiten unseres Berufs oder an die Verbindlichkeiten, welche das Leben in Staat und Gemeinde mit sich bringt. Und wie sollte in diesem Sinne von einer Pflicht des Glaubens die Rede sein können? Aber nicht bloß verneinen wird man die Frage, sondern sie mit Entrüstung von der Hand weisen. Wie viel Glend ist nicht daraus erwachsen, daß die Menschen einander ihre Meinungen aufdrängen und zur Pflicht machen wollten! Wie viel Heuchelei ist nicht dadurch entstanden, daß ein bestimmter Glaube als der allein berechnete galt, und seine Herrschaft nötigenfalls mit Zwang durchgesetzt wurde! Die Erinnerung an dies alles ist noch zu frisch, als daß nicht die Rede von der Pflicht des Glaubens solche Abweisung erfahren und solche Gefühle des inneren Widerstrebens wecken sollte.

In der That sind unter uns die Zeiten vorbei, in denen ein öffentlicher Zwang in Sachen des Glaubens ausgeübt werden konnte. Daß einem jeden von Staatswegen Glaubens- und Gewissensfreiheit zu gewähren und so weit möglich zu verbürgen sei, gilt als ein unveräußerlicher Grundsatz, den niemand zu bestreiten wagt. Im evangelischen Christentum ist vor allem der Glaube selbst als etwas erkannt, was nur in der Luft der Freiheit gedeihen kann; wir wissen, daß er das eigne Gewissen und die eigne Überzeugung des Menschen in Anspruch nimmt. Und diese protestantische Idee dringt mehr und mehr auch in katholischen Landen durch. Die russische Kirche rühmt sich ihrer Toleranz, und in Spanien herrscht dem Buchstaben des Gesetzes nach Glaubens- und Gewissensfreiheit, d. h.

zu den alten Motiven bekennt sich niemand mehr, mag immerhin dabei das alte Verfahren noch in Kraft geblieben sein. Darin zeigt sich die Macht der Wahrheit, die im weiteren Lauf der Dinge überall zur Herrschaft kommen wird und muß. Eine Pflicht des Glaubens im Sinne öffentlicher Verpflichtung und Nötigung ist für immer ausgeschlossen.

Wir verstehen aber unter Pflicht zugleich eine innere sittliche Nötigung, die in Freiheit erkannt und befolgt werden soll. Und ob es nicht in diesem Sinne eine Pflicht auch des Glaubens gebe, das ist die Frage.

Jedenfalls verstehen wir nun unter dem Glauben eine Gewißheit, eine Überzeugung, welche anders begründet ist als das Wissen. Die Bestimmungsgründe der Erkenntnis liegen hier nämlich nicht wie beim Wissen außer uns in der uns umgebenden Welt, mit der wir in unaufhörlicher Wechselwirkung stehen, sondern in uns, in unserem persönlichen Leben und Erfahren. Wenigstens hat Kant den Unterschied zwischen Glauben und Wissen so definiert, indem er von objektiven und subjektiven Bestimmungsgründen sprach. Und meines Wissens hat niemand etwas Treffenderes darüber zu sagen gewußt. Das ist und bleibt der eigentliche Unterschied. Was ich weiß, das stammt aus dieser Wechselwirkung mit den Dingen, es hat sich mir aufgedrängt, daß es so sei und nicht anders. Was ich glaube, das ist eine Überzeugung, die sich mir in den inneren Kämpfen gebildet hat, wie sie jedem ernstem Menschen beschieden sind und allererst seinen Charakter begründen. Die Gewißheit des Glaubens ist mit der Gewißheit des Lebens in uns verbunden, das unser Dasein für uns selber allein lebenswert macht, ohne welches es aufhören würde unser eigenes Leben zu sein.

Aber muß die Überzeugung des Glaubens dann nicht mit dem sittlichen Leben aufs engste zusammenhängen? Bringt dieser Zusammenhang nicht wieder mit sich, daß das Bekenntnis und die Verbreitung des Glaubens als Pflicht empfunden, der Glaube selbst anderen als Pflicht zugemutet wird? Ich sehe nicht, daß es anders sein könnte. Denn was wirklich mit dem sittlichen Leben zusammenhängt, tritt auch unter den Gesichtspunkt der Pflicht. Und andere als sittliche Bestimmungsgründe können hier unmöglich entscheiden.

Oder was sollte sonst dem Glauben so feste Wurzeln in unserem Gemüt geben, was sonst ihn zu einer treibenden Kraft in unserem Leben machen? Denn das ist doch unabweisbar, daß der Glaube die innere und feste Überzeugung von der Wahrheit des Geglaubten einschließt. Nicht minder versteht sich von selbst, daß einer nicht glauben kann, ohne überzeugt zu sein, daß alle denselben Glauben haben sollten: was hier Wahrheit ist, geht alle Menschen an. Angenommenermaßen aber beruht das nicht wie beim Wissen auf der objektiven Nötigung, die in dem Verkehr mit den Dingen entspringt. Vielmehr erwächst es im eigenen Gemüt, in Herz und Wille des Menschen. Wenn aber, so giebt es eben nichts Andres als die sittliche Erfahrung, welche eine Grundlage für den Glauben bietet. Sie allein enthält, was allgemein giltig ist und wovon angenommen werden darf, daß ein Hinweis auf die ewige Wahrheit darin liegt.

Die ästhetische Betrachtung ist durch und durch individuell bedingt. Sprichwörtlich muten wir niemandem zu, unseren Geschmack zu teilen. Auch hat die Kunst es nicht mit der objektiven Wahrheit zu thun. Wir wissen vielmehr, indem wir sie pflegen, daß es sich um Anschauungen und Gestalten handelt, die unserm Geist entsprungen sind, die nur Wahrheit haben in unsrer Beziehung zu den Dingen. Einen Wechsel des Geschmacks machen wir niemandem, weder uns selbst noch anderen, zum Vorwurf. Kurz, so wichtig dies Gebiet ist, so gewiß der Reichtum des Geistes auch auf seiner Pflege beruht und in seiner Blüte sich äußert, so wenig entsteht hier oder kann hier entstehen eine Wahrheit, die alle anerkennen sollten. Das ist bei der ganzen Art des ästhetischen Gebietes einfach ausgeschlossen.

Aber auch die religiösen Motive rein für sich genommen können eine Gewißheit des Glaubens nicht begründen. Die Geschichte lehrt uns sehr mannigfaltige Religionsformen und Glaubensarten kennen. Krause und wunderliche Gebilde der Phantasie stehen da neben erhabenen und großartigen Gedanken. Erst bei näherem Zusehen zeigt sich, daß es doch etwas giebt, was allen zu Grunde liegt und als die treibende Kraft aller Religion sich erweist. Zwiefacher Art ist es wiederum, ein Streben einmal, die eigene Kraft des Lebens in der Welt durch die übernatürliche Kraft der Gottheit zu ergänzen, und dann wieder: ein Verzagen an der Welt und dem Leben in ihr, ein Verlangen nach Seligkeit, wie sie die Welt nicht geben, wie Gott allein sie besitzt und dem Menschen gewähren kann. Beides scheint sich auszuschließen, daß bald die Förderung des Lebens in der Welt gesucht und bald erstrebt wird, was die Verleugnung der Welt und alles Weltlichen in sich begreift. Aber des Menschen Herz richtet sich nicht nach der Logik. Nach Ausweis der Geschichte ist es dies doppelte Streben, welches — bald mehr das eine, bald mehr das andre — in allen Religionen pulsiert. Allein kann der Mensch auf dies Verlangen des Herzens die Gewißheit seines Glaubens gründen? Giebt es nicht solche, auch edle und kräftige Menschen, die von diesem Streben nichts zu wissen bekennen oder dann darin eine Anwendung von Schwäche erblicken zu sollen meinen? Kann ich darauf, daß ich eine noch so berechtigte Sehnsucht in mir spüre, die Gewißheit ihrer Erfüllung gründen? Bleibt nicht dem Zweifel Raum, daß es sich in jedem religiösen System um eine Fata Morgana handelt, welche die Sehnsucht des menschlichen Herzens geschaffen, verschieden, je wie das Grundbedürfnis sich in den verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern verschieden gestaltet hat? Kann, ja darf ich allen zumuten, ebenso zu empfinden wie ich? Schwankt nicht das Herz des Gläubigen selbst, wenn er sich nur auf seine Gefühle verläßt, zwischen Zweifel und Zuversicht? Wo bleibt aber denn da die Gewißheit des Glaubens?

Oder dasselbe anders angesehen: es ist wohl wahr, daß der Fromme kein andres Ziel sucht als Gott, daß er in Gott alles findet und alles hat, was er verlangt. Aber wenn auch Gott etwas Andres ist als die Welt, so sind doch die Erlebnisse des Frommen, in denen er Gott findet, etwas, was sich in dieser Welt zuträgt. Irrendwie, verneinend oder bejahend, müssen sie in Beziehung

stehen zu dem Leben, welches er in der Welt lebt. Wenn aber, so treten sie auch in Verbindung mit dem sittlichen Lebensgebiet, indem sie entweder sich dagegen kehren oder aufs innigste sich mit demselben vereinigen. Ersteres ist oft genug geschehen. Eine solche Verneinung alles weltlichen und darum auch des sittlichen Lebens in der Welt begegnet nicht bloß außerhalb des Christentums. Auch in der Kirche tritt sie als das mönchische Ideal der Vollkommenheit auf. Aber das giebt gebrochene Existenzen. Ein solches Ideal spottet aller Vernunft. Denn es schließt den Gedanken ein, daß die uns gegebene Wirklichkeit nur dazu da ist, um verneint zu werden. Es kann als allgemein gültiges auch nicht einmal gedacht werden, da es, zur allgemeinen Herrschaft gelangt, die eheliche Ordnung und damit die Fortexistenz des menschlichen Geschlechts aufheben würde. Aber wenn denn vielmehr eine innige Durchdringung des religiösen Strebens mit dem sittlichen Gedanken das Gebotene ist, so ist es nur diese Beziehung zum sittlichen Leben, aus welcher die Allgemeingültigkeit und Gewißheit des Glaubens erwächst.

Dies darf nicht mißverstanden werden. Es bedeutet niemals, daß die Religion nichts ist als eine Beziehung des sittlichen Lebens oder ein Anhängsel an dasselbe. Ein solcher Moralismus ist der Tod der Religion. Das beweist die Geschichte. Und das liegt in der Natur der Sache. Wer den Gedanken Gottes einmal gefaßt hat, in wessen Leben dieser Gedanke eine erleuchtende, eine reinigende und befehlende Kraft geworden, der kann nicht zweifeln, daß in Gott das Ziel aller Dinge liegt, daß das Verhältnis zu Gott nicht etwas Nebensächliches oder Untergeordnetes sein kann. Also kann auch die Beziehung zum sittlichen Leben etwas Derartiges nicht bedeuten. Sie kann vielmehr nur besagen, daß wir eben auf diesem Weg Gott finden, und daß es einen andern Weg zu Gott nicht giebt. Sagen wir daher, daß es der Zusammenhang mit den sittlichen Erfahrungen sei, aus welchem die Gewißheit des Glaubens erwache, so doch nicht, weil die Moral die Hauptsache wäre, und der Gottesgedanke nur eine wenn auch notwendige Ergänzung derselben, sondern weil von uns aus gesehen in diesem Zusammenhang mit dem sittlichen Leben die überzeugende Kraft und die allgemein gültige Bedeutung der Religion sich offenbart.

Dabei hat es aber allerdings sein Bewenden. Sind es Motive des inneren persönlichen Lebens, aus welchen der Glaube erwächst, so können diese Motive nur in Zusammenhang der sittlichen Erfahrung gesucht werden. Sonst könnte von einer Wahrheit des Glaubens keine Rede sein. Und noch weniger ließe sich sonst behaupten, daß er alle angeht, daß alle glauben sollten. Aber dann auch umgekehrt: hat es der Glaube so wesentlich mit dem sittlichen Leben zu thun und tritt alles, wovon das gilt, auch unter den Gesichtspunkt der Pflicht, dann verliert der Gedanke von einer Pflicht des Glaubens das Befreundende, das ihm zunächst unleugbar anhaftet.

Ja, wir müssen noch einen Schritt weiter gehen. Nur der Glaube ist der Rede wert, von welchem etwas Derartiges gilt. Daß der Glaube eine freie That des Willens ist, daß man ihn niemandem andemonstrieren kann, das be-

weist die Erfahrung, und das steht unter uns, auf protestantischem Boden wenigstens, außer Zweifel. Aber dann muß er, wenn anders er für mehr als leere Einbildung gelten soll, sittlich begründet sein. D. h. dann muß es auch eine Pflicht des Glaubens geben. Weit entfernt, daß diese Wortverbindung etwas Bedenkliches oder Widerspruchsvolles enthielte, bringt sie vielmehr die einfache Wahrheit zum Ausdruck, daß nur ein Glaube der Beachtung wert ist, den wir jedermann als Pflicht zumuten können, weil nur ein solcher Glaube mit dem Höchsten und Besten, was wir Menschen haben und kennen, in innerem und unauf löslichem Zusammenhange steht.

Aber was ist es denn überhaupt, was diesem Gedanken entgegensteht? Wären es nur die anfangs erwähnten Erinnerungen an früheren Mißbrauch, dann hätte es nicht weiter viel auf sich. Wenigstens unter denen und für die nicht, welche Vorurteile bei Seite zu setzen vermögen. Denn die wissen, daß zwar die staatliche Verpflichtung den eventuellen Zwang einschließt, daß aber die sittliche Pflicht nur in der Luft der Freiheit gedeihen kann. Und daraus ergibt sich, daß die Rede von der Pflicht des Glaubens im ethischen Sinn zur Forderung der Freiheit führt, anstatt sie zu hemmen. Also kann das, ernstlich genommen, nichts anstragen.

In der That ist es ein andres Bedenken, welches sich jedem aufdrängen wird. Es liegt in dem Verhältnis des Glaubens zur Wissenschaft.

Der Glaube nämlich richtet sich auf Gott und schließt daher Gotteserkenntnis ein. Der Gottesgedanke ist aber der höchste Gedanke, welchen der menschliche Geist erreicht, die Gotteserkenntnis die höchste Erkenntnis, die es für uns Menschen giebt. Man kann den Gottesgedanken nicht fassen, nicht anerkennen, ohne ihm den obersten Platz in jeder Beziehung einzuräumen. Das letztere verweigern, während man das erstere thut, hieße nein und ja in einem Atem sagen. Die Gotteserkenntnis ist die höchste Erkenntnis. Nun erkennt aber gerade der Glaube Gott nicht, wie er an ihm selbst ist, sondern in seinem Verhältnis zu uns und zu der Welt, in der wir leben. Es ist ja mit der Religion, die den Glauben erzeugt, auf die Gemeinschaft des Menschen mit Gott abgesehen. Ich kann also Gott nicht im Glauben und durch den Glauben erkennen, ohne daß darin eine Erkenntnis meiner selbst und der Welt, in der ich lebe, beschlossen ist. Es giebt keinen Glauben, der nicht wie Gotteserkenntnis so auch Erkenntnis der Welt in irgend einem Umfang einschließt.

Aber die Erkenntnis der Welt ist Sache der Wissenschaft. Diese entscheidet über Wahrheit und Unwahrheit. Pflicht ist da nur das eine, die Wahrheit mit allen Mitteln zu suchen und die gefundene Wahrheit rückhaltslos anzuerkennen, den Irrtum zu gestehen und die unvollkommene Erkenntnis gegen die bessere Einsicht einzutauschen. Von einer Pflicht aber, bestimmte Sätze anzuerkennen, die gar nicht durch unbeirrtes Aufmerken und Forschen den Dingen abgewonnen, die vielmehr aus inneren Motiven des persönlichen Lebens erwachsen sind, von einer solchen Pflicht kann nicht die Rede sein. Eine solche Pflicht behaupten ist

allem Anschein nach nichts Andres als der vollendete Widerspruch. Das also ist das gewichtige Bedenken, welches sich gegen die Pflicht des Glaubens erhebt.

Manche werden sagen, es sei uns Menschen aufgegeben, in der letzten und abschließenden Erkenntnis der Wirklichkeit aus doppelter Quelle zu schöpfen. Einmal komme in Betracht, was sich auf den Wegen und mit den Mitteln der Wissenschaft ausmachen lasse. Und sodann sei auch zu berücksichtigen, was sich aus den religiös-sittlichen Bedürfnissen und Nötigungen des menschlichen Gemüths ergebe. Denn auch dies gehöre der Wirklichkeit an, und aller Grund sei vorhanden, anzunehmen, daß auch darin ein unentbehrlicher Hinweis auf das Wirkliche liege. Und so werde aus der Zusammenfassung von beidem je und je die Wahrheit gewonnen, soweit sie zu finden uns Menschen beschieden sei.

Aber nicht bloß halten manche dafür, so müsse verfahren werden, sondern das ist der Weg, der von Anfang in der christlichen Kulturwelt beschritten worden ist, d. h. auf dem Gebiet des geistig-geschichtlichen Lebens, auf welchem es eine Wissenschaft giebt, die des Glaubens, und eines Glaubens, welcher der Wissenschaft ebenbürtig ist. Jahrhundertlang sind auch auf diesem Wege befriedigende Resultate erreicht worden. Nichtsdestoweniger bin ich der Meinung, daß das Ziel heute auf diesem Wege nicht erreicht werden kann. Daß es früher möglich war, hatte seinen Grund in der herrschenden Voraussetzung, beide Gebiete, das der wissenschaftlichen Erkenntnis und das des Glaubens, seien nicht so ungleichartig, wie sie es in Wahrheit und nach unsrer heutigen Einsicht sind. Ja, so lange die religiöse und die wissenschaftliche Erkenntnis als wesentlich gleichartig gelten, kann man auf jenem Wege der Vereinigung beider zum Ziel zu kommen hoffen. Wenn man aber weiß, daß die eine aus der ganz nach außen gewandten, auf die Dinge und nur auf sie gerichteten Aufmerksamkeit, die andern aus den intimsten persönlichen Erlebnissen des Menschen entspringt, dann schwindet diese Zuversicht. Gewiß, irgendwie müssen sie sich vereinigen, in einer Gesamtansicht zusammensfügen lassen. Aber ein direktes Zusammenbiegen beider, so, daß ein mittleres zwischen beiden herauskommt, etwas, was weder Glaube noch Wissenschaft, sondern beides in einem ist — das kann keinen Bestand haben. Auch wird damit weder denen ein Dienst geleistet, die rastlos an der Wissenschaft arbeiten, noch denen, die von Herzen dem Glauben ergeben sind. Die einen wie die andern erblicken nur ein Hemmnis darin und können nicht anders.

Nur eine Quelle fortwährender Mißhelligkeiten und Störungen will ich nennen. Sie entspringt daraus, daß Fortschritt und Bewegung das Lebenselement der modernen Wissenschaft ist, während der Glaube ohne Stetigkeit und Unveränderlichkeit seines Inhalts zu sein aufhört. Die echte Wissenschaft ist jeden Augenblick bereit, umzulernen und über Bord zu werfen, was lange Zeit für unumstößlich gegolten hat. Der Glaube freut sich einer Wahrheit, die keinem Wechsel unterliegt, die ewig ist wie Gott selbst. Eine stabile Wissenschaft und ein wechselnder Glaube sind beide gleich unerträglich. Doch aber, wenn sie, wenn ihre Sätze mit einander vereinigt und in einander gearbeitet werden, muß die Wissenschaft durch den Glauben gehemmt und der Glaube durch die Wissen-

schaft in den Wechsel hineingezogen werden. D. h. sie werden durch diese Vereinigung beide verdorben.

Aber das ist nur eines aus vielem, was zu nennen wäre. Erschöpfend davon zu handeln ist nicht dieses Orts. Was hier in Betracht kommt, liegt ohnehin auf der Hand. Es ist dies, daß die Rede von einer Pflicht des Glaubens ihren Sinn verliert, sobald jener eben geschilderte Weg betreten wird. Denn dann wird vielmehr darauf abgestellt, die Sätze des Glaubens in ihrer Vereinigung mit denen der Wissenschaft auf philosophischem Wege als Wahrheit zu erweisen. Die Metaphysik ist dann das Gebiet, auf dem ein Beweis für den Glauben nachträglich gesucht wird, mag auch dabei vorbehalten werden, daß der Glaube vorerst an den praktischen Bedürfnissen der menschlichen Seele seine überzeugende Kraft bewährt. Dagegen wird, wer von einer Pflicht des Glaubens redet, zwar auch, eben im Erweis dieser Pflicht, etwas wie einen Beweis versuchen, aber abgesehen hiervon der Meinung sein, nur durch den Glauben selbst könne ein Mensch von der Wahrheit seines Inhalts überführt werden. Also schließt beides sich aus. Und nicht durch eine Widerlegung der gegenteiligen Ansicht, sondern durch direkte Darlegung werden die Bedenken gegen die Pflicht des Glaubens zu beseitigen sein.

Wir fragen zu dem Ende, was uns denn die Wissenschaft von Gott zu sagen weiß. Denn von der Gotteserkenntnis geht der Glaube aus; auch was er an Welterkenntnis einschließt, wird seiner Art nach durch diesen Ausgangspunkt bestimmt. Es handelt sich da genau genommen nie um etwas Andres als um das Verhältnis Gottes zur Welt. Within ist es dieser Punkt, auf den man seine Aufmerksamkeit richten muß, darauf, was sich in betreff desselben aus der Wissenschaft ergibt. Übereinstimmung oder Gegensatz, Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit beider, der Wissenschaft und des Glaubens, müssen hier zu Tage treten. Wie steht es dem damit?

Ja, wenn die Wissenschaft streng genommen wird, dann fällt die Antwort einfach verneinend aus. Die Wissenschaft als solche weiß nichts von Gott. Zwar, es ist immer noch Übung, die letzten Resultate der wissenschaftlichen Welterklärung irgendwie durch Gedanken zu vervollständigen, welche den Kreis der möglichen Erfahrung und des wirklichen Wissens überschreiten. So werden etwa die Monaden als die letzten Elemente alles Wirklichen mit Bewußtsein oder doch Empfindung ausgestattet, sie alle aber wieder in einem Urwesen (= Gott) unter einander verbunden gedacht, um ihre gegenseitigen Wechselbeziehungen verständlich zu machen — und was dergl. weiter ist. Darin verrät sich das menschliche Bedürfnis nach einem — Glauben. Aber das ist dann nicht mehr Wissenschaft, sondern allerlei Reflexion, die an die wissenschaftlichen Resultate anknüpft, mehr oder minder geistreiche Gedankenbaukunst. Man könnte auch sagen, das ist Mythologie. Und vielleicht wäre es so am richtigsten bezeichnet. Denn Mythologie ist doch nichts Andres als Erzeugnis des Glaubens am unrichtigen Ort. Daß es abstrakte Begriffe sind und nicht lebendige, anschauliche Gestalten, die da auftreten, macht die Sache nicht besser. Im Gegenteil, vielleicht schlechter. Aber einerlei,

ob man es Mythologie nennt oder Begriffsdichtung, oder wie immer, Wissenschaft ist es jedenfalls nicht. Diese ist an den Umkreis der möglichen Erfahrung gebunden. Und wenn die Wissenschaft in diesem, ihrem eigentlichen Sinn genommen wird, dann gilt von ihr, daß sie von Gott nichts weiß und nichts wissen kann.

Wohlverstanden, auch in ihrer idealen Vollendung gedacht, zu der sie zwar niemals gelangen wird, auch so gedacht kann sie etwas Derartiges nicht erreichen. Es steht also nicht so, daß sie es zur Zeit noch nicht dahin gebracht hat, aber hoffen darf, es einmal dahin zu bringen. Ein solches Ziel liegt überhaupt nicht in ihrer Bahn. Denn womit immer sie sich zu schaffen macht, das spinnt sie in ihre Netze ein, die an Zeit und Raum gebunden sind, die in Bewegung und Veränderung ihr Dasein haben. Eben damit erweist es sich als ein Bestandteil dieser endlichen Welt, über die erhaben zu sein zum uneräußerlichen Wesen Gottes gehört. Daß etwas Gegenstand der strengen wissenschaftlichen Forschung ist oder sein kann, und daß es zu dieser Welt gehört, das entspricht und bedingt sich gegenseitig. Eben deshalb langt die Wissenschaft niemals bei Gott an. Bei Monaden, Atomen und Kraftzentren oder, wie man es nennen will, bei letzten höchsten Generalisationen oder „Gesetzen“, bei dem allen langt die Wissenschaft an, aber nicht bei Gott, das übersteigt ihre Kraft, und sie vermag es nicht.

Aber dann gehört es auch nicht zu ihrer Aufgabe, nach Gott zu fragen. Was ihr für immer unerreichbar ist, das kann sie nicht zu ihren Aufgaben rechnen. Oder anders gewandt: wir Menschen sollen Gott nicht auf dem Wege der Wissenschaft suchen, weil wir ihn auf diesem Wege nicht finden werden und nicht finden können. Er will sich so nicht finden lassen. Ursprünglich zwar hat das Streben nach Gott mit zu den Wurzeln gehört, aus welchen hervorgewachsen ist, was wir Wissenschaft nennen. Manche Denker des Altertums haben das Wissen in seinen Abstufungen, in denen es sich zu immer höheren Gegenständen erhebt, geradezu als die Stufenleiter gefeiert, auf welcher sich der Mensch zum Wissen des allein wissenswerten Gegenstandes, nämlich Gottes erhebt. Aber das gehört der Zeit an, die noch nicht zwischen Glauben und Wissen zu unterscheiden wußte. Damals galt das Wissen selbst noch als ein Produkt der frei gestaltenden Vernunft. Die strenge Forschung der Gegenwart, die da rechnet und mißt, experimentiert und analysiert, verträgt sich mit einer solchen Auffassung nicht. Die Wissenschaft ist eine andre geworden seither. Und sie kann nicht zurück. Sie kann nur vorwärts streben auf dem Wege, der ihr gewiesen. Vieles hat sie auf ihm erreicht, mehr noch wird sie erreichen. Aber freilich, Gott erreicht sie auf diesen ihren Wegen nicht.

Aber, wird man sagen, giebt es denn nur eine Wissenschaft von der Natur? Denn lediglich auf diese paßt, was bis jetzt gesagt worden. Aber neben den Naturwissenschaften stehen die Geisteswissenschaften. Und öffnet sich nicht in ihnen, in der Betrachtung des geistigen Lebens der Menschen, ein Weg zur Gotteserkenntnis? Ich möchte es nicht durchaus verneinen. Nur glaube ich nicht, daß dadurch an unserm Resultat etwas geändert wird. Wir müssen jedenfalls näher zusehn, wie es sich damit verhält.

Und da ist allererst zu sagen, daß die strenge wissenschaftliche Forschung auch auf diesem Gebiete nicht weiter führt als bis zur Ermittlung des Gegebenen und zur geordneten Darstellung aller Zusammenhänge, die sich in der Wirklichkeit wahrnehmen lassen. Wie sich das geistige Leben der Menschen in der Geschichte entwickelt, Sprache und Sitten, Kunst und Religion, in welchen Formen das geistige Leben des einzelnen sich verwirklicht und an welchen Inhalt es gewiesen ist, das alles wird untersucht, so weit möglich, erforscht und schließlich zu einem Gesamtbild zusammengefügt. Auch das ist eine unendliche Aufgabe. Sie völlig zu lösen wird niemals gelingen. Eigentümliche Schwierigkeiten erheben sich hier, von denen die Naturwissenschaft nichts weiß. Die Geschichte und das geistige Leben in ihr lassen sich der Mathematik nicht unterwerfen. Deshalb bleiben die Resultate notwendig ungenauer und weniger sicher. Aber nehmen wir einmal an, die Aufgabe wäre gelöst, die geistigen Prozesse im einzelnen und die geschichtliche Entwicklung der Gesamtheit wären uns vollkommen durchsichtig — würde sich daraus mit wissenschaftlicher Stringenz eine Erkenntnis Gottes ergeben? Niemand wird es behaupten wollen. Denn auch hier bleibt es dabei, daß, was wir in dieser Weise erfassen und verstehen lernen, etwas Endliches und Bedingtes ist.

Wohl aber ergibt sich ein andres. Niemand kann sich mit der wissenschaftlichen Erforschung des geistigen Lebens beschäftigen, ohne daß die große Bedeutung der Religion, des Gottesgedankens und Gottesglaubens sich ihm aufdrängt. Die Geschichte legt überall davon Zeugnis ab, was für ein wichtiger Faktor des menschlichen Lebens und der geschichtlichen Entwicklung darin liegt. Das ist nun für die wissenschaftliche Betrachtung zunächst auch nichts Andres als eine Thatfache, die im Zusammenhang zu würdigen und deren Verständnis zu suchen es gilt. Ja, darin erschöpft sich auch hier die wissenschaftliche Aufgabe im strengen Sinn, die Aufgabe, die dem Forscher gestellt ist, ganz einerlei, wie er selbst sich persönlich zu diesem ganzen Lebensgebiet verhalten mag. Und es ist und bleibt zweierlei auch in einem und demselben Menschen, die Stellung, die er als Forscher, und das Verhältnis, welches er als Frommer zur Religion und zum Glauben einnimmt. Es ist, um ein triviales Bild zu gebrauchen, so verschieden wie die chemische Analyse des Weins und der Genuß desselben. Aber kann man mit diesen wichtigen Erscheinungen des geistigen Lebens sich wissenschaftlich beschäftigen, ohne daß sich von selbst auch eine Beurteilung ihres Wertes ergibt, ein Urteil darüber, ob sie sein sollen oder nicht? Liegt es hier nicht in der Sache selbst, daß an die Feststellung des Tatsächlichen und an das gewonnene Verständnis desselben die Frage anknüpft, ob die Religion d. h. der Gottesgedanke und der Gottesglaube für immer ein wesentliches und unentbehrliches Element unsers geistigen Lebens ist? Geht es wirklich an, mit der Darstellung des Gegebenen, mit einem fahlen „so ist es“ abzuschließen und von jedem Urteil abzusehen?

Ein Vergleich mit einem andern Gebiet, auf welchem die Dinge ähnlich liegen, wird uns am besten zu einer Antwort führen. Genau genommen verhält es sich nämlich mit dem sittlichen Leben und dessen Erforschung nicht anders.

Die erste, nächste und eigentlich wissenschaftliche Aufgabe der Sittenlehre ist keine andre als die, mit dem Wirklichen bekannt zu machen d. h. ein Verständnis des sittlichen Lebens der Menschen, seiner Zusammenhänge und seiner Entwicklung zu suchen. Die Frage der Wissenschaft lautet immer: was kann ich wissen? Und wissen im einfachen und gewöhnlichen Sinn des Wortes kann ich eben immer nur das Wirkliche, das thatsächlich Gegebene. Wer sich das klar gemacht hat und sich von dieser einfachen Wahrheit nichts abbrechen läßt, der kann auch die Wissenschaft vom sittlichen Leben der Menschen nicht anders beurteilen. Ihre erste, nächste und sehr umfassende Aufgabe ist die oben genannte. Gerade in dieser Beziehung ist bisher manches versäumt und bleibt noch viel zu thun übrig.

Alein hier drängt es sich nun unabweisbar auf, daß die Beschreibung und Darstellung des Wirklichen nicht genügt. Wir verlangen von jeder Ethik auch Auskunft über das, was sein soll. Allerdings bleibt dies etwas, was über die rein wissenschaftliche Aufgabe hinausgeht. Ein wissenschaftliches Urteil muß sich auch dem Widerstrebenden aufnötigen lassen. Es ist zwar in jedem einzelnen Falle möglich, daß dies Ziel nicht erreicht wird. Auf dem Gebiet der geschichtlichen Forschung ist vollkommene Evidenz oft genug ausgeschlossen. Aber das ist dann immer zufällig. Die Umstände machen das unmöglich, was der Natur der Sache nach erstrebt wird — erstrebt wird es immer. Ganz anders verhält es sich mit jedem Urteil über das, was sein soll. Die innere Beschaffenheit des Urteils ist hier eine andre. Es schließt allemal persönliche Anerkennung ein. Man kann niemanden nötigen, daß er zustimme. Man kann ihm nur zunutzen, daß er sich unterwerfe. Gewiß lassen sich dann objektive Gründe für diese Zumutung anführen. Es läßt sich etwa zeigen, daß dies oder jenes sittliche Gebot aus der Natur der menschlichen Dinge herausgewachsen sei, daß von irgendwelcher Beobachtung dieses Gebots der Bestand der menschlichen Gesellschaft abhängt. Das hebt aber nicht auf, daß die persönliche Anerkennung und Unterwerfung, das mit innerer Überzeugung gefällte Urteil: es soll sein: für immer etwas Andres bleibt als jede derartige Einsicht. Es ist immer denkbar, daß einer diese Einsicht gewinnt, daß er sie aus Klugheitsrücksichten befolgt, daß er aber weit davon entfernt ist, sich innerlich zu unterwerfen und von dem Hauch des Unbedingten berührt zu werden, der im sittlichen Gesetz waltet. Ein elementarer Unterschied menschlicher Urteilsweise ist das. Niemand wird mit Erfolg über die menschlichen Dinge nachdenken, der sich nicht darüber klar geworden. Es reicht das hinein bis in die erste und ursprüngliche Verzweigung des menschlichen Lebens, wie es aus der geheimnisvollen Wurzel geistiger Kraft hervorstößt.

Verhält es sich aber so, daß wir von der Ethik Auskunft über das Sein-sollende verlangen, daß jedoch jedes Urteil hierüber nicht mit den gewöhnlichen Mitteln wissenschaftlicher Beweisführung zur Evidenz gebracht werden kann, daß vielmehr ein Element persönlicher Überzeugung in dieselbe eingreifen und den Willen des andern ergreifen, ihn zur Nachbildung des Urteils anregen muß — nun, so ist der Schluß bindig, daß die Wissenschaft auf dem Gebiete des geistigen Lebens und der Geschichte nicht zu Ende kommt, ohne eben ein solches Element

persönlicher Willensentscheidung und des Appells an diese in sich aufzunehmen. Aber dann wird dasselbe auch gelten für die wissenschaftliche Erörterung über die Religion, über den Gottesgedanken und den Glauben an Gott. Sie kommt ohne eine solche Beurteilung und Entscheidung nicht zum Abschluß — mag diese, die Entscheidung, nun bejahend oder verneinend lauten. Darin wirkt unvermeidlicher und unentbehrlicher Weise die Stellung mit, welche das wissenschaftliche Subjekt in diesen Dingen einnimmt. Natürlich auch hier nicht anders, als daß zugleich eine Begründung des Urteils aus dem beigebracht wird, was die Wirklichkeit, was die Geschichte lehrt. Aber doch so, daß die eigentlich nötige Kraft wissenschaftlicher Beweisführung aufhört, daß zuletzt etwas Andres an deren Stelle tritt, nämlich die Zumutung an alle, zu empfinden und zu wollen wie ich, sich von der Wahrheit ergreifen zu lassen, die mich ergriffen hat.

Um die Pflicht des Glaubens handelt es sich. Das Bedenken sollte erwogen werden, welches sich gegen die Rede von einer solchen Pflicht aus der unvermeidlichen Berührung des Glaubensinhalts mit der wissenschaftlichen Weltkenntnis erhebt. D. h. es sollte gezeigt werden, daß dies Bedenken uns nicht abzuschrecken braucht, von einer solchen Pflicht zu reden. In der That haben wir gesehen, daß die Wissenschaft nichts von Gott weiß, während im Glauben die Glaubenserkenntnis nicht bloß voransteht, sondern die gesamte Erkenntnis beherrscht und bestimmt. Also hat auch die Pflicht des Glaubens neben der Wissenschaft Raum.

Der Platz, an den sie gehört, ist nicht etwa anderweitig ausgefüllt, sondern bleibt leer, wenn sie nicht da ist, um ihn auszufüllen. Aber mehr noch als das. Wir haben gefunden, daß die Wissenschaft selbst auf ihrem Gang durch das Reich des Wirklichen an den Punkt gelangt, wo sie nicht umhin kann, den Ton zu verändern und Urteile auszusprechen, die sie nicht eigentlich beweisen kann, deren innere Anerkennung sie uns zumuten muß. Und zwar ist dies neue Element da nicht etwas Nebenständliches, sondern gerade das Abschließende, das Entscheidende, das Pünktchen auf dem i, welches dem Urteil Kraft und Nachdruck giebt. Was Religion und Sittlichkeit betrifft, verhält es sich so. Ob auch noch in andern Beziehungen, auf andern Gebieten, das kann dahingestellt bleiben. Jenes ist jedenfalls das Wichtigste. Näher besehen ist es aber gar nicht zweierlei, sondern hängt aufs engste zusammen. Unter uns wenigstens kann nur von einer Religion die Rede sein, welche mit dem sittlichen Leben im engsten Zusammenhange steht. Ist das zwar ein persönliches Urteil, so darf doch in der christlichen Kulturwelt auf dessen Anerkennung bei allen gerechnet werden, die von der Religion etwas wissen wollen. Wiederum was die Sittlichkeit betrifft, drängt sich vor allem die Frage auf, ob sie des Zusammenhanges mit der Religion entbehren kann, ob die Anerkennung unbedingter Gesetze, ohne welche das sittliche Leben in seiner Eigenart nicht ist, ob sie noch möglich bleibt, wenn Gott als der Urheber dieser Gesetze verleugnet wird. Beides fließt zusammen. Und die Frage, in welcher beides zusammenkommt, lautet: giebt es — giebt es eine Pflicht des Glaubens?

Wir werden daher sagen: weit entfernt, daß die Wissenschaft es unmöglich macht, von einer Pflicht des Glaubens zu reden, läuft sie selbst in diese große Frage aus.

Indessen bleibt nun trotzdem bestehen, was jenem Bedenken Anlaß und Nahrung giebt. Dies nämlich, daß der Glaube und die Wissenschaft sich vielfach auf ein und dasselbe Objekt beziehe. Und daraus erwachsen jedenfalls allerlei Schwierigkeiten, die nicht übersehen werden dürfen. Man kann sie auch nicht etwa dadurch beseitigen, daß man sagt, der Glaube beziehe sich auf das große Ganze, die wissenschaftliche Erkenntnis aber auf die einzelnen Zusammenhänge des Geschehens. Denn so richtig es ist, so hebt es doch nicht auf, daß auch der Glaube es mit den einzelnen Vorgängen, und daß auch die Wissenschaft es mit dem Weltganzen zu thun hat. Der Glaube geht von Gott aus und erkennt in ihm den Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Er gewinnt aber seine Bedeutung und Kraft erst dadurch für den lebendigen Menschen, daß die gnädige Vorsehung des allmächtigen Gottes auf alles Einzelne bezogen wird — gemäß jenem Wort des Evangeliums vom Sperling auf dem Dach und von den Haaren auf unserm Haupt. Denn eben diese Gewißheit sucht, beziehungsweise giebt der Glaube, daß sich der Mensch auf allen seinen Wegen von dem gnädigen Walten seines Gottes umgeben weiß. Die wissenschaftliche Erkenntnis dagegen hebt in ihrem Teil mit der Erforschung des Einzelnen an. Dies ist es, womit die Erfahrung uns bekannt macht, mit dessen Erkenntnis daher alles menschliche Wissen anhebt. Aber die Wissenschaft strebt danach und arbeitet rastlos daran, alles Einzelne auf allgemeine und immer allgemeinere Gesetze zurückzuführen. Und was sie erarbeitet hat, sucht sie immer wieder zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Mag dieses auch nicht unwesentlichen Veränderungen unterliegen, je wie die Erkenntnis fortschreitet, so ist es doch unmöglich, überhaupt darauf zu verzichten. Und deshalb bleibt es dabei, daß sich der Glaube und die Wissenschaft oft genug auf die gleichen Objekte beziehen. Beides läßt sich nicht von vorn herein auseinanderhalten.

Psychologisch freilich tritt beides aneinander. Es sind verschiedene Reihen des Bewußtseins, in denen das eine und das andre begegnet. Wenn mich ein Schlag trifft oder ein tägliches Übel quält, so giebt es nur einen Weg, solche Fügung ohne Abstumpfung und ohne inneren Verlust zu überwinden, oder wohl gar Gewinn daraus zu schöpfen, den nämlich des Glaubens, der sich in Demut und Geduld der göttlichen Führung unterwirft. Aber nichts liegt in diesen Augenblicken ferner als die Beachtung der kausalen Zusammenhänge, deren Erforschung die Wissenschaft sich zur Aufgabe macht. Umgekehrt wird, wer sich mit dieser Forschung beschäftigt, oder wer im täglichen Leben den Ursachen einer auffallenden Erscheinung nachgeht, keine Veranlassung daraus entnehmen, seine Gedanken auf Gott zu richten. Es sind ganz verschiedene Zwecke, welche in einen und im andern Fall den Ablauf der Vorstellungen beherrschen. Aber dennoch greift beides ineinander über. Nicht selten nehmen der Zweifel und das Murren, mit welchen der Glaube zu kämpfen hat, die Beobachtung zum Anlaß, daß das Unglück so leicht hätte vermieden werden können, wenn nur dies oder jenes anders gegangen wäre. Da ist es die kausale Betrachtung, welche den Glauben stören will. Oder der Glaube wird zum Aberglauben, indem er die wissenschaft-

liche Untersuchung der Ursache hindert und statt dessen die unmittelbare Hilfe Gottes trotzig vom Himmel herabrufen will. Es bleibt daher eine dringende Frage, wie beides zu vereinigen ist.

Und da will ich allererst wiederholen, daß ein direktes Zusammenbiegen von beiden unthunlich ist. Sagt dem Glauben, daß ja freilich Gott als die ewige Macht über die Dinge der letzte Grund aller Gesetze sei, die in dieser Welt walten, daß aber alles Einzelne von dem unabänderlichen Lauf des gesetzmäßigen Geschehens abhängt — und ihr habt den Glauben vernichtet. Denn wer sich das gelten läßt, der hat schon mit dem Glauben gebrochen oder ist im Begriff es zu thun: praktisch wird dieser bald jeden Wert für ihn verlieren. Ein energischer und selbstbewußter Glaube dagegen läßt sich eine solche Ausföhrung mit dem Wissen nicht gefallen. Er reagiert dagegen, indem er an seinem Teil nun behauptet, es möge mit den Gesetzen und der Begründung alles Einzelnen in ihnen wohl seine Wichtigkeit haben, aber Gott sei ein Herr über diese Gesetze und greife nach seinem Wohlgefallen ändernd und umbiegend in das gewöhnlich von ihnen beherrschte Geschehen ein — eine Vorstellungsweise, mit der sich wieder die Wissenschaft nicht befreunden kann, da sie in ihrer Art vollständig sein will. Kurz, bei allen solchen Versuchen kommt nichts heraus als ein Widerstreit ohne Ende.

Aber nicht bloß deshalb sind diese Versuche unthunlich. Sie sind es vor allem deshalb, weil der Ansaß, auf dem sie beruhen, falsch ist. Wir modernen Menschen wissen, daß wir eine solche Frage wie die hier verhandelte da angreifen müssen, wo sie uns wirklich entgegentritt, nämlich im menschlichen Geist. Wir wissen nichts von einer doppelten Wirklichkeit, die eine die Welt der Wissenschaft, die andre die Welt des Glaubens. Was uns gegeben ist, sind zwei verschiedene Betrachtungsweisen, die dem menschlichen Geist gleich wesentlich sind, indem jede eine andre und eigentümliche Verhältnis des Geistes zur Wirklichkeit ausdrückt. Dies ist der entscheidende Punkt. Eigentlich wird es von allen anerkannt und doch nicht immer genügend gewürdigt, daß die Dinge, wie wir sie erkennen, nicht die Wirklichkeit selbst sind, sondern eben der Ausdruck eines Verhältnisses, welches wir zur Wirklichkeit einnehmen. Dem steht der Glaube gegenüber, von welchem dasselbe gilt, nur daß bei ihm nicht die theoretische Beobachtung und Denkarbeit, sondern Wille und Gemüt, der sittliche Kampf und das religiöse Erlebnis zu Grunde liegen. Ich nenne dies den entscheidenden Punkt. Er ist es namentlich auch für die hier erörterte Frage. Wäre es anders, dann müßten wir aus Glaube und Wissenschaft, aus beiden zusammen ein Bild der Wirklichkeit zu gewinnen suchen. Da es aber so ist, wie gesagt ward, muß die Frage vielmehr lauten, wie sich jene beiden Betrachtungsweisen zu einander verhalten, welche von beiden der andern überzuordnen ist.

Und da kann die Antwort dann kaum zweifelhaft sein. Wir bleiben in unsrer theoretischen Erkenntnis durchaus im Relativen hängen, nirgends öffnet sich ein Weg zum Absoluten. Das gilt nicht bloß vom gewöhnlichen Erkennen, es gilt auch von der Wissenschaft. Die letzten und höchsten Fragen, welche sich dem

menschlichen Geiste aufdrängen, lassen sich auf den Wegen und mit den Mitteln der Wissenschaft nicht beantworten. Der Glaube dagegen, der sich auf Gott richtet, und dessen gesamte Erkenntnis in der Gotteserkenntnis wurzelt, hat es recht eigentlich mit dem Absoluten zu thun. Er ist gar nichts Andres als eine Beantwortung jener letzten und höchsten Fragen, welche die Wissenschaft unbeantwortet läßt. Und deshalb ist es diese Betrachtungsweise, der Glaube, die nach dem inneren Verhältnis beider der andern übergeordnet werden muß. Es läßt sich auch leicht zeigen, daß ein Gottesglaube, wie er unter uns allein in Frage kommen kann, der christliche nämlich, für die Wissenschaft und ihre Erkenntnis Raum hat. Denn er schließt eine umfassende, sittliche Aufgabe ein. Und im Zusammenhang dieser kann die wissenschaftliche Erkenntnis gar nicht entbehrt werden. Auch eine Vereinigung im einzelnen läßt sich nach dieser Regel zu stande bringen. Wenn im einzelnen Fall beides in betracht kommt und Berücksichtigung verlangt, gilt eben, daß ich alle nur erreichbare Erkenntnis sorgfältig zu beachten habe, so weit meine Pflicht, die mir gestellte sittliche Aufgabe es verlangt, daß aber über die letzte, die höchste Beurteilung der Glaube und der Glaube allein entscheidet.

Nun wird man sagen, daß es aber auf diese Weise zu einer wissenschaftlich erwiesenen und beweisbaren höchsten und abschließenden Erkenntnis der Wirklichkeit überhaupt nicht komme. Und das ist auch an und für sich vollkommen richtig. Wir sind eben mit diesem unserm Bedürfnis einer letzten und höchsten Erkenntnis an den Glauben gewiesen, d. h. an ein Erkennen, welches im persönlichen Leben wurzelt und in diesen inneren Beziehungen seine erzeugende Kraft entfaltet. Niemand kann den andern von der Wahrheit des Glaubens überzeugen, niemand zum Glauben kommen, ohne ihn aus diesen inneren Motiven in sich selbst neu zu erzeugen. Aber deshalb ist nicht jede Verhandlung darüber ausgeschlossen. Vielleicht nämlich läßt sich zeigen, daß der Glaube — Pflicht ist. Und hiervon soll nun weiter die Rede sein. —

(Schluß folgt.)



Aus den Papieren eines Realpolitikers.

III.

Staat und Politik.

Wie die Griechen für Welt und Schmuck nur das eine Wort *κοσμος* hatten, so bezeichnet die tief sinnige deutsche Sprache das politische Gemeinwesen mit demselben Worte, dessen sie sich für festlichen Schmuck bedient. Es ist, als solle dadurch angedeutet werden, daß der Staat ein wohlgeordnetes harmonisches Ganzes bilden soll. Die Träume J. J. Rousseau's, welcher seine überfeinerten Zeitgenossen, wie Tacitus in der „Germania“ die seinigen, an einen unverdorbenen Naturzustand zu erinnern und zur Rückkehr zu demselben zu ermahnen suchte, gehören wie der

„contrat social“ in das Reich der Chimäre. Soweit die Geschichte reicht, sehen wir die Völker in einem Staatsverbande leben. Jagd- und Hirtenvölker wie Nomaden haben keine Geschichte. Nackt und hilfloser als irgend ein Tier tritt der Mensch in dieses Leben. Er stände den Naturgewalten rettungslos gegenüber, wenn er nicht in der Gemeinschaft mit seinesgleichen Schutz suchen und finden könnte. Wie immer ein Staat entstanden oder sich entwickelt haben möge, immer bleibt der oberste Zweck aller Staatseinrichtungen der Schutz des Einzelnen vor inneren und äußeren Feinden. Justiz und Polizei sind die Organe, deren sich die Staatsgewalt bedient, um die einzelnen Staatsbürger gegenseitig gegen Beeinträchtigungen im Innern zu schützen, während das Heer und die Diplomatie berufen sind, die Gesamtheit vor den Angriffen und Verletzungen äußerer Feinde zu schützen.

Das zu einem Staate gegliederte Volk repräsentiert für den Einzelnen die Menschheit. Je ausgiebiger dies geschieht, desto besser für den Staat wie für den Einzelnen. Volk und Staat sind für jeden, der ihnen angehört, gegebene Größen. Der Einzelne muß mit denselben rechnen, er mag wollen oder nicht. Ausnahmen, wie Auswanderungen und Volksabstimmungen, bestätigen nur die Regel. Die Bewohner von Nizza und Savoyen wurden gefragt, ob sie Italiener bleiben oder Franzosen werden wollten. Im Jahre 1871 ließ man den Elßässern die Wahl zwischen Frankreich und Deutschland.

Der Nationalitätenschwindel unserer Tage ist eine Völkerneurose, ein Rückschlag, ein Atavismus, der an überwundene barbarische Zustände mahnt. Mag der Staat nur aus Volksgenossen einer und derselben Nationalität bestehen oder verschiedene Rassen und Nationalitäten in sich begreifen, immer bleibt die Existenzfrage die oberste und erste Frage für die Staatsgewalt. *Salus publica suprema lex esto*, das wußten schon die Römer. Die allgemeine Wohlfahrt kann nur gesichert werden, wenn die Existenz des Staates als eines lebendigen Organismus sicher steht. Das, was man in früheren patriarchalischen Zeiten „*la raison d'état*“ nannte, ist und bleibt die unerschütterliche Grundlage jeder Staatsform. Das Christentum hat, indem es jeden Einzelnen zum Bürger eines Reiches machte, welches nicht von dieser Welt ist, die Schranken der antiken Staatsidee durchbrochen. In Rom wie in den Duodezrepubliken Griechenlands absorbierte der Staat das Individuum. Letzteres war einzig und allein für den Staat da und hatte ihm Leben und Eigentum jederzeit zu opfern. Alles in dieser Welt ist relativ. Das Gesetz der Kompensation beherrscht alle menschlichen Verhältnisse, auch das Verhältnis des Einzelnen zum Staate. Je ausgiebiger der Schutz ist, welchen der Einzelne findet, desto opferwilliger wird er seinen Pflichten gegen die Gesamtheit nachkommen. Es werden aber infolge des beschleunigten Verkehrs, der weiter verbreiteten Bildung und der künstlichen Bedürfnisse einer verfeinerten Kultur an den modernen Staat Anforderungen gestellt, welche in der antiken Welt unbekannt waren. Soll die Staatsgewalt diesen Ansprüchen halbwegs gerecht werden, so ist die Grundlage der Macht unabweislich. In Theetöpfen kann man kein Bier brauen. Dampf und Elektrizität haben seit einem Menschenalter

die Machtverhältnisse allenthalben verändert. Alle Staaten ohne Unterschied sind so zu sagen zusammengeschrumpft, seitdem die Entfernungen geschwunden, die Grenzen den Zentren näher gerückt, die Bewegung nach außen beschleunigt und erleichtert, mit einem Worte Zeit und Raum einem ganz andern Maßstabe als früher unterworfen worden sind. Es liegt auf der Hand, daß heutzutage nur eine Weltmacht, d. h. ein Staat, welcher seine Macht auf allen Punkten des Planeten fühlbar machen, jederzeit und überall seine Angehörigen schützen kann, den Ansprüchen der letzteren zu entsprechen und seine Aufgabe zu lösen vermag. Beruhte doch z. B. Lord Palmerstons Popularität hauptsächlich auf dem *civis Romanus sum*, welches er als das Schibboleth aller unternehmungslustigen Engländer zu bezeichnen den Mut gehabt hat. Ob diese Rodomontade im ganzen und großen nicht mehr Unheil als Heil gestiftet, ist eine andere Frage. Hervorheben wollen wir nur, daß ein Volk, welches sich der Ubiquität seiner Macht bewußt ist, die wachsenden Steuern williger zahlen, die Staatslasten freudiger tragen wird als ein anderes, dessen Machtphäre nicht über die eigenen Grenzen reicht.

Über die beste der Staatsformen ist viel gestritten worden und wird noch viel gestritten werden. Im Grunde genommen ist dieser Streit müßig. Der Satz: jedes Volk hat die Verfassung, die es verdient, d. h. die seinem jeweiligen Kulturzustande entspricht, ist schwer zu widerlegen. Bei Lichte betrachtet liegt allen erdenklichen Staatsformen ein- und dasselbe Prinzip zu Grunde, nämlich das aristokratische, welches auch das der uns umgebenden Natur zu sein scheint. Ob in der Monarchie oder in der Republik, ob bewußt oder unbewußt, jedes Volk wünscht immer die Regierung in den Händen der *αριστοι*, der Besten, d. h. der Tüchtigsten und Weisesten zu wissen. Wer aber sind diese Besten, und auf welchem Wege können sie gefunden und an das Staatsruder gestellt werden? Das ist die Frage, um welche sich alles dreht. Ob die Regierung lediglich dem Zufalle der Geburt anvertraut werden soll wie in Athen und Rom, Venedig und England, ob es der Willkür eines einzelnen, eines Autokraten vorbehalten bleibt, die Besten d. h. die Regierungstüchtigsten zu bezeichnen wie in Rußland und China, oder ob man es dem allgemeinen Stimmrechte überläßt, die Besten zu wählen, das ist im Grunde völlig gleichgiltig. Zum Heile des Staates kommt es nur darauf an, ob die durch die Geburt oder Wahl Bezeichneten in Wahrheit die Geeignetsten sind, die Interessen der Gesamtheit zu vertreten und thatsächlich eine Regierung zu begründen, welche Leben und Eigentum des einzelnen nach allen Seiten hin zu schützen und zu schirmen versteht. Noch ist keine Staatsform erdacht worden, welche einer obersten Autorität entbehrt hätte. Selbst die Dylokratie, die keine Staatsform im eigentlichen Sinne ist, gehorcht momentan Demagogen, die sich freilich schnell abnutzen, aber immer so lange durch andere ersetzt werden, als die sogenannte Pöbelherrschaft dauert. Die Massen selbst regieren auch in anarchistischen Zuständen niemals und werden nur in diesem Glauben erhalten, um von Ehrgeizigen gemißbraucht und ausgebeutet zu werden. In geordneten Staaten wird die erbliche Monarchie, wenn gesetzlich gehandhabt, immer dem Interesse

der Gesamtheit mehr entsprechen als die nur scheinbar naturgemäßere Republik. Der Grund liegt auf der Hand. Eine durch die Erblichkeit über die Parteien erhobene Familie kann vernünftigerweise kein Interesse haben, welches dem Staatsinteresse zuwiderläuft, und eine ununterbrochene, a priori feststehende Bezeichnung des Trägers der obersten Autorität ist jedem Wahlfalle vorzuziehen. Letzterer, wenn dadurch auch die Staatsmaschine nicht geradezu in das Stocken gebracht wird, wie alle vier Jahre in den Vereinigten Staaten von Amerika, ist immer eine unnötige Zeitverschwendung und verursacht eine dem Gesamtinteresse zuwiderlaufende Aufregung, von Korruption und Wahlbestechung ganz zu schweigen. Da die Menschen nun einmal keine Engel, sondern vor allen Dingen Egoisten sind, so wird immer jede Staatsform, welche dem Eigennuß und der Parteileidenschaft thunlichst geringen Spielraum vergönnt, den Vorzug verdienen. Denn es kommt ja darauf an, dem Interesse der Gesamtheit gerecht zu werden, nicht dem einer einzelnen Partei oder Kaste.

In der Politik von Staat zu Staat gilt wie in der Natur lediglich das Recht des Stärkeren. Alle Bestrebungen, das für das Privatleben innerhalb eines gegebenen Staates geltende Sittengesetz auf internationale Verhältnisse auszu dehnen, werden ebenso vergeblich bleiben wie die frommen Wünsche derer, die von der Herstellung eines ewigen Weltfriedens träumen. Es ist ganz lobenswert, wenn sich die Kulturvölker die Aufgabe stellen, ein Völkerrecht zu bilden. Auch das Hazardspiel ist gewissen Regeln unterworfen, und selbst die Studentenverbindungen können des Komment's nicht entbehren. Es ist daher ganz gut, gewisse Regeln festzustellen, unter welchen das Hazardspiel des Krieges gespielt werden soll. Nur muß man sich über den realen Wert solcher Verabredungen keiner Täuschung hingeben. Alle Verträge, welche die Machtverhältnisse der einzelnen Staaten zu ordnen bestimmt sind, haben notwendig nur so lange Geltung, als diese Machtverhältnisse sich nicht wesentlich verschieben. Da aber die Politik dem Gesetze der Bewegung und Veränderung ebenso unterworfen ist als der Planet und das Menschengeschlecht, so sind alle Verträge in Wahrheit nur Waffenstillstände. Es giebt kein Tribunal, welches zwischen zwei Staaten endgültig entscheiden könnte, falls sich dieselben dem Schiedspruche nicht freiwillig unterwerfen. Wollen sie das nicht, so könnten sie allerdings durch eine Koalition unbeteiligter Mächte dazu ermahnt, aber nur durch den Krieg, den man eben vermeiden will, dazu gezwungen werden. Der Krieg aber, die *ultima ratio regum*, hebt die Verträge auf und wird nur zu dem Zwecke unternommen, um an die Stelle des unbrauchbar gewordenen internationalen Rechtszustandes einen anderen zu setzen, welchen der Sieger notwendig diktiert. Der Sieger, mit anderen Worten der Stärkere, behält immer Recht und wird immer Recht behalten, so lange es auf diesem Planeten noch mehr als einen Staat geben wird. *Vae victis!*

Die Existenzfrage bleibt, wie schon oben angedeutet, immer in letzter Instanz maßgebend. Es kann dabei unbedenklich ausgesprochen werden, daß eine Unterordnung der Politik unter die Gesetze einer gefunden Moral nur denkbar sein würde, wenn die Gesamtbevölkerung des Planeten einer einzigen obersten

Staatsgewalt unterworfen würde. Die Möglichkeit, daß die Menschheit dieses Ideal im Laufe der Zeiten erreichen könnte, ist durchaus nicht ausgeschlossen. Denn wie alt auch das Geschlecht sein möge, so scheint dasselbe die Periode der Jugend noch nicht überschritten zu haben. Das Alter des Einzelnen bestimmt sich bekanntlich aus dem Verhältnis der werdenden und vergehenden Zellen seines Leibes. So lange die Zahl der ersteren die der letzteren übersteigt oder ihr wenigstens die Wage hält, reichen Jugend und Mannesalter. Unter den 1300 Millionen, welche beiläufig den Erdball bewohnen, überwiegen die Geburten aber die Sterbefälle bedeutend. Würde die ganze Erde so intensiv kultiviert wie das chinesische Reich, so würden sich Nahrungstoffe erzeugen lassen, welche für eine weit dichtere Bevölkerung ausreichen könnten. Trotz aller Überfeinerung unserer Zivilisation, auf welche wir so stolz sind, werden künftige Geschlechter vielleicht auf uns zurückblicken wie wir auf die Zeitgenossen des Mammoth. Wenn alle geistig offenbar untergeordneten Nacht- und Dämmerungsvölker den mit höherer Vernunft begabten Tagvölkern gewichen, wenn Löwen und Tiger, sowie das giftige Schlangengezücht gleich den Megatherien der Vorzeit verschwunden sein werden, dann kann ein Geschlecht heranwachsen, welches unbehelligt von Sekten- und Parteihader den Samen echter Bildung auszustreuen vermag. Kopf und Herz der Kinder werden dann den höchsten Aufgaben des Geschlechts entgegenreifen, man wird sie nicht zu Deutschen, Engländern und Amerikanern, sondern zu Menschen erziehen und dem oft gemißbrauchten Worte humanitas eine heute kaum geahnte Bedeutung verleihen. Im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität gehören solche Blicke in die Zukunft nicht mehr zu leeren Träumen. Denn schon heute sind Kunst und Wissenschaft Gemeingüter der Menschheit, und die Weltliteratur, für welche der greise Goethe mit dem jungen Carlyle arbeitete, ist eine Thatsache geworden.

Weltliteratur und fernliegende Möglichkeiten dürfen uns jedoch ebensowenig wie die Visionen des apokalyptischen Sehers die Wirklichkeit und die Gegenwart vergessen lassen. Das politische Barometer deutet auf Sturm. Alle Staaten ohne Unterschied sind in ihrer Existenz bedroht. Unsere Kriege sind Völkerwanderungen, ihr Ausgang unberechenbar geworden. Nach menschlicher Voraussicht wird der bevorstehende Kampf ungeahnte Proportionen annehmen und kaum eines der beteiligten Völker in seine bisherigen Grenzmarken zurückführen. In solchen Zeiten gebieten Pflicht und wohlverstandenes Interesse jedem einzelnen, zu seinem angestammten Vaterlande nur um so fester zu stehen und für dessen Erhaltung Gut und Blut zu opfern. Hat doch der Einzelne keine Wahl, ebenso wie der Reisende an Bord des sturmgepeitschten Schiffes, dessen Schicksal er teilt, mag er wollen oder nicht.

Überlassen wir es daher den Anarchisten, die Völker mit Chimären von internationalen Verbrüderungen zu bethören, und lassen wir uns nicht durch gewissenlose Demagogen in unserem Patriotismus beirren. An uns alle richtet sich heute Nelson's Tagesbefehl: „Das Vaterland erwartet, daß ein jeder seine Schuldigkeit thue.“

IV.

Illusionen und Ideale.

Von der Wiege bis zum Grabe begleiten uns Illusionen durch das Erdenleben. Aus der Welt des Scheins, die uns umgiebt, tauchen fortwährend Nebelbilder und Phantome auf, die, wie die Mirage des Wüstenlandes, in nichts zerfließen, wenn man sie in der Nähe betrachtet. Bald sind es bloße Sinnestäuschungen, bald Vorspiegelungen unserer Einbildungskraft, die uns die Wirklichkeit verhüllen, bald sind es individuelle anerzogene Vorurteile, bald solche, die wir mit unseren Landsleuten und Zeitgenossen teilen. Denn ansteckend wie Miasmen verbreiten sich oft irriale Meinungen über Völker und Zeiten. Nur wenige Menschen lieben die Wahrheit um ihrer selbst willen. Noch kleiner ist die Zahl derer, die den Drang und das Bedürfnis empfinden, die Wahrheit zu erkennen. Objektive Menschen befanden sich von jeher in der Minorität. Und doch sind aus dieser Minorität alle Staatsmänner und Feldherren, Seher und Propheten, Denker und Dichter hervorgegangen, die kulturgeschichtlich einen epochemachenden Einfluß geübt haben. Das wußte vor mehr als zweitausend Jahren schon Platon, der die Menschen in wachende und träumende einteilt und diese als die Regel, jene als seltene Ausnahmen bezeichnet. Nur der Genius besitzt die Gabe, in Lichtblicken die Wahrheit zu erkennen und die Menschen und die Dinge zu sehen, wie sie sind. Diese Intuition des Genius vollzieht sich unbewußt und ohne Rücksicht auf die Kausalität. Je höher die geistige Kraft, desto klarer wird die Objektivität dieses Schauens sein. Sokrates hatte diesen unbewußten inneren Drang in seinem Dämon verkörpert.

Für die Menge macht die Wahrheit, wenn sie ja einmal die Nebelhülle des Traumlebens durchbricht, eher einen schmerzhaften als einen wohlthuernden Eindruck. Das blöde Auge wendet sich geblendet von dem Lichte ab. Daher die merkwürdige Erfahrung, daß die meisten Menschen ihre Illusionen der Wahrheit vorziehen und denen, die sie verkünden, unwillig zürnen, wenn sie dieselben nicht gar verfolgen und steinigen. Denn der gewohnte Traum erscheint süßer als das Wachen, die Täuschung angenehmer als die Wirklichkeit.

1.

Die Sinnestäuschungen entspringen zumeist dem Sehorgan, dessen Nerven dem Gehirn näher stehen als die des Gehörorgans und des Tastsinnes. Letzterer, einige wenige unempfindliche Stellen ausgenommen, über die Oberfläche der Haut verbreitet, konzentriert sich zumeist in den sogenannten Tastkörperchen der Fingerspitzen, welche räumlich am entferntesten von dem Gehirn liegen. So häufig auch Täuschungen des Gehörs je nach der Entfernung und der Zeit sein mögen, welche die Schallwellen brauchen, um unser Ohr zu berühren, so sind doch die Illusionen des Gesichts noch weit häufiger und empfindlicher. Ist doch die Farbe selbst keine Wirklichkeit, sondern eine bloße Lichtspiegelung. Goethe als naturwissenschaftlicher Laie hat in seiner Farbenlehre versucht, die bekannte Newton'sche Theorie zu bekämpfen. Obgleich Schopenhauer den Altmeister dabei

leidenschaftlich unterstützt hat, ist doch Newton in der wissenschaftlichen Welt Sieger geblieben. Über die Zahl der Farben scheinen die Gelehrten noch nicht einig. Schopenhauer giebt zwar zu, daß es nur drei chemische Grundfarben gebe, scheint aber zu glauben, daß man sechs oder gar sieben physiologische Farben annehmen müsse. In Wahrheit giebt es auch deren nur drei. Weiß und schwarz sind keine Farben. Es ist leicht nachzuweisen, daß unsere Netina nur rot, blau und gelb in normalen Zustände, von den häufig vorkommenden Fällen partieller oder völliger Farbenblindheit abgesehen, zu erkennen vermag. So unzählig nun auch die Mischungen, die Schattierungen und die Nuancen sind, so lassen sie sich doch alle auf die drei genannten Hauptfarben zurückführen. Das bekannte Phänomen, dessen auch Goethe häufig gedenkt, giebt darüber klaren Aufschluß. Fixiert man eine rote Figur auf einem weißen Tuche und wendet man das ermüdete Auge ab, so erblickt man dieselbe Figur in grüner Farbe. Wiederholt man dieses Experiment mit einer blauen Figur, so tritt das sogenannte Spektrum in Orange hervor, während das Spektrum der gelben Farbe sich als violett herausstellt. Da nun diese Polar- oder Spektralfarben nichts als Mischungen sind und grün nichts Anderes ist als blau plus gelb; orange, rot plus gelb; endlich violett, blau plus rot, so ergibt sich, daß die Perzeptionsfähigkeit der Netina durch diese drei Hauptfarben erschöpft ist. Und in der That bedürfen wir keiner anderen. Rot, die uns zunächst stehende Farbe, ist die Farbe des Blutes und die des inneren Leibes. Blau erscheint uns das Himmelsgewölbe und gelb Sonne, Mond und Sterne. Damit sind die Bedürfnisse des Erdbewohners um so mehr befriedigt, als, wie gesagt, die Mischungen und Nuancen jener drei Grundfarben unzählig sind.

Selbsttäuschungen beziehen sich zunächst auf das Subjekt. Vergebens haben seit Jahrtausenden die Weisen Griechenlands in der Selbsterkenntnis den Schlüssel zu allen Rätseln des Lebens, das Alpha und Omega der menschlichen Weisheit gesucht. Wir machen uns alle mehr oder weniger Illusionen über uns selbst und gleichen den Frauen, die im Spiegel sich schöner erblicken, als sie sind. Das sicherste Gegenmittel gegen diese subjektiven Einbildungen, gegen das, was die Engländer conceit nennen, sind die öffentliche Erziehung und das öffentliche Leben. Letzteres schleift, wie der Felsbad den Kiesel, und glättet wenigstens äußerlich die Ecken und Kanten der Menschenseele.

Auch in unseren Beziehungen zu anderen herrschen Täuschungen vor. Unser Urteil ist zumeist subjektiv beeinflusst. Die Wenigsten besitzen die Gabe oder geben sich die Mühe, sich an die Stelle des anderen zu versetzen. Wir täuschen uns, indem wir unsere Nebenmenschen entweder für vollkommener und besser oder für unvollkommener und schlechter halten, als sie sind. Wir beurteilen sie nach unserem eigenen Maßstabe, anstatt gerechterweise den ihrigen zu wählen. Dies ist freilich schwer, wenn nicht unmöglich, da unter Kulturvölkern jeder mehr oder weniger genötigt ist, eine Maske zu tragen und eine Rolle zu spielen. Das Schlimmste ist, wenn wir uns so in diese Rolle einleben oder in unsere Maske verlieben, daß wir unbewußt das für die Gesellschaft bestimmte Schauspiel vor uns selbst fortsetzen.

2.

Die umfassendste Reihe von Selbsttäuschungen entspringt der Geschlechtsliebe. Diese auf dem Fortpflanzungstriebe beruhende mächtigste Leidenschaft beherrscht die Geschichte wie die Litteratur. Alles dreht sich um den einen Punkt. Und doch wurzelt „all' dieses Hangen und Bängen in seliger Pein“ bei Lichte betrachtet nur in der Sinnlichkeit. Unbewußt übt dieser mächtige Nerveureiz einen unwiderstehlichen Einfluß auch auf die unschuldigsten Gemüther. Das sittlich streng erzogene Mädchen schwärmt, ohne zu ahnen warum, für den oder jenen Mann, erblickt in demselben ein überlegenes Wesen, einen Engel oder einen Helden und stattet ihn mit allen denkbaren Eigenschaften aus, nur um den uneingestandenen Wunsch, sich mit ihm zu vereinigen, vor sich selbst zu rechtfertigen. Die sogenannte platonische Liebe ist ein Traumbild, welches für sentimentale Frauen einen gewissen Reiz nicht verliert, obgleich in den Gesprächen Platon's von der Geschlechtsliebe gar nicht die Rede ist.¹⁾ Dem die fleischliche Vermischung, auf welche schließlich alles hinanläuft, ist eine das anerzogene Schamgefühl so beleidigende Brutalität, daß das Bedürfnis, diesen Trieb vor sich selbst zu verheimlichen, natürlich erscheint. Die Alten versahen den Liebesgott mit einer Binde. Diese fällt, nachdem der kleine Schalk seinen Zweck erreicht hat. Nichts ist prosaischer als die Schäferstunde, und doch wäre ohne sie keine Poesie denkbar. Je intensiver die Täuschung war, desto grausamer erscheint dann die Enttäuschung. Der Mann, wenn er verliebt ist, wähnt, die Frau, die er liebt, werde ihm einen höheren Genuß gewähren als jede andere. Und doch kennt er keine Frau, bevor er sie, wie es in der Schrift heißt, erkannt hat. Der rein physische Genuß beruht viel mehr auf der Übereinstimmung des Temperaments und gewisser physischer Eigenschaften als auf einer Seelenverwandtschaft. Bei Nacht sind alle Katzen grau, sagt das Sprichwort. Selbst die konventionelle Schönheit, d. h. die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, die Anmut des Ausdruckes und des Blickes verschwinden in der Brautnacht, in welcher in der Regel der Keim zu allen unglücklichen Ehen gelegt wird. Da die Natur, indem sie dem Fortpflanzungstriebe einen so unwiderstehlichen Reiz verlieh, nur die Erhaltung des Geschlechts zum Zwecke hatte, der Mann aber weit befähigter ist als die Frau, diesen Zweck zu

¹⁾ Nur im dritten Buche seiner Republik behandelt Platon das Verhältnis zum weiblichen Geschlechte. Hiernach sollen die Frauen der herrschenden Kaste — mit den Männern im Dienste der Musen und gleichzeitig in den Ringschulen *nudae cum nudis* erzogen — an den Staatsgeschäften wie am Kriege Anteil nehmen, keinem besonders, allen gemeinsam angehören, auch die Kinder als Gemeingut der Genossenschaft betrachtet werden. Diese nach unseren heutigen Begriffen völlig unpraktischen wie unmoralischen Träumereien erklären sich nur durch die übertriebene Vorstellung, welche sich die Griechen von der Allmacht des Staates machten. Platon wollte die Lenker des Staates, indem er denselben Frauengemeinschaft und Gütergemeinschaft auferlegte, von allen Privat- und Familienorgen befreien, damit sie ihre volle Kraft und Zeit dem Wohle des Ganzen opfern könnten. „Die freie Liebe“ würde sonach weit eher den Namen der platonischen verdienen als jene schmachdane Seelengemeinschaft, mit welcher gefallsüchtige Weiber, die den Mut nicht haben, sich einer ungeschlichen Neigung ganz hinzugeben, ihre Ehemänner, ihre Liebhaber und sich selbst betrügen.

fördern, d. h. weit längere Zeit und weit öfter zeugungsfähig ist als diese, so erscheint die Polygamie naturgemäßer als die Monogamie. Und doch ist in letzterer das einzige Mittel gegeben, die Sinnlichkeit im Interesse des einzelnen wie der Gesellschaft einigermassen zu regeln. Als ethische Institution ist die Ehe von jeher an die Monogamie geknüpft worden. Wenn mehrere Philosophen darin eine Heuchelei erblicken oder eine widernatürliche Grausamkeit, so beruht dies wiederum auf den Illusionen der Geschlechtsliebe. Das Gesetz kann nur die letztere regeln und thut es, indem es als Norm aufstellt, der Mann soll sich mit einem Weibe begnügen. Übertretungen dieses Gesetzes sind freilich im Zustande unserer heutigen Kultur unvermeidlich, thatsächlich besteht die Polygamie auch unter den Kulturvölkern des Abendlandes. Aber die Ehe mit einer Frau bleibt dennoch das einzige Mittel, eine wirkliche, dem Staatsleben nützliche, ja unentbehrliche Familie zu begründen. Bildet die Sittlichkeit den Gegenpol der Sinnlichkeit, so hat sie eben den Zweck, letztere in Zaum zu halten. Die Ausschweifungen der sogenannten freien Liebe würden notwendig zu anarchischen Zuständen und zur Barbarei führen. Die Ehe, wie sie die christliche Moral aufsaßt, ist ein selten erreichbares Ideal, aber ein Ideal, ohne welches der Staat kaum bestehen könnte und welches den Grundstein unserer heutigen Gesittung bildet. Auch blüht in hundert Jahren einmal wie die Aoe die edle Liebe zwischen Mann und Weib nur in der Ehe. Die alte Sage, die Ehen würden im Himmel geschlossen, findet heute nur wenig Gläubige. Wäre es möglich eine Ehestatistik zu entwerfen, so würde es sich zeigen, daß die Zahl der unglücklichen Ehen die der glücklichen übersteigt. Unter den unglücklichen würde der höchste Prozentsatz auf diejenigen fallen, welche aus Liebe geschlossen sind. Die sogenannten Vernunftehen sind Enttäuschungen weniger ausgesetzt, und darin liegt der beste Beweis, in wie hohem Grade die Geschlechtsliebe illusorisch ist. Der steigende Luxus, der überhandnehmende Materialismus, Genußsucht auf der einen Seite, Puffsucht auf der anderen sind die Hauptfeinde der Ehe. Schon Heinrich Heine fragte:

Du hast Diamanten und Perlen . . .

Mein Liebchen, was willst Du noch mehr?

Aber nicht bloß die Leidenschaft für Diamanten und Perlen erschwert dem Weibe die Aufgabe, den Mann an sich und an das Haus zu fesseln. Die emanzipationslustige Gräfin Hahn-Hahn, als sie ihre Reise „von Babylon nach Jerusalem“ noch nicht angetreten hatte, belehrte ihre Schwestern, das Geheimnis, ihre Männer zu fesseln, liege weder in der Schönheit noch in der Anmut, sondern in der Gesundheit. Sie hatte nicht Unrecht, und die Überverfeinerung unserer Kultur, deren Frucht die Neurose ist, hat die Gesundheit der Frauen so mitgenommen, daß Fehlgeburten und Sieben-Monat-Kinder in bedenklicher Weise überhandnehmen. Diese Zustände erklären es, wenn man, dem Beispiele des protestantischen Deutschland folgend, neuerdings auch in England und Frankreich ein Korrektiv in der gerichtlichen Ehescheidung gesucht hat. In dem früher so moralischen England darf ein Witwer zwar die Schwester seiner verstorbenen Frau noch immer nicht heiraten, aber die divorce courts sind in voller Thätigkeit und

füllen die Zeitungen mit Skandalprozessen, die den Realismus Zola's und seiner Schüler überbieten. Die römische Kirche, für welche die Ehe Sakrament ist, hält zwar prinzipiell an deren Unauflösbarkeit fest, in Praxis kann jedoch jeder Ehebund vom Papste annulliert werden.

Wenn Gesetz und Ethik bestrebt sind, die Sinnlichkeit zu regeln und die daraus entspringenden Leidenschaften zu zügeln, so hat sich der religiöse Fanatismus die undankbare Aufgabe gestellt, den mächtigsten Naturtrieb des Menschen als das Werk des Teufels zu verdammen und gewaltsam zu unterdrücken. Die Ehelosigkeit, welche der Apostel Paulus zwar nicht befiehlt, aber empfiehlt, wird von allen Mystikern wie schon von Thomas a Kempis in seinem berühmten Buche von der Nachfolge Christi als gottgefällig gepriesen. Daß die römische Kirche ihre Priester dazu verdammt, ist von ihrem Standpunkte aus erklärlich. Der Priester wird dadurch isoliert und neutralisiert. Spielt er auch in der christlichen Gesellschaft die Rolle des Eunuchen in den Harems des Morgenlandes, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Würde der Kirche durch verheiratete Priester nicht gewinnt. In England hat man sich damit geholfen, daß die Frauen der Bischöfe und Erzbischöfe den Rang ihrer Männer nicht teilen. Diese sind sonach so zu sagen morgantatisch verheiratet. Unsere ohnehin zumeist schlecht dotierten Dorfpfarrer tragen durch ihre zahlreichen Familien kaum dazu bei, das Ansehen der Kirche zu erhöhen. In Rußland werden gar die auf dem Lande unter den Moujiks verkümmerten Popensfamilien zu Brutstätten des Nihilismus. Die Ehelosigkeit ist entschieden naturwidrig und kann schon deshalb nicht gottgefällig sein. Zu welchen Anschweifungen das Gelübde der Keuschheit in den Klöstern des Mittelalters geführt hat, ist bekannt. Die hohen Verdienste, welche sich gewisse Mönchsorden um Bildung und Gesittung vor Jahrhunderten erworben, können nicht angeführt werden, um den Fortbestand klösterlicher Gemeinschaften, insofern sie sich nicht um Krankenpflege und Erziehung kümmern, zu motivieren. Zu welchen Verirrungen die gewaltsame Unterdrückung des Geschlechtstriebes führen kann, beweist jene in Rußland weit verbreitete Sekte der Skoptys, welche in Selbstverstümmelung ihr Heil sucht und, an jeder Besserung des Menschengeschlechts verzweifelnd, die völlige Ausrottung desselben herbeiwünscht. Auch eine Illusion, die den Pessimismus Schopenhauer's noch überbietet.

3.

Die Eigentumsverhältnisse sind gleichfalls die Quelle vielfacher Illusionen. Die Rechtsgelehrten haben zwar den Begriff des Eigentums definiert, und der alte Savigny u. a. hat den Unterschied zwischen Besitz und Eigentum klargestellt. Auf diese juristischen Definitionen zurückzukommen ist hier nicht der Ort. Ist das Eigentum auch kein Diebstahl, wie französische Kommunisten behaupten, so könnte man doch fragen, ob es nicht eine bloße Rechtsfiktion, d. h. eine Illusion, ist. Für die überwiegende Mehrzahl der Menschen, für die Millionen, welche Ackerbau und Viehzucht treiben oder im Dienste des modernen Moloch, der Dampfmaschine, von der Hand in den Mund leben, ist das Eigentum praktisch ein un-

faßbarer Begriff. Sie besitzen die Kleider, die sie auf dem Leibe tragen, und das notdürftigste Hausgerät, müssen aber ihr tägliches Brot im Schweiße ihres Angesichts erwerben. Ähnlich geht es den gebildeten Ständen, die, sei es als Beamte oder Professoren, von Staatsbesoldungen leben. Hört man doch oft genug von Beamten-Proletariat sprechen. In der That ist die Unsicherheit des Erwerbes und der Lebensstellung auch für diejenigen drückend, die von dem Staate allein abhängen, da ja Kriege und Revolutionen die Existenz des Staates nur zu häufig bedrohen können. Unabhängiger als die Staatsdiener sind die Handwerker. Brot, Fleisch, Kleider und Schuhe sind alltägliche Bedürfnisse aller Gesellschaftsklassen. Der rechtschaffene und fleißige Handwerker kann daher unter allen Verhältnissen auf Absatz und einen bescheidenen Lohn seiner Arbeit rechnen. Am unabhängigsten sind vielleicht die Rechtsanwälte und Ärzte; Rechtsstreitigkeiten und Kranke giebt es immer und überall. Die Geistlichen gehören mit seltenen Ausnahmen in die Kategorie der Staatsbeamten.

Das einträglichste, wenn auch nicht das ehrenvollste Gewerbe ist das der Geldmäkler. Wie die Raubritter des Mittelalters nehmen sie Zins auch von der kleinsten Geldoperation. Geld ist die verbreitetste aller Waren und unterliegt wie die Edelmetalle, aus denen wir unsre Münzen prägen, den Fluktuationen des Marktes und dem Gesetze des Bedarfes. Da Gold und Silber bei dem gesteigerten Verkehr nicht ausreichen, so hat das Papiergeld in unsern Tagen in einer geradezu bedenklichen Weise überhandgenommen. Alle Staaten sind verschuldet, und bezeichnend ist es für das alte Europa, daß die Vereinigten Staaten von Amerika allein die Rückzahlung ihrer Schulden energisch betreiben.¹⁾ Aktien-Unternehmungen ohne Ende haben den Geldmarkt mit papierenen Obligationen überschüttet. Ihre Syndikate verwalten in mehr oder weniger gewissenhafter Weise das Vermögen des Publikums, welches nur allzu häufig hohen Zinsgenuß der Sicherheit des Kapitals vorzieht. „Les affaires c'est l'argent des autres“. Dieser in einem französischen Lustspiel hingeworfenen Maxime folgen mehr oder weniger die zahllosen Geschäftsleute, die aus den umlaufenden Geld-

¹⁾ Nach einem Berichte der Münzverwaltung an das Finanz-Ministerium der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bezifferte sich im Jahre 1882 das auf der gesamten Erde umlaufende geprägte Gold auf ca. 16 Milliarden Franken, das geprägte Silber auf 15 Milliarden und das Papiergeld — selbstverständlich mit Ausschluß aller Staatsschuld-Obligationen, Aktien, Wechsel u. s. w. — auf 19 Milliarden, während das in Fabrikaten, in Schmuckgegenständen und Geräthen immobilisierte Kapital an Gold und Silber auf ca. 25 Milliarden geschätzt wurde.

Eine kleine Schrift, welche in London erschienen ist und über „unsre Millionäre und den Ursprung ihres Vermögens“ authentische Aufschlüsse zu geben unternimmt, giebt einige interessante Details für die Statistik des Reichthums. Unter Millionär versteht man heute nur denjenigen, der mindestens eine Million Pfd. St. (20 000 000 Mk.) an Kapitals-Vermögen besitzt. Von den zwölf reichsten dieser Millionäre sind nicht weniger als sieben Amerikaner. Den dritten Rang nimmt der einzige europäische Bankier ein, welcher in dieser Liste Aufnahme gefunden hat, Baron Nathaniel Rothschild. Selbstverständlich handelt es sich dabei nur um dessen persönliches Vermögen, nicht um das des Geschäftshauses Rothschild. Vier englische große Grundbesitzer komplettieren die Liste: die Herzoge von Westminster, Sutherland und Northumberland und der Marquis de Bute.

werten Gewinn ziehen. Ist der Anspannung des Kredits die Steigerung des Verkehrs und des Nationalwohlstandes zu danken, so liegt doch in der Übertreibung eine unleugbare Gefahr, vom Hazardspiel der Börse ganz abgesehen. Die Leidenschaft, schnell und möglichst mühelos reich zu werden, ist die ansteckende Krankheit der Zeit. Einzelne Glücksfälle werden ausposaunt, der Ruin Tausender verschwiegen. Das mobile Staatsvermögen, aus Obligationen aller Art bestehend, hat sich in einzelnen Bankhäusern dermaßen aufgehäuft, daß diese den Tageskurs, wenn nicht geradezu bestimmen, so doch stark zu beeinflussen vermögen. So ist eine allgemeine Unsicherheit der Geld- und Kreditverhältnisse hervorgetreten, die schwer auf dem Einzelnen lastet. Keiner weiß, was er hat. Aktien und Staatspapiere, die heute hoch über *pari* notirt werden, können morgen oder übermorgen unter *pari* sinken, um endlich ganz wertlos zu werden.

Um den Grundbesitz steht es nicht viel besser. Landgüter und Häuser erreichen oft unter besonderen Verhältnissen illusorische Werte, um dieselben, wenn andre Kombinationen eintreten, wieder zu verlieren. Die erleichterten Verkehrsmittel haben den Marktpreis des Weizens auf der Londoner Börse seit Sir Robert Peel's Reform herabgedrückt, da Getreide aus fremden Weltteilen wohlfeiler, als es in Europa erzeugt werden kann, massenhaft eingeführt worden ist. Es ist dadurch eine allgemeine Stagnation des die festeste Grundlage des Nationalwohlstandes bildenden Ackerbaues und eine fieberhafte Steigerung der Industrie eingetreten. Es mag genügen, daran zu erinnern, um den illusorischen Wert des Grundeigentums zu beweisen.¹⁾ Der praktische Engländer berechnet schon längst den Wohlstand eines Mannes nicht, wie es auf dem Kontinente geschieht, nach seinem Kapitalvermögen, sondern nach seinen jährlichen Einkünften. Das ist ganz rationell. Auch hat man ganz Recht, die wirkliche Natur des mobilen und immobilien Vermögens als eine wechselnde und imaginäre zu bezeichnen. Da wir weder Landgüter noch Häuser noch Gold und Wertpapiere in die andre Welt mit hinübernehmen können, wenn wir auch das Recht haben, lehtwillig darüber zu verfügen, so erscheint das Eigentum, bei Lichte betrachtet, als ein Darlehn. Der Eigentümer ist im Grunde nur Nutznießer, dem der Staat das Recht einräumt, für seine Lebenszeit über die Einkünfte seines Vermögens bis auf einen gewissen Punkt zu verfügen. Insofern war das von den Demagogen so geschmähte Lehnswesen eine Institution, die der Wirklichkeit mehr Rechnung trug als unser heutiger freier Grundbesitz. Bei Latifundien hat sich der Gedanke des Lehnswesens in den Majoraten erhalten; mögen sie nun in der Form eines drei Generationen bindenden Vertrages wie in England oder mit dem eventuellen Rückfallsrecht an den Landesherren wie in Deutschland bestehen, immer bleibt der Majoratsherr auf den Nießbrauch beschränkt, er darf seinen Grundbesitz weder verschulden noch veräußern und hat die Pflicht, denselben nicht in seinem persönlichen Interesse, sondern in dem der Familie gleichsam als Mandatar zu verwalten.

¹⁾ Momentan stehen die Getreidepreise hoch genug, um den Regierungen zu gestatten, an die Ermäßigung der Kornzölle zu denken und so der Verteuerung der Lebensmittel im Interesse der arbeitenden Klassen vorzubeugen.

Die ethische Bedeutung dieses Verhältnisses ist nicht zu unterschätzen und lehrt an einem Beispiele, wie das Eigentum überhaupt betrachtet werden sollte. Dennoch ist der Begriff des Eigentums der Grundstein der Kultur und Gesittung. Denn bei dem die Menschennatur beherrschenden Egoismus erwächst erst aus der Illusion des Eigentums das Bedürfnis, dasselbe zu erhalten, zu vermehren und seinen Nachkommen zu sichern. In diesem Bedürfnisse liegt der Anfang aller Kultur. Das erhaltende Prinzip aller Staaten wurzelt im Grundbesitz. In der russischen Gemeindeverfassung (Mir) zeigt sich deutlich der Nachklang früherer Nomadenzustände. Die Gemeinde ist die Eigentümerin von Grund und Boden, welcher periodisch unter den Gemeindemitgliedern gleichsam pachtweise verteilt wird. Der einzelne Moujik hat daher kein Interesse, die ihm zeitweilig überwiesene Parzelle zu verbessern und mehr als seinen Lebensbedarf daraus zu gewinnen. Er wächst mit dem Gedanken auf, daß alles allen gemeinsam, und hat über das Mein und Dein so verworrene Begriffe, daß ihm der Diebstahl kaum als Vergehen erscheint. So lange diese kommunistische Gemeindeverfassung fort dauert, wird die Aufhebung der Leibeigenschaft ohne greifbare Folgen für die kulturelle Entwicklung der schlummernden Kräfte dieses kolossalen Reiches bleiben. Die Noheit des Bauernstandes beruht auf der demoralisierenden Wirkung dieser veralteten Verhältnisse. Nicht minder demoralisierend wirkt die allzu große Zersplitterung des Grundbesitzes, welche in Frankreich durch die nivellierende Gesetzgebung herbeigeführt worden. Trotz des überhandnehmenden Hungers nach Grund und Boden sind Fälle nicht selten, in denen ein Stück Land als *res nullius* wüßt und brach liegt, weil es zu klein ist, um bei der wachsenden Steuerlast die Bearbeitung zu lohnen. Zwischen diesen beiden Extremen der Agrargesetzgebung liegt die Wahrheit in der Mitte.

Alles ist relativ, auch der Reichtum. Reich ist nur der, welcher mehr einnimmt, als er bedarf. Steigt der Reichtum hoch über das Bedürfnis, so wird er zu einer Last. Da der Geldwert stetig sinkt, verringert sich jedes Vermögen, welches nicht vermehrt wird. Die Verwaltung desselben wird oft zu einer Sorge, die den Lebensgenuß beeinträchtigt.

4.

Wie der Reichtum, sichert auch die Macht keineswegs das Glück. Die Gewaltigen dieser Erde führen ein sorgenerfülltes Dasein. Die Höfe, in früheren Zeiten ausschließliche Sitze wahrer Bildung und Gesittung, sind heute oft die Pflanzstätten der unerträglichsten Langenweile geworden. Isoliert und abgeperrt, werden die gebildetsten und tüchtigsten Fürsten der Welt entfremdet und haben von dem Leben und dessen Aufgaben nur dunkle Ahnungen. Illusionen werden an den Höfen geblüht und gepflegt, und nur selten dringt die Stimme der Wahrheit durch diese trauerfüllte Atmosphäre. Das alte französische Sprichwort „*heureux comme un roi*“ hat längst seine Geltung verloren. In konstitutionellen Staaten beruht die persönliche Macht des Monarchen auf Täuschung. Er hat nur nominell die Wahl seiner Minister. Der unumschränkte Alleinherrscher eines großen Reiches ist zwar nicht durch Institutionen, aber durch die Thatfachen und die Menschen, die er als Werkzeuge verwenden muß, in der

Ausübung seiner Macht beschränkt. Die Alleinherrschaft bleibt eine Illusion, wenn der Autokrat nicht zufällig ein Herrschergenie ist.

Der Machttschwindel lastet schwer auf dem heutigen Geschlechte. Seit einem Jahrhundert sind Regierungen und Völker davon ergriffen. Allen Kriegen liegen Machtfragen zu Grunde, welche durch Nationalitätsgelüste nur verschärft werden. Man sucht das Heil in nie dagewesenen Rüstungen. Das *si vis pacem, para bellum* hat den Frieden fast kostspieliger gemacht als den Krieg. Während so die Regierungen genötigt sind, sich gegenseitig zu überbieten und die Steuerkräfte der Völker über Gebühr anzuspannen, drängen sich diese zur Teilnahme an der Gewalt. Je größer die Menge der Teilnehmer, desto komplizierter wird die Staatsmaschine. Viele Köche verderben den Brei. Wenn jeder befehlen, keiner gehorchen will, kann der Staat nicht gedeihen. So ist das Bestehende gleichzeitig von oben wie von unten bedroht, und die Unsicherheit ergreift alle Verhältnisse, die öffentlichen wie die privaten. Berechnet man nun den fast verschwindend kleinen Bruchteil von Einfluß, welchen der Einzelne auch in Staaten, in denen die Volksvertreter oder gar das zeitweilige Oberhaupt durch das allgemeine Stimmrecht gewählt werden, auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten ausübt, so wird sich herausstellen, daß der Anteil an Macht, welche die Demokratie dem Individuum verleiht, thatsächlich auf die Abgabe eines Stimmzettels für einen Unbekannten hinausläuft. Für den Einzelnen, der nicht direkt an der Regierung teilnimmt, ist die Staatsform gleichgiltig.

Nicht viel besser als dem Wähler geht es dem Gewählten. Will dieser als Volksvertreter den geringsten Einfluß ausüben, so ist er genötigt, sich einer Partei anzuschließen. Das Parteiinteresse überwiegt, so lange die Staatsmaschine halbwegs regelmäßig arbeitet, das Interesse des Volkes. Der Einzelne als Parteigänger hat zunächst kein anderes Ziel, als seinen Führer an das Ruder zu bringen. Im günstigsten Falle kann er selbst Minister werden. Erst als solcher gewinnt er einigen Einblick in die Regierungsgeschäfte. Ob er Einfluß gewinnt, hängt nicht nur von seiner Befähigung, sondern von den Umständen ab. Ist der Reichstag oder das Parlament ein Ausschuß des Volkes, so ist das Ministerium, mag es nun vom Monarchen oder von der Majorität gewählt sein, ein Ausschuß (*quorum*) dieses Ausschusses. Die zehn oder zwölf Minister sind angeblich verantwortlich; da sich aber diese Verantwortlichkeit solidarisch auf mehrere verteilt, so wird dieselbe thatsächlich in der Regel illusorisch. In der parlamentarischen Geschichte des modernen Europa ist nur ein Fall bekannt, in welchem es zu einer wahren Ministeranlage kam. Die Minister Karl's X. wurden nach der Juli-Revolution in Anklagestand versetzt, um der öffentlichen Meinung des Tages zu genügen. In der Regel sind die Minister nur Werkzeuge in der Hand desjenigen, der momentan die wirkliche Macht ausübt. Der Parlamentarismus ist eine zur Zeit unentbehrliche Institution, die sich überlebt hat. Wunderbarer Weise ist dieselbe auf dem Kontinente erst nachgeahmt worden, als sie in Großbritannien ihren ursprünglichen Charakter zu verlieren begann. So lange in England zwei aristokratische Parteien sich gegenüberstanden und wie geschulte Schauspielertruppen

sich auf der Bühne ablösen, ging die Sache vortrefflich. Der Grund lag in der geschickten Führung einer für den Staatsdienst ausschließlich erzogenen, erblichen und zugleich vollstümlichen Aristokratie. Diese hatte verstanden, daß ihr Interesse mit dem des Volkes identisch sei. Sie blieb mit allen Schichten der Gesellschaft durch Heiraten in steter Verbindung, ihre jüngeren Söhne traten in die bürgerlichen Kreise zurück, und jedes Talent, jeder, der sich ein entsprechendes Vermögen erworben hatte, fand bereitwillig Aufnahme in den Reihen der Pairie. Diese umschiffte dadurch die Klippe, zu einer abgeschlossenen Kaste zu erstarren. Als jedoch das Oberhaus sich genötigt sah, das Heft aus der Hand zu geben und das Wahlrecht durch wiederholte Reformakte den untersten Volksschichten zu verleihen, steigerten sich die Schwierigkeiten einer parlamentarischen Regierung. Die alten Parteien verschwanden und machten wechselnden Fraktionen Platz, die in unfruchtbaren Redekämpfen die Zeit vergewendeten und das Staats-Interesse nur zu häufig aus dem Auge verloren. Bei alledem half noch immer die Tradition und der nüchterne gesellige Sinn des Volkes, der Regierung die thatächlich ausgebrochene Impotenz des Parlamentarismus vor den Augen des Publikums zu verschleiern. Wer einen Blick hinter die Koulissen des Westminster-Palastes geworfen hat, der weiß, was von der parlamentarischen Komödie zu halten ist. Völker wie Parlamente sind des moutons de Panurge, sie können eines Leithammels nicht entraten. Hat dieser Führer Geist oder wenigstens eine kleine Dosis gesunden Menschenverstandes mehr als die Menge und besitzt derselbe vor allem die Energie des Willens, ist er mit einem Worte ein Charakter, so wird er nicht durch das Parlament, aber trotz des Parlamentes das Staats-Interesse zu vertreten, ja vielleicht, wenn ihm das Glück wohl will, großes zu erreichen vermögen. Denn ein willensstarker Premier-Minister ist, so lange er das Steuer führt, thatsächlich Diktator; sein *sic volo, sic jubeo* beherrscht die Diskussion; seine Kollegen sinken zu Nullen herab. Er allein besitzt den Schlüssel zu allen Staatsgeheimnissen und er hat es dadurch immer in der Hand, das widerspenstige Parlament in Zwangslagen zu versetzen und so zu einer bloßen Abstimmungs-maschine zu machen. Wenn die Existenz des Staates auf dem Spiele steht, schweigen alle Parteirücksichten, und die Abgeordneten sind moralisch genötigt, alle Gelder zu bewilligen, die von ihnen verlangt werden. So lange es sich nur darum handelt, innere Angelegenheiten tant bien que mal zu regeln, sind Kompromisse möglich, und die Regierung kann die Volksvertreter reden lassen. Sobald es sich aber um Lebensfragen handelt und der Augenblick der Aktion eintritt, hängt die Entscheidung immer von einem Einzigen ab. Ist die Alleinherrschaft als politische Institution eine Illusion, so ist dagegen, wenn es zum Handeln kommt, eine vielköpfige Versammlung gezwungen, dem Einzelnen zu gehorchen. Hierin hat Carlyle mit seiner oft paradoxen Heldenvergötterung vollkommen Recht: große Thaten sind immer das Werk einzelner bevorzugter Individuen gewesen. Talente finden sich überall, Charaktere sind seltene Ausnahmen.

Zu welcher Karrikatur der Parlamentarismus in Frankreich geworden, lehrt die Geschichte dieses begabten, neuerungsfüchtigen, eiteln und oberflächlichen Volkes

zur Genüge. Seit 1871 fehlt den Franzosen der ihnen mehr als andern unentbehrliche Leithammel. Diese Thatsache erklärt alle Widersprüche und Thorheiten, welche seitdem das europäische Publikum unterhalten haben. Das parlamentarische System hat jedoch auch in Paris das Gute gehabt, die thatsächlich bestehende Anarchie einigermaßen zu maskieren und den innern Frieden scheinbar wenigstens aufrecht zu erhalten, während die ministeriellen Marionetten, wie im Theater von Guignol, ebenso plötzlich erscheinen wie verschwinden. Ob das französische Volk, welches früher als pfadfindend gepriesen wurde, den Ausweg aus den gegenwärtigen chaotischen Zuständen finden wird, ist abzuwarten. Jedenfalls ist dort wie überall die Ministerverantwortlichkeit ebenso eine Illusion als das Steuer-
verwilligungsrecht.

Daß in Deutschland seit Gründung des deutschen Reiches trotz des allgemeinen Stimurechts der Parlamentarismus nur einem Staatsmanne ersten Ranges zur Folie gedient und die im wohlverstandenen Interesse des Reiches unabweisliche Militärherrschaft verhüllt hat, bedarf nicht des Nachweises. In Oesterreich, wo der NationalitätenSchwindel eine bedenkliche Höhe erreicht hat, beruht das parlamentarische System ebenso auf Illusion. Der Kaiser allein hält den zwiespältigen Staat zusammen, und die Dynastie ist das einzige Band, welches die habenden Nationalitäten neutralisiert. In Rom wie in Madrid — von Koburg und Gotha, deren Krähwinkel-Parlamente der eigene Landesherr so ergötzlich geschildert hat, ganz zu schweigen — steht es in Wahrheit um diese Staatsform nicht besser. Erscheint im Lichte dieser Thatsachen der Parlamentarismus oder Konstitutionalismus nicht wie ein Spielzeug für große Kinder? Ist derselbe nicht zur bloßen Maske geworden, hinter welcher sich entweder die demokratische Republik d. h. die Anarchie oder der Cäsarismus d. h. die Militärherrschaft verbergen? Kann man in dieser veralteten Staatsform die einzige Panacee, das Universalmittel gegen alle Gefahren suchen, welche die Kultur der europäischen Halbinsel von innen wie von außen, von Osten wie von Westen bedrohen? Wenn politische Quacksalber den marasmus senilis, an welchem wir laborieren, durch homöopathische Institutionen zu heilen versprechen und mitten im Winter von einem Völkerfrühling träumen, so kann man nur mit dem alten Römer ausrufen: *Difficile est, satiram non scribere.*

So illusorisch die Befriedigung ist, welche Macht und Reichthum zu gewähren vermögen, so gelten doch beide für die begehrenswürdigsten irdischen Güter und erregen nächst der Geschlechtsliebe am tiefsten die gefährlichsten Leidenschaften. Herrschsucht, Habsucht, Genußsucht und Selbstsucht bilden das Biergespann, mit welchem die gefeiertste Primadonna unsrer Tage, die Zivilisation, dem Abgrunde zuzagt. Der Neid als Wagenlenker peitscht die fast schon zügellose Quadriga.

5.

„Alles ist eitel.“ In diesen drei Worten faßte der weiseste und glänzendste König der Juden die Erfahrungen eines vielbewegten Lebens zusammen. Platon legt seinem Lehrer, der für den weisesten Mann seiner Zeit galt, die Frage in

den Mund: „wenn der Tod ein traumloser Schlaf ist, wer würde denselben nicht dem glücklichsten Leben vorziehen?“ Überblickt man, eingedenk dieser Aussprüche, die Illusionen, in welchen wir uns gefallen und mit denen wir uns herumschlagen müssen, so kann man sich nicht verhehlen, daß die Menschheit seit zwei oder drei Jahrtausenden nur geringe Fortschritte gemacht hat. Unse viel gepriesene Zivilisation dürfte späteren Geschlechtern als eine kaum übertünchte Barbarei erscheinen. Sie werden auf uns zurückblicken wie Männer auf die Traumgebilde ihrer Kindheit. Die Weisen Griechenlands hatten bereits erkannt, daß die Rettung aus dieser Welt des Scheines in einer andern Welt zu suchen ist, in der Welt der Ideen, wie Platon sagte, oder der Ideale, wie wir uns heute ausdrücken. Skeptiker und Realisten, welche die Idealisten verfolgen, weil sie sie nicht verstehen, verwechseln gern die Illusion mit dem Ideale. Es ist wahr, hinter dem Ideal verbirgt sich auch keine greifbare Wirklichkeit, und doch besteht ein gewaltiger Unterschied, denn der Illusion liegt offenbare Täuschung, dem Ideal eine höhere Wahrheit zu Grunde. Ist diese Wahrheit auch unsern Sinnen verborgen, liegt sie auch jenseits der Grenzen unsrer Erkenntnis, so steht dieselbe doch hell vor unserm Geiste. Wir ahnen bis zur Gewißheit, daß hinter den Erscheinungen der verschleierte Natur ein Wesen stehen muß, eine absolute Wahrheit, ohne welche die Welt des Scheines in nichts zertrieben würde. Auf dieser innern Gewißheit beruht alles, was wir übersinnlich oder metaphysisch nennen. Religion und Philosophie, Wissenschaft und Kunst, sind nur verschiedene Wege, welche zu demselben Ziele, zur Entdeckung jener unbekanntem, unaussprechlichen und unfassbaren Wesenheit führen.

Drei Postulate unsrer Vernunft: Gott, Unsterblichkeit und Willensfreiheit sucht die Skepsis unsrer Tage zu den Illusionen zu werfen. Es sind dies für unser Leben und Denken unentbehrliche Ideale. Hat Kant nachgewiesen, daß sich das Dasein Gottes wissenschaftlich nicht beweisen lasse, so will das nur sagen, daß unser Erkenntnisvermögen nicht ausreicht, um die Idee des höchsten Wesens, der Ursache aller Ursachen, der Einheit, von welcher alles Denken ausgeht und in welche es zurückkehrt, zu fassen und zu begreifen. Entbehren läßt sich diese Idee nicht. Der Atheismus ist eine Hypothese, welche die Welt in nichts auflöst. Der entschiedenste Widersacher alles Priestertruges, Voltaire, hat eine Formel gefunden, welche diese Unentbehrlichkeit des schon vor Platon von Anaxagoras aufgestellten Gottesbegriffes klar ausdrückt: *si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer*. Soweit die Vorstellungen, welche sich die Menschen von diesem höchsten Wesen gemacht haben, auch aneinandergehen mögen, der uns angeborene Kausalitätstrieb wird vernunftbegabte Erdbewohner für alle Zeiten kategorisch nötigen, an dieser Vorstellung festzuhalten, da sie das Alpha und Omega jeder halbwegs logischen Weltanschauung bildet. Wie der Begriff des Welterschöpfers und Welterhalters den Dichtern der ältesten Hymnen der Menschheit, der Vedea, aus der Betrachtung der einfachsten Naturphänomene, wie Feuer und Licht, ohne alle transcendente Offenbarung, mindestens tausend Jahre vor

Abraham, aufgegangen ist, hat Max Müller in seinen in Glasgow gehaltenen Vorlesungen entwickelt und nachgewiesen.

Anders steht es mit der Hypothese der Unsterblichkeit. Es läßt sich im Laufe der Zeiten ein Kulturzustand der Menschheit denken, in welchem der Glaube an eine individuelle Fortdauer nach dem irdischen Tode gleichgiltig, somit entbehrlich erscheinen könnte. Der Trost, den wir in diesem Glauben suchen, ist nur so lange eine Nothwendigkeit, als die intellektuellen und ethischen Anschauungen, die uns seit zwei Jahrtausenden beherrschen, keinen wesentlichen Fortschritt machen. Die Möglichkeit eines solchen Fortschrittes ist aber keineswegs ausgeschlossen, denn an sich würde es weder dem Durst nach Wahrheit noch dem moralischen Bewußtsein Eintrag thun, wenn der Tod dem Einzelnen als ein traumloser Schlaf erschiene. Nur in dem gegenwärtigen, noch sehr mangelhaften Bildungsgrade der Menschheit würde die ohnehin wissenschaftlich unmögliche, unbedingte Negation der Unsterblichkeit unleugbare Gefahren in sich schließen. So lange die Menschen noch so roh und ungebildet sind, um nur durch Furcht oder Hoffnung zur Beobachtung des Sittengesetzes angehalten werden zu können, erscheint es unentbehrlich, die endliche Ausgleichung der Gegensätze dieses Lebens in ein unbekanntes Jenseits metaphysisch zu verlegen. Der Glaube an die Vergeltung, an unvermeidliche Belohnung oder Bestrafung unsrer Handlungen ist ein Erziehungsmittel, das Mittel zugleich, uns die göttliche Gerechtigkeit sowie den kausalen Zusammenhang aller Dinge parabolisch anschaulich zu machen. Festzuhalten ist jedoch, daß es an den Grundsätzen der Ethik nicht ein Jota ändern, und daß die göttliche Gerechtigkeit an sich ganz unberührt bleiben würde, wenn der Glaube an eine individuelle Fortdauer nach dem Tode aufgegeben werden müßte. Denn Lohn und Strafe haben mit unsrer Pflicht, Gerechtigkeit zu üben, nichts zu thun. Diese Pflicht ist ganz unabhängig von den Folgen, und deren Erfüllung bietet die einzige Möglichkeit, der Seele wahre Befriedigung zu gewähren. Wahre Befriedigung finden wir nur, so lange wir uns in unserm Denken, Fühlen und Handeln im Einklange mit den ewigen Naturgesetzen und der göttlichen Weltordnung bewegen. Treten wir zu denselben in Widerspruch, so folgt die Strafe auf dem Fuße, und wir können uns derselben nur entziehen, wenn wir uns freiwillig der Nothwendigkeit unterwerfen. Sonach fehlen und sündigen wir im Grunde genommen nur aus Unkenntnis, und die Bewältigung des Irrthumes und der Lüge erscheint als ein ethisches Pflichtgebot.

Wenn es eine göttliche Weltordnung, eine Vorsehung giebt, wenn kein Apfel vom Baum, kein Haar von unserm Haupte fallen kann ohne den Willen Gottes, muß dann nicht, so fragt man, die Freiheit unsres Willens, jenes *liberum arbitrium*, auf welches wir so stolz sind, zu den Einbildungen gezählt werden? Der Determinismus ist ein Postulat, welches die individuelle Freiheit unbedingt ausschließt. Die *αναγκη* der Alten, die göttliche Nothwendigkeit tritt uns überall entgegen, und der Wille des Einzelnen steht ihr machtlos gegenüber. Nur wenn wir das Rechte wollen, nur wenn wir aus freien Stücken den Eigenwillen beugen und uns in das Unvermeidliche fügen, empfinden wir Befriedigung. So un-

zweifelhaft dies ist, so läßt sich die Einbildung der Willensfreiheit doch nicht entbehren, da sie, in wie engen Grenzen sie sich auch bewege, das einzige Mittel ist, uns unsre eigene Verantwortlichkeit klar zu machen. Wir müssen wie Hercules am Scheidewege wägen, die Wahl zu haben, wenn unsre Handlungen überhaupt einen wenn auch nur subjektiven moralischen Wert in unsern eigenen Augen erhalten sollen. So lange daher alle Menschen sich nicht Gottes Willen fügen und im Einklange mit den Weltgesetzen handeln, wird die Willensfreiheit wie die Unsterblichkeit ein unentbehrliches Postulat bleiben.

6.

Die Hellenen hatten im Guten, Schönen und Wahren die höchsten Ideale erkannt. In der That entsprechen diese Ideale den drei Hauptthätigkeiten und Bedürfnissen der Seele. Dieselbe kann nur dann zu einem harmonischen Gleichgewicht, d. h. zum inneren Frieden gelangen, wenn sie das Wahre erforscht und erkennt, das Schöne empfindet und genießt, das Gute will und thut. Wenn Sokrates Tugend und Wissen für gleichbedeutend hält, so will er damit sagen, daß das wohlverstandene Interesse jedes Einzelnen die Beachtung des Sittengesetzes erheischt, daß also die Verletzung desselben ein Irrtum, der nur durch Unkenntnis zu erklären ist. Dialektik, Ethik und Ästhetik waren gewissermaßen in Platon's Geist nur Worte für denselben Begriff. Das Gute erschien ihm als schön, das Schöne als gut, das Wahre als schön und gut zugleich. Da die Religion das einfachste und sicherste Mittel ist, Ungebildeten die übersinnliche Welt einigermaßen zu versinnlichen, so ist sie unentbehrlich. Bei Lichte betrachtet liegt aber jeder Religion, auch wenn sie als transzendente Offenbarung jede Diskussion apodiktisch abschneidet, ein philosophisches System zu Grunde. Je allgemein faßlicher und tiefer dieses System die ewigen Wahrheiten in die menschliche Sprache übersezt, desto lebendiger wird der Glaube, desto dauernder die konkrete Religion sein.

Wissenschaft und Kunst sind an sich schon metaphysische Begriffe. Die Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, die Wahrheit d. h. die Wesenheit der Dinge zu erforschen und mathematisch zu erkennen, stößt überall auf unlösbare Probleme, welche dem Reiche der großen Unbekannten, der Metaphysik, angehören. Wir kennen den Urgrund der Dinge nicht und haben von dem Zusammenhange, von dem Kausalnexuß derselben mit der Weltordnung nur dunkle Ahnungen. Denn wir wissen nur das, was wir zählen, wägen und messen können. Der Weise, sagte Sokrates, weiß, daß er nichts weiß. Salomo war milder, aber nicht minder streng für die Erfolge der exakten Wissenschaft, wenn er sagte, unser Wissen ist Stückwerk. Wie unser Wissen, steht auch unser Können immer vor dem Unfaßbaren, Unberechenbaren und Unausprechlichen. Die Kunst ist eine Sprache, das Kunstwerk ein Hieroglyph. Wir können uns wissenschaftlich weder die Sinneswahrnehmung an sich noch deren Übertragung auf die geistige Vorstellung erklären. Ebenso wenig vermögen wir umgekehrt zu erkennen, wie es der Künstler anfängt, um eine metaphysische Idee in das sinnlich Wahrnehmbare gewissermaßen zurückzuübersezen. Nur eines steht fest, alle unsre Vorstellungen, unsre Begriffe und

Ideen beruhen auf Analogien, auf Parallelen und Vergleichen. Wir denken so zu sagen in Parabeln. Um andern etwas klar zu machen, bedürfen wir eines Beispiels. Der abstrakte Gedanke wurzelt in letzter Instanz immer in einer sinnlichen Wahrnehmung. Das Wort ist ein Symbol¹⁾, das Schriftzeichen das Symbol eines Symbols. Hieraus folgt, daß das lebendige Wort, wie schon Platon hervorhebt, weit mächtiger, weil unmittelbarer, durch das Ohr auf den Hörer wirkt als die Schrift durch das Auge auf den Leser. Die Unentbehrlichkeit des Beispiels kannte Jesus, der zu seinen Zuhörern fast immer in Parabeln spricht, ebenso gut wie Platon, der alte Mythen und Sagen gern zur Erläuterung und Begründung seiner Dialektik benutzte. Je klarer die Grundidee, die er ausdrücken und andern verständlich machen will, dem Künstler vor der Seele steht, desto leichter wird es ihm werden, den geeigneten sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck dafür zu finden. Die Grundidee entscheidet über den Wert des Kunstwerkes. Ist dieselbe rein von allem subjektiven Beigeschmack, tief und bedeutend an sich im Geiste des Künstlers geboren, so können wir darüber die unvollkommene Ausführung vergessen, falls letztere nur ausreicht, uns die Idee erraten zu lassen.

Je näher das Kunstwerk der Wahrheit kommt, desto höher werden wir es schätzen. Das Schöne, d. h. das in vollem Ebenmaße harmonisch Erscheinende ist eben nur dann schön, wenn es wahr ist. Hierin liegt der Grund, weshalb nur der Genius ein wirkliches Kunstwerk schaffen kann. Denn eine solche Schöpfung setzt dreierlei voraus: die Intuition d. h. die unbewußte Erkenntnis der Wahrheit, der Idee, des Urbildes; die Inspiration oder die göttliche Begeisterung, welche Platon *μανια* nannte; endlich die technische Meisterschaft d. h. die durch Übung erworbene Fähigkeit, Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung wie Ton, Farbe, Wort oder Marmor der schöpferischen Idee dienstbar zu machen. Wie die Erkenntnis des kleinsten Bruchtheiles der Wahrheit schon hohe Befriedigung

¹⁾ Die alten Griechen legten ihrem *λογος* eine tiefe Bedeutung bei. Vergebens versucht Goethe's Faust das Wort zu übersetzen. Logik war ursprünglich die Kunst vernunftgemäß zu reden und wurde dann ganz logisch die Kunst vernunftgemäß zu denken. Ein Gedanke, der sich nicht aussprechen läßt, ist noch kein Gedanke. Sobald das Selbstgespräch, welches wir Denken nennen, zu einem Abschluß gediehen ist, findet sich der Ausdruck von selbst. Unre wissenschaftlichen Ausdrücke sind, wenn sie nicht von fremden Sprachen herrühren, meist Tropen. Das ursprüngliche, natürliche, sinnliche Wort erhält eine abgeleitete, figurliche, überfinnliche Bedeutung, über welche die ursprüngliche oft ganz vergessen wird. Nur einige Beispiele: Weisheit stammt von weisen (zeigen) ab. Ein Weiser war zunächst ein Führer; einer, der den rechten Weg zeigt. Im Worte Wegweiser hat sich diese ursprüngliche Bedeutung erhalten. Aus dem Verbum weisen hat sich später das Wissen, Gewissen, Wissenschaft, Bewußtsein, Beweis u. s. w. entwickelt. Begriff, begreifen entspringt der Thatfache, daß wir, wenn wir einen uns unbekanntem Gegenstand erblicken, den Tastsinn gern zu Hilfe nehmen, um uns gewissermaßen zu überzeugen, daß unsere Augen uns nicht getäuscht haben. Wenn wir etwas mit unsern Händen begriffen (betastet) haben, halten wir uns vollkommen von dessen Realität überzeugt. Von einer evidenten Wahrheit sagen wir noch immer figurlich, dieselbe sei mit den Händen zu greifen. Überlegen für nachdenken ist ein anderer höchst sinnreicher, figurlicher Ausdruck unsrer Sprache. Denn alles Denken ist ja vergleichen. Wir legen gewissermaßen zwei Begriffe, zwei Vorstellungen im Geiste über einander, bevor wir sie miteinander vergleichen können. Stehen und stellen sind die Wurzeln von Verstand und Vorstellung u. s. w. u. s. w.

gewährt, so ist das künstlerische Erfinden und Schaffen ποικιλία der höchste geistige Genuß, welchen das Erdenleben darbietet. Die Freude, welche uns aus der Betrachtung und dem Studium eines Kunstwerkes erwächst, ist sekundärer Natur. Wir bestreben uns aus dem vor uns stehenden Abbilde das Urbild zu erraten oder zu rekonstruieren, welches dem Künstler bei seiner Schöpfung vorschwebte. Je klarer dieses Urbild, diese Grundidee des Künstlers in die sinnliche Sprache übersezt worden, desto tiefer wird uns das Werk ergreifen und in die ideale Welt versetzen. Objektivität bildet den Gradmesser eines jeden Kunstwerkes. Allgemein giltige, für alle Zeiten und Orte unbedingt maßgebende Gesetze über das, was wir schön nennen, lassen sich selbstverständlich nicht aufstellen. Die Ästhetik ist bis auf einen gewissen Punkt ebenso konventionell als die Ethik. Über den Geschmack läßt sich nicht streiten, derselbe kann jedoch erzogen werden. Die Empfänglichkeit, schwangere Frauen mit schönen Statuen und Gemälden zu umgeben, ist nicht bloß für die physische Entwicklung der Frucht, sondern auch für die psychische Bildung derselben beachtenswert. Wie wir Sprechen und Gehen erst mühsam erlernen müssen, so sind auch Auge und Ohr erst dann fähig, richtig zu sehen und zu hören, wenn sie dazu von Anfang an gehörig angeleitet werden. Es liegt auf der Hand, daß diese Anleitung meist unbewußt geschieht und eine kunstfönnige Mutter dazu befähigter ist als eine andre. Wenn das Kennzeichen der Schönheit die Wahrheit ist, so soll damit den sogenannten Naturalisten keineswegs das Wort geredet werden. Diese befinden sich vielmehr auf einem Irrwege. Der Maler, der, wenn er eine Landschaft oder einen Menschen darstellen will, die Natur slavisch kopiert, liefert ein Zerrbild. Der Ausdruck des Gesichtes eines Lebendigen wechselt wie die Beleuchtung der Landschaft, während das Abbild auf die Leinwand unwandelbar gebannt wird. Der Künstler muß daher immer idealisieren. Übertreibt er dies, so verfällt er in die Manier, und sein Werk erscheint geziert und unnatürlich. Die Grenzlinie zwischen der idealen Wahrheit und der slavischen Nachahmung ist eine sehr feine. Der Genius findet dieselbe unbewußt und ohne alle Anstrengung.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß die Illusionen und Ideale den Willen und die Handlungen des Menschen in entgegengesetzter Richtung beeinflussen. Alle unsre Verirrungen wurzeln in Illusionen, die unsern Sinnen das Glück da vorgaukeln, wo es nicht zu finden ist, während die Ideale unsre Sitten läutern, unsern Blick auf das Höhere richten und zu der Glückseligkeit leiten, welche der innere Frieden allein gewährt. Die Illusionen gleichen den tückischen Kobolden und bösen Gnomen, die Ideale den guten Geistern und Feen unsrer Volksmärchen. Sene sind verborgene Klippen, an welchen wir leicht scheitern, diese die Segel, welche uns über dem Wasser halten und vorwärts treiben. Die Illusionen sind Irrlichter, die uns nur tiefer in den Erdschlamm führen, die Ideale Leitsterne, welche uns dem ewigen Lichte näher bringen und den Jammer und die Not des Lebens vergessen lassen.

(Schluß folgt.)

Naturwissenschaftliche Revue.

Moriz Wagner's Schriften. — Die großen Säugetiere der Diluvialzeit. — Verbreitung des kleinen Kohlwesplings in Nordamerika. — Die Regenwürmer und die Ackerfrume. — Unsere Schnecken. — Molluskentaugen. — Reihenfolge der Wälder in Nordeuropa. — Kompaktpflanzen. — Verhalten erotischer Tiere bei strenger Winterkälte. — Kaktien. — Reptilien und Amphibien Deutschlands. — Wachsmotte. — Encyclopädie der Chemie und Physik. — Photographie des Spektrums. — Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin. — Beschreibung der Observatorien für Astrophysik, Meteorologie und Geodäsie bei Potsdam. — Bericht der physikalischen Reichsanstalt. — Geoid. — Schwankungen der Erdare. — Luftmeer. — Spektrum des flüssigen Sauerstoffs. — Wirkung stark erhitzter und beweglicher Gase auf feste Körper. — Goethe's Farbenlehre. — Handbuch der Astrologie. — Geschichte der Elementarmathematik. — Vor- und Nachteile der Naturheilmethode.

Haben auch die Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten nicht wenige Entdeckungen von der außerordentlichsten Tragweite aufzuweisen gehabt, so hat doch keine derselben eine so nachhaltige Wirkung auszuüben vermocht wie die von Darwin aufgestellten Ansichten über die Entwicklung der Pflanzen und Tiere aus niedriger stehenden, zum bei weitem größten Teil untergegangenen Formen. Zwar ermdglichste die Spektralanalyse die Erforschung der physikalischen Beschaffenheit von Himmelskörpern, von denen das Licht Jahre braucht, um zu uns zu gelangen, und erlaubte deren Bewegungen zu erkennen, zwar schien der Elektrotechnit, deren neueste Wunder die telephonische Verbindung zwischen Paris und London mittelst eines im Kanal liegenden Kabels ist, so zu sagen kein Ding unmöglich, aber das Interesse daran erkaltete doch verhältnismäßig rasch, so eifrig auch die Forschung weiter arbeitete, die Lehre Darwin's aber steht noch immer im Mittelpunkt derselben, auch den Naturwissenschaften Fernerstehende nehmen lebhaften Anteil an ihr, und eifrig wird ihr Für und Wider noch erwogen. Deshalb ist die Herausgabe der gesammelten Schriften von Moriz Wagner,¹⁾ eines Forschers, der, obwohl anfangs der neuen Lehre durchaus nicht abgeneigt, ihr später fast feindselig gegenüber trat, auch jetzt noch von größter Wichtigkeit. Schildern sie uns zunächst in lebhafter Darstellung das Aufsehen, welches das erste Auftreten des englischen Gelehrten hervorrief, so gewinnen sie im Verlauf an Bedeutung durch Aufstellen der Migrationstheorie, die Wagner je länger je mehr an die Stelle der von der natürlichen Zuchtwahl setzen zu müssen glaubte. Mit Darwin nimmt er dagegen die Entwicklung der jetzt lebenden Arten aus ausgestorbenen an, und wenn er auch den Menschen vom Dryopithecus, dem anthropoiden Affen Europas, aus der Tertiärzeit abstammen läßt, eine Ansicht, deren Unhaltbarkeit unsere vorige Revue nachwies, so stellt er doch zur Stütze derselben eine solche Menge von interessantem Material zusammen, daß dies auch jetzt noch lehrreich ist. Während aber Darwin der Vererbung eines oder mehrerer Paare in neue Lebensbedingungen durch Auswanderung nur einen beschränkten, freilich, wo sie eintritt, unausbleiblichen Einfluß auf die Entstehung neuer Arten zugestehet, den Hauptfaktor dieser Neubildung aber in der Erhaltung der den jeweiligen Bedingungen am besten angepassten, keineswegs immer stärksten Individuen sieht, so verweist diese Ansicht Wagner je länger je mehr und ersetzt sie in nicht sehr glücklicher Weise durch die Annahme eines Alters der Art. Dieser bei Wagner an die Naturphilosophie anklingende Begriff ist indessen auch Darwin nicht fremd, nur ist ihm eine alternde eine solche Art, die, weil genügend lange Zeiträume hindurch in völlig ungeänderten Verhältnissen lebend, Charaktere angenommen hat, welche durch Vererbung so fest wurden, daß ein Variieren für sie ausgeschlossen ist. Ebenso verhält es sich mit der Wagner'schen Erklärung der Mimicry der Ähnlichkeit einer Tierform mit einer andern oder eines Pflanzenteiles und der Anpassung der Farbe eines Tieres an die Umgebung, als deren Ursache ein Schutztrieb angenommen wird, während sie nach Darwin's Theorie auch ohne diese Annahme sich ergibt.

So allgemein nun auch Darwin's Deszendenztheorie zur Geltung gekommen ist, so ist sie doch noch weit davon, alle Rätsel lösen zu können, die uns alte und neue Funde immer

¹⁾ Herausg. von Dr. med. Moriz Wagner. Basel, Benno Schwabe 1889.

noch bieten. Auf einige derselben geht Pöblich¹⁾ in einer höchst interessanten, die großen Säugetiere der Diluvialzeit behandelnden Schrift ein. Mit Ausnahme des fabelhaften Glasmotheriums, welches ein Horn auf der Stirn trug, aber trotzdem wohl kann die Veranlassung zur Fabel vom Einhorn gegeben haben wird, einiger kolossaler Faultiere, einiger erst spät ausgestorbenen Riesenlaufvögel, leben die Arten der damaligen Zeit auch jetzt noch. Ihre Vertreter sind aber durchgängig kleiner geworden. Amerika war damals von Säuftieren bevölkert, die unsern Pferde sehr nahe standen. Obwohl die natürlichen Verhältnisse diesem so zusagen, daß es nach der Entdeckung der neuen Welt daselbst vermehren konnte, so waren jene ausgestorben, ohne daß man einen Grund dafür angeben könnte. Möglich, daß das fürchterlichste aller Raubtiere, die je gelebt haben, der mit schwerförmigen Eckzähnen ausgerüstete Machaironius ihre Herden vernichtete und dann selbst an Nahrungsmangel zu Grunde ging, was Pöblich freilich, ohne einen andern Grund angeben zu können, nicht annimmt.

Amerika hat auch in neuester Zeit ein merkwürdiges Beispiel des Zurückgehens einer Tierart gegeben, freilich nicht durch feindseliges Entgegentreten einer sich von ihr nährenden andern Gattung, sondern durch ihr Zurückdrängen durch eine ihr nahe verwandte, auf dieselben Lebensbedingungen angewiesene Art. Nach Scudders²⁾ Beobachtungen hat der europäische kleine Kohlwesling sich seit 1866 in Nordamerika angesiedelt und verdrängt mehr und mehr die einheimischen Arten. Bis jetzt ist er bis zum Felsengebirge vorgeedrungen. Wie verkehrt es aber sein würde, solche kleine Tiere und ihre Lebenserscheinungen als weiteren Anteil nicht würdig anzusehen, davon hat Darwin in seiner letzten Arbeit Zeugnis abgelegt, welche die Thätigkeit der Regenwürmer und ihre Wichtigkeit für die Bildung der Ackerkrume zum Gegenstande hat. Die Wichtigkeit dieser Tiere für das Gedeihen der Pflanzen hat Wollny³⁾ neuerdings durch besonders angestellte Versuche entgegen der gewöhnlichen Ansicht bestätigt. Nicht nur in Hinsicht der mechanischen, sondern auch der chemischen Beschaffenheit des Bodens befördert die Gegenwart der Würmer das Gedeihen der Pflanzen, die Luthaten aber, die man ihnen vorwirft, die Blätter unserer Kulturgewächse behufs bequemerem Verzehrns in die Erde zu ziehen, fallen den Schnecken zur Last.

Von dem seltsamen Volk der Schnecken giebt uns Simroth⁴⁾ in dem sechsten Heft der zoologischen Vorträge eine anziehende Schilderung. Die Absonderung ihrer Kalkschale, die Abhängigkeit dieser ursprünglichen Wasserbewohner von der Feuchtigkeit, der eigentümlichen Fortpflanzung der stets beide Geschlechter besitzenden Tiere, ihre beispiellos dastehende Fortbewegung mit Hilfe einer in dem fleischigen Fuß stattfindenden Art von rollender Wellenbewegung, die sie auch verkehrt an der Oberfläche des Wassers zu kriechen befähigt, der Schutz, den ihnen ihr Schleim und die Absonderung sonstiger Stoffe gegen Feinde gewährt, sind ebenso merkwürdig wie die Thatsache, daß sie Augen und Ohren haben, aber weder zu sehen noch zu riechen scheinen, wenigstens reagieren diese Sinne nur auf Berührung. Dazu kommt noch, daß bei einzelnen Individuen die Form dieser Sinneswerkzeuge vollkommen⁵⁾ ist wie bei andern, und so dürfte es nicht unmöglich sein, daß wir es hier mit Organen zu thun haben, die noch in der Ausbildung begriffen sind. Damit lassen sich wohl die Beobachtungen vereinigen, die Rawitz⁶⁾ an den Augen gemacht hat, welche austerartige Muscheln in großer Zahl an ihrem Mantelrand besitzen und welche bei einigen Arten große Ähnlichkeit mit den Facettenaugen der Insekten, bei andern wiederum mit den Augen der Wirbeltiere haben.

Es ist oft hervorgehoben worden, daß der Kampf ums Dasein nicht allein den Tieren auferlegt ist, sondern daß auch die Pflanzen einen, wenn auch weniger geräuschvollen, doch ebenso heftigen ankämpfen, dessen Endziel eine größtmögliche, dem Sonnenlicht zugängliche Plattfläche ist. Denn nur so lange ihre Blätter belichtet sind, können sie assimilieren, Nahrung

¹⁾ Zoologische Vorträge, 5. Heft. Leipzig, Richard Freese.

²⁾ Naturwiss. Rundschau. VI. Jahrg. S. 144.

³⁾ Forschungen auf dem Gebiete der Agriculturnphysik nach Naturw. Rundschau VI. S. 215.

⁴⁾ Leipzig, Richard Freese.

⁵⁾ Zenaische Zeitschr. f. Naturwissenschaften. Bd. 22 und 24.

durch Zerlegen von Kohlensäure und Wasser aufnehmen. Aber das Lichtbedürfnis der einzelnen Pflanzen, namentlich der Waldbäume, ist ein verschiedenes. Je größer es ist, desto weniger Aussicht ist vorhanden, daß ein Wald, den eine bestimmte Baumart bildet, länger dauert als die Lebenszeit eines Individuums. Denn eine viel Licht brauchende Pflanze kann nicht als Unterholz gedeihen. Ein Wald kann also nur durch einen andern einer Art, die weniger lichtbedürftig ist, ersetzt werden. Von diesen Voraussetzungen aus sucht Korzhinskij¹⁾ die Reihenfolge der Wälder im nördlichen Europa zu erklären, die eine umgekehrte Ordnung zeigt wie das Lichtbedürfnis der sie bildenden Bäume, Espe, Kiefer, Eiche, Erle, Buche. Indessen müssen hier doch noch andere Momente mit in Betracht gekommen sein, denn unter sonst gleichen Umständen hätte die am wenigsten lichtbedürftige Buche alle andern Mitstreitenden sogleich verdrängen müssen. Das Vorhandensein von Eichenwäldern läßt demgemäß auf eine ihnen vorangehende Steppe schließen.

Zu intensive Belichtung kann andererseits auch schädliche Wirkung auf die Pflanzen ausüben. Einige derselben ergreifen gegen eine solche das Schutzmittel, daß sie ihre Blätter parallel zu der Richtung der auffallenden Strahlen bei dem höchsten Stande der Sonne stellen, und indem diese sonach in die Ebene des Meridians zu liegen kommen, zu Kompaßpflanzen werden. Doch sind die Ursachen dieser Erscheinungen, die, namentlich an einigen amerikanischen Gewächsen sehr ausgeprägt auftretend, neuerdings von Arcangeli²⁾ zum Gegenstand einer erneuten Untersuchung gemacht sind, noch keineswegs völlig aufgeklärt.

Auf derartige Erscheinungen helleres Licht zu werfen, sind Beobachtungen der Organismen unter außergewöhnlichen Lebensbedingungen von großer Wichtigkeit. Der letzte Winter hat Milne-Edwards³⁾ in den Stand gesetzt, die Fähigkeit exotischer Tiere, außergewöhnliche und anhaltende Kältegrade zu ertragen, zu studieren. Elephanten, Nashörner, Flusspferde litten zwar unter der strengen Kälte, überstanden sie aber ohne Schaden zu nehmen. Einige Antilopen und Zebras gingen ein. Besonders widerstandsfähig zeigten sich einige afrikanische und bengalische Antilopen, sowie einige Hirscharten, und der berühmte Zoologe denkt daran, ihre Einbürgerung in unsere Wälder zu versuchen. Dabei würde freilich noch mehr wie die Kälte die Schwierigkeit der Ernährung während ihrer Herbschaffung zu berücksichtigen sein.

Haben diese Arbeiten in erster Linie das Werden der organischen Wesen im Auge, so liegen unsrer heutigen Revue auch einige andere beachtenswerte vor, die ihr gegenwärtiges Sein darstellen. So schildert Daub⁴⁾ in dem mit vortrefflichen Abbildungen versehenen illustrierten Handbuch der Kakteenkunde diese merkwürdigen Pflanzen, denen er einige von ähnlichem Aussehen, Agaven, Scheverien, Wolfsmilchartige, Yuccas u. z. zufügt.

Schon diese Zusammenstellung läßt erkennen, daß das Buch mehr für den Gärtner und Viehhaber geschrieben ist als für den Botaniker. Gerade dadurch wird es aber für viele unsrer Leser besonders brauchbar werden, um so mehr, als auch die Verwendung der merkwürdigen Pflanzen eingehende Berücksichtigung findet. Die Reptilien und Amphibien Deutschlands⁵⁾ dagegen betitelt sich ein gleichfalls reich und gut illustriertes Buch Sachmann's eines Forschers, der sich viel mit Jang und Haltung dieser Tiere abgegeben hat. Die Schlangen, Eidechsen, Frösche, Molche, Kröten und Schildkröten werden in eingehender Weise nach Gestalt und Lebensweise vorgeführt, und besondern Wert erhält das kleine Werk durch die ausführliche Schilderung unsrer einzigen Giftschlange, der Kreuzotter, sowie der Mittel, welche zur Vermeidung der schädlichen Folgen ihres Bisses anzuwenden sind. In einer anspruchsvollen, mit einem Vorwort des Redakteurs der deutschen illustrierten Bienezeitung Graevenhorst versehenen Schrift endlich behandelt Denker die für die Bienenhäuser so höchst schädliche Wachsmotte⁶⁾. Die

¹⁾ Botanische Jahrbücher XIII. S. 471.

²⁾ Nuovo Giornale botanico italiano XXIII. pag. 145 nach Naturv. Rundschau VI., S. 232.

³⁾ Comptes Rendus CXII. 201.

⁴⁾ Stuttgart, Eugen Ulmer.

⁵⁾ Berlin, Hüttig.

⁶⁾ Braunschweig, C. A. Schwesfske und Sohn.

eigentümliche Lebensart des kleinen Schmetterlings, dessen Raupe in festen, selbstgebauten Röhren an den Waben lebt und sich vom Wachs ernährt, macht dies zu einem der interessantesten Vertreter seiner Sippe. Namentlich leicht kann es mit den Waben eingeschleppt werden, welche die Bienenzüchter aufbewahren, um sie in neue Stöcke einzusetzen; demgemäß werden die Mittel, gerade diese zu schützen, sorgfältig erörtert.

So erkennen wir hier, wie überall, die Macht, die dem Menschen seine wissenschaftlichen Kenntnisse über die Natur verliehen. Alle Bestrebungen, die zur Ausbreitung derselben dienen, müssen deshalb mit Freude begrüßt werden. Hauptsächlich der Geologie sucht dies der mit vielen Abbildungen versehene Petrefakten-Sammler von Dürer¹⁾ zu erreichen, welcher das Studium der versteinigten Reste von Lebewesen der lernenden Jugend ermöglichen und sie in demselben unterstützen soll, welche Reste uns das Material zur Erkenntnis der Geschichte der Erde liefern. Wenn zur Erfüllung dieses Zweckes der größte Teil des Buches den Leitfossilien, also Muscheln, Schinodermen und Coelenteraten zufallen muß, so fehlt ihm doch auch eine über die Geologie orientierende Einleitung nicht.

Von der denselben Zweck in höherem Maße verfolgenden Encyclopädie der Naturwissenschaften²⁾ liegen heute fünf Lieferungen vor. Die drei das Handwörterbuch der Chemie fördernden reichen von Phenantrinen bis Polymethylen und behandeln von allgemeiner interessierender Gegenständen die Phenole, darunter die Carbonsäure, den um 1675 entdeckten Phosphor mit seinen Verbindungen, das 1741 von Watson in goldhaltigem Sande von Granada gefundene Platin, dessen Schmiedbarkeit Wollaston zuerst erkannte, wodurch er zum reichen Manne wurde, und die Photographie. Das Schwarzwerden des Chlorübers durch das Licht, worauf sie beruht, bemerkte zuerst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein deutscher Arzt, Namens Schulze, aber lange genug hat es gedauert, bis man seine Entdeckung nutzbar zu machen lernte. In neuester Zeit ist es Lippmann³⁾ gelungen, auch die Farben des Spektrums zu photographieren, freilich auf einem andern Wege, als man zuerst immer versucht hatte. Er brachte hinter einer gleichmäßig lichtempfindlichen Platte eine spiegelnde Schicht an, welche die Strahlen aller Farben, so wie sie auffielen, zurückwarf. Zudem diese mit den einfallenden zusammentrafen, bildeten sich stehende Wellen, Flächen, in denen abwechselnd starke Bewegung und gar keine Bewegung vorhanden war. An den Stellen stärkster Bewegung trat Silberniederschlag ein, und man erhielt so Häutchen in Abständen, die einer halben Wellenlänge dieses Lichtes gleichkamen. Diese geben aber wie Seifenblasen die der Wellenlänge entsprechende Farbe, wenn man sie im zurückgeworfenen Lichte betrachtet.

Das einen Teil der Encyclopädie ansmachende Handbuch der Physik⁴⁾ bringt den Schall zu Ende und wendet sich dann zur Lehre vom Licht, dabei namentlich ausführlich und in neuer Darstellung die Geometrie der optischen Abbildungen behandelnd. Daß man in dem neuen Handbuch sowohl mehr findet wie in den nach gewöhnlicher Art bearbeiteten Lehrbüchern, wird seine Anwendung zu einer sehr allgemeinen machen.

Ob Behold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin⁵⁾ in dem von ihm erkorenen Rahmen daselbe leisten wird, darüber wird man erst ein Urtheil abgeben können, wenn es ganz vorliegt. Den beiden ersten Lieferungen nach wird es bestrebt sein, die in den genannten Gebieten gebräuchlichen Kunstausdrücke und Begriffe zu erklären, die alphabetisch geordnet leicht gefunden werden können.

Die besprochenen Werke enthalten und werden enthalten die Ergebnisse einer Fülle von Arbeiten, deren Zweck die Förderung der Naturwissenschaften war. Daß diese rüstig fortgeschritten, beweist die eben veröffentlichte Beschreibung der königlichen Observatorien für

¹⁾ Stuttgart, Eug.

²⁾ Breslau, G. Trewendt.

³⁾ Comptes rendus CXII. S. 274.

⁴⁾ Breslau, G. Trewendt.

⁵⁾ Frankfurt a. M. B. Behhold.

Astrophysik, Meteorologie und Geodäsie bei Potsdam,¹⁾ welche zugleich die Arbeiten dieser Institute aufführt. Ein ähnlicher Bericht über die Thätigkeit der physikalischen Reichsanstalt in Charlottenburg²⁾ schließt sich an. Während das astrophysische Observatorium hauptsächlich spektroskopische und photographische Untersuchungen und die Bedingungen für die Genauigkeit desselben seit seiner 1879 vollendeten Erbauung ausgeführt hat, ist das meteorologische und das geodätische erst im Bau begriffen. Doch sind die drei Abteilungen des bereits 1847 gestifteten meteorologischen Instituts bereits in voller Thätigkeit. Die erste dieser Abteilungen überwacht die meteorologischen Stationen und ihre Beobachtungen, die zweite bearbeitet die Gewittererscheinungen, die dritte hat die Instrumente zu untersuchen und auszubilden. Das geodätische Institut dagegen ist aus den Bestrebungen zur Ausführung der Ausmessung der Erde, an denen jetzt außer den europäischen Staaten auch Argentinien, Chile, Mexiko, die vereinigten Staaten Nordamerikas und Japan sich beteiligen, hervorgegangen. Von ihm werden Bestimmungen der Intensität der Schwere, der Lotabweichungen, und meteorologische Arbeiten ausgeführt. Die physikalische Reichsanstalt ist ihrer Bestimmung, namentlich den Zwecken der Technik zu dienen, in hohem Maße gerecht geworden.

Die Beobachtungen am Erdbörper haben in neuester Zeit vielfach überraschende Ergebnisse gezeigt. Der Leser erinnert sich der Beobachtungen der Schwankungen der Erdaxe, über die frühere Revuen berichteten; heute haben wir an der Hand einer Arbeit von Hergesell³⁾ auf die Form der Erde einzugehen, die ihren Gegenstand hauptsächlich mathematisch behandelnd, doch auch eine Menge anderer Mitteilungen enthält, die von allgemeinem Interesse sind. Nachdem man die Annahme der Kugelform der Erde zu Gunsten der eines Rotations sphäroides hatte aufgeben müssen, überzeugt man sich je länger, je mehr, daß die eigentliche Form der Erde, das Geoid, doch auch nicht genau diejenige dieses Körpers ist. Man kann dieselbe durch Abweichungen des Lotes von der Richtung nach dem Erdmittelpunkte und durch Schwingen der Intensität der Schwerkraft finden. Auf die letztere Weise dachte Stokes die wirkliche Form der Oberfläche unsers Planeten bestimmen zu können; daß dies auf diesen von ihm eingeschlagenen Wege aber nicht möglich ist, weist Hergesell nach. Die vorhandenen Beobachtungen reichen zu ausgebreiteteren Bestimmungen noch nicht aus; doch hat Helmert aus den Lotbeobachtungen die Form des durch den Brocken gehenden Meridians bestimmen können. Südlich von dieser höchsten norddeutschen Erhebung ist das Geoid auf diese Linie um 6, in der Nähe der Alpen gar um 10 m höher, wie es das Rotations sphäroid sein würde. Überhaupt hat sich herausgestellt, daß die Abweichungen derart in Änderungen der Krümmung beruhen, daß diese größere und kleinere Werte zeigt wie das Sphäroid, daß sie aber stets konver gegen den Erdmittelpunkt bleibt. Höchst merkwürdig ist auch die Thatsache, daß unter dem Himalaya ein Massendefekt, unter dem östlichen Ozean dagegen eine Massenanhäufung an der Erdoberfläche beobachtet worden ist, wie denn Faye schon längst behauptet hat, daß unter den Meeren die Erdrinde eine Vergrößerung der Dichtigkeit zeige.

Die Ursache der Schwankungen der Erdaxe sieht Lamp⁴⁾ in den Veränderungen der Meeresströmungen, die sich mit dem Stande der Sonne gegen die Erde so verschieben, daß auf der Halbkugel, welche Sommer hat, eine Wasseranhäufung eintritt. Zugleich verschieben sich in derselben Richtung aber auch die Luftdruckmaxima. Bei dem geringen Gewichte der Luft wird ihr Einfluß auf die Lage der Erdaxe freilich verschwindend sein; um so bedeutender wirkt sie auf das Klima, worüber der Leser sich in dem bereits erwähnten, nunmehr vollendet vorliegenden Buche von Umlauf⁵⁾ an der Hand einer Menge wunder schön ausgeführter farbiger Karten überzeugen kann. Außer der Klimatologie verbreitet sich das Buch über die elektrischen und

¹⁾ Berlin, Mayer & Müller.

²⁾ Berlin, J. Springer.

³⁾ Über die Formel von Stokes zur Berechnung regionaler Abweichungen des Geoids vom Normalsphäroid. Straßburg i. E. Inauguraldissertation.

⁴⁾ Astronom. Nachrichten Nr. 3014. S. 223.

⁵⁾ Das Luftmeer, Bief. 10—15. Wien, Hartleben.

optischen Erscheinungen der Atmosphäre, bei welchen letzteren freilich die Höfe mit den Ringen um Sonne und Mond, den Halos verwechselt werden, und über das Wetter. Die vielen und schönen Abbildungen tragen neben den Karten ihren Teil zum Verständniß wesentlich bei, zum Teil geben sie dem Buche den Reiz eines schönen Bilderbuches.

Die blaue Farbe des Himmels hatte Clausius auf die Farbe der dünnhäutigen Wasserbläschen zurückgeführt, die immer in der Luft enthalten sind, also auf dieselbe Erscheinung, auf der die Photographie des Spektrums durch Lippmann beruht. Bei seiner Untersuchung über das Spektrum des flüchtigen Sauerstoffs hat nun aber Dljzewski¹⁾ gefunden, daß derselbe eine Absorptionsbande im äußersten Rot zeigt, welche auch im Sonnenpektrum vorhanden ist, und daß er eine blaue Farbe besitzt. Wenn aber der genannte Forscher daraus die Farbe des Himmels erklären zu können meint, so ist dem entgegengehalten, daß auch in den höchsten Teilen der Atmosphäre schwerlich flüssiger Sauerstoff vorhanden sein dürfte. Die Ansicht Kochers aber, daß in die Atmosphäre gedrungener Meteorstaub das Spektrum des Nordlichtes oder anderer Lufterscheinungen beeinflussen könnte, ist durch hierzu besonders angestellte Versuche von Liveing und Dewar²⁾ vollständig widerlegt worden. Die Staubteilchen verhalten sich danach wie andre feste Körper auch, d. h. sie geben kein Spektrum, welches aus Linien besteht. Daß Meteorstaub in die Atmosphäre eintritt, daran ist wohl nicht zu zweifeln; doch hat Daubrée³⁾ durch die Untersuchungen stark erhitzten und sehr rasch bewegter Gases gefunden, daß solche mikroskopischen Staubteilchen, die man früher nur für kosmischen Ursprungs hielt, auch durch entsprechende irdische Vorgänge, namentlich bei Vulkanausbrüchen entstehen können. Auch gelang es ihm alle Wirkungen, welche die Luft auf die mit größter Geschwindigkeit sie durchziehende Meteoriten ausübt, dadurch zu erhalten, daß er unversehrte Stücke derselben Gasströmen, die durch Explosion erzeugt wurden, aussetzte. Danach dürften die Folgerungen, die man vielfach an das Vorhandensein kosmischen Staubes in der Atmosphäre und an der Erdoberfläche geknüpft hatte, übertrieben sein.

Mit der Farbe der Luft hat sich bekanntlich auch Goethe in dem didaktischen Teile seiner Farbelehre⁴⁾ eingehend beschäftigt. Dieselbe ist jetzt als erster Band von des Dichters naturwissenschaftlichen Schriften im Auftrage der Großherzogin von Sachsen-Weimar aufs neue herausgegeben. Es ist ja wahr, daß seine Ansichten über das Wesen des Lichtes von kompetenten Forschern nicht mehr für richtig gehalten werden, wohl auch niemals für richtig gehalten worden sind. Unvergänglich aber bleibt die vollendete Art der Darstellung, bleiben die Beobachtungen und die Schilderungen des Wahrgenommenen. Die neue Ausgabe giebt zudem die verschiedenen Lesarten in einem Anhange und hat somit auch für die Kritik einen besondern Wert. So begreiflich es deshalb ist, wie man ein solches Buch neu drucken lassen konnte, so sehr überrascht in unsrer Zeit die Herausgabe eines von Mayer verfaßten Handbuchs der *Astronomie*⁵⁾. Diese Lehre, die der Verfasser selbst einen Aberglauben nennt, hat ja ein geschichtliches Interesse, namentlich im Hinblick auf Schiller's Wallenstein. Auch die Anleitung zum Stellen des Horoscops ist von diesem Standpunkte aus gerechtfertigt. Aber Bedenken erregt es, wenn der Verfasser sich erbetet, darauf Reflektierenden die Konstellation des Zeitpunkts ihrer Geburt mitzuteilen, und mit der Bemerkung schließt, daß ein Handbuch für die Ermittlung der astromantischen Prognose genügende Anleitung gebe. Man fühlt sich ja fast in Kepler's Zeiten zurückversetzt, der zeitweise gezwungen war, sich mit astrologischen Arbeiten seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Und doch waren es hauptsächlich seine wissenschaftlichen Arbeiten, die die Grundlage jener über den Haufen werfen sollten.

Mit mehr Befriedigung nimmt man Fink's kurzen Abriss der Geschichte der *Elementarmathematik*⁶⁾ zur Hand, ein Buch, welches Studierenden der Mathematik einen

¹⁾ Wiedemann's Annalen N. F. XLII. S. 663.

²⁾ Naturw. Rundschau. VI. S. 53.

³⁾ Comptes rendus CXII. S. 125.

⁴⁾ Weimar, Böhlau.

⁵⁾ Berlin, R. v. Decker's Verlag, G. Schenk.

⁶⁾ Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung.

historischen Überblick über die elementaren Teile dieser Wissenschaft geben und dem Lehrer Gelegenheit verschaffen soll, ihre Entwicklung zu übersehen. Daß sich das empfehlenswerte Buch nicht auf die Elemente beschränkt, sondern auch die Grundlagen der übrigen Teile der Mathematik, wo es sich als zweckmäßig erzieht, in den Bereich seiner Untersuchungen zieht, wird ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden können, eher das nicht richtige Maßhalten zwischen der beabsichtigten Kürze und dem mitgetheilten Stoffe, was die Lesbarkeit des Buches beeinträchtigt. Wer einen kurzen Abriss haben will, verzichtet von vornherein auf die vollständige Aufzählung aller oder auch nur eines großen Theiles von Arbeiten, die sich mit dem Gegenstand beschäftigen haben. Davon, daß Leibniz der einzige und eigentliche Erfinder der Infinitesimalrechnung ist, hat sich der Verfasser nicht überzeugen können, er stellt ihn Newton und dessen Fluxionsrechnung, die viel weniger umfassend als die Leibniz'sche Erfindung ist, gleichberechtigt an die Seite.

Zum Schluß unserer heutigen Revue erwähnen wir noch eine kleine Schrift von Prager, welche die Vor- und Nachteile der Naturheilmethode¹⁾ behandelt. Ohne Medikamente lassen sich Kuren mit Diät, Wasser, Luft, Sonnenbädern, feuchter und trockner Hitze, Massage und Heilgymnastik bewirken, alles Dinge, deren sich vielleicht mit Ausnahme der Sonnenbäder auch die Medizin längst bedient. Mit Recht warnt Prager vor der Ausübung solcher Kuren durch Nichtmediziner, die bei vielleicht guten Wirkungen, die sie erreichen können, durch Verschäumen oder Übertreibung zu Schaden im Stande sind. Ohne beides aber pflegt es mit neuen Kurmethoden nicht abzugehen. So bedauerlich es ist, so werden aber solche, wenn sie bei sonstiger Einseitigkeit nur etwas beibringen, was die Phantasie beschäftigt, immer ganz andre Erfolge in der Meinung der Menschen aufzuweisen haben, wie der tüchtigste und nächstbeste Arzt sie erreichen kann, und es ist nur ein Glück, daß sich solcher Methoden meistens Gesunde bedienen, während man bei wirklicher Krankheit denn doch lieber den letzteren heranzieht.

¹⁾ Leipzig, Rauer und Rocco.



Litterarische Berichte.

Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Africas vom Kongo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887 von Hermann von Wissmann. Mit 92 Abbildungen nach Zeichnungen Helligrewes und Klein-Chevalier's, sowie 3 Karten. Frankfurt a. D. 1891. Verlag der Königl. Hofbuchdruckerei Frowitzsch & Sohn.

Hermann Wissmann begab sich nach Beendigung seiner zweiten Afrika-reise nach Madeira zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. Von dort aus stellte er, noch im Dienste des Kongostaates stehend, seine Kräfte in erster Linie dem Vaterlande zur Verfügung; da es aber in den deutschen Besitzungen noch keine Arbeit für ihn gab, ging er zu einem Kongo-Unternehmen nach Afrika zurück. Hier übernahm er zunächst die Station Luilaburg und die Vorkostation. Stabsarzt Wolf, welcher sie bisher verwaltet hatte, wurde abgelöst und kehrte nach der Küste zurück; er ist später auf einer Reise von Togo aus am 26. Juni 1889 im Hinterlande von Dahomen gestorben. Im Lande der Waschi-Lange, welches dem Verfasser seit seiner mit

Pogge ausgeführten ersten Reise besonders lieb geworden war, suchte Wissmann zunächst ein Ziel zu erreichen, welches den Kolonialpolitikern aller Zeiten als besonders wichtige Aufgabe erschienen ist, nämlich die Schaffung eines mächtigen, einflussreichen Häuptlingstums, durch welches das Land leichter zu leiten und zu beherrschen ist. Nachdem er diese Aufgabe in einer Weise erfüllt hatte, welche ihm Aussicht auf beständige Dauer und Lebensfähigkeit des von ihm Geschaffenen gewährte, und nachdem die bestellten Waren aus Angola angekommen waren, brach er mit seiner Karawane von 900 Mann (weist freiwilligen Waschi-Lange-Pegleitern) nach dem Osten auf, im wesentlichen in derselben Richtung wie auf der ersten Reise. Aber wo er damals dicht bevölkerte Gegenden, blühendes und reiches Leben und regen Verkehr angetroffen hatte, fand er nunmehr nichts als Dede und Ruinen, da die ganzen Landstriche durch die slaventraubenden Araber und besonders durch deren halbblütige und schwarze Sklaven und Klienten ausgeplündert und verödet waren. Der Hunger

zwang die große Karawane zum Ausweichen von dem geplanten Wege und trieb sie mitten in das von den Arabern besetzte Gebiet, eine sehr bedenkliche Lage: Wismann war Beamter des Kongostaates, die Kongofahrt wurde neben der deutschen der Karawane vorangetragen, und inzwischen war, ohne daß Wismann es wollte, zwischen Tippu-Tipp und dem Kongostaate ein Krieg ausgebrochen. Unter Aufwendung aller diplomatischen Klugheit gelangt es Wismann, für sich und Bugslag den Weg nach Nyangwe, dem handelspolitischen Herzen Afrikas, und weiter den Weg nach Osten, — und seinen Baschi-Lange-Begleitern unter Leutnant Le Marinel den Weg in die Heimat zu sichern, ohne daß eine der Abteilungen besonders große Verluste erlitten. Der weitere Weg führt Wismann und Bugslag mit wenig Begleitern über den Tanganyka und den Nyassa, die Stevensonstraße und Quilimane nach Sansibar. — Das vorliegende Buch enthält die Ergebnisse Wismann's vom 22. März 1886 bis 8. August 1887, die Tagebücher Wolf's, einen Bericht Le Marinel's und eine Denkschrift über das Baschi-Lange-Land. Die Darstellung Wismann's ist lebendig und anschaulich, aber bei weitem nicht so durchgearbeitet und lehrreich wie in dem Buche „Unter deutscher Flagge“; man erkennt die beschleunigte Niederschrift, zu der der Verfasser, wie wir alle wissen, leider gezwungen war. Interessant ist, daß die sogenannte Stevensonstraße, die in den Verhandlungen mit unsern Brüdern jenseits des Aermelkanals eine so große Rolle spielte, nichts ist als ein elender Kegerpfad, während Wolf und Bugslag im Lande der Baschi-Lange wirkliche Fahrwege angelegt haben. Die ganze Durchquerung Afrikas ist, wie die erste, ohne Waffengebrauch geschehen, doch ist bei einem andern Ausfluge ein Feuergefecht eröffnet und mit großer Energie durchgeführt worden. Das Namenregister ist sorgfältig angelegt, die Abbildungen sind gut gezeichnet und treffend wiedergegeben, die Ausstattung ist elegant. K. F.

Natur und Menschheit im Licht der Entwicklungslehre. Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion von Dr. R. Koch. Berlin 1891. Verlag von Paul Hüttig.

Das vorliegende Buch verfolgt den schönen Zweck, „eine wissenschaftliche Weltanschauung mit den Gemüthsbedürfnissen des deutschen Volkes in Einklang zu bringen.“ Es will daher, um die Eigenschaften der Wissenschaft aufrecht zu erhalten, den Menschen in seinem Zusammenhange mit der Natur, speziell mit der Tierwelt, andererseits aber auch, um den religiösen Forderungen gerecht zu werden, seinen Unterschied von Tieren und die Nothwendigkeit eines Gottesglaubens darstellen. Um jenes zu

erweisen, konnte nun unser Tractatus der Verfasser die ersten Kapitel, nämlich über die Gleichheit der Stoffe im ganzen Weltall und über die Geschichte der Erde, etwas kürzer abmachen oder sogar ganz weglassen, da sie mit dem Thema kaum in engerem Zusammenhange stehen; doch bezieht sich dieser Vorwurf nur auf die Disposition des Werkes, inhaltlich aber sind diese Abschnitte äußerst interessant und belehrend, weil die auf gründlichsten Wissen beruhende Darstellung zugleich eine durchaus klare ist. Nachdem nun in den nächsten Kapiteln mit Anlehnung an die genau erörterten großen Darwin'schen und Haeckel'schen Forschungen die Zugehörigkeit des Menschen zum Tierreich dargestellt, die Ergebnisse der Naturwissenschaft und Philosophie also anerkannt worden sind, weist der Verfasser den gewaltigen, wesentlichen, nicht bloß graduellen Unterschied zwischen Mensch und Tier nach und findet diesen in der Sprache (nur darf er dann nicht von einem „sprachlosen Urmenschen“ reden; denn dann wäre ja das thätiglich fehlende Übergangsweesen gefunden), in dem Selbstbewußtsein, der Willensfreiheit und vor allem in dem Drange, über die sinnliche Erfahrungen hinaus zu denken und zu forschen. Es bleiben eben trotz aller Resultate der fortschreitenden Wissenschaft für den Menschengeist ewige Räthsel, und von hier aus fordert die menschliche Vernunft das Dasein einer Gottheit. Dieser Gottesglaube ist nach des Verfassers Ansicht dem Menschen allerdings nicht angeboren, sondern durch den ihm inne wohnenden Kausalitätsdrang entstanden, die verschiedene Ausbildung der religiösen Dogmen und Formen stammt dann aus der dichtenden Phantasie der einzelnen Völker und Menschen. Da also Naturwissenschaft und Philosophie zuletzt auch zu Gott hinführen, so können beide mit der Theologie sich in Einklang befinden, und dies anzustreben und zu erreichen, bezeichnet der Verfasser noch einmal mit Recht als Aufgabe unsrer Zeit. Wir schließen uns diesem Grundsatze gern an mit der Hoffnung, daß dieses inhaltsreiche, mit klaren Worten und aus warmfühndem Herzen geschriebene Werk viel zur Erfüllung jenes Zweckes beitragen kann und wird. C. S.

Psychologie und Logik, zur Einführung in die Philosophie. Für Oberlassen höherer Schulen und zum Selbststudium dargestellt von Dr. Th. Ellenhaus. Sammlung Götschen Nr. 14. Stuttgart 1890. Verlag von Götschen. 16°. 135 S. Preis 0,80 M.

Ich möchte das Büchlein besonders den Schulleitern, welche wohl noch vielfach von dem Zouas'schen Grundriß Gebrauch machen, aufs wärmste empfehlen. Es erfüllt seinen beabsichtigten Zweck, ohne dem vortragenden Lehrer den Spielraum einzunengen. M. D.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Varttelot, Major Walter G., Stanley's Raubrit in Kambuga unter Major Edm. W. Varttelot.** (Verlagsanstalt & Druckerei Actien-Gesellschaft Hamburg.)
- Vornemann, Wilhelm, Plattdeutsche Gedichte. Mit Federzeichnungen von Theodor Hofemann.** Vieq. 5—8. (H. von Decker's Verlag, Berlin.)
- Du Bois-Reymond, Naturwissenschaft und bildende Kunst.** (Zeit & Comp., Leipzig.)
- Eneyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Koenig, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Zweite Abteilung, Lieferung 64. 65., enthält Handwörterbuch der Chemie 44. und 45. Lief. — Dritte Abtheilung, Lief. 10 — enthält Handbuch der Physik Lief. 10. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Ettlinger, Jos., Christian Hofmann von Hofmannswaldau.** (Max Niemeyer, Halle a. S.)
- Falkenhörst, E., Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.** Vieq. 25—27. (Union, Stuttgart.)
- Gottschall, Rudolf von, Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts.** 6. Aufl. In 20 Lieferungen. Vieq. 5—8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Halpert, David, Schneefloken des Schicksals.** (Victor Zimmer, Breslau.)
- Henne am Rhyn, Dr. Otto, Die nationale Einigung der Deutschen, die Entwicklung und die Aufgaben des Reiches.** (Carl Meyer, Hannover.)
- Hornemann, F., Die Berliner Dezemberkonferenz und die Schulreform.** (C. Meyer, Hannover.)
- H. Jaeger, Die Stanley'sche Emin-Expedition und ihre Auftraggeber.** Nach Berichten von Casati, Emin Pascha, Peters, Zepfou und Stanley kritisch beleuchtet. (Verlags-Anstalt von Karl Manz, Hannover-Linden.)
- Kalender, Trewendt's Haus-, für 1892.** Mit einem bunten Titelbild und zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen. 45. Jahrgang. 8°. Kart. und mit Schreibpapier durchschossen. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Kalender, Trewendt's Volks-, für 1892.** Mit vielen Vollbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen. 48. Jahrgang. 8°. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Kalle-Kamp, Die hauswirthschaftl. Unterweisung armer Mädchen in Deutschland und im Ausland.** (J. F. Bergmann, Wiesbaden.)
- Längen, Georg, M. v. Egidy's Kirchliche Reformgedanken und seine theologischen Gegner.** (Bibliographisches Bureau, Berlin.)
- Lautner, Max, Wer ist Rembrandt?** (J. H. Kern's Verlag, Breslau.)
- Menzen, Landgemeinbeordnung von 1891 für die sieben östlichen Provinzen der preussischen Monarchie.** (C. Meyer, Hannover.)
- Robert, Prof. Dr. H., Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa.** Vieq. 1. 2. (Karl Flemming, Glogau.)
- Reudrud deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts.** Nr. 68—71. 92. 93—94. Nr. 68—71, Johann Gischart's Geschichtsklitterung. Herausgeg. von A. Miesben. Zweite Hälfte (Schluß.) Nr. 92, Zwei älteste Katechismen der lutherischen Reformation, herausgeg. von G. Kawerau. Nr. 93, 94, Dr. Martin Luther, Von den guten Werken. Herausgeg. von Vic. Dr. Alf. Müller.
- Newton, J. A., Christus als Erzgießer.** (Heinrich Witten, Dresden.)
- Pellegrini, Arv. Pietro, Diritto Sociale.** (Borge a. Mazzano, Tipografia Vannini.)
- Richter, Prof. Dr. Otto, Das Deutsche Reich.** Abth. 4—8. (Otto Spamer, Leipzig.)
- Rosegger, P. A., Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling.** (A. Hartleben's Verlag, Wien.)
- Stolz, Jos. F., Geschichten aus dem Leben.** (A. Hartleben, Wien.)
- Schwarz, Julius, Die Demokratie.** 2. Bd. 1. Abth. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)
- Selenka, Ein Streifzug durch Indien.** (Kreidel's Verlag, Wiesbaden.)
- Schwerin, Josephine, Gräfin, Hedda,** Roman. (Hugo Richter, Danos.)
- Specht, Dr. Gust., Die Mystik im Jrrsinn.** (J. F. Bergmann, Wiesbaden.)
- Spyri, G., Volkschriften Bd. 2.** (F. A. Perthes, Gotha.)
- The Tauchnitz Magazine. I.** (Bernh. Tauchnitz, Leipzig.)
- Tamm, Ueber den Ursprung der Nummern.** (Emil Strauß, Bonn.)
- Varnbüler, Theodor von, Der Organismus der Albernunft und das Leben in ihm.** (Gustav Freytag, Leipzig.)
- Vely, C., Spottdroffel.** Roman. (J. Bensheimer, Mannheim.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsgerecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechzehnter Jahrgang. — Vierter Band.
(Oktober bis Dezember 1891.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Vierften Quartal-Bandes des Jahrgangs XVI.

(Oktober bis Dezember 1891.)

	Seite
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Hoon. XXIX. XXX. XXXI.	1. 129. 257
Wilhelm Zensen: Die Schaafwäber. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. I. II. III.	13. 142. 278
Die russisch-französische Allianz. Von einem vormaligen Botschafter . . .	45
Ungedrucktes aus Heinrich Schliemann's Nachlaß	49
Ferdinand Rosenberger: Die Wünschelrute	60
Hans Müller: Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf. III. IV. (Schluß.)	68. 179
A. S. Sayce: Babylonisches Leben zur Zeit Nebukadnezar's	82
Julius Raftan: Gibt es eine Pflicht des Glaubens? II. (Schluß.) . . .	95
Wilhelm Vord Stratheden Campbell: Die orientalische Frage und die türkische Parlamentsverfassung	158
Theodor Wiedemann: Sechszehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Kante's. I. II.	164. 322
Angelo de Gubernatis: Dante und Indien	192
Mari-udo: Hunger thut weh. Episode einer Reise in Brasilien	207
F. Frohschammer: „Tu es Petrus!“ I. II. (Schluß.)	212. 347
Arthur Kleinschmidt: Ungedruckte Briefe des Generals Carnot und seines Sohnes des Senators	225
Otfried Rippold: Sommerferien in Japan. I.	312
F. Schwabe: Goethe's Entel	339

Berichte aus allen Wissenschaften.

Technik.

Vernhard Deffan: Elektrische Eisenbahnen in Amerika 110

Physiologie.

Felix Vutterfass: Über die Ursachen des Schlafens 114

Theologie.

Otto Ritschl: Harnad's Lehrbuch der Dogmengeschichte 119

Ägyptologie.

Fritz Hommel: Neues aus dem Gebiete der Keilschriftforschung. 233

Länder- und Völkerkunde.

Brix Förster: Die Verhältnisse in Uganda vor und nach Dr. Peters. 243

Unterrichtswesen.

H. W. Forchhammer: Das höhere Unterrichtswesen 363

Kriegswissenschaft.

Rogalla von Bieberstein: von Verdy's Studien über den Krieg
auf Grund des deutsch-französischen Krieges 1870/71 372

Zeitbescherden.

Das Philistertum 251

Kleine Revuen:

Litterarische Berichte 124. 253. 374

Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXIX.

(Fortsetzung.)



Die innere Politik Preußens zu Anfang des Jahres 1872 stand unter dem Zeichen „Kampf mit Rom.“ Das erste Opfer dieses Kampfes aber wurde, wie bekannt, der preussische Kultusminister von Mühler. Roon, dessen persönliche Sympathien gegenüber den oft sehr ungerechten Angriffen, welche Mühler schon seit Jahren in der Kammer von der Presse zu erleiden hatte, in vieler Beziehung dem arg befehdeten Kollegen zugeneigt waren, mußte sich schließlich auch überzeugen, daß dessen Rücktritt zur politischen Nothwendigkeit geworden war. Aus seinem Briefwechsel mit Mühler in jenen Tagen ergibt sich übrigens, daß eine Angelegenheit nicht eigentlich politischer Art (Differenzen mit Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen in einer das Museum betreffenden Personalfrage) den Anlaß bieten mußte, um ihn zum Entlassungs-Gesuche zu nötigen. Letzteres war von seiten des Staatsministeriums gewünscht und schließlich auch einstimmig befürwortet worden, weil, abgesehen von der thatsächlich sehr großen „Unpopolarität“ Mühler's, derselbe auch sonst nicht der geeignete Kampfminister schien, um jenen Streit mit der römischen Kirche auszufechten und die dazu erforderlich gehaltenen Gesetzes-Vorlagen zu bearbeiten und zu vertreten. Den geeigneten Mann glaubte man dagegen in der Person des Dr. Falk, Unterstaats-Sekretär im Justiz-Ministerium, gefunden zu haben. Der Kaiser schrieb, als es sich um die Ernennung des letzteren handelte (am 16. Januar 1872) an Roon: „Die Mühler-Katastrophe und deren Folge beschäftigt mich auf das Peinlichste seit 4 Tagen. Ich habe bisher nur den Fürsten Bismarck über den Nachfolger gehört, muß aber wünschen noch einige andre Urtheile über einen Candidaten zu hören, den ich nur habe nennen hören! Ich ersuche Sie daher heute (um 12 Uhr) zu mir zu kommen um über die Sache zu sprechen. W.

Des weiteren ergab sich, daß der Monarch Zweifel hatte, wie der ihm vorgeschlagene Kandidat sich s. B. als Abgeordneter zur Militärfrage gestellt hätte

und da ist es bezeichnend für Roon's gerechten Sinn und seine staatsmännische Objektivität, daß er diese Bedenken zu beseitigen sich verpflichtet hielt, obwohl er selbst Herrn Falk nicht als politischen Gesinnungsgenossen und insofern auch nicht als ganz willkommenen Kollegen im Staatsministerium erachten konnte. In seinem auf Allerhöchsten Befehl erstatteten Berichte (vom 20. Januar) machte Roon zunächst die verlangten Angaben über die einzelnen Abstimmungen des Abgeordneten Falk in der Militärfrage (F. war Mitglied der Fraktion Mathis und damit der gemäßigten Opposition gewesen) und fuhr dann fort: „Dr. F. gehört unter allen Umständen zu denjenigen, welche, durch die Erfolge der Reorganisation längst mit derselben ausgesöhnt, offenbar zu einer größeren politischen Reife gelangt sind, so wie er auch stets zu den Männern zu zählen war, welche selbst da, wo sie irren, einer ernsten, gewissenhaften Überzeugung folgten, zu denjenigen, welche, Feind jeder Triviolität und persönlichen Gehässigkeit, ihre Meinungen stets mit angemessener Würde und einer aner kennenswerten Ruhe zu vertreten wußten.“ — — —

Einen weiteren Beweis Königlichen Vertrauens empfang Roon am 28. Januar desselben Jahres durch seine Berufung in das Herrenhaus. In der Kabinettsordre, welche die bezügliche Ernennung erhielt, hatte der Monarch mit eigener Hand noch hinzugefügt . . „und wähle ich dazu den heutigen Tag, an welchem vor einem Jahre die Ruhe der Waffen eintrat, welche letztere Sie so sorgfältig zu so großen Erfolgen vorbereitet haben.“ —

Schon einige Tage früher hatte Roon eine Allerhöchste (einstweilen noch geheim zu haltende) Kabinetts-Ordre erhalten, in welcher ihm auf Grund des Reichsgesetzes vom 22. Juni 1871 eine Dotation von 300 000 Thalern verliehen wurde „in Anerkennung der hervorragenden Verdienste, welche Sie sich in Vorbereitung der Erfolge des letzten Krieges erworben haben.“ — Über die Vertheilung der andern großen Dotationen wurde, auf Vorschlag eines Komitees, zu welchem der Kronprinz, Prinz Fr. Karl, Graf Moltke und Roon selbst gehörten, erst am 2. März die Allerhöchste Entscheidung getroffen; und außerdem verlieh der Monarch an 12 Generale und zwei Witwen von gefallenen Generalen an seinem Geburtstage (22. März) noch Ehrengeschenke aus „dem Wilhelmsfonds“, welcher letztere hauptsächlich aus den Zinsen der seit Juni 1871 zahlbar gewordenen, dem Kaiser damals zur Verfügung gestellten Dotations-Summe gebildet worden war. Auf diese Weise hatte der gütige König die Herzensfreude, auch die Verdienste einer Anzahl von ausgezeichneten Offizieren belohnen zu können, welche zwar während des Krieges nicht die obersten Stellen der militärischen Hierarchie eingenommen, aber auf ihrem Platze ganz Hervorragendes geleistet hatten. —

Das Frühjahr 1872 brachte eine große Arbeitslast durch die parlamentarischen Verhandlungen betreffend das neue Militärgefesstrafbuch. Die Herausgabe eines solchen für das geaunte Deutsche Reich war notwendig und ein bezüglicher Ent-

wurf schon während des Winters durch eine Kommission, die im Kriegs-Ministerium tagte, zu der aber auch eine Anzahl von nicht militärischen Juristen zugezogen worden war, sorgfältig durchberaten worden. Trotzdem und trotz der Erfolge der letzten Feldzüge, die man doch hauptsächlich der unerschütterlichen preußischen Disziplin verdankte, fand die Vorlage in vielen wichtigen Punkten Widerspruch, als sie in den Reichstag gelangte. Es wurden von der Opposition Anträge eingebracht, welche die Fundamente der preußischen Kriegszucht bedrohten und in ihrer Ausführung die so notwendige Autorität der Vorgesetzten empfindlich geschädigt haben würden. Das Zustandekommen des Gesetzes, für welches sich besonders auch der damalige Kronprinz sehr lebhaft interessierte — er sprach dies u. a. in einem an Roon gerichteten Schreiben vom 28. April aus — war dadurch wiederholt sehr fraglich geworden; mehrere etwas bedenkliche Änderungen mußten auch zugestanden werden — schließlich gelang es aber doch dem umsichtigen Eingreifen Roon's, das Schlimmste abzuwenden und eine Einigung herbeizuführen, so daß das Gesetz im Monat Juni die Allerhöchste Sanktion erlangte.

Sowohl bei den Verhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand als auch bei den Vorbereitungen zu den kirchenpolitischen Gesetzen war es erkennbar geworden, daß die Führer der liberalen Partei einen immer größeren Einfluß auf die Leitung der inneren Politik gewannen und nach immer weiteren Zugeständnissen auf diesem Gebiete drängten. Roon mußte wiederholt die Erfahrung machen, daß seine Ansichten bei den Kollegen im Staats-Ministerium nicht die erwünschte Unterstützung fanden. Die Reibungen vermehrten sich daher immer mehr und erschwerten in hohem Grade die Leitung der Geschäfte, welche damals fast ganz allein auf Roon's Schultern ruhte, da Fürst Bismarck, der für seine sehr erschütterte Gesundheit schon seit Ende April in Barzin Ruhe und Erholung suchte, sich an der preußischen inneren Politik fast gar nicht mehr beteiligte. Es entsprach dies freilich dem bestimmten Gebote seiner Ärzte, welche jede Aufregung von ihm fern gehalten wissen wollten und welche sich im Juni und später noch wiederholt mit den dringendsten Bitten an Roon wendeten, er möge doch dafür sorgen, daß der Fürst von seiten aller Ressort-Chefs mit Anfragen verschont und sogar in jeder Weise abgehalten werden möchte, sich um die Staatsgeschäfte zu kümmern. Roon, der bei dieser Lage der Dinge selbst nichts Genügendes für seine Erholung thun konnte — er war nur auf einige Wochen (im Monate Juli) nach Marienbad zu seiner dort weilenden Gemahlin gegangen, um sich dort etwas auszuruhen, ohne jedoch selbst die Kur zu brauchen — konnte solchen Anforderungen tatsächlich nur mit selbstlosester Aufopferung, ja Erschöpfung seiner Kräfte und unter bedenklicher Störung seiner eigenen Gesundheit entsprechen; da war es denn nicht zu verwundern, wenn die Geschäfts-Müdigkeit ihn zuweilen wieder übermannte und seine Geduld verloren ging. In solcher Stimmung schrieb er z. B. (am 1. September) aus Gütergoh aus Blankenburg. Nachdem er beklagt, daß es mit der Hühnerjagd gar nicht mehr gehen wollte („ich leuche wie eine Lokomotive“) und seine Sorgen als Gutsbesitzer (schlechte Sommerung, Dürre u.) dem Freunde als sachverständigem Landwirte mitgeteilt, fährt er fort . . . „aber das

ist ja alles Raff gegen diesen nun anhebenden Kaisertrubel, ¹⁾ den zu überleben ich bezweifle. Und dann die parlamentarischen Wintervergütungen, die sich bis nächsten Johannis verlängern dürften. Daneben der Gremit von Barzin, der alles selber machen will und dennoch die schärfsten Verbote erläßt, daß man ihn nicht belästige. Da möchte ein alter Mann, der gern in Ruhe schlafen ginge, schier verzweifeln. Es wird aber eines Tages wohl die Stunde der Freiheit schlagen, da es an ernststen Differenzen nicht fehlt und da Nachgiebigkeit à tout prix als Verbrechen erscheint. Wenn B. nicht alle Segel beisetzt, um sich ein erstes Haus und die nötigsten Minister für das Reich zu verschaffen, so wird die Geschichte einst streng über ihn richten . . . Immer aus der Hand in den Mund zu leben, geht auf die Länge nicht, wenn auch die Hand noch so geschickt und stark und der Mund ein noch so herbedter und scharf bezahnter ist. — Was weißt du von seinem körperlichen Befinden? — Weiß Gott, daß es niemand besser mit ihm meint, als ich, da ich der Schild bin . . . auf dem er emporgehoben wurde, allein er hat zu wenige aufrichtige Freunde und hört zu viel auf seine Feinde, unter denen diejenigen, die ihn vergöttern, die schlimmsten sind . . . Nur weil ich so hoch von ihm halte, möchte ich ihn in manchen Stücken anders — doch — wozu diese Betrachtungen dir gegenüber, der du ihm näher stehst und ihn wohl ebenso gut kennst und ebenso liebst wie ich.“ —

. . .

Die Kaiser-Zusammenkunft kam und ging vorüber. Fürst Bismarck war zu derselben in Berlin erschienen, hatte die Manöver und Festlichkeiten, ebenso wie Roon, im Gefolge der Majestäten teils zu Pferde, teils auf dem Parkett, mitgemacht, war aber noch im September mit neuem Urlaub wieder nach Barzin zurückgekehrt, ohne zu den damaligen brennenden Fragen der inneren Politik entschiedene Stellung genommen zu haben. Es stand damals die neue Kreisordnung zur Verhandlung und diese führte noch vor Jahreschluß eine Krisis herbei, in welcher Roon, dessen oben geschilderte Situation unter den obwaltenden Umständen täglich peinlicher und unerträglicher wurde, die erforderlichen Schritte that, um ihr für immer zu entriuen. Zur größten Überraschung nicht nur seiner Gegner, sondern auch seiner Freunde wurde diese aber dadurch beendet, daß Roon den erbetenen Abschied — nicht erhielt, vielmehr selbst als Präsident an die Spitze des Ministeriums trat — und dabei mit Fürst Bismarck im besten Einvernehmen blieb. —

Diese Lösung hat zu jener Zeit berechtigtes Aufsehen erregt und die verschiedenartigsten und oft recht schiefe Beurteilungen erfahren. War es doch auch für Roon's wärmste Freunde räthselhaft, daß und weshalb er sich entschloß, dieses Opfer zu bringen. Seitdem sind fast 20 Jahre verflossen, wir sind in eine ganz neue Zeit eingetreten, und daher wird es jetzt gestattet sein, diese Episode aus Roon's Leben nach den vorhandenen ganz zuverlässigen Quellen etwas genauer darzustellen und

¹⁾ Der (im September 1872) auch erfolgende Besuch der Kaiser von Oesterreich und von Rußland mit großen Revuen, Manövern und vielen Festivitäten stand bevor. D. S.

mit der Erklärung obigen Rätsels zugleich die Widerlegung damals verbreiteter unrichtiger Nachrichten zu geben. —

Wie auch in diesen Blättern wiederholt hervorgehoben wurde, waren schon früher, neuerdings aber im Jahre 1871, zwischen dem Fürsten Bismarck und der zur Unterstützung seiner Regierung zunächst berufenen konservativen Partei gespannte Verhältnisse eingetreten. Jener versäumte — oder verschmähte es, mit seinen bisherigen Freunden Fühlung zu halten und sie über die Notwendigkeit, in der inneren Politik andre Bahnen einzuschlagen, rechtzeitig zu orientieren; auch wurde er in dieser Hinsicht von dem damaligen Minister des Innern, Grafen Fritz Eulenburg, dessen Persönlichkeit den Konservativen kein volles Vertrauen einzuflößen vermochte, nicht wirksam oder nicht zweckentsprechend unterstützt. Die Konservativen ihrerseits waren durch manche Erfahrungen, und weil der Einfluß der Herren Camphausen und Delbrück sichtlich gewachsen war, auch mißtrauisch geworden, und nachdem auch Falk in das Ministerium berufen war, verweigerten sie dem letzteren die unbedingte Heeresfolge, auf welche Bismarck nach seinen Erfolgen ein unbedingtes Recht zu haben glaubte. Ihr Widerstand zeigte sich mehr oder minder offen, als die Entwürfe über Schulaufsichtsgesetz, Zivil-Ehe, die kirchlichen Kampfgesetze und die neue Kreisordnung beraten wurden. Die sehr beklagenswerte Folge dieser Haltung war zunehmende Verstimmung Bismarck's gegen seine alten Freunde und Kampfgenossen (welche bekanntlich im Jahre 1873 sogar zum offenen Bruch mit dem größten Teile der Konservativen führte). — Daß Bismarck's Gesundheit außerdem tief erschüttert war und ihn dies während des größten Teiles des Jahres 1872 von Berlin fern hielt, ist schon erwähnt worden. Es ist ferner bekannt, daß speziell bei der Kreisordnung — in betreff deren auch sachlich zwischen Fürst Bismarck und Graf Eulenburg nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten bestanden — der Vorsitzende des Ministeriums sich fast ganz auf die Rolle des passiven Zuschauers beschränkte und nur selten zu bewegen war, eine Meinungsäußerung auf die politische Bühne gelangen zu lassen, auf welcher Eulenburg sein Stück auführte.

Anderseits hatte der letztere den König von der Notwendigkeit einer Reform der Kreisordnung überzeugt; der Monarch wünschte deren Durchführung mit größter Entschiedenheit; und da Roon — ganz abgesehen davon, daß er als ältester Staatsminister den Vorsitzenden amtlich zu vertreten hatte — zugleich der älteste und bewährteste Ratgeber seines greisen Monarchen war und dessen unbedingtes Vertrauen genoß, anderseits sich aber des gleichen Zutrauens mehr als irgend einer der andern Minister bei der konservativen Partei erfreute, die in ihrer Gesamtheit mit dankbarer Ehrerbietung und besonders herzlichem Sympathie auf ihn blickte: so drängten ihm die Verhältnisse in der natürlichsten Weise die Vermittelung zwischen Ministerium und konservativer Partei auf; und „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ wurde er gezwungen, sich eingehend mit diesem seinem Ressort so sehr fern liegenden Gegenstande der inneren Politik zu beschäftigen. Nebenbei sei bemerkt, daß ihm dies auf der andern Seite gewissermaßen dadurch erleichtert wurde, daß er, auch nach seinen persönlichen konservativen

Anschauungen, gegen die Grundzüge der Kreisordnungs-Reform nichts Erhebliches einzuwenden hatte und dieselbe gar nicht für so bedenklich hielt wie zahlreiche Konservative. —

Graf Eulenburg hatte — von Roon's Einfluß auf die opponierende Rechte wirksam unterstützt — seine Vorlage schließlich im Abgeordnetenhaus, wenn auch nicht ohne harten Kampf, durchgesetzt. Im Herrenhaus aber stieß er auf den entschiedensten Widerstand; und nach laugen Verhandlungen kam das Staats-Ministerium (nachdem das Projekt einer vorgängigen „Reform des Herrenhauses“ fallen gelassen war) zu dem Beschlusse, diesen Widerstand durch neue Pairs-Ernennungen zu brechen. Es gelang auch dem Grafen Eulenburg — zu Roon's lebhaftem Bedauern — die königliche Einwilligung zu dieser Maßregel zu erlangen, so bedenklich dieselbe auch — von jedem Parteistandpunkte aus — für das Ansehen des Herrenhauses als eines verfassungsmäßigen Faktors der Gesetzgebung war. —

Nachdem die Einwilligung zum Pairs-Schub im Prinzip erteilt war, handelte es sich nun noch darum, den Umfang desselben zu bestimmen. In der Sitzung des Staats-Ministeriums vom 30. November, in welcher darüber verhandelt wurde, suchte Roon die seinen Ansichten widersprechende Maßregel durch Beschränkung der neuen Pairs-Ernennungen auf eine geringere Zahl wenigstens möglichst unschädlich zu machen. Allein auch dabei blieb er in der Minorität; und als er wegen einer andern dringenden Angelegenheit die Sitzung vor dem Schlusse verlassen mußte, so bemähten die zur Majorität gehörigen Minister Graf Ikenplitz und Eulenburg diesen Umstand, um die von ihnen festgestellte größere Liste sofort der Genehmigung des Königs zu unterbreiten, welche auch noch an demselben Tage erteilt wurde, ohne daß Roon Gelegenheit fand, den Standpunkt der Minorität dem Monarchen nochmals darzulegen.

Roon erfuhr zu seiner Überraschung die vollendete Thatfache gegen Abend durch folgendes Handbillet des Monarchen:

„Mit schwerem Herzen habe ich die 26er Liste vollzogen. Original-Ordre sandte ich durch Graf Ikenplitz direkt an Minister Gr. Eulenburg; meine Gründe wollen Sie aus dem 2ten Decret ersehen! Gott wolle, daß ich das Richtige erwählte!

W. 30./11. 72.

Roon fühlte sich durch dieses Vorgehen seiner Kollegen tief verletzt; er bat vorläufig um Urlaub und verließ Berlin sofort, um von seinem Landhause aus sein Abschiedsgesuch einzureichen.

Auf seine Bitte um Urlaub empfing er zunächst folgende Antwort von Allerhöchster Hand:

Berlin 4. 12. 72.

Ihr Schreiben vom 2. d. M. habe ich erst gestern in Königs-Wusterhausen erhalten. Natürlich ertheile ich Ihnen den Erholungs-Urlaub von 8 Tagen nach Gütergoh, wünsche aber, daß Sie ihn verlängern mögen, wenn Sie nach 8 Tagen noch nicht die gewünschte Stärkung eingetreten finden. Sie müssen Ihre Gesund-

heit und Ihre Kräfte schonen zur militärischen Reichs-Campagne, denn nur Ihre Erfahrung, Autorität und Ansehen kann ein günstiges Resultat dieser Campagne sichern. Daher kann ich schon im Voraus Ihnen keine Aussicht eröffnen, auf den Schluß Ihres Schreibens einzugehen.

Wenn ich Ihre Stimmung richtig beurtheile, so ist sie durch meine Annahme der Majoritäts-Ansichten des Staats-Ministeriums herbeigeführt. Ich schrieb Ihnen, daß ich mit schwerem Herzen diesen Entschluß gefaßt hätte. Aber meine Überzeugung, daß die Cathégorien aus denen die gewissen 24 Männer gewählt, die richtigen sind, compensirt die Zahl derselben und reifte meine Entscheidung, und dieses nahm ich auch von Ihnen an. Ich fürchte mich getäuscht zu haben und muß Sie daher inständigst ersuchen Alles wohl zu überlegen. Mein Vertrauen besitzen Sie nach wie vor im höchsten Maasse und dies, denke ich, wird Sie über manche schwere Stunde hinwegführen!

In treuer Dankbarkeit Ihr

Wilhelm. —

Tags darauf hatte der König den vortragenden Adjutanten v. Albedyll beauftragt, Roon am 6. in Gütergoh aufzusuchen um obiges mündlich zu wiederholen und ihn zu veranlassen, jeden Rücktrittsgedanken aufzugeben. Roon aber konnte sich, nach Erwägung aller Umstände, dazu nicht entschließen, sondern reichte am 8. Dezember sein ausführlich motivirtes Entlassungs-Gesuch ein. Die wichtigsten Stellen desselben lauteten:

. . . „Es handelte und handelt sich nicht sowohl um eine momentane persönliche Verstimmung, als vielmehr um eine dauernde Herabstimmung meiner Zuversicht auf ein ferneres gedeihliches amtliches Wirken, hervorgerufen einerseits durch das Bewußtsein meiner körperlichen Hinfälligkeit und Abspannung, andererseits durch die . . . Divergenz der politischen Bestrebungen und Tendenzen in Euer Majestät Staats-Ministerium. . . Es fehlt mir nicht bloß im physischen sondern auch im moralischen Sinne der Athem, um an der überaus lebhaften Fortentwicklung unserer politischen Verhältnisse mich ferner mitwirkend zu betheiligen; die beliebte Cadence ist mir zu schnell, zu springend . . . es geht mir wider das Gewissen und würde zugleich meinem Ehrgefühl widerstreben, mich etwa zu bedenkliehen, den Interessen des Thrones und des Landes, meiner Auffassung nach, zuwiderlaufenden Schritten mit fortgerissen zu fühlen, welche aufzuhalten mir die Energie gefehlt hat. . . Ein solcher Schritt war z. B. die meines Erachtens unnöthige, mindestens verfrühte Ernennung neuer Herrenhausmitglieder.

Es liegt nicht an meinem Willen, sondern in Wahrheit an meinem Können, wenn ich es für pflichtmäßig halte, Euer Majestät die mir nur nach schweren Seelenkämpfen abgerungene Bitte um meine Entlassung zu Füßen zu legen. . .“

Roon machte von seinem Antrage auch dem Fürsten Bismarck in Varzin amtliche Mitteilung und scheint ihm eine Abschrift des Immediat-Gesuches mitgesandt zu haben. —

Der König aber beantwortete fast umgehend das Abschiedsgesuch in nachstehendem eigenhändigem Schreiben:

Berlin, 11. 12. 72.

Ihr Schreiben in welchem Sie um einen 8 tägigen Urlaub nach Gütergoh einkamen, schloß mit Andeutungen, auf welche ich im Schluß meiner Antwort Ihnen zu erkennen gab, daß ich Ihnen keine Aussicht eröffnen könne, auf diese Andeutungen einzugehen. Am wenigsten war ich darauf gefaßt, jene Andeutungen bereits in Ihrem letzten Schreiben formulirt zu finden, nachdem ich aus dem ersten Schreiben annehmen mußte, daß Sie nach einer längeren Ruhe zur Prüfung Ihrer Gesundheit einen weiteren Antrag an mich stellen würden.

Wenn ich auch allen Ihren Gründen, die Sie zur Motivirung Ihres Entlassungs-Gesuchs ausführen, Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so bin ich dennoch nicht im Stande auf Ihren Wunsch und Antrag einzugehen! Sie sagen zwar daß Sie meiner dringenden Vorhaltung, die Reichstags-Campagne durchzuführen, deßhalb nicht nachkommen könnten, weil Ihre physischen und geistigen Kräfte Ihnen dies nicht möglich machen würden, — wemgleich Sie bereit wären, Ihre letzten Kräfte im Dienste des Vaterlandes zu opfern — so muß ich zu diesem schweren Dienst, nochmals des Dringendsten auffordern. Sie können sich ja Hülf's-Arbeiter und Sprecher zur Seite stellen — Sie haben einen dergleichen im Oberst Voigts-Rheetz bereits sich gewählt — um Ihre Person so viel und so lange als möglich zu schonen, — aber Ihre ganze Vergangenheit um das Wohl und die Ehre der Armée, ist so éclatant vor der Welt zu Tage getreten, daß dieses Ansehen Ihnen ein Vertrauen und eine Achtung erworben hat, die kein Neuling in Ihrer Stellung haben kann. Es stehet Alles auf dem Spiel wenn Ihr Gewicht in der Waagschale fehlt! — Die andern Gründe die Sie für Ihr Ausscheiden anführen, beziehen sich auf die inneren politischen Verhältnisse. Aber auch in diesen bedarf ich Ihres Gegenhaltens, wie in der eben beendeten Crisis, wo ich es ja Ihnen nur verdanke, daß wir mit einer so geringen Pairs-Créirung durchkamen; u. daß dieselbe, nach Ihrem Wunsch, nicht noch geringer wurde, trifft allerdings meine Entscheidung, die ich aber ebenso gewissenhaft faßte wie Sie Ihren Wunsch! Aehnlich rechne ich auf Sie in den bevorstehenden wichtigen Fragen! Versagen Sie mir auch hierbei nicht Ihre Unterstützung!

Den Vorfall mit dem mündlichen Vortrag des Ministers Graf Ipenplitz nach der Ministerial-Sitzung, im Auftrag des lahmen Graf Eulenburg, nahm ich so auf, daß auch Sie mit diesem Verfahren einverstanden seien, und nicht, als in der Minorität verblieben, mir persönlich diesen Vortrag zu halten wünschten. Deßhalb schrieb ich Ihnen noch vor dem Diner beim Prinzen von Württemberg jene Zeilen, die Sie nun gewiß in ihrem rechten Lichte verstehen werden. Leugnen kann ich es nicht, daß jenes Verfahren mich selbst überraschte; da indessen Graf Eulenburg am Morgen desselben Tages, mündlich *référé*irte, über die Abends vorher mit den Parteiführern des Herrenhauses, auf meinen Befehl an das Staatsministerium, gehabte Conférenz, — so glaubte ich daß der Ipenplitz'sche mündliche Bericht gleichfalls eine besprochene Abmachung sei. Daß dem nicht

so war, erfuhrt ist erst zufällig später und begreife vollkommen Ihre Verstimmung dieserhalb. —

Aus dem Gefagten wollen Sie entnehmen, welchen unbedingten Werth ich auf Ihr ferneres Verbleiben im Amte setzen muß. Gott wird Ihnen Kraft verleihen, mir die Ihrige zu leihen!

Ihr treu ergebener dankbarer König

Wilhelm.“ —

Fürst Bismarck's Antwort lautete:

Barzin 13. December 72.

Lieber Roon:

auf Ihren amtlichen Brief vom 10. antworte ich jetzt nicht, sondern melde Ihnen nur, daß ich morgen in Berlin einzutreffen hoffe. Ich reise, nicht weil ich mich gesund fühle, sondern weil ich für Pflicht halte, die Situation mit Sr. Majestät und mit Ihnen mündlich zu besprechen.

Mein Gefühl sagt mir seit Monaten, daß ich die alte Gesundheit nicht wieder erlange und also auch den alten Geschäftskreis nicht wieder übernehmen kann. So lange der König es befiehlt, will ich ihm als auswärtiger Minister gern weiter dienen, da ich die mehr als 20jährige Erfahrung in der europäischen Politik und das Vertrauen fremder Höfe nicht auf einen Andern übertragen kann. Aber die auswärtigen Angelegenheiten der stärksten Großmacht nehmen einen vollen Mannesdienst in Anspruch, und es ist eine unerhörte Anomalie, daß der auswärtige Minister eines großen Reichs daneben die Verantwortung für die innere Politik desselben tragen soll. Mein Gewerbe ist ein solches, in dem man viele Feinde gewinnt, aber keine neuen Freunde, sondern die alten verliert, wenn man es 10 Jahre lang ehrlich und furchtlos betreibt. . . . Das muß ich tragen, wenn ich auswärtiger Minister bleiben und der König mich noch schneller aufreiben will, als ich ohnehin zu Grunde gehe. Im Innern habe ich den Boden, der mir annehmbar ist, verloren durch die . . . Desertion der conservativen Partei in der katholischen Frage. In meinen Jahren und mit der Ueberzeugung nicht lange mehr zu leben, hat der Verlust aller alten Freunde und Verbindungen etwas, für diese Welt, entmuthigendes, was bis zur Lähmung geht, wenn die Sorge um meine Frau dazutritt, wie das seit Monaten verstärkt wiederkehrt. Meine Federn sind durch Ueberspannung erlahmt; der König, als Reiter im Sattel, weiß wohl kaum, daß und wie er in mir ein braves Pferd zu Schanden geritten hat; die Faulen halten länger aus, aber ultra posse nemo obligatur. Ich glaubte es noch einige Monate bis zu mündlicher Verständigung hinhalten zu können. Aber Ihr Brief vom 10., lieber Roon, hat meinen Entschluß zur Reise gebracht. Ich kann des Königs Preussischer Ministerpräsident nicht bleiben; will Seine Majestät mich als Reichskanzler und auswärtigen Minister behalten, so will ich versuchen, diesen Zweig weiter zu besorgen. Die Verantwortung für Collegen auf die ich nur bittweisen Einfluß habe und die Verantwortung für solche Ansichten und Willensmeinungen Sr. Majestät, die ich nicht theilen kann, vermag

ich in meiner deprimirten Gemüthsverfassung nicht mehr durchzufechten. Die meine Bestrebungen kreuzenden Einflüsse sind mir zu mächtig und die . . Ueberhebung und politische Unbrauchbarkeit der Conservativen hat meine Freudigkeit im Kampfe seit letztem Frühjahr gebrochen. Mit den Conservativen ist nichts zu machen, sie folgen den „Rednern“ wie K. und den Intriganten wie B., gegen sie mag ich nicht. Der König muß also m. E. neue im Parteiwesen nicht verbrauchte Leute an die Spitze bringen, und mich in Frieden auf mein diplomatisches Aukentheil, oder gänzlich, ziehen lassen. In diesem Sinne werde ich übermorgen mein partielles Abschiedsgesuch Sr. Majestät vortragen. Das Zeugniß gegen das Ministerium, welches in Ihrem Abschiedsgesuch liegt, hat meinen seit Monaten feimenden Entschluß schnell gereift.

Wir werden, wenn Gott uns Leben giebt, aus der großen Zeit, die wir gemeinsam durcharbeiteten, als alte Freunde gern erinnern, und behäbigeren Nachfolgern mit weniger aufreibendem Diensteifer, wohlwollend nachblicken. In herzlicher und unwandelbarer Freundschaft Ihr
v. B.“

Von Allerhöchster Stelle folgte sodann noch die nachstehende offizielle Cabinets-Ordnung an Roon:

„Nachdem Ich Ihnen auf das Mir vorgelegte Abschiedsgesuch bereits eingehender geschrieben habe, lehne Ich dasselbe hierdurch ab, indem Ich Ihnen gleichzeitig ausspreche, daß ich auf die Fortsetzung Ihrer Mir seit vielen Jahren geleisteten, in jeder Beziehung ausgezeichneten Dienste, unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen ganz besonderen Werth lege. Sie werden — dessen halte ich Mich versichert — nicht anstehen — Ihre Kräfte auch ferner dem Dienste des Vaterlandes zu opfern; Mein Dank dafür wird um so größer sein, als Ich leider nicht verkennen kann, daß Sie es mit Anstrengung und im Kampf mit Ihrer Gesundheit thun werden. — Berlin, den 16. Dezember 1872. (gez.) Wilhelm.

Fürst Bismarck, in denselben Tagen in Berlin eingetroffen, hatte, seinem Vorsatze entsprechend, seine Enthebung von dem Amte des Preussischen Minister-Präsidenten erbeten, welche bekanntlich genehmigt wurde. Über seine mit Roon geführten mündlichen Verhandlungen kann hier nichts Authentisches mitgetheilt werden, indessen waren sie jedenfalls mitbestimmend für dessen Entschlüsse. Roon fügte sich dem so bestimmt ausgesprochenen Verlangen seines gnädigen Monarchen und verblieb im Dienste; und unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß er nunmehr auch zugleich an die Spitze der Preussischen Staatsgeschäfte berufen wurde, so wenig dies auch seinen Neigungen entsprach. Denn er war der älteste Minister, genoß mehr als irgend ein anderer das persönliche Vertrauen des Königs — und Fürst Bismarck hätte sich auch das Präsidium eines andern als dieses ihm durch lange Jahre befreundeten Kollegen nicht gefallen lassen. Den Gedanken, immer nur den ältesten Minister jeweilig mit dem Voritze zu beauftragen — wodurch allerdings die Übelstände provisorischer Verhältnisse verewigt worden wären — hatte der König abgewiesen, gleichzeitig aber

auch darauf Bedacht genommen, nunmehr die erwünschte Entlastung Roon's in seinem Amte als Kriegsminister soweit als möglich eintreten zu lassen, gegen welche letzterer nun nichts mehr einzuwenden hatte; vielmehr brachte er selbst den General Kameke zu seiner Assistenz in Vorschlag. Das Resultat dieser Erwägungen war die nachstehende (von Roon bereits contrasignierte) Allerhöchste Kabinetts-Ordre:

„Nachdem Ich den Reichskanzler Fürsten von Bismarck auf seinen Antrag von der Stellung als Präsident Meines Staats-Ministeriums entbunden habe, finde Ich Mich bewogen, Ihnen diese Stellung zu verleihen; Sie gleichzeitig von der des Kriegs-Ministers zu entheben, vermag ich jedoch nicht, indem ich Werth darauf lege, daß Sie, als Kriegs-Minister und „Vorsitzender des Ausschusses für Landheer und Festungen“, mit der oberen Leitung und Vertretung der Arme-Angelegenheiten auch ferner betraut bleiben. Da Ich gleichwohl ermesse, daß es Ihnen, bei dem Ihnen nunmehr übertragenen Vorposte im Staats-Ministerium und der daraus für Sie erwachsenden Geschäftsvermehrung, nicht möglich sein würde, die Pflichten als Kriegs-Minister in dem bisherigen Umfange zu erfüllen, so finde Ich Mich gleichzeitig veranlaßt, den Chef des Ingenieur-Corps und der Pioniere und General-Inspekteur der Festungen, General-Lieutenant von Kameke, mit dem Titel und dem Range eines Staats-Ministers zum Mitgliede des Staats-Ministeriums zu ernennen mit der Bestimmung, den Geschäften des Kriegs-Ministeriums, in Uebereinstimmung mit Ihnen, verantwortlich vorzustehen und Sie als Kriegs-Minister überall wo es nöthig ebenso zu vertreten. Zudem Ich vertraue, daß die von Mir hiermit angeordnete Einrichtung Ihnen die in Ihrer Doppelstellung als Minister-Präsident und Kriegsminister unentbehrliche Erleichterung gewähren wird, gebe Ich Ihnen auf, Mir über die zweckmäßige, einer gedeihlichen Geschäftsführung entsprechende Theilung der Geschäfte zwischen Ihnen und dem General-Lieutenant von Kameke behufs Meiner Genehmigung zu berichten. — Dabei muß ich aber darauf hinweisen, wie es im Interesse eines prompten Geschäftsganges liegt, daß der nunmehrige Staatsminister Generallieutenant von Kameke autorisirt werde, Sie, den Kriegs-Minister, in allen Geschäften mit voller Wirkung zu vertreten, so daß Rekurse gegen seine in Verwaltungs-Angelegenheiten ergangenen Entscheidungen nur an Meine Person zu richten sein werden. An das Staats-Ministerium und den Generallieutenant von Kameke habe ich in vorstehendem Sinne direkt verfügt. Berlin, den 1. Januar 1873.

(gez.) Wilhelm.

Roon hatte einen besonderen Wert darauf gelegt, daß General von Kameke, der somit „als zweiter Chef der Armeeverwaltung“ bestellt worden war, gleichzeitig auch stimmführendes Mitglied des Staats-Ministeriums wurde, denn er wünschte auch in den allgemeinen politischen Angelegenheiten eine nützliche und wirksame Unterstützung seiner eigenen Anschauungen durch diesen in allen Hauptfragen mit ihm einigen neuen Staatsminister zu erlangen; er hatte es ferner als Bedingung seiner Übernahme des Präsidiums erbeten, daß auch das soeben frei werdende Portefeuille des landwirtschaftlichen Ministers an einen Mann seiner

Wahl und politischen Gesinnung verliehen würde; und Fürst Bismarck war in beiden Punkten ganz einverstanden gewesen, wie die vorliegenden Korrespondenzen dies ergeben. Aus letzteren geht ferner hervor, daß sie als landwirtschaftlichen Minister in erster Linie Moritz von Blandenburg — der ein unabhängiger Mann war und bei der Kommunal-Verwaltung von Pommern sowie in den Parlamenten wichtige Erfahrungen gesammelt hatte — berufen zu sehen wünschten. Roon hoffte dessen große Umsicht und Gewandtheit in den allgemeinen politischen Angelegenheiten sehr nützlich zu verwenden, ebenso wie seinen wichtigen und besonnenen Einfluß auf die konservative Partei. Indessen war diese Ernennung nicht durchzusetzen; die Mitglieder des Staatsministeriums, und zwar nicht nur die unter ihnen befindlichen „Liberalen“, konnten es natürlich nicht wünschen, daß sie einen neuen Kollegen erhielten, der sowohl mit Fürst Bismarck wie mit Roon in innigster vertrauter Freundschaft nahe verbunden war; sie fürchteten, sein Einfluß würde ein zu überwiegender werden — und darum mußte man diese Kandidatur fallen lassen. Roon wandte sich darauf mit Allerhöchster Zustimmung (bereits in den letzten Dezembertagen) an den damaligen Ober-Präsidenten von Posen, Grafen von Königsmark, welcher diesem Rufe — wenn auch ungern — folgte und einige Wochen später in der That an Herrn von Selchow's Stelle trat. —

Wie wir sahen, hatte der Kaiser und König während dieser ganzen Krisis seinem getreuen Waffenmeister die wichtigsten Zeichen seiner unbegrenzten vertrauensvollen Zuneigung gegeben, welche auch mündlich noch in der huldvollsten Weise wiederholt wurden. Den höchsten Beweis solcher Gnade und ganz besonderen Huld empfing Roon jedoch durch die nachstehende Allerhöchste Kabinetts-Ordnung, mit welcher er, noch am Neujahrstage, überrascht und beglückt wurde:

„Ich habe bereits manches neue Jahr mit dem Gefühle dankender Erinnerung und lebhafter Anerkennung für die Dienste begonnen, welche Sie in den verflossenen Jahren Mir und Meiner Armee geleistet hatten. In diesem Jahre hege Ich dieses Gefühl besonders lebhaft, indem Ich Mich der Aufopferung erinnere, mit der Sie nicht allein Ihre bisherigen Dienstpflichten wieder übernommen, sondern denselben noch neue und schwerere hinzugefügt haben. Es ist daher Mein Wunsch, Ihnen heute einen besonderen Beweis Meiner großen Werthschätzung Ihrer Dienste und Ihrer Person zu geben, indem Ich Sie hierdurch unter Belassung in Ihren bisherigen Dienst-Verhältnissen zum General-Feldmarschall ernenne. Nehmen Sie Meinen herzlichsten Glückwunsch zu dieser wohlverdienten höchsten Ehrenstelle in der Armee und die Versicherung, daß es Mir eine große Freude gewesen ist, Ihnen dieselbe übertragen zu können.

Berlin, den 1. Januar 1873.

Ihr treu ergebener König

Wilhelm.“

An
den Minister-Präsidenten und Kriegsminister
Grafen von Roon.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Die Schatzsucher.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848

von
Wilhelm Jensen.

In einem norddeutschen Lande, das sich im Gange der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts aus einem selbständigen Reiche zu einer Provinz verwandelt hat, lag an besonderer Stelle ein besonderes Haus. Es trug einen für derartig belegene Gebäude im Norden nicht unbräuchlichen Namen, nämlich „Der Dreiangel“, ward indes zumeist nach der darin geführten Gastwirtschaft „Zum Dreiangel“ benannt. Diese Bezeichnung erläuterte sich auf den ersten Blick, denn eine Straße von Nord nach Süd führte hart daran vorbei, und eine zweite stand, in jene einmündend, von Osten her als ein senkrechtcs Lot gerade auf den großen Scheunenthoreingang des Hauses gerichtet. Kein Mathematiker konnte auf dem Blatt ein rechtwinkligeres Dreieck konstruieren, als die Weganlegungskunst es hier in gelblichem Sand zu stande gebracht.

Allerdings beschränkte die Kunst dieser Anlage sich in der nord-südlichen Richtung auf die Herstellung eines für Pferde und Wagenräder, Kutscher und etwaige Fahrgäste gleich seufzervollen Knüppeldammes halb mittelalterlicher Anfertigung, während man den ostwärts gerichteten Weg seit Urväterzeit seiner natürlichen Bodenbeschaffenheit und, wie es Sonne, Wind und Regen gefiel, überlassen hatte. Die unbestritten gelehrteste Persönlichkeit innerhalb einer meilenweit um den Dreiangel geschlagenen Kreisperipherie, Daniel Wilfas, der Dorfschulmeister von Poppenrode, benannte deshalb das erstere Kommunikationsmittel für Mensch und Thier „die von Mittag gegen Mitternacht führende Heerstraße“ und hob die Bedeutung derselben noch wesentlich dadurch hervor, daß er die senkrecht in sie einmündende Sandbahn nur mit der geringschätzenden Bezeichnung eines „Vicinalweges“ belegte. Dieser führte in einer kleinen halben Stunde zu dem Dorfe Altenhagen, und in gleicher Entfernung vom Schneidepunkt der beiden Straßen befand sich nordwärts das Dorf Poppenrode und südwärts das Dorf Helbertshufen. Alle drei waren Kirchdörfer, besaßen gleichartige, nicht übermäßig hohe, aber nadelspitze Türme, und wenn man Verbindungslinien zwischen diesen durch die Luft zog, bildeten auch sie das formvollendetste Dreieck, in dessen Hypothenusenmitte einsam der „Dreiangel“ lag.

Dieser sah alt aus, wie die Wege um ihn, und das wollte etwas sagen, denn die letzteren machten ungefähr den Eindruck, so alt wie Heide, Sand und Moorbruch zu sein, aus denen die Gegend zu neun Zehnteln bestand. Das Haus war ein großer, halb aus Backsteinen, halb aus Kiegelfachwerk zusammengesetzter, weitläufiger Kasten, und man begriff nicht recht, warum er hier einmal aufgebaut worden und zu welchem Zweck er ursprünglich gedient haben mochte. Wenigstens wußte der derzeitige Besitzer gegen das Ende der ersten Hälfte unseres

Jahrhunderts, Peter Sötebier, nichts davon; doch diese Unwissenheit verurfachte ihm auch keine sonderliche Gemüthsbeschweris. Es entsprang nicht aus seiner Abkunftart, sich den Kopf über Dinge zu zerbrechen, die gestern gewesen waren; das Morgen lag ihm näher, und das Heute unfraglich am nächsten. Damit konnte sich freilich Daniel Ulfilas nicht einverstanden erklären, der dem Ursprunge der Dinge nachtrachtete und dem das Seiende stets nur im Lichte des Gewordenen begreifbar erschien. Er fand beinahe täglich Anlaß, Peter Sötebier wegen dieses Mangels an Gründlichkeit zu tadeln und ihm die Notwendigkeit umfassenderer Kenntnißerweiterung für den Fortschritt der Menschheit zu erläutern. Seit langem befand er sich im Besiß einiger sehr dicker, sehr alter und mit schwer lesbaren Schriftzeichen gedruckter Schweinslederbände, in denen alles von der Vorzeit an Wissenswertem Überlieferte enthalten stand. Nur bedurfte es für das Verständniß unermüdlichen Studiums und reichhaltigster Vorkenntnisse, da manches von den Verfassern verschleiert ausgedrückt oder in absichtliches Dunkel gehüllt worden. Besonders fand dies bei vielfachen, in lateinischer Sprache wiedergegebenen Abschnitten statt, welche sich in rätselvollen, nur für den Eingeweihten als gerade auf diese Gegend bezüglich erkennbaren Andeutungen ergingen. Sie bargen ein Geheimniß, dem auf den Grund zu geraten, die mühselige, aber wunderbar lohnende Aufgabe vielleicht eines Menschenlebens ausmachte. „Nur so viel,“ äußerte Daniel Ulfilas vor seinem allmitternächtlichen Fortgang aus der Wirtschaftsstube zum Dreiangel, „vermag ich Euch aus den Nebenabfällen meiner Forschungen bereits mitzuteilen, daß ich mich berechtigt halten darf, die begründete Vermutung aufzustellen, es habe an diesem Platz in früherer Zeit eine große und volkreiche Stadt gelegen, von welcher die gegenwärtigen Dörfer Poppensrode, Altenhagen und Helbertshufen nach dreien Meridien die Vorörtlichkeiten gebildet, während eine vierte gegen Sonnenuntergang uns keine heutigen Überreste mehr hinterlassen hat. Es war eine sehr bedeutungsvolle Stadt, der Wohnsiß, drücken wir es aus, die Residenz eines mächtigen Fürsten, dessen Namen und Thaten uns die Geschichte erhalten hat. Sie ist vom Erdboden verschwunden, vielleicht sagten wir richtiger, in den Erdboden hinein. Wann? Wir wissen es nicht. Wodurch? Wir ahnen es nur. Aber wenn Ihr nicht in Eurer Jugend die sicherlich auch Euch von der Natur verliehenen mathematischen Gaben so unverantwortlich vernachlässigt hättet, Sötebier, so würdet Ihr erkennen, daß die Stätte, auf der wir gegenwärtig sitzen, aufs genaueste den Mittelpunkt jenes Quadrates der verschwundenen Stadt eingenommen hat. Sage ich, daß das fürstliche Schloß, die ehemalige Herzogsburg hier gestanden? Auf Grund meiner Untersuchungen und meiner Kenntnis mittelalterlichen Städtebaues wage ich, es auszusprechen. Euer betrübender Mangel in der Kunde und Auffassung geschichtlicher Entwicklung verhindert Euch, den Rückgang jener gewaltigen Burg zu ihrer heutigen Erscheinungsform zu begreifen. Aber ich müßte mich wie noch niemals täuschen, wenn nicht die birkenbestandene Bodenaufwölbung am südlichen Rande Eures Gartens uns ein letztes Stück jener machtvollen Umwallung kündete, welche durch Jahrhunderte von tobenden Feinden ebenso todverachtend bestürmt als

heldenmütig verteidigt worden. Ist es zu weit gegangen, wenn ich einen Namen, gleichsam die seelische Substanz eines körperhaften Gegenstandes, ebenso wie diesen nur der Wandlung, nicht der Vernichtung fähig erachte? Gibt es Städte von unvergleichbarer historischer Vergangenheit, welche die Namen Triest, Trient und Trier führen, auch Triberg? Hieß eine deutsche Kaiserburg, so hochangesehen, daß ihr die Ehre zuteil wurde, den Reichsinsignien als Schutzort zu dienen, Trifels? Und Ihr glaubt, weil Ihr, dem Volksmunde beipflichtend, den Namen Eures Geweses zu einem gewöhnlichen „Dreiangel“ herabgewürdigt habt, daß Ihr den Forscher dadurch über seine uralte Stammfälsche „Tri“ zu beirren vermögt? Das ist trivial, Sötebier. Aber selbst dieses für Eure geschichtlichen Anschauungen bezeichnende Wort erhebt seine Stimme wider Euch, denn es leitet sich von dem Worte trivius ab, das die lateinische Sprache auf einen Ort anwendete, an welchem drei Wege zusammenstießen. An solchem Plage seid Ihr seßhaft, und demgemäß kann man Euch in der That einen homo trivialis benennen, der im triangulo haust, dem letzten Überbleibsel jener hochfürstlichen Burg, die in der ungewöhnlichen Gestalt eines Dreiecks erbaut und danach benannt gewesen. Aber Euch, Sötebier, mache ich nur auf die einem jeden faßbare Bedeutung der Zahl drei für das Völkerleben aufmerksam. Drei Reiche zeigt uns die Natur, drei Ausdehnungen besitzt der Raum in Länge, Breite und Höhe drei Teile die Zeit als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und eine jegliche Handlung vollendet sich erst durch die Dreiheit des Anfanges, der Mitte und des Endes. Wenn Ihr dieses mit Verständnis in Betracht zieht, so werdet selbst Ihr zu der Einsicht vorschreiten, Sötebier, daß kein Fleck Erde weltgeschichtlicher zur Bewahrung eines außerordentlichen Geheimnisses ausserkoren werden konnte, als dieses Gehöft, welches Ihr mit einer leider aus Eurem Entwicklungsengang erklärlichen Gleichgültigkeit für seine ruhmreiche Vergangenheit von Euren Vätern ererbt habt.“

„Ja, und drei Gläser Bier haben Sie heute Abend auch wieder getrunken, Herr Schullehrer,“ sagte Peter Sötebier, mit dem Zeigefinger in seinen Pfeifenkopf fahrend. „Mit der Zahl drei ist es immer richtig bei Ihnen, das versteh' ich auch, und ich will nun noch einen kleinen Kümmel darauf trinken.“

„So verzeichnet es mit dreien Strichen an der Tafel, Sötebier,“ erwiderte Daniel Alfklas, „da ich die Dreier für diese Schuldentrichtung im Momente nicht mit mir führe.“

Es war noch gute, alte Zeit, in der das Glas Bier nur den Aufwand eines kupfernen Dreiers erheischte. Freilich besaß dasselbe auch noch alle von Urvätern her überlieferten Eigenschaften des „Braumbieres“ und zeichnete sich für den Preis erheblicher durch seine Quantität als seine Qualität aus. Aber dies brachte den anderweitigen Vorteil mit sich, daß es auf dem Heimwege weder die Beine beschwerte, noch den Kopf Daniel Alfklas' irgendetwie seiner forschenden, auf die Geheimnisse des von ihm betretenen Bodens verwendeten Thätigkeit entzog.

Im allgemeinen litt die Wirtschaft zum Dreiangel nicht unter übergroßem Besuchsandrang aus der Fremde, und die Bewohner der drei umliegenden, gleich-

sam bei ihr eingepfarrten Dörfer gaben keinerlei Anlaß, sie als „Teufelskirche“ zu bezeichnen. So trat spätestens um die zehnte Stunde fast stets idyllischste Ruhe im Dreiangel ein, und es konnte von diesem Zeitpunkte bis gegen Mitternacht Peter Sötebier sich in der „Herrengaststube“ zusamt seiner nie ausgehenden Pfeife den lehrreichen Erläuterungen Daniel Ulfilas' hingeben, von dem er seiner Zeit selbst noch in die Mystereien des Lesens und Schreibens eingeweiht worden war. Daher rührte die verschiedenartige Anrede zwischen ihnen, das an Stelle des ehemaligen „Du“ getretene ländlich-altväterische „Ihr“ des Schulmeisters ihm gegenüber und das neuzeitlich respektvolle „Sie“ seiner Entgegnung. Unterstützt in diesem abendlichen Zuhören ward der erst im Anfang der Bierziger stehende, doch mit behäbiger Leibesbeschaffenheit ausgerüstete Wirt durch seine Tochter, die in der Taufe die Namen Johanna Sophie erhalten, jedoch nach landüblichem Brauch nur „Hanne-Soffe“ genannt wurde. Ihr Äußeres verriet eine unanfechtbar gesunde Natur, nach bäuerlich ästhetischem Maßstab bildete sie fraglos die erste Schönheit der drei Dorfschaften, doch auch ein etwas verwöhnterer Geschmack konnte ihr ein Preisdiplom für Mustervollkommenheit in ihrer Art nicht versagen. Ihre runden, bloßen Arme waren stets so sauber, wie ihre weiße Schürze ohne Flecken und ihr schwarzes Samtmieder ohne Stäubchen; sie erschien, als ob sie aus einer Leinpflanze in verschiedenen Entwicklungsstadien hergestellt sei, denn ihr Haar hatte genau die Farbe des Flachses in seiner webbaren Verwertbarkeit, und aus den leinblütenblauen Augen sahen verschwifert Gutmütigkeit und Zachtluft. Außerdem war Hanne-Soffe auch noch so häuslich-nützlich wie Flachs; sie führte trotz ihren kaum achtzehn Jahren statt ihrer verstorbenen Mutter die Haus- und Küchenwirtschaft, verwaltete das Linnen und spann es selbst, regierte außer den beiden Mägden und Knechten eigentlich auch ihren Vater und fand bei all' diesen Tagesgeschäften noch Zeit, über Gedanken vergnügt zu sein, die sie sich zu ihrem eignen Privatgebrauch im Kopf anfertigte. Wie ihr Vater vor einem Vierteljahrhundert, so war die Tochter noch bis vor kurzem die Schülerin des Poppenroder Gelehrten gewesen, hatte sich trotz ihrer Zachtluft noch ein Teilchen des ehemaligen Respekts vor dem früheren Lehrmeister bewahrt, und da Peter Sötebier von ihr gewöhnt worden, gut zu heißen, was sie für gut befand, so besahd sich, seitdem sie das thatsächliche Hausregiment angetreten, auch die Gedächtnisschwäche Daniel Ulfilas' in bezug auf genossenes Braunbier nur ordnungsmäßig in dem kleinen Debetbüchlein angemerkt, doch sonst von der schweigsamen Hochachtung umgeben, mit der Vater und Tochter den, umgekehrt aus dem Munde hervorgehenden, geistigen Ausflüssen desselben zuhörten.

Ab und an, besonders an schönen Sommerabenden, kam wohl im Dämmerlicht auf dem von Osten in die „Heerstraße“ einmündenden breiten Sandwege eine mittelwüchsige und an den Schläfen ziemlich angegraute, friedsam aus tiefgebräuntem Meerschaumkopf Rauchgewölk um sich verbreitende Mannesgestalt dahergewandelt und kehrte mit in der Herrengaststube des Dreiangels ein. Es war das Herr Wolfgang Schaffenrath, der Pastor zu Altenhagen, gemächlich in seiner Äußerung wie in seinem Schritt, seit den bald dreißig Jahren seiner Ants-

waltung sich immer gleich, wenig selbst redend, zumeist nur mit dem Kopf nickend, doch wenn er sprach, stets beipflichtend und befriedigt. Dampfend saß er in der Stube und hörte den historischen, philosophischen und mystischen Erörterungen mit zu, an deren Schluß er nur beistimmend zu sagen pflegte: „Nun ja, nun ja, es wuchert jeglicher mit seinem Pfunde und erfreuet sein Dasein mit dieser Thätigkeit. Das ist's, wonach meines Erachtens uns zu trachten bestimmt worden, und es erwirbt sich Verdienst, wer andre an den Offenbarungen seines geistigen Vermögens erfreulich teilnehmen läßt. So ist alles nach seiner Natur und das Braumbier etwas dünn von Beschaffenheit; ich halte für gut, daß Sie mir ein reines Wort Gottes dazu bringen, lieber Stöbler, denn es kräftigt den von zu schwacher Flüssigkeit angegriffenen Magen und verdient deshalb seinen guten Namen mit Recht.“

Dann saß Herr Wolfgang Schaffentrath wiederum zuhörend, nickend und lächelnd, indem er nach jedem Schluck von seinem Dünmbier, wie ingeleichen nach jeder längeren gelehrten Erläuterung von seiten Daniel Ufilas' ein paar Tropfen von dem Kümmel nippte, den mit der ländlich-volkstümlichen Benennung zu belegen er trotz seiner geistlichen Berufswürde keinen Anstand nahm. So tickte dann in dem alten Wanduhrkasten der lange Pendel die Aufbruchstunde heran, und die beiden Herren-gäste nahmen Hut und Stock zum Heimgang. Man wünschte sich gute Nacht, was Daniel Ufilas als letzter allemal in die Worte kleidete: „Eine wohl zu verschlafende Nacht, Johanna Sophia,“ denn er war der einzige, der sie nicht mit ihrem Abkürzungsnamen Hanne-Soffe ansprach. Vor der Thür am Kreuzweg standen der Pastor und der Lehrer noch einige Augenblicke beisammen, und der erstere äußerte wohl: „So wäre wieder ein Tag herumgegangen, ohne daß man sich über ihn zu beklagen Befugnis gefunden. Ich hoffe, daß wir mit dem morgigen ingeleichen zufrieden sein werden.“ — „Ich werde,“ antwortete Daniel Ufilas, „mich noch der Aufhellung einer dunklen Chronistenstelle hingeben, die gleich dem Phänomen des Regenbogens an einem Gewölk erscheint und so zusamt Licht und Verschattung darbietet.“ — „Nun ja, ein jeglicher nach seinen Gaben,“ versetzte der Pastor, „ich hoffe mich an gutem Schlafe zu erfreuen.“ Sie trennten sich und wanderten rechtwinklig auseinander ihrer Wege gen Altenhagen und Poppenrode, wie sie es zu unzählbaren Malen gleicherweise gethan, und hinter ihnen blieb der Dreiangel je nach Jahreszeit und Himmelslaune, im Regen oder Schnee, unter gläsernden Frostgestirnen oder in der Sommermondnacht, jedenfalls aber immer still, einsam und lichtlos zurück.

. . .

Er lag sehr weit von großen Städten entfernt, selbst bis zu kleinen war es nach allen Richtungen von ihm eine gute oder in anbetracht der Wege mehr schlechte Tagereise, und sogar die Heerstraße kam, vom Standpunkt wichtiger Verbindungszwecke aus angesehen, eigentlich nirgendwoher und führte nirgendwohin. Infolgedessen kamen auch Reisende in Geschäftssachen nur höchst selten des Wegs und solche in Vergnügungsangelegenheiten noch weniger, denn manche Meilen in die

Runde setzte die Gegend sich wesentlich aus zwei Hauptbestandteilen zusammen, aus sehr vielem Sand und sehr vielem Sumpf. Der erstere zerfiel in die Unterabteilungen des reinsten Streusandes, kurzgräsiger alter Dünenrippen, weiter Heidekrautstrecken und überaus kummervoller Haserfchläge, während der Sumpf seine erbgesehnen Bodenrechte durch alte Namensbezeichnungen der Niederungen und Einsenkungen kundgab, die sich am häufigsten mit =Moor, =Bruch, =Sohl, =Rot, =Ried, =Rohr, =Brem, =Schilf, =Risch, =Pfüge, =Pfuhl, =Tümpel und =Lache zusammensetzten, lauter sprachlichen Hinweisen auf eine lebhaftere Vorstellung des unter dem Fuß Schwanfenden, Brechenden, Quatschenden und Gurgelnden. An Stimmen erklang kaum etwas Weiteres daraus oder darüber als das gelegentliche Gebrüll oder Gefräg der Rohrdommel, das „Kiwit“ und „Chräit“ des Kiebitzes und das unvermeidliche Chansonnettengetriller der mit jedem jämmerlichsten Bühnenpodium zufriedenen Lerche. Alles in allem konnte dergestalt die geringfügige magnetische Eigenschaft der Gegend bezüglich ihrer Anziehungskraft auf unabhängige Reisegelüste nicht übermäßig Wunder nehmen. Trotzdem gab es in dem großen Würfelbrett von Sand und Sumpf merkwürdig heimliche, die Weltabgeschiedenheit des Dreiecks noch hundertfach übertrumpfende Winkel, Ecken und Plätzchen, so daß jener wie eine brausende Großstadt dagegen erschien. Dort übte vor allem die Lebenskraft von Anbeginn, das Wasser, ihre uralte Kunstfertigkeit fort, den sommerlichen Boden in der Stille mit unglaublich vielfältig geformten und gefärbten Pflanzenarten zu überziehen und zu überblühen, die in den gesegneten Kulturstufen der Kornkammern des deutschen Vaterlandes von verständiger Menschenhand ausgereutet worden. Doch gewährte man von der Heerstraße aus nichts von diesem zwecklosen Wachstum, außerdem fuhr auch niemand auf ihr als ein Bauer mit Grünfütter, Mehl oder Kartoffeln, und was das Wasser so kommen und gehen ließ, war sein Weilchen hindurch allein für das blaue oder meistens graue Auge des Himmels da.

Die drei Dörfer Poppenrode, Altenhagen und Helbertshufen besaßen untereinander so viel Ähnlichkeit wie drei am selben Hungertuch aufgenährte Drillingsgeschwister, und ihre Häuser bestanden fast lediglich aus Haut und Knochen. Gott mochte wissen, wie er in jedem der Dörfer zu einem eigenen Hause gekommen war, jedenfalls wußte schon der demutbeflissenste Kandidat der Theologie im Lande, daß er seine christliche Ergebung in irdische Schicksalsnöte nicht so weit ausdehnen werde, sich um die Wasser- und Brot-Farreinkünfte von Poppenrode und Helbertshufen zu bewerben. Infolgedessen standen die Pfarrhäuser dieser beiden Orte leer, oder es war eigentlich nicht viel mehr von ihnen vorhanden, da Wind und Wetter und Dorfbewohner sie gleichmäßig als überflüssig ansahen und sich aktiv und passiv einträchtig an ihrem mahllichen Zusammenfall beteiligten. Seit bald einem Menschenalter pastorierte Wolfgang Schaffenrath auch in den beiden genannten Ortschaften und bestieg an Sonn- und Festtagen wechselnd die Predigt Kanzel in ihnen und in Altenhagen, wo er seine eigentliche staatlich würdevoll bestallte und kärglich besoldete Hirtenstellung einnahm. Diese war die einzige überhaupt je von ihm bekleidete, seitdem er mit einem an „Auszeichnung“ so

rattenkahlen „zweiten Charakter“ durchs Examen in den Kandidatenstand aufgerückt war, daß derselbe im Grunde nur als eine etwas lebenswürdiger gefärbte Spielart des „dritten“ erschienen. Jedenfalls hatte er die Bewunderung des geistlichen Konsistoriums nicht in höherem Grade erregt, als daß sie ihm eine Anwartschaft auf die unbegehrte Pfarre in Altenhagen eröffnete, und wenn diese auch für seine Leibesnotdurft allenfalls ausgereicht, so war es doch mit Recht zu bezweifeln gewesen, daß sie sich ingleichen nahrungsausgiebig genug für eine Frau und die möglichen oder mutmaßlichen Folgen der ehelichen Verbindung mit einer solchen erweisen würde. Auch schien kein weibliches Wesen jemals von den Pfarrerrätigkeiten und Naturschönheiten Altenhagens so berückt worden zu sein, um eine derartige Probe anzustellen, und so hauste der Pastor Wolfgang Schaffenerath vom Tage seines Einzugs bis zum heutigen lebigen Standes und allein im Pfarrhof mit seiner Wirtschaftlerin Katharina Hollerbusch. Diese stand jetzt im Alter eines halben Jahrhunderts und mußte demnach, da sie schon mit dem Pastor zugleich ihr Amt übernommen hatte, beim Eintritt in die Hausführung nach der Rechnung Adam Riese's ungefähr zwanzig Jahre gezählt, sowie nach ihrem gegenwärtigen Aussehen damals sich als ein junges Mädchen von sanften, einnehmenden und feinen Gesichtszügen präsentiert haben, denn von allen diesen physiognomischen Mitgiften waren noch freundliche Überrestkennzeichen bei ihr erhalten verblieben. Sie verbanden sich mit ungewöhnlichen Wirtschaftstugenden hausförmlicher Tüchtigkeit, welche die Lebensführung des Pastors trotz sparsamen Zuschnitt doch zu einer behaglichen zu gestalten gewußt hatten. Besonders seitdem dem Staate einmal der Einfall gekommen war, er könne den Altenhagerer Seelenhirten die Amtswaltung in Poppenrode und Helbertshufen nicht völlig entschädigungslos aufhalsen, riskiere schließlich einmal ein Nicht-mehr-mit-thun desselben und mache das beste Geschäft dabei, wenn er ihn für die definitive Mitübernahme der beiden Stellen mit einem Drittel der dortigen Einkünfte abspise. Da nun Altenhagen gerade für die leibliche Erhaltungsmöglichkeit des Pastors und seiner Haushälterin ausgereicht hatte, so konnten Poppenrode und Helbertshufen eine Kleinigkeit für die gemüthliche Befriedigung hinzuthun, und Wolfgang Schaffenerath und Katharina Hollerbusch fanden sich einmütigen Sinnes, diesen Überschuß für die Verbesserung und Verschönerung des Pfarrgeweses aufzuwenden. Aus solchem Doppelbemühen war im Gange der Jahre gleichsam eine kleine Dase in der großen Sand- und Sumpfwiese entstanden; die Altersschadhaftigkeit des Pfarrhauses ward, wenigstens zur Sommerzeit, rundum durch Weinlaub und Spalierbaumgerant dem Blick entzogen, und ein quatschiger Weiden- gestrüppgrund, der früher den Übergang vom Wohngebäude zu einer Bruchniederung gebildet, hatte sich in einen trockenen, nach Bedürfnis Sonnemwärme und Schattensühle spendenden Garten umgewandelt. Dies war, seinen groben Erfordernissen mit Hacke, Schaufel und Spaten nach, ausschließlich durch die beiden pastoralen Hände selbst geschehen, während Katharina Hollerbusch gewissermaßen eine weibliche Stickerarbeit hinzugefügt und die zwischen der Heckenumrahmung entstandene und entwässerte Erdfläche mit geschmackvollen Mustern grüner Einfassungen

und farbiger Beetanlagen bedeckt hatte. In einem großen Flieder-, Syringen- oder Holderbusch kehrte mit jedem Aprilausgang ein Nachtigallenpärchen ein, das einzige in meilenweiter Runde, und wenn die übrigen Insassen Altenhagens auch Vogelgefang ebensowenig als Blüenduft für erforderlich und nützbringend zur Lebensführung betrachteten, so hörten doch in schönen Vorkommernächten Wolfgang Schaffenrath und Katharina Hollerbusch gern bis ins tiefe Dunkel hinein auf die weichen Flötentöne, die zugleich mit süßem Duftanhauch aus dem blühenden Syringenstrauch herüberkamen. Sie saßen dann auf einer kleinen Bank zusammen an der Hausrückwand und zwar gemeiniglich Hand in Hand, wie die Gewohnheit so etwas durch die Tage und Jahre forterhält, denn sie hatten dies schon vor einem Vierteljahrhundert stets ebenso gethan. Dann sprach er sie in der leisestimmig geführten Unterhaltung „liebe Käthe“ und „du“ an — für einen Zuhörer hätte es klingen können, als ob ein junges Brautpaar da im Dunkel sitze — während er sich außer dem Hause oder vor freundlichen Ohren der Anrede „Sie“ und „liebe Katharina“ bediente. So verbrachten sie den Tageseschluß gemeinsam, wenn Katharina ihn nicht, wie es öfter geschah, zur Förderung seiner Gesundheit und Erheiterung des Gemüths noch zu einem abendlichen Wandergang nach dem Dreiangel antrieb. Doch auch dann wartete sie aufstehend bis zu seiner Rückkunft, und sie plauderten gemeiniglich noch ein Weilchen selbender, bis er ihr die Hand reichend, „Gute Nacht, liebe Käthe“ sagte und sie „Schlaf wohl, lieber Wolfgang“, antwortete und beide nach ihren Gemächern auseinander gingen. Fremder Besuch kehrte niemals im Pfarrhaus ein, und zu einem geistigen Verkehr war in den drei Dörfern niemand vorhanden, außer Daniel Ulfilas, aber ein häusliches Zusammenkommen bestand zwischen diesem und dem Pastor nicht. Von dem letzteren war keine Anregung dazu ausgegangen; wenn er ein Bedürfnis empfand, aus den Wissens- und Forschungsschätzen des Schullehrers Vortell und Genuß zu ziehen, wußte er den Ausflupunkt derselben aufzufinden, und die Stille seiner Stube mit seiner schweigend oder redend neben ihm sitzenden Tagesgenossin genügte ihm. Vor allem der Aufenthalt in seinem Garten, den er humoristisch „Klein-Poppenrode“ benannt hatte, einmal weil die Pfarrverwehungseinkunft von Poppenrode ihm dazu verholfen, und dann, weil es ein „vom Pfaffen gerodetes“ Stück Sumpflandes darstellte. Er meinte wohl einmal lächelnd: „Der Himmel hat mich aus dem richtigen Stoff für einen Pfaffen gemacht, sich nur ein wenig darin vergriffen, daß er weislicher gehandelt hätte, mich katholischer Konfessionsangehörigkeit zur Welt kommen zu lassen, wofür wohl eigentlich diese Pfarrstelle geeigneter gewesen sein dürfte.“ Seine geistlichen Kollegen — wenn diese seiner überhaupt einmal Erwähnung thaten — rechneten ihn nach Hörensagen zu den „Rationalisten“, einer Kategorie von Predigern, die zeitweilig im Lande da und dort vertreten war. Sie erfreute sich keines besonderen Wohlwollens bei der kirchlichen Oberbehörde, und gelegentlich ward dieser obendrein hinterbracht, daß der Pastor Schaffenrath ein „philosophischer Sonderling“ sein solle. Doch auch das stammte nur vom Hörensagen, denn aus eigener Kenntnißnahme wußte natürlich niemand

etwas davon, und am Ende war für Altenhagen, Helbertshufen und Poppenrode nicht nur ein Nationalist, sondern auch ein Philosoph noch gut genug.

Wenn es aber so mit der kirchlichen Fürsorge des Staates für das weltentlegene Konglomerat aus Sand und Sumpf bestellt war, so sah es in bezug auf die Schulen, die den Gemeindeunkosten anheimfielen, noch um einiges übler aus. In jedem der drei Dörfer eine eigene Bildungsanstalt für das nachwachsende Geschlecht herzustellen, fiel den stetig an Auszehrung stehenden öffentlichen Säckeln unmöglich; ein grübelnder Kopf hatte sich deshalb um die letzteren ein tiefgreifendes Verdienst erworben, als ein dunkles Ahnungsgefühl theoretischer national-ökonomischer Grundsätze ihn auf den praktischen Einfall gebracht, die Segnungen des vom Staat anbefohlenen Jugendunterrichts dreifältig zu erzielen, doch den Kostenaufwand dafür wörtlichst zu vereinfachen, insofern eine Schule unfraglich auch nur ein Schulhaus und einen Schulmeister erheischte. In dem alten, weitläufigen Bau des Dreiangels befand sich ein großer, nur zur Unterbringung von Gerümpel benutzter, ebenerdiger Raum, und der Vater Peter Stöbier's und damalige Besitzer des zwecklos umfangreichen Gehöfts war entweder ein eifriger Förderer der Sparsamkeit in gemeinnützigen Angelegenheiten, oder seine Gehörnatur war danach geartet, zeitweilig besonderen Spaß an Bubengeschrei und Mädchengetöse zu finden. Genug, er räumte sowohl ohne Umstände als ohne Entgelt die alte Kumpelteune ein und aus, Bänke und Tische wurden hineingeschafft, und das erste Erfordernis für die gemeinsame Geistesfaat, die geeignetste Stätte ihrer Ausworfelung, lachte die Dorfältesten und gähnte ihre Jüngsten kostenlos triumphierend an. Leider bedurfte indes der alte Kathederpultstih auch noch eines Inzassens von Fleisch und Wein, der überdies einen nicht lediglich mit Sand und Wasser zu füllenden Magen mitbrachte, und die vereinigte Dörferweisheit suchte nach einer Persönlichkeit umher, die das Vertrauen einflößte, eine der obersten Stufen in der Kunst des Hungeraushaltens erklimmen zu haben.

Das aber war Daniel Ulfilas, und zwar kam er den vereinten Dörfern im wörtlichsten Sinne in den Weg, denn er wanderte auf der Knüppeldammstraße zwischen ihnen dahin. Warum, wozu und wohin, wußte er selbst nicht; er stellte einen Weltbürger im vollenbesten Sinne dar, da kein Einzelsack der Erde sich um die Auszeichnung, ihn ins Dasein berufen zu haben, stritt und auch er mit keiner Engherzigkeit dies Verdienst einem besonderen Lande, Orte und Hause zumaß. Vor seiner freien Auffassung galten ihm alle Länder und Ortschaften als gleichwertig, und sie vergalteten ihm dies mit gleicher Uneigennützigkeit, indem sie ihn schon Jahre hindurch selbstsuchtlos gegenseitig einander zuschoben. Manchmal gaben sie ihm zu diesem Behuf einen achtsamen Führer bis an den Grenz- oder Weichbildpfahl mit; zu anderen Malen versahen sie ihn nur mit einer schriftlichen Anempfehlung, seine Kenntnisse durch baldwüöglichste Augenscheinnahme eines Nachbargebietes zu bereichern. Dieser wohlgemeinte Zweck ging denn auch in vollstem Maße an ihm in Erfüllung; er lernte eine unglaubliche Menge von Heuböden, Brückengewölben, hohlen Bäumen und Zaunhecken als Nachtbehausung schätzen und bei Tage die Zerkaubarkeit aller von der Natur ausgetobenen Beeren,

Wurzeln und Knollen kennen. Und wie die Dinge des Lebens sich weiterspinnen, geschah es, daß Daniel Uffilas eines Tages zum erstenmal einen Erdenfleck fand, der es darauf anlegte, ihn zu behalten, und zum geistigen Beurbarer der anrückenden sowie noch ungeborener Geschlechter in Altenhagen, Selbsterhusen und Poppenrode ausserlesen ward. Die drei Dörfer und er stürzten sich, wie von gegenseitig unwiderstehlichem Drange getrieben, sinnbildlich gleichsam in die Arme. Sie erkannten in der ersten Stunde, daß sie vom Schicksal für einander vorbestimmt seien, und nach einer kurz, doch erstaunlich vor den höchsten Bildungsautoritäten des Kirchturndreiecks bestandenen Prüfung in den schwierigen Diensten des Lesens, Schreibens und Rechnens vermochte der neubestallte Schulmeister sich seit vielen Monaten zum erstenmal an Speck und Wurst nicht nur mit sehnsüchtiger Nase, sondern mit befriedigtem Munde zu ergöhen.

Im übrigen hätte das angestellte Examen außerordentlich viel weitere Wissenszweige in seinen Bereich ziehen können, ohne dem Geprüften dadurch einen Augenblick der Verlegenheit aufzunötigen, denn er wußte noch einiges mehr als alles, wonach die ansiebigste Neugier ihn zu befragen vermocht haben würde. Ob er in direkter Linie von dem ersten Übersetzer der Bibel in germanische Mundart herstamme, beließ er in noch nicht völlig aufgehelltem Licht, doch unzweifelhaft verstand er sich aufs Gothische wie jener und hatte nicht weniger Verkennungen und Verfolgungen erduldet als der kappadocische Bischof. Er war in der Sekunda von einem Gymnasium weggesagt, und als trotzdem eine vorurteilsfreie Universität ihn später unter ihre wissensdürftigen Zünger eingereiht hatte, von dieser im zweiten Semester relegiert worden. Welchem Studium er sich auf ihr hingegeben, hatte niemand in Erfahrung gebracht, und er selbst konnte sich dessen nicht genau erinnern. Dann war, wie er zu ehrendem Gedächtnis kundthat, „nichts Menschliches ihm fremd geblieben,“ insofern er Botenläufer, Karrenschieber, Steinklopfer gewesen, doch bei allen diesen weniger nahrhaften als nützlichen Beschäftigungen stets tiefsinnigen Betrachtungen und der Überzeugung nachhängend, daß seinen Fähigkeiten noch ein glänzendes Los von der Weltordnung vorbehalten sei. Und plötzlich, im unerwartetsten Moment, fiel ihm dies aus der Glücksurne auf seine aus durchlöchernten Hosen mehr als wünschbar zum Vorschein geratenen Knie in Gestalt einer freien und wirklichen Behausung, fünfzig Thalern jährlicher Einnahme und dem Recht, sich auf dem Gemeindemoor vierundzwanzigtausend Soden Torf zu stechen. Er hatte gewußt, daß er einer großen Zukunft entgegengehe, aber daß sie so groß sein werde, hatte doch kein Heuschoberraum ihm zu weis-sagen gewagt. Und er betrat den Schulboden im Dreiwinkel zum erstenmal im Vollgefühl des auch für ihn gesprochenen klassischen Wortes: „Da mihi, quo figam pedem, et terram movebo!“

Das hatte sich nun vor mehr als dreißig Jahren zugetragen und erklärlicher Weise, trotz der außerordentlich verlockenden Torfsodenzahl, die Weiterung mit sich geführt, daß Daniel Uffilas ebensowenig von Heiratsentschlüssen überwältigt worden wie der Pastor Wolfgang Schaffenrath. Eine Frage, die nach einer Wohnungsunterkunft für den Lehrer, hatte die Gemüter im An-

fang noch erregt, war indes durch die geniale Erleuchtung eines Poppeneroder Denkers ebenfalls rasch zu wohlthuedfster Beantwortung gelangt. Ein erfindungsreicher Kopf fragte nicht ohne tiefe Berechtigung, zu welchem Zweck in Poppenerode ein unbenutztes Pfarrhaus von Jahr zu Jahr grüudlicher verfallte, und das Ergebnis dieses glänzenden Aufschlußverlangens war, daß auch der Billigkeitswunsch bezüglich der häuslichen Unterbringung Daniel Ulfilas' die allergüudigste Erledigung fand. Freilich erschien das in Rede stehende Bauwerk von Hause aus eigentlich mehr zum Unterschlupf für einen profanen Vieh- als für einen Seelenhirten vorbedacht, und die Zeit hatte sich so viel unziemliche Späße damit erlaubt, daß auch das bewohnbarste Zimmer einen starken Beigeschmack von der Vorstellung einer romantiklosen Räuberhöhle nicht verhehlen konnte. Aber für den neuen Zubaber bildete seine Stube einen königlichen Palast im Vergleich zu den Baum- und Brücken-, Feu- und Heckenkammern, an die seine „Wanderjahre“ ihn gewöhnt. Er riß die herunterhängenden Tapetenstücken ganz von den Wänden, versah die fast sämtlich mehr oder minder zersplitterten, zerstückelten oder ganz in die Brüche gegangenen Fensterscheiben mit dem heilkräftigen Wundpflaster geölten Papiers, zerstreute die rundum aufgetürnten gelben Hügel von Bohrwurmehl wie ein Landmann Maulwurfschaufen auf seinem Acker und stellte in unvermeidlichem Krieg gegen Spinnen und Kakerlaken, Frösche und Blindschleichen, sowie gegen die eingewurzelte Anrechtsüberzeugung ihrer Niederkunft entgegensehender Mäusegattinnen seine souveräne Oberherrschaft fest. So hauste er seit drei Jahrzehnten, die allerdings nicht zur Festigung der Wände um ihn beigetragen, in seiner „Burgkemenate“, wie er aus seiner Vorliebe für mittelalterliche Forschungen und Anschauungen seinen pfarrhäuslichen Aufenthaltsraum benannte. Er war als ein langer, spindelartiger und haarverwilderter Bier- oder Fünfundzwanziger eingezogen und hatte diese körperlichen Qualitäten unverändert bis auf das eine bewahrt, daß sein damals anselbchwarz gewesenes Hauptgelock jetzt ziemlich in der Spreukel-farbe eines Krauueetsvogels um sein längliches, bartlosrasiertes Gesicht herunterhing. Wie vom Tage seines Amtsantritts wanderte er an jedem Morgen von Poppenerode zum Dreiangel entlang, um der dort zusammenfließenden Dreidörferjugendschere seine förderfame Thätigkeit zu widmen. Seiner Hineigung für klassifche Bezeichnung gemäß, wie für die in der Jugend von ihm als bedeutungsvoll herrschend erkannte Zahl drei, hieß er die dort Angefaumelten in ihrer Totalität „die Tribus,“ sonderte sie indes nach den männlichen und weiblichen Bestandteilen in „Triarier“ und „Triticarier,“ sei es, daß er mit den letzteren nur einen Namensunterschied herstellig zu machen, oder die größere Vorliebe der Mädchen für wohltschmeckendes, doch nur selten an sie gelangendes Weizenbrot damit zu kennzeichnen beabsichtigte, denn die Farbe der Haare, welche gleichfalls eine Begründung für diese feunnelblonde Benennung geliefert hätte, konnte bei beiden Geschlechtern zu keiner Namenscheidung berechtigen. Nach der Beendigung seiner Berufswaltung sorgte für die leiblich notwendige mittägige und abendliche Fort-erhaltung seines Lebens gegen äußerst billig bemessene Entschädigung der Drei-

angel, so daß er in diesem den Tag hindurch sein Feldherrnzelt aufgeschlagen hielt und zuweist nur am späten Abend zum Nachtquartier in seine Burgkemenate heimkehrte.

Wenn aber seine körperhafte Naturmitgift sich drei Jahrzehnte lang im großen und ganzen keiner merklichen Wandelbarkeit unterworfen gezeigt hatte, so war dagegen der nicht leibliche Teil seines Wesens durch die vorschreitende Ernährung der Zeit gleichsam zu einer Korpulenz gediehen, von deren Umfang er bei seiner Hiebertkunft selbst noch keine Vorahnung besaßen. Den reichhaltigsten Nährstoff für diese Zunahme hatten ihm die alten Schweinslederbände zugeführt, welche der Wochenwagenfuhrmann einmal bei einer Makulaturpapierversteigerung im Städtchen als Beiwage erhalten. Durch glückliche Fügung waren sie im Dreiangel in den Blick und kostenlos weiter in die Hand des Poppenroder Gelehrten gelangt, und wann immer er abends heimkehren mochte, versäumte er nicht, bei seinem Anschlittlicht mindestens noch eine Stunde der nächtlichen Stille über der Durchforschung und Aufhellung der in seinen Besitz geratenen unschätzbaren sibyllinischen Bücher nachsinnend zu verharren. Es hatte unverkennbar in der Schicksalsbestimmung gelegen, daß dieselben an ihn kommen mußten, da seinen Augen allein die geistige Sehkraft derartig geschärft worden, Licht in das rätselhafte Dunkel der alten, halb in lateinischer, halb in wunderlicher deutscher Ausdrucksweise abgefaßten Schriften hineinzutragen. Er hatte entdeckt, daß sie ein „unter dem Zeichen des Löwen stehendes“ weltgeschichtliches Geheimnis innerhalb der vom Dreiangel über die Kirchturnspitzen von Poppenrode, Altenhagen und Helbertshufen geschlagenen Kreisperipherie in sich schlossen, ein Geheimnis, das ebenso hoch durch seine Bedeutung war, als es mitmaßlich tief von der Erde bedeckt wurde.

Denn in dieser lag es geborgen, ein Schatz von unberechenbarer Kostlichkeit, der aufs engste mit dem großen Vorleben des Dreiangels und seines Umkreises in Verbindung stand. Dann und wann Kunde von dem Resultat seiner rastlosen Studien in Bezug auf diese glanzvolle Vergangenheit zu geben, konnten die Lippen des Forschers sich nicht enthalten, ohne indes jemals einem Menschenohr eine Andeutung von dem eigentlichen Zweck seiner schwierigen Untersuchungen zu verraten. Doch unzweifelhaft stand es vor seiner Erkenntnis, jenen vom Boden verschlungenen wunderbaren Schatz aufzufinden und für die Menschheit wie für sich selbst an den Tag zu fördern, das war die Aufgabe seines Lebens, zu deren Lösung sich der Schicksalswille des Mittels bedient hatte, ihn dieses Weges kommen zu lassen und als Schulmeister in der Mitte des geheimnischweren historischen Dreiecks — oder richtiger ehemals ursprünglichen Vierecks festzuhalten.

. . .

Ebenso still aber, wie der Raum sich weithin um den Dreiangel cum adjacentibus ausbreitete, hatte seine uralteste Genossin, die Zeit, seit mehr als dreißig Jahren um den letzteren bis zur jetzigen Gegenwart gelegen, in welcher das 1848ste Jahr der christlichen Zeitrechnung den Februar zum März und diesen zu den erfreulicheren Frühlingsmonaten weiter gestaltet hatte. Die Lerchen trillerten,

der Kriebitz freischte, und die Frösche begannen zu quaken. Das war alles ebenso wie sonst und nicht um einen Ton anders. Das Wochenblatt brachte am Sonnabend zwischen den wichtigsten Lebensereignissen in den städtischen Honoratiorenfamilien ab und zu eine Mitteilung, daß in einigen größeren Orten des deutschen Bundes eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen der Bevölkerung und den Behörden Platz gegriffen habe, insofgedessen es in den Straßen ein wenig lauter als gewöhnlich zugehe, auch da und dort einmal ein Schuß falle. Allerdings konnte man um den Dreieckel keine sonderlichen Höhepunkte besteigen, doch wenn man sich auf die Beben stellte, reichte der Blick ziemlich überall gleichmäßig meilenweit an dem Horizont. Aber auch so sah man nichts Ungebräuchliches, hörte nichts und bekümmerte sich infolge davon nicht im geringsten um die Mitteilungen des Blättchens.

Darin ging der Pastor Wolfgang Schaffenrath seinen drei Gemeinden mit beredtestem Beispiel voran, denn seine Predigten enthielten wohl unter anderem, wie stets um diese Jahreszeit, allerhand nützliche Weisungen über Sandbodenverbesserung, Sumpfbodenentwässerung und Mäusevertilgung, aber der vom Wochenblättchen übermittelten Nachrichten von jenseits des Himmelrandes that er mit keiner Silbe Erwähnung. Nur in den Zügen Daniel Ulfilas' machte sich seit einiger Zeit eine Abweichung von der allgemeinen Seelenruhe bemerklich. Er neigte häufiger als früher zu einer tiefsinnigen Schweigsamkeit, die auf ständige bedeutungsvolle Vorgänge in seinem Innern hinwies. Sein Mund that nicht kund, welcher Art diese seien, allein ein tapethastphosphoreszierendes Aufflimmern im Hintergrunde seiner Augäpfel besagte zum Östern, daß sein geistiger Blick neuerdings mit einer mehr und mehr gespannten Erwartung in Zeit und Raum hineingerichtet sei.

Des weiteren ward so aus dem Mai der Juni, und auch in dem „Klein-Poppenrode“ benannten hübschen Garten thaten die Syringen das Nämliche, wie stets um diese Jahreszeit, sie fingen an zu blühen. Das benutzten die sinnigeren „Triticarierinnen“ Altenhagens — während die „Triarier“ sich mehr mit der Maifaserfuche beschäftigten — dazu, sich vor der überblühten Gartenhecke an der Hand zu fassen, ruzdzutanzten und dabei einen uralten Ringelreim zu singen:

„Kinge-inge-reihe,
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Hollerbusch,
Machen alle: husch — husch —
Suche!“

Und danach duckten sich alle lachend und tuschelnd auf den Boden nieder, sprangen vergnügt wieder auf, schwenkten sich aufs neue im Kreise um und begannen ihren scheinbar äußerst kindisch-sinnlosen Reimfingsang von vorn.

Es war ein sehr schöner Junivorabend, die Stimmen und Stimmchen klangen hell und vernehmlich über den Zaun von Klein-Poppenrode in den Garten hinüber, darin Wolfgang Schaffenrath sich gemeinsam mit Katharina Hollerbusch dem Begießen reichlich knospender, durstiger Rosenstöcke hingab, und die letztere hielt

einmal in ihrer Trunkauspfindung inne und sagte lächelnd: „Es klingt hübsch, schade nur, daß die Kinder einen so merkwürdigen Unsinn singen; Herr Ulflas sollte ihnen vernünftiger Lieder beibringen.“

„Ein Unsinn ist das nun nicht gerade, liebe Käthe,“ erwiderte der Pastor, sich gleichfalls in seiner Beschäftigung unterbrechend, „und den Kleinen von einem Lehrmeister beigebracht, der selbst Daniel Ulflas noch um ein Weniges an Gedankenschätzen überrreffen möchte. Sie ahnen zwar selber schwerlich, was sie mit ihrem Reime berufen —“

„Und das wäre?“ fiel seine alte Hansgenossin sowohl mit dem Verlangen nach Belehrung als mit einem kleinen Zusatz weiblicher Neugier ein.

„Das wäre,“ entgegnete Wolfgang Schaffenrath, und in seine Zungenspitze schien plötzlich ein kleines Knötchen sich verheddert zu haben, denn er hielt einen Augenblick an, ehe er fortfuhr: „Nun ja, das heißt, liebe Käthe — ich erinnere mich wirklich zur Stunde der eigentlichen Bedeutung des Liedes nicht. Aber es kommt mir ins Gedächtnis, daß ich mir vorgefetzt, heute Abend noch einen kleinen Gang zum Dreiaugel hinüber zu machen, und dafür ist es nunmehr wohl Zeit geworden.“

Ein wenig verwundert sah die von ihm Zurückgelassene nach, wie er ins Haus trat und sich aus diesem alsbald durch die Vorderthür davon begab. Die Kinder sangen unermüdet ihren Ringelreim weiter und besaßen in der That keinerlei Ahnung davon, daß sie damit der alten Liebesgöttin ihrer heidnischen Urmutter, der Frau Holle, eine anachronistische Huldigung darbrächten und daß in dem Hollerbusch die Seelen der noch ungeborenen Kinderlein gehaust, welche Freia-Holda auf den Wunsch der jungen Frauen „husch-husch-husch!“ machen und zu ihnen davonfliegen gelassen, wo sie dann mit einem freudigen „Zuchhe!“ begrüßt worden. Wolfgang Schaffenrath dagegen, dem die drei Jahrzehnte in seiner Altenhagener Klausel Mühe vergönnt, sich mit mancherlei auch nicht geistlichen Menschendingen zu befassen, kannte diese Bedeutsamkeit des alten Liedes gar wohl und hatte im Begriff gestanden, sie der Fragestellerin zu erläutern. Doch war ihm diese Absicht beim Beginn der Ausführung im Munde verblieben — nicht weil die Kinder, wenngleich unwissentlich, mit der Lobpreisung der alten Heidengöttin eine tadelnswert unchristliche Handlung begingen, sondern weil es ihm bei reiferem Bedacht nicht geeignet erschienen, Katharina Hollerbusch gegenüber bei einem von dem Ringelreim eigentümlich betriebenen Namenswortspiel zu verweilen und ihr den Aufschluß zu geben, daß dem Hollerbusch in dem Liede die Bedeutung des Bewahrungsortes nicht zum Leben gelangter Kinderseelen innewohne, für die Freia keine Unterkunft auf der Erde gefunden. Wolfgang Schaffenrath hatte die Empfindung, daß diese Erklärung die Hörerin mit einem wehmütigen, wohl gar wehthuenden Gefühl berührt haben würde, denn er selbst war von der Verstellung in nicht unähnlicher Weise angewandelt worden, und um sich dagegen eine wünschenswerte und seit vielen Jahren eine altbewährte Beschwichtigung zu verschaffen, hatte er es am dienlichsten erachtet, noch ein wenig allein den Weg nach dem Dreiaugel einzuschlagen.

Auf diesem Wege aber gedachte Wolfgang Schaffenrath, wie er hier im Laufe der vielen Jahre, vorzüglich der ersten seines Antes gar oftmals gegangen, weil er plötzlich im Hause oder im Garten von einer Bank, auf der er gewohnheitsmäßig Hand in Hand mit Katharina Hollerbusch gesessen, aufgesprungen, dieweil er in solchem Momert die Erforderlichkeit des Alleinseins allzu lebhaft empfunden gehabt. Es mochte wohl überhaupt ein recht gewagtes Unterfangen bedeutet haben, dessen die jungen Jahre den beiden Hansgenossen sich bei dem gemeinsamen Einzug in die Pfarrwohnung vermaßen, und die Bedenklichkeit war dadurch nicht gemindert worden, daß sie sich vorher mit großer Liebe zugethan gewesen und ein Gelöbniß unverbrüchlicher Zugehörigkeit ausgetauscht. Doch sie hatten den Mut, das gegenseitige und das eigene Vertrauen besessen, diese schwierige Aufgabe auf sich nehmen zu können, und sie hatten dieselbe, wenigleich mit manchem offenkundigeren oder heimlicheren Mühaufwand gottlob glücklich und zu ruhig beschwichtender Erinnerung durchgeführt. Ja gottlob, daß dieses Wagniß also verlaufen, denn es nochmals auf sich zu laden und von neuem zu beginnen, hätten sie beide sich wohl gleicherweise nicht getraut. Aber es war so doch in etwas nach dem Bibelwort, daß der Mensch nicht allein sein solle, und war gut und schön gewesen, eine Frühlingsfaat, die jetzt mit freundlich friedvoll geborgener Herbsterte lohnte. Denn nun hatte seit gar manchem Jahr schon das gemeinsame, gegen die ehemals von der Frau Holle hier verkörperte Natur gerichtete Unterfangen seine Kühnheit und seine Kräfteforderniß eingebüßt und nötigte Wolfgang Schaffenrath nicht mehr zu dem früheren oftmalig plötzlichen Fortgang auf der stillen Wohnstube oder dem blühenden Garten. Deshalb war seine alte Lebensgefährtin von seinem heutigen Gebaren ein wenig mit Bewunderung berührt worden und zugleich mit etwas wehmütigem Gedächtniß, denn es hatte sie an entschundene Tage gemahnt, in denen der Beweggrund solches Thuns von seiner Seite nur allzu deutliches Verständnis in ihr selbst angetroffen.

Nein gottlob — er hatte die alte Liebesgöttin nicht in den Stand gesetzt, „Husch-husch-husch!“ rufen zu können. Es wäre kein christliches, sondern ein heidnisches Handeln von ihm gewesen, denn die Kleinen hätten nicht gesungen, gejubelt und gehüpft, vielmehr in Not gedarrt und gehungert und ihn verkümmert vorwurfsvoll angeblickt, warum er sie aus ihrer sorglosen Schlummerstatt bei der guten Frau Holle zu sich in sein Haus der Entbehrung und in ein Leben der Trübseligkeit gerufen habe. Nein gottlob, diese Verlockung, mit der die Natur ihm tausendmal zugeflüstert: „Das alles will ich dir geben, wenn du mir nachfolgst!“ war nun überstanden, und Katharina Hollerbusch war seine „liebe Braut“ wie vor dreißig Jahren und keine Frau Pastorin, die ein Pfarrer von Altenhagen nicht besitzen durfte und auf die ein Kandidat der Theologie von vornherein kein Lebensanrecht hatte, der ohne jegliche Auszeichnung in der Gottesgelahrtheit durchs Examen hindurchgeschlüpft war, nach seinem „Charakter“ nicht ganz unähnlich wie ein Kukul in den Taubenschlag des heiligen Geistes.

Befriedigt ließ der einsame Wanderer den Blick vor sich hinausgehen. Wie gesagt, ein schöner Abend war's, friedlich und still, wie er nach einem Tag mit

mancher schwül bedrückenden Stunde und drohenden Gewitterausbrüchen, da diese gut vorüber gegangen, Leib und Seele beruhigend umfangen konnte, und an einer Biegung des Weges tauchte jetzt die lange Erscheinung des Schulmeisters Daniel Wiflas vor ihm auf. Derselbe ging tiefsinnig, von Gedankenschwere vorgebückt, und gewahrte den ihm Begegnenden erst beim Ausblick in nächster Nähe. „Sind Sie auch noch ein wenig der peripathetischen Nützlichkeit zugethan, domine scholastico?“ frug der letztere.

Daniel Wiflas antwortete in einem Ton sich mühsam beherrschender innerster Erregung:

„Ich habe mich genötigt gesehen, meine Studien einseitig zu unterbrechen, da der Bohrwurm neben mir im Gebälk unablässig zu reden anhub, als klopfte er in meinem eigenen Gehirne.“

„Ja, es ist das so seine Gesplogeneheit im wurmfischigen Holze,“ nickte der Pastor von Altenhagen.

„Und wunderfam“ — der Lehrer dämpfte seine Stimme herab — „wissen Sie, was ich aus dem Geflopf vernommen?“

Wolfgang Schaffenrath entgegnete lächelnd: „Es fällt mir nicht wohl möglich, in dieser Beziehung meine Wissenschaft der Ihrigen anzunähern.“

„Während meiner heutigen Forschungen entdeckte ich in einem lateinischen Abschnitte, der von einem der wichtigsten, noch im Schoße der Zukunft ruhenden Weltereignisse redete, in den Worten verborgene Ziffersprache. Derweil ich diese aber ihrer Bedeutung gemäß zusammenordnete, begann auch die Arbeitsthätigkeit der Totenuhr neben mir im Holze, welche gleichfalls eine Zahl zum Ausdruck zu bringen beflissen war. Und meinem achtsamen Anfuern ergab sich die Übereinstimmung der Buchstaben und des Klopfwurmes, insofern beide durch ihre Äußerungen die nämliche Summe zusammenfügten.“

Daniel Wiflas benannte die letztere nicht, doch er zeichnete mit der Zwinge seines Stockes musterhaft „MDCCCXXXVIII“ in den Sand des Weges. Sein Zuschauer blickte bis zur Fertigstellung der römischen Zifferzeichen darauf nieder und verseßte alsdann:

„Es verkündet in der That Ihre besondere und hocherfreuliche Begabung für die Unterweisung Ihrer Schüler in der Rechenkunst, daß es Ihnen ohne eine Irrung gelungen, die Addition des Balkengeräusches bis zu der hohen Zahl achtzehnhundertundachtundvierzig glücklich zu Ende zu führen.“

„Ob es ein zu glücklichem Ende führendes Jahr bedeutet, Herr Pastor,“ erwiderte der Gelehrte von Poppenrode nicht mit landesüblicher Betonung der letzten Silbe des Anredewortes, sondern unter Wahrung der altrömischen Hirtenbedeutung desselben — „ob es als ein Jahr des Heiles für Sie und Ihre Herde, für uns alle heraufkommt, Herr Pastor, das ruhet wohl noch auf der Wage des allbestimmenden Elementes, welches wir als die Weltordnung verehren. Aber ein Jahr der Erfüllung dessen wird es sein, was nach dem Schicksalschlusse geschehen soll, und es wird sich für diesen seine Diener bereitet haben und wird sie bereit finden. Ich sehe die Boten heraufschreiten, welche diese seit bald einem

Zahrtausend schweigamer Vergangenheit anheimgegebene Stätte wiederum mit gewaltigem Leben erfüllen und ihrer Bestimmung zurückgeben werden.“

„Nun ja, nun ja,“ antwortete der Pastor Wolfgang Schaffenrath, über die stille Sand- und Sumpfwüste vor sich hinausschauend, „Sie sind der Prophet Daniel, dessen Blick über das gewöhnliche Maß irdischer Sehkraft erhellt worden, denn meine Augen gewahren noch nichts von dem Herannahen solcher Verkündiger. Mögen wir uns einstweilen denn heute noch nicht in der Löwengrube, sondern im Dreiangel zu weiterer Erfreueung an den Ergebnissen Ihrer Forschung wiederum antreffen. Ich gedenke mich noch ein wenig, ehe die Posaunen einsetzen, an dem Abendgesang der Frösche zu begnügen.“

Fremdlich nickenden Grußes, wie dreißigjährige, fast tägliche Berührung diesen zur Selbstverständlichkeit gemacht, setzte der Sprecher seinen Weg fort.

Daniel Ufilas hatte ihm eine Weile mit sonderbarem, forschendem Blick das Gesicht nachgewendet gehalten und mehrfach fragend vor sich hin gemurmelt: „Was wollte er damit besagen? In der Löwengrube? Was hat er damit anzudeuten die Absicht gehegt? Sollte meinem Munde in unbedachtsamer Weise eine Wortankerung entronnen sein, welche er einer Deutung auf die Fundgrube des Löwen zu unterziehen vermocht?“

Die Züge des Schulmeisters ließen keinen Zweifel an dem Vorhandensein ernster Inhaltschwere in diesen Fragestellungen. Das Verlangen nach ihrer aufhellenden Beantwortung erfüllte auch ihn mit einem ernstern Drange zur Einsamkeit und lenkte ihm den Fuß auf einen schmal sich in Haide und Bruchniederung hineinziehenden Seitenpfad ab. Eine Lerche, die sich bereits zum Schlafengehen gerüstet, flatterte noch wieder mißvergünstigt auf, da und dort verschwand einer der vierbeinigen Abendkonzertveranstalter mit einem „Glucks“ vom grünen Rand eines braunen Wassertimpels herab zwischen Binsen und Riedgrashalmen, sonst bot die nähere wie die weitere Umgebung des Weges nichts auf gewaltige Weltereignisse Vorbereitendes dar. Freilich nur scheinbar, denn es war trotzdem etwas vorhanden, und Daniel Ufilas gewahrte dies plötzlich mit einem ihn ungeachtet seiner Bereitschaft rieselnd überlaufenden Schauer der Erkenntnis. Etwas Langes, Dünnes, Dunkles und Sonderbares hob sich in einiger Entfernung manchmal gegen den Horizont, versank hinter einer Bodenwelle und tauchte wieder empor. Es war ein Mensch, und zwar wie ein zeitweilig und freiwillig auf die Nase fallender Mensch, und nun unterschied der einheimische Betrachter auch, es war ein aus östlicher Richtung weglos daher kommender fremder Mensch, im Anfang einer riesenhaften Heuschrecke nicht unähnlich, jetzt sich allmählich mehr mit einem auf der Spitze bekнопften wandernden trigonometrischen Zeichen in passenden Vergleich setzend.

Weshalb kam ein fremder Mensch pfadlos von Osten her durch Sand und Sumpf? Das war seit Jahren nicht geschehen, gleichsam eine Abweichung von unverbrüchlichen Naturgesetzen. Unwillkürlich murrnete Daniel Ufilas vor sich hin: „Ex oriente lux!“

Besonders lichtstrahlend nahm der Fremde sich allerdings in der Nähe be-
sehen, nicht aus. Die Hosen befanden sich über seinen Füßen hoch aufgetrennelt,
doch trotzdem zeigte eine verschwenderische Fülle von dunklen Flecken, Spreukeln
und Sprüchern bis zu den Hüften hinan, daß er unterwegs die vertrauliche Be-
kantschaft zahlreicher Moorlachen und Torfbrüche gemacht haben müsse. Auch
seine schwarzen Rockschöße schienen Liebhaber muddriger Feuchtigkeit zu sein, und
seinen Filzhut hatte er offenbar einmal zum Schöpfen verwertet, denn es fiel von
den breiten Rändern desselben gleichfalls in Tropfen herunter. Was ihm von
weitem auch in der Farbe Ähnlichkeit mit einer Heuschrecke verliehen, war eine
ungeheure grüne Blechspindel, die ihm gleich einer Riesenraupe bald auf dem
Rücken, bald über die Brust zu kriechen schien.

Nun rückte er seine Goldbrille auf dem schmalgratigen Nasenrücken eines
kleinen vogelartigen Kopfes etwas zurecht, betrachtete kurz den ernstblickend seines
Herankommens harrenden Poppenroder Gelehrten und fragte mit einer feinen,
hochtönenden Stimme:

„Befindet sich nicht etwa hier herum eine Wirtschaft — der — der — ich
besinne mich nicht auf den Namen — wo man zu einem Unterkommen gelangen
kann?“

„So, Sie bestimmen sich nicht auf den Namen,“ erwiderte der Angeredete
mit demselben Ernst der Lippen, der aus seinen Augen sprach. „Vielleicht aber
gereicht es Ihrem Gedächtnis zu einer Anregung, wenn ich in Ihrer Vorstellung
das *signum trianguli* aufwecke.“

„Richtig, richtig, der Dreiangel. Ich bin manchmal ein bißchen vergeßlich.
Woßl der magister loci?“

„Die Vergeßlichkeit kann ihren Ursprung aus unterschiedenen Quellen ab-
leiten. Ich bin in der That die hiesige Amtspersönlichkeit, welche Sie zu be-
zeichnen beliebt haben.“

„Freut mich, hätte Sie doch aufgesucht, können mir vielleicht sehr nützlich
sein. Ist's also möglich, in Ihrem — Ihrem — Dreiangel — wunderlicher
Name —“

„Gewiß, ein absonderer Name.“

„Ich meine, ob man darin für einige Zeit Unterkunft finden kann. Auf
Bequemlichkeit kommt es mir durchaus nicht an.“

„Gewiß, höheren Rücksichten ordnen sich die geringeren stets unter. Aber
die Voraussicht verfloßener Jahrhunderte hat Vorsehrung getroffen, auch den
letzteren im Triangel gerecht zu werden.“

„Schön, schön. Man soll die Erholung als Kräftigungsmittel für die an-
strenghende Thätigkeit nicht mißachten. Sehr dankbar, wenn Sie mich nach diesem
unübertrefflichen Standquartier geleiten wollen. Ich bin der Professor Schabacker
aus Berlin.“

Daniel Ufflas küstete zugleich mit einer zeremoniellen Verneigung seine
Kopfbedeckung. „Ich weiß, was mir als Pflicht vorbestimmt worden, und sah
ihr in Bereitschaft entgegen. Und gleicherweise weiß ich, daß es mir geziemt,

den Namen, mit welchem Sie sich bei mir eingeführt, als einen zu respektierenden entgegenzunehmen.“

Sie schritten nebeneinander fort, der Professor Schabacker äußerte: „Ein sachkundiger Führer ist in Ihrer Gegend in der That nicht zu unterschätzen. Ich bin ein paar Mal nahe daran gewesen, recht übel wegzukommen.“

„Es steht allerdings wohl zu vermuten, daß Ihnen das Fortkommen aus der preußischen Hauptstadt nicht leicht gemacht worden ist.“

Der Professor warf einen halbverwunderten Blick auf seinen Begleiter, dann versetzte er mit einem unwillkürlichen Zinkern um die Mundwinkel: „Das scheint Ihnen eine prophetische Sehraft einzugeben. Es war wirklich eine erhebliche Schwierigkeit des Entkommens für mich vorhanden, aber eben das —“

„Erhöht alle leiblichen und intellektuellen Kräfte des Mannes,“ fiel Daniel Wflas bestätigend ein, „wenn es sich, um mich vulgären Ausdruckses zu bedienen, um Kopf und Kragen eines von unerbittlicher Bedrohung Gefährdeten handelt, der nur durch heimliche Entweichung einer großen Lebensaufgabe zu gehorchen befähigt wird.“

Diesmal schüttelte der hauptstädtische Zuhörer den Kopf, doch nicht im verneinenden Sinne, sondern in solchem noch erhöhter Verwunderung über das genau Zutreffende in der begründenden Erläuterung der von ihm angetroffenen ländlichen Sehergabe, während der Inhaber der letzteren, von der verständnisvoll aufgefaßten Kundgebung seines Begleiters hochbefriedigt, in einen leichteren Gesprächston überlenkend, fortfuhr:

„Ich denke, es wird die Frage verstatet sein, nach welcher Richtung sich die weltgeschichtlichen Ereignisse zu Berlin in der jüngsten Zeit weiterbewegt haben.“

Professor Schabacker hatte sich während der Frage niedergebückt, eine am Wegrande mit gelbem Schimmer aufbrechende Pflanzentknospe gepflückt und äußerte, dieselbe beschauend: „Ein ungewöhnliches Jahr oder ein außerordentlicher Boden. Schon *Leontodon autumnale*, der Herbstlöwenzahn. Weltgeschichtliches Ereignis? Ich habe von keinem in Berlin gehört.“

„Eine Gattungsart der Vergesslichkeit, die sich etwa als *oblivio diplomatica* bezeichnen ließe.“ Ein leises, zurückhaltendes Lächeln begleitete die Entgegnung des Schullehrers, und er fügte hinzu: „Vielleicht hat das ungewöhnliche Jahr Sie auf diesen außerordentlichen Boden nicht nur zum Behufe der Auffindung eines Löwenzahnes, sondern auch einer Königskrone oder einer Kaiserkrone geführt.“

„Königskrone — *Verbascum thapsiforme* — Kaiserkrone — *Fritillaria imperialis* —“

Der Professor blickte mit begierig suchenden Augen über die Landschaft vor sich hinaus — „nein, mein Verehrtester, das sind Gegenstände geringfügigerer Bedeutung. Doch eine vergessene, von mir durch glücklichen Fund aufgedeckte Überlieferung befragt als zweifellos, daß Ihre Gegend einen weit köstlicheren Schatz verbirgt, den ich um jeden Preis ans Licht zu fördern suchen werde. Er

kann möglicherweise zur Krönung einer neuen Entwicklungsperiode der Botanik gereichen, aber eben um dieser Wichtigkeit willen bitte ich Sie, über sein hiefiges Vorhandensein Schweigen zu bewahren. Das zufällig anwesende Ohr eines Konkurrenten könnte mir sonst sein Auge und seine Hand zuvorkommen lassen."

"So, so, ein botanischer Schatz zur Entwicklung der Botanik, ich verstehe, Herr Professor," erwiderte Daniel Wifilas mit leicht hervorhebender Betonung. "Nun, dort taucht der Gasthof vor uns empor, an dessen eigentümlichen Namen sich Ihr Gedächtnis nicht zu erinnern vermochte. Es entsprach das dem leitenden Gedanken, der Sie zur Krönung jener neuen Periode berufen, doch es war nicht erforderlich, da die Schicksalsbestimmung mich Ihnen zum Führer entgegengeschickt hatte. Ich bitte Sie, sich jeglicher Besorgnis zu entschlagen, daß ein unbedachtames Wort meines Mundes Veranlassung zum Mißlingen Ihrer großen Aufgabe bieten könnte. Ich habe meine Pflicht erfaßt und weiß auch der schwereren zu gehorchen, welche mir Nachordnung auferlegt und mich nur ein dienendes Werkzeug der von der Vorsehung Auserlesenen in mir erkennen läßt."

"Sehr liebenswürdig, ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Magister," entgegnete der Professor der Botanik aus Berlin, Herr Anton Schabacker, und sie wanderten dem sich gemach in Dämmerlicht hüllenden Dreiangel entgegen.

* * *

Auch der Pastor Wolfgang Schaffentrath war beim Fortschreiten durch die schöne Abendstimmung der Natur von dem breiten Weg seitwärts abgezogen worden und wanderte gleich Daniel Wifilas auf einem schmalen Pfade in einsamer Stille umher. Nur hatte er sich mehr dem Trocknen zugewandt, der Sand behauptete hier mit großer Energie sein manchstausendjähriges Ansiedlungsrecht an die Gegend und setzte überall zeitweiligen Versuchen des Wassers, sich von obenher an der Herrschaft mit zu beteiligen, die Gemütsruhe eines Siebes entgegen. Infolgedessen zeigte sich der Boden zumeist mit Haidekraut und gelbblühendem Ginster bedeckt, kleine Hügel und Thäler mischten sich durcheinander, die einem Geologen keinen Zweifel über den Genuß belassen hätten, sich zwischen ehemaligen Seebünen zu befinden, Wachholdergesträuch nickte wie dunkles, etwas störriges Haar über die Stirnränder goldgelber, nackter Erdabhänge herunter, und kleine Kiefergruppen schienen sich nach ihrem keineswegs verdrossenen Aussehen durch die Gesellschaft zierlicher, in feine weiße Bastgewänder gehüllter Birken geehrt und erheitert zu fühlen.

Es war recht ein Fleckchen Erde, um sich allein mit seinen Gedanken darin zu befinden, und wiederum doch auch, um sich nicht allein hier aufzuhalten, sondern sonst noch jemandem einen Mitgenuß daran zu vergönnen. Besonders mußte solcher Wunsch in der zur Geselligkeit hinneigenden Jugend lebendig werden können, dann aber allerdings ein hier Verweilen zu Zweiten noch mehr an Bedenken in sich tragen als selbst in der geräuschlosesten Wohnstube oder einem von Frühlingsblüten duftenden Garten. Dies mochte in der Vorstellung

des einsamen Betrachters eine deutliche Erkenntnisgestaltung angenommen haben, denn er sprach nach einem Weilschen laut vor sich hinaus: „Nun, es ist gut, daß ich meine liebe Rätke nächstens einmal mit mir hierherführen kann.“

Da trug sich etwas sehr Unerwartetes zu, denn bei dem Stimmenklang erhob sich ein wenig seitwärts von dem Sprecher plötzlich ein Rascheln, und es stellte sich heraus, daß sich doch noch jemand den Mitgenuß der stillen Gegend vergönnte. Freilich vor der Hand oder wohl seit einer ziemlichen Weile nicht mit einer Begehrlichkeit der äußeren Sinne, denn ein Kopf, der sich hinter einer niedrigen Deckwand von Wachholder aufrichtete, bot unverkennbare Anzeichen, daß er von den lautgesprochenen Worten aus dem Schlafe aufgeweckt worden sei. Ungewiß, mit zwinkernden Wimpern sah er den Pastor und dieser nicht minder überrascht ihn an. Der noch halb Verschlafene war ein junger Bursche mit breitrandigem Filzhut auf dem Kopf, einem weiten, blusenartigen Rock, wie Studenten ihn wohl für eine heiße Fußwanderung anlegten, und auf denselben Zweck hindeutend lag ein kleiner Kalbsfellrango neben ihm. Augenscheinlich war der Tourist weit marschiert und hier von Müdigkeit befallen, aber im Gegensatz zu dem Professor Schabacker aus Berlin hatte er seine Kleidung in tadellosester Sauberkeit erhalten. Selbst seine reisenäßig halb mit Samaschen bedeckten Stiefel wiesen nichts als ein bischen losen Staub auf sich, und die am Halse wie an den Handgelenken breit übergebogenen Leinwandumschläge wetteiferten an weißer Frische mit den schneehellen Wolken, die da und dort durch das Blau des Abendhimmels auf Wanderschaft gingen. Doch war er unverkennbar kein auf einer solchen begriffener Handwerksbursche, vielmehr aus gutem Hause und der Naturanlage nach wohl ein wenig Muttersohnchen, denn er trug nicht nur auf den Füßen Schuhe, sondern auch, der deutschen Bezeichnung gemäß, auf den Händen. Und alles an ihm verriet durch Ebenmaß, Wohlgestaltung und schiebliche Ordnung die Abkunft von Angehörigen höheren und gebildeten Standes. Er fand es sichtlich auch nicht passend, vor der Betrachtung von seinen Fremden in seiner hingestreckten Lage zu verharren, sondern richtete sich, seinen Blusenrock hurtig mit beiden Händen straff herunterziehend, zu sitzender Stellung in die Höhe und blickte dem unweit vor ihm Anhaltenden, unter dem schattenden Hutrand hervor, jetzt aufmerksam mit zwei hellen, grauen Augensternen ins Gesicht.

Ein derartiger Haidegast gehörte nun zwar durchaus nicht zu den üblichen Gegendvorkommnissen, allein neben einigem andern unterschied sich der Altenhagener Pastor von dem Poppenroder Magister auch darin, daß er in jenem zunächst nicht den Bcten oder Bevollmächtigten eines nach jahrhundertlangem Ratschluß auf ihn heranschreitenden Weltereignisses, sondern einen mutmaßlich etwas vom richtigen Wege abgekommenen jungen Fußwandersmann gewährte. Demzufolge hielt er mit Anteilnahme und Wohlgefallen, doch ohne sturmwellenhaft in ihm aufgeregte Gedanken den Blick gleichfalls auf den wortlos Dastizenden verwandt und äußerte freundlichen Tones: „Mein Kommen hat Sie wohl

ein wenig erschreckt, junger Herr, wie es einem bei plötzlichem Erwachen an fremdem Orte zu geschehen pflegt.“

Das leugnete der Gesichtsausdruck des Angeredeten nicht ab, und auch sein Kopf nickte dazu. Im übrigen aber beschränkte er sich darauf, ohne Erwiderung den Sprecher weiter in Betracht zu nehmen. Der letztere sagte nochmals: „Vermuthlich sind Sie in der Heide ein bißchen von Ihrem beabsichtigten Wegziel abgeraten?“

Dazu schüttelte der Kopf des jungen Burschen, und Wolfgang Schaffenrath fuhr fort:

„Doch es steht wohl anzunehmen, daß Ihnen eine gute Unterkunft für die einbrechende Nacht erwünscht fallen dürfte.“

Das bestätigte der Kopf wieder, die Augen desselben drückten zugleich etwas wie ein zufriedenstellendes Ergebnis ihrer Musterung der Züge des Pastors aus, doch die Lippen drunter verblieben so tonlos wie bisher.

Dem vergeblichen Fragesteller kam ein ihn teilnahmsvoll bewegender Gedanke. War dieser ungewöhnlich einnehmende junge Mann etwa taubstumm?

Rein, taub allerdings nicht, denn er verstand ja offenbar die Ansprache. Aber stumm schien der Unglückliche in der That.

Schaffenrath sann ein paar Augenblicke umher, dann geriet er auf das für solchen Fall einschlägigste Verfahren. Er sagte mitleidend: „Wenn Sie mir den Namen des Ortes angeben wollen, den Sie zu erreichen getrachtet haben,“ und er zog gleichzeitig ein Taschenbuch nebst einem alten silbernen Crayon hervor und hielt beides dem Sprachunfähigen hin.

Dieser sah den hilfsbereiten Darbieter an, es suchte ein wenig um seinen nicht vom leisesten Bartanflug überschatteten Mund, dann bemühten die roten Lippen sich vergeblicher, Widerstand zu leisten, und nun brachen sie in ein helltönig durch die Abendstille klingendes Lachen aus, dem eine feine Stimme nachfügte: „Was soll ich damit?“

Die erste Empfindung des Pastors bestand in einer dankbaren Freude, daß seine Annahme ihn getäuscht habe. „Gottlob!“ sagte er, „Sie sind's also nicht.“ „Was nicht?“ fragte die helle Stimme.

Er mochte das Wort nicht nennen. „Das, was Sie zu sein schienen.“

Das Gesicht des Fremden überblühte sich etwas mit rosiger Färbung und er versetzte: „Wenn Sie es gemerkt haben — Sie sind der Erste, der's gethan.“

Anwillkürlich frug Schaffenrath: „Haben Sie denn sonst mit niemandem unterwegs gesprochen?“

„Das mußte ich wohl, aber auch dabei hat es keiner bemerkt.“

War es, statt mit der Zunge, im Kopf des jungen Menschen nicht ganz richtig bestellt? Dem Pastor flog herans: „daß Sie nicht stumm seien?“

„Stumm?“ Nun bemaß der Blick des Sitzenden den vor ihm Stehenden mit einer Frage nach der Richtigkeit seines Verstandes. Aber danach lachte er wieder: „Ja so, das hatten Sie —,“ und er fügte hinzu: „Rein, ich kann manchmal nur zu gut reden.“

Ein klein wenig melancholischen Klages lag darin und befestigte Schaffenrath in der Überzeugung, mit seiner letzteren Hypothese leider den Thatbestand entsprechend beurteilt zu haben. Es fiel zweifellos notwendig, Angehörigkeit und Reisezweck des nicht ganz Zurechnungsfähigen mit Vorsicht auszukunden, und der Pastor sprach:

„Da Sie also zu sagen vermögen, welches Ziel Ihr Weg im Auge hat —“

„Nein, das weiß ich nicht. Die Luft in der Stadt bekam mir nicht, und der Arzt hat mir einen Landaufenthalt angeraten.“

„So, der Arzt? Und wo hat er denselben verordnet?“

„Das weiß ich nicht. In einer guten und möglichst stillen Kuranstalt.“

„So, in einer Kuranstalt? Und welche Behandlung hat er darin vorgeschrieben?“

„Ich glaube eine Milchkur, um etwas befänstigend zu wirken.“

„Nun ja, das mag dienlich sein. Und darf ich mich wohl nach dem Namen des Herrn erkundigen, dem ich gern die erforderliche Beihilfe zu leisten bereit bin.“

„Namen?“ Der Befragte sah auf. „Namen? den hab' ich nicht und für die zwei Tage, in denen ich unterwegs bin, auch nicht gebraucht.“

„Nun, es ist ja auch nicht nötig, einen solchen zu besitzen. Doch vermutlich trägt die Stadt, die uns das Vergnügen Ihres Hierherkommens bereitet hat, einen Namen.“

„Ja, aber den weiß ich nicht.“

Ein schalkhafter Zug umspielte bei der letzten Antwort den Mund des jungen Burschen, der, grazios von seinem Sitz anhuschend, hinzusetzte:

„Sie halten mich für ein bisschen verrückt, Herr Pastor, und ganz haben Sie damit vielleicht nicht unrecht. Aber Sie hören, daß ich noch so vernünftig bin, Sie erkannt zu haben, ohne Ihren Namen zu wissen. Und da Sie so freundlich sind, mir Ihre Beihilfe anzubieten, nehme ich sie sehr dankbar an, denn Ihre Lust und Ihre Gegend hier scheinen mir für meine Kurabsicht sehr geeignet, und ich möchte sie gern sobald als möglich in etwas besser gewohnten Kleidern antreten.“

Es war Wolfgang Schaffenrath, der seit dreißig Jahren Pastor zu Altenhagen, Poppenrode und Helbertshufen gewesen, nicht zu verargen, daß er plötzlich — und zwar jetzt erst — ziemlich verdukt dreinsah. Innerhalb dieser nicht unansehnlichen Zeit war ihm vom Menschengeschlechte kaum einmal etwas Weiteres vor Augen gekommen als die Bewohner der genannten drei Ortschaften nach ihrer Einteilung in männliche und weibliche. Der letztere Gattungsunterschied ergab sich aber, zum mindesten außerhalb der Häuser, in sehr viel geringerem Grade durch natürliche Kennzeichen als durch das gewiß Nützliche und Schickliche, doch immerhin Künstliche der Kleidung. Nur mit seltenen Ausnahmen würde eine Vertauschung derselben den Blick dennoch zur Entdeckung des schönen und des anderen Geschlechtes genötigt haben, und der Verlaß auf die äußere Hilfe war deshalb ein ebenso erforderlicher als sicherer, da es sich zweifellos seit Er-

Schaffung der Welt oder den Tagen der steinältesten Großmütter hier nicht getragen, daß ein Bauernsohn sich Röcke um den Leib gebunden oder eine Bauerntochter sich ein paar Hosen angezogen hatte. Auf dem Theater mochte etwas Derartiges vorkommen, aber da Wolfgang Schaffenrath sich niemals in einem solchen befinden, war er auch nie von der Frage berührt worden, ob es dort im gegebenen Falle leicht oder schwer möglich sei, die beabsichtigte Täuschung zu erkennen. Wahrscheinlich indes erregten auf der Bühne junge Mädchen in Männerkleidern auch vollständig den Eindruck junger Männer, und man mußte durch Erfahrung geübt sein, sie von solchen zu unterscheiden.

Das waren die Gedanken, welche dem Pastor von Altenhagen plötzlich wunderlich durch den Kopf fuhren, und ingleichen die Stellung, die er einem über ihn gekommenen und ihn beinahe etwas unheimlich anrührenden Ahnungsgefühl gegenüber einnahm. Er wußte nicht, woher dies ihn jählings angefaßt — aber so sicher und gewandt redete ein junger Gymnasiast oder Student nicht, und — wenn es nicht seit einem Menschenalter anders in der Welt draußen geworden war — dann besaß derselbe mutmaßlich auch nicht so kleine Füße und kleine Hände, und die Stimme stand ebenfalls mit der eigentlich erfahrungsgemäß vorauszusetzenden nicht recht im Einklang. Alles das ging Wolfgang Schaffenrath erst jetzt, doch gleichzeitig auf, und er blickte die nunmehr aufrecht vor ihm befindliche schlant-anmutige Gestalt mit etwas befangener Ungewißheit an und fragte:

„Sind Sie —?“

Doch er kam vorerst nicht weiter; er hatte sich mit der Stummheit und der geistigen Störung vorhin doch zu stark im Irrtum befunden.

„Was soll ich sein?“ versetzte sein Gegenüber.

Nun, in Gottes Namen denn! „Eine Schauspielerin?“ fragte der Pastor halb zaghaft.

„Ein bißchen ist das, glaub' ich, jede von meiner Art.“

Das konnte, abgesehen von der in den Worten enthaltenen Bestätigung, nur ein weiblicher Mund mit solchem Tone hervorbringen, und rasch fügte das junge Mädchen oder die junge Dame, jedenfalls das junge Frauenzimmer hinterdrein: „Also wenn ich nach Ihrem freundlichen Anerbieten mit Ihnen gehen darf, Herr Pastor, so hätte der Zufall oder der Himmel mich heute nicht besser zu Dauf verpflichten können.“

Fast wäre Wolfgang Schaffenrath ein: „Um Gotteswillen!“ von den Lippen geflogen, das sich ihm plötzlich bei der Vorstellung heraufdrängte, er lehre im Abenddunkel mit einer in Männerkleidung befindlichen Schauspielerin in das Pfarrhaus von Altenhagen zurück. Vor sich gewahrte er seine, ihn mit einem Licht zur Erhellung des Flurs entgegenkommende „liebe Rätke“ — Daniel Alfias hatte doch nicht ganz unrecht, es lag etwas Angewöhnliches und mit einer gewissen Benennhigung Erfüllendes in diesem Jahr 1848. Man that wohl, sich in denselben mehr als sonst der dem Menschen zur Mitgift verliehenen Vorsicht zu bedienen, und der Pastor unterdrückte den unwillkürlichen Laut der Erschreckung

und ver setzte statt dessen eilig: „Nun ja, ich werde Sie ein Stückchen Weges geleiten — Fräulein — und Sorge tragen, daß Sie an passendem Orte eine Unterkunft für die Nacht finden. Doch zu diesem Behufe wäre es wohl wünschenswert, wenn Sie mir nunmehr Mitteilung über Ihren Namen und Heimatsort, sowie über den Zweck Ihrer ein wenig — ungewöhnlichen — Reise machen wollten.“

„Das, sagte ich Ihnen schon, weiß ich alles nicht. Ich bin auch garnicht wißbegierig, die Namen der Dörfer unter den Kirchthürmen zu erfahren, die ich vorhin um uns her liegen gesehn.“

Ein Lächeln ging bei der Erwiderung um den Mund der Antwortenden, die zugleich den drückenden Filzhut für ein Weilchen zur Erleichterung von der Stirn herunternahm. Dadurch geriet ein Köpfchen mit halb kurzgeschnittenem, braungeflocktem und gelocktem Haar zu deutlichem Vorschein, und von allen Formen, Farben und Zügen derselben ging so viel weibliche Anmut, Lauterkeit und ruhiges mädchenhaftes Bewußtsein aus, daß der Pastor Wolfgang Schaffenerath zum drittenmal von dem Gefühl, sich einem Irrtum hingegeben zu haben, durchdrungen wurde. Wenn er auch nie eine Komödiantin mit Augen gewahrt hatte, blieb ihm doch kein Zweifel, derartig sehe eine solche nicht aus, sondern die Fremde gemahnte ihn weit mehr an Katharina Hollerbusch, wie diese vor etwa dreißig Jahren noch getreulich in seiner Erinnerung stand. Nicht gerade in der Färbung und den Zügen des Gesichtes, denn — um pflichtschuldig der Wahrheit keinen Abbruch zu thun — war das gegenwärtig vor ihm befindliche wohl feiner geartet und vielleicht auch von geistig ausdrucksreicherem Gepräge, als die liebe Käthe es besessen. Aber in den hellen Augen lag derselbe unbefangene, sichere, jugendmüthige Blick und doch gleichfalls in seinem Hintergrunde ganz leise von dem stumm aufschimmernden Glanz durchfloßen, der so manchmal den neuen Predigtamtswalter in Altona zu dem schnellen, rätlichen und redlichen Entschluß veranlaßt hatte, sich selbst und seine junge Hanswirtschafterin eine Weile dem Alleinsein zu überantworten. So voll scheulofer Redlichkeit, aber dennoch schweigsam etwas in sich bergend, schauten die köstlichen Augensterne drein, daß es dem Pastor selbstam gedächtniswarm ums Herz wurde und ihm die Erwiderung abnötigte: „Nun ja — mein liebes junges Fräulein — es fühlt sich auch meine Wißbegierde völlig durch mein Auge und Ohr zufriedengestellt und findet in Ihrer Unwissenheit keinen Anlaß, Ihnen die Beihilfe zu versagen, zu der mich wohl ein Himmelswille heute an diesen Platz geführt. Doch bleibt es immerhin für einen Menschen, der in einem Gasthause eintrifft, wünschbar, wo nicht erforderlich, daß er irgend einen Namen trägt, mit dem man ihn dort zu bezeichnen vermag.“

Die junge Fremde nickte, daß sie sich der Richtigkeit dieser Ansicht nicht verschließe, schüttelte indes gleich darauf den Kopf: „Aber ich habe keinen passenden Namen mitgebracht — ich bin ein bißchen schnell abgereist und da vergißt man so etwas leicht.“ Sie sann kurz umher, dann fügte sie vertrauensvoll-schelmischen

Tones nach: „Doch Sie sind ja ein Herr Pastor — das ist sicher ebenfalls der Wille des Himmels gewesen — können Sie mich nicht noch einmal taufen?“

Es ließ sich kein übermäßiger, vielleicht sogar ein etwas großstädtisch mangelhafter Respekt vor dieser kirchlichen Handlung aus der Frage heraushören, doch der Pastor von Altenhagen nahm keinen Anstoß daran, sondern versetzte lächelnd: „Ein Wiedertäufer — ich hätte vor einem Stündlein nicht gedacht, mich heute noch zu dieser Glaubensgemeinschaft zu bekennen. Aber man ersieht, daß solche Befehrung rasch von statten gehen kann, wenn die innerliche Überzeugung ihr nicht entgegentritt. Nun ja, mein lieber Täufling, da ich nicht bezweifle, eine erlaubte und nützliche Handlung zu vollziehen, so wollen wir uns einmal an ein Nachdenken darüber begeben. Mir erschiene der wohl lautende und durch passende Bedeutung sich empfehlende Name Gertrud zunächst nicht ungeeignet.“

Die noch Unbenannte lachte: „Ich bin mit jedem zufrieden; man muß in meiner Lage genügsam sein. Welche passende Bedeutung hat er denn?“

„Nun — ich meinte nur — er bedünkte mich als dem Klange nach wohl entsprechend. Und dann — was den Zunamen anbetrifft — wie wäre es — siehe da, noch eine Lerche, die ihr Nest aufsucht — oder kommt sie etwa, um Puthenstelle zu versehen? Ein zierliches Vöglein als Pathe bei dem andern, das in die Welt ausgeflogen, ohne recht zu wissen, wohin, ist wohl nicht unangemessen, und unsere Altvordern fügten gern die Bodenbeschaffenheit, darauf sie sich angesiedelt, hinzu. Das ergäbe dann in unserem Falle mitfamunen eine ‚Heidelerche‘.“

„Gertrud Heidelerche“, fügte die Zuhörerin aneinander; „das müßte ein anspruchsvoller oder undankbarer Täufling sein, der bei der Benennung zu weinen anfinge.“

„Nun, so wollen wir ihn, wenn er selber damit einverstanden, also in das Wirtschaftsbuch des Dreiangels eintragen,“ schloß Wolfgang Schaffenrath und bekräftigte die gültig stattgefundene Namensverleihung, indem er einen Augenblick sanft seine Hand auf das weiche braune Haar vor sich niederlegte. Er that das mit der bei einer Taufhandlung seinem Arm gewohnheitsmäßigen Regung, doch durchaus nicht in erzwungener Weise, sondern sichtlich einem natürlichen Zuge eigenen Wunsches nachgebend, und das getaufte Kind Gertrud Heidelerche schaute ihm dankbar-zutraulich dabei ins Gesicht.

Es begann stark zu dämmern, beide schritten nun miteinander durch die stillen Sandhügel der Straße zu. Der Pastor erläuterte seiner Begleiterin Beschaffenheit und Bewohner des Dreiangels, der sich ihr zum Aufenthaltsort darbot; sie zeigte sich außerordentlich erfreut darüber, sagte, daß sie ihr Augenmerk gerade auf einen derartigen Unterstand gerichtet gehalten habe und sich nichts Besseres zu wünschen wisse. Weiter indes äußerte sie nichts, sodaß sie danach schweigend den Weg fortsetzten.

Diesen war Wolfgang Schaffenrath nun sicherlich schon einige tausendmal gegangen, aber so wunderbar doch noch niemals wie heute Abend. Unsichtbar wanderte irgend jemand an seiner andern Seite und fragte, ob es in seinem

Kopfe denn nicht ganz richtig bestellt sei. Er habe ein junges Mädchen in Männerkleidern angetroffen, das höchst mutmaßlich seinen Eltern davongelaufen sei, jede Auskunft über Namen, Herkunft und Heimat weigere, nur erkläre, es sei hier und wolle hier bleiben. Und das Behaben dieses wildfremden Geschöpfes habe er, der Pastor zu Altenhagen, nicht nur gut geheißt, sondern es sogar unter seinen Schutz genommen, ihm für seine unbekannte Absicht Vorschub und Beihilfe mancherlei Art geleistet. Und statt wie ein würdiger, grauköpfiger Seelsorger seine Pflicht zu üben, habe er noch wie ein Knabe Scherz und Spaß mit dabei betrieben.

Darauf mußte der Angesprochene eigentlich nichts zu erwidern, als daß es eben in der That wohl in seinem Kopfe nicht ganz richtig bestellt sein müsse. Denn er habe nicht anders gekonnt, Gott helfe ihm, wie der Mann zu Worms einst gesagt. Oder vielmehr, er habe seinen Kopf gar nicht befragen können, da das Herz ihn kurzer Hand die Entscheidung vorweggenommen, indem es ihm um dies herum so warm und jung und freudig geworden sei —

Da fiel die Stimme des unsichtbaren Begleiters spöttisch ein: So daß du alter Thor sogar obendrein noch deiner lieben Käthe ungetreu geworden und deiner Hand nicht Widerstand leisten konntest, sich auf das weiche Haar des hübscheren jungen Dinges zu legen.

Doch nun schüttelte der Pastor Wolfgang Schaffenrath mit ruhiger Zuversicht den Kopf und antwortete: Dieser thörichte Vorwurf dient mir zur Beschwichtigung, denn er giebt mir den festen Glauben, daß du dich in den andern ebenso getäuscht wie in ihm. Mir war's in dem Augenblick, das Lebensglück habe es besser mit meiner lieben Käthe und mir gemeint gehabt, und es stehe ein Geschenk vor mir, das uns die schöne Freia von ihrem Hollerbusch zugesandt, um uns für die Tage des Alters eine köstliche Freude zu bereiten. Und es steht einem Vater doch wohl zu, daß er glücklich ist, die Hand einmal auf das Haupt seines Kindes legen zu können, wenn es ihm auch nur in der Vorstellung eines Traumes und zum Scherze so zu teil wird. Es ist sehr sonderbar: Man kann wohl dreißig Jahre lang in der Stille die Menschendinge überdenken und seine Rechnung abschließen, was von ihnen Wert und Unwert besitze. Aber wenn das fremdgewordene, schöne, junge Leben dann auf einmal in die ruhig fertigen Gedanken hereinkommt, dasteht und lächelt und anblickt, da ist es doch sonderbar anders, und das alte Herz fühlt es wie ein eignes, junges Glück.

Darauf vermochte nun offenbar seinerseits der unsichtbare Geleitgeber nichts zu erwidern, schwieg völlig und machte sich wahrscheinlich seitwärts im Zwielticht davon. Statt seiner aber sagte, Gertrud Heibelerche jezt laut und mit einem Stimmenklang, der an den ihrer neuen Namensschwester erinnern konnte:

„Warum sprechen Sie nicht mehr mit mir, Herr Pastor? Ist Ihnen die Besorgnis gekommen, daß Sie mit Ihrem Täufling keine Ehre einlegen werden? Er ist nur von etwas ungewöhnlicher, aber nicht von schlimmer Art, und Sie haben nichts Übles daran gethan, ihn unter Ihre Obhut zu nehmen. Glauben Sie es meiner Hand, als ob Sie mein Vater wären — ich wollte, Sie wären es.“

Das Letzte schloß sich mit einem leichten Seufzeranhauch hinterdrein, während die Art, in der das andere gesprochen worden, unverkennbar Zeugnis von einer feinen Bildungsstufe des Geistes wie des Herzens ablegte. Sie waren in die Nähe des Dreiangels gelangt, Wolfgang Schaffenrath hielt die ihm dargebotene kleine, warme Hand in der seinigen und entgegnete: „Nun, dessen bin ich auch im Innern vergewissert, liebes Kind, daß der Weg, der uns zusammengebracht, nicht an ein Ziel des Unrechts zu führen bezweckt. Ich gedachte nur, wie mir heute Abend zuvor jemand gesprochen, daß er dieses Jahr für ein wichtiges Weltereignis ansersehen halte und daß ich Zweifel darein gesetzt —“

„Ach, darum bin ich ja eben hier,“ fiel Gertrud ein, „um von diesen unklugen und unklug machenden Weltereignissen nichts mehr zu hören und zu sehen.“

„Aber mich bedünkt, als habe er richtig prophezeit, es könne doch das Wichtigste unter allen sich zutragen wollen und ich sei zur Mitarbeit an gutem Ausgange desselben berufen. So will ich denn jetzt zuvörderst ein wohlgeschütztes Nest für die Haidelerdche bereiten lassen.“

Der Pastor hieß seine Begleiterin geduldig ein wenig warten, trat allein in den Dreieckel ein, von wo er nach Abhaltung einer Zwiesprache mit Hanne-Soffe, von dieser geleitet, zurückkehrte. Die Wirtstochter betrachtete den sonderbaren Gast, soweit das eingebrochene Dunkel es verstattete, mit großstaunenden Augen, welche besagten, daß auch ihr nichts Derartiges im Leben, weder wachend noch im Traum, vorgekommen sei. Aber merklich hatte der Pastor bei ihr in der vorausgegangenen Unterredung gut für seinen Schützling gesorgt, denn das Verhalten Hanne-Soffe's drückte nicht allein noch nicht überwindenes Staunen aus, sondern ebensowohl Respekt vor dem Ankömmling und Bereitwilligkeit zu jeder geforderten Hilfsleistung. Etwas ungewiß faßte sie die Hand der gegenwärtig vollkommen als ein junger Mann Erscheinenden, zog sie durch eine Hinterthür mit sich ins Haus und führte sie behutsam über die Treppe in ein kleines, wohl eingerichtetes Gastzimmer hinauf.

Wolfgang Schaffenrath dagegen begab sich in die Herrenstube des Dreieckels, in seinem Gemüt zugleich um einiges erleichtert und um ein wenig beschwert. Ersteres entsprang der glücklichen, unbemerkten Unterbringung Gertrud's, und das andere rührte von seinem Bewußtsein her, daß der Respekt Hanne-Soffe's vor dem seltsamen Gast durch seine Mitteilung begründet worden, derselbe sei eine junge Verwandte von ihm und durch die unsicheren Zeitläufte draußen genötigt, hier einstweilen einen verborgenen Zufluchtsort aufzusuchen. „Nun, pia fraus, pia fraus,“ beschwichtigte er sich innerlich, und ein äußeres Hilfsmittel kam ihm hinzu, indem er die Bekanntschaft des bereits in der Wirtstube eingetroffenen Professors Anton Schabacker aus Berlin machte. Dies geschah durch die Vermittelung des gleichfalls anwesenden Daniel Ulfilas, und ungewohnterweise umschloß die alte Stube so heute Abend drei Gäste. Doch erhöhte sich dadurch die Gesprächigkeit in ihr nicht; der Schulmeister entwickelte nicht seine sonstige lehrreiche Beredsamkeit, sondern saß zurückhaltend und aufhorchenden Ohres, während der Professor sich eifrig damit beschäftigte, den

Pflanzeninhalt seiner grünen Blechkapsel zwischen grauem Löschpapier unterzubringen. Bei dieser Thätigkeit äußerte er nur ab und zu: „Wirklich ein ungewöhnliches Jahr,“ was Daniel Ulfilas mit einigem Nachdruck bestätigte: „Ein sehr ungewöhnliches Jahr,“ und Wolfgang Schaffenrath stimmte ebenfalls zu: „Nun ja — ungewöhnlich allerdings.“ — „Ein Jahr, das mir Gäste ins Haus bringt,“ schloß Peter Sötebier von der Stubenecke her, „ist ein gutes Jahr; nur immer mehr!“ Dann trat wieder eine sonst zwischen den Wänden am Abend nicht bräuchliche Schweigsamkeit ein, bis der Professor Schabacker bei der Betrachtung einer kleinen Blume vor sich hinsagte: „So weit schon vorbereitet hätte ich mir die Blüte der Andromeda auch auf diesem Boden nicht gedacht.“ Das Ohr des Schullehrers spannte sich aufmerksam hinüber und er wiederholte: „Der Andromeda? Sie haben wohl die Bereitschaft des Bodens für dieselbe etwas unterschätzt, Herr Professor.“ Der Pastor nickte von seinem Sitz zu dem niedlichen Haideblümchen hinüber und meinte: „Es ist hübsch, wenn jegliches Gewächs auf seinem Ort zum Blühen gelangt, und man muß es darin fördern.“ Dagegen versetzte Peter Sötebier, aufstehend und zuschauend: „Nee, mit Verlaub, das muß man nicht, Herr Pastor; wir nennen das „falschen Borst,“ und es ist ein Unkraut, was man nicht leicht wieder los wird und Schaden anstiftet.“

Einmal ging die Thür der Herrngaststube auf, und Wolfgang Schaffenrath sprach die hereintretende Haustochter an: „Liebe Hanne-Soffe, wollen Sie mir ein reines Wort Gottes geben.“ Aber gleich danach sah er höchlich erstaunt auf die schnee-weiße Schürze und das schwarze Sautmieder der Umgewendeten, denn über dem letzteren hob sich nicht der flachsblonde Kopf Hanne-Soffes, sondern aus dem Sonntagstaat derselben der kastanienbraun überdeckte Gertrud Heibelerche's in die Höhe. Und zwar that er dies jezt mit so unerkennbarer reizender Mädchenhaftigkeit, daß auch dem Kurzsichtigsten keinen Augenblick der Gedanke kommen konnte, einen verkleideten jungen Mann vor sich zu haben. Nur sagte die erste Anschauung, so hübsch die saubere ländliche Kleidung ihr stand, daß dies Gesicht nicht für eine solche geschaffen und bestimmt sei.

Daniel Ulfilas hielt ihr ebenfalls, von der unbekanntem Erscheinung wortlos befreundet, den Blick zugewandt, und der Zufall ließ auch die bebrillten Augen des Professors Schabacker sich zu ihr aufheben. Dabei entglitt seinem Munde unwillkürlich die Äußerung: „Ei, wir ist —“

Es machte den Eindruck, daß die Hereingetretene sich bei ihrer Unbekanntheit mit dem Hause in der Thür geirrt habe, denn sie drehte sich bei den Worten des Berliner Professors rasch ab und verließ die Stube wieder. Der Schullehrer aber fragte mit einer, von verhaltenem Atem gekündeten Spannung: „Was ist Ihnen?“

„Mir war's, als ob diese Pflanze — dieses Gesicht, meine ich, mir bereits einmal vorgekommen sei,“ entgegnete der Botaniker.

Peter Sötebier mußte von seiner Tochter schon Unterricht in bezug auf seinen neuen Hausgast empfangen haben, denn er meinte phlegmatisch:

„Ist wohl ein Irrtum, Herr Professor, das junge Mädchen stammt, glaub ich, aus Burtshude und soll hier für ihre Gesundheit frische Milch trinken.“

„So, Standort Burtshude — nun, so wird sie in allgemeinen zu der Familienklasse der gleichen Gewächsordnung zu zählen sein und würde sich bei näherer Untersuchung durch ihre besonderen Merkmale unterscheiden,“ antwortete Anton Schabacker, sich mit lebhaftem Interesse wieder auf seine Pflanzen herumtückend, während Daniel Ulflas langsam nachsagte: „Zawohl — begreiflich — zu der Familienklasse der Andromeda.“ Und er ließ an Peter Sötebier einen Blick vorübergehen, der zugleich Mitleid mit der Geistesbeschaffenheit des Angekchauten und den Aufglanz einer tiefgreifenden Erkenntnis in ihm selbst zum Ausdruck brachte.

Nach diesem kurzen Zwischenfall gaben sich indes die beisammen Sitzenden wieder fast ohne Unterbrechung ihrer vorherigen Wortfargheit hin und beharrten darin, bis der Professor seine Ordnung vollendet hatte. Er war von langer Kreuz- und Querverwanderung seit der Morgenfrühe müde, verlangte nach einem Bett und verabschiedete sich mit den Worten: „Die Prognose ist jedenfalls zufriedenstellend, morgen denke ich mit der näheren Prüfung der Bodenverhältnisse in der Umgegend zu beginnen.“

Der Schullehrer verbeugte sich ernst: „Ich stehe jederzeit mit den mir verliehenen Gaben und Kenntnissen zu Befehl,“ und der Wirt führte den Gast zum Schlafzimmer hinauf. Doch auch die beiden Zurückbleibenden fühlten heute ein früheres Ausbruchsbedürfnis als sonst; der Pastor trat ins Freie hinaus, während Daniel Ulflas noch flüchtig Hanne-Soffe in der gegenüberliegenden leeren Bauernschenfstube aufsuchte, und einen bedeutsamen Blick auf sie niederseufzend, raunte: „Meine Zuneigung für Euch, Johanna Sophia, läßt mich nicht von hier gehen, ohne zuvor Euer Auge darüber aufzuhellen, daß Euer Haus seit heute die Auszeichnung genießt, eine hohe und weltgeschichtliche Persönlichkeit in sich zu beherbergen. Weitere Auskunft zu erteilen, verbietet mir höherer Ratschluß noch; ich nenne Euch nur den Namen „Andromeda“ und hoffe, daß Eure Fassungsgabe sich ausreichend erweisen wird, Euer Verhalten danach einzurichten. Solche höchstgestellte Damen verlangen zuvörderst die strengste Wahrung ihres Infognitos, doch fordern sie dabei ein geziemendes Mittelmaß zwischen harmloser Vertraulichkeit und Devotion, Johanna Sophia!“

„Hohe Persönlichkeit?“ wiederholte Hanne-Soffe — „die Base oder was vom Herrn Pastor?“ Sie sah verständnislos dem Davongeschrittenen nach, der draußen nur mit kurzem Gruß von Wolfgang Schaffenrath Abschied nahm und mit höher noch als gewöhnlich gehobenen Knien hastig den Weg zu seiner Burgkemenate in Pappenrode einschlug. Dabei murrte er vor sich hin: „Die Wissenschaft der Gottesgelehrsamkeit umhüllt den Sinn für irdische Dinge mit Finsterniß; sein Auge ist geblendet und hat ihn nichts wahrnehmen lassen.“ Der Pastor von Altenhagen schritt seinerseits auf dem breiten Sandwege entlang und sprach beruhigt halblaut zu sich selbst: „Nun gottlob, seine Ueberängigkeit gewahrt nicht, was ihm zwischen die Füße gerät, und er hat nichts gemerkt.“

Oben in der Gaststube des Dreiangels aber sagte der Professor Anton Schabacker zu seinem Wirt, der ihn Licht angezündet:

„Haben Sie etwa Sumpffieber hier, die Leute in der Gegend erscheinen mir ein wenig wunderlich im Kopf.“

„Das kommt wohl davon, daß das Braumbier ein bißchen stark ist,“ antwortete Peter Sötebier gemütsruhig und überließ seinem Gast die Lösung der Frage, welchen Kopf das genannte Getränk nach diesem Drafelspruch etwas in seiner Klarheit beeinträchtigen möge.

Jedenfalls befand sich derjenige Wolfgang Schaffenrath's nach einigen Richtungen nicht ganz in klarem Zustande, wie er nun durch die linde Sommernacht näher an Altenhagen heranwanderte. Er hatte, mit dem Verstande bemessen, nicht ganz nach der Vorschrift desselben gehandelt. Aber war denn die Welt eigentlich so, wie der Verstand sie auffaßte? Konnte sie nicht ebensowohl auch so sein, wie das Gefühl sie empfand, und war sie in dem Falle nicht schöner? Er sah zu dem stummernden Sternenhimmel in die Höhe. Den hatte allerdings jemand erdacht, der sich auf Mathematik verstehen mußte. Doch anderseits war von dieser im Klopfen des Menschenherzens nichts aufzufinden. Die Schläge desselben besaßen nichts arithmetisch Geregelteres, folgten sich zu Zeiten weit schneller und willenskräftiger als gewöhnlich und machten sich dann aus der Einsprache des Verstandes gar nichts. Wenn ein Mathematiker auch den letzteren geschaffen hatte, mußte dieser Gegenwille in der Brust doch ebenfalls von einem Schöpfer herkommen. Und da der letztere zugleich auch der erstere war, so überließ er wohl einem jedem selbst die Entscheidung, welcher von den beiden in ihn hineingelegten Triebkräften er im besondern Falle Vorrecht und Oberhand zuerkennen wolle.

Das war ein recht beruhigendes und in gewisser Weise auch klares Ergebnis, aber eine andere Unklarheit wurde dadurch im Kopfe Wolfgang Schaffenrath's noch nicht genügend aufgehellt. Überraschend schnell lag jetzt das Pfarrhaus bereits vor ihm, und um über jene Undeutlichkeit ins Reine zu gelangen, zog er vor, noch ein wenig durch das kleine Seitenpfortchen in den Garten einzutreten. Doll wie er dies kaum ausgeführt, tönte ihm im Dunkel eine Stimme entgegen: „Bist du da, lieber Wolfgang? Die Syringen duften so köstlich und die Nachtigall schlägt so schön; ich habe mich noch auf die Bank gesetzt und hatte gedacht, du würdest etwas früher zurückkommen.“

Es klang mit einem kleinen Vorwurf einer stattgefundenen leisen Enttäuschung aus den Worten, und der Pastor versetzte rasch: „So lag es auch in meiner Absicht, liebe Rätke, aber —“

„Du stiehst auf eine unvorgesehene wichtige Abhaltung,“ ergänzte Katharina Hollerbusch, in einem Tone, der ihre volle Befriedigung durch die von ihm kundgegebene Absicht ausdrückte. „Ich weiß ja, daß du es sonst sicherlich gethan hättest, da du ja mutmaßler „onntest, ich säße an dem schönen Abend noch draußen und wartete auf dich.“

„In der That, liebe Käthe, das — ja, in der That, es ist außergewöhnlich, daß die Nachtigall noch so spät in der Jahreszeit singt,“ erwiderte Wolfgang Schaffenrath, der offenbar im Beginn seiner Antwort etwas andres zu sagen bezweckt hatte.

„Ja, es ist wohl selten, lieber Wolfgang; ich vermute, das thut sie auch nur an solchen Orten, wo sie weiß, daß sie immer noch gleich gern gehört wird.“

Sie begaben sich zusammen ins Haus, Katharina Hollerbusch zündete an den Herdkohlen der Küche einen Schwefelfaden, dann eine Talgkerze an und folgte dem Pastor in die Stube nach. „Liebe Käthe,“ sagte er bei ihrem Eintreten, „ich bin —“

Doch sie fiel ihm, da das Licht ihr jetzt sein Gesicht überhellte, ins Wort: „Wie vortrefflich du heute Abend aussiehst, lieber Wolfgang, wie wenn du — wahrhaftig, wie wenn du um zwanzig Jahre verjüngt seiest oder als ob dir etwas wunderbar Liebliches begegnet wäre. Es kommen einem in der Dämmerung wohl so liebe Erinnerungen einmal zum Geleit auf den Weg mit, und es redet ja kein Grund heute dagegen, Zwiesprache mit ihnen zu führen. Was wolltest du sagen, „ich bin —?“

„Nein — das muß ein Zufall sein mit meinem Aussehen — die Beleuchtung täuscht wohl — mir ist nichts begegnet — gar nichts, liebe Käthe. Ich wollte nur sagen, ich bin — ich bin ein wenig müde heute Abend — von der warmen Luft — und möchte mich zum Schlafen legen.“

Der Sprecher schloß zwischen den einzelnen, etwas kurz hervorgekommenen Sätzen ein bisschen mit der Achse und zündete jetzt seine Talgkerze an der seiner Hausgenossin an. Eine leise Enttäuschung spiegelte sich diesmal zwischen den Augenlidern der letzteren, doch ihre Lippen kamen nicht mehr auf die „lieben Erinnerungen“ zurück, sondern sagten:

„Es ist in deiner Abwesenheit geschickt worden, die Gertrud Magerfupp hat ihre Niederkunft ansagen lassen.“

„Die kleine Hexe — so, so,“ entglitt es dem Munde des Hörers.

Verständnislos erstaunt blickte Katharina Hollerbusch ihn an. „Eine Hexe? Die Gertrud Magerfupp?“

„Das nicht — das nicht. Mir kam nur — der Name Gertrud — man muß ihn richtig weniger von „traut“ — obwohl auch das entspräche — als von den „Truden“ oder „Druden“ ableiten, liebe Käthe, und da bedeutet es dann „die starke kleine Zauberin“ oder „kleine Hexe.“ Aber nein, Gott behüte, daß ich die Gertrud Magerfupp als eine solche bezeichnen gewollt.“

„Das Kleine,“ fuhr Katharina Hollerbusch fort, „sei sehr schwächlich zur Welt gekommen, so daß vielleicht morgen eine Nottaufe erforderlich werde.“

Der Pastor nickte: „Gewiß, wenn das Mägdlein keinen Namen hat, muß man ihm einen solchen beilegen.“

„Nein, es ist ein Knabe — und wie sollte er denn schon einen Namen haben?“

„So, so — nein, natürlich nicht — nun, darüber werden wir also morgen — gute Nacht, liebe Käthe.“

Wolfgang Schaffenrath reichte seiner alten Lebensgefährtin die Hand, doch seine Augen gingen dabei, wie sie es seit dreißig Jahren nicht gethan, nur mit einem flüchtigen, wie etwas von Scheu befangenen Blick an dem ihrigen vorüber. Sie erwiderte ein wenig langsam abgesetzt: „Gute Nacht — lieber Wolfgang,“ und er ging. Doch sie blieb noch stehen und sah mit der gleichen Verwunderung auf die von ihm geschlossene Thür, mit der sie am Spätnachmittag hinter ihm drein geschaut, als er sie plötzlich, wie früher manchmal — aber nunmehr doch ohne einen auffindbaren Grund — unter dem blühenden Hollerbusch allein gelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Die russisch-französische Allianz.

Von einem vormaligen Botschafter.

Seit mehr als zwanzig Jahren hat der größte Opportunist dieses Jahrhunderts die Gefahr eines russisch-französischen Bündnisses vorausgesehen und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das neu geschaffene deutsche Reich dagegen zu schützen gesucht. Die geographische Lage Deutschlands, eingeklemt zwischen zwei mächtigen, erobersüchtigen und vor allem leidenschaftlichen Nachbarn, machte diese Bestrebungen der deutschen Diplomatie zur Gewissenspflicht. Die Gefahr ward dadurch erhöht, daß im Osten wie im Westen Rachegefühle durch die Erfolge der deutschen Waffen wachgerufen worden waren. In Rußland konnte man es Preußen nicht verzeihen, die seit Friedrich dem Großen festgehaltene Politik, welche den Preußenkönig europäisch zu einem Vasallen des Zaren gemacht hatte, endgültig aufgegeben zu haben. In Frankreich konnte man nicht vergessen, daß Deutschland allein ohne Bundesgenossen sich stark genug zeigte, die längstgewünschte Rache für Waterloo zu vereiteln. Daß man dabei den Franzosen an sich unbedeutende, von ihnen völkerrechtswidrig erworbene Grenzprovinzen aus strategischen Rücksichten entriß, ist nur der Vorwand des Revancheschwindels, mit welchem Deroulède und Genossen ihre Landsleute zu unterhalten und zu bethören lieben. Denn hätte man in Frankfurt Straßburg und Metz den Franzosen gelassen, sie würden heute, ebenso rachelüsternd, uns Sedan und Paris doch nicht vergeben können.

Wenn nun das Gespenst, welches des Fürsten Bismarck Nächte beunruhigte, heute in Kronstadt, St. Petersburg und Moskau wie in Paris und Widy vor aller Augen erschienen ist, so fragt es sich, ob es ein bloßes Gespenst oder eine rauhe Wirklichkeit ist.

Fassen wir zuerst das russische Reich, wie es sich seit dem Regierungsantritt Alexander's III. der Welt gezeigt hat, in das Auge, so werden wir nach zwei Richtungen hin auf wunderbare Gegensätze stoßen. Offiziell hat sich kein Herrscher dieses großen Reiches so friedliebend gezeigt als der Sohn und Erbe des von den Nihilisten ermordeten, liberal angehauchten Alexander's II. Alle amtlichen Schriftstücke, welche der Minister Giers unterzeichnet hat, atmen den Frieden. Das hindert jedoch nicht, daß die Armee Elemente birgt, welche den Frieden perhorreszieren. Slawophile, Panslawisten und unter welchem Namen die Kriegspartei sich auch verbergen möge, predigen oder wünschen wenigstens den Krieg und die weitere Ausdehnung der Grenzen des schon zur Ungebühr angeschwollenen Reiches. Ränkeflüchtige Diplomaten zweiten Ranges spielen dabei beutelustigen Generalen in die Hände. Alexander III. gilt mit Recht in Europa für einen ehrlichen Mann, aber der Zweifel ist berechtigt, ob diese persönliche Ehrlichkeit die nötige Gewähr bietet für einen Herrscherwillen, der sich in kritischen Augenblicken nationalen Bestrebungen energisch entgegensetzen könnte. Kaiser Nikolaus hatte durch Unterdrückung der Verschwörung, die seinen Regierungsantritt zu verhindern versuchte, sowie durch Niederwerfung des polnischen Aufstandes einen eisernen Herrscherwillen bekundet. Und doch vermochte er es nicht, Kriege zu verhindern, welche im ganzen und großen die Interessen seines Reiches nicht förderten. Der klägliche Ausgang des Krimkrieges gestattete, einen Blick zu werfen auf die Mißbräuche, welche sich namentlich auch in der Armeeverwaltung gehäuft hatten. Die türkischen Feldzüge von 1828 und 1829, so erfolgreich sie auch abschlossen, boten ungefähr dasselbe Schauspiel, welches wir 1877 in dem leichtsinnig unternommenen, schlecht geführten, wenn auch siegreichen letzten Kriege erlebt haben. Es kamen dabei Unterschlagungen zu Tage, die des jetzigen Kaisers Mißtrauen vollkommen rechtfertigen.

Die doppelte Strömung der auswärtigen Politik erklärt die im Innern befolgte bis zu einem gewissen Grade. Im Innern hat der Fanatiker Bobedonoszew seinem früheren Schüler, dem Zaren, das Heft aus der Hand gewunden. Man hat dem Kaiser eingeredet, die liberalen Reformen seines Herrn Vaters hätten diesen den Nihilisten preisgegeben. Nur als absoluter Alleinherrscher könne er das heilige Rußland regieren. Das westliche Europa sei verfault. Wie gegen die Cholera müsse man sich gegen westeuropäische Einflüsse und Miasmen hermetisch verschließen. Keine Allianzen könnten die Politik der freien Hand ersetzen. Alle Andersgläubigen müßten vernichtet, verbannt oder gezwungen werden, zur alleinseligmachenden orthodoxen Kirche überzutreten. Diesem amtlichen Absolutismus steht die öffentliche Meinung der Gebildeten schweigend, aber nicht minder ungeduldig gegenüber. Der von der Polizei angeblich unterdrückte Nihilismus dringt in die Massen und ergreift zugleich die Offiziere der Armee und der Marine. Keinen Tag seines Lebens sicher, führt der Zar inmitten dieser Gegensätze das bedauernswürdigste Dasein. Jeden Augenblick kann ein unerwartetes Ereignis ihn nötigen, zum Schwerte zu greifen in der Hoffnung, der inneren Bewegung Meister zu werden.

Man ist auf alles vorbereitet, wenigstens glaubt man es zu sein. Ungeöhnliche Truppenanhäufungen und kostspielige Befestigungen decken die westlichen Grenzprovinzen. Noch aber ist die Armee unzulänglich bewaffnet und würde einem mit ferntragenden Waffen versehenen Feinde nicht gewachsen sein. Bis zum Jahre 1893 wird es dauern, bis die russische Armee mit den neuen, in Frankreich bestellten Gewehren durchgängig versorgt sein wird. Bis dahin ist daher ein Angriff von dieser Seite kaum zu fürchten. Über die Kriegstüchtigkeit der Russen sind die Ansichten geteilt. Jedenfalls fehlt es an geschulten, mit der modernen Taktik vertrauten Generalen und Offizieren, aber quantitativ wird der nächste Krieg eine noch nicht dagewesene Massenentwicklung zeigen. Vor Unterschätzung dieses Gegners kann nicht genug gewarnt werden.

Wie nun sieht es in Frankreich aus? Dort gilt nur der Göze des Tages. Und der Göze des Tages ist heute das heilige Rußland. Alle Parteien fühlen sich geschmeichelt, weil der Zar an Bord des Marengo die Marcellaise angehört hat. „Frankreich ist wieder allianzfähig geworden.“ Dieses geflügelte Wort geht von Mund zu Mund und umnebelt die Rächterstern. Berauscht von den Ehrenbezeugungen, die der französischen Flotte geworden, vergißt man in Paris den Gegensatz der Staatsformen und die fehlende Interessengemeinschaft.

Bei alledem hat aber die französische Armee mitten im Parteihader die Friedensjahre benutzt, um sich wenigstens quantitativ zu reorganisieren. Der Chauvinismus der Kammern hat Unsummen verwilligt, um diesen Zweck zu erreichen. Alles, was unter der leichtfertigen Verwaltung des zweiten Kaiserreiches versäumt worden, ist materiell durch einen geschickten Zivil-Ingenieur nachgeholt. Telegramme, wie diejenigen, welche bei Ausbruch des letzten Krieges den Schriftisch Napoleon's in St. Cloud füllten, sind nicht mehr zu erwarten. Die Armee ist mit den besten Gewehren der Neuzeit versehen, und ferntragende Geschütze schützen die Festungen. Man sagt, es fehle an geschulten Generalen wie in Rußland. Aber auch in Deutschland sind die Heerführer, welche die letzten großen Siege erkochten, zumeist von der Bildfläche verschwunden. Der nächste Krieg wird daher unter Umständen eintreten, welche uns kaum gestatten werden, die Erfahrungen der Moltke'schen Kriegsführung zu verwerten. Neue Aufgaben, neue Lösungen werden sich unseren Strategen aufdrängen. Müssen wir, wie Österreich im Jahre 1866, gleichzeitig nach zwei Seiten hin Front machen, so werden ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden sein, welche jedoch der Dreibund Dank seiner Kriegsbereitschaft nicht zu fürchten hat. So lange Deutschland, stark und einig, in der Lage ist, den Frieden zu gebieten, ist alle Hoffnung auf Erhaltung desselben vorhanden.

Fragt man nun nach den Zielpunkten, welche denjenigen vorschweben, die in Rußland wie in Frankreich eine intime Allianz beider Mächte befürworten, so kann man darüber kaum in Zweifel sein. Die Franzosen wollen Elsaß und Lothringen zurückerobern und wenn möglich den alten Traum der Rheingrenze realisieren. Daß sie keine Hoffnung haben, zu diesem Zwecke russische aktive Hilfe zu erlangen, ist selbst den heißblütigsten Chauvinisten klar. Ebenso bekannt ist

die Gegenleistung, welche Rußland für das Gewährenlassen einer französischen Eroberungspolitik erwartet.

Ein französischer Historiker, Albert Bandal, hat vor kurzem erst die Akten des Petersburger und des Pariser Staatsarchives durchforscht, um uns ein klares Bild der Verhandlungen zu geben, welche, in Eilsitz zwischen Napoleon I. und Alexander I. angeknüpft, bis zur Entrevue von Erfurt beide Kabinette beschäftigten. Die Chimäre einer russisch-französischen Allianz beschäftigte wie heute die Welt. Napoleon hatte seinen Botschafter Caulaincourt beauftragt, die Russen mit Verhandlungen zu amüsieren, die von vornherein keinen Erfolg versprachen. Mit einer unglaublichen Naivität forderte Alexander I. den Besitz von Konstantinopel, während Napoleon diesen Preis für die russische Freundschaft zu zahlen Bedenken trug, trotz der großen Schwierigkeiten, welche die spanische Nation damals dem Welteroberer bereitete. Denn schon Napoleon, so gering auch seine politische Einsicht von seinem staatsklugen Minister Talleyrand geschätzt worden sein mag, hatte erkannt, daß, wenn er Rußland gestatte, sich dauernd der Dardanellen zu bemächtigen, in gegebener Zeit die Herrschaft über das Mittelmeer und über die ganze europäische Halbinsel dem Zaren zufallen müsse. Die Zusammenkunft von Erfurt blieb daher eine Komödie, und die russisch-französische Allianz ging in Moskau in Rauch auf.

Noch heute erheben sich einzelne Stimmen in Frankreich, welche vor der Gefahr warnen, die russische Freundschaft mit einem Preise zu zahlen, den Napoleon zu hoch fand. Der greise Barthélemy St. Hilaire, Thiers' Vertrauter, hat u. a. seine Stimme gegen die Thorheit erhoben, welche Frankreich begehen würde, wenn es Rußland zum Besitze von Konstantinopel und der Meerengen verhelfen wollte. Aber mitten in der zuweilen oft recht ungemütlichen Anarchie, in welcher die Franzosen seit zwanzig Jahren leben, ist der Kassandraruf des alten Propheten verhallt, und französische Politiker predigen heute, man müsse Rußland donnant donnant um jeden Preis für sich gewinnen.

Leider ist durch den Optimismus des Fürsten von Bismarck die öffentliche Meinung in Deutschland gründlich irre geleitet worden. Wir bilden uns ernstlich ein, daß die Lösung der orientalischen Frage kein deutsches Interesse berühre und „die Knochen eines pommerischen Grenadiers nicht wert sei.“ Wir täuschen uns gewaltig. Daß der Weg nach Konstantinopel für Rußland nur über Wien geht, haben die russischen Generale längst der Welt verkündet. Das heißt mit andern Worten: die Zertrümmerung Oesterreichs ist die Vorbedingung, ohne welche Rußland von Konstantinopel niemals dauernd Besitz ergreifen könnte. Ist aber, ganz abgesehen von den Folgen, welche eine solche Besitzergreifung haben würde, die Zertrümmerung des österreichischen Kaiserstaates ein deutsches Interesse? Ist es für Deutschland gleichgültig, ob an der Südgrenze des Reiches eine befreundete Macht Wacht hält oder ob dort die russische Knute zur Herrschaft gelangt? Wir wissen wohl, daß der frühere Reichskanzler sich mit dem Gedanken tröstete, Rußland werde sich an der Eroberung der Türkei verbluten. Das ist eine Möglichkeit, aber durchaus keine Gewißheit. Jedenfalls würde das

Experiment Gefahren im Schoße bergen, deren rechtzeitige Bekämpfung die heilige Pflicht des Vaterlandsfreundes sein muß. Sind die Franzosen mit Blindheit geschlagen, so folgt daraus durchaus nicht, daß wir uns mit ihnen durch russische Friedensschalmeien verblenden lassen. Was Rußland will, ist klar: die Weltherrschaft in Asien und Europa. Wenn die Franzosen ihnen dazu verhelfen wollen, so ist das ihre Sache, aber sie werden bald darüber belehrt werden, daß sie die russische Freundschaft zu teuer bezahlt haben.

Herrscherlaunen werden den drohenden nächsten Krieg kaum hervorrufen, weit mehr sind in dieser Beziehung Völkerneurosen und vielköpfige Versammlungen zu fürchten. Wir können allen, die sich ein Urtheil über die gegenwärtige europäische Sachlage bilden wollen, die nachstehenden inhaltsschweren Worte, welche der Feldmarschall Graf Moltke seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges vorangestellt hat, nicht dringend genug empfehlen:

„Überhaupt ist es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden. Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge, und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden, als eine Volksvertretung von Weisen!“



Ungedrucktes aus Heinrich Schliemann's Nachlaß.

Bei dem gerechten Stolz, welchen die deutsche Nation über das wahrhaft großartige Schaffen Heinrich Schliemann's empfunden hat, dürfen eigenhändige Berichte des ausgezeichneten Mannes sowie Altentstücke über das Leben desselben auch dann auf die Teilname jedes gebildeten Deutschen rechnen, wenn sie mit dem Wirkungskreise, welcher ihn berühmt gemacht hat, nicht unmittelbar zusammenhängen. Sie dürfen dies um so mehr, wenn sie, wie die folgenden, geeignet sind, sowohl auf den Wagemut und den Thatendrang als auch auf das Gottvertrauen des Mannes ein helles Licht zu werfen.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

Amsterdam, den 20. Februar 1842.

Liebe Schwestern.

Da früher eine rege Correspondenz zwischen uns stattfand, so seid Ihr gewiß erstaunt, noch keine Zeile von mir erhalten zu haben, seitdem ich unser Vaterland verließ, jedoch hoffentlich werdet Ihr nicht mehr auf mich zürnen, wenn ich Euch meine Geschichte, der reinsten Wahrheit gemäß mittheile und Ihr daraus die

Ursache ersehen werdet, die mir das Schreiben bis zum momentanen Zeitpunkt ganz unmöglich machte.

Oh Schwestern! was für schreckliche Schicksale habe ich erlebt, welche schauderhafte Gefahren habe ich bestanden, bei deren Rückerinnerung mir noch heut das Haar zu Berge steht, und was für herrliche Lebenserfahrungen habe ich gesammelt, seitdem Ihr nichts mehr von mir hörtet. — Hört mir wie es mir ergangen ist: Wie ich Euch von Fürstenberg aus schrieb hatte ich mit H. Amtmann Fürke auf Fürkshof contrahirt, mit ihm und seinem Sohne, meinem alten Schulfreunde, am 25. Juli mit dem Hamburger Paket-Schiff Howard Captu. P. N. Paulsen, die Reise nach New-York in Nord-Amerika anzutreten, woraus jedoch nichts wurde, weil Vater durchaus nicht seine Einwilligung zu diesem Unternehmen geben wollte.

Da ich mich jedoch in Folge dieses Projectes um kein anderes Unterkommen beworben, ja! mehrere mir angebotene Stellen verweigert hatte, so sah ich mich auf Johannis ohne Engagement und ging daher nach Rostock, um dort zur Erweiterung meiner mercantillischen Kenntnisse die dopp. ital. Buchführung zu erlernen und dann aufs Gradewohl nach Hamburg zu gehen. Ich miethete mir ein Kämmerchen bei einem Freunde meines früheren Principals um in Ruhe mein Studium desto eher vollenden, und demselben desto mehr Sorgfalt widmen zu können. Mit dem regsten Eifer begann ich das ungeheure Werk der Schwanbeck'schen Buchführung, arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend und sah mich zum Erstaunen der Lehrer und Mitschüler, obgleich ich sämtliche 9 Bücher selbst imirt, schon am 10. September am Ende meines Werks, worauf Andere 1—1½ Jahre arbeiten.

Als ich am 10. September mit meiner Buchführung zu Ende war, verließ ich Rostock und trat meine Reise nach Hamburg an. In Neu-Buckow lehrte ich „zur goldenen Trompete“ am Markte ein, wo ich vom Wirth mit wahrer Ohrwurmfreundschaft und Herzinnigkeit empfangen wurde. Als ich ihm nun erzählte, daß ich auch ein Neu-Buckower und Sohn des früheren dortigen Predigers sei, entspann sich gar eine große Freundschaft zwischen uns; ja! er behauptete, mich von damals her noch wiederzuerkennen, nur dachte ihm, daß ich in den 19 Jahren etwas gewachsen sei! In Mölln ließ ich mich während der Tafel mit dem Wirth des Gasthofes „zum Auerochsen“, wo ich eingekehrt, in ein tiefes Gespräch ein, rühmte die anmuthige, herrliche Lage Mölln's, behauptete noch nie, trotz dem ich sehr viel gereist, eine so schöne Stadt gesehen zu haben u. s. w., indem ich immer dachte, er würde von dem anfangen zu erzählen, durch den Mölln eigentlich den Ruhm errungen; jedoch nein, ich sah mich getäuscht, er fühlte sich zwar sehr geschmeichelt durch diese Lobreden, wollte jedoch nicht meinen Wunsch erfüllen. Ich erkundigte mich daher auch nach der Kirche, von der ich viel Merkwürdiges gehört haben wollte; da erst noch er den Schnupfen und sagte: „ja da liegt unser weltberühmter Feldherr Eulenspiegel begraben und obgleich er schon 300 Jahre todt ist, so ist sein Geschlecht doch nicht ausgestorben und fast täglich kommen einige seiner alten Verwandten, Freunde und Brüder, erkundigen sich gelegentlichst nach ihm und besuchen ihn.“ Ich ließ mich jedoch durch diese

Sticheleien nicht abschrecken, sondern begab mich nach Tisch selbst nach der Kirche, um das Grab des Feldmarschalls zu sehen. Von Möllu begab ich mich nach Heydkrug, welches nur 2 Meilen von Hamburg entfernt ist; dort blieb ich eine Nacht. Wie ich am anderen Morgen erwachte und aus dem Fenster blickte, sah ich schon die fünf höchsten Hamburger Thürme, deren große Entfernung von einander die Größe der Stadt anzeigten. Großartige, ahnungsvolle, unbeschreibliche Gefühle bemächtigten sich meiner bei diesem Anblicke, jetzt endlich sah ich das große Ziel vor Augen nach dem meine Sehnsucht schon so lange stand und das mir so manchen Schlaf geraubt; jetzt sah ich die Stadt vor Augen, die in der mercantillischen Welt vor allen oben an steht, bei Hamburgs Anblick war ich zum Träumer geworden. In Hamburg logierte ich in der Breiten-Straße nahe dem Pferde-Markt im „Weißen Ros.“

Oh! welch ein Gewühl von Menschen, welch eine Eregung, welch ein Auf- und Lauf und welch ein Handel und Wandel in den Straßen; Alles läuft, Alles rennt, Alles drängt sich durch einander und das Ganze ist gleichsam ein ungeheures Chaos. In jedem Hause wird Handel und Wandel betrieben und große von der Erde bis zum 2ten Stock reichende Schilder, worauf die verkäuflichen Producte und Waaren abgemalt sind, bezeichnen die Geschäftsbranche. Über 100 verdeckte, schön bemalte vierundzwanzigfüßige Omnibus-Wagen durchstreuen zur Bequemlichkeit des Publikums fortwährend die Stadt mit den Vorstädten und Altona, und für 4 Schill. kann man vom äußersten Ende von Hamburg bis zur Esplanade hinter Altona fahren. Mehr denn 900 Droschken halten verteilt in den Straßen und Marktplätzen und begierig erwarten die Kutscher derselben die Befehle des Publikums. Nachdem ich einige mir von Hüchstädt mitgegebene Empfehlungsbriefe an ihre Adresse abgegeben, ging ich in den Straßen herum mir die Stadt etwas anzusehen. Ich besah mir die alterthümliche auf 100 erhabenen Säulen ruhende von einem ungeheuren eisernen Gitter umgebene Börse, die Börse-Halle, das palastartige Rathhaus, die neue Börse am Adolphs-Platz, welche an Glanz und Pracht und herrlicher Einrichtung, alle Gebäude Hamburgs hinter sich läßt. Sie war gerade vollendet worden. Dann wandte ich mich zum neuen Hafen besah die unzähligen, hier von allen Welttheilen zusammen strömenden Schiffe, und stieg dann zum sogenannten „Stintfang“ in die Höhe der eine schöne Aussicht über den Hafen gewährt. Nachdem ich noch die Michaeliskirche besuchte, kehrte ich ermüdet nach Hause zurück, ließ mir etwas zu essen geben und erzählte dem geschwägigen Wirth, was ich Alles gesehen. Nachdem ich mich einige Tage in Hamburg aufgehalten, gelang es mir durch einen Makler namens Wollner, eine Stelle bei J. H. Lindmann jun. in Altona auszukundschaften.

Es war ein Colonialwaaren-Geschäft en gros & en détail. Meine Arbeit war es die Expedition auf dem Speicher wahrzunehmen. Dies war jedoch für meine körperlichen Kräfte viel zu schwer; ich mußte den ganzen Tag mit den Arbeitsleuten an den Winden stehen, oder auf- und abladen helfen, und mußte daher befürchten, einen Rückfall meiner früheren Brustkrankheit zu bekommen. Schon am dritten Morgen bat ich daher um meine Entlassung. Bei C. L. Deyd

jun., wo ich darauf eintrat, gefiel mir das Geschäft sehr gut, da ich am Comptoir war, nur stand es mir nicht an, daß die Stelle ohne Salair war. Schon hatte ich ein andres Engagement gefunden, als mir ein Makler sagte, er könne mir zu einer Stelle in La-Guayra in Columbien behülflich sein. Bei diesen Worten verjüngten sich bei mir alle die alten Hirngeispinste aus der Jugend, alle die alten Schiffs- und Reise-Phantasien traten mir, nachdem sie nun seit Jahren im Schlummer gelegen, mit einemmale, bei dem Worte Columbia lebhaft vor die Seele. Ich antwortete daher, daß ich eine Stelle angenommen hätte, wenn ich jedoch diese bekommen könne, die andere sogleich abschreiben würde. Der Makler sagte mir darauf, ich solle sogleich die Herren Krogmann & Wachsmuth auffuchen, welche die Stelle zu vergeben hätten. Ich ging daher gleich an der Börse zu ihnen und sagte, ich sei entschlossen die Stelle in La Guayra anzunehmen. Um meine Entschlossenheit zu prüfen, sagten mir die Herrn, daß unter den 600 jungen Leuten, welche jetzt in Hamburg Stellen suchten, keiner sich wegen der schrecklichen Jahreszeit, dem fortwährend dort herrschenden Gelbem-Fieber und den Gefahren, die mit einer so langen Reise von mehr denn 2000 Meilen verbunden seien, sich dazu entschließen wolle, die Stelle anzunehmen. Da ich jedoch immer stärker auf meinem Entschluß beharrte, waren sie geneigt mir die Stelle zu übertragen, im Falle ich mich dazu qualificirte. —

Am 25ten nahm ich von meinen Freunden Abschied und ging an Bord, die Mannschaft war schon vollzählig, und man erwartete nur günstigen Wind. Der Wind war fortwährend ungünstig bis er sich endlich am 27ten umwarf. Am 28sten lichteten wir den Anker und das Schiff schwebte wie geflügelt über die dunkel spielenden Wellen der Elbe.

Der Wind blieb in der Nacht fortwährend gut, von Seekrankheit merkte ich noch nichts, ein bißchen Schwindel ausgenommen. Desto mehr und stärker kam sie jedoch am 2ten Tage, wo der Wind sich wandte und heftiger aus N. N. W. pfiß, wir daher lavierten, und das Schiff bald auf der einen, bald auf der anderen Seite lag. Der Sturm wüthete 8 Tage, bald aus N. bald aus W. Am 9ten wurde der Sturm immer heftiger, die Wellen schlugen fortwährend übers Deck, das Schiff zog viel Wasser und mußten die Pumpen fortwährend in Bewegung sein. So dauerte es fort bis zum 11ten Mittags. Seemöven umflogen uns in ungewöhnlicher Anzahl, was jeder für ein böses Zeichen hielt. Das Wetter war schlecht, die Luft eifig, und bei 6° Kälte schneite es fortwährend, die See tobte fürchterlich, gegen 5 Uhr brach ein furchtbarer Orkan aus. Um 6 Uhr riß das Bramsegel und es wurden Gittae von Steuer- und Backbord aufgespannt, jedoch zerrissen sie, ehe sie noch Wirkung thaten, und mußten wir uns daher dem Schicksal preisgeben. Es mochte wohl 10 Uhr gewesen sein, als der Obersteuermann plötzlich in der Ferne zwei Lichter erblickte, der Captu. ließ erschreckt beide Anker werfen, deren Ketten jedoch in wenigen Sekunden, wie Zwirnsfäden zerrissen, und das Schiff flog pfeilschnell fort. Es mochte Mitternacht sein, als ein furchtbarer Stoß die Gefahr anzeigte. Alle Fenster der Cajüte sprangen entzwei. Ich sprang so schnell ich konnte aus dem Bette, wo ich, keine Gefahr ahnend, mich zum Schlafen niedergelegt, und wollte

mich ankleiden, aber das Wasser drang schon von allen Seiten ein, und ich konnte nur noch mit Lebensgefahr halb nackt das Verdeck erreichen. Der Cptn. war mit dem Volke eifrig beschäftigt, die beiden großen Boote flott zu machen; die Verwirrung und Angst war jedoch so groß, daß man selbst kaum wußte, was man that und thun sollte. Das erste Boot wurde auf unsinnige Weise auf Steuerbords-Seite, worauf der Sturm stand, hinabgelassen, war daher längst voller Wasser, ehe es auf dem Wasser war, und mußte gefappt werden. Das zweite, bei weitem das größere, wurde an Backbords-Seite hinuntergelassen, kam zwar glücklich hinunter, war jedoch in wenig Augenblicken voller Wasser. Zämmerlich gequetscht wurde ich an der Steuerbords-Seite festgebunden. Ich war erstlich in einer verzweiflungsvollen Angst und ganz außer mir vor Betrübniß. Ach! wie oft hatte ich mir früher den Tod gewünscht, wenn es mir nicht wohlging, aber ich Narr! ich wußte nicht, wie süß das Leben ist, wenn der Tod wirklich kommt. Gewiß! Ihr müget in dieser Schreckensstunde von mir geträumt haben, denn wie viel, wie unendlich viel dachte ich an Euch, und bedauerte, hier so verlassen von Euch sterben zu müssen, ohne daß Ihr es jemals erfahren würdet. In Gedanken nahm ich von Euch Allen Abschied, betete zu Gott, empfahl ihm meine Seele zur Übersendung in's Jenseits, übergab den Haisfischen meinen Leib, und mein Testament war gemacht. Wohl mochte ich in der furchtbaren Lage, wo die Wellen mir fortwährend über den Kopf schlugen, mit so peinlichen Gedanken eine Stunde hingebracht haben, als zu meinem Glück meine Entschlossenheit vollends wiederkehrte; die trüben Gedanken wichen von meiner Seele, und statt dessen trat eine niegefühlte Todestollkühnheit ein, und beschloß ich mich dem Tode getroßt in die Arme zu werfen. Der Fischer, ein Katholik, war noch viel zaghafter wie ich, er schrie fortwährend und rief Maria und alle Heiligen an, ihm zu helfen — und die Gefahr wuchs mit jeder Secunde. Das Volk hatte bisher die Befehle des Capitains befolgt, wie es jedoch gar keine Rettung mehr sah, brach es in das gräulichste Fluchen aus, nur einige schrien und bejammerten ihre Angehörigen. Das Krachen des Schiffes war furchtbar. Die Kälte war mindestens 7—8 Grad, in feinen Flocken fiel der Schnee hernieder. Schon wollte ich mich los binden um mich zu den Matrosen zu gesellen, welche sich in den Masten sicherer fühlend, sich dorthin geflüchtet hatten, als mit einem schrecklichen Getrad das Wrack über Backbord zusammensank, und auch ich mit in den Abgrund gerissen wurde. Ich kam jedoch bald wieder oben und kriegte eine schwimmende leere Tonne zu fassen, die ich krampfhaft ergriff, und mit der ich fortgeschlagen wurde. Bald hundert Fuß in die Höhe gehoben, bald in den schrecklichsten Abgrund gestürzt mochte ich etliche Stunden halb besinnungslos fort getrieben sein, als ich von der Mannschaft, welche sich in einem kleinen Boote gerettet, gefunden und aufgenommen wurde. Endlich, endlich wurde es Morgen, und zu unsrer Freude sahen wir Land vor uns; noch eine große Welle und wir wurden aufs Ufer geschleudert. Man hatte uns bemerkt und eine Menge Gaffer sammelte sich am Strande. Wir wurden nach Eilandshuis gebracht, wo man mir mein Hemd und wollene Unterjacke, meine einzige Bekleidung, auszog und

wich zu Bett legte. Man reichte mir Caffee und ich verfiel in einen tiefen Schlaf. Als ich endlich erwachte, fühlte ich mich ein wenig erquickt, jedoch folterten mich die entsetzlichsten Schmerzen, und ich brüllte laut, denn die beiden Vorderzähne waren abgebrochen, und ich hatte sowohl am Gesicht, als am Körper tiefe Wunden; Alles war wie gelähmt, die Füße dick aufgeschwollen. Nachmittags kam der Capitain herein, es war aber nicht mehr der stolze grobe Capitain, der er auf dem Schiff war, sondern er kam zu mir, reichte mir die Hand, freute sich meiner wunderbaren Rettung u. s. w.

Als ich am vierten Tage in der Stube umher zu gehen vermochte, zeigte mir der Wirth an, daß meines Bleibens hier nun nicht länger wäre, denn er habe vom Terelschen-Consulate Auftrag mich unverzüglich zum Consulate auf der Burg Terel fahren zu lassen. Da ich außer meinem Hemde und Unterjacke keine Kleider hatte, so erbarmte sich der Wirth auf vieles Bitten, mir ein Paar alte Unterhosen, eine zerrissene Jacke und ein Paar Klompyschuhe (diese sind ganz aus Holz) zu reichen und obwohl ich mir lieber einen Pelz gewünscht hätte, nahm ich doch die Sachen mit Freude an. Nach einer 5 stündigen Fahrt auf einem Leitervagen kam ich in Begleitung der Matrosen gegen Mittag auf der Burg-Terel an. Ich begab mich sogleich zum Consulate Sonderdorp & Ramm, die schon Alles wußten. Sie wollten mich nach Harlingen schicken, um von dort über Hamburg nach Mecklenburg zurückzukehren. Ich bedeutete ihnen aber, daß ich dort ebensowenig und ebensoviel als in Amsterdam zu erwarten hätte, zöge daher letzteren Ort vor, und bäte nur um einen Empfehlungsbrief an den Consul von Mecklenburg daselbst, der mir auch, nebst Bescheinigung über das Unglück gegeben wurde. Am 17. December trat ich meine Reise über den Zuider-See nach der Hauptstadt an. 3 Tage währte die Reise, denn es blies ein heftiger Wind. Unterwegs mußte ich tüchtig aushalten, denn der Schiffer hatte keine Betten für mich, und mußte ich daher bei der schrecklichen Kälte, so krank ich an meinen Wunden noch war, beständig auf der Bank liegen. Jedoch Hoffnung auf ein baldiges besseres Loos linderte die Schmerzen, denn gewiß überzeugt, daß das Schicksal, was mich so wunderbar gerettet und nach Holland geführt, mir auch hier mein gutes Fortkommen schenken würde, ertrug ich Alles mit Geduld. Kaum hatten wir an der Terelschen Brücke angelegt, so verließ ich das Schiff und überschritt die Brücke. Mehrere auf derselben stehende Stiefelpulver (von denen es hier eine ungeheure Masse giebt) glaubten wegen meiner komischen Tracht in mir einen künftigen Collegen, und sprachen von Concurrnz.

Nachdem ich einen Brief zum Consul getragen und dieser mir 2 Gulden gegeben, ging ich gleich zum Trödler, wo ich mich equipirte, ging alsdann in ein Logement und erquicke mich. Allein ich war zu sehr angegriffen, mußte bald zu Bett gehen und verfiel in ein heftiges Wundfieber, wozu sich noch Zahnschmerzen gesellten. Als ich auch am zweiten und dritten Tage das Bett nicht verließ, glaubte die besorgte Wirthin die Krankheit würde langwierig und erklärte daher, sie könne mich nicht behalten; ich müßte ins Krankenhaus. Den nächsten Tag wurde ich in einem Schlitten zum Krankenhaus gefahren, wo ich das schöne

Weihnachtsfest zubrachte. Am 1sten Weihnachtstage kam H. Consul Quack selbst zu mir und überreichte mir ein ihm gewordenes, an mich adressirtes Schreiben. Ich erbrach es, es war von Hrn. Wendt, derselbe hatte mein Schreiben von Texel erhalten und antwortete mir, er habe durch einige Menschenfreunde einige hundert Gulden für mich gesammelt, und möge ich ihm nur schreiben was ich ferner anzufangen gedenke. Wer war froher wie ich!, Denn nun hatte ich schon zuversichtliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft! Am andern Morgen verließ ich das Krankenhaus, worin ich nur 5 Tage verlegt, bezahlte meine Schuld mit 2 fl. 50 ctmes und ging zu Herren L. Hoyaß & Co., an die ich empfohlen worden. Mein durch mehrere Pflaster entstelltes Gesicht sagte ihnen schon, wer ich sei, und redeten mich die Patrone gleich bei meinem Namen an. Ich mußte ihnen meine ganze Geschichte von A. bis Z. erzählen, sie bedauerten mich und sagten, daß Gott mich noch einmal zu großen Dingen auserkoren haben müsse, und ständen sie mir gewiß dafür, daß aus diesem Unglück mein Glück entstände; sie würden mich mit Vergnügen behalten, und ich solle nur am andern Morgen 10 Uhr aufs Comptoir kommen. Ich dankte für das mir geschenkte Vertrauen und ging darauf in eine honnete Kleiderhandlung, kaufte mir einen guten Rock, Beinkleid, Weste u. s. w. Darauf mietete ich mir eine Kammer am Nieuwezijds-Borburgwall No. 60, 5 Treppen hoch, wo ich auch jetzt noch wohne. Durch unermüdblichen Eifer gelang es mir bald, das Wohlwollen meiner Patrone auf mich zu ziehen, und sagten sie mir vor einigen Tagen, daß ich auch fernerhin bei ihnen bleiben solle, Salair würden sie mir nach meinen Leistungen bezahlen. Letzten Donnerstag erhielt ich wieder ein freundliches Schreiben von Herrn Wendt, worin er mir sagt, er hält es für gut, daß ich mich für die, mir aus so vielen Händen zusammengestoßenen Wohlthaten öffentlich bedanke, und ersuchte mich daher, ihm mit meinem nächsten Schreiben eine Dankfagung zu senden, die er in die Hamburger Nachrichten einrücken lassen will. Sollten Euch diese Blätter zu Gesicht kommen, so könnt Ihr darin meinen Namen lesen; als Dankender für die mir in namenlosem Glend gewordenen Wohlthaten. Amsterdam ist eine herrliche, große von 240000 Seelen bewohnte Stadt, die von vielen, mehreren Stunden langen Canälen, sowie von der Amstel durchflossen wird. Die Straßen werden eingetheilt in Grachten, Straaten und Steegjes, die Grachten sind Canäle, an deren beiden Seiten Straßen führen die mit herrlichen Linden an beiden Ufern bepflanzt sind. Die vornehmsten Grachten sind die Keizers-Gracht, Prinzen-Gracht und Herren Gracht. Von der Pracht der hiesigen Gebäude und der Eleganz der inneren Einrichtung habt Ihr keinen Begriff. Das Leben ist hier ungeheuer theuer und kostet viel Geld, so sehr man sich auch einschränkt. Für eine kleine meublirte Kammer ohne Ofen im 5ten Stock muß ich 8 fl. per Monat Miethe zahlen. Freunde kann man sich nur in Kaffeehäusern erwerben, und da ich dergleichen nicht besuche, so habe ich nicht einen und lebe ganz isolirt, denn mit meinen Collegen halte ich keine Bekanntschaften, meine Patrone würden es nicht gerne sehen. Mein einziges Amusement ist, Abends nach Comptoirschluß in der Stadt spazieren zu gehen und die herrliche Erleuchtung der Straßen und

Häuser zu besehen, denn jede Straßenlaterne und jedes Geschäftshaus bis auf das des Eierhändlers ist mit schönem Gase erleuchtet, oder ich gehe vor's Hartemmerthor, und sehe, wie die vielen Dampfswagen auf der Amsterdamer-Hartemmer Eisenbahn abfahren. Das gehabte Unglück scheint in Allem zu meinem Glücke und Vortheil vom Schicksal veranstaltet zu sein, denn, was habe ich jetzt für eine kräftige herrliche Gesundheit, ja! ich bin wie von Neuem geboren. Wenn ich noch an vergangenen Winter zurückdenke, wie ich stets Raupenfell, und 2 wollene Unterjacken u. s. w. trug und dennoch immer Blut spuckte und schon glaubte die Schwindsucht zu haben, so bin ich mir selbst jetzt ein Problem. Trotz dieses einmal gescheiterten Unternehmens ist meine alte Reiseruth noch nicht geschwunden, und werde ich jedenfalls, wenn ich 6 Jahre hier gewesen bin, das hiesige Geschäft erst gründlich kenne, und mir etwas erspart habe, über Batavia nach Japan gehen, um da mein Glück zu machen, denn der Instinkt sagt mir gleichsam: Du sollst nicht in Europa bleiben, Dein Glück liegt weit von hier —

Die Religiosität herrscht hier ungeheuer, es giebt hier 28 katholische und 20 protestantische, reform. u. s. w. Kirchen, die stets alle gedrängt voll sind. Ich besuche die spanisch-katholische Kirche, ohne jedoch Katholik zu sein. Über meinen Glauben macht Euch keinen Kummer, ich denke an Gott und kümmere mich nicht weiter um das Nebeugeschwätz der Derwische, Priester, Mönche und Pfaffen, die doch nur alle Zusätze erdichtet haben. Ich thue recht und scheue Niemand und glaube, was ich kraft meiner Vernunft glauben kann.

Schreibt mir recht bald und erzählt mir Alles was passirte, indessen ich nichts von Euch mehr gehört habe, mich interessirt der geringste Umstand. In der Hoffnung, bald frohe Nachricht von Euch zu bekommen, verbleibe ich

Euer Euch liebender Bruder

Henry Schliemann.

Adr: Herren L. Hoyack & Co.

Wenn Ihr mir antwortet, so macht die Adr. auf deutsch und ganz genau wie sie unten vermerkt ist. Ich schreibe Eure Adresse nur Holländisch, damit Ihr sehen möget, wie eine solche aussieht. Da alle Briefe, die von hier nach Deutschland gehen, nicht weiter, als bis zur deutschen Grenze frankirt werden dürfen, so habe ich es lieber ganz unterlassen, indem er soust noch mehr kosten würde, wie von der Hauptstadt. Commis schreibt nicht, denn den Ausdruck kennt man hier nicht.

Ich schließe die Quittung vom Krankenhause mit ein, damit Ihr sehet, daß ich Euch nichts vorlüge. Auch eine Bescheinigung vom Consul, wie ich ins Krankenhaus kam.

. . .

Er. Wohlgeboren
dem Herrn Handlungs-Commis Heinrich Schliemann
pr. Adr. Herren B. H. Schröder & Comp.

zu

Cito

Amsterdam

September 1844.

Mein heißgeliebter Sohn,

Längst schon hätte ich Deine lieben Briefe, die Du im freundlichsten Andenken an mich, mir zugesandt hast, beantworten müssen, wenn ich nur nicht durch Krankheit und andere Leiden davon abgehalten wäre. Unendlich habe ich mich gefreut, daß es Dir so ausgezeichnet wohl geht. Du bist jetzt völlig hergestellt, hast die ehrenvollste Stellung und bekommst einen übergroßen Gehalt. Welch angenehme Nachrichten für Deinen alten Vater! Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott neßen meine Augen, so oft ich hieran denke. Mögte doch Gott ferner so gnädig über Dein Schicksal walten und mögest Du Dich dadurch zum fortgesetzten Wandel auf der Tugendbahn ermuntern lassen. Doch ich hoffe dieses, da Du in Deinen Briefen so fromme Äußerungen machst. Gott segne Dich dafür mein Heinrich! Wie wunderbar sind schon in deinem jugendlichen Alter Deine Schicksale, und wie wunderbar und gnädig hat Gott Dich aus dem Rachen des Todes errettet, um Dich zu Glück und Ehren zu führen! O vergiß das nicht mein Sohn! — — — Lebe wohl, viele innigste Grüße von Deinen Geschwistern.

Ewig Dein Dich treu liebender Vater

E. Schliemann.

1845.

Mehr wie 6 Mal wurden Deine lieben Briefe, mein geliebter Sohn, in unserem Kreise vorgelesen, durch deren Inhalt immer neue Freude in unser Herz gegossen wurde. Du bist gesund an Körper und Geist. Deine Verhältnisse haben sich auf's neue glorreich gestaltet, und Du arbeitest in Deinem Elemente mit freudigstem Eifer Deinem großen Ziele entgegen! O! mein guter Sohn, welche erfreuliche Nachrichten für einen Vater! Möge der Allerhöchste ferner Dein Geschick mit Liebe leiten und Dich für alle Deine früheren Leiden, Anstrengungen und Aufopferungen dadurch auf's herrlichste belohnen, daß er Deinen Fleiß mit seinem besten Segen krönt und Dich schnell Deinem Dir vorgestellten großen Ziele zuführt! Auch zweifle ich nicht im mindesten an der Erfüllung dieses meines Wunsches und meines Gebetes, wenn ich auf den Gang Deines Schicksales hinblicke und dabei an das denke, was Du zu leisten im Stande bist und fortwährend mit dem unermüdesten Eifer leistest! x. x.

Hj. Schliemann an seinen Vater.

Petersburg 1850.

Bitte lasse den kleinen Wechsel auf Berlin nicht liegen, sondern verkaufe ihn und genieße das Leben. Lieber Vater der bloße Gedanke zernagt mein Herz, daß,

während ich herrlich und im Überfluß lebe, mein alter braver Vater Noth leiden will. Bedenke doch, daß nicht ich es bin, der Dir Geld schickt, sondern der Allmächtige, der es auf Deine Gebete hin mir sandte, um es mit Dir und meinen Geschwistern zu theilen.

Petersburg 7. November 1853.

Mein herzlich geliebter Vater!

Dein liebes Schreiben vom 2. d. M. erhielt ich und danke Dir für Deine liebevollen Wünsche. Wie ich Dir bereits meldete, ist es mir leider ganz unmöglich, Dich in diesem Winter zu besuchen, denn ich habe jetzt ein ungeheures Geschäft von der blauen Farbe Indigo. Ich habe der Sorgen und Aufregung viel — aber ich muß Sorgen und fortwährend Aufregung haben, um leben zu können, und werde ich wohl nie Deinen gütigen Rath befolgen können mich zur Ruhe zu setzen. Ich bin so sehr an Thätigkeit gewöhnt, daß Unthätigkeit bei allem erdenklichen Vergnügen mich in wenigen Monaten zum Wahnsinn bringen würde. Im Alter von 45 bis 50 verliert sich die große Hitze; dann fängt man an sich nach Ruhe zu sehnen; bis dahin aber will ich arbeiten und schaffen, was ich kann. Jedenfalls wird meine nächste Reise in's Ausland zu Dir sein. Unterdeffen lieber Vater, bitte ich Dich dringend Dein Leben zu genießen, so gut als es irgend möglich ist; mache Dir täglich regelmäßige körperliche Bewegung; iß gut und trinke täglich guten St. Julien-Wein u. u. Lebe recht wohl, mein theurer Vater

Dein Dich treu liebender Sohn

H. S.

Unterm heutigen Tage ist zwischen dem Herrn Pastor Schliemann in Ankershagen und dem Kaufmann Herrn E. Ludw. Holz in Fürstenberg nachstehender Vertrag verabredet und geschlossen worden:

1.

Der Herr Pastor Schliemann gibt seinen Sohn Heinrich Schliemann 5 nacheinanderfolgende Jahre, bei dem Herrn E. L. Holz in die Lehre in seiner Handlung und zwar von Ostern 1836 bis Ostern 1841; und bezahlt Herr Pastor Schliemann die Ein- und Ausschreibe-Gebühren bei der Innung, jedoch verspricht Herr Kaufmann Holz den Heinrich Schliemann, nach Beendigung des 4ten Lehrjahres, vorausgesetzt, daß derselbe sich treu, fleißig und folgsam bewiesen hat, zum Diener zu erneuen und erhält der Heinrich Schliemann nach Ablauf dieses 5ten Jahres Gratifikation von 30 Thalern Pr. C.

2.

Der Lehrling Heinrich Schliemann bringt sich das nöthige Bett mit, welches jedoch sein Eigenthum verbleibt, auch hat derselbe die Kosten für die Reinigung seiner Wäsche zu tragen.

3.

Herr Pastor Schliemann in Ankershagen verbürgt sich für die Treue und Ehrlichkeit seines Sohnes und verpflichtet sich allen etwaigen Schaden, den derselbe durch Untreue und absichtliche Nachlässigkeit seinem Lehrherrn zufügen sollte, ohne Weigerung zu ersetzen.

4.

Gelobt Heinrich Schliemann als Lehrling seinem Lehrherrn mit allem Fleiße, Gewissenhaftigkeit, Treue und pünktlichen Gehorsam zu dienen, sich vernünftig, bescheiden und freundlich zu bezeigen und gegen seine Herrschaft und Jedermann zuvorkommend und anständig zu benehmen, wie es einem gebildeten und gesitteten Menschen ziemt, den Nutzen seines Herrn Prinzipals auf alle mögliche Weise zu befördern und jeden Nachtheil zu verhindern zu suchen, sowie in allen Dingen aufrichtig und verschwiegen zu sein und nie seine Herrschaft mit Lügen oder Unwahrheit vorzugehen, auch zu keiner Zeit sich mit den Diensthoten familiar oder in unnütze Unterredung einzulassen.

5.

Während der Lehrzeit darf Heinrich ohne Bewußtsein seines Lehrherrn kein Geld bei sich tragen, sondern wird sein Prinzipal die nothwendigen Ausgaben für ihn entrichten, die Herr Pastor Schliemann in Ankershagen wieder zu vergüten verspricht.

6.

Auch darf und kann Heinrich während der 5 Lehrjahre nicht aus dem Dienst treten und etwa bei einem andern Herrn gehen, widrigenfalls sein Herr Vater jedes Jahr 40 Reichsthaler zu zahlen sich erbietet.

7.

Dagegen verpflichtet sich Herr E. L. Holz den Lehrling zu allen in der Handels-Wissenschaft gehörigen Kenntnissen zu unterrichten, ihm gute und gesunde Kost an seinem Tische zu verabreichen, und es nichts mangeln zu lassen, was zu einem tüchtigen, rechtschaffenen Geschäftsmann bilden kann, auch nach Beschaffenheit seines Betragens und seiner Aufführung ihm zum Weihnachten, so lang er lernt, ein angemessenes Weihnachtsgeschenk zu machen und sich seiner in allen Stücken väterlich anzunehmen.

8.

Sollte Heinrich Schliemann nach beendigten 5 Lehrjahren noch Lust haben, beim Herrn Holz zu conditioniren und sein Betragen anständig und ohne Tadel sein, so verspricht Herr Holz, ihn gegen ein angemessenes Honorar so lange zu behalten, als es ihm daselbst gefällt, sowie ihm auch, wenn er sich späterhin sollte verändern, wo zu einer andern Condition behüßlich zu sein.

9.

Endlich verspricht noch Herr Pastor Schliemann seinen Sohn Heinrich in und während der Lehrjahre in nöthigen Wäsche und Kleidungsstücken u. s. w. zu erhalten. Dies Alles getreulich zu erfüllen, haben sich die Contrahenten fest verpflichtet und zu mehrer Bekräftigung dieses eigenhändig unterschrieben.

Fürstenberg den 20ten December 1835

E. Lud. Holz.

Ankershagen den 23. December 1835

Schliemann, Pastor zu Ankershagen.



Die Wünschelrute.

Eine historisch-physikalische Erinnerung
von
Ferdinand Rosenberger.

Dem natürlichen Drange des Menschengeschlechts, seine Wirkungsfähigkeit bis ins Unbegrenzte und Ungeheure zu vergrößern, setzen sich zwei Naturgewalten mit größter Schroffheit entgegen, das sind der Raum und die Zeit. Dem Traume einer vollständigen Beherrschung dieser Mächte hat sich die menschliche Phantasie zu allen Zeiten mit Vorliebe hingeeben. Da aber der Körper an Raum und Zeit stets unauflöslich gebunden war und auch der erkennende Verstand von diesen reinen Anschauungen sich in der Wirklichkeit nie zu trennen vermochte, so blieb nur übrig, entweder den genußreichen Traum ganz in der Märchenwelt ausklingen zu lassen oder aber übermenschliche Gewalten, göttliche oder teuflische, zu Hilfe zu rufen und ganz der schwarzen Magie sich zu ergeben. Die erste Methode mit ihren Siebenmeilenstiefeln, Zaubermänteln, Glücksgaloshen u. dergl. übt noch heute auf kleine und große Kinder unvermindert ihre Anziehung aus. Die zweite Art hat das Mittelalter mit einem scheinbar unerschöpflichen Fonds gläubigen Vertrauens und furchtlosen Wagemutes, schließlich aber doch mit einem so offenbaren Mißerfolge durchgeprobt, daß die Teufelsbeschwörer, die Hexenmeister und die andern Künstler dieser Sorte auch in den weitesten Volksschichten schließlich den Kredit verloren haben.

Damit ist indessen die Sehnsucht nach Befreiung von räumlichen und zeitlichen Schranken selbst nicht vernichtet; dieselbe hat sich nur, nachdem ihr das übernatürliche verschlossen, zum Natürlichen zurückgewendet und hofft nun wieder von einem wissenschaftlichen oder scheinbar wissenschaftlichen Fortschreiten die endliche Befriedigung. In gewissem Grade sind auch die Wissenschaften wohl im stande diesem Bedürfnis Genüge zu leisten, und die Naturwissenschaften haben in der That den Menschen schon zu einer vorher nie geahnten Beherrschung wenigstens des Raums geführt. Enthusiastisch angelegte Gemüther aber mochten sich immer nur widerwillig mit diesem langsamen Fortschreiten begnügen und fühlen sich auch heute noch gedrungen nach gänzlich neuen, unbefannten oder doch unbeobachteten Kräften zu suchen, die ihnen eine freiere Wirksamkeit und Wahrnehmung unabhängig von Zeit und Raum gestatten sollen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die in der Physik noch gültigen Vorstellungen von Kräften, wie der Gravitation, dem Magnetismus und der Elektrizität, die unvermittelt und momentan durch alle Räume wirken, so vielen Versuchen nicht gerade hinderlich sind und daß diese physikalischen Kräfte selbst in ihren Wirkungen viel Geheimnisvolles und Unerklärliches haben. Es wäre schließlich gegen derartige revolutionäre Unternehmungen auch gar nicht so viel einzuwenden, ja man könnte dieselben als Momente des Fortschritts selbst begrüßen, wenn sie nur in ihrer angeblichen Wissenschaftlichkeit die

jeder Wissenschaft notwendige Objektivität wahren, wenn sie nicht immer darauf hinauslaufen, für besondere Persönlichkeiten, einzelne besonders sensitive Medien, eigentümliche, andern nicht mögliche Einwirkungen auf die Materie und besondere Wechselwirkungen mit deren Kräften zu konstatieren und so einer sichern wissenschaftlichen Kontrolle sich zu entziehen.

Diesen Versuchen gegenüber, die auf die Bildung geheimer, nur für geschlossene Kreise berechneter Wissenschaften ausgehen, ist die Wissenschaft an sich selbst verhältnismäßig schlecht gewaffnet; ihnen gegenüber ist es angezeigt, mit besonderem Fleiß die Geschichte der Naturwissenschaften zu studieren, damit nicht ein schon einmal entlarvter Irrtum immer von neuem die Menschheit betrüge und damit man endlich aus der Erfahrung den gesicherten Schluß ziehe, daß die Menschheit eine Einheit und jede besondere, der allgemeinen Nachprüfung nicht zugängliche Wissenschaft einer Täuschung des Enthusiasmus oder des bösen Willens zuzuschreiben sei.

Ein typisches Beispiel für die allmähliche wissenschaftliche Umwandlung früherer geheimer magischer Künste, aber damit auch für das allmähliche Absterben derselben in dem neuen Lichte, bietet die Geschichte der Wünschelrute. Einige Mitteilungen über dieselbe werden jetzt, wo sie in Zeitungen nach langer Pause wieder einmal auftaucht, um so eher von Interesse sein, als dieselben auch auf andere Strömungen unserer Zeit einige klärende Lichter zu werfen imstande sind.

Die Wünschelrute ist eine Spielart des Zauberstabes, eine Abänderung desselben für gewisse speziellere Zwecke, von dem sie auch den lateinischen Namen *virgula divina* beibehalten hat. Nach den bewährtesten Vorschriften wird sie zu gewissen, nach der Stellung des Mondes und der Sterne verschieden günstigen Zeiten unter mancherlei Zeremonien und Beschwörungen aus dem gegabelten Zweige eines Haselstrauches geschnitten, der nicht über ein Jahr alt ist. Sowohl der sich teilende Zweig als die beiden Äste desselben bleiben dabei etwa $\frac{3}{4}$ Fuß lang, die letzteren werden etwas nach außen gebogen. Beim Gebrauch faßt der Rutengänger jeden Ast mit einer Hand so, daß die Handfläche nach oben gerichtet ist, und bewegt sich über dem zu untersuchenden Terrain, indem er die Rute horizontal vor sich hält, langsam vorwärts. Hat nun der Rutengänger selbst die nötige Sensitivität, so bewegt sich die Rute, sowie er über Erz- oder Metallgänge, unterirdische Wasseradern u. dergl. kommt, in leisen Schwingungen auf- und abwärts, ja bei besonders sensitiven Individuen treten auch eigentümliche körperliche Empfindungen, wie vermehrter Puls, eigenartiger Geschmack auf der Zunge, Zucken in den Armen u. s. w. auf.

Zuerst wurde die Rute nur von alchemistisch-geschulten Bergleuten zur Auffindung unterirdischer Metallschätze gebraucht, und das scheint bis zum 12. Jahrhundert ziemlich üblich geworden zu sein. Mit dem Gebrauch und dem Erfolg aber wuchs ihre Kraft. Allmählich lernten empfindliche Individuen mit Hilfe derselben nicht bloß alle Geheimnisse der Tiefen der Erde, sondern auch die

verborgensten Gesinnungen und Thaten der Menschen, ihre geistige Reinheit sowohl wie die Schuldenlast ihres Gewissens erforschen und erkennen. Die Wünschelrute wurde in bezug auf das Erkenntnisvermögen dem Zauberstabe vollständig gleich, und nur die ausführende Kraft dieses letzteren blieb ihr immer vorenthalten. Damit aber verlor die Rute den mit Vorliebe festgehaltenen wissenschaftlichen Charakter zum großen Theile und ging aus den Händen der Bergleute in die von besonderen Medien über, deren wissenschaftliche Unbildung eher ein Vortheil als ein Nachtheil zu sein schien, weil bei ihnen die magische Kraft von wissenschaftlichen Vorurteilen unbeirrt wirkte.

Dementsprechend erlangte im 17. Jahrhundert ein Bauer Jacques Aymar eine weittragende Berühmtheit durch die Wünschelrute, indem er mit ihr nicht bloß die Spuren von Dieben und Mördern tagelang und meilenweit trotz aller ihrer Winkelzüge verfolgte und dieselben dann unter vielen Unbetheiligten als die Schuldigen herausfuchte, sondern überhaupt den Gerichtshöfen anerkanntermaßen die wichtigsten Dienste leistete. Um dieselbe Zeit benutzte man an vielen Orten Deutschlands und Frankreichs die Wünschelrute anstatt der Feldmesser, um unbestimmt gewordene Grenzen zwischen einzelnen Ländereien in unanfechtbarer Weise zu berichtigen. Die Damen aber, welche ja für alle magischen Kräfteäußerungen besonders beanlagt sind, blieben auch in der Handhabung der Wünschelrute nicht allzuweit hinter dem stärkeren Geschlechte zurück.

Zudessen brachte der allzu ausgedehnte Gebrauch der Wünschelrute dieselbe doch in einigen Mißkredit; die aufstrebenden Naturwissenschaften ließen sie auf längere Zeit etwas außer Beachtung geraten, und erst als man ihre Anwendung wieder auf das Auffuchen von Metallen und Gewässern einschränkte, erlangte die Rute gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit einem erneuerten wissenschaftlichen Anstrich auch wieder eine vielfache Anwendung und allgemeinere Schätzung. In mehreren Staaten benutzte man dieselbe bei der Aufnahme der metallurgischen Karten des Landes und zahlte ziemlich bedeutende Summen an die Rutengänger für ihre Beihilfe zu diesem Werke. Der französische Arzt Dr. Thouvenel bereiste viele Städte Frankreichs und Italiens mit besonders glücklichen Trägern der Wünschelrute und wußte überall das Interesse hoher und höchstgestellter Personen, ebenso wie das von Gelehrten zu erwecken. Nach vielfachen zeitgenössischen Berichten wußten auch wirklich die Gehilfen des Dr. Thouvenel, zuerst der Dauphinat Bléton, dann nach dessen Tode sein Landsmann Bennet, nicht bloß natürliche Erzlager und fließendes Wasser tief unter der Erdoberfläche zu entdecken, sondern konnten auch die Lage absichtlich versteckter Metallmassen und das Fließen willkürlich anzulassender oder abzustellender Wasser in unterirdischen Kanälen angeben.

Freilich waren auch die Angaben dieser Erz- und Wasserfühler, wie die aller früheren, keineswegs untrüglich. Notgedrungen mußte vielfach das Schlagen der Wünschelrute auf feuchte Winde statt auf flüssiges Wasser zurückgeführt werden, häufig wurden die angezeigten und doch nicht aufzufindenden Metallmassen für zu tief liegend oder für noch nicht reif erklärt, auch sind schließlich

die meisten der Rutengänger, den berühmten Bennet nicht ausgenommen, auf Betrug und Täuschung ertappt worden. Trotzdem kam auf diese Weise die Sache der Wünschelrute selbst nicht zu Fall; denn die Anhänger mochten aus solchen Mißfällen höchstens auf momentan schlechte Dispositionen der Medien, auf dadurch hervorgerufene einzelne Täuschungsversuche derselben oder auch auf das Einschleichen gänzlicher Betrüger unter die Zahl der Eingeweihten, aber nicht auf den Ungrund der Sache selbst schließen.

Einigermaßen begreiflich wird dies durch die Thatfache, daß es der Wünschelrute von Anfang an bis ins letzte Jahrhundert nicht an scheinbar wissenschaftlich begründeten Theorien gefehlt hat, die ihren Anhängern als ein gesichertes Fundament der Schätzung erschienen. Vor dem Aufblühen der modernen Naturwissenschaften waren die *qualitates occultae* der Materien, die geheimen Sympathien und Antipathien, welche man zwischen den verschiedenen Stoffen als wirkend annahm, in ihrer Unbestimmtheit der Wirksamkeit der Wünschelrute ungewein günstig. Von dem Boden, auf welchem, und von den Sternen, unter denen sie gewachsen war, behielt die Rute immer gewisse Neigungen zu den Erzen, welche der Boden verborgen oder die Sterne während ihres Wachstums regiert hatten, und nach der Verschiedenheit dieser Neigungen konnte man sogar besondere Ruten für besondere Metalle unterscheiden. Da aber die Rute ihre Neigungen nur in der Hand besonders empfindlicher Individuen zeigte, so blieb es während des ganzen Mittelalters eine heikle Frage, woher diese besondere Sensitivität stamme? Ob sie eine besondere Gabe Gottes sei oder nur mit Hilfe des Teufels erworben werden könne? Bedeutende Gelehrte, wie Caspar Schott u. a., hatten darüber noch im 17. Jahrhundert ihre schweren Bedenken, und immer hafteten dem Gebrauch der Wünschelrute gewisse sehr verdächtige Momente an.

Etwas besser und von stärkerem wissenschaftlichen Anschein wurde die Sache, als Descartes um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Sympathien und Antipathien der Körper durch ätherische Ausströmungen erklärte, die, von einem Körper je nach seiner inneren Beschaffenheit in bestimmter Form ausgehend, in den andern je nach dessen innerer Konstitution eindringen konnten oder nicht. Danach durfte man annehmen, daß die Ausströmungen der unterirdischen Metallager in das Holz der darüber stehenden Gewächse konforme Gänge eingraben müßten, so daß später ähnliche Ausströmungen in die Zweige der Wünschelrute einzudringen und sie zu bewegen vermöchten.

Freilich wurde diese Erklärungsart unnütz, als der Cartesianismus in der Naturwissenschaft durch Newton und seine Lehre von den momentan und unvermittelt in die Ferne wirkenden Attraktions- und Repulsivkräften der Materie gestürzt wurde, aber auch diese Anschauungen schienen einer wissenschaftlichen Theorie der Wünschelrute nicht ungünstig. In der That sah man vielfach zu jener Zeit in den Newton'schen Kräften nichts weiter als die besser bestimmten und richtiger spezialisierten Sympathien und Antipathien der alten Physik, und die Betrachtung der Wünschelrute als einer besonderen Art von Magnetrudel

oder als eines eigentümlich geformten elektrischen Pendels lag danach nahe. Da nun von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an die Kenntnisse von den elektrischen Erscheinungen in ganz überraschender Weise sich entwickelten und die vielseitigen Wirkungen der Elektrizität in fast allen Naturgebieten immer klarer erkannt wurden, so mußte nun auch die Wünschelrute noch eine elektrische und magnetische Periode durchmachen und dadurch zu neuem Ansehen gelangen und neuen Enthusiasmus erregen. Dementsprechend mehrten sich nun die Ruten-gänger sowohl wie auch die Schriften über die Theorie des Instruments wieder in auffälliger Weise, und der schon erwähnte Arzt Thouvenel erfand für die neue Wissenschaft auch den ganz zweckmäßigen Namen der unterirdischen Elektrometrie (*electrometrie souterraine*), neben dem später auch noch die Bezeichnung *galvano-organische Elektrometrie* herließ.

Danach schien es auch manchen Physikern angezeigt, der Sache von seiten der Wissenschaft wieder näher zu treten, und besonders nahm sich der sehr verdienstvolle Entdecker der sekundären Volta'schen Säule, der Professor J. W. Ritter, der exakten Erforschung dieser Erscheinungen mit sehr viel Enthusiasmus, aber leider zu wenig Vorsicht an. Im Herbst des Jahres 1806 erhielt Ritter durch einen gelehrten Freund die Nachricht, daß ein junger Landmann am Gardasee, Namens Campetti, in ungewöhnlichem Maße die Fähigkeit besitze, tief in der Erde verborgene Metalle oder Wasser durch besondere Empfindungen wahrzunehmen, und daß die Wünschelrute in seiner Hand sich außerordentlich lebendig zeige. Ritter reiste daraufhin selbst nach Italien, fand die Gerüchte von der wunderbaren Empfindlichkeit Campetti's bestätigt und nahm diesen zu genaueren Untersuchungen mit sich nach München, wo der ganze Schelling'sche Kreis der polarisch-dualistischen Philosophie wegen sich lebhaft für die Erscheinungen der tierischen Elektrizität oder des tierischen Magnetismus interessierte.

Um aber nach gut wissenschaftlicher Methode die Erscheinungen auf ihre einfachste Form zu bringen, erinnerte Ritter daran, daß die Wünschelrute im Grunde genommen nichts Anderes als ein zusammengesetztes Pendel sei, und ging an ältere Versuche des Abbé Fortis, des Dr. Schäffer u. a. anknüpfend dazu über, mit Hilfe einfacher Pendel die Wechselwirkungen zwischen dem menschlichen Körper und äußeren metallischen Massen oder Flüssigkeiten zu prüfen. Die Resultate waren sehr interessant und der Theorie eines tierischen Magnetismus entschieden günstig.

Nimmt man nämlich einen Würfel von Schwefelkies oder gediegenem Schwefel oder irgend einem Metall, hängt ihn an einem Faden von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Elle Länge auf, der etwas angefeuchtet werden soll, und hält dieses Pendel zwischen Daumen und Zeigefinger mit ausgestrecktem Arme über Metallplatten oder ein Gefäß mit Wasser, so gerät das Pendel bei den meisten Personen nach und nach in regelmäßige Schwingungen, deren Form von der Form des untergelegten Metalls eine entschiedene Abhängigkeit zeigt. Über kreisrunden Metallscheiben sind die Schwingungen kreisförmig, über Metallstäben sind sie linear. Auch die Drehungsrichtung der Kreisschwingungen wird durch die Unterlage bestimmt. Über dem

Nordpol des Magneten erfolgen dieselben von links nach rechts, über dem Südpol umgekehrt; Kupfer und Silber verhalten sich wie ein Südpol, Zink und Wasser wie ein Nordpol. Bei Früchten erfolgen die Schwingungen über dem Stielende umgekehrt wie über dem andern Ende. Die Teile des menschlichen Körpers zeigen sich ebenfalls verschieden polar, Stirn und Augen entsprechen einem Nordpol, die Nase einem Südpol u. s. w.

Die Schwingungen erfolgten nicht bei allen Personen gleichmäßig, inmer aber wirkte die Verbindung mit einem besonders kräftigen Medium, wie z. B. Campetti, günstig. Ritter schrieb diese Bewegungen, die er ähnlicher Weise an dem von ihm erfundenen Balancier (d. i. ein kleiner, auf einer Fingerspitze balancierter Stab von Kupfer) hervorrief, den Wirkungen der tierischen Elektrizität zu, die aus den Fingern in die bewegten Körper strömt. Er hoffte von einer weiteren Untersuchung derselben die bedeutendsten Aufschlüsse nicht bloß über die gegenseitigen Bewegungen aller irdischen Stoffe, sondern auch über die Einwirkung der Gestirne auf die Erde und die Bewegungserscheinungen im Univerſum überhaupt. Diese weiten Perspektiven aber, die der Schelling'schen Philosophie und ihrer Konstruktion aller Erscheinungen aus polaren Gegensätzen so sympathisch und gemäß waren, erweckten gerade das lebhafteste Mißtrauen der meisten Physiker.

Professor Maréchal in München betonte, daß die Schwingungen des magischen Würfels meist so, wie beschrieben worden, eintreten, daß man aber dieselben auch zu verhindern vermöge, wenn man sich nur bemühe, die Hand ganz ruhig zu halten, daß daher kein elektrisches Fluidum die Ursache derselben sein könne, denn dieses solle ja bei völlig ruhiger Hand die Bewegungen hervorbringen. Auch spreche gegen die Wirksamkeit der elektrischen Kräfte, daß die Versuche unsicher würden und ganz andre Erscheinungen als angegeben zeigten, wenn man dem Medium die Augen verbande.

Professor Gilbert wandte sich in seinen Annalen der Physik sehr scharf gegen die vor schnell gebildete elektrische Theorie und machte darauf aufmerksam, daß bei der freien, unbequemen Haltung des Armes derselbe bald ermüden müsse und daß danach die Erschütterungen desselben beim Athmolen oder durch den Pulsschlag sehr wohl die der tierischen Elektrizität zugeschriebenen Bewegungen verursachen könnten.

Als der Münchner Akademiker Gehlen die neuen Pendelversuche der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin vorführte, beobachtete der Gymnasiallehrer Jungius bei allen eintretenden Bewegungen des Pendels auch stets entsprechende leise Bewegungen der daselbe haltenden Hand und konstatierte, daß bei stillstehender Hand auch das Pendel ohne Bewegung blieb. Freilich parierten die Anhänger der Organoelektrizität diese Bemerkungen durch die Behauptung, daß die beobachteten Handbewegungen nicht die Ursache, sondern erst die Folge der Pendelschwingungen seien. Aber Jungius bewies dafür durch neue umfassende Versuche, daß der von jenen behauptete Einfluß einer elektrischen Isolierung auf die Schwingungen nicht vorhanden sei, daß die Erscheinungen vielmehr in ganz derselben Weise vor sich gingen, mochten nun die experimentierende Person oder

das Pendel oder die metallische Grundlage desselben oder auch alle zusammen vollkommen isolirt und jeder Übergang des angeblichen elektrischen Fluidums zwischen Medium, Pendel und untergelegtem Metall verhindert sein.

Schließlich blieben zum Gelingen der Pendelversuche überhaupt nur das Pendel und die menschliche Hand notwendig, und alle weiteren Veranstaltungen, alle Besonderheiten der Materialien erwiesen sich als völlig gleichgültig. Damit war genau genommen die subjektive Ursache der Schwingungen schon erwiesen, und es blieb nur übrig die Art aufzudecken, nach der das experimentierende Individuum ohne direkt gewollte Bewegungen der Hand die Schwingungen unbewußt hervorbringt.

Dr. C. Zimmermann in Heidelberg fand danach die feste Vorstellung einer besonderen Bewegung, den bloßen lebhaften Wunsch nach einer solchen allein schon hinreichend, um dem Pendel ohne jede weitere Ursache die gewünschte Bewegung zu geben. Ließ er z. B. das Pendel über einer hölzernen Tischplatte schwingen und fixierte dabei die Richtung der Holzfasern, so nahmen die Schwingungen diese Richtung an, stellte er sich dabei aber zugleich die Richtung senkrecht zu jenen Fasern vor, so wurden die Schwingungen kreisförmig. Er erklärte sich das aus der Bereitwilligkeit, mit der die Hand den lebhaften Vorstellungen in leisen, unmerklichen Bewegungen folgt, die aber doch genügen, um bei günstiger Summierung dem Pendel die ersehnte Richtung zu geben.

Mit dieser Ansicht stimmten die Ergebnisse von Versuchen, die Professor Pfaff aus Kiel ebenfalls noch im Jahre 1806 veröffentlichte, und die auch bereits die näheren Verbindungen erkennen ließen, welche zwischen dem lebhaften Willen und den leisen, ungewollten Bewegungen der Hand existieren. Nach diesen Versuchen ist es vor allem die unbewußte Bewegung der Augen, welche die Bewegung der Hand und damit des Pendels bestimmt. Da das Auge, so heißt es in dem betreffenden Aufsatze, beim Anschauen einer Figur dieselbe nicht in allen Punkten zugleich fixieren kann, so bekommt es die Vorstellung von einem Kreise eigentlich nur dadurch, daß es demselben kontinuierlich von Punkt zu Punkt folgt. Nun ist aber Gesicht und Gefaßt von der Natur in so innige Beziehung gesetzt, daß die Hand bei jeder Gesichtsvorstellung gleichsam unwillkürlich strebt, dieselbe durch Betastung des gesehenen Gegenstandes zu berichtigen, wobei die rechte Hand, ihrer mechanischen Einrichtung gemäß, ohne besonderen Einfluß des Willens geneigter sein wird, sich gegen die linke und die linke sich gegen die rechte zu bewegen. Hält man demnach das Pendel über einen beliebigen Kreis, der zu groß ist, um als ein Punkt in allen Theilen zugleich fixiert werden zu können, aber klein genug, um eine gleichzeitige Beachtung des Pendels zuzulassen: so fällt das Auge zunächst wechselseitig bald auf das Pendel, bald auf den Kreis, wodurch eine gradlinige Bewegung des Auges und demnächst der Hand entsteht. Zu gleicher Zeit aber wird das Auge disportiert, den Kreis seiner Peripherie nach zu umlaufen, wobei das Auge durch Aufmerksamkeit auf die rechte Hand bestimmt wird, links, auf die linke aber, rechts zu laufen, in welcher Richtung hierauf die Bewegung der Hand und des Pendels erfolgt.

Dieser Theorie entsprachen die vielen, in der mannigfaltigsten Form angeordneten Experimente. Über einer kreisförmigen Tafel waren die Schwingungen kreisförmig, über einer viereckigen geschahen sie in der Richtung der längsten Dimension, wenn dieselbe dem Auge nicht zu unbequem lag. Wurde eine Schere ihrer Länge nach fixiert, so waren die Schwingungen längs derselben gradlinig; fixierte man die beiden runden Handgriffe zugleich, so daß das Auge bald auf den einen, bald auf den andern fiel, so machte die neue gradlinige Bewegung mit der erstern einen rechten Winkel; fixierte man aber nur einen der Handgriffe allein, so war die Schwingung, wie über jedem andern Kreise kreisförmig u. s. w. Alle Schwingungen erfolgten über Figuren, die man mit Kreide oder Tinte auf Holz oder Papier gezeichnet hatte, ebenso gut wie über Platten aus Metall oder beliebigen andern Stoffen.

Damit waren die betreffenden Erscheinungen ihres geheimnisvollen Charakters entkleidet. In der That kann jeder ohne besondere Veranstaltungen und ohne jede Inanspruchnahme organo-elektrischer Kräfte die betreffenden Bewegungen in einfachster Weise hervorrufen. Man braucht nur einen etwas schweren Körper, z. B. einen Schlüssel an einem dünnen Faden mit ausgestrecktem Arme zu halten und dann die Augen auf vorgezeichneten oder auch bloß eingezeichneten Kreisen oder geraden Linien laufen zu lassen, um das Pendel in die entsprechenden Bewegungen eintreten zu sehen, vorausgesetzt, daß man mit den Augen den eintretenden Bewegungen in ihrer Geschwindigkeit folgt und nicht bewußt oder unbewußt die erregten Bewegungen durch entgegengesetzte wieder zerstört. Auch mit andern Personen, die nichts von dieser Theorie wissen, werden die Versuche meist gelingen, wenn man ihnen nur mittheilt, welche Bewegungen eintreten sollen, und wenn diese Personen ein lebhaftes, gläubiges Interesse an dem Gelingen der Versuche nehmen.

Sind aber die Bewegungen dieser Pendel nur durch die Träger derselben subjektiv verursacht, so können sie natürlich in keiner Weise zur Entdeckung äußerer verborgener Materien, wie der Metalle, des Wassers und dergl. dienen, und ebenso werden die leisen Bewegungen der Wünschelrute auf nichts Weiteres schließen lassen, als daß der Rutengänger das sehnlichst Erwartete gefunden zu haben glaubt. In der That verschwanden auch nach jenen Veröffentlichungen allmählich (wie das zu erwarten) nicht bloß die Schwefelkiespendel und der Ritter'sche Balancier, sondern auch die Wünschelrute und diesmal, wie es scheint, endgültig. Wo dieselbe von sogenannten Wasserfählern noch gebraucht wird, was noch immer nicht gar zu selten sein soll, da geschieht das doch nur zur Dekoration besonders empfänglichen Gemüthern gegenüber, ohne daß ein wirklicher Einfluß der Rute ernsthaft behauptet wird.¹⁾

¹⁾ Zu ähnlichen Ansichten über die Wünschelrute war übrigens schon Porta um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts gekommen. Derselbe sagt in seiner, an sonstigen Wunderlichkeiten durchaus nicht armen *Magia naturalis* vom Jahre 1589: „Die meisten Landfahrer, wenn sie gleich ganz arm und elend sind, geben doch von sich aus, daß sie Schätze finden können, und versprechen also andern etwas, das sie selbst nicht haben. Sie brauchen vier

Dabei ist aber doch der Gedanke an gewisse direkte, nicht an Raum und Zeit gebundene, wechselseitige Einwirkungen organischer Körper auf einander, an geheimnißvolle Aus- und Überströmungen eigentümlicher, mit den gewöhnlichen Sinnen nicht erfassbarer Fluida von und nach gewissen, hierfür besonders beanlagten Individuen noch nicht erloschen; vielmehr wurde derselbe in den fünfziger Jahren unsres Jahrhunderts bei der Gelegenheit des sogenannten Eischrüdens aufs neue lebendig und macht sich auch heute wieder bei der Erklärung mancher spiritistischen Experimente, des Gedankenlesens u. s. w. mehr oder weniger verschämt geltend. Wie dem gegenüber das Ergebnis der Schwefelkiespendelversuche, nach dem schon der lebhafteste Gedanke, der eifrige Wunsch, in unserm Körper kleine, unbewußte Bewegungen hervorzurufen kann, die einem andern geschickten Individuum wohl verständlich zu werden vermögen, in entscheidender Weise zu verwerthen ist, das wird der geneigte Leser ohne weitere Ausführungen begreifen.



Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf.

Von

Gans Müller.

III.

Damit fanden zunächst Kaulbach's Beziehungen zu dem preussischen Kultusministerium ein Ende, da der junge Mann kurz darauf durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall von der Anstalt verwiesen wurde und sodann seinem Meister nach München folgte. Zwanzig Jahre später, als das preussische Ministerium mit dem inzwischen berühmt gewordenen Maler aufs neue wegen der Berliner Museumsbilder in lange und mannigfaltige Verbindung trat, hätte es mit Genugthuung darauf hinweisen können, daß dieses große Talent bereits in seiner frühesten Entwicklung von ihm erkannt, namhaft unterstützt und gefördert worden war.

Nach dieser Zusammenstellung, die dem Gang der Erlebnisse des Kunstschülers Wilhelm Kaulbach auf der Düsseldorfer Akademie ein wenig vorausleite, sei zu den einzelnen Nachrichten zurückgekehrt, welche sich von seinem Aufenthalt in Düsseldorf bis zu seinem Abgange zusammentragen lassen, soweit sie sich auf

zweifelichte Auten und stellen deren obere Enden kreuzweise an einander, die unteren aber auf die offenen Hände, stellen sich auch dabei an, als ob sie etliche Reimen herbrummelten, bis endlich die Rutlein herunterfallen. Die Ursache aber ist diese, ob es gleich scheint, als wenn die Auten fest auf den Händen ständen, selbige doch nirgend keinen festen Halt haben, und also gleichsam auf der Falle stehen, und wenn sie nun ein wenig von ihrer Stelle verrückt werden, also bald nach der Erde fallen müssen. Wie denn auf den Armen und in den Händen Puls-Adern vorhanden sind, welche, ob sie gleich scheinen unbeweglich zu seyn, unvermerkt gleichwohl die Hände bewegen und machen, daß sie zittern."

feinen besonderen Umgang, die ihn berührenden Düsseldorf'schen Geschehnisse und seine Arbeiten beziehen.

Als ersten Lehrer, bei welchem Kaulbach systematischen Unterricht erhielt, nannte er selbst mit größter Dankbarkeit den wackern Professor Mosler, der ihm bei aller Strenge im Amt persönlich von vorüberein herzliche Theilnahme und freundschaftliches Entgegenkommen zeigte und der ihn nachmals auch mit mancherlei einflußreichen Leuten, wie Joseph Görres und den Gebrüdern Boisserée, bekannt gemacht hat. Jedenfalls glaubte Mosler vom ersten Augenblicke zuversichtlich an Kaulbach's große Begabung, erwies sich ihm nach vielen Seiten hin dienstbar und verfolgte danernd und mit staunendem Interesse die großen Schöpfungen seines Schülers, auch nachdem Düsseldorf längst von diesem verlassen war. Kaulbach ist ihm zeitlebens ein treuer Freund geblieben und bezeugte eine besondere Freude, als er dem lieben Lehrmeister anfangs der vierziger Jahre in München seine Erkenntlichkeit bethätigen konnte, indem er ihn in seiner traulichen Häuslichkeit durch herzliche Gastlichkeit und Feste auszeichnete, sodaß Mosler die „schönen Münchener Tage und besonders Abende“ im Kaulbach'schen Hause lange Zeiten hindurch als einen glücklichen Traum pries. Auch nahm sich Kaulbach in späteren Jahren seines Sohnes Dominik an, der sich auf dem Städel'schen Institut in Frankfurt am Main ausbildete.

Solche lebenslange Dankbarkeit mußte ihre guten Gründe haben, und man kann wohl annehmen, daß der junge Kaulbach, als er aus seinen traurigen Familienverhältnissen heraus nach Düsseldorf kam, zerkümmert und zersplittert in allem Können und Wissen, wie es bei seinen Jugendschicksalen nicht anders denkbar war, bei Mosler nicht allein gute Anleitung in den elementaren Fächern, sowie Rat und Belehrung in allen auf die Kunst bezüglichen Dingen und Unterweisung in den großen Meisterwerken der Malerei durch Vorlage geeigneter Kunstblätter erhielt, sondern auch liebevolle, gastliche Aufnahme im engeren Familienkreise fand. Während die meisten älteren Schüler der Anstalt und die Gehilfen des Cornelius, wie sie selbst angaben, in gar keiner Beziehung zu der Akademie und deren Professoren standen, obgleich sie deren Vortheile genossen und dort auch ihre Werkstätte angewiesen erhielten, und sich nur ihres Verhältnisses zu dem Meister selbst bewußt waren, blieben die jüngeren Leute, die noch auf den Elementarklassen vorbereitet und eingeschult werden mußten, zunächst ausschließlich auf den Unterricht und den Verkehr der akademischen Lehrer angewiesen. Erst wenn sie höhere Stufen ihrer Kunst erreicht hatten, sollte ihnen das Licht des Meisters leuchten. Unser Künstler durchheulte nun freilich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit die unteren Klassen, aber er blieb democh anfangs ziemlich allein für sich und hielt sich in bescheidener und ehrfurchtsvoller Entfernung von allem, was ihm nicht von selbst die Hand bot.

Über seine Beziehungen zu Cornelius in jener Zeit ist nichts Bestimmtes zu sagen, doch scheint es, als wenn er sich ihm zuerst nicht so freimüthig genähert habe wie die übrigen Genossen, nicht nur weil er anhaltend unter dem Drucke seiner unglücklichen Familienverhältnisse stand, sondern auch weil er einer der

jüngsten und neuesten Ankömmlinge des Kreises war und den älteren, anerkannten und schon in praktischer Thätigkeit bewährten Schülern gegenüber seine verdüsterte und schwermütige Natur nicht verändern konnte, der immerfort ein mutiges und lebenslustiges Aufschmiegen an größere Kreise versagt blieb. Cornelius öffnete wohl auch vorzugsweise erst denjenigen Kunstjüngern die Thür seines Hauses, die sich bereits als seine Gehilfen bei den Münchener Arbeiten und bei den größeren Aufgaben in Koblenz, Bonn und für die rheinischen Adelige nützlich gemacht hatten.

Das Verhältnis der jungen Künstler selbst untereinander war kein so erfreuliches, wie man hätte denken sollen. Merkwürdigerweise bestand bei dieser auf das Ideal gerichteten Genossenschaft ein gewisses Cliquenwesen, ein schroff ausgeprägtes System der Anciennität. Die älteren Schüler, namentlich die Gehilfen des Meisters, die sich kaum noch als Schüler betrachteten, sahen den jüngeren Zuwachs über die Achsel an, kümmerten sich gar nicht um ihn und wollten ihn nicht einmal kennen lernen, selbst wenn große Talente dabei waren, welche die älteren Adepten bald überflügeln sollten. Man saß Thür an Thür in der Akademie nebeneinander und wußte trotz mehrjährigem Beisammensein nichts von einander und nichts von den Arbeiten der Einzelnen. Älteren Gehilfen des Meisters, die von München nach Düsseldorf kamen, wurde es sogar verübelt, wenn sie den jüngeren daselbst eine aufmerksamere Beachtung schenkten. So entstand eine vollkommene Scheidung der Schule in die Alten und die Jungen, eine Spaltung, die leider den jüngeren Kräften zuweilen bittere Stunden der Kränkung und Zurücksetzung verursachte.

Eine in sich schon so vereinsamte Natur, wie diejenige Kaulbach's, litt gewiß unter diesem Mangel an Kollegialität und schloß sich um so schwerer an die junge Schar an. Der erste, zu dem er wahrhaft innere Beziehungen unterhielt, war Adam Eberle, geboren 1805 in Aachen, der Sohn eines angesehenen Bürgers, dessen gastfreies Haus auch ihm häufig offen stand, und es ist bezeichnend für Kaulbach's gute und grundgesunde Natur, daß er sich damit gerade an den Besten der ganzen Gesellschaft hielt, sowohl was künstlerische Befähigung wie was edeln, sittenreinen Charakter angeht. Die Freundschaft mit dem vortrefflichen Jüngling, der leider der Kunst wie dem Leben gar zu früh entrisen worden ist, war eine durchaus ideale und für beide Teile förderliche. Ernst Förster erzählt darüber das Folgende aus eigener Anschauung: „Unvergänglich ist mir der Augenblick, als wir unter den sogenannten „jungen Leuten“ der Akademie zwei — ich möchte fast sagen — Knaben sahen, die durch ihre bloße Erscheinung wie durch ihr liebevolles Arbeiten einen unwiderstehlichen Zauber auf uns ausübten, und mit denen, wie sie unter sich innig verbunden waren, rasch eine ewige Freundschaft geschlossen war: Adam Eberle und Wilhelm Kaulbach.“ Und Karl Stieler berichtet ungefähr wie folgt: „Zimmer sah man die beiden neben einander vor der großen Staffelei, oder Arm in Arm auf den Straßen; ein Bild aus jener Zeit,“ — gezeichnet von Ernst Förster 1823 im Atelier zu Düsseldorf, — „welches die beiden Porträts auf einem Blatte zeigt, prägt trotz

der grundverschiedenen Charaktere doch die ganze Liebe aus, mit der sie an einander hingen. Im Alter standen sie fast gleich, aber doch war Eberle schon unendlich ruhiger und fester in seinem Wesen als der stürmische Freund; seine Entwicklung hatte sich ohne jene Erschütterungen vollzogen, welche Kaulbach's Jugend erfuhr, und so hatte er in dem Bündnis der beiden entschieden die führende Rolle. Allein diese scheinbare Überlegenheit wurzelte eigentlich doch nur in dem geringeren Talent, in ihm lag nicht jene gärende Kraft, die den Genius noch in fieberhafter Spannung hält, wenn der Minderbegabte schon lange die friedliche Lösung seines Lebens fand und in den engeren Grenzen seinen ruhigeren Weg geht. So trat in der That eine wechselseitige Ergänzung ein, bei der sich Geben und Nehmen gleichmäßig verteilten. In all den Kämpfen, die den zweifelnden Kaulbach damals erfüllten, war ihm der reifere Geist des Freundes ein Halt; er glaubte mit idealer Ruhe an das Leben, er versöhnte die Bitterkeit so mancher Erinnerung durch seine Milde, und das Gefühl der Herzenleere durch seine Liebe. Eberle starb, noch ehe er die Schöpfungen der Hand gesehen, die er so oft beschwichtigend in seinen Händen hielt; der Einfluß aber, den er auf Kaulbach geübt, wirkte weit über sein eigenes Leben hinaus."

Dieser allgemein beliebte Künstler, den Cornelius für einen seiner besten Schüler hielt und mit besonderer Neigung bedachte, der vom Meister wegen seiner harmlos heiteren Seele voll lustiger Einfälle gern der Buffalmano der jungen Künstlerchar genannt wurde, und der sich in weiteren Kreisen namentlich durch seine schöne Zeichnung von den Juden in der babylonischen Gefangenschaft bekannt gemacht hat, folgte seinem Lehrer später nach München, malte in den Arkaden die Erhebung des Herzogs Maximilian I. zum Kurfürsten im Jahre 1623, ferner den Apollo unter den Hirten an der Decke des Theatrons, der Kaulbach's Apollo mit den Musen entschieden übertrifft, wendete sich hierauf mehr der religiösen Richtung zu, versuchte sich ohne Erfolg in der Sbnalerei und starb schon im Jahre 1832, 26 Jahre alt, in Rom, wo er bei der Pyramide des Cestius begraben wurde.

Ein liebevolles, leider nicht vollendetes Porträt Kaulbach's von Eberle's Hand in Wasserfarben wird von Kaulbach's Familie pietätvoll aufbewahrt.

Auch zu Ernst Förster, der mit Karl Hermann im November 1823 von München aus nach Düsseldorf gekommen war und der sich, trotzdem er, der vielgereiste und vielstudierte, an Jahren der älteste des ganzen Kreises war, mit seinem unzertrennlichen Freunde Hermann zu den Jungen hielt, trat Kaulbach bereits frühzeitig in ein näheres Verhältnis, das sich später in München zu lebenslanger Freundschaft ausgebildet hat. Dankbar erinnerte sich Kaulbach bis in die spätesten Tage dieser „edeln“ Jugendfreunde, die ihm zuerst auf seiner Künstlerlaufbahn zur Seite gewesen und ihm manche frohe Stunde bereitet hatten in gemeinsamer Arbeit und gemeinschaftlichem, künstlerischem Streben. Förster schilderte den jungen Kaulbach, der sogleich sein ganzes Herz gewann, in seinen Erinnerungen aus der Jugendzeit als „eine Raffaelgestalt, Künstler mit Auge, Kopf und Hand, ein glänzendes Talent in sichtbarer, rascher Entfaltung, aber er-

bittert durch Härte des Schicksals und der Menschen, im Druck sehr unglücklicher Familienverhältnisse, der Nachtseite des Lebens zugewendet.“ Im übrigen heißt es, daß der Jüngling damals von kräftiger, blühender Farbe gewesen sei, im Gegensatz zu dem blassen und blonden Eberle, und alle Zeitgenossen wußten nicht genug von seiner auffallenden Schönheit zu sagen. Der Verkehr der beiden Zwillingstreunde Förster-Hermann und Kaulbach-Eberle war ein durchaus offener, gemütvoller und anspruchsloser. Es traf sich oft, daß, wenn sie abends vom Zeichnen nach dem lebenden Modell von der Akademie nachhause gingen und die Fenster des Quartiers, wo Förster und Hermann wohnten, erleuchtet sahen, zum Zeichen, daß dort eine Schüssel Kartoffeln dampfend auf dem Tische stand, der junge, hungrige Kaulbach gern und mit Dank das bescheidene Glück der Genossen theilte, wobei ihm — wie Förster sagt — ein größeres an Freundschaft, Ehren, Ruhm und Reichthum nicht im Traum eingefallen oder der Gedanke gekommen wäre, daß er sogar selbst einmal neben seinem großen Meister gepriesen, ja sein Nachfolger in Amt und Würden eines Akademiedirektors werden würde.

Ernst Förster war es auch, welcher das Mißverhältnis der Jungen und Alten an der Akademie sehr schmerzlich empfand und deshalb, von seiner Studienzeit her wohl erfahren im Verbindungswesen der studierenden Jugend, den Versuch machte, unter den Akademikern ein freundschaftlicheres Vereinsleben herbeizuführen, welches alle zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigen sollte. Er rief deshalb einen sogenannten Komponierverein ins Leben, in welchem sich die jungen Leute gegenseitig Aufgaben zu Entwürfen stellten, die sie dann dem Urtheil der Einzelnen oder auch dem Meister selbst, so oft dieser in die Versammlung kommen würde, vorlegen wollten. Da wurde denn namentlich aus den Nibelungen, aus Shakespeare, Goethe, Uhland und den Dichtern des Altertums mancherlei ausgesucht und ausgearbeitet, und als Cornelius eines Abends erschien, sah er die Zeichnungen durch, machte im einzelnen Bemerkungen, sprach aber zum Schluß als Feind aller Genremalerei seine Meinung rückhaltlos dahin aus, daß die Zeit der Szenemalerei vorbei sei; die Kunst habe über diese Brücke gehen müssen, um Aufnahme beim Volke zu finden, sie sei aber zur Selbständigkeit berufen und müsse diese erringen und erhalten so gut wie die Poesie, die eine schlechte Figur machen würde, wenn sie bloß Bilder in Verse übersezte. Die jungen Leute nahmen nun eine andre Richtung für ihre Aufgaben. Aber das schön und nützlich gedachte Unternehmen fand doch auf die Dauer keinen großen Kreis von Liebhabern, löste sich sehr bald wiederum auf und förderte auch keine nennenswerten Leistungen zutage. Man kann wohl mit Recht annehmen, daß auch Kaulbach dieser Vereinigung beitrug, schon dem Freunde zuliebe, obwohl er niemals ein Verehrer des Vereinslebens gewesen ist. Die Scheidewand zwischen den Alten und Jungen blieb indeß bestehen.

Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten fanden sich die jungen Kunstkräfte wie eine einzige Körperschaft zusammen. Das war, wenn es den verehrten Meister zu feiern galt, oder wenn größere Anforderungen an alle zusammen herantraten.

Eine wahrhaft erfreuliche Gemeinschaftlichkeit der Arbeit entwickelte die Kunstgenossenschaft bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der bairischen Königstochter Elisabeth. Cornelius hatte bereits im Sommer des Jahres 1823 in München, als der preussische Kronprinz zur Brautschau am dortigen Hofe erschien, in der Glyptothek eine Huldbildung für den kunstliebenden Fürsten veranstaltet, ein Künstlerfest, welchem die königliche Familie mit ihrem Gaste beizwohnte. Der Glanzpunkt desselben war ein großes Transparentgemälde gewesen, eine Germania im Eichenhain, umgeben von den Repräsentanten der klassischen Kunst, des Altertums und des Mittelalters, mit dem Hinweis auf deren Wiederaufleben am Rhein und an der Har durch die Verbindung der Herrscherfamilien von Preußen und Bayern; auch die in Arbeit befindlichen Fresken waren bei dieser Gelegenheit mit Fackellicht beleuchtet worden, und ein Sängerkhor hatte ein von Förster gedichtetes und von dem Kapellmeister Ett in Musik gesetztes Festlied vorgetragen. Nun wendete sich zur Hochzeitsfeier des erlauchten Paares der Magistrat von Düsseldorf im Namen der Stadt mit der Frage an die Akademie, ob die Kunstschüler ein großes Transparent als Festschmuck für die Fassade des Rathauses zu malen übernehmen wollten und was sie dafür verlangen würden. Die Antwort lautete: die Leinwand zum Bilde, Farbe und Licht, Bier und Brot — die Arbeit möchte die Stadt als Beitrag der Künstler zur Festfreude annehmen. Nachdem Stürmer und Stille auf aller Wunsch, nach Rücksprache mit dem Meister, die Kompositionen ausgeführt hatten, legte alles, was irgendwie Palette und Pinsel anzufassen verstand, Hand an, um das Riesenwerk unter richtiger Verteilung der einzelnen Arbeiten in drei Tagen fertig zu stellen, indem Tag und Nacht unter Sang und Klang mit jugendlichem Feuer gewirkt wurde. Als werktätiger Gehilfe, freilich nur als Handlanger, indem er die unermüdblichen Künstler mit Farbe oder Terpentin, mit Pinsel- oder Palettereinigung bediente, wird der junge Prinz von Salm-Reifferscheidt ehrenvoll erwähnt. Leider kam das figurenreiche Werk am Tage der Vermählungsfeier selbst wegen ungünstiger Witterung nicht zur Geltung und fand erst bei einer Nachfeier, bei einem Festball im geschlossenen Raume, Verwendung.

Durch solche frische Kunstbethätigung gewann sich die Schar sehr leicht die Liebe der Düsseldorfer Bürgerschaft, welche allezeit ein warmes Herz für die Kunst an den Tag gelegt hat. Während sich allerdings die untersten Klassen ziemlich roh erwiesen und auf den Gassen das junge Künstlervolk in seiner ungewohnten Tracht und Haltung, in den langen Haaren und Samtwämsern, mit mannigfadem Spott, Hohn und aller Art Feindseligkeiten bedachten, was man nirgendwo so gut versteht wie am Rhein, zeigten sich die wohlgesitteten Bürger voll Teilnahme, Zuorkommenheit und Freundlichkeit und öffneten den lustigen, freimütigen Gesellen sehr gern ihre Häuser, sowohl zum harmlosen, gastlichen Verkehr wie auch zu größeren Festlichkeiten und Vergnügungen, und die jungen Künstler fanden reiche Gelegenheit, sich in den gemüthlichen und gemüthvollen Kreisen der braven Rheinländer und nicht zum geringsten Theile der schmucken und

hübschen Rheinländerinnen Schliff und Bildung zu holen, wie er gerade in ihren Jahren so notwendig ist. Ein fremdliches Licht auf das Verhältnis der Bewohner der Stadt zu den Akademikern wirft die Erzählung Förster's von einem Glasermeister, welcher sich lebhaft für den Gebrauch des Spiegels in den jungen Händen beim Zeichnen interessierte und, als man ihm bedeutete, daß die angehenden Künstler darin die von ihnen übersehenen Fehler der Zeichnung wahrnahmen, einem jeden von ihnen an Stelle der sparsamen Spiegelscherben einen eingerahnten Handspiegel zum Geschenk machte.

Die meisten jungen Maler beteiligten sich natürlich auch an der mit Vorliebe seit alters her am Rheine gepflegten Kunst des Gefanges, der man sich sowohl in kleineren geselligen Vereinigungen wie bei größeren öffentlichen Aufführungen hingab. Hier fanden sich denn auch die Jungen und Alten der Corneliuschule zu regem, gemeinschaftlichem Wirken zusammen. Was die Malerei nicht vermochte, das brachte die Musik fertig. Zum Singen vereinigte man sich häufig in öffentlichen Lokalen. Da wurden große Chöre aufgeführt, und auf den Schultern trugen vier Cleven das morsche Piano durch die Straßen. „Der Meister soll leben, er geht uns kühn voran.“ Mit diesem Chorus ward jedes Gelage eröffnet. Sein Name durfte bei keiner Gelegenheit fehlen. Auch Kaulbach nahm — wie er selbst erzählt hat — in der Regel an solchen Abenden teil. Desgleichen erschien er bei den Sängerversuchen, aber im ganzen war er stiller als alle übrigen, und keine Heiterkeit vermochte den stummen Bann zu lösen, der über seinem Wesen lag. Auch an den Regelpartieen soll er sich beteiligt haben, die Cornelius mit seinen Schülern häufig bei einem vielgenannten Düsseldorferveranstaltete, der damals eine Essigfabrik und Bierbrauerei daselbst besaß. Das war der alte Achenbach, und sein ältester Sohn Andreas setzte zuweilen als Junge den späteren Kunstgenossen die Regel auf.

Bei allen gelegentlichen Zerstreungen hatte der Ernst in Kaulbach's ersten akademischen Jahren ein entschiedenes Übergewicht. Unablässig stand dem armen Jüngling das Bild seiner bedrängten Familie vor Augen und der Gedanke vor der Seele, etwas Tüchtiges zu werden. Er wußte nun, was er leisten konnte und mußte. Die Frage seines Lebensberufes wartete nicht mehr auf Antwort. Bei aller Bescheidenheit hatte er sein Selbstbewußtsein und sein Selbstvertrauen gefunden, und es galt nun, mit mentwegter Ausdauer nach Selbständigkeit zu ringen, um sich und die Seinen ernähren zu können. Fraglos hat ihn der Meister, der mit Lobsprüchen niemals kargte, gern und oft ermuntert, indem er sein Urteil, das er dem Ministerium abgab, persönlich nur so eindringlicher und klarer darlegte. Dazu kam der Sporn, den die allgemeine Schaffensfreude gab, mit welcher rechts und links die Genossen an ihre Arbeit gingen und die auf alle ohne Ausnahme einen wohlthätigen, fast zauberhaften Einfluß übte, sodaß in jenen frohen Düsseldorfertagen wohl kein einziger in Trägheit und Unthätigkeit zu Grunde gegangen sein dürfte. Die Eigenartigkeit der Corneliuschule brachte es mit sich, daß auch die jüngsten Leute nicht anschließend, wie auf andern Schulern, lernten, in sich aufnahmen, reproduzierten und Studien anfertigten,

sondern daß sie, sobald es irgendwie anging, selbständig erfanden, komponierten, produzierten und Werke für die Öffentlichkeit schufen.

Auch die beiden Freunde Eberle und Kaulbach blieben nicht müßig bei dem allgemeinen Fleiße. Der erstere beschäftigte sich mit einer Grablegung Christi in lebensgroßen Figuren, mit einer Darstellung der heiligen Helena zwischen zwei Passionsengeln und mit einer Schilderung des Abschiedes des Tobias. Und der junge Kaulbach zeichnete zunächst seinen Karton „das Mannasammeln in der Wüste“, denselben, der dem Ministerium eingeschickt worden ist, eine Arbeit, die seiner Empfindungswelt besonders zusagen mußte, da er darin die hungernde Not seiner Kindheit auf das lebhafteste zum Ausdruck bringen konnte. Seine innerste Stimmung, sein ganzes Herzeleid äußerte sich denn auch in diesem durchaus subjektiv empfundenen Jugendwerke, welches als eine der wenigen Erstlingsarbeiten erhalten ist und bereits die eigenartige Kunstthätigkeit Kaulbach's in seiner ersten Epoche veranschaulicht, die mit Vorliebe von innen heraus zu schaffen pflegte und seine durch bestimmte Erlebnisse hervorgerufenen Gedanken und Empfindungen auszudrücken und zu gestalten suchte. Wie der Stilllebenmaler Breyer erzählte, der im November 1822 in die Elementarklasse der Düsseldorfer Akademie eintrat, hatte Kaulbach schon um diese Zeit angefangen zu komponieren und sofort dieses Blatt vollendet. Der junge Künstler hat später die immerhin bemerkenswerte Zeichnung bei seinem Weggange nach München seinem Düsseldorfer Hauswirt, dem ehemaligen Gymnasiallehrer Professor Durst, zurückgelassen. Der Karton wurde dann von der Kunsthandlung Eduard Schulte angekauft und ging in neuerer Zeit durch Tausch an einen Münchener Kunsthändler über. Eine Bleistiftskizze dazu soll der Maler Mosler in Düsseldorf, der Sohn des Professors Mosler, besessen haben.

Daß Kaulbach mit bewußter Abächtlichkeit diesen Stoff gewählt hat, gab er offen zu. Es war eine jener künstlerischen Thaten, die die Seele vom laugen Druck befreien, die aus innerster Notwendigkeit ausgesprochen werden müssen, die wie eine Art Erlösung von Leid und Trauer angesehen werden können, ähnlich wie es nachmals auch die ergreifenden Jugendwerke „das Narrenhaus“ und „der Verbrecher aus verlorener Ehre“ gewesen sind, welche bei weitem mehr aus dem Herzen heraus geschaffen wurden als alle späteren Schöpfungen, die vielfach einer überwiegenden Verstandesthätigkeit ihre Entstehung verdanken. Als Förster kurz nach der Fertigstellung einmal fragte, was ihn bewogen habe, gerade das Mannasammeln darzustellen, antwortete er rückhaltlos, wie er sich schon in früher Jugend in die Lage der hungrigen Israeliten zu setzen reichlich Gelegenheit gehabt, und wie er selbst jetzt noch oft den Wunsch hegen müsse, daß ihm das tägliche Brot vom Himmel fallen möge. Und dann erzählte er dem teilnehmenden Freunde, wie er in den Knabenjahren mit der Schwester über Land gewandert war, von Bauernhof zu Bauernhof die Heiligenbilder des Vaters verkauft und häufig hinter einem Feldzaun mit trockenem Brot den Hunger gestillt hatte. Förster aber deutete ihm den Manna-Regen als ein glückliches Vorzeichen der Zukunft, daß auch ihm dereinst das Glück vom Himmel in den Schoß fallen werde.

Der Leser kennt aus dem zweiten Buche Mose den denkwürdigen Zug der Kinder Israel durch die Wüste, sowie ihr qualvolles Hungern und Dürsten, das sie doppelt und dreifach nach den Fleischtöpfen Ägyptens empfanden. In der Wüste Sin, die da liegt zwischen Elim und Sinai, murrten sie endlich ungeduldig wider Mose und Aaron. Der Herr aber sprach zu Mose: „Siehe, ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen, und das Volk soll hinausgehen und sammeln täglich, was es des Tages bedarf; daß ich's versuche, ob es in meinem Geseß wandle oder nicht.“ Mose und Aaron aber sprachen zu allen Kindern Israel: „Ihr sollt inne werden, daß euch der Herr aus Ägyptenland geführt hat.“ Und am Morgen lag der Tau um das Heer her. Und als der Tau weg war, siehe, da lag es in der Wüste rund und klein wie der Reif auf dem Lande. Und da es die Kinder Israel sahen, sprachen sie untereinander: „Das ist Man;“ denn sie wußten nicht, was es war. Moses aber sprach zu ihnen: „Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat; ein jeglicher sammle deß, soviel er für sich essen mag, und nehme ein Gomor auf ein jegliches Haupt, nach der Zahl der Seelen in seiner Hütte.“ Und die Kinder Israel thaten also, und sammelten, einer viel der andre wenig.

Kaulbach erfaßte diesen Vorwurf mit einer offenkundigen Schaffenslust und mit bemerkenswerter Selbstständigkeit, welche bei seinen mangelnden Vorkenntnissen und bei seiner großen Jugend gerechtfertigtes Staunen hervorrief. Die Anlage und Kompositionsweise des Kartons hält sich freilich noch ziemlich befangen in den Bahnen des Lehrmeisters. Auch weisen manche Zeichen auf eine Vertrautheit mit den großen Italienern und mit altdeutschen Kupferstichen hin, die ihm vermutlich durch den Kupferstich-Verwalter Mosler in trefflichen Blättern bekannt gemacht worden sind. Im ganzen spricht sich aber doch bereits überraschend viel eigene Erfindung aus, die den zukünftigen Meister der gedankenvollen Historienmalerei ahnen läßt. Leider zeigt auch dieses Blatt, wie die meisten unter dem Einfluß von Cornelius entstandenen Werke, daß dem Studium der Natur keine genügende Aufmerksamkeit geschenkt wurde, daß die Erinnerung an Vorbilder und Kunstwerke vollständig an Stelle der direkten Einwirkung der Wirklichkeit, des eigenen Sehens und Empfindens einer unmittelbaren Lebendigkeit getreten ist. Cornelius beging ja in dieser Beziehung denselben Fehler wie die meisten Akademieprofessoren, welche zuerst das Zeichnen nach der Antike und nach Vorlageblättern lehren und dann erst das Altzeichnen sowie das damit verknüpfte Erkennen und Verstehen der wahrhaftigen menschlichen Form und Gestaltung verlangen, anstatt umgekehrt. Auch hier hat der jugendliche Künstler noch viel mehr mit andern Augen als mit den eigenen gesehen. Dagegen läßt sich nicht bestreiten, daß er vieles bereits mit eigenem Herzen empfunden hat. Manche Gestalt des figurenreichen Bildwerkes verrät inneres Leben und warme, herzliche Auffassung. Viele der Personen erregen den ungetheilten Beifall durch ihren innigen Gefühlsausdruck und bekunden entschiedenen Geschmack und Schönheitsinn. Überhaupt muß das Einzelne mehr gelobt werden als die ganze Komposition als solche, welcher es noch an Einheit und Übersichtlichkeit gebricht, worin nachmals Kaulbach's größte

Stärke erwuchs. Gott Vater, der aus den Wolken, gestützt von drei schwebenden Engeln, zu Mose redet, erinnert gewissermaßen an die liebevolle, aber hausbackene Auffassung der älteren deutschen Maler. Die Gruppe des Moses, des Aaron und der gläubig auf die Worte des Herrn lauschenden Männer und Weiber zur rechten des Bildes geht ein wenig zu sehr ins Große, was das Verhältnis zu den Figuren im Vordergrund betrifft, läßt aber offenbar den Einfluß guter Vorbilder erkennen, namentlich auch im Faltenwurf der Gewänder, und zeigt ein deutliches Streben nach Charakterisierung der einzelnen Individuen. Eine andere Gruppe links, in welcher das Sammeln und Forttragen des Mannas in Gefäßen veranschaulicht werden soll, zeichnet sich durch Lebendigkeit in der Bewegung und durch Verständlichkeit der Darstellung aus. Eine weibliche Figur, welche mit erhobener Hand ihr gefülltes Gorn auf dem Haupte fortträgt, dürfte ihr genaueres Vorbild in der italienischen Kunst finden. Sehr schön ist ein knieender Mann, welchem ein idealausgeführter Jüngling in vortrefflicher Wendung des Oberkörpers sein Gefäß mit dem göttlichen Brote füllt. Nicht minder erfreulich wirkt eine junge Mädchengestalt im Vordergrund, welche auf der Erde liegt und das Manna zusammenfucht, von reiner und feiner Empfindung und an die naive Kunst Perugino's erinnernd. Von rührender Herzlichkeit schließlich ist die sorgenvolle Mutter, gleichfalls im Vordergrund, welche den Hunger ihres unbekleideten Kindes mit der himmlischen Speise zu stillen strebt. Leider sind bei dieser Figur die untern Körperteile durch Verzeichnung mißglückt, da man sich vergeblich nach dem Verbleib der untern Partie umsieht. Den Hintergrund füllen ein paar Figuren aus, welche, wenn auch nur flüchtig angedeutet, so doch große Lebendigkeit verraten. Alles in allem geht durch den Karton, trotz vieler Mängel, ein großer Zug, und dem Künstler, welcher gleich im ersten Jahre seiner akademischen Studien ein solches Werk zu schaffen im Stande war, konnte mit Recht eine große Zukunft vorausgesagt werden. Offenbar ist vor allem das Streben nach Wahrheit und Grazie der Form, eine bestimmte Subjektivität der Auffassung und die Kühnheit in der Vorführung von schwierigen Körperstellungen, die später in der Hunnenschlacht mit wahrhafter Genialität erweitert worden ist.

Die meisten übrigen Arbeiten der Düsseldorfser Zeit sind bedauerlicher Weise zu Grunde gegangen oder von Kaulbach selbst vernichtet worden. Wir wissen aber aus seinen eigenen Versicherungen, daß er mit Vorliebe neben biblischen Stoffen Vorwürfe aus Homer, aus Walter Scott und aus dem Eid entnahm. Der reiche Nachlaß enthält nur wenige Blätter, die aus jenen Tagen stammen dürften, zum größten Teil biblische Szenen, darunter Christus auf den Wolken, Christus auf dem Esel in Bethlehem einziehend, eine Madonna mit dem Kinde, Judith mit dem Haupte des Holofernes, die heilige Elisabet mit ihrem Gefolge, im Begriff einen Bettler zu laben, alle durchaus skizzenhaft und oft nur in flüchtigen Konturen gehalten, ferner auch eine Komposition, in welcher Homer der Volksmenge seine Gefänge vorträgt, welcher sich dann noch eine Bleistiftzeichnung zu Homer's Ilias vom Jahre 1825 anschließt, die sich im Besitze von Karoline Leonhard in Mülheim befand. Die aus derselben Zeit erhaltenen Skizzenbücher

ferner führen eine große Menge von Tusch-, Feder- und Bleistiftzeichnungen vor, Darstellungen aus der Bibel und dem bürgerlichen Leben, bei denen es vielfach schwer zu entscheiden ist, ob es sich um eigene Kompositionen oder um Kopieren handelt. Viele, besonders die Tuschzeichnungen, zeigen eine vollkommene Abhängigkeit von der Corneliuschule in der Vorliebe zu übermäßigen Gliederformen. Andre verraten eine durchaus selbständige Hand und überraschen durch feine, lebenswahre Beobachtung der Natur, durch liebevolle, fleißige und überaus feine Linienführung. Insbesondere enthält ein grünes Büchlein vom Jahre 1824 ganz vortrefflich ausgeführte Köpfe nach dem Leben voll scharfer, treffender Charakteristik, darunter ein ausgezeichnetes Bildnis der Schwester Josefine.

Von größeren, wirklich ausgeführten Tuschzeichnungen aus dieser Epoche bewahrt das Kaulbachmuseum in München noch zwei bemerkenswerte Blätter, welche nach einer Unterschrift von des Künstlers Gattin aus den Jahren 1823 und 1824 herrühren. Das erste dieser Bilder veranschaulicht den König David vor der Bundeslade. Ein langer Zug ziemlich bewegter Gruppen und schreitender Personen wandelt vor unsern Blicken vorüber. Tanzende Mädchen eröffnen den Reigen. Hierauf folgt der Psalmdichter selbst mit der Harfe, worauf sich Musiker mit Zimbeln und Pauken anschließen. Opfertiere werden herbeigeführt, und im Hintergrunde tragen vier altersgraue Priester die heilige Bundeslade Israels mit würdigem Ernste. Die Gruppierung ist klar und natürlich. Die Ausführung aber hat etwas eigentümlich Weiches, Jaghaftes und Zierliches, wie man es sonst an Kaulbach's früheren Schöpfungen nicht gewohnt ist. Das allzu ängstliche Streben nach Schönheit wird hier beinahe zur Sentimentalität, und die auffallend schmalen und kleinen Köpfe stehen im größten Gegensatz zu den kraftstrotzenden Gestalten, die man in jener Zeit sonst zu zeichnen pflegte. In dieser Beziehung trägt die zweite Zeichnung denn auch bei weitem mehr den Stempel der Corneliuschule und fand auch bei Cornelius selbst wegen ihrer kraftvollen, markigen Komposition und Form einen ganz besondern Beifall. Sie behandelt eine bekannte Szene aus dem Eid, die Vermählung des tapferen Don Rodrigo mit Jimene, der Tochter des von ihm erschlagenen Don Gormaz.

Fräulein, einen Mann von Ehre
 Leider hab ich Euch getödet,
 Denn es wollt es Ehr und Pflicht,
 Diesen Mann geb' ich Euch wieder,
 Und was Ihr mit ihm verloret,
 Vater, Freund, Verwandte, Diener,
 Alles geb' ich Euch, mit Allem
 Mich Euch, Euren Eh'gemal.

Also hat der edle Eid am Altar zu der Braut geredet, und aus der Kirche zieht nun die prächtige Hochzeitfeier zum Palast der Königin, stattlich an Jimene's Seite der König Don Fernando, der Vermählten Vormund, neben Rodrigo der fromme gute Bischof Lupo Calvo, dann der Herren langer Zug. Zärtlich und verschämt wendet sich Jimene zu dem Geliebten rückwärts. Über die teppichbehangenen Mauern blickt die bunte Menge. Alles jubelt unter Lustgefang dem

Zuge zu. Die Mädchen werfen Blumen und Weizen. Der Page, der zum Erschreck der Damen den Teufel spielt, macht seine Reverenz. Kostüm und Lokal ist genau nach der Schilderung des Gedichtes wiedergegeben. Versenkt man sich in den Geist und Geschmack der Zeit, so macht das ganze Bild, das bis auf eine Ecke sehr sorgfältig ausgeführt und vollendet ist, mit seinen reifenhaften, ausdrucksvollen Gestalten einen vortrefflichen Eindruck und beweist geniale Auffassung und Anordnung.

Aus derselben Zeit dürfte wohl auch eine Komposition herkommen „Schlacht bei Tours“, eine figurenreiche Darstellung des entscheidenden Sieges, den Karl Martell 732 über die Sarazenen davontrug, welche dann in der ersten Münchener Zeit Kaulbach's von W. Nilson gestochen und von H. Schweizer gedruckt worden ist. Trotz einzelner Schönheiten verdient dieses Bild aber kein allzu großes Lob, da es sowohl im Aufbau wie in der Massenhaftigkeit der Wirkung allzu unfrei, allzu abhängig und unselbständig erscheint. Wieviel von den einzelnen Mängeln auf Kosten der Reproduktion geht, läßt sich nicht sagen, da die Originalzeichnung nicht erhalten ist.

Auch in der Ölmalerei versuchte sich Kaulbach, wie aus den Berichten an das Ministerium zu ersehen ist, bereits frühzeitig in Düsseldorf. Förster berichtete 1825 in einem Briefe an den ihm befreundeten Porträtmaler Professor C. Vogel in Dresden, — gleichzeitig abgedruckt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung — daß außer der Freskomalerei auch die Ölmalerei in Düsseldorf fleißig ausgebildet wurde. So seien für eine Kirche in Westfalen drei Altarbilder in Arbeit, eine Kreuzaufnahme durch Ruben, eine heilige Helena mit Engeln von Eberle und eine Madonna auf dem Thron mit Engeln durch Kaulbach — der Name wurde „Kaulenbach“ gedruckt, — und als Maße werden für die Altarblätter sechs und neun Fuß Höhe und fünf Fuß Breite angegeben. Ob dieses stattliche Bild Kaulbach's schließlich vollendet worden ist und wo es sich heutigen Tages befindet, war bisher nicht zu ermitteln. Nach einem Berichte Kolbe's an das Ministerium scheint es fast, als wenn keines der Tafelbilder zu Ende geführt worden sei. Preyer, welcher das Gemälde damals oft gesehen und sehr bewundert hat, erinnerte sich, daß Kaulbach, nachdem Cornelius nach München gegangen sei, eine Madonna in etwa halber Lebensgröße gemalt habe. Daß Engel ihre Umgebung gebildet haben, bezweifelt er. Wohin es gekommen ist, vermochte er nicht zu sagen. Ebenowenig wußte es Inspektor Holthausen, welcher sich gleichfalls keiner Engel erinnerte, sondern der Meinung war, daß nur Maria mit dem Christuskinde auf dem Throne unter einem Baldachin sitzend dargestellt gewesen sei. Jedenfalls versetzte das kühne Wagnis alle Freunde in Erstaunen, wie der junge Künstler ohne alle Vorkenntnis und allen Unterricht in der Ölmalerei das Bild zustande brachte, das, wie Förster meinte, wenn auch kein Meisterwerk in der Technik, doch von großer malerischer Wirkung war, vor allem aber einen Schönheitsfönn, namentlich in den Engeln — die also Förster ausdrücklich wiederholt — offenbarte, in welchen keiner der Genossen ihm gleich kam. Als Preis

für das ganze Gemälde mit lebensgroßen Figuren soll die Summe von vierzig Thalern vereinbart gewesen sein.

Unter den wenigen Ölbildern, die sonst noch damals entstanden sind, war nach Preyer auch ein Doppelbildnis: Kaulbach malte Eberle, und Eberle malte Kaulbach, so daß beider Köpfe auf einem Bilde nebeneinander gesehen wurden. Vielleicht beruht diese Erinnerung aber auf einer Verwechslung mit der bereits erwähnten Zeichnung von Förster.

Ein ganz hervorragendes Zeugnis der eigenmächtigen Studien Kaulbach's in der Ölmalerei, das überhaupt zu den eigenartigsten und reizvollsten Schöpfungen des Künstlers gehört, ist indessen auf die Nachwelt gekommen, gleich bedeutsam durch künstlerischen wie historischen Wert. Es ist dies das ungemein fesselnde Selbstbildnis in Öl, das bei der Jubiläumsausstellung zu München im Jahre 1888 wiederum die allseitigste Beachtung weiterer Kreise gefunden hat und das gleichfalls aus der ersten Zeit der malerischen Studien Kaulbach's stammt. Es trägt die Jahreszahl 1824, ist also früher entstanden als das Ölbild für die westfälische Kirche, welches der Kuratoriumsbericht ausdrücklich als seinen ersten Versuch in Öl bezeichnet, und gilt auch gemeinhin als sein allererstes Ölgemälde, das er heimlich und fern von jeder fremden Beeinflussung mit unendlicher Mühe und Sorgfalt, ohne alle Kenntnisse der Pinselführung wie ein Mosaikbild Punkt für Punkt auf die Leinwand getupft haben soll, ohne aber daß man diese schwerfällige Art der Arbeit erkennen kann. Das Porträt war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern für den engeren Familienkreis. Der junge Künstler, der sich als frühzeitig geschulter Fußgänger daran gewöhnt hatte, häufiger zu Fuß den weiten Weg von Düsseldorf zur Mutter und zum Vater zurückzulegen, trug es als Weihnachtsgabe auf dem Rücken nach Mülheim und von dort nach Werden. Das Original ist auch ferner im Besiz der Familie geblieben und wurde in Kaulbach's Nachlaß von Friedrich Bruckmann veröffentlicht. Unbeschreiblich rührend wirkt der Ausdruck innigster Seelenstimmung, die aus dem Gemälde zum Beschauer spricht. An die älteren florentiner Selbstbildnisse erinnernd, offenbar unter dem Einflusse des Raffaelbildes entstanden, stellt es den Jüngling in blühender Kraft dar mit keimendem Bart um Kinn und Wange, mit langwallendem braunen Haupthaare, mit umgeschlagenem Kragen und Samtbarett, wie die Cornelius'schüler es mit Vorliebe zu tragen pflegten. Die schönen Gesichtszüge sind von einer schwülen Schwermut durchzogen, die tiefliegenden Augen blicken mit weltverlorener, scheuer Trauer ins Weite, der Mund redet von weicher, bekümmertem Gemüthsverfassung. Das Ganze giebt das Bild einer trotzbedürftigen, strebsamen, aber unverständenen Jugend. Erstaunlich ist bei diesem Erstlingswerke wahrhafter künstlerischer Vertiefung schließlich eben sowohl der sorgsame Fleiß der Ausführung wie das satte, kräftige Kolorit, und wenn man es nicht wüßte, würde man das Bild schwerlich unter die frühesten Arbeiten des Künstlers setzen können.

Die Überlieferung weist schließlich dem jungen Kaulbach auch ein großes Deckengemälde *al fresco* zu, an welchem er aber schwerlich allein gearbeitet hat. So viel festzustellen ist, war das fragliche Gemälde eine Himmelfahrt Mariä

mit Engeln und Wolken und zwar in der Kapelle des Hubertusstiftes zu Düsseldorf, welches leider im Jahre 1848 von einem ganz gewöhnlichen Dekorationsmaler und Anstreicher in roher Weise übermalt und verdorben worden ist, nachdem die Farben allerdings durch Alter und Weibrauch sehr nachgedunkelt hatten. Kaulbach selbst hat mehrfach geäußert, daß ein solches Bild von ihm herrühre, und gleichzeitig wiederholt behauptet, daß dieses Gemälde die etwas sagenhafte Veranlassung seiner Zeichnung „das Narrenhaus“ geworden sei. Das St. Hubertus-Hospital in der jetzigen Neustadt Düsseldorfs, ehemals vor den Thoren der Stadt gelegen, nimmt freilich seit langen Jahren keine Geisteskranken mehr auf, hat aber eine Zeitlang und noch um 1825 in einem Nebengebäude auch Irre beherbergt, während erst viel später außerhalb der Stadt ein besonderes großes Irrenhaus gebaut worden ist, in welchem sich aber keine Kapelle befindet. Es ist also wahrscheinlich, daß die Erzählung, Kaulbach habe bei Gelegenheit der Ausmalung einer Kapelle in einer Irrenanstalt in der Nähe von Düsseldorf die Anregung zu seinem Narrenhaus erhalten, sich eben auf das St. Hubertus-Epital und dessen Kapelle bezieht.

Über die Entstehung der Zeichnung „Narrenhaus“ erzählte Kaulbach selbst nach der Niederschrift seiner Tochter Josefa in späteren Jahren das Folgende: „Eines Tages kam der Arzt eines Narrenhauses zu uns und sagte: „Nun, ihr jungen Raffaele, kommt mal mit.“ Er führte uns in die Kirche seines Hospitals und zeigte uns die leeren Wände, was für uns ein sehr erbaulicher Anblick war, denn wie herrlich konnte man sich da anlassen! Ich hatte aber keine Idee von Freskomalerei und brannte nun darauf, dieses neue Feld kennen zu lernen. Der Arzt stellte uns frei, was wir malen wollten, und so malten wir die Himmelfahrt Mariä. Was ich aber gemalt habe, und was die andern, wüßte ich wahrhaftig nicht zu sagen, vielleicht wenn ich das Bild wiedersähe. Wir hatten uns als Lohn ausbedungen: Brot und Käse soviel wir wollten. Für einen Kunsthändler von heute wäre das ein herrlicher Kaufpreis. Da aßen wir uns denn satt nach Herzenslust und tranken Wasser dazu. Als das Bild fertig war, nahm der Arzt Freund Eberle und mich bei Seite und sagte: „Nun will ich euch für euern Fleiß belohnen und will euch das Narrenhaus zeigen, so jungen Leuten kann es nichts schaden, eine Lehre mitzubekommen auf den Lebensweg.“ Und nun führte uns der Mann von Zelle zu Zelle und erklärte und erzählte die ganze Lebens- und Leidensgeschichte eines jeden. Ich glaube, er übertrieb, um uns vor schlechten Streichen zu bewahren. Aber es war so schrecklich, so traurig, dort die Narren vor uns und hier der Arzt, der leise flüsternd die furchtbarsten Geschichten erzählte. Wir junges, leichtsinniges Volk hatten ja keine Ahnung von solchen Schicksalen, wir hatten bis jetzt so ruhig in den Tag hinein gelebt. Nun mit einem Male lernten wir das Leben und gerade von dieser Seite kennen. Es ist das einer der schrecklichsten Tage meines Lebens. Der Arzt hatte aber wahr gesagt; er hatte uns einen Denzettel mitgegeben. Als wir aus dem Hause waren, konnten wir weinen wie die Kinder, und mich verfolgten diese unglücklichen Geschöpfe monate-, jahrelang im Traun und Wachen. Erst in

München wurde ich das Bild los, indem ich mich entschloß, es auf Papier zu bringen.“

Ähnlich nachwirkende Eindrücke hat er jedenfalls auch in Werden bei dem Vater gefunden, und auch diese erhielten nachmals ihre Verkörperung in den Zeichnungen zum Verbrecher aus verlorener Ehre.

Der junge Kaulbach hatte sich auf diese Weise sehr bald in die Reihe der ersten und angesehensten Cornelius-Schüler emporgearbeitet, da er nach allen Seiten hin fleißige und tüchtige Leistungen abgab, und erfreute sich bereits einer gewissen Berühmtheit unter den Genossen. Auffallend scheint es deshalb, daß er nicht früher zu den monumentalen Arbeiten des Meisters am Rhein selbst herangezogen worden ist. Dies hatte aber seine guten Gründe. Cornelius machte hier und da den Versuch, den jungen Mann nach seinen Kartons malen zu lassen, sah aber seine Erwartungen und Wünsche in dieser Beziehung durchaus getäuscht. Der Kunstschüler zeigte von früh an ein so selbständig ausgeprägtes Wesen, daß es ihm unmöglich war, sich slavisch in den Gedankenkreis und die Gemütswelt eines andern zu versetzen, und so brachte er denn trotz aller Liebe zu dem Meister und trotz aller Strebhaftigkeit, seine Anerkennung zu erlangen, niemals etwas Zufriedenstellendes fertig, wenn er die Schöpfungen andrer wiederholen sollte. Seine Kopistenarbeiten genügten dem Lehrer nicht. Nur dann, wenn er frei erfinden und gestalten durfte, verriet er seine mächtige Begabung. Er konnte nur der eigenen Stimme seiner innersten Begeisterung folgen und hat es auch zeltlebens verschmäht, ein Ragout von andrer Schmaus zu brauen.

(Schluß folgt.)



Babylonisches Leben zur Zeit Nebukadnezar's.

Bon

A. S. Sayce.

Unsere Vorstellungen von der alten Geschichte sind durch die morgenländischen Forschungen der letzten fünfzig Jahre fast vollständig umgestoßen worden: so große Fortschritte haben unsere Studien gezeitigt, und so überraschende Entdeckungen haben wir in dieser Zeit gemacht. Infolge dieses Umschwungs laufen die Orientalisten geradezu Gefahr, die Vorsicht außer Augen zu lassen, die sie von der kritischen Methode der klassischen Philologie erlernen konnten, und die auch für sie die gebotene ist; sie sind heute geneigt, Dinge für wahr zu halten, die ihnen vor wenigen Jahren noch wie der wildeste Traum vorgekommen wären, denn es ist eine ganz neue Welt, die sich vor uns aufgethan hat, und mit jedem Jahre, ja fast mit jedem Tage wird das Licht, das sie bescheint, heller und deutlicher.

Unsere heutigen Kenntnisse von den zivilisierten Menschen und ihren Werken reichen in eine Zeit zurück, von der wir noch vor kurzem geglaubt haben, daß sie mit ewiger Vergessenheit bedeckt sei. Das Legendenwesen hat der geschichtlichen Wahrheit Raum gegeben, und statt der Vermutungen späterer Kritiker haben wir jetzt Aufzeichnungen von Zeitgenossen. Das tägliche Leben der alten Ägypter ist uns in den Malereien überliefert, welche sich an den Wänden der Gräber und Tempel befinden, und zwar mit einer solchen Schärfe und Genauigkeit, wie wir sie in den Überlieferungen aus dem alten Griechenland vergeblich suchen.

Und jetzt erstehen auch in Babylonien die Toten. Wenn auch die bemalten Basreliefs, in denen die Chaldäer durch rote Farbe ausgezeichnet waren, für uns verloren gegangen sind, so haben wir doch so viele Funde an schriftlichen Urkunden gemacht, daß wir noch viel genauer, als es durch jene Malereien möglich wäre, erfahren, wie die Unterthanen Nebukadnezar's gelebt, mit welchen Dingen sich jeden Tag ihre Gedanken beschäftigt, und nach welchen gesellschaftlichen Verhältnissen sie sich und ihre Handlungen gerichtet haben.

Die Ausgrabungen, welche für das britische Museum im Jahre 1876 in Babylonien vorgenommen wurden, führten zu der Entdeckung einer großen Anzahl von Thontäfelchen, deren Inhalt meist in Kaufverträgen oder ähnlichen Urkunden über abgeschlossene Geschäfte bestand. Ein bedeutender Teil dieser Tafeln trug die Namen von Personen, die ihre Abstammung von einem gewissen Egibi herleiteten, und man vermutete daher von Anfang an, daß diese Personen alle einer einzigen großen Bankiersfamilie, also einer solchen Familie wie heute die Rothschild'sche ist, angehört hätten, und daß diese Familie von siebenten bis zum fünften Jahrhundert vor Christus in Babylonien Geldgeschäfte getrieben hätte, indessen haben in bezug auf diese Vermutung weitere Entdeckungen gezeigt, daß sie nur zum Teil richtig ist. Aber auch bei andern Durchsuchungen sind andre Tafeln gleichen Inhalts gefunden und nach Europa und Amerika geschafft worden, und man geht wohl nicht fehl, wenn man die Anzahl der bekannten Stücke auf wenigstens dreißigtausend schätzt; die meisten dieser Fundstücke stammen aus den Trümmerhaufen, welche sich jetzt an der Stelle der ehemaligen Städte Babylon und Sippara erheben; und in diesem Gebiete, nämlich in den Ruinen von Sippara, dem jetzigen Abu-Sabba, an der Stelle, wo früher Bit-Uri „das Haus des Lichtes“, der Tempel des Sonnengottes, gestanden hatte, sind auch von Hormuzd Rassam die allerersten Funde gemacht worden. In den letzten beiden Jahren sind ähnliche Schätze auch in den Ruinen von Niffer, dem alten Nipur, gehoben worden und zwar insbesondere durch die amerikanische Entdeckungsexpedition; von diesen gehören indessen die meisten eher in die Zeit der ersten babylonischen Dynastie, während die meisten der an andern Stellen gefundenen Täfelchen in die Zeit Nebukadnezar's und seiner Nachfolger zu versehen sind.

Der Geduld, dem Fleiße und dem geübten, scharfen Auge des Herrn Dr. Straßmaier haben wir es zu verdanken, daß eine sehr große Anzahl von solchen Täfelchen aus der Zeit Nebukadnezar's, Nabunid's, Kyros' und Kambyes' jetzt veröffentlicht

und der Wissenschaft zugänglich gemacht worden ist; die juristischen Ausdrücke, welche in ihnen vorkommen, sind nun durch Julius Eppert und F. E. Weiser erklärt worden, da diese einige Zeit die schwierigsten Urkunden überseht und erläutert haben. Mit Hilfe dieser und der andern von Vater Strahmaier veröffentlichten Täfelchen und unter Hinzunahme derjenigen, welche sich in meinem Besitze und andern Privatfassungen befinden, und die ich anderswo abgeschrieben habe, will ich in den folgenden Zeilen das Leben eines babylonischen Bürgers aus der Zeit Nebukadnezar's in den allgemeinsten Umrissen zu schildern versuchen.

Babylon war damals der Mittelpunkt des Welthandels; indisches Teakholz, Gold und Gewürze aus Südarabien, Elfenbein aus Afrika, vielleicht auch chinesische Seide, wurden von allen Seiten auf dem Seewege herangefahren: lange Züge von beladenen Pferden und Kamelen kamen mit den Erzeugnissen von Innerasien, von Ägypten und den Küsten des mittelländischen Meeres. Die wilden Stämme Kurdistan's, die Bergbewohner Armeniens und Kleinasien's, Seelente aus Cypern und selbst aus dem fernen Tartessos, Lotoseffer aus Lybien, alle boten in der Metropole des Morgenlandes ihre Waren zum Kaufe aus. Griechische Krieger dienten in den babylonischen Heeren, und Tyros wurde einer dreizehnjährigen Belagerung unterworfen, damit sein Handel vernichtet und die Vorteile seines Verkehrs auf die Unterthanen Nebukadnezar's übergehen sollten.¹⁾

Den handelsstädtischen Charakter der Stadt Babylon müssen wir beständig im Auge behalten, wenn wir uns von ihrem Leben und Denken ein greifbares Bild machen wollen. Babylonien hatte alle Vorzüge und Nachteile eines Industriestaates, alles wurde nach dem Vermögen gemessen, der Handel war die vornehmste Beschäftigung, die jeder ergreifen konnte, und selbst die Prinzen des königlichen Hauses hielten sich nicht für zu gut, um Geschäfte zu treiben.

So finden wir, daß Belsazar, der Sohn und Erbe Nabuid's, an einen Privatmann für 20 Silberminen Wolle verkauft und sich als Sicherheit für die Zahlung dieser Schuld einen Anteil von dem Hause des Käufers übertragen läßt. Der Kaufvertrag ist in dem üblichen Stil aufgesetzt und von 6 Zeugen sowohl als auch von dem Priester, der als Notar bei der Abfassung diente, mitunterschieden. Der Handelsgeist muß also in diesem Volke sehr stark entwickelt gewesen sein, wenn es möglich war, daß selbst der Thronerbe Wollhändler wurde, und daß er in dieser Eigenschaft beim Abschluß aller Geschäfte an dieselben Rechtsformen gebunden war wie der geringste seiner Unterthanen.

Neben diesem Vorwiegen des Handelsgeistes sehen wir, wie ganz natürlich, daß die militärischen Neigungen im Volke sehr viel weniger entwickelt sind. Hierin zeigte sich ein scharfer Gegensatz zwischen Babylonien und Assyrien, dessen

¹⁾ Ein Täfelchen aus dem 35. Regierungsjahre Nebukadnezar's (Strahmaier, *Reb. Nr.* 287) berichtet von einem Korngeschäft, in welchem als Verkäufer „ein Aramäer“, als Käufer „der (Statthalter?) der Stadt Tyros“ auftritt. Demgemäß muß Tyros vor dem Jahre 569 vor Christo zu der Herrschaft Nebukadnezar's geschlagen sein, und wir erfahren aus dieser Tafel zugleich, daß die bekannte Belagerung der Stadt Tyros durch die Babylonier zu einem Erfolge der letzteren geführt hat.

Macht auf seiner streng durchgeführten Militärverfassung beruhte. Das Reich Nebukadnezar's war nur das Werk eines einzelnen genialen Mannes und nach seinem Tode fiel es zusammen wie ein Kartenhaus. Als Cyrus seine gesamten Streitkräfte gegen Babylonien mobil machte, hatten Nabunid und seine Ratgeber keine weitere Sorge, als daß sie alle Götterbilder in dem Haupttempel der Hauptstadt in Sicherheit brachten. Die Stadt Babylon übergab sich dem Eroberer ohne ernsthaften Kampf, und seine Bürger fügten sich ohne Sträuben den Anordnungen ihres neuen Herrn, zufrieden, daß sie nach wie vor kaufen und verkaufen konnten; in keiner Vertragsurkunde finden wir den entferntesten Hinweis darauf, daß das öffentliche oder das private Leben durch den Untergang des großen Reiches auch nur im geringsten gestört worden wäre.

Der handelsstädtische Charakter der Stadt Babylon hatte zur weiteren Folge auch, daß die Geldverleiher hier eine sehr wichtige Stellung einnahmen. Denn selbst Priester ließen sich herab, Gelder auf Zinsen anzuleihen, wenn nicht für ihre Person, so doch für den Tempel, dem sie dienten. Die Kreditwirtschaft war auf allen Gebieten des Lebens durchgeführt, doch war das Kreditgeben mit gesetzlichen Schranken umgeben, welche so zahlreich und so schwer zu durchbrechen waren, daß ein Bankerott fast zu den Unmöglichkeiten gehörte. Die Zinsen wurden, wie noch heute in Ägypten, monatlich bezahlt, und der Schuldner gab seinem Gläubiger einen Teil seines Vermögens so lange als Pfand in die Hände, bis das Kapital vollständig zurückgezahlt war. Der gewöhnliche Zinsfuß betrug 20 Prozent, was für das Morgenland nicht zu hoch ist. Hierbei bestand aber noch die Voraussetzung, daß der Schuldner sicher und das Geld nicht zu knapp war, daß die Lage des Handels für beständig gehalten wurde und daß man von den politischen Verhältnissen des Staates keinen nachteiligen Einfluß fürchtete. Manchmal sank der Zinsfuß bis auf $13\frac{1}{3}$ Prozent, und zur Zeit einer Hungersnot finden wir, daß ein patriotischer Geldverleiher seinen Schuldnern die Zinsenzahlung ganz erließ.

Die nationale Münzeinheit war die Silbermine, welche 60 Silbersekel enthielt; es gab auch eine Goldmine, die aber selten erwähnt wird. Aus einem undatierten Tafelchen, welches von Straßmaier¹⁾ dem Zeitalter Nebukadnezar's zugeschrieben wird, ersehen wir, daß $5\frac{1}{2}$ Goldsekel gleich $45\frac{1}{2}$ Silbersekel galten; somit hatte das Gold fast den siebenfachen Wert des Silbers, und wenn die Berechnung Oppert's richtig ist, welcher dem Silbersekel den Wert von drei englischen Schillingen und der Silbermine den Wert von 9 Pfd. St. giebt, so muß die Goldmine ungefähr 63 Pfd. St. wert gewesen sein.

Der Wert der Metallstücke war ursprünglich durch ihr Gewicht bestimmt, und jeder Sekel wurde in Form eines Barrens, vielleicht auch in Form eines Ringes ausgegossen. In dieser Form waren die Wertmetallstücke aber recht unhandlich; wir sehen daher zu Nebukadnezar's Zeit eine bequemere Art der Handhabung eingeführt. Die alten Metallbarren waren durch gemünzte

¹⁾ Straßmaier, *Reb. Nr.* 454.

Metallstücke ersetzt, und der Wert eines jeden Stückes wurde durch ein bestimmtes eingepprägtes Zeichen angegeben. Vielfach finden wir aber auch, daß Preise in Getreide und in Datteln ausgeworfen und daß dementsprechend die Zahlungen durch Naturlieferung und nicht mit Geld gemacht werden.

Da aber der Wert dieser Waren leider von Jahr zu Jahr wechselte — je nachdem geringere oder größere Mengen auf den Markt gebracht waren, war es oft notwendig, den Verkaufswert von Waren in einem früheren Jahre zu berechnen, damit sie im Tausche gegen andere Waren hingegeben werden konnten. So gab man im siebenten Regierungsjahre Nebukadnezar's einen Sckel für vier Drittel Artab Datteln, d. i. ungefähr einen halben englischen Penny für ein englisches Quart (etwa 15 Pfg. für 4 Liter); während man 31 Jahre später nur noch $\frac{1}{25}$ englischen Penny für das englische Quart bezahlte (etwa 3 Pfg. für 10 Liter¹⁾). Auf der andern Seite wurden im 41. Regierungsjahre Nebukadnezar's 62 Gur Datteln für eine halbe Mine gegeben, und somit $10\frac{1}{3}$ Artab für 1 Sckel, da nach Oppert's Berechnung der Gur 5 Artab enthielt (man hätte also 31 Liter für 15 Pfg. bekommen).

Diese Angaben zeigen zugleich, daß Datteln damals sehr billig waren. Ebenso billig war aber auch das Getreide. So finden wir, daß 12 Das oder ein Drittel Artab Sefam für einen halben Sckel verkauft werden, sodas das englische Quart wenig mehr als einen Penny kostet (oder 2 Liter für 15 Pfg.). Bei den Griechen wurde ein Quart Getreide als genügende tägliche Nahrung für einen Arbeiter angesehen, und eine Vertragsurkunde aus dem 41. Regierungsjahre Nebukadnezar's trifft Vorsorge, daß als Nahrung für einen Sklaven namens Ugabu (ob = Jakob?), den sein Herr an einen andern vermietete, täglich ein halbes Artab Sefam ausgegeben werden sollte.

Die Haustiere erzielten höhere Preise. So werden im Jahre 569 vor Christus 32 Sckel oder 4 Pfd. 16 Schilling englisch für einen Esel gegeben, und fünf Jahre später für einen andern Esel $36\frac{1}{2}$ Sckel. Im 24. Regierungsjahre Nebukadnezar's kostete ein ausgewachsener Ochse, der für den Dienst des Sonnengottes in Sippara erfordert wurde, 13 Sckel; doch wechselten die Preise der Ochsen in hohem Grade. Im 36. Regierungsjahre des genannten Königs wurde für einen Ochsen eine Silbermine bezahlt, wenige Monate später ging ein dreijähriger Stier für einen Drittel Sckel ab, während gleichzeitig ein Zährling sieben Sckel kostete. Im 42. Regierungsjahre Nebukadnezar's wurde ein dreijähriger Stier, welcher dem Tempel des Sonnengottes zum Geschenke gemacht war, auf eine halbe Mine abgeschätzt.

Schafe hatten naturgemäß einen geringeren Wert. Die Schafe, welche für den täglichen Opferdienst im Tempel des Sonnengottes erforderlich waren, kosteten gegen das Ende von Nebukadnezar's Regierung im Durchschnitt $1\frac{7}{10}$ Sckel, und ein paar Jahre vorher wurden einmal sechs Gur Datteln gegen 14 Schafe und einen Rock eingetauscht.

¹⁾ In der Berechnung der babylonischen Maße folge ich Professor Oppert.

Kleidungsstoffe standen verhältnismäßig hoch im Preise. Röstliche babylonische Mäntel, wie man einen im Zelte Achans fand (Josua 7, 21), waren ganz außerordentlich teuer, besonders, wenn sie mit Goldfäden oder Edelsteinen verziert waren. Selbst der Mantel, der nach Art der Abayah (Kamelhaarmantel) der modernen Araber, dazu diente, seinen Träger gegen die Kälte und den Regen zu schützen, und der aus den geringsten Stoffen hergestellt wurde, war keineswegs billig, wenn wir erwägen, wie gering die Preise im allgemeinen waren. Ein solcher Mantel soll z. B. 4 1/2 Sikel gekostet haben, ein anderer wurde für 3 Sikel verpfändet.

Wein, das Luxusgetränk der Reichen, war für die Armen unerschwinglich. Wir hören von „großen“ Fässern Wein, die für 11 Sikel verkauft werden, während fünf andre Fässer von geringerer Größe, aber mit derselben Sorte Wein gefüllt, für zehn Sikel zu haben waren. Der Wein wurde hauptsächlich aus Armenien und Syrien eingeführt, der Wein von Chibunu oder Helbon stand in ganz besonders gutem Rufe. Die ärmeren Klassen begnügten sich mit einer Art Bier, welches aus Datteln gebraut wurde und, wie es scheint, in großen Mengen verbraucht wurde. Wie der Wein, wurde auch das Bier in Fässern gehalten, und diese Fässer bildeten, wie wir oft genug erwähnt finden, notwendige Bestandteile einer vollständigen Hauseinrichtung. Eine Kontraktstafel aus der Regierungszeit Nebukadnezar's enthält ein Leihgeschäft über 11 leere Fässer mit der ausdrücklichen Abrede, daß der Entleiher, wenn eins von ihnen beschädigt oder zerstört werden sollte, den vollen Wert desselben ersetzen muß.

Die Nahrung des Volkes setzte sich zum größten Teile aus Brotfrüchten und Datteln zusammen; daneben war aber auch andre Pflanzenkost beliebt, besonders die Zwiebeln, die in Schnüren verkauft wurden. Sesam und Gerste scheinen in größerer Menge verbraucht zu sein als Weizen, indessen war auch der letztere nicht spärlich vorhanden. Wir lesen z. B. von Leuten, die einen Graben aufzuwerfen hatten und dafür mit Weizenmehl bezahlt wurden. Die andern Früchte, wie die Datteln, wurden in den Gärten gezogen, welche sich bei den meisten Häusern Babyloniens, selbst in der Hauptstadt befanden, und welche aus den vielfachen Gräben, von denen das Land durchzogen war, mitbewässert wurden. Die reichen Leute zogen neben den Datteln noch andre Früchte, so z. B. Granatäpfel.

Aber die Babylonier trieben neben dem Handel auch Ackerbau mit großem Eifer. Während in den Städten das Handelsinteresse überwog, bestand auf dem platten Lande die Bevölkerung hauptsächlich aus Ackerbauern. Die weite Alluvialebene Babyloniens setzte sich aus lauter einzelnen Höfen zusammen, welche nach dem System der Halbpacht bewirtschaftet wurden; d. h. jeder Hof wurde mit einem Pächter besetzt; dieser zahlte aber keinen festen Pachtzins, sondern er teilte den Ernteertrag mit dem Verpächter nach einem bestimmten Verhältnis. Die Steuern, welche der Staat einforderte, hatte der Pächter aus seinem Anteil zu entrichten, und ebenso mußte er die Gebäude und Zäune in gutem Zustande

erhalten. Diese letzteren Pflichten lagen übrigens auch den Pächtern und Mietern von Häusern und andern städtischen Grundstücken ob.

Bei den Bauern des platten Landes in Babylonien gehörten Milch und Butter, Käse und Ei zu den täglichen Nahrungsmitteln. Dagegen können wir auf keinen Fall annehmen, daß dieselben, abgesehen von den Wohlhabenden, sehr viel Fleisch verzehrt haben, denn dazu war es zu teuer. In einem Ausgabenbuche, welches für einen Haushalt von zwei Personen in dem 42. Jahre Nebukadnezar's geführt worden ist, finden wir, daß für ein Stück Rindfleisch ein ganzer Sefel bezahlt wurde.

Die Höhe der Hausmieten war in Babylon je nach der Beschaffenheit der vermieteten Häuser sehr verschieden. So finden wir zwei Häuser zusammen für eine Jahresmiete von zehn Sefel fortgegeben, während ein andres Haus für sich allein siebenzig Sefel jährlich abwirft. Die Miete wurde an zwei oder drei Terminen jährlich bezahlt; wenn zwei Termine verabredet waren, so wurde ein Teil beim Beginne, der andre beim Ende des Mietsjahres entrichtet. Wenn ein Haus für eine bestimmte Zahl von Jahren vermietet war, so konnte das Verhältnis vor Ablauf der Mietszeit anscheinend nur durch freiwillige beiderseitige Vereinbarung aufgelöst werden. Jede Verletzung des Mietsvertrages wurde mit einer schweren Konventionalstrafe gebüßt, und zwar betrug diese Strafe in der Regel den doppelten Betrag der Jahresmiete.

Die Frau stand neben ihrem Manne an der Spitze des Hausstandes und genoss in dieser Beziehung dieselben Rechte wie er; überhaupt erfreuten sich die babylonischen Weiber einer sehr unabhängigen Stellung. Die Zivilisation und die Kultur der Babylonier beruhte auf Grundlagen, welche schon von den vorsemitischen Sumeriern geschaffen waren: die Babylonier waren ein Mischvolk und blieben es bis in die letzte Zeit. Bei den Sumeriern hatte, wie bei vielen andern Völkern, die Mutter und nicht der Vater an der Spitze des Haushaltes gestanden, und hierin standen die sumerischen Grundsätze in einem entgegengesetzten Gegensatz zu den semitischen, nach denen die Weiber als das schwächere Geschlecht angesehen wurden. Wir müssen deshalb die Thatsache, daß die Weiber in Babylon eine unabhängige Stellung hatten und auf gleichem Fuße mit den Männern behandelt wurden, dem Einflusse der sumerischen Elemente in der babylonischen Gesellschaft zuschreiben. Die Weiber konnten kaufen und verkaufen, Handel treiben, Geld verleihen, Gesellschaften begründen, ihr Vermögen selbst verwalten und lektwillig darüber verfügen. Ja aus den Vertragstäfeln, welche Straßmaier veröffentlicht hat, geht hervor, daß im sechsten Jahrhundert vor Christus fast der größte Teil des in der Stadt Babylon vorhandenen Vermögens im Eigentum der Frauen stand. Hierzu hat auch die Sitte viel beigetragen, daß die Frauen bei ihrer Verheiratung mit einer Mitgift ausgestattet wurden, welche nicht in das Eigentum des Ehemannes überging, sondern im Eigentum der Frau verblieb.

Diese Mitgift bestand gewöhnlich aus Möbeln und Sklaven, aber auch aus barem Gelde. Die Sklaven wurden zu einem bestimmten Preise abgekauft,

und ihr Wert wurde auf die Höhe der Mitgift, welche im voraus festgesetzt zu werden pflegte, in Anrechnung gebracht. Wenn die Mitgift nicht bei der Eheschließung bar bezahlt war, so ließ sich der Bräutigam von seinem Schuldner eine Sicherheit bestellen. Spender der Mitgift war der Vater der Braut, wenn er noch am Leben war; war er aber schon verstorben, oder war seine Ehe mit der Mutter der Braut durch eine Scheidung aufgelöst, so war es die Mutter, die ihre Tochter ausstattete. In einzelnen Fällen, die uns vorliegen, haben die Mütter ihren Töchtern sogar schon zu Lebzeiten der Väter eine Mitgift gegeben. So verkaufte z. B. im 41. Regierungsjahre Nebukadnezar's eine Frau Namens Rimat eine Sklavin, um aus dem Erlöse für ihre Tochter eine Mitgift zu bestellen; hierbei wurde der Mann Rimat's nur hinzugezogen, um sich mit seiner Frau dafür verantwortlich zu erklären, daß es gut und redlich bei dem Kaufe zugeing. Umgekehrt ist es übrigens auch häufig, daß, wenn ein Mann einen Sklaven verkauft, seine Frau für die Gültigkeit des Geschäftes mit einstehen muß.

Wenn ein Mann gestorben war, und seine Witwe sich wieder verheiratete, so brachte sie in die zweite Ehe dieselbe Mitgift mit, die ihr für die frühere Ehe gegeben war. Wenn diese Frau nunmehr starb, so wurde die Mitgift regelmäßig so verteilt, daß sich zwei Drittel davon auf ihre Kinder erster Ehe und das dritte Drittel auf ihre Kinde zweiter Ehe vererbte. Dies war indes nur eine Regel und wurde nicht immer befolgt, denn unter der Regierung König Cyrus' finden wir eine Frau, welche unter zwei Söhne, von denen der eine in erster, der andre in zweiter Ehe geboren ist, ihre Ansteuer „teilt.“

Daß die Frauen ebenso wie die Männer über ihr Vermögen letztwillig verfügen und es nach ihrem Tode festlegen konnten, sehen wir auch aus folgendem.

Im 35. Regierungsjahre Nebukadnezar's hat Silim-Zitar, eine Tochter von Kuri-galzu, „dem Sohne eines Vaters, der ihn adoptiert hatte,“ bestimmte Stücke ihres Vermögens ihrer Tochter als Mitgift vermacht und dabei bestimmt, daß ihre Tochter diese Sachen zu keinem anderen Zwecke verwenden dürfte.

Außer der Mitgift konnten die Frauen noch andres Vermögen (Paraphernen) haben, das sie entweder von ihren Eltern nach deren Tode oder von ihren Männern bekommen hatten. Dieses Vermögen wurde nach ihrem Tode in der Regel der Mitgift hinzugerechnet und so nach denselben Grundsätzen wie diese unter die Erben verteilt. Eine solche Hinzurechnung des Paraphernal-Vermögens zu der Mitgift fand übrigens auch bei Lebzeiten der Frauen statt, sobald es sich darum handelte, wie groß ihr Vermögen sei.

So hat im 34. Regierungsjahre Nebukadnezar's ein Vater erwirkt, daß die Gläubiger, welche der Vater seines Schwiegersohnes hatte, sich weder an die Mitgift noch an das übrige Vermögen seiner Tochter halten durften.

Wenn der Vater der Braut gestorben war, nachdem er ihr eine Mitgift versprochen hatte, ohne daß er vorher sein Versprechen einlösen konnte, so mußten seine Erben den geschuldeten Betrag bezahlen. Wenn die Frau ohne Kinder starb, so fiel ihre Mitgift an ihres Vaters Haus zurück.

Diese große Selbständigkeit, mit der die Frauen über ihr Vermögen unter Lebenden und von Todeswegen verfügen konnten, hatte neben vielen anderen Wirkungen auch den Erfolg, daß die Vielweiberei dadurch eingeschränkt wurde. Denn so zweifellos es auch ist, daß die Gesetze der Babylonier die Polygamie nicht verboten haben, so ist doch noch keine einzige Tafel gefunden worden, aus welcher hervorgeht, daß ein Mann in Wirklichkeit jemals von seinem Rechte Gebrauch gemacht und mehrere Frauen gehabt hätte. Vielmehr lassen sie geradezu mit Notwendigkeit darauf schließen, daß sich jeder Mann mit einem Weibe begnügt haben muß. Etwas Andres ist das Konkubinats. Dies war nicht nur von den Gesetzen erlaubt, sondern auch in praktischer Übung; aber es war durch viele Strafbestimmungen eingeschränkt, welche mit besonderer Schwere auf die weibliche Seite drückten. Der Babylonier, der eine Mißheirat schloß, bekam mit seiner Braut keine Mitgift, und er mußte sie kaufen wie eine Sklavin. Wenn er sich später von ihr scheiden wollte, mußte er ihr eine sehr beträchtliche Abfindung zahlen, von der sie ihren Lebensunterhalt bestreiten konnte, nachdem sie sein Haus verlassen hatte. Auf ihrer Seite aber wurde jede Handlung der Untreue mit dem Tode bestraft. Zu dem Ehevertrage eines gewissen Nebo-achiddi, welcher eine Sängerin heiratete, ist zum Beispiel vorgesehen, daß er ihr 6 Minen oder ungefähr 54 Pfd. St. zahlen sollte, wenn er sie verstoßen und sich mit einem anderen Weibe verbinden würde; wenn aber sie ihm untreu würde, so sollte sie mit einem „eisernen Schwerte“ vom Leben zum Tode gebracht werden. Es ist übrigens interessant, daß in Eheverträgen öfters festgestellt wird, daß die Braut eine Jungfrau ist; Herodotos irrt sich also, wenn er erzählt, daß jedes babylonische Mädchen sich öffentlich habe preisgeben müssen, ehe sie einen Mann gefunden.

Der Mann hatte das Recht, sich einseitig von seiner Frau zu trennen; und ein gleiches Recht hatte auch die Frau; doch scheint es, daß die Befugnisse der Männer noch weiter gegangen seien als die der Frauen. Da aber dem Manne der Genuß der Mitgift seiner Frau entging, wenn er sich von ihr trennte, so werden die babylonischen Männer mit der Scheidung niemals sehr eilig gewesen sein.

Die rituellen Bräuche, die zu einer Hochzeitsfeier gehören, sind von Pinches neulich zum Teil festgestellt worden. Bräutigam und Braut wurden so aufgestellt, daß sie sich mit Hand, Fuß und Hals einander gegenüber standen. Dann mußte einer der beiden Teile die feierliche Formel aussprechen, welche folgendermaßen lautete: „Deine Frucht gieb mir, du sollst meine Frau sein, und ich will dein Mann sein“, bzw. „du sollst mein Mann sein und ich will deine Frau sein.“ Diese Formel wurde in Gegenwart eines Priesters ausgesprochen, aber die Ehe galt nicht eher als gültig zustande gekommen, als bis der Ehevertrag von einem Notar aufgesetzt und von beiden Parteien und von ihren Zeugen gehörig unterschrieben war.

Die Sklaven spielten im Haushalt der Babylonier eine große Rolle. Nur wenige Leute waren so arm, daß sie nicht wenigstens einen Sklaven hatten;

andererseits kam es häufig vor, daß Sklaven selbst ihre Unterklaven hatten. Das Los der Sklaven in Babylonien war in manchen Beziehungen sehr milde. Der Sklave konnte immer darauf rechnen, daß er einmal die Freiheit erlangen würde, indem er entweder freigelassen wurde, oder sich aus seinen Ersparnissen die Freiheit erkaufte, oder den Nachweis erbrachte, daß er in gesetzwidriger Weise zum Sklaven gemacht worden sei. Ferner konnte ein Sklave auch dadurch frei werden, daß er in der Familie eines freigeborenen Bürgers als Sohn adoptiert wurde. Endlich kam der Sklave auch dann aus der Gewalt seines Herrn, wenn er zum Dienste des Königs eingezogen wurde, oder — wenn es eine Sklavin war — wenn sie vom König zu seiner Kebsle erhaben wurde. Wenn der Sklave einmal freigeworden war, so begegnete er nirgends einem Vorurteil oder einem Vorwurfe, der ihn aus seiner früheren unfreien Stellung entnommen worden wäre, vielmehr konnte er zu den höchsten Staatsämtern aufsteigen.

Vor allen Dingen aber kannte man im alten Babylonien nicht den Rassenhaß und den Stolz auf die eigene Hautfarbe, welcher für die moderne amerikanische Sklavenwirtschaft so charakteristisch ist. Herr und Sklave gehörten zu demselben Volke oder wenigstens zu nahe verwandten Völkern; zuweilen waren sie vermöge ihrer Abstammung eng mit einander verbunden. Ihre Anschauungen und Vorstellungen, ihr Glaube und ihr Kultus, ihre Gewohnheiten und Manieren und selbst ihre Erziehung war nicht sehr verschieden von einander. Der Sklave war in Wahrheit ein Mitglied der Familie, wie das Hauskind, nur mit dem Unterschiede, daß das Hauskind, wenn es heranwuchs, sein eigener Herr wurde, während der Sklave so lange einem fremden Willen unterthan blieb, bis er seine Freiheit erwarb.

Schon in den ältesten Zeiten wurden die Sklaven von der Gesetzgebung mit Wohlwollen berücksichtigt. Der Sklave war vor dem Gesetz gleich einem Haustier, und wer einem Haustier etwas zuleide that, der mußte den Herrn entschädigen. So sehen wir aus unseren Tafeln, wie einmal ein Herr eine Mine Silber als Entschädigung dafür einnimmt, daß jemand seinen Sklaven getötet hat; der Mörder hatte nämlich zu dem Herrn hingeschickt und ihm sagen lassen: „Du wirst dich mit mir über den Schadenersatz einigen, der für deinen getöteten Sklaven zu bezahlen ist; ich will dir das Leben deines Sklaven vollkommen ersetzen.“ Dies geschah in der Stadt Bekod im 40. Regierungsjahre Nebukadnezar's; aber schon das sumerische Recht hatte dafür gesorgt, daß, wenn ein Sklave getötet, gelähmt oder auf andere Weise verletzt wurde, der Übeltäter täglich ein halbes Maß Korn als Buße an den Herrn des Sklaven zu zahlen hatte.

Es galt ferner als ungesetzlich, eine Sklavin von ihren Kindern zu trennen, besonders wenn die letzteren noch an der Brust lagen. Wenn ferner ein Herr seine Sklaven unter dem Vorbehalte des Rückkaufsrechtes oder unter einer andern aufhebenden Bedingung veräußert hatte, so konnte er später, wenn die Sklaven Kinder bekommen hatten, nur in der Weise von seinem Rückkaufsrechte Gebrauch machen, daß er auch die Kinder mit übernahm und für jedes $1\frac{1}{2}$ Sckel zahlte.

Skaven konnten vor Gericht sowohl als Prozeßparteien wie auch als Zeugen auftreten. Beispielsweise hat im zehnten Regierungsjahre Nabonid's ein Sklave namens Nergal-Nitsua folgenden Fall zur richterlichen Kenntnis gebracht. Sein Herr hatte ihn mit 480 Gur Früchten zu den Schiffen eines Phönikers namens Baal-Nathan geschickt; und dieser hatte den Auftrag, die Früchte nach Babylon zu schaffen. Bei der Ankunft zeigte sich, daß ein Teil der Ware gestohlen worden war, und Baal-Nathan versprach Schadloshaltung. Statt dessen hatte er sich aber verborgen und war gerade wieder aufgefunden worden. Fünf Richter berieten über diesen Fall und gaben ein Urteil zu gunsten des Sklaven und seines Herrn ab. In diesem Falle also erschien der Sklave als Kläger in einem Prozeß, in dem ein Freier die Rolle des Beklagten übernommen hatte. Nun könnte man einen Einwand daraus entnehmen, daß der Beklagte, wie sein phönitischer Name verriet, ein Ausländer war; aber auffallend genug bleibt es immerhin, daß der Sklave überhaupt zur Aufstreuung der Klage zugelassen wurde. Wir können uns daher viel weniger wundern, wenn in einem der letzten Jahre von Nebukadnezar's Regierung ein Sklave einen Sklaven vor Gericht lädt und Zeugen gegen ihn zur Stelle schafft.

Auch die Unterschrift eines Sklaven unter einem schriftlichen Vertrage war gültig. So haben wir eine Urkunde aus dem 27. Regierungsjahre Nebukadnezar's, in der an „den Sklaven des Pförtners“ Neko-balady hmlid am Tempel des Sonnengottes zu Sippara eine Sklavin für $\frac{2}{3}$ Sekel verkauft wird. An der Spitze der Zeugenunterschriften steht der Name eines Mitsklaven des Käufers.

Trotz dieser anerkannten Stellung, die die Sklaven im Staats- und im öffentlichen Leben kraft Gesetzes hatten, blieben sie im Hause dennoch Sachen und Eigentum ihres Herrn, welcher über sie verfügen konnte, wie er wollte. Es war im allgemeinen Übung, Sklaven zu vermieten, der Art, daß der ihnen gezahlte Mietzins, wenn er in barem Gelde bestand, ganz oder zum Teil dem Herrn zufließt, zuweilen wurde auch eine bestehende Schuld auf diese Weise beglichen. Zuweilen auch die Zinsen einer Schuld abgegolten. Vielfach war die Miete aber auch in der Weise abgeschlossen, daß der Mieter dem Sklaven Lebensmittel lieferte, die dann dem Herrn zu einem bestimmten Werte angerechnet wurden.

Die Preise, die man beim Kauf von Sklaven zahlte, wichen sehr von einander ab. Wie wir eben gesehen haben, kam es vor, daß der kleine Betrag von $\frac{2}{3}$ Sekel als angemessener Preis angesehen wurde, zu andern Zeiten stieg der Preis auf eine Mine oder mehr. Möglicherweise hatte auch der Gläubiger das Recht gehabt, seinen Schuldner in die Sklaverei zu verkaufen, wenn er ihm nicht bezahlen konnte. Jedenfalls haben zuweilen die Eltern ihre Kinder in die Sklaverei verkauft, besonders Töchter, und das alte sumerische Recht bestimmt, daß ein Mann, der seinen Vater verleugnete, geschoren und als Sklave verkauft werden sollte. Die Sklaven wurden nicht nur regelmäßig geschoren, sondern es war auch Brauch, sie zu tätowieren, und zwar in der Regel mit dem Namen ihres Herrn; ihnen wurde dadurch das Weglaufen erschwert.

Eine Skizze des babylonischen Lebens, mag sie auch noch so sehr in den allgemeinsten Umrissen angelegt sein, würde ohne eine Darstellung der religiösen Anschauungen des Volkes unvollständig bleiben. Der Babylonier war sehr fromm; der Priester hatte mehr Einfluß auf die Leitung des Staates als der König, und die Inschriften der babylonischen Fürsten sprechen mehr von Opfern und Tempelbauten als von Kriegen und Eroberungen. Babylonien war auch seiner eigenen staatsrechtlichen Theorie nach eine Theokratie. Sein höchster Herrscher war der Gott Bel, von dem allein der König seine Macht herleitete. Wenn der König „die Hände Bels ergriff“ — das gewöhnlich bei Adoptionen angewandte Symbol — so machte er sich zum Adoptivsohn des Gottes und wurde nunmehr von allen Seiten als dessen berufener Vertreter auf Erden anerkannt. Aus diesem Grunde strebten auch die Könige der zweiten assyrischen Herrschaft so sehr nach dem Besitze Babylons. Wenn sie „die Hände Bels ergreifen“ und sich so die Anerkennung als Könige von Babylon verschaffen konnten, so erwarben sie sich dadurch ein Anrecht auf die Herrscherwürde, das ihnen sonst gefehlt hätte, und nur auf diese Weise haben Tiglath-Pileser und Sargon es erreicht, daß sie als berechtigte Herren des Landes betrachtet wurden.

Die Babylonier waren aber nicht nur fromm, sondern auch abergläubisch. Sie glaubten sich zu allen Zeiten von vielen Arten Geistern umgeben, von denen einige gut und andre böse waren. Es gab kaum ein Geschäft zu verrichten, bei dem sie nicht befürchteten, sich dadurch den Angriffen der bösen Geister auszusetzen; und nur mit Hilfe der Götter und ihrer Diener, der Priester, hatten sie Aussicht auf Entkommen. Deshalb wurde alles Wertvolle und Kostbare, was in ihren Besitz kam, den Göttern und den Tempeln geweiht. Die Kleider und die Juwelen, mit denen die Götterbilder an allen Festtagen bedeckt und behängt wurden, kosteten unglaubliche Summen Geldes; die Opfer und die blutlosen Darbringungen erforderten beständige Gaben von seiten der Andächtigen. Es wurde in jedem der vielen Tempel des Landes jeden Tag das tägliche Opfer gebracht, und außerdem fand bei feierlichen Gelegenheiten noch eine Menge von andern Opfern statt. Somit mußte ein beständiger Ersatz von Opfertieren heran geliefert werden, und dieser bestand nicht nur aus freiwilligen Gaben, sondern in überwiegendem Umfange aus Leistungen, die die Priester auf Grund eines Rechtes einfordern konnten. Unter diesen Leistungen ist in erster Linie der „esrû“, der Zehnte, zu nennen, der von allen Mitgliedern des Staates, vom Könige an, gezahlt werden mußte; und zwar regelmäßig in Gestalt von Kornlieferungen. Die Tafeln, auf welchen im Tempel des Sonnengottes in Sippara alle eingekaufnen Esrulleistungen gebucht wurden, sind in so großer Zahl auf uns gekommen, daß wir aus ihnen einigermaßen berechnen können, welche ungeheure Einnahmen der Tempel allein aus dieser Quelle hatte.

Die Babylonier weihten dem Gottesdienst aber nicht nur Stücke ihres Vermögens, sondern auch ihre Person. Mit jedem der großen Tempel war eine Art von Kloster für eine Anzahl von Mönchen verbunden, deren Hauptpflicht darin

bestand, daß sie am „täglichen Opfer“ mitwirkten. Sie standen unter einem Prior, an den die zu ihrem Unterhalte bestimmten Mittel ausgezahlt wurden, und der sie seinerseits unter die Mitglieder seines Klosters zu verteilen hatte. Alle diese Mönche waren unverheiratet; ja aus einer Andeutung könnte man schließen, daß sie Eunuchen waren. Ein interessantes Täfelchen mit einem Datum aus dem 5. Regierungsjahre des Königs Kaubyses beschreibt uns, wie eine Mutter ihre drei Söhne dem Dienste des Sonnengottes in Sippara weihte. Sie brachte sie dem Priester und „gab“ sie ihm, damit sie in den Orden eintreten sollten, indem sie zugleich versicherte, daß sie allein mit ihnen gelebt hätte und alt geworden sei, seit der Zeit, wo sie „klein“ waren, bis zu der Zeit, da „sie zu den erwachsenen Männern gerechnet seien.“ Das scheint doch dahin zu verstehen zu sein, daß andere Frauen außer der Mutter mit den jungen Männern bis zu ihrer Hingabe an den Tempel nicht umgegangen waren.

Zunmerhin aber darf man sich die Religion der Babylonier nicht so vorstellen, als wenn sie lediglich aus abergläubischen Vorstellungen und aus der Vollziehung der regelmäßigen und hergebrachten Opferriten bestanden hätte. Jedenfalls waren wenigstens unter den gebildeten Klassen viele, die einen reinen vergeistigten Glauben hatten. Die Sprache vieler Inschriften atmet eine reine und tiefe Gottergebenheit, einen Glauben, welcher dem Monotheismus sehr nahe kommt. Man beachte nur die folgenden Worte Nebukadnezar's: „Zu Merodach, meinem Herrn, habe ich gebetet, ich fing an zu bitten, das Wort meines Herzens suchte ihn, und ich sprach: O ewiger Fürst, Herr aller Kreatur, — für den König, den du liebst, den du mit Namen ruffst, wie es dir gefällt, du erhebst seinen Namen, du wachst über ihn auf dem richtigen Pfade. Ich, der Fürst, der dir gehorcht, ich bin das Werk deiner Hände, du hast mich geschaffen und hast mir die Herrschaft gegeben über viele: alles nach deiner Güte, mein Gott, die du über alle ausbreitest. Erwecke in mir die Liebe zu deiner hohen Majestät, laß mein Herz durchdrungen sein von Ehrfurcht vor deiner Göttlichkeit, gieb mir alles, was nach deinem Ratschlusse gut für mich ist, denn du bist es, der mein Leben aufrecht erhält.“

Dies sind nicht die Worte eines Tyrannen, der voll Stolz über eine glückliche Eroberung ist, sondern die Worte eines demütigen und ergebenen Verehrers an einen Gott, den er mit der Fülle der Macht bekleidet und hoch über sich erblickt. Diese Worte Nebukadnezar's finden aber ihr Echo in andern babylonischen Gebeten und Hymnen. Sie bilden auch einen würdigen Beschluß für diesen Versuch, das Leben und die Gedanken eines babylonischen Bürgers zur Zeit der jüdischen Gefangenschaft zu schildern.



Giebt es eine Pflicht des Glaubens?

Von

Julius Kastan.

II.

(Schluß.)

Was bisher erwogen ward, hat nicht weiter geführt als bis zu der Einsicht, daß die Pflicht des Glaubens kein unmöglicher Gedanke ist, daß vielmehr auch die wissenschaftliche Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge uns vor die Frage führt, ob es eine solche Pflicht giebt oder nicht. Über die Frage selbst ist aber noch nichts ausgemacht. Indessen, treten wir jetzt an die Erörterung dieser Frage heran, so bringen wir doch aus der bisher gepflogenen Betrachtung einiges mit, was die Wege zu ebnen dient.

Einmal schon die Einsicht, daß es sich um eine sittliche Pflicht, in keiner Weise dagegen um eine staatliche Verpflichtung handelt. Alles daher, was sich an Bedenken und Einwänden gegen die letztere richtet, kann jetzt außer Betracht bleiben. Ferner hat sich ergeben, daß es mit dem Nachweis einer Pflicht, und zwar gerade eben einer Pflicht im innerlichen, sittlichen Sinne, eine eigentümliche Bewandnis hat. Die Pflicht kann niemandem andemonstriert, es kann dem andern immer nur zugemutet werden, daß er sie anerkenne und erfülle. Und das ist nun von größter Bedeutung für den Gegenstand unsrer weiteren Besprechung. Wir müssen daran anknüpfen. Wir müssen allererst fragen: wie läßt sich denn überhaupt eine Pflicht als Pflicht erweisen?

Die Antwort lautet: immer nur auf indirektem Wege und niemals in absoluter Weise.

Immer nur auf indirektem Weg — das liegt unmittelbar in dem, wovon wir ausgingen, es ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß es auf direktem Wege eben nicht geschehen kann. Aber was heißt denn das: auf indirektem Wege? Ich muß zeigen, daß die menschliche Gesellschaft überhaupt nicht bestehen kann ohne gewisse Pflichten aufzustellen und ohne irgendwelche Erfüllung derselben. Wenn z. B. die Sozialdemokraten gelegentlich erklären, die Moral sei eine Erfindung der herrschenden Klassen, um die andern zu unterdrücken und auszubeuten, so kann die Widerlegung nicht schwer fallen. Die Geschichte lehrt unzweideutig, und die einfachste Besinnung zeigt einem jeden, daß Menschen nicht zusammen leben können, ohne daß der Willkür jedes einzelnen im Interesse der andern Schranken gezogen werden. Nun wollen wir aber doch zusammen leben, der Mensch wird überhaupt nur Mensch im Zusammenleben und in der Wechselwirkung mit andern. Aber dann steht auch fest, daß gewisse primitive Gebote, die jedem das Seine geben und verbürgen, gar nicht entbehrt werden können. Sie sind, wie man gesagt hat, die Naturgesetze der Gemeinschaft, während andererseits das Leben in der Gemeinschaft zu den Existenzbedingungen des eigentlich menschlichen, geistigen Lebens gehört. Wiederum wenn einer die Pflichten, die uns Menschen unter-

einander erwachsen, auf die Beobachtung und Erfüllung der Gerechtigkeit, darauf, daß niemand dem andern zu nahe tritt, beschränken wollte, so dürfte auch einem solchen unschwer zu begegnen sein. Man müßte ihn zu befragen anfangen, ob er nichts wisse von den engeren Banden, welche in der Familie, im Stamm, im Volk bestimmte Menschen und Menschengruppen verbinden, nichts davon, daß in allen diesen Verhältnissen gegenseitige Förderung und Hilfe notwendig ist, wenn sie überhaupt bestehen sollen. Man müßte ihn weiter fragen, worin denn für ihn der Wert des Lebens liege, und ob er nichts davon zu sagen wisse, daß das Leben arm und dürftig wird, wenn die Güter daraus verschwinden, die eben in jenen Verhältnissen erwachsen. Und da nun unter hundert kaum einer sein wird, der sich gegen alles dies ablehnend verhalten möchte, so öffnet sich der Weg, um nicht bloß die Gerechtigkeit, sondern in irgend einem Maß auch die Liebe als Menschenpflicht zu erweisen. Aber dies nur beispielsweise. Es genügt um zu erläutern, wie es gemeint ist, daß sich die Pflicht auf indirektem Wege als Pflicht erweisen läßt — auf indirektem Wege, sofern es immer noch ein Andres und Zweites ist, nicht bloß dies alles anzuerkennen und auch einigermaßen danach zu handeln, sondern sich der Pflicht als Pflicht zu unterwerfen.

Zugleich erhellt, wie die weitere eben genannte Beschränkung gemeint ist: niemals auf absolute Weise. Es müssen irgendwelche Anknüpfungspunkte im Willen derer gegeben sein, denen etwas als Pflicht nachgewiesen werden soll. Wenigstens gilt dies, sobald es sich um etwas Andres handelt als das, was einfach Existenzbedingung der Gemeinschaft und darum auch des einzelnen Menschen ist. Denn dann muß vorausgesetzt werden, daß auch der, mit dem verhandelt wird, im Genuß bestimmter Güter lebt und zu der Selbstbestimmung angehalten werden kann, daß es diese Güter sind, welche den Wert seines Lebens ausmachen. Und darin liegt dann eine Schranke, ein Gebundensein an bestimmte geschichtliche Verhältnisse und Voraussetzungen. Einen absoluten Beweis nach Art der Mathematik — den giebt es hier nicht und kann es gar nicht geben. Aber das versteht sich von selbst. Zu jeder gegebenen Zeit darf auch in dieser Beziehung mancherlei vorausgesetzt werden. Und in diesen Dingen Beweise suchen, welche in gleicher Weise für alle Zeiten und Völker oder wohl gar für alle vernünftigen Wesen gelten, das heißt über den eignen Schatten wegpringen wollen. Die Wahrheit ist zwar nur eine und zu allen Zeiten dieselbe, aber das Maß der Wahrheitskenntnis ist je ein verschiedenes. Ebenso sind die Wege verschieden, auf denen man sich der Wahrheit vergewissert.

Und nun wird es möglich sein, die Art des Beweises genauer zu bestimmen. Wir knüpfen dabei an das eben in erster Linie genannte Beispiel an. Wie es den einfachsten Fall darstellt, so tritt darin auch der innere Sachverhalt am deutlichsten hervor. Es ist die Pflicht eines jeden Menschen — sagen wir demnach — die Gebote der Gerechtigkeit zu erfüllen, weil der Bestand der Gemeinschaft hiervon abhängt und der Bestand der Gemeinschaft wieder die Bedingung ist, unter welcher der Mensch als Mensch existiert und allein zu existieren vermag. Die menschliche Gesellschaft handelt unbedenklich nach

diesem Grundsatz. Sie schreitet mit Zwangsmahregeln gegen diejenigen ein, welche die Gebote der Gerechtigkeit verachten, sie macht sie unschädlich, wenn sie hartnäckig bei dieser Mißachtung bleiben. Und die Vernunft stimmt zu. Es ist Pflicht eines jeden, diesen Grundgeboten der menschlichen Gesellschaft nachzuleben. Durch keinerlei Sophistit läßt sich dem enttrinnen. Das Entscheidende, das Überführende liegt aber darin, daß es ein Widerspruch wäre, mich selbst zu wollen und meine Existenz zu bejahen, dabei aber das zu verneinen, worauf sie beruht, und was sie allererst möglich macht. Das thut niemand, wo es sich um die Bedingungen seiner physischen Existenz handelt. In der hier besprochenen Beziehung ist es an und für sich möglich, weil der Einzelne sich der Nötigung entziehen kann: er mutet dann zwar allen andern zu, daß sie thun, was zur Aufrechterhaltung der Gesellschaft notwendig ist, nimmt sich aber heraus, für seine Person eine Ausnahme zu machen. Eben deshalb reden wir in diesem Fall von der Pflicht, die er habe, den allgemeinen Gesetzen zu gehorchen, d. h. von einer Nötigung, die sich an die Freiheit wendet und deren Zustimmung fordert.

Hieraus ergibt sich die allgemeine Regel: Pflicht ist für einen jeden, das zu thun und an dem festzuhalten, worauf seine eigene persönlich-sittliche Existenz beruht, was diese allererst möglich macht. Oder eben dasselbe im negativen Ausdruck: es ist pflichtwidrig, das zu vernachlässigen und von sich zu weisen, worauf die Gemeinschaft, in der man lebt und deren Güter man genießt, nachweisbar beruht, und von dessen Aufrechterhaltung der Bestand dieser Gemeinschaft mit ihren Gütern abhängt. Denn das ist immer ein Widerspruch der eben geschilderten Art, ja und nein in einem Atemzug. Es liegt darin zugleich der hochmütige Anspruch, für sich selber ausdrücklich ablehnen zu dürfen, was man doch stillschweigend und indirekt allen andern zumutet. Und nun fragt sich, ob sich nach dieser Regel eine Pflicht des Glaubens als unter uns vorhanden nachweisen läßt.

Es handelt sich aber dabei um den christlichen Gottesglauben, nicht um irgendwelche philosophische Ideen von Gott als dem Allgeist, der die Welt trägt und bewegt, oder wie es sonst lautet, sondern um die geschichtliche Größe dieses ganz bestimmten, des christlichen Gottesglaubens. Denn offenbar wird nur von diesem, der jedenfalls eine Großmacht in der Geschichte ist, etwas Derartiges wie eben gefordert nachgewiesen werden können. Die Gedanken der Philosophen dagegen kommen und gehen. Es ist immer nur ein kleiner Kreis, für den sie Bedeutung haben, niemals das ganze Volk. Und wenn eine solche große Woge des geistigen Lebens vorübergeflutet war, dann hat man sich insgemein wieder auf das geschichtliche Erbe der Gesamtheit, auf den christlichen Gottesglauben besonnen. Dieser ist es, um den es sich handelt und allein sich handeln kann.

Der christliche Glaube erkennt aber Gott als den über die Welt erhabenen persönlichen Geist, als den geistigen Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Er spricht das höchste Verständnis Gottes aus, wenn er die heilige Liebe als sein Wesen bezeichnet. Darin liegt aber zugleich schon eine Beziehung auf die Menschheit, auf ihre Aufgaben und Ziele, wie es die Art des Glaubens und

der in ihm liegenden Gotteserkenntnis mit sich bringt. Daß es sich für den Menschen um das Leben in der Gemeinschaft handelt, daß darin sein Zweck und Ziel liegt, daß sich aus dem natürlichen Verband des menschlichen Geschlechts die vollkommene Gemeinschaft aller entwickeln soll, welche durch das Geseß der Liebe beherrscht wird, daß Gott der König sein will in diesem Reich, daß jedem Menschen nach seiner eigentümlichen Art und Persönlichkeit ein Plaß zukommt als einem Gliede im Reich der Geister, daß Gott alle mit seiner Liebe umfaßt, um sie alle in diesem Zweck und zu diesem Ziel zu fördern — das bedeutet es, daß Gott im christlichen Glauben als die Liebe erkannt wird. Und darin liegt unmittelbar, daß die sittliche Entwicklung ein notwendiges Mittel ist für den von Gott der Menschheit geseßten Zweck. Denn niemand kann an diesem Reich der Geister Teil gewinnen ohne die Übung der Liebe und ihrer Pflichten, die den Inhalt des Sittengesetzes ausmacht. Und er kann es nicht, wenn er eben nicht in die sittliche Entwicklung als solche eingeht, in welcher er durch Unterordnung unter das Ganze und Gehorsam gegen die ihn innerlich ergreifende Autorität sittliches Subjekt und freie Persönlichkeit wird. Endlich aber ist das alles nach der Erkenntnis des Glaubens nicht eine zufällige oder willkürliche Willensbestimmung Gottes. Es ist sein eignes, ewiges Wesen, welches darin den Menschen offenbar wird. Eben, er ist selbst seinem eignen ewigen Wesen nach die heilige Liebe. Die Menschen gewinnen darin Teil an seinem Wesen und Leben. Und diese Wesensbeziehung Gottes zu ihnen kommt zum vollen Ausdruck in der Stellung, welche der christliche Glaube dem menschlichen Stifter unserer Religion anweist. Der Glaube hat ihn von Anfang an die Krone der göttlichen Würde aufs Haupt geseßt. Ein Verständnis dieses Zusammenhanges menschlicher Art und göttlicher Würde in seiner Person zu suchen, ist von jeher ein Hauptobjekt des christlichen Denkens gewesen. Die Sätze des Dogmas, die davon handeln, entsprechen nun zwar unsrer heutigen Denkweise nicht. Aber man darf deshalb nicht übersehen, daß es sich in diesem Glauben, der den menschlichen Stifter unsrer Religion mit Gott zusammen den Menschen gegenüberstellt, um den höchsten Gedanken handelt, welchen die Religion erreicht hat und zu erreichen vermag. Beides mit einander findet darin seinen Ausdruck, sowohl daß der ewig erhabene Gott uns Menschen seinem eignen Wesen nach nahe steht, als auch daß der Mensch zu göttlichem Leben berufen ist.

Ist nun dies die Gotteserkenntnis des Christen, so folgt aus ihr eine entsprechende Beurteilung und Erkenntnis der Welt. Sie steht in Gottes Macht, sie ist das Werk seiner Hände und dient seinem Zweck. Sie hat also eine große Bedeutung, und das Leben in ihr hat einen unermeßlichen Wert, es dient der Verwirklichung ewiger göttlicher Gedanken. Doch aber ist es nicht Zweck an ihm selbst, es ist und bleibt ein Mittel bloß, Zweck ist nur das Reich der persönlichen Geister, das sich in der Menschheit bilden, entwickeln und in das göttliche Leben hineinwachsen soll. Wiederum schließt dieser Glaube eine bestimmte innere Stellung zur Welt und ihren sinnlichen Ordnungen ein. Diese eben, daß ich ihnen nie eine größere Bedeutung als die des Mittels einräume, daß

ich mich als persönlicher Geist über sie erhebe, daß jeder Überschuß des bloß sinnlichen Lebens über die aneignende und beherrschende geistig-persönliche Kraft mir ein Brandmal im Gewissen wird und eine erniedrigende Fessel, die ich abzuschütteln trachte. Aber auch diese Erkenntnis der Welt ist und bleibt eine Erkenntnis des Glaubens, d. h. etwas, was mit der innern persönlichen Stellung des Subjekts zur Welt zusammenhängt. Man kann niemandem demonstrieren und beweisen, daß es so ist, wie es sonst wohl möglich wird zu zeigen, daß dies oder jenes das entsprechende Mittel ist für einen bestimmten Zweck. Nur jeder Einzelne für sich kann diese Beurteilung durchführen, indem er alles Einzelne dem Glauben an die göttliche Vorsehung unterwirft. Ob er es immer erreicht und ob ihm daher die Welt wirklich zum Mittel wird für seinen ewigen Zweck, das hängt zugleich von seinem eigenen Verhalten ab. Dächte man sich diese Erkenntnis der Welt losgelöst aus den inneren Beziehungen des persönlichen Lebens und objektiv nachgewiesen, so würde sie gar nicht mehr die Erkenntnis des christlichen Glaubens sein. Daß das nicht gelingt, ist also nicht eine zu beklagende Unvollkommenheit. Vielmehr ist es etwas, was dem unveräußerlichen Wesen des Glaubens und seiner Erkenntnis entspricht.

Aber noch ein letztes aus dem Zusammenhang des christlichen Glaubens darf nicht unerwähnt bleiben. Das ist der Glaube an die göttliche Vergebung und die Versöhnung mit Gott. Auch das ist, wie die Geschichte lehrt, ein überall wiederkehrendes Element der Religion. Durch Büßungen und Opfer von allerlei Art sucht der Mensch die Gottheit für sich zu gewinnen und sie geneigt zu machen, ihm alles zu vergeben, wodurch er sich mit ihrem Willen entzweit hat. In sittlicher Verklärung zeigt uns das Christentum auch diesen Gedanken. Christus hat uns mit Gott versöhnt. D. h. nicht wir sollen etwas thun, um Gottes Gunst zu gewinnen, davon kann hier so wenig die Rede sein wie sonst im Verhältnis des Einzelnen zu den sittlichen Autoritäten. Die sittliche Art des Verhältnisses schließt das aus. Gott selbst hat uns Christus zum Bürgen seines Willens gemacht, daß keine Übertretung und keine Schuld uns den Frieden mit ihm stören oder den Zugang zu ihm verlegen soll. Nicht einmal die sittlich guten Werke dürfen als Bedingung dafür angesehen werden, nichts ist Bedingung als das Verlangen nach Vergebung, als die innerliche ernstliche Sehnsucht des Herzens nach Frieden und Gemeinschaft mit Gott. Wollte man es anders ansehen und mit der katholischen Kirche die guten Werke zur Bedingung der Vergebung machen, so würde man verkennen, daß gute Werke im höchsten Sinn immer erst dem möglich werden, der seines Gottes gewiß ist. Sie sind nicht Bedingung der Vergebung, sie sind selbst ein Element in dem neuen Leben, zu welchem die Vergebung den Zugang öffnet. Gerade durch diese Anschauung erweist sich das Christentum als die Lösung des Problems, wie der Mensch der vollen Vergebung innerlich gewiß wird, ohne etwas an der Zartheit des Gewissens und dem Ernst seines Strebens einzubüßen. Christus ist es, welcher dem Glauben dieses Gut vermittelt. In ihm lernt er das Höchste kennen, was es im sittlichen Leben giebt: ein unbegrenztes, liebevolles Erbarmen, welches vom

heiligsten Ernst getragen wird. Und indem er darin Gottes Gesinnung erkennt, gewinnt er beides in einem, die volle Freude des versöhnten Gewissens und die ganze Kraft sittlicher Thatenlust. Eben das macht den Charakter der christlichen Religion aus, daß durch ihre Grundanschauung der sittliche Ernst in jeder Weise gesteigert, das Verlangen nach Vergebung und Veröhnung geradezu ein brennendes wird, und daß sie zugleich die volle, an keine Bedingung geknüpfte Befriedigung dieses Verlangens gewährt.

So lauten die Grundsätze des christlichen Gottesglaubens, der christlichen Weltkenntnis und Selbstbeurteilung. Und nun fragt sich, ob ein Glaube, der alles dies einschließt, Pflicht ist, Pflicht im oben näher bezeichneten Sinne.

Offenbar wird, wer in diesem Glauben die Wahrheit erkennt und alle bewegen möchte ebenso zu denken, nicht vor allem und nicht zunächst darauf ausgehen, ihn als Pflicht zu erweisen. Viel näher wird ihm liegen und viel wirksamer wird es in den meisten Fällen sein, die direkten Anknüpfungspunkte für den Glauben im Gemüt und sittlichen Willen der andern aufzusuchen. Er wird darauf aufmerksam machen, daß etwas Ähnliches wie die Nötigungen und Bedürfnisse, welchen dieser Glaube Folge giebt und Befriedigung gewährt, sich bei allen Menschen einstellt, in jedem ernstem Gemüt, das sich über den Augenblick erhebt, irgendwann und irgendwie einmal auftaucht. Denn wer kann versuchen, sich über die Aufgaben und Ziele seines Lebens Klarheit zu verschaffen, ohne auf den Gedanken Gottes geführt zu werden, in welchem alle Dinge ihre Einheit haben, in welchem auch ihm Aufgabe und Ziel gesteckt ist? Wer kann unter uns zu persönlichem Leben heranreifen, ohne sich innerlich über die Welt zu erheben und es als Erniedrigung, als Herabwürdigung zu empfinden, wenn er sich wieder in die Lust der Sinne verstricken läßt? Wem kann es zweifelhaft sein, daß es die menschliche Gemeinschaft, das Zusammenleben und Zusammenwirken aller ist, worauf wir gewiesen sind, wenn wir die sittliche Aufgabe der Menschen und damit auch unsre Aufgabe klarstellen wollen? Wem taucht nicht einmal ein hohes Ideal persönlicher Lebensführung in seinen Gedanken auf, wo die Dinge, die wider den Geist streiten, unter uns liegen, weil wir ihrer mächtig geworden, wo wir in völliger Unabhängigkeit von Urteil und Beurteilung der Menschen unsern geraden Weg klar erkannter und eifrig geübter Pflicht mitten durch sie hindurchgehen, indem wir niemand nichts schuldig sind als die Liebe? Wer wüßte gar nichts von jenem sittlichen Zwiespalt zu sagen, wo wir die über uns waltende sittliche Autorität spüren und uns derselben in mannigfaltiger Schuld und Übertretung verhaftet fühlen, doch aber nicht wagen, die Hand nach der Freiheit auszustrecken, weil wir fürchten müssen, neue Schuld auf uns zu laden? Kurz, in mannigfaltiger Weise lassen sich Anknüpfungspunkte für das Christentum auch bei unsern Zeitgenossen ausfindig machen. Und daran nun anzuknüpfen, allen, von denen es gilt, aus persönlicher Erfahrung das Christentum zu bezeugen — es ist der näher liegende, der bessere Weg im Vergleich mit dem Nachweis der Glaubenspflicht.

Aber nun giebt es viele, die von solchen Regungen wissen und ihnen doch keine Folge geben. Fragt man, weshalb nicht, so sagen sie, die Wissenschaft habe die Ideale des Glaubens zerschlagen. Es sei eine schwere Krisis, die wir durchzumachen hätten, ein Neues sei im Werden, wir müßten hindurch, die Umkehr zum alten Glauben sei uns verschlossen. Und sie haben darin recht, so weit es die alten Formen des Glaubens sind, die sie meinen. In diesen ist der Glaube mit den wissenschaftlichen Erkenntnisformen einer früheren Zeit verbunden. Und die hat die moderne Wissenschaft zerschlagen. Wird aber dies Urteil auf den Glauben selber ausgedehnt, so ist es ein verhängnisvoller Irrtum, der dabei zu Grunde liegt, eine Verwechslung eben des Glaubens selbst mit den in einer früheren Zeit entstandenen Formen desselben. Und es läßt sich beweisen, daß das ein solcher Irrtum ist. Ich muß hier früher Erwähntes wiederholen. Man kann es auch nicht oft genug sagen, weil es der eigentlich entscheidende Punkt in der ganzen Sache ist. Es ist aber dies, daß die Wirklichkeit, welche die Wissenschaft uns kennen lehrt, nicht das Wirkliche selbst ist, sondern ein Verhältnis, welches wir zum Wirklichen einnehmen. Und zwar, wie es dann gleich weiter heißen muß, nicht das einzige. Daneben steht das andre Verhältnis, in welchem sich der Geist als fühlender und wollender bethätigt. Und im letzteren liegt der Weg zur Wahrheit. Die Welt des Intellekts ist, um es kurz zu sagen, das Mittel für die Welt des Willens. Der Intellekt ist das universale Mittel alles geistigen Lebens, aber der geistige, persönliche Wille ist die eigentliche Realität. Was sich an ihm als Wahrheit bewährt, wie der Glaube, das ist Wahrheit im absoluten und nicht bloß im relativen Sinne wissenschaftlicher Welterkenntnis. Aber dann kann auch die Wissenschaft nicht die Welt des Glaubens zerschlagen. Sie reicht daran nicht heran. Die Wissenschaft muß sich dem Glauben unterordnen. Nur nicht damit nun dieser sich in eine Pseudowissenschaft verwandle und dadurch der ernststen Wissenschaft irgend den Weg verenge. Wohl aber so, daß die wissenschaftliche Erkenntnis aufgenommen und eingegliedert wird in die persönlich-sittliche Aufgabe, deren Linien uns der Glaube vorzeichnet, beziehungsweise in deren Richtlinie uns der Glaube leuchtet. Daß auch die Wissenschaft selbst, als umfassendes Ganzes und nicht als bloße Naturwissenschaft genommen, uns auf einen solchen Weg weist, davon war früher gleichfalls schon die Rede. Die Wissenschaft auf ihrem Wege durch das Reich des Wirklichen führt uns selber an den Punkt, wo die Frage nach dem Glauben entsteht. Insofern kann es heißen, daß die Wissenschaft selbst sich im Glauben vollendet, in dem Glauben, der sich der Menschheit nach ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung als die wahre Verkündigung ihres Ziels und ihrer Aufgabe erweist. Und deshalb liegt gar kein Grund vor, den Glauben zurückzuweisen, weil er sich mit der modernen Wissenschaft nicht vertrage.

Allein, gesetzt auch dies alles werde zugegeben, so bleibt nun doch noch ein letzter und schwerwiegender Einwand übrig. Er lautet dahin, daß der Glaube Sache der Freiheit sei und bleibe, und nicht allen zugemutet werden dürfe ihn zu teilen. Wer aber einmal die Wissenschaft mit ihren sichereren Resultaten kennen

gelernt, dem werde es innerlich unmöglich, dies schwankende Gebiet zu betreten. Möge auch in der Wissenschaft manches unsicher bleiben, so lasse sich doch der Grad der Sicherheit bestimmen und die Gründe bezeichnen, welche die volle Erkenntnis verwehren. Und wenn die gesamte wissenschaftliche Erkenntnis der Natur auch nicht über das Gebiet des Relativen hinausreiche, so erfreue sie sich doch auf diesem Gebiete einer unvergleichlichen Sicherheit und Evidenz. Man müsse sich eben dabei beruhigen, daß wir Menschen mit unsrer Erkenntnis im Relativen stecken bleiben. Früher sei das anders gewesen, da habe die Meinung geherrscht, daß die Wissenschaft auch an die letzten und höchsten Fragen heranreiche, daß sich eine Erkenntnis Gottes auf diesem Weg gewinnen lasse. Aber das sei nun eben vorbei, diese Illusion habe die moderne Wissenschaft zerstört, und insofern bleibe doch bestehen, daß sie die Welt des Glaubens zertrümmere. Man müsse sich an der Erkenntnis genügen lassen, welche möglich sei, man müsse in praktisch-sittlicher Beziehung dem Ideal der Humanität huldigen und im übrigen — ungewiß lassen, was nun einmal ungewiß sei.

Eben diesem Standpunkte gegenüber ist die Frage nach der Pflicht des Glaubens aufzuwerfen. Noch manches Andre zwar ließe sich geltend machen, namentlich was das Erkenntnisideal betrifft, um dessen willen der Glaube verworfen wird, und nicht minder was die Abstufung innerhalb der Erkenntnis angeht, den Unterschied besonders zwischen der Erkenntnis der Natur und des geistig-geschichtlichen Lebens. Denn es ließe sich darans wohl die Einsicht ableiten, daß unsre Erkenntnis überhaupt unter dem Gesetz steht, je wichtiger die Objekte werden, umso mehr an mathematischer Sicherheit einzubüßen und ein Element der Freiheit, der persönlichen Überzeugung, des Absoluten in sich aufzunehmen. Und darauf hin ließe sich zeigen, daß niemandem ein Sprung vom Wissen zum Glauben zugemutet werde, sondern der Glaube in der That nichts Andres sei als der folgerichtige Abschluß unsrer gesamten Erkenntnis. Allein das alles kann hier übergangen werden. Denn es hebt nicht auf, daß niemand zum Glauben genötigt werden kann. Es bleibt auch alledem gegenüber immer möglich, eine Stellung wie die eben geschilderte einzunehmen. Was da weiter führt und allein weiter führen kann, ist die Frage, ob es nicht für alle eine Pflicht des Glaubens giebt.

Noch einmal betone ich die Situation, welche bei dieser Frage vorausgesetzt wird. Der Gegensatz, um den es sich da handelt, ist nicht bloß die Ablehnung des christlichen, sondern jedweden Glaubens, ja die Verneinung aller auf das Ganze gerichteten, über die Relativität hinausreichenden Erkenntnis. Denn dies ist für die Erledigung der Frage nicht gleichgültig. Der Gang des Beweises wird dadurch bestimmt.

Den Ausgangspunkt muß die Thatsache bilden, daß es kein menschlich-sittliches Gemeinwesen von irgend welchem Bestande in der Geschichte gegeben hat oder giebt, in dem nicht ein solcher Ideenzirkel von Gott und Welt vorhanden gewesen wäre. Insbesondere giebt es kein derartiges, höher entwickeltes Gemeinwesen, in welchem nicht eben hieran die Vorstellung von Aufgabe und

Ziel der Menschen, insbesondere auch der unter ihnen bestehenden Gemeinschaft angeknüpft würde. Auch und nicht zuletzt gilt dies von den unter uns gegebenen sittlichen Verhältnissen und Gemeinschaftsformen. Daß sie sind, wie sie sind, das beruht vor allem auch auf dem Ideenkreis des christlichen Glaubens. Nicht geht beides neben einander her, sondern dieser Ideenkreis ist an der Entfaltung und Erhaltung jener Verhältnisse und Formen sehr wesentlich und wirksam beteiligt, wie in der Geschichte vor Augen liegt, wie namentlich ein Vergleich zwischen der antiken und christlichen Kulturwelt aufs deutlichste lehrt. Lehnt man nun jeden Glauben ab, so muß man voraussetzen, daß diese Mitwirkung des Glaubens nur etwas Vorübergehendes ist, etwas, was zwar gewesen und überall in der Geschichte zu bemerken, was aber nicht zu bleiben bestimmt ist: man kann den Glauben beseitigen, und im übrigen bleibt alles, wie es ist. Manche Moralisten der Gegenwart denken so. Und indem sie an sich selbst erproben, daß sie dem Glauben fern getreten, ohne, wie sie meinen, an der Zartheit des Gewissens und der Zucht des Lebens etwas einzubüßen, sind sie ihrer Sache völlig sicher. In Wahrheit jedoch liegt diesem Urteil und dieser Anschauungsweise eine falsche Fragestellung zu Grunde. Man kann solche Fragen niemals am Einzelnen und seiner Lebensführung diskutieren und entscheiden. Man muß immer zugleich die vielen, die Masse, die Gesamtheit mit ins Auge fassen. Und wenn das geschieht, stellt sich die Sache ganz anders.

Schon was den Einzelnen betrifft, wird der Fromme das Bedenken nicht ganz überwinden, ob der Glaube wirklich entbehrlich sei. Er weiß es aus sich selbst, daß ihm der Glaube Motive des sittlichen Handelns giebt, die ihm ohne dies unverständlich bleiben würden. Aber immerhin — es giebt solche, welche ohne den Glauben ein hohes Maß sittlicher Selbstbeherrschung und liebevoller Aufopferung an den Tag legen, und es giebt solche, welche trotz des Glaubens darin hinter ihnen zurückbleiben. Dies leugnen wäre unwahr und könnte zu einer gerade dem Glauben zuwiderlaufenden Selbstüberhebung führen. Etwas anders stellt sich die Sache schon, wenn man statt der einzelnen größere Gesellschaftsfreie ins Auge faßt. Es scheint mir unverkennbar, daß, wo der Glaube zurücktritt, auch das sittliche Urteil ein andres wird, zunächst und vor allem was das Verhalten in der sinnlichen Lebenssphäre betrifft. Auch läßt sich der Zusammenhang, welcher da stattfindet, leicht aufzeigen. Wo der Gedanke an den unsichtbaren geistigen Gott verschwindet, wird auch der andre von der geistigen Bestimmung des Menschen unsicher, und es gerät dieses dem sinnlichen Leben zugewandte Stück der Moral ins Schwanken — so unzweifelhaft es doch ist, daß die sittliche Kraft und selbst die physische Gesundheit eines Volkes von dem Maß der geistigen Zucht abhängt, welche es zu üben gelernt hat. Faßt man vollends das Ganze der geschichtlichen Entwicklung und des gesamten Bestandes der sittlichen Gesellschaft zu einer gegebenen Zeit ins Auge, dann muß die Meinung geradezu als eine Chimäre erscheinen, der Glaube lasse sich nur so beiseite schieben, und man dürfe erwarten, im übrigen werde alles bleiben, was es sei, oder es werde wohl geradezu ein sittlicher Fortschritt daraus hervorgehen.

Die Moralisten, welche von der Religion und dem Glauben absehen wollen, lieben es, die entgegengesetzte Meinung als ein überliefertes, unhaltbares Vorurteil zu bekämpfen, das nur in den subjektiven Stimmungen und Meinungen der Frommen seinen Grund habe. In Wahrheit verhält es sich umgekehrt. Gerade sie urteilen aus der beschränkten und einseitigen Berücksichtigung ihrer subjektiven Lebensführung heraus und nicht auf objektive Gründe hin, wie sie sich nur aus der Betrachtung der Geschichte und des Ganzen entnehmen lassen. Läßt man diese entscheiden, dann ergibt sich ein ganz andres Resultat. Denn dann zeigt sich, daß die sittliche Gesellschaft ohne Gottesglauben, von der sie träumen, noch nirgends wirklich gewesen, sondern vorerst ein leerer Traum ist. Das Verschwinden des Glaubens (nämlich des echten Glaubens, nicht der äußerlichen kirchlichen Observanzen) aus der Mehrheit ist bisher immer der Vorbote großer Katastrophen gewesen, aus denen ein Volk sich nur erholt hat, wenn es zum Glauben zurückzukehren vermochte. Daß ähnliches auch in der Gegenwart droht, beweist die Sozialdemokratie, welche in ihren extremen Vertretern die Moral für eine Erfindung der herrschenden Klassen erklärt und damit aufs deutlichste beweist, was aus der Moral wird, wenn der Glaube aufhört. Was aber die Einzelnen betrifft, welche sich dem Glauben entfremden, ohne die höchsten sittlichen Ideale verleugnen zu wollen, so ist nichts leichter als diese Erscheinung zu erklären, und nichts grundloser, als darin einen Gegenbeweis zu erblicken. Sie selbst sind das Produkt einer Gesellschaft, die nicht ohne den Glauben entstanden ist oder ohne ihn besteht. Was der Einzelne mitbringt, seine „Natur“, ist immer zugleich der Niederschlag der vorangegangenen geschichtlichen Entwicklung. Das gilt auch von den sittlichen Dispositionen. Ebenso wächst er auf unter den Einflüssen der sittlichen Gesellschaft, in welcher der Glaube direkt wirkt und indirekt nachwirkt. Wenn ein solcher nun für seine Person vom Glauben absehen kann, so ist es doch ein grober Fehlschluß, zu meinen, dieser sei überhaupt entbehrlich. Eine derartige Entwicklung vollzieht sich nicht von heute auf morgen oder wird in ein paar Jahrzehnten fertig. Man darf die Maße des Einzellebens nicht auf die Menschheit, auf den Menschen im großen und sein Leben übertragen. Aber man lasse nur einige Generationen hingehen, während welcher die Nachwirkungen des Glaubens in der Gesamtheit schwächer werden und schließlich aufhören. Dann kommt der Augenblick, wo die Einzelnen nicht mehr möglich sind, die den Glauben ablehnen und doch an den hohen sittlichen Idealen festhalten. Denn dann werden mit dem Glauben auch die an ihn geknüpften sittlichen Ideale verschwunden sein. Und es ist anzunehmen, daß selbst die natürlichen Existenzbedingungen der Gesamtheit eine Verschlechterung erfahren haben oder gar in Frage gestellt sind. Denn es waltet schließlich in Gottes Welt ein strenges Gesetz, welches auch das Physische mit dem Sittlichen verbindet.

Allein, wenn es so steht, muß es dann nicht heißen, daß der Glaube Pflicht ist? Der Einzelne mit allem, was in ihm lebt, woran er hängt und was seinem Leben Wert giebt, ist nur möglich durch den Glauben und kann in der Mensch-

heit nur erhalten bleiben, wenn der Glaube erhalten bleibt. Darf sich denn der Einzelne dem Glauben entziehen? Ist es nicht seine Pflicht, ihn aufzusuchen, sich in denselben einzuleben und persönlich an dem Teil zu gewinnen, worin eine Existenzbedingung alles höher entwickelten sittlichen Lebens liegt? Pflicht eben nach der vorhin entwickelten Regel, daß der Einzelne das zu thun und an dem festzuhalten hat, worauf recht erwogen seine persönlich-sittliche Existenz beruht?

Das ist vom Gottesglauben im Allgemeinen gesagt. Jeder wird dabei schon den christlichen Gottesglauben im Sinne gehabt haben. Denn von diesem kann unter uns allein die Rede sein. Aber es verlohnt sich, einige Punkte hervorzuheben, die insbesondere den Zusammenhang des christlichen Gottesglaubens mit dem sittlichen Leben betreffen. Nur erinnern will ich in dieser Beziehung an das, was vorhin über die geistige Zucht des sinnlichen Lebens gesagt worden ist. Es thut nicht not, länger dabei zu verweilen. Jedem, der die Augen aufmacht, drängt es sich auf, wie mir scheint, daß nur der Gottesglaube und die Weltbeurteilung des Christentums den Weg zeigen, der zwischen asketischer Weltverneinung und sinnlicher Zügellosigkeit hindurch zur geistigen Beherrschung des sinnlichen Lebensgebietes führt. Ohne diesen Hintergrund wird man es höchstens zu einer gewissen Mäßigung im wohlverstandenen Interesse der Gesundheit oder zu einem ästhetisch motivierten Maßhalten in der äußeren Darstellung bringen, während innewertlich alles erlaubt bleibt. Also davon soll jetzt nicht wieder die Rede sein, wohl aber von dem sittlichen Ideal des sozialen Lebens, der Humanität, und von der Selbstbeurteilung des Einzelnen in seiner Gegenüberstellung gegen die Welt.

Was wir Humanität nennen, ist nichts Andres als das Verhalten nach dem christlichen Gebot der allgemeinen Menschenliebe, losgelöst aus dem Zusammenhang mit Glaube und Religion, in welchem es ursprünglich steht. Wenigstens wenn das Wort Humanität als ein Ehrenprädikat genommen wird, verdient nur ein Verhalten diesen Namen, welches jenem christlichen Gebot entspricht. Denkt man freilich nur an das Verschwinden der Brutalität, an das Aufkommen milderer Umgangsformen, an die Rücksicht auf das menschliche Leben und dessen Erhaltung, die nie außer acht gelassen werden darf, dann ist dies alles unter uns zwar auch eine Wirkung des christlichen Glaubens, die sich allmählich durchgesetzt hat, aber es kann fraglich scheinen, ob es sich nicht außerhalb des ursprünglichen Zusammenhangs zu behaupten vermag. Humanität im vollen Sinne des Wortes ist das jedoch nicht. Diese begreift in sich die Pflicht des Menschen gegen den Menschen, die Pflicht nicht bloß der Gerechtigkeit, sondern der thätigen, fördernden Nächstenliebe, die Anerkennung der wesentlichen Gleichheit, Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeit aller Menschen, und nicht bloß die Anerkennung mit dem Munde, sondern die innere Empfindung, der es natürlich ist, über alle Unterschiede hinweg dem Menschen als Menschen die Bruderhand zu reichen. Und Humanität in diesem Sinne kann es nur geben, wenigstens auf die Dauer nur geben, wo der christliche Glaube waltet. Abgesehen von demselben ist sie ein übertriebener Gedanke und die bare Thorheit. Denn die Menschen sind von

Natur ungleich. Man kann alle diese Unterschiede und großen Ungleichheiten nur beiseite setzen und ihre Überwindung als verpflichtendes Ideal verkündigen, wenn es ein Gebiet giebt, wo diese Ungleichheit aufhört, und wenn gerade dies Gebiet als die eigentliche, höchste Wirklichkeit erkannt wird. Ein solches Gebiet giebt es nicht in der natürlichen Welt. Nur der christliche Gottesglaube weiß davon zu sagen, von dem einen Gott und Vater aller Menschen, von dem einen selbst ewigen Ziel, das uns allen gesteckt ist. Und zwar liegt ohne weiteres in der christlichen Grundanschauung, daß eben dies der letzte und unbedingt maßgebende Gesichtspunkt für die Beurteilung und Behandlung der menschlichen Dinge ist. Auch weiß jeder überzeugte Bekenner des christlichen Glaubens, daß das keine schönen Ideen bloß sind, sondern eine über alles andre übergreifende Realität. Der gemeinsame Glaube verbindet über alle andern Unterschiede hinweg enger als gleicher Stand und gleiche Bildung. Der Glaube giebt daher auch Mut und Kraft, ja er nötigt zu dem Streben, alle Menschen für diesen Bruderbund zu gewinnen und unentwegt das Ideal der Humanität im höchsten Sinne festzuhalten.

Und wie man die Sache ansieht, so ergibt sich dasselbe. Will ich mich nicht bloß dessen freuen und es gelegentlich rühmen, daß wir in einem humanen Zeitalter leben, will ich wirklich Humanität üben, so muß ich eine Vorstellung davon haben, worin denn unser aller Wohl besteht, worin wir einer den andern fördern sollen. Ist es die Freiheit von Entbehrung und Mangel? Ist es das sinnliche Behagen? Ist es die Teilnahme an Bildung und ästhetischem Genuß? Nun ja, nach Möglichkeit dies alles, aber doch vor allem andern ein persönlich-sittlicher Beruf und jenes, wie es sich in diesen eingliedert und durch ihn begrenzt wird. Denn ohne einen solchen Beruf bleibt ein jeder ein Blatt vom Baume gerissen, das der Wind hin und her weht, ein bloßer Durchgangspunkt von Empfindungen und Gefühlen, nicht das Zentrum eines inhaltlich erfüllten Lebenskreises und auch nicht das Subjekt bleibenden Wohls. Erst der persönlich-sittliche Beruf in Familie, Gemeinde und Volk, in der bestimmt begrenzten Teilnahme an der gemeinsamen Arbeit aller enthält die Voraussetzungen für wahres Menschenwohl. Er ist anderseits von so grundlegender Bedeutung dafür, daß die Art seiner näheren Bestimmung und Ausfüllung verhältnismäßig gleichgültig wird, wenn er nur vorhanden ist. Alles Rohmaterial des Glücks bedeutet wenig im Vergleich mit dieser bestimmenden und gestaltenden Form des menschlichen Lebens, die im Gedanken des Berufes liegt. Aber nun versuche man einmal, dies Evangelium vom persönlich-sittlichen Beruf jedes Einzelnen und aller zu verkündigen anders als im Zusammenhang des Evangeliums, dessen sich der christliche Glaube freut. Nur der Glaube kann den gegebenen Verhältnissen dieser Welt unter allen Umständen einen solchen Beruf abgewinnen, weil nur der Glaube alles, selbst das Einfachste und Geringste, im Licht einer ewigen Bestimmung zu sehen und auch, wo der Erfolg ausbleibt, an der treuen Berufserfüllung, an der unbeirrten Durchführung der persönlichen Lebensaufgabe festzuhalten vermag. Ebenso aber dann in der umgekehrten Beziehung: der Glaube allein giebt den

Mut, der wahren Humanität zu dienen, welche das Wohl aller in der Beteiligung aller an einer ewigen Bestimmung zu fördern sucht und selbst unter den widrigsten Verhältnissen nicht verzweifelt, daß wahres Menschenwohl aus ihnen erblühen kann. Es ist dasselbe wieder: die Humanität ist nur möglich im Zusammenhang des christlichen Glaubens.

Und was sollen wir nun thun? Sollen wir den Gedanken der Humanität im vollen Sinne des Wortes aufgeben und sie darauf beschränken, daß sie in mancher Beziehung die Härten der starren Rechtsformen mildert und dem Glend gelegentlich die mitleidige Hand reicht? Sollen wir sagen, was darüber hinausgehe, sei ein übertriebener Gedanke, der dem guten Herzen Ehre mache, aber notwendig den widerstrebenden Realitäten des Lebens gegenüber scheitern müsse? Ja, dürfen wir denn das? Dürfen wir hier verzichten? Lehrt nicht die Geschichte uns, daß die gesante sittliche Entwicklung der Menschheit auf eine solche letzte Folgerung, auf ein alle Menschen umschließendes sittliches Ideal hindrängt? Brennt nicht unser Herz, wenn wir in diese Richtung blicken und die Aufgabe erwägen, in allen menschlichen Dingen, in der Ordnung des Eigentums, in der staatlichen Organisation, in der Ausnützung der Kultur und ihrer Fortschritte den Gedanken der Humanität zu verwirklichen und zur immer volleren Durchführung zu bringen? Wenn aber und wenn das alles ohne den Glauben und seine Pflege unmöglich wird, müssen wir dann nicht den Glauben suchen und verbreiten? Muß nicht der Einzelne erkennen und anerkennen, daß auch für ihn der Glaube Pflicht ist, der Glaube, ohne den nicht bestehen kann und ohne den seinen Sinn verliert, was sich doch uns allen als das höchste und notwendige sittliche Ideal unabweisbar aufdrängt?

Ein Letztes endlich muß noch erwähnt werden, die Selbstbeurteilung des persönlichen Subjekts in seiner Gegenüberstellung gegen die Welt. Man darf wohl in dieser Beziehung von etwas Gemeinsamem unter uns reden, von einer Denk- und Empfindungsweise, die wir alle teilen, so weit wir, in welchem Stande immer, zu geistiger Selbstbefinnung und geordneter Lebensführung gelangen. Wir alle betrachten es, mehr oder minder bewußt, als selbstverständlich, daß das persönliche Leben mit seinen Zwecken und Bethätigungen die höchste aller Lebensformen ist. Wir heben uns als persönliche Subjekte ab von allem und ordnen uns unbedenklich allem über, was nicht Person ist. Wir sind uns bewußt, daß wir in jedem Menschen etwas zu achten haben, was Zweck ist an ihm selbst und niemals zu einem bloßen Mittel erniedrigt werden darf. Wir können uns nicht darin finden, daß und wenn die Rücksichten des Gesamtwohls, z. B. des wirtschaftlichen Gedeihens, auf Kosten der persönlich-sittlichen Existenzmöglichkeit der Einzelnen gepflegt werden: darin, so weit es geschieht, Wandel zu schaffen, erscheint uns als eine so dringende wie unerläßliche Forderung. Aber das alles ist nun nicht etwas, was sich von selbst versteht, wo nur Menschen atmen und wohnen. Uns erscheint es vielleicht so. Die Geschichte belehrt uns jedoch eines andern. Sie zeigt uns, daß es sich da vielmehr um das Erzeugnis besonderer geschichtlicher Verhältnisse und Lebensbedingungen handelt. Und da kann wohl

keinem Zweifel unterliegen, daß wir in dem christlichen Glauben, dem Glauben an den persönlichen Gott und die ewige Bestimmung aller Menschen, die Wurzel zu erkennen haben, aus welcher diese Selbstbeurteilung erwachsen ist. Können sich aber solche konstitutive Elemente unsres Innenlebens, einmal entstanden, durch sich selbst behaupten, auch wenn die Bedingungen aufhören, denen sie ihre Entstehung verdanken? Ich glaube, nein. Wie die Menschen, so ihre Götter, sagt man wohl. Und dieser Grundsatz gilt, so lange der Glaube seinen Stoff wesentlich aus dieser natürlichen Welt entnimmt. Sobald dagegen der Glaube wie im Christentum zur Erhebung über die Welt führt und zur Selbstzusammenfassung der Welt gegenüber, kehrt sich der Grundsatz um: wie der Gott unsers Glaubens, so wir Menschen. Es liegt in jener Selbstbeurteilung ein Stück Naturalisierung des christlichen Gottesglaubens und Gottesgedankens, ein Stück des „unbewußten Christentums.“ Und der Mensch wird als endliches Wesen niemals den Schwerpunkt auf die Dauer in sich selbst finden. Entweder er glaubt an den persönlichen Gott, den über die Welt erhabenen ewigen Herrn der Geister, und erlebt in diesem Glauben sich selbst als eine Person, mehr wert als die Welt. Oder wenn dieser Glaube aufhört, muß auch die entsprechende Selbstbeurteilung verschwinden, und der Mensch verliert sich wieder an die Welt.

Aber dann kehrt auch hier dieselbe Frage wieder, ob nicht der Glaube Pflicht ist. Freilich kann sich der Einzelne, der diese Selbstbeurteilung erreicht hat, vielleicht auch ohne den Glauben in ihr behaupten. Jedoch er der Einzelne, der das vermag, ist nur inöglich auf Grund der Wirkungen des Glaubens in der Vergangenheit und in der Gesamtheit. Und wenn der Glaube überhaupt verschwindet, dann hören allmählich mit den direkten auch die indirekten Nachwirkungen desselben auf, d. h. die Situation ist hier wieder genau die, in welcher die Pflicht des Glaubens entsteht. —

Es liegt in der Natur eines Themas wie des hier behandelten, daß eine weitere Ausführung der Gedanken nach manchen Seiten hin möglich wäre. Aber das Gesagte wird genügen, um klar zu machen, was gemeint ist. Es sind zwei Strömungen gleichsam, die sich in der Gestaltung und Entwicklung der menschlichen Dinge begegnen. Die eine entspringt aus der natürlichen Nötigung des Lebens und vollzieht sich in der Wechselwirkung mit den Dingen, die Kultur mit allem, was sie einschließt, gehört dahin, auch die groben Grundzüge der menschlichen Gemeinschaftsformen werden dadurch vorgezeichnet. Die Quelle der andern ist die Wechselwirkung der Menschen unter einander, ihr Wesen ist der sittliche Gedanke, sie schließt in irgend einem Maß die Freiheit ein, ihr Bestand und ihre Art hängt mit vom Willen der einzelnen ab, die Hebung und sittliche Verklärung der Kulturaufgabe ist von ihr abhängig. So greifen beide stetig in einander über. Aber auch die letztere, obwohl auf die Freiheit gestellt, ist schließlich für die Gesamtheit notwendig. Ohne irgend welches Gedeihen und Blühen derselben verfällt auch die Kultur, wie die Geschichte lehrt. Unter uns aber ist der sittliche Bestand und die sittliche Existenz in ihrer gegebenen Höhenlage ein

Produkt des christlichen Gottesglaubens und kann ohne diesen nicht erhalten bleiben. Die Gefahr, die uns droht, ist die, daß die Meinung sich verbreitet, die erstgenannte Strömung habe Tragkraft genug, um auch den sittlichen Kosmos zu erhalten. Aber vielmehr muß mit dem Verschwinden des Gottesglaubens ein Rückschritt des sittlichen Lebens eintreten, der dann immer erfahrungsmäßig eine Zerrüttung der sittlichen Verhältnisse nach sich zieht, die wiederum das Kulturleben des Volkes bei aller Zuspitzung und Verfeinerung dem Verderben Preis giebt. Diesem Stand der Dinge halten wir den Gedanken von der Pflicht des Glaubens entgegen und sagen zu unsern Zeitgenossen: hört auf so kurzfristig zu sein, hört auf nur von gestern bis auf morgen, von der verfloffenen bis auf die folgende Generation zu denken, faßt den großen Zusammenhang ins Auge und lernt erkennen, daß der Glaube Pflicht ist, weil unsre geschichtliche Existenz an diesen Glauben geknüpft ist.

Oder klingt das Wort „Pflicht“ dennoch und trotz allem befremdend in diesem Zusammenhang? Nun, dann können wir's auch anders ausdrücken. Wir wollen sagen: besinnt euch auf das, was eurem Leben Inhalt und Wert giebt, auf die Güter, an denen eure Seele hängt, und die Ideale, die eurem Willen Richtung geben, sucht sie in dem großen Zusammenhang zu verstehen, auf welchen sie geschichtlich hinweisen — dann werdet ihr inne werden, daß ihr selbst mit allen Fäden eures höheren geistigen Personlebens an den christlichen Gottesglauben geknüpft seid, daß euer Leben ohne ihn der Einheit und des Zusammenhangs entbehrt, daß ihr von dem bewußten Anschluß an diesen Glauben allererst die Vollendung eures persönlichen Lebens und die Erfüllung eurer Bestimmung zu erwarten habt.

Aber wie immer, ob der Gedanke in der einen oder andern Form ausgesprochen wird — ich halte die Formulierung mittelst des Pflichtgedankens für die eigentlich entsprechende — jedenfalls ist nur ein Glaube etwas wert, der wirklich persönliche Überzeugung ist. Es hängt nicht an Institutionen, auch nicht an Dogmen und subtilen Sätzen über Gott und Welt, aber am Glauben hängt alles, an dem starken persönlichen Glauben, der mit Gott verbindet, der die Geschichte und das eigne Leben verstehen lehrt, der die Welt überwindet. Daß dieser Glaube, den wir Christus und in ihm Gott selbst verdanken, wieder zur herrschenden Macht in unsrer Mitte werde, das ist die Lebensfrage unsrer Zukunft.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Technik.

Elektrische Eisenbahnen in Amerika.

Zwölf Jahre sind es her, daß auf der Berliner Gewerbeausstellung zum ersten Male eine Eisenbahn mit Elektrizität als Triebkraft funktionierte. Zwei Jahre später trat die Linie von Berlin nach Lichterfelde ins Leben— ein verheißungsvoller Anfang, dem aber die weitere Entwicklung leider nicht entsprochen hat. Hier zu Lande ist das neue Verkehrsmittel, welches wir Werner von Siemens verdanken, bis heute auf einige wenige Linien beschränkt geblieben, während die Amerikaner sich bald mit großem Eifer der Idee unfres Landsmannes bemächtigten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die elektrischen Eisenbahnen jenseits des Ozeans noch vielfache Verbesserungen erfahren haben, und so fanden sie denn auch rasch die Gunst der Verkehrsgesellschaften und des Publikums. Während der letzten drei Jahre bekamen dort bereits 130 Städte elektrische Eisenbahnen mit einer Gesamtlänge von 2400 km, auf welchen etwa 1700 Wagen mit 3000 Motoren von zusammen 45 000 Pferdekraften täglich 160 000 km zurücklegen, und heute dürfte sich die Zahl von Städten, in welchen solche Anlagen im Bau oder im Betriebe sind, bereits verdoppelt haben. Es dürfte darum von Interesse sein, die Ursache des Erfolges und die gebräuchlichen Systeme etwas näher zu betrachten.

Das Bedürfnis nach raschen und billigen Verkehrsmitteln innerhalb der Städte, in Amerika weit größer als bei uns, läßt dort die Mängel der Pferdebahnen besonders stark zu Tage treten. In den belebten Stadtteilen ist die Bewegung oft nur mit größter Schwierigkeit durchzuführen, und der Kutscher vermag die Zugtiere kaum unter seiner Herrschaft zu behalten. Die große Zahl von Pferden, welche ihren anstrengenden Dienst nur wenige Stunden des Tages und nur ein paar Jahre hindurch versehen könnten, bedingt gewaltige Kosten; die oft nicht anders als mitten in den Städten anzulegenden Stallungen absorbieren große Kapitalien und bilden für die Nachbarschaft gewiß keine Annehmlichkeit. Und so ließen sich noch eine Menge Nachteile des Pferdebetriebes anführen. Freilich haben sich auch die mechanischen Betriebsmittel, welche jenen zunächst ersetzen sollten, nur wenig bewährt. Die Straßenlokomotive, an sich schon besser für ganze Züge als für einzelne Wagen geeignet, bildet innerhalb der Städte eine beständige Gefahr. Die Kabelbahnen, welche in Amerika eine große Ausdehnung erlangt haben, leiden ebenfalls an großen Mängeln. Der Betrieb ist allerdings sehr einfach: das in einer Rinne in der Mitte des Geleises geführte „endlose“ Drahtseil wird von der Zentralstation aus durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt, und der Wagen tritt durch eine Art von Zange mit demselben in Verbindung; um zu halten, braucht nur vom Wagen aus die Zange geöffnet zu werden. Diese Leichtigkeit des Anhaltens und die Abwesenheit jedes

Motors in den Straßen sind gewiß große Vorteile; ferner bilden selbst beträchtliche Steigungen kein Hindernis für den Betrieb. Dafür aber ist die Anlage des Kabels überaus kostspielig und nur für Doppelgeleise und starken Verkehr brauchbar. Zwischen der in der Zentralstation erzeugten und der für die Bewegung der Wagen wirklich nützlichen Arbeit besteht ein sehr ungünstiges Verhältnis; die Lebensdauer des Kabels ist sehr beschränkt, und ein Bruch desselben an irgend einer Stelle legt den Betrieb sofort auf der ganzen Strecke lahm. So steht dem das Kabelsystem, auf welches bei seinem ersten Erscheinen große Hoffnungen gesetzt worden waren, bereits im Begriffe, wieder zu verschwinden. Die elektrische Eisenbahn kam sonach einem wirklichen Bedürfnisse entgegen, und man begreift die Lobeshymnen, mit welchen die Amerikaner bereits den Siegeszug des neuen Verkehrsmittels verkündeten.

In der That bietet ja die Elektrizität viele Vorteile und Annehmlichkeiten. Wir haben hier ein einfaches Beispiel der so vielseitiger Anwendung fähigen elektrischen Kraftübertragung; der in einer Zentralstation durch eine Dampfmaschine oder auch einen hydraulischen Motor und eine Dynamomaschine erzeugte elektrische Strom wird in irgend einer Weise den auf der Bahn verkehrenden Wagen zugeführt und hier in einer zweiten Dynamomaschine wieder in mechanische Kraft umgesetzt. Die Energie des Stromes läßt sich beliebig auf eine Reihe kleinerer Wagen verteilen, und diese nehmen, da der Motor unter dem Rasten des Wagens angebracht ist, auf der Straße viel weniger Platz in Anspruch als bei der Bespannung mit Pferden oder der Straßenlokomotive; der Führer hat den Wagen vollständig in seiner Gewalt und kann nach Bedarf schneller oder langsamer fahren, sofort anhalten oder selbst rückwärts fahren. Erhebliche Steigungen sind nicht ausgeschlossen, da der elektrische Motor selbst als automatische Bremse funktioniert; beim Abwärtsfahren läßt man den Strom direkt der Bewegung des Wagens entgegenwirken, und beim Aufwärtsfahren würde, falls der Wagen der Maschine nicht mehr gehorchen und ins Rollen kommen sollte, hierdurch selbst eine elektrische Kraft entstehen, welche ihn sofort zum Stillstand bringt. Dabei arbeitet der elektrische Motor ruhig und fast geräuschlos, das Straßenpflaster wird weder abgenutzt noch durch Pferde verunreinigt; ja ein Enthusiast jenseits des Ozeans schlägt vor, wenigstens bei Linien außerhalb des Weichbildes der Städte inmitten des Geleises und zu beiden Seiten desselben Gras und Blumen zu pflanzen, um die häßlichen Schienen dem Auge ganz und gar zu verbergen!

Wichtiger freilich als solche Rücksichten ästhetischer Natur sind vorerst noch rein technische Fragen, welche ihrer definitiven Lösung harren, so vor allem die Frage, auf welche Weise der elektrische Motor des Wagens seinen Bedarf an Stromenergie erhalten soll. Dieselbe kann ihm mit Hilfe von Leitungen von der Zentralstation aus, wo große Dynamomaschinen beständig die Stromerzeugung besorgen, zugeführt werden, oder der Wagen kann Sekundärbatterien, Akkumulatoren, mit sich führen, welche zuvor in der Zentrale „geladen“ wurden und nun die in ihnen aufgespeicherte chemische Energie wieder in elektrische umsetzen.

Gewiß wäre dieses letztere System an sich allen andern vorzuziehen; jeder Wagen führt nicht nur den Motor, sondern auch die Kraftquelle mit sich und bildet auf solche Weise ein unabhängiges Ganzes; Betriebsstörungen bei einem Wagen ziehen nicht, wie dies bei direkter Stromzuführung der Fall ist, sogleich die ganze Linie in Mitleidenschaft. An den Haltestellen können die Akkumulatoren in kürzerer Zeit, als sie etwa das Wechseln der Pferde vor einem Pferdebahnhofwagen erfordert, gegen frisch geladene ungetauscht werden und wandern in die Zentrale, um daselbst eine neue Ladung zu erhalten. Die Dynamomaschinen arbeiten kontinuierlich und werden besser ausgenutzt als bei direktem Betriebe. Dazu kommt, daß die vorhandenen Pferdebahnlilien ohne irgend welche Abänderung des Geleises sofort für das neue System geeignet sind; auch die Wagen lassen sich umbauen, da der Motor unter dem Kasten, die Akkumulatoren unter den Sitzen Platz finden. Das sind ohne Zweifel lauter wesentliche Vorzüge, deren ungeachtet jedoch das beschriebene System bis jetzt noch keinen dauernden Eingang in die Praxis zu finden vermochte, weil ihnen andererseits bedeutende Nachteile gegenüberstehen. Namentlich ist das Gewicht der Akkumulatoren im Verhältnis zu der in ihnen aufgespeicherten Energie noch viel zu groß; und ein Zehntel dieses Gewichtes beteiligt sich überhaupt bei der Ladung, so daß z. B. ein Wagen, der mit den Passagieren 7 Tonnen wiegt, unter gewöhnlichen Verhältnissen 2 Tonnen Akkumulatoren mitführen muß. Ist dies auch nicht gerade in jeder Hinsicht ein Nachteil — bei Regen und Schnee oder zur Überwindung von Steigungen ist die durch das größere Gewicht verstärkte Adhäsion zwischen Rad und Schiene sogar ganz willkommen — so sind dagegen Geleise und Wagen, welche dem neuen System angepaßt werden sollen, häufig nicht für eine solche Belastung berechnet, und auf alle Fälle beansprucht der Transport des größeren Gewichtes auch eine größere Kraft. Die Kosten betragen daher manchmal das Doppelte wie bei direkter Stromzuführung. Es ist ferner nicht außer acht zu lassen, daß ein Akkumulator mehr als eine gewisse Menge elektrischer Energie während einer bestimmten Zeit überhaupt nicht liefern kann, und es besteht daher, wofern man nicht eine übermäßige Reserve mitführen will, die Gefahr, daß in den Abendstunden bei starkem Andrang von Passagieren der Wagen überhaupt nicht mehr vom Platze kommt. Bei der Dynamomaschine hängt die Krafterzeugung eigentlich nur von der Geschwindigkeit ihrer Drehung ab und diese läßt sich, wenn jede Maschine auch nur für ein gewisses Maximum gebaut ist, vorübergehend ohne erheblichen Schaden auch etwas darüber hinaus steigern.

Aus allen diesen Gründen ist man vorläufig noch auf das System der direkten Stromzuführung von einer Zentrale aus angewiesen. Die erste elektrische Bahn hatte vom Erdboden isolierte Schienen, durch deren eine der Strom dem Wagen zugeführt wurde, während er durch die andere seinen Weg nach der Station zurückfand. Die Räder, welche die Zu- und Ableitung vermittelten, standen zu diesem Zweck mit dem elektrischen Motor in Verbindung, während sie von dem Rest des Wagens isoliert waren. Bei einer andern Linie diente als Stromleiter eine besondere Schiene, welche zwischen den beiden anderen, etwas höher

als diese und isoliert gelagert war; die Rückleitung wurde durch die Fahrsehienen und den Erdboden besorgt. Beide Systeme können im Niveau der Straßen nicht gut Verwendung finden, weil hier die Isolation schwierig und die gleichzeitige Berührung der Zu- und Rückleitungsschiene nicht ohne Gefahr ist. Für den Verkehr im Straßenniveau im Innern der Städte bleibt sonach nur die Wahl zwischen unterirdischer und Luftleitung. Die erstere braucht wiederum nur für die Zuführung des Stromes isoliert zu sein, und dieser nimmt den Rückweg durch die Schienen und die Erde, oder man zieht es vor, für Hin- und Rückführung des Stromes isolierte Leiter anzubringen. Als solche Leiter dienen blanke Kupferschienen, welche auf Porzellanträgern in einen zwischen dem Geleise unterhalb des Straßendamms verlaufenden und mit Cement ausgemauerten Kanale gelagert sind. In diesen Kanal greift vom Wagen aus ein Arm, welcher auf den Kupferschienen gleitet und die Verbindung derselben mit dem Motor herstellt. Gewiß ist vom Standpunkte der Stadtverwaltungen aus gegen dieses System nur wenig einzuwenden, da es eine Verunstaltung des Straßenbildes durch Pfähle und Drahtleitungen vermeidet, ohne dafür den Fußgänger der Gefahr elektrischer Erschütterungen auszusetzen; dafür aber sind die Anlagelkosten sehr hoch, die Reinhaltung eines offenen Kanals inmitten verkehrsreicher Städte ist kaum durchzuführen; die Isolation ist infolgedessen mangelhaft und der Stromverlust bedeutend. Verschiedene Ingenieurten suchen diesen Übelstand u. a. dadurch zu vermeiden, daß sie den Kanal mit Eisenplatten zudecken, welche beweglich sind und sich jedesmal, wenn der Wagen über sie hinweggeht, durch die Anziehung des elektrischen Motors öffnen, um sich alsbald nachher wieder zu schließen. Hierdurch kann die Verunreinigung des Kanals wenigstens zum Teil verhütet werden. Sehr schwierig bleibt ferner die Herstellung einer Notverbindung, wenn z. B. wegen Kanalisierungsarbeiten der Straßendamm aufgerissen und die Leitung unterbrochen wird.

Trotz mancher Bedenken ästhetischer und technischer Natur haben sich daher die meisten Erbauer elektrischer Bahnen für die oberirdische Stromzuführung entschieden. Zunächst bediente man sich auch hier wieder zweier Leitungen, von welchen die eine jedoch, wie es scheint, entbehrt werden kann, da der Kontakt zwischen den Wagenrädern und den Schienen hinreichend sicher ist, um die Rückführung des Stromes auf diesem Wege durch den Erdboden zu bewirken. Die Zuleitung vermittelte bei der ersten Anlage ein von Pfählen getragenes Kabel; auf diesem rollt nämlich ein kleiner Kontaktwagen, der durch ein Drahtseil mit dem großen Wagen verbunden ist und von diesem mitgeschleppt wird. Natürlich strebt, da das Kabel sich zwischen den Anhängestellen stets nach unten biegt, der Rollkontakt bald dem Wagen vorauszuweichen, bald hinter ihm zurückzubleiben. Dazu kommt, daß gerade die obere Seite des Kabels, an welcher der eigentliche Kontakt stattfindet und welche darum stets eine reine Metallfläche darbieten sollte, den zerstörenden Einflüssen der Witterung am meisten ausgesetzt ist. Später hat Siemens diese Übelstände vermieden, indem er als Leiter des Stromes ein unten aufgeschlitztes Messingrohr verwendete, in welchem ein mit dem Wagen verbundenes Kontaktschiff gleitet; diese Anordnung besteht z. B. auf der elektrischen Bahn

zwischen Frankfurt und Offenbach. Noch besser scheint die von dem Amerikaner Frank J. Spragne angewendete Art der Stromzuleitung. Spragne ist bei dem in gewöhnlicher Weise aufgehängten Drahte geblieben; er läßt jedoch den Kontakt nicht an dessen oberer Fläche, sondern von unten angreifen. Der Wagen trägt zu diesem Zwecke einen in allen Richtungen federnd beweglichen Arm, welcher von unten gegen den Leitungsdraht preßt und so die Verbindung zwischen diesem und dem Motor herstellt. Die Konstruktion dieses Armes, welcher freie Beweglichkeit mit Festigkeit vereinigen und einen vollkommen sicheren Kontakt bewirken soll, wird von der Fachwelt als durchaus gelungen bezeichnet. Dem wichtigsten gegen die direkte Stromzuführung erhobenen Vorwurfe, daß eine Störung an einer einzigen Stelle den ganzen Betrieb lahmlege, begegnet Spragne durch Anlage einer doppelten Leitung; die Hauptleitung ist unterirdisch geführt und in kurzen Abständen, an den Trägern der Luftleitung, durch Zwischendrähte mit dieser verbunden. Eine Unterbrechung der Luft- oder Arbeitsleitung äußert dann ihren Einfluß immer nur auf eine kurze Strecke; außerdem braucht diese Leitung, da jeder ihrer Abschnitte nur einen Teil der Gesamtenergie des Stromes aufzunehmen hat, nicht dicker zu sein als ein gewöhnlicher Telegraphendraht, der nur wenig in die Augen fällt und das Straßenbild kaum zu verunstalten vermag. Gerühmt wird ferner bei dem Spragne'schen System die Anordnung des Motors, der am Wagengestell gewissermaßen aufgehängt ist und seine Rotation durch Zahnräder gleichmäßig und ohne Erschütterung auf die Achsen der Fahrräder überträgt.

Betreffs der Kosten des elektrischen Betriebes gehen die Angaben sehr auseinander, da hier natürlich lokale Verhältnisse in hohem Grade maßgebend sind. In einzelnen Fällen soll schon heute gegenüber dem Pferdebetriebe eine Ersparnis von 40—50 Proz. erzielt werden, aber auch wo dies nicht der Fall ist, genügen andere Vorzüge, um den elektrischen Bahnen die Gunst der Unternehmer und des Publikums zu sichern. So betreiben z. B. die Spragne- und die Thomson-Houston-Gesellschaft zusammen schon mehr als hundert solcher Linien, und die größten amerikanischen Straßenbahngesellschaften stehen im Begriffe, ganz und gar zur Elektrizität überzugehen. Auch bei uns sind jetzt glücklicherweise einige Anfänge zu verzeichnen, und so steht zu hoffen, nachdem der erste Schritt einmal geschehen, daß die alte Welt nicht länger hinter der neuen zurückbleiben werde.

Bologna.

B. Dessau.

Physiologie.

Über die Ursachen des Schlafens.

Seit den unvordenklichsten Zeiten hat die alltägliche Erscheinung des Schlafens eine eigenartige Anziehungskraft auf die Menschen ausgeübt und sie zu Spekulationen beinahe herausgefordert; ist es doch zu rätselhaft, daß der Mann, der jetzt in der Fülle seiner Kraft einherschreitet, nach ein paar Stunden wie tot daliegt und sich um gar nichts mehr kümmert. Ja, wie tot liegt er da, dachten sich die Leute, und flugs waren aus dem Schlaf und Tod Brüder

geworden. Aber man konnte sich unmöglich mit der einfachen Thatsache, daß der Mensch zu Zeiten vom Schlaf befallen werde, begnügen; sie reizte zu Erklärungen, und da bot sich die alte dualistische Lehre von Seele und Körper ganz von selbst dar. Die Seele, stellte man sich vor, ist tagsüber an den Körper gefesselt, ungefähr wie Prometheus an seinen Felsen; aber des Nachts darf sie frei in ihre höhere Heimat entschweben. Niemand freilich vermochte anzugeben, wozu eigentlich zwei so verschieden geartete Dinge zusammengeschmiedet waren; auch ließ sich nicht recht einsehen, warum die Seele jeden Morgen mit so außerordentlicher Präzision wieder nachhause zurückkam: genug, der Gedanke war so schön, daß schien hinreichender Beweis.

Diese Vorstellung hat sich durch die Jahrhunderte hindurchgezogen, und noch in unsern Tagen, wo doch eingehendere physiologische Kenntnisse auf dieses eigentümliche Phänomen etwas mehr Licht geworfen haben, kommt sie da und dort wieder zum Vorschein. Über den Pascal'schen Satz: „*Nous sommes composés de deux natures opposées et de divers genres: d'âme et de corps*“ (Pensées II. 1.) sind noch nicht alle unsre Zeitgenossen hinausgekommen, und es ist nur konsequent von ihnen, wenn sie, entsprechend den mittelalterlichen Anschauungen, die endgültige Trennung dieser beiden im Tode wie die Erlösung aus einem Kerker betrachten.

Fern von solchen spiritualistischen Ideen, „geistreichen Romanen,“ wie Friedrich der Große derartige Gebäude der Spekulation zu bezeichnen pflegte, auf dem Prinzip des Stoffwechsels fußend, geht die heutige Physiologie an die Untersuchung des Schlafes, und in diesem Lichte erscheint er als der Ausdruck des physiologisch-chemischen Zustandes unseres Körpers und insbesondere unseres Zentralnervensystems. Vielleicht sieht der eine oder andre mit Bedauern in der Ausbreitung unsrer naturwissenschaftlichen Kenntnisse den Untergang der poesievollen Anschauungen einer vergangenen Epoche. Aber das ist ja das Schicksal und die Bestimmung der Phantasie in einer jeden Wissenschaft, daß sie durch dieselben mathematisch formulierten Wahrheiten verdrängt wird, zu deren Auf- findung sie die Leuchte vorangetragen; und es ist noch ein weiter Weg zurückzulegen, ehe wir vermögen, alle Erscheinungen der Natur auf einfache, mathematisch verfolgbare Bewegungen zurückzuführen.¹⁾ Mit jedem Schritt jedoch vorwärts erweitert sich unser Horizont und eröffnen sich unsrer Phantasie neue Welten.

Die physiologische Psychologie faßt heute alle psychischen Aktionen als durch materielle Prozesse vermittelt auf, gemäß den Worten Maury's: „*Je ne prétends pas nier l'action de l'âme; mais je ferai remarquer que cette action est toujours étroitement liée au jeu de l'organisme*“; und so wollen auch wir nicht die Seele, dieses große Fragezeichen, dem wir erst näher zu kommen haben, als Faktor in unsre Untersuchung einführen; wir müssen vielmehr von jenen materiellen Prozessen ausgehen, die den geistigen parallel laufen. Wir wollen die

¹⁾ Viktor Meyer, chemische Probleme der Gegenwart. 62. Naturforscherversammlung. Heidelberg 1889.

Frage nicht erörtern, welcher von diesen beiden der erste sei, aber daran festhalten, daß einer ohne den andern sich nicht abspielen kann.

Als das am meisten in die Augen fallende Sympton des Schlafes ist von jeher der Verlust des Bewußtseins angesehen worden, und die Gemeinsamkeit gerade dieses Moments hat schon früh dem Schlaf einen Platz neben dem Tode angewiesen. Sie führt auch noch die Ohnmacht als dritte im Bunde ein, und wenn wir mit Pflüger¹⁾ den meist schief gegebenen Vergleich des menschlichen Lebens mit einer Uhr richtig stellen, so wird der Schlaf die abgelaufene, wieder aufziehbare, der Tod die völlig zertrümmerte Uhr darstellen, während sie in der Ohnmacht aus einem größeren oder kleineren Schaden stehen geblieben ist, wonach sich dann auch ihre Reparierbarkeit richtet.

Suchen wir nunmehr nach den anatomischen Substraten unsres Bewußtseins, so bieten sich bei dem heutigen Stand unsres Wissens die Ganglienzellen der Großhirnrinde dar, die durch dünne Nervenfasern mit den „Außenwerken“ (Zurfinjeh), den Sinnesorganen, verbunden sind. Hier werden die Eindrücke aufgenommen, dort verarbeitet; der Effekt ist, daß wir uns des Eindrucks bewußt werden. An zwei Stellen ist eine Störung dieses Betriebs möglich: entweder es fehlt an den Eindrücken oder an der Verarbeitungsfähigkeit.

Von einem Mangel an Eindrücken zu sprechen, könnte im Hinblick auf die Menge von Reizen, denen wir immer und von allen Seiten ausgesetzt sind, und auf die über unsern ganzen Körper verbreiteten Sinnesorgane mehr ein theoretisches Kunststück als eine in Wirklichkeit umsetzbare Hypothese scheinen. In der That ist aber von berufener Seite ein Junge beobachtet worden, der nach allerlei merkwürdigen Schicksalen nur noch mit einem Auge und einem Ohr Eindrücke von außen aufnehmen konnte; schloß man diese beiden Organe auch noch ab, so war der Patient jederzeit zum Schlafen zu bringen. Wir dürfen aus diesem Falle jedoch nicht zu viel schließen wollen, sondern müssen im Auge behalten, daß es sich nicht sowohl um die äußeren Reize an sich als vielmehr um ihren relativen Wert für das Individuum handelt. Leute, welche ohne selbständig geistig thätig zu sein, mehr oder weniger nur ausführende Organe eines fremden Willens oder einer alten Gewohnheit sind, werden von dem Moment an, wo ihre mehr äußerlichen Beziehungen zur Außenwelt aufhören, wenig Grund haben, noch weiter wach zu bleiben.²⁾ Sie stehen in ihrem physischen Sein den Tieren näher, die, wenn man die gewohnten Sinneserregungen von ihnen abhält, in Heubel's Versuchen³⁾ beinahe immer eingeschlafen sind, während die geistig höher stehenden Menschen bis zu einem gewissen Grade ihre Aufmerksamkeit von der direkt auf sie wirkenden Umgebung abwenden und mit vollkommen erhaltenem

1) Pflüger's Archiv für Physiologie. Bd. X. S. 469.

2) Dugald Stewart, les éléments de la philosophie de l'esprit humain, trad. Peisse. 1843: „On remarque que les enfants et les hommes peu accoutumés à réfléchir s'endorment facilement occupés habituellement d'objets sensibles, dès qu'ils n'en sont plus affectés, leurs facultés intellectuelles tombent dans l'inactivité.“

3) Pflüger's Archiv 1876. Bd. XIV. S. 158.

Bewußtsein sich in ihre Gedankenwelt zurückziehen können. Charakteristisch ist eine Äußerung Purkinje's: „Wenn ich zu früh erwache und wieder einschlafen will, so gelingt mir dieses selten im Finstern, wo das Spiel der Gedanken ungestört vor sich geht, wohl aber, wenn ich Licht angezündet und einige Zeit gelesen habe.“ In ähnlicher Weise wird es wohl uns allen schon vorgekommen sein, daß wir trotz des tiefsten Dunkels, wo doch die Eindrücke von außen auf ihr Minimum herabgesetzt sind, vor der Menge der auf uns einstürmenden Gedanken die Ruhe des Schlafes nicht wieder finden konnten, während wir anderseits auf den belebtesten Straßen genugsam beobachten können, wie körperlich angestrengte Leute ganz kurze Pausen, manchmal in den scheinbar unbequemsten Stellungen, zum Schlafen benötigen. Nehmen wir mit Maury die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit zu konzentrieren, als Maßstab der intellektuellen Begabung, so werden wir ihm in seinen Sätzen nur beistimmen können: „Tous les hommes ne sont pas également capables d'attention;“ „et plus l'attention est faible chez un individu, plus facilement le sommeil s'empare de lui.“

Während nach dem bisher Besprochenen die äußeren Reize für den geistig Gebildeten an Bedeutung zurücktreten, spielt bei diesen die mangelhafte Verarbeitung im Zentralorgan, die herabgesetzte Leistungsfähigkeit der Ganglienzellen, unter den Ursachen des Schlafes eine um so größere Rolle. Sehen wir von den Kindern ab, deren außerordentliches Schlafbedürfnis sich wohl aus der noch nicht vollendeten Ausbildung des Gehirns und der Masse von neuen, ungewohnten Eindrücken erklärt, und streifen wir einige pathologische Fälle, so zeichnen sich hauptsächlich die Konvaleszenten von schweren Krankheiten durch vieles Schlafen aus; die Kräfte des Körpers, — das Gehirn mit eingeschlossen — sind während der Krankheit vermindert worden, und um diesen Verlust wieder zu ergänzen, ist der Schlaf, in welchem möglichst wenig verbraucht, viel aufgespeichert wird, der geeignetste Weg. Ist der Stoffwechsel im Gehirn gestört, z. B. nach großen Blutverlusten oder bei abnormer Blutbeschaffenheit, oder gar bei direktem Druck auf das Organ, wie wir einen solchen bei den sogenannten Hirnbrüchen auszuüben in der Lage sind: so wird die Leistungsfähigkeit herabgesetzt, und dies äußert sich in der Neigung zum Schlafen.

Dies wären Fälle, wo die Ganglienzellen von vornherein geschwächt sind; beim normalen, physiologischen Schlaf handelt es sich aber nicht darum, sondern um eine allmähliche Verminderung der Kräfte in ganz gesunden Zellen. Wir müssen indessen hier noch einmal nachdrücklich den Satz vom Parallelismus der materiellen und psychischen Prozesse betonen; denn wenn die landläufige Ansicht sagt: „daß die Seele ihrem Wesen nach eine Thätigkeit ist und ohne diese nicht bestehen könne“ (Purkinje), und wenn Jouffroy dies noch schärfer ausdrückt: „l'activité est son essence (de l'esprit); l'absence de l'activité ne serait pas pour lui le repos, mais la mort¹⁾“, so müssen wir vom naturwissenschaftlichen

¹⁾ Bei Pascal, *Pensées* XXV, No. 8 findet sich derselbe Gedanke: „Notre nature est dans le mouvement, le repos entier est la mort.“ — In seinem *Aussatz de l'esprit géométrique* sagt er: „Car quelque lent que soit un mouvement, . . . on peut le retarder

Standpunkte aus sagen, daß ein *perpetuum mobile* sich bis jetzt noch nirgends, auch nicht in unserem Organismus, hat finden lassen. Übrigens ist es von vornherein schief, den Gegensatz zu der als Bewußtsein sich äußernden Thätigkeit des Gehirns nur in absoluter Ruhe, vollkommen erloschener Funktion dieses Organs zu suchen; das ist allerdings der Tod. Für den Schlaf aber wird es besser passen, von zwei Arten der Thätigkeit, einer mehr und einer weniger intensiven, zu sprechen; daraus, daß nur die eine uns sinnfällig erscheint, folgt noch nicht, daß die andre überhaupt nicht vorhanden sei.

Eine ähnliche Anschauung scheint einst der große Haller geteilt zu haben, der die letzte Ursache des Schlafes folgendermaßen ansah: „Es scheint mir dieses die etwas gezwungene Bewegung der Nerven Geister im Gehirn zu sein, es sei nun, daß solches von dem Mangel dieser Geister, wie nach der Arbeit oder nach der geminderten Geschwindigkeit derselben erfolge, oder es mag das Gehirn etwa gedrückt werden“¹⁾.

Der Beweis für diese Theorie von der Verminderung der vitalen Energie als Ursache des Schlafes ist mit unsern Kenntnissen von der Physiologie der Zellen im allgemeinen ganz wohl anzudeuten. Suchen wir zunächst nach analogen Erscheinungen in andern Organen, so bieten sich sogleich die Muskeln dar, in denen das Phänomen der Ermüdung eingehender studiert worden ist. Zwei Faktoren heben sich dabei als hauptsächlichste Momente heraus: erstlich wird, um die Arbeit zu leisten, irgend eine Kraft verbraucht werden müssen; diese Kraft ist an den Zellenleib gebunden, und ihr Freiwerden ist mit Verbrauch von Substanz verknüpft. Zugleich entstehen aber auch neue chemische Verbindungen, welche direkt die Funktionen der Zelle behindern können, und welche somit als Ermüdungsstoffe bezeichnet werden; ungefähr ebenso wie eine Maschine, niemals gereinigt, am Ende in ihrem eigenen Schmutz stecken bleibt, oder wie das Feuer in der eigenen Asche erlischt.

Diese Auseinandersetzung stützt sich nicht bloß auf das Grundgesetz von der Erhaltung der Kraft, der Basis unsrer gesamten Naturanschauung; auch der direkte Versuch kommt uns zu Hilfe. Reizen wir einen Muskel längere Zeit anhaltend, so wird allmählich der Effekt der Reizung immer kleiner, endlich gleich Null. Läßt man nunmehr einen Blutstrom durch den Muskel hindurchgehen, spülen wir ihn damit gleichsam aus, so wird er von neuem leistungsfähig, aber je öfter wir

davantage et encore ce dernier; et ainsi à l'infini, sans jamais arriver à un tel degré de lenteur, qu'on ne puisse encore en descendre à une infinité d'autres, sans tomber dans le repos.“ Da der Schlaf aber etwas Andres ist als *le repos entier*, so bleibt bloß übrig, ihn mit einer jener verlangsamten Bewegungen in Parallele zu stellen.

¹⁾ Bei dieser Gelegenheit ist es interessant zu sehen, wie sich der geniale Mann die Lebensgeister, deren Summe die Seele ausmacht, vorgestellt hat. Er stellt eine sehr eingebende Untersuchung an, ob die Lebensgeister „aus Äther, aus Feuer oder aus elektrischer Materie“ bestehen; „weingeistig, sauer oder gar schweißiger Natur“ seien; kommt aber zu dem betrübenden Resultat: „es läßt sich leichtlich ausfindig machen, was die Geister nicht sind.“ Was sie aber sind, sagt ihm die Spekulation, und zwar müßten danach diese Wesen „ein dickeres Element als das Feuer, der Äther, die elektrische Materie und die magnetische“ sein.

diese Prozedur wiederholen, um so mehr verliert sie an Wirksamkeit; schließlich bleibt auch dann der Effekt der Reizung gleich Null, und der Muskel ist auf keine Weise mehr zur Reaktion zu bringen. In unsere gewöhnliche Sprechweise umgesetzt heißt das: Infolge der Arbeit haben sich im Muskel irgend welche Stoffe gebildet, welche die noch in ihm enthaltenen Kräfte nicht zu weiterer Entwicklung kommen lassen; werden diese Stoffe herausgespült, dann können die Kräfte sich vollends entfalten; ist aber der Gesamtvorrat an Kraft verbraucht, so hilft kein Auspülen mehr etwas.

Zwei Verbindungen sind es vornehmlich, Kohlensäure und Fleischmilchsäure, denen wir solch eine ermüdende Wirkung zuschreiben, sowohl wenn sie sich im Muskel gebildet haben, als auch wenn wir sie dem Organismus künstlich einverleiben. Daß wir über die Ermüdungsstoffe im Nervenapparat nicht ebenso genau Auskunft geben können, liegt nicht an dem Nicht-Vorhandensein solcher Stoffe, sondern an der Unzulänglichkeit unsrer Methoden, sie nachzuweisen. Daß nach einer Reihe von Schlägen die Kraft des Bitteraals erlischt und sein sonst alkalisch reagierendes elektrisches Organ während der Thätigkeit sauer wird: diese Thatsachen mögen vorerst als Anfänge weiterer Forschungen genommen werden; bis jetzt ist noch nichts gefunden, was auf Umsetzungen im Nervensystem präziser reagierte als unser eigener Körper.

Berlin.

Felix Buttersack.

Theologie.

Harnack's Lehrbuch der Dogmengeschichte. ¹⁾

In der theologischen Litteratur der letzten Jahre ist die hervorragendste Leistung ohne Frage Harnack's Dogmengeschichte. Das ist ein Urteil, zu welchem sich Harnack's Verehrer mit freudiger Genugthuung bekennen, und dessen Wahrheit umgekehrt auch die Gegner durch die unbesonnene und ungerechte Leidenschaft bezeugen, mit der sie Harnack verfeßern und es vor einigen Jahren vermocht haben, einen „Fall Harnack“ zu schaffen. Man erinnert sich wohl noch der unwürdigen Intrigen, welche damals von Anhängern der sogenannten positiven Partei ins Werk gesetzt wurden, um die von Fakultät und Regierung gewünschte und endlich mit großer Mühe erreichte Berufung des bedeutendsten Kirchenhistorikers unsrer Zeit nach Berlin zu hintertreiben. Jetzt liegt das Werk dieses Mannes, dessen erster Teil jene Gegenwirkung hervorgerufen hat, in drei umfangreichen Bänden und zwei Auflagen fertig vor. Es ist ausgezeichnet durch verschiedene Vorzüge, deren Vereinigung sich überhaupt nur selten findet, die aber sein Verfasser ihm zu verleihen vermocht hat. Harnack's Darstellung ist fließend, fesselnd und anregend, auch wo der Gegenstand keine leichte Behandlung gestattet. Seine Kenntnis der Quellen und Litteratur ist von einer Gründlichkeit und einem Umfang, der Staunen erregt. Seine Methode der historischen Forschung ist kühn, aber sicher und immer ertragreich, sein Urteil von unbestochenem Wahrheitsfinn

¹⁾ Freiburg i. Br. Mohr.

getragen, stets gerecht und maßvoll, aber oft frappierend durch die neuen Gesichtspunkte, die es darbietet, und mit einer Beleuchtung der Thatfachen verbunden, daß einem die Schuppen von den Augen zu fallen scheinen, oder auch daß der Widerspruch solcher verständlich wird, welche zeitlebens die von Harnack erörterten Gegenstände von einem andern Standpunkt aus zu betrachten gewohnt gewesen sind. Daß alle Behauptungen, welche Harnack aufgestellt hat, auch einmal Gemeingut der dogmengeschichtlichen Wissenschaft werden, kann niemand erwarten, der das Schicksal kennt, welches epochemachenden Erscheinungen beschieden zu sein pflegt. Manche Ansichten wird sich die große Menge der Forscher und Gelehrten überhaupt nicht aneignen, andre wird sie modifizieren, andere endlich wird sie nicht übergehen und verwerfen können. Aber die Anregung, welche die theologische Wissenschaft von Harnack erfahren hat, kann ihr nie verloren gehen. Und die Grundauffassung, welche er aus tiefster Überzeugung mit der unbeirrten Konsequenz und der sittlichen Energie eines seiner Sache sicheren Charakters vertritt, muß zum Siege gelangen, wenn der protestantische Geist, der allein solche wissenschaftliche Leistungen ermöglicht, unserm Volke erhalten bleibt.

Harnack ist an den Gegenständen, die er erforscht und darstellt, mit seiner ganzen Seele beteiligt. Sie beleben sich unter seiner kundigen und innerlich mitfühlenden und mitdenkenden Behandlung. Das Dogma, dessen Geschichte er schreibt, erscheint nicht mehr als der tote Gedankenkomplex, welcher den Kindern unfres Zeitalters die Freude an dem lebendigen Christentum verleidet und nur noch von ängstlichen, engherzigen und einsichtslosen Gemüthern als unveränderliches Gesetz christlicher Erkenntnis aufrecht erhalten wird oder von ihnen allen Christen wieder als Zwang auferlegt werden soll. Harnack führt uns in die Zeit, in der das Dogma geworden ist. Und geworden ist es mit geschichtlicher Notwendigkeit. Als es entstand, war es eine lebendige Macht, getragen von der christlichen Glaubensüberzeugung ausgezeichneter Männer, welche die Versöhnung ihres Glaubens mit der Wissenschaft ihrer Zeit erstrebten. Sie erkannten, daß das, worauf ihre eigene Religion sie Gewicht legen lehrte, die rechte und vernünftige Weise des Lebens, auch den Edlen unter ihren heidnischen Gegnern nicht fremd sei, und so sahen sie in dem Christentum die Vollendung der antiken idealistischen Philosophie. Aus dieser empfangen sie nun den Gedanken, der zum Mittelpunkte ihrer Weltanschauung wurde, den Begriff des göttlichen Logos oder der allgemeinen Vernunft, sie lehrten dessen persönliche Erscheinung in Jesus Christus und bewiesen diese Inkarnation des Logos mit den wissenschaftlichen Mitteln ihrer Zeit. Der Sinn dieser Spekulation war die Überzeugung, daß das Prinzip der Welt auch das Prinzip der christlichen Offenbarung sei. In der altkatholischen Theologie, welche in dem einem Jahrhundert seit der Zeit der Apologeten bis auf Origenes den Fortschritt von einem apologetischen Entwurf bis zu einem formell abgerundeten, materiell auf der Höhe der Zeitbildung und der Zeitinteressen stehenden Lehrsystem machte, ist die Logoschristologie der Mittelpunkt und der leitende Gedanke. Um die Wende des 3. und 4. Jahrhunderts war ihr Sieg über entgegenstehende christliche Richtungen und damit ihre Anerkennung als Dogma entschieden.

So ist die Logoschristologie die Grundlage geworden, welche den gewaltigen Gegensätzen des 4. und 5. Jahrhunderts gemein ist, deren Kampf Harnack mit vollendeter Meisterschaft schildert. Er hat dabei nicht nur die abstrakten Gedanken vor Augen, deren oberflächliche und verständnislose Popularisierung in den Köpfen unserer Gebildeten ein so verzerrtes Bild der arianischen Streitigkeiten hinterlassen hat, sondern vor allem die lebendigen Menschen in ihrer glaubensstarken Überzeugung, ihrer schwächlichen Charakterlosigkeit und ihrem erkenntnisstolzen Eigensinn. Athanasius ist der gewaltige Held, der das Christentum vor dem Schicksal der völligen Verflüchtigung zu einer mehr oder minder geschmackvollen Modephilosophie gerettet hat, indem er die Notwendigkeit der christlichen Erlösung zur ewigen Unvergänglichkeit vor allem andern aufrecht erhielt und in der wissenschaftlichen Redeweise und Denkart seiner Zeit zum entsprechenden Ausdruck brachte. Die Homousie des Sohnes mit dem Vater war für ihn der Glaubensgedanke, der seine und seiner frommen Zeitgenossen christliche Überzeugung und Hoffnung enthielt. Und ebenso war es in dem folgenden Kampf um die Christologie die Lehre von der einen göttlichen Natur des Erlösers, welche als die Konsequenz der athanasianischen Lehre dem Heilsbedürfnis der griechischen Frömmigkeit Genüge that. Aber nicht wie jene ist sie zum Siege gelangt. Politische und traditionelle Rücksichten führten dazu, dem römischen Bischof Leo I. die Stellung des ausschlaggebenden Schiedsrichters im Streit zwischen Glauben und Wissenschaft einzuräumen. Seine Entscheidung, welche die Grundlage der Beschlüsse von Chalcedon wurde, erfolgte in den mit juristischem Scharfsinn geprägten Formeln, wie sie Tertullian in die Theologie des Abendlandes eingeführt hatte. So wurde durch den mit Rom verbündeten Kaiser die griechische Frömmigkeit vertrat, zugleich aber auch der wissenschaftlichen Spekulation die Lebensadern unterbunden. Seitdem ist die griechische Kirche verkümmert. Ihre Wissenschaft konnte sich in den engen Grenzen nicht mehr regen, welche die Bestimmungen von Chalcedon ließen, sie wurde noch dazu im folgenden Jahrhundert durch Achtung des Origenes der Möglichkeit beraubt, durch dessen Ideen wieder belebt zu werden, und gewann so ihre letzte Gestaltung in einer aristotelischen Scholastik, die sich mit dem Chalcedonense künstlich abzufinden wußte. Die Frömmigkeit der Morgenländer aber fand, da die Kämpfe zweier Jahrhunderte unter römischem Einfluß doch nur wieder zur Bestätigung der Lehre von Chalcedon und ihrer Konsequenzen führten, überhaupt nicht mehr im Dogma, sondern in einem sinnlich reichen, abergläubischen Kultus ihren Ausdruck und ihr Lebensgebiet. Große Provinzen gingen zudem der griechischen Kirche und ihrer Kultur verloren.

So hat das Dogma seine ursprüngliche Bedeutung auf dem Boden eingebüßt, auf dem es seine Entstehung und seine klassische Form gefunden hatte. Auch für die Griechen, die es erzeugten, ist es seit dem fünften Jahrhundert nur noch der tote Rest einer reichen und fruchtbaren Vergangenheit, ohne lebendige Bedeutung für die Gegenwart und ohne Fühlung mit den Heilsbedürfnissen der Frommen, seit mehr als einem Jahrtausend eine Reliquie, wie die andern Heiligtümer dieser Kirche. Hat es im Abendlande eine erfreulichere Geschichte gehabt?

Daß man es dort niemals als das verstanden und befaßt hat, als was es für das Morgenland einen Wert hatte, zeigt schon die einfache juristische Behandlung, durch die man seit alters sich mit jenen griechischen Spekulationen abfand. Aber eben deswegen galt es als Glaubensgesetz, als Wahrzeichen der Kirche, und blieb in dieser Geltung, auch nachdem Augustin die abendländische Welt mit theologischen Gedanken und Problemen beschenkt hatte, welche das Menschenherz aus dem Reiche abstrakter Spekulation zur Einkehr in sich selbst und zum Aufblick zu seinem Gott führten, dessen Gnade Augustin als das ewige Heilsgut und als die Quelle gottseligen und gerechten Lebens suchend lehrte.

Harnack hat diesen reichen und tiefen Geist verstanden und verstehen gelehrt, wie es nur ein kongenialer Menschenkenner vermag. Sein Kapitel über Augustin als Reformator der christlichen Frömmigkeit ist ein Glanzpunkt seines großen Werkes. Zugleich aber zeigt er, wie Augustin bei seiner Bedingtheit durch seinen Entwicklungsgang und in dem Widerstreit der damals konkurrierenden Geistesströmungen nur Katholik und Mönch sein konnte, indem er sich mit ganzer Seele für das Christentum entschied. Augustin fand den Frieden seines Herzens mit Gott, indem er sich der Kirche unterwarf und mit seiner Kraft auch seine Überzeugung in deren Dienst stellte. Zudem er für die Kirche gegen Manichäer, Donatisten, Pelagianer stritt, hat er das Ansehen und den Einfluß der Kirche durch neue Theorien gesteigert, welche neben seinen tiefsten Glaubenseinsichten das geistige Erbe waren, das er dem Mittelalter hinterließ. Zugleich hielt er das alte Dogma aufrecht, das er als geistigen Besitz der Kirche vorgefunden hatte. Aber wie er diese durch jene neuen Gedanken innerlich über das Dogma hinausgeführt und dem Heilsinteresse des Abendlandes Gebiete geistigen Strebens erschlossen hatte, mit welchen die Probleme des alten Dogmas keine Verührung mehr hatten, so fand das geistige Leben des Mittelalters in diesem nicht mehr seinen Ausdruck, sondern bewegte sich in der neuen Welt augustinischer Gedanken und augustinischer Frömmigkeit.

Dennoch ist Augustin's Theologie in der Kirche niemals zur Herrschaft gelangt, und der römische Katholizismus hat sich seiner entledigt, wie der griechische bei aller Abhängigkeit von Origenes diesen hat fallen lassen. Der Augustinismus vereinigte eben auch disparate Gedanken mit einander. An diese knüpften entgegenge setzte Richtungen an, die in Streit mit einander gerieten. Und neben Augustin hat Aristoteles den hervorragendsten Einfluß auf die Theologie des Mittelalters gewonnen. Beide, zwei Feinde, wie Harnack sich ausdrückt, haben in Thomas von Aquino einen Bund geschlossen — das ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Thomas. Aber der Nominalismus, der über den Thomismus den Sieg erringt, bedeutet die Ausmerzung des Augustinismus aus der Kirchenlehre: „Augustin fällt und Aristoteles steigt.“ Zwar wird am Schluß des Mittelalters die nominalistische Herrschaft wieder durch augustinische Reaktionen eingeschränkt. Und der Thomismus des 16. Jahrhunderts, der in gewissen Punkten dem Protestantismus nahe stand, hat noch wesentlichen Einfluß auf die neue Dogmenbildung des Tridentinums gehabt, in welcher der geistige Erwerb des katho-

lischen Mittelalters niedergelegt wurde. Aber die kirchliche Hierarchie, welche keine Änderung ihrer durch die Kanonisten theoretisch begründeten Praxis wollte, hat das Gewicht dieser Beschlüsse schon gleich zu paralyzieren gewußt. Sie hat ein Jahrhundert später durch die Verwerfung der Jansenisten den Augustinismus überhaupt verurteilt, sie hat zwar damals auch den Probabilismus der Jesuiten zurückgewiesen, aber schließlich doch den Probabilisten Liguori als Lehrer der Kirche an die Stelle Augustins gesetzt (1871). Sie hat endlich, indem sie die vatikanischen Beschlüsse erreichte, in der Unfehlbarkeit des Papstes eine Stellung gewonnen, durch welche ideell alle Dogmen bedroht sind, da die formelle Gleichstellung zeitweiliger politischer Forderungen und Glaubenslehren, wie sie die Anhänger des Papstes bereits vertreten, materiell jedes Dogma entleert. Welches Ende dem in der Unfehlbarkeit gewonnenen neuen Anfang entsprechen wird, das mag die Zukunft lehren. Indem aber der unfehlbare Papst eine neue Grundlage der Kirche bedeutet, hat das sachlich gegenstandslos gewordene alte Dogma im Katholizismus seine Rolle ausgespielt.

Aber Harnack lehrt einen dreifachen Ausgang der Dogmengeschichte. Die beiden andern Ausläufer der in dieser eingetretenen Entwicklung sind der Socinianismus und der Protestantismus. In jenem war ein stotistisch-pelagianisches Element mit einem kritisch-humanistischen verbunden. In ihm sind die kritischen Gedanken der kirchlichen Theologie des 14. und 15. Jahrhunderts zu freier Entfaltung gekommen, und die in ihm zusammengelaufenen Bewegungen stellen diejenige Destruktion des Katholizismus dar, die man auf Grund des Ertrages der Scholastik und der Renaissance zu bewirken vermochte, ohne die Religion zu vertiefen.

Daß endlich die Reformation auch ein Ausgang des Dogmas sei, da sie prinzipiell die Geltung von Dogmen ausschließt und materiell das alte Dogma noch weit mehr überboten hat als der mittelalterliche Katholizismus, das hat Harnack durch die geniale Darstellung seines letzten Kapitels für jeden erwiesen, der für die Eigentümlichkeit geistigen Lebens und Werdens einen offenen Sinn hat. „Die Reformation ist in einem ähnlichen Sinn des Dogmas Ende, in welchem das Evangelium des Gesetzes Ende ist. Sie hat das Glaubensgesetz abgeschüttelt, nicht um zu erklären, daß es Sünde sei, wohl aber in dem Sinne, daß es die Sünde mehrt, wie das Paulus vom mosaischen Gesetz behauptet hat. Sie hat an die Stelle der Forderung der Leistung des Glaubens, welche dem Gesetz entspricht, die Freiheit der Kinder Gottes gesetzt, die nicht unter der Last des Glaubenszwanges stehen, sondern in der Freude über ein geschenktes Gut.“ (III, 586). Die konservative Stellung der Reformation zum alten Dogma gehört nicht dem Prinzip, sondern der Geschichte an. Und gemessen an der Augustana besitzt der Protestantismus, resp. das Luthertum keine reine Lehre mehr. Das „ist einfach eine Thatsache, die dadurch nicht geändert wird, daß man sie verschleiert. Von den 21 Glaubensartikeln der Augustana sind faktisch die Artikel 1—5, 7—10, 17, 18 kontrovers, selbst in den Kreisen derer, die noch immer „im Prinzip“ so thun, als habe sich nichts geändert. In concreto werden die einzelnen Abweichungen nicht nur „ertragen“, sondern gestattet; aber niemand will, um mit Luther zu

reden, der Kasse die Schelle anhängen und das öffentlich proklamieren und danach die Kirchenleitung einrichten, was doch eine Thatsache ist, die niemals mehr geändert werden wird. Wir befinden uns nicht in einem „Notstand“ in bezug auf den öffentlichen Ausdruck unsres Glaubens, sondern die Unwahrhaftigkeit, Nutzlosigkeit und Trägheit, in der wir dem Wandel der Erkenntnis gegenüberstehen, das ist der „Notstand“. Luther hat die Wahrheit erst finden müssen, und als er sie gefunden hatte, verkaufte er alles, was er hatte, um sie für sich und für die Christenheit zu erwerben. Er verkaufte das Herrlichste, was die Zeit besah, die Einheit der katholischen Kirche: er schlug sie, ohne Rücksicht auf die „Schwachen“ und alle seine himmlisch-irdischen Ideale preisgebend, in Trümmer; aber seine Epigonen sind so matt und ängstlich, daß sie sich selbst nicht einmal eingestehen wollen, was sie neues gelernt haben, und in Gefahr schweben, sich an eine neue Tradition zu verkaufen“. (III, 584 f.)

Kiel.

Ritshyl.



Litterarische Berichte.

Das Heidentum in der römischen Kirche.

Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Südtaliens von Th. Frede. Viertes und letzter Teil. Gotha 1891. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Mit dem vorliegenden vierten Bande schließt ein Werk ab, dessen in der reizvollen Schilderung italienischer Zustände und Gegenden bestehender Vorzug wir auch bei den vorhergehenden Bänden stets anerkannt, dessen deutlich hervortretende Tendenz wir aber von vornherein nicht gebilligt haben; es ist daher, da wir Anerkennung sowohl wie Einwürfe früher schon begründet haben, nicht mehr nötig, bei diesem abschließenden Bande das Gesagte zu wiederholen. Anlangbar bestehen ja in diesen südtalischen sittlichen und kirchlichen Verhältnissen schreiende, des Christentums und einer päpstlichen Regierung unwürdige Uebelstände, die nur deshalb nicht unglücklich erscheinen, weil des Verfassers Darstellung eine scharfe Beobachtung und ein vielseitiges Studium über alle diese Erscheinungen erkennen läßt; aber gegen diese Darstellung ist doch zweierlei einzuwenden. Erstens nämlich ist es doch ein Widerspruch, wenn der Verfasser eine Staafe und seinen Gesetzen nur sehr wenig, der Geistlichkeit aber und speziell dem Papste fast alle Schuld beimißt und doch in verschiedenen Kapiteln sagt, daß diese doch zuweilen eifrig gegen die bestehenden Uebel eingegriffen sind. So z. B. sagt er selbst, daß die Päpste mehrfach gegen das Brigantentum, der Kardinal Mimonda gegen den Bildersturm, viele Priester

gegen den Wucher und gegen den Karneval in der Kirche geiffert haben. Vor allem aber ist zweitens das der Hauptfehler, daß religiöse Eigentümlichkeiten in Lehre und Kultus, welche ursprünglich ganz gut und harmlos gewesen, dann aber übertrieben, unverständlich und unberechtigt geworden sind, in allen Religionen vorkommen, daß aber deswegen die christlichen Anschreitungen und Uebelstände gar nichts mit dem Heidentum zu thun zu haben oder aus ihm entstammt zu sein brauchen; man vergleiche hierzu die Kapitel: Fronleichnamsfest, Im Fündelhaus, Hegen und Zauberer, die Tolen u. a. Die Universität zu Kiel, welcher das nunmehr vollendete Werk gewidmet ist, wird diese Einseitigkeit des Verfassers wohl nicht verkennen und den ihm entschieden gebührenden Dank weniger für dessen oft zu scharfe Polemik gegen die römische Kirche als für die sonstigen, was Form und Inhalt betrifft, zahlreichen Schönheiten und Vorzüge des ganzen Wertes aussprechen. C. S.

Der Organismus der Uvernunft und das Leben der Menschheit in ihm. Von Theodor von Farnhüler. Wien, Prag, Leipzig 1891. Verlag von Tempsky.

Hauptzweck des Verf. ist, auf dem wissenschaftlichen Boden „der absoluten Logik“ eine Lehre zu geben, welche mit allen Hauptpunkten der christlichen Ueberlieferung übereinstimmt, sodas das Christentum von natur- und vernunftwidrigen Elementen frei bleibt. Wie die Atome durch ihre gegenseitigen Kraftwirkungen

materielle Welt bilden, so wird die Vernunft konstruiert aus dem Zusammensein geistiger Wesenheiten, durch deren lebendiges Bewußtsein die materielle Welt zur konkreteren logischen realen Wahrheit wird.“ Die Vernunft teilt sich in Verstand, Sinnlichkeit und Gemüt (129). Als Kanon der Wissenschaften ergibt sich 1. die positive, d. h. Wissenschaft vom Objekt, 2. die Philosophie, B. vom notwendigen Begriff, 3. die Religion, W. vom Verhältnis zwischen Gott und Mensch (223 f.). Die Thatfache der Erlösung sei vernunftmäßig zu erweisen (355): „wollten wir Jesum Christum nicht als solchen (Erlöser) erkennen, so müßten wir doch seine Erscheinung und Gewißheit erwarten.“ Kirche ist die Gemeinschaft aller in derselben religiösen Erkenntnis lebenden Menschen (432, 597, 678). Verf. definiert nach seinen Formgesetzen Pflanze, Tier und Mensch (512 f.). Das ideale Ziel menschlichen Strebens bestehe in der Verwirklichung der Herrschaft des geistigen Menschen im Zusammenleben der Menschen auf Erden (591). Der Anspruch auf das Recht, eine eigene (logische) Persönlichkeit zu besitzen und hiernüt ein Glied in der „Kirche“ der Menschheit zu sein, sei unvereinbar mit jeder egoistischen Verwendung des Besitzes (620); niemand habe das Recht zu sagen: das ist mein, ich kann damit machen, was ich will (637). Trotzdem lesen wir die dem allgemeinen Bewußtsein mehr geläufige und wohl auch richtige Behauptung: Der Reichtum ist notwendig sowohl zur Organisierung des Marktes als auch zur Verwirklichung schöner Lebenszustände und insbesondere zur Erzeugung von Vorbildern der Güter, nach denen wir streben sollen, um die ganze Menschheit damit zu beselzen und zu veredeln. Ohne solche Vorbilder könnte sich weder die Wissenschaft entwickeln noch der Geist der Wahrheit sich gestalten. Aber Spekulation und Reichtum dürften sich nie in verlegender, menschenfeindlicher Weise geltend machen (669). Die acht Kapitel tragen die Ueberschrift: Einleitung. Die Konstruktion der Vernunft. Elementare Konstruktionen. Antinomien. Die geistige Entwicklung der Vernunft. Die organische Entwicklung der Vernunftweisen. Das Geistesleben des Menschen. Gefäßgebung. B.

Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. Von Major Gaetana Casati, nach dem italienischen Originalmanuskript ins Deutsche übersetzt von Professor Dr. Karl von Meinhardtsdörner, einzige autorisierte deutsche Ausgabe mit 150 Abbildungen und 4 Karten. Zwei Bände. Bamberg 1891. C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung (Gebrüder Buchner, königlich bayrische Hofbuchhändler).

Der Verfasser, italienischer Jägeroffizier, später Mitarbeiter an der geographischen Zeitschrift l'Esploratore, hat sich mit dem 41. Lebens-

jahre in das äquatorische Afrika begeben und zehn Jahre dort verweilt. Nachdem er im Anschlusse an die Gessi'sche Expedition zunächst die Völker des Uelletales besucht hatte, trat er darauf in Emin's Dienste und wirkte lange Zeit als dessen Vertreter in Anjoro, bis er von König Tschua gefangen genommen, seiner Habseligkeiten beraubt und verjagt wurde. In der höchsten Not wurde er am 15. Januar 1888 von dem auf der Suche nach Stanley befindlichen Gouverneur Emin an den Ufern des Albertsees wieder aufgenommen. In der Folge wurde er Augenzeuge von Emin's Verhandlungen mit Stanley, dem Aufstande und dem gemeinsamen Rückzuge. Da Emin bis jetzt noch keine zusammenfassende Darstellung seiner Thaten und Leiden gegeben hat, so war das Publikum in den weitesten Kreisen mit Recht auf das Erscheinen von Casati's Buch gespannt, da man hier eine vollständige Aufklärung über die für jeden Deutschen so interessanten Vorgänge zwischen Emin und Stanley zu finden hoffte, eine Hoffnung, die durch die Aufkündigungen der Verlagshandlung noch wesentlich verstärkt worden ist. Und es sind auch eine große Reihe von neuen und glaubwürdigen Thatfachen in diesem Buche vorgetragen, aber die Darstellung ist weder vollständig noch glänzend; die Anordnung ist unklar, die Sprache ist dunkel, oft delphisch; uns stören die beständigen schweren Vorwürfe, die dem Pascha und seinen Maßregeln bei jeder Gelegenheit gemacht werden, ohne daß eine sachgemäße Begründung erfolgt. (Auch während des gemeinsamen Aufenthalts in Afrika scheint der Verfasser seinem Führer öfter widerprochen zu haben, als es sich für einen Militär geziemen möchte, dem doch das Verständnis für die notwendige Einheitlichkeit der Leitung nicht fehlen darf.) Die Darstellung der durchkreisten Gegenden und insbesondere die Völkerschilderung bringt uns viele wichtige, unbekante Thatfachen, der Vortrag trägt den Stempel der Wahrheit und macht das Buch als Beitrag zur Kunde Afrikas hochbeachtenswert. Die ethnographischen Schilderungen sind durch eine große Anzahl von Abbildungen unterstützt, welche aber ohne ersichtlichen Plan zwischen die Kapitel eingestreut und in der Wiedergabe sehr schlecht, fast kaum erkennbar ausgefallen sind. Die Uebersetzung wird ihrer Aufgabe nicht gerecht; neben vielen Schiefheiten des Ausdrucks, falschen Anwendungen von Kunstausdrücken und Fremdwörtern finden sich auch Stellen, in denen der Sinn des Originals unmäßig getroffen sein kann. Die Auszüge aus Gessi's Tagebuch, Bd. 1, S. 125 ff., sind zum Teil unverständlich. Das Vokabular am Ende des I. Bandes scheint im Original alphabetisch angeordnet zu sein. Im Deutschen ist dieselbe Reihenfolge beibehalten, die nimmehr den Eindruck einer willkürlichen macht. Das Namenregister ist ansäuflich und reichhaltig, Satz und Druck — abgesehen von den Bildern

— sehr schön, der Einband ist luxuriös, aber etwas aufdringlich. K. F.

Das Jugendspiel. Vortrag gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig am 17. November 1890 von H. Raubt, z. Wit Abbildungen. Hannover 1881. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Daß ein intensives Betreiben der Jugendspiele, wie es in England allgemein geschieht, für die körperliche Ausbildung und Gesundheit und dadurch auch in vielen anderen Beziehungen vorteilhaft ist, wird niemand bezweifeln, und nach dieser Seite hin dürften die in dem Vortrage enthaltenen Ausführungen, Vorschläge und Wünsche kaum Widerspruch erfahren. Wie aber steht es mit der Möglichkeit der Verwirklichung? Die in Süddeutschland, in Götting (und zwar hier durchaus nicht zuerst) und anderwärts angestellten Versuche werden als sehr erfolgreich gerühmt, aber dieser Betrieb der Jugendspiele reicht, was die Ausdehnung und das Interesse betrifft, bei weitem nicht an die englische Art und Weise, und es fragt sich, ob die Einführung dieser letzteren, selbst wenn sie noch so sehr gewünscht würde, bei uns sich wird ermöglichen lassen. Die wissenschaftlichen Anforderungen unserer Schulen gestatten kaum eine noch größere Ausdehnung der Jugendspiele, es müßten also jene bedeutend herabgesetzt werden, und es ist doch zweifelhaft, ob dies geschehen wird und darf. Den berechtigten Einwurf ferner, daß bisher auch ohne diesen großartigen Spielbetrieb die deutsche Jugend kräftig und zum Ertragen der allergrößten Strapazen fähig geworden ist, hat der Verfasser zwar selbst angeführt und zurückgewiesen, aber nicht widerlegt; sehr erfahrene Militärs sind nämlich hierin ganz anderer Ansicht. Vor allem aber erscheint es doch zweifelhaft, ob dieses Spielen auch noch der reiferen studentischen Jugend oder gar dem Manne zu empfehlen ist; wir meinen, der deutsche Mann ist erstens von Natur viel zu ernst, als daß er sich noch an Knabenspielen erfreuen, und das deutsche Publikum ist nicht schaulustig und müßig genug, als daß es, wie es in England, z. B. in Eton, geschieht, dieselben mit Interesse, ja mit Aufregung verfolgen könnte. An Kinderspielen sich belustigende (d. h. selbstspielende) Jünglinge und Männer sind für uns Deutsche gerabegab ein widerwärtiger Anblick, und wir sollen dieses Gefühl nicht als ein frühes verwerfen und auch den Engländern hierin nicht nachahmen; die Volksscharen sind eben verschieden. Das Turnen und Spaziergehen, die Freibungen und Dauermärsche sind etwas Andres als Ballspielen und Paarläufen. Es kommt wohl auch noch dazu, daß der im allgemeinen wohlhabende (und, beiläufig gesagt, uns Deutschen doch oft recht komisch vorkommende) Engländer mehr Zeit und Geld auf solche Vergnügungen verwenden kann als wir. Wer jedoch dies als eine philiströse An-

sicht verurteilen und die englischen Jugendspiele bei uns für jung und alt eingeführt wissen will, der wird diesen im Druck vorliegenden Vortrag, dessen beigelegte Abbildungen und Erläuterungen übrigens höchst anschaulich sind, nicht ohne Interesse lesen. C. S.

Jgnaz von Döllinger. Erinnerungen von Luise von Kobell. München 1891. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Als langjährige Freundin des berühmten Kirchenhistorikers konnte L. v. Kobell, welche auch den Lesern dieser Zeitschrift durch mehrere geistvolle Essays bekannt ist, sehr interessante Erinnerungen und Gespräche Döllinger's mitteilen. Viele Episoden in dem vorliegenden Buche haben einen hohen historischen Wert und führen Döllinger's Denken und Fühlen dem Leser so nahe, daß er ihn durch daselbe ganz verstehen wird. Wie tief Döllinger die Unfehlbarkeitslehre zu Herzen ging, charakterisieren nachstehende Worte. Döllinger sagte: „Ich habe nur eine schlaflose Nacht in meinem Leben gehabt, es war diejenige, in welcher ich mein Gewissen wegen des Unfehlbarkeitsdogmas erforchte, hin und her sann und zu der Ueberzeugung gelangte, ich dürfe und könne nicht zu der Infallibilisten-Partei übergehen.“ — Für unerhört hielt Döllinger die völlige Ausschließung des ganzen Laien-Elements und aller Regierungen aus dem Konzil Pius IX., umso mehr als die päpstliche Kurie die Bischöfe nötigen wollte, eine Reihe von Dekreten über die Verhältnisse von Kirche und Staat anzunehmen, ohne die Beteiligten (Vertreter der Regierungen) zu hören. — Wir könnten noch sehr viele hochinteressante Stellen aus dem Buche anführen, wenn uns dies der Raum gestattete. Wir möchten aber alle Freunde und Verehrer Döllinger's auf diese vortrefflichen und geistvollen Erinnerungen an Döllinger hiiweisen. R.

Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807 bis 1815 von Rudolf Goette. Gotha 1891. Verlag von Friedr. Andreas Berthes.

Wäre hier der Ort, Einzelfragen aus der Geschichte der behandelten Epoche zu erörtern, dann hätten wir manden Strauß mit dem Verfasser anzukämpfen, und wir glauben sicher, selbst in Differenzpunkten, die nicht von der Parteilichkeit und allgemeinen Auffassung abhängig sind, im Berichtigung und Zugeständnis abringen zu können. So verlockend auch immer eine solche Diskussion sein möchte, zumal wir unter dem Eindruck ständen, einen ebenso durchgebildeten als maßvollen Kämpfer uns gegenüber zu sehen, so sehr muß doch an dieser Stelle davon abgesehen werden, und wir müssen uns begnügen, der betriebigen Empfindung Ausdruck zu geben, welche das dargestellte Gesamtbild uns zu erwecken wußte. Es mag wohl als ein Wagnis angesehen werden, daß

der Autor seine große gestaltende Kraft an einem Gegenstande versuchte, der in mannigfacher und zum Teil musterächtiger Form in der neuern Geschichtsliteratur bereits vorliegt, ohne sich auf eine Erweiterung und Bereicherung des zu Grunde liegenden Materials stützen zu können, ja sogar ohne den Tingen gegenüber einen neuen, hervortragend originellen Standpunkt einzunehmen. Wollte man ihm einen solchen zuerkennen, so müßte er darin gefunden werden, daß der Verfasser, beherrscht von der zur Zeit überwiegenden Anschauung, die Anregungen und Entscheidungen der politischen Umwandlung weniger in den populären Strömungen und in den von unten herankommenden Impulsen als in dem Einfluß maßgebender Persönlichkeiten zu suchen geneigt ist. Allein gerade je mehr hier das Augenmerk angesprochenemassen auf „die innere Erneuerung“ der deutschen Staaten gerichtet ist, desto mehr dürfte begweifelt werden, ob sich ein solcher Gesichtspunkt ansiebig genug und zureichend erweisen wird. Kamentlich aber dürfte eine derartige Anschauung unzulänglich werden, wenn, wie hier gewollt wird, „die lebenskräftigen Umformungen und statthlichen (staatlichen) Neubauten“ eine Dentung als Clewente der deutschen Einheitsbewegung erhalten sollen. Wie gerade unter diesem Schwinfel nenerdings erst der populäre Ruhmesglanz des Freiherrn v. Stein teilweise Einbuße erfahren mußte, das steht noch in frischer Erinnerung. So lauch der Verfasser innerhalb der preussischen Verhältnisse sich bewegt, — und das geschieht hier in dem ganzen Bande, denn auch der verhältnismäßig kurze Streifzug in die österreichische Erhebung kann doch nur als eine Ergänzung jener angesehen werden — so lange es sich um ein Preußen handelt, wird bei der natürlichen Uebereinstimmung der preussischen mit den deutschen Interessen sich das Mißverhältnis verbergen. Aber wie dieselben Grundgedanken den „Neubauten“ der übrigen deutschen Staaten angepaßt werden sollen, das reizt die Neugier und spant das Interesse für die zugesagten „spättern Bände“ um so mehr, als man von dem politischen Verständnis und der klaren Durchdringung des Gegenstandes aus diesem ersten Bande ein sehr günstiges Vorurteil empfängt. Nur eine sehr umfassende Beherrschung des Stoffes und die Ordnung und Auswahl desselben nach Ervägung innerer Zusammenhänge hat es ermöglicht, in einem verhältnismäßig knappen Rahmen ein so figurenreiches Gemälde zu fassen, das durch den edlen Vortrag und eine leidenschaftslose Sprache sich nur um so sicherer einen nachhaltigen Eindruck verbürgt.

C.

Volksschriften von Johanna Spyri. Zweiter Band. Mit 4 Bildern. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Zwei kleine, anspruchsfreie Erzählungen enthält dieser zweite Band der Volksschriften

von Johanna Spyri, nicht durch die Darstellung gewaltiger Charaktere und psychologischer Gegensätze und Konflikte, nicht durch die Schilderung spannenber oder gar anregender Situationen und Ereignisse, wohl aber durch eine tiefe Innigkeit des Gemüths, durch die Vorführung einfacher und doch wahrhaft gediegener Menschen, durch die Aufstellung und Durchführung guter Gedanken und schöner Lehren ausgedehnet. Wie selten begnügt sich heute ein schriftstellerischer Geist mit diesem bescheidenen und doch so lohnenden und bildenden Gebiete einer nicht schwärmerischen und ermüdenden, sondern wirklich anregenden und gerade durch ihre Schundlosigkeit fesselnden Thule, denn diesen Namen verdienen die beiden uns hier gebotenen kleinen Geschichten! Sie sind nach Inhalt und Form nicht nur dankenswerte Gaben für Kinder, welche viel Gutes aus ihnen schöpfen können, sondern auch dem reiferen Alter werden sie manches Schöne bieten und dem Leser, welcher seinen angestregten Geist einmal vom Studium des historischen oder des Lenzromans ausruhen lassen will und sich von dem fast widerwärtig gewordenen naturalistischen Genre abgewandt hat, den Beweis dafür liefern, daß auch im einfach Wahren und Schönen noch ein lebendiger Reiz und eine erhebende Poesie ruht. Möge die übrigens schon in weiteren Kreisen bekannte Schriftstellerin durch die gebührende Würdigung und durch die dankbare Aufnahme ihrer Erzählungen zu weiteren, ebenso vortrefflichen Gaben sich angetregt fühlen! C. S.

Graf Julius Szapary an der Spitze Ungarns. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, 1891. Verlag von Duncker und Humblot.

Wenn auch des Verfassers Behauptung, daß die „lebende Witwe!“ die sichere, fühlbare Gewähr der eigenen Augen habe und „diese sich so recht erweist als die zuverlässigere Methode, welche zum Verständnis der lebenden hervorragenden Gestalten führt“, nicht immer ohne weiteres wird für zutreffend erachtet werden können, so ist doch die Zeichnung, die er uns mit Graf Julius Szaparys Lebens- und Charakterbild vorlegt, eine vorurteilsfreie und die ansagezeichneten Eigenschaften des gegenwärtigen Ministerpräsidenten ins rechte Licht setzende. Der Nachweis wird erbracht, daß Ungarns ungewöhnliche Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten zum großen Teil der Energie, der umfassenden Kenntnis und dem behäuterten Patriotismus des vielerfahrenen Staatsmannes zu verdanken ist, so daß die Erwartung Ungarns, das Kabinet Szapary werde die ihm zugedachte Mission, Ungarn zu einem modernen, einheitslich befestigten Rechtsstaate zu machen, mit dem unübertroffenen Eifer und nachdrucksvollstem Fleiße zu Ende zu führen, mit dem dieselbe

in Angriff genommen wurde, vollanf gerechtfertigt erscheint. I.

Die Litteratur und Geschichte des klassischen Altertums im Dienste der nationalen und patriotischen Jugendzuehung. Erwägungen aus der Schulpraxis von Dr. Joseph Weisweiler. Paderborn 1891. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Die Neuschöpfung und Belebung nationaler Gesinnung wird in dem vorliegenden Buche mit Recht als besondere Aufgabe der Jetztzeit und als Mittel dazu die patriotische Erziehung in der Schule bezeichnet, welcher somit eine große, aber auch sehr schwere Pflicht anferlegt ist. Zur Erfüllung derselben dient nun nach des Verfassers Ansicht die richtige Pflege des altklassischen Unterrichts, zumal in der alten Litteratur und Geschichte, da der deutsche Sprach- und Geschichtsunterricht allein dazu nicht genügt. Dieser letztere Vorwurf wird nun freilich schon gleich darauf dadurch abgeschwächt, daß der deutsche Unterricht, wie er jetzt erteilt wird, als verfehlt bezeichnet wird, womit also zugegeben ist, daß seiner mangelhafte Erfolg nicht im Inhalt, sondern in der Methode des deutschen Unterrichts beruht; auffallend aber ist es geradezu, daß unsere größten Dichter und Geistesheroen so von lauter Kosmopolitismus strogen sollen, daß sie nicht patriotisch wirken können. Im Anschluß an diese wohl zu weit gehenden Bemerkungen behauptet dann der Verfasser, daß die fruchtbare historische Unbefangenheit an fremder Geschichte geföhrt und daß hierzu besonders die alte Geschichte betrieben werden müsse. Wir können dieser den Hauptteil des Buches ausmachenden Behauptung nicht ganz beistimmen; der Ausruf: „Wo ist ein edles Menschentum reiner zu finden als in dem klassischen Altertum?“ ist zum mindesten von sehr zweifelhafter Berechtigung. Die Notwendigkeit einer Kenntnis der römischen Geschichte ist, was man nicht erst zu erörtern nötig hat, unbedingt zuzugeben; ob aber die griechische Geschichte, mit Ausnahme der der zweifelhaften Charaktere auch nicht entbehrenden Perserkriege gerade sehr patriotisch beleben dürfte, wenn man sie objektiv wahr und nicht mit konventioneller Begeisterung für alles, was hellenisch ist, behandelt, ist sehr fraglich, denn das „edle Menschentum“ fehlt dort gar oft. Wir bestreiten es entschieden, daß zur Begeisterung für Friedrichs des Großen Kriege, für die Erhebung von 1813, zur Erkenntnis der Bedeutung der Kriege von 1866 und 1870 die Kenntnis der alten Geschichte

vorausgehen müsse, als ob der deutsche Patriotismus jemals das alleinige Eigentum antik gebildeter Männer gewesen wäre. Die deutsche Geschichte mit ihren Großthaten und Fehlern, die großen Männer unsres Volkes mit ihren Tugenden und Schwächen können, richtig für den Unterricht benützt, gewiß ebenso patriotisch bildend wirken und, weil näher liegend, besser als die alte Geschichte. Es soll mit diesen Worten nur der alleinige, nicht aber überhaupt der Nutzen des antiken Geschichtsunterrichts bestritten werden, und wir stellen uns in dem, was der Verfasser sonst über die hohe Bedeutung der Kenntnis der Antike sagt, ganz auf seinen Standpunkt, den er klar und mit richtiger Begründung darstellt. Mit vollem Recht hat derselbe auch die Notwendigkeit eines gründlichen grammatischen Unterrichts und die Unzulänglichkeit der Benützung von Uebersetzungen betont, für besonders richtig und wichtig halten wir die Erörterungen über die Betreibung der mittelalterlich-deutschen Sprache und Litteratur. Am Schlusse seiner höchst lehrreichen, rein sachlich abgefaßten Schrift kommt der Verfasser dann auf die Lehrpläne von 1882 und — mit Recht — auf die Bedeutung der Persönlichkeit des Lehrers zu sprechen, von dessen sittlichem Einflusse das hohe Ziel, die Erweckung patriotischer Gesinnung, gewiß zum großen Teil abhängig ist. Möge die Schrift das Interesse und die Beachtung recht vieler Leser finden! C. S.

Moderne Reisen. Die Orientfahrt der „Augusta Viktoria“ von H. E. Walfsee. Mit Bildern, angeführt nach Originalskizzen von Carl Schildt und zahlreichen Autotypen. Hamburg 1891. Otto Weisner's Verlag.

Der Hamburger Dampfer Augusta Viktoria hat vom Januar bis März 1891 eine Vergnügungsfahrt in das Mittelmeer und bis an die Levante gemacht, an der sich der Verfasser als Berichterstatter der Hamburger Nachrichten beteiligt hat. Das vorliegende Buch enthält die Zusammenstellung der Reiseberichte und schildert in anspruchsloser, aber stichender Darstellung die verschiedenen Erlebnisse und Eindrücke des Verfassers. Einzelne Mißverständnisse und Irrtümer sind demselben nicht erspart geblieben, ein tieferes Eingehen in irgend welche allgemein interessierende Fragen wird hier mit Recht niemand suchen, aber die kleine Schrift ist unterhaltend zu lesen und setzt der gelungenen Orientfahrt ein hübsches und angemessenes Denkmal.

K. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXX.

Dit dem ihm eigenen kampfesmutigen Diensteifer übernahm Feldmarschall Roon die Leitung der preussischen Staatsgeschäfte, welche ihm durch die Neujahr 1873 erfolgten Personal-Veränderungen übertragen worden war. Er war damals fast siebenzig Jahr alt und verkannte keineswegs die bedeutenden Schwierigkeiten der neuen, ihm durch die Situation aufgedrängten Aufgaben. Er täuschte sich auch nicht darüber, daß ihm einige Eigenschaften fehlten, um sie erfolgreich zu lösen, wenn er sich auch des Besitzes der wichtigsten und notwendigsten: des vollen Vertrauens seines Monarchen — in ganzem Umfange versichert halten konnte.

Allein es lag nicht in seiner Natur, Schwierigkeiten, vor denen mancher jüngere und gesündere Mann zurückgeschreckt sein würde, für unüberwindlich zu halten, bevor er gekämpft hatte. Die dankbare Liebe zu seinem teuren Könige hatte seine Bedenken, so schwer sie auch gewesen waren, besiegt — und in dieser Gesinnung griff er das Werk unverzagt an und beruhigte seine Freunde, welche ihn nicht ohne Sorgen die neue Bahn betreten sahen. „Ich erfreue mich“ — schrieb ihm Blandenburg am 5. Januar — „Deiner Frische und guten Zuversicht — und möchte Dir zugleich meine herzlichste Freude ausdrücken über Deine Beförderung zum Feldmarschall und namentlich über die Art und Weise, wie Dein Rück- und Wieder-Eintritt von König Wilhelm behandelt worden ist. Jetzt hat die Trompete einen deutlichen Ton! Wenn Du nun nach kürzerer oder längerer Zeit hinter den Pflug zurückkehrst oder genauer gesagt einkehrst — dann wird kein Schatten irgend einer Art auf diesem Schritte ruhen. — — Gebe Gott, daß Du mit dem großen Hecht in Deinem neuen Karpfenteiche fertig wirst und daß Ihr Beide wie 1862 gemeinschaftlich gegen die Geister von unten kämpfet.“ —

In dem vorstehenden Satze war ein besonders schwieriger Punkt von Roon's neuer Lage berührt, den niemand so richtig zu würdigen vermochte als gerade der jederzeit aufrichtige Blandenburg. Denn er kannte genauer als irgend ein anderer Zeitgenosse die innerlichsten psychologischen Eigentümlichkeiten sowohl

Roon's wie des Fürsten Bismarck; und er wußte zum voraus, daß bei dem energischen und selbständigen Charakter und der — Reizbarkeit beider Staatsmänner es ihnen in der neugeschaffenen Lage wohl nicht immer leicht werden würde, in ganz ungetrübtem Einvernehmen zu bleiben und jederzeit das nicht geringe Maß von Selbstverleugnung zu betheiligen, welches durch den soeben vollzogenen Rollenwechsel für beide zur Nothwendigkeit geworden war.

Übrigens war auf beiden Seiten der allerbeste Wille vorhanden, was sich gerade damals in besonders herzlicher und freundschaftlicher Weise in ihrem Verkehr äußerte. Ein längeres Schreiben Bismarck's aus Friedrichsruh vom 15. Januar 1873 enthält z. B. ausführliche, sehr vertrauliche persönliche Mittheilungen und beschwert sich zugleich über den Mißbrauch, den man von anderer Seite „öffentlich mit der Conzession getrieben, sich auf ihn (Bismarck) beziehen zu dürfen.“ — „Ich werde künftig“ — so schließt jener Brief — „in Privatmittheilungen vorsichtiger sein, wenn auch nicht Ihnen gegenüber, lieber Roon; wir wollen es bei der alten Unvorsichtigkeit unter uns beiden belassen.“ —

In denselben Tagen hatten die Verhandlungen des Landtages wieder begonnen. Bei der dazu nötigen Vorbereitung der Regierungs-Vorlagen wurde Roon's Thätigkeit schon in den Wochen vorher sehr in Anspruch genommen. Denn nachdem die Vorlagen im Staats-Ministerium durchberaten waren, mußte für sie durch Vermittelung des Minister-Präsidenten die Genehmigung des Monarchen nachgesucht werden. Im Vordergrund standen damals die kirchlichen Gesetz-Entwürfe. Diese waren zwar schon im Jahre 1872, mehrere Monate bevor Roon den Vorsitz des Ministeriums übernommen hatte, nach den vom Staats-Ministerium aufgestellten allgemeinen Grundzügen ausgearbeitet worden; die Einzelheiten waren aber natürlich Sache des Kultus-Ministers, und dieser brachte seine Entwürfe auch (Anfang Januar) in Roon's Gegenwart an Allerhöchster Stelle persönlich zum Vortrage.

Die späteren parlamentarischen Verhandlungen über diese kirchlichen Kampf- (die sogenannten Mai-) Gesetze sind aus den stenographischen Berichten jener Session ersichtlich; sie brachten für Roon manche unangenehme Erfahrung, insofern es ihm bald klar wurde, daß die so entstehende Gesetzgebung in einigen Punkten erheblich weiter ging, als für ihren politischen Zweck notwendig und nach den anfänglichen Intentionen des Staats-Ministeriums ins Auge gefaßt war — während Roon unter den obwaltenden Verhältnissen sich doch außer stande fand, den rollenden Wagen aufzuhalten. Er sah auch, wieviel Gutes derselbe auf seinem Wege zerstörte, wie vielfach die Tendenzen der Regierung im Laude — und gerade von den Gutgesinnten und Gläubigen auch unter den Protestanten — mißverstanden wurden — und konnte doch wenig dagegen thun. Das alles verfehte ihn in einen peinlichen inneren Zwiespalt, zumal manches geschah, was auch seinen eigenen persönlichen und kirchlichen Anschauungen widersprach — als mehr oder minder politisch notwendig, aber dennoch nicht zu verhindern war, sondern sogar noch von seiner Mit-Verantwortlichkeit gedeckt werden mußte.

Natürlich konnten diese innerlichen Kämpfe nicht dazu beitragen, seine Geschäftsfreudigkeit zu erhöhen.

Sein vorher war letztere auf eine harte Probe gestellt worden durch die heftigen und nicht gerechtfertigten Angriffe, welche aus der Mitte des Abgeordnetenhauses — durch den Mund des Abgeordneten Lasfer — gegen die Staatsregierung und speziell gegen die Eisenbahn-Verwaltung gerichtet worden waren.

Herr Lasfer hatte nämlich in der Sitzung vom 14. Januar, bei Gelegenheit der Debatten über die Eisenbahn-Anleihe, neben entsprechenden Insinuationen über den Fürsten R. und den Prinzen B. in betreff des Wirkl. Geheimen Regierungs-Rats Wagener behauptet, daß derselbe, sei es durch tabeluswerte Begünstigung seitens des Handelsministers oder durch Mißbrauch seiner eigenen amtlichen Stellung — mehrere Konzessionen zu Eisenbahn-Bauten erhalten und eine von diesen (die zu der sogenannten Pommerschen Zentralbahn) zu seinem Privat-Nutzen verkauft habe.

Die mit der eigenartigen Beredsamkeit des Herrn Lasfer und in dem Brusttone tiefster Überzeugung vorgetragenen Anklagen hatten im ganzen Hause und auch bei Roon selbst den Eindruck hervorgerufen, sie könnten unmöglich ganz unbegründet sein. Freilich hatte Roon diesem Teile der Staatsverwaltung früher vollständig fern gestanden, konnte über den Grund oder Grund der erhobenen Beschuldigungen also auch nicht ausreichende Information besitzen, als der völlig unerwartete Angriff erfolgte. Dennoch zwang ihn sein jetziges Amt, sein aufrichtig redlicher Sinn sowie der Umstand, daß der Geheime Rat Wagener als erster vortragender Rat im Staatsministerium jetzt sein unmittelbarer nächster Untergebener geworden war — zu sofortiger Stellungnahme. Er erklärte daher, daß die Staatsregierung bereit sei, eine genaue Untersuchung — ohne alles Ansehen der Person — in betreff der zur Sprache gebrachten Anschuldigungen einzutreten zu lassen; allerdings seien diese erst noch zu beweisen, und darum müsse auch bei Erörterung dieser Sache zunächst nach der Regel: *audiatur et altera pars* verfahren werden. —

Die weiteren Verhandlungen in dieser unerquicklichen Angelegenheit sind, soweit sie öffentlich geführt wurden, aus den stenographischen Berichten zu ersehen. Sie gipfelten bekanntlich in dem sehr zahlreich unterstützten Antrage Lasfer's (vom 8. Februar 1873), nach welchem auf Grund des Artikel 82 der Verfassung eine vom Abgeordnetenhaus zu wählende Kommission von 7 Abgeordneten beauftragt werden sollte mit der Untersuchung: ob bei der Erteilung von Eisenbahn-Konzessionen und bei sonstigen Maßregeln der Eisenbahn-Verwaltung gesetzlich verfahren worden sei. Nach Absatz 3 dieses Antrages sollte die königliche Staatsregierung zur Mitwirkung bei dieser Untersuchung „eingeladen“ werden.

Dieser den radikalsten, auf Parliamentsherrschaft gerichteten Gelüsten entsprechende Antrag hatte sogar die Unterschrift so gemäßigter Politiker wie Bennigsen, Miquel u. a. gefunden!

Sobald der König Kenntnis davon erhalten hatte, schrieb er sofort an Roon (am 9. Februar):

... „Ich finde den Antrag Lascker's, daß das Haus eine Commission erwählen soll, um die Untersuchung über die aufgestellten Fragen vorzunehmen über Verhalten der Staatsregierung, ein Präzédenz, das weit führen kann — und zu des Hauses Entscheidung führen soll, Königliche Beamte wohl gar zu verurtheilen, was doch nur die Gerichte können. Ich wünsche Ihre Ansicht zu hören, ob der Lascker'sche Antrag zurückgewiesen werden kann?“

— und am 10. Februar fügte der Monarch hinzu:

„Ganz einverstanden mit Ihrer Ansicht, die im Abgeordneten Hause eingebrachte Proposition einer Untersuchung seiner Seits der Lascker-Euthüllungen — im Staatsministerium zu erwägen, um die Unstatthaftigkeit derselben festzustellen — scheint mir, daß wir gleichzeitig die Initiative einer Untersuchung nehmen müssen und eine Commission dieserhalb einsetzen, unter Vorßiß eines Ministers und Zuziehung von Kron-Syndici &c. und Mitgliedern beider Häuser; eine Ansicht, die der Fürst Bismarck mir heute zu theilen schien, nach dem diplomatischen Vortrage.

Ich bitte diese Ansicht dem Staats-Ministerium mitzutheilen, die übrigens mit Ihrem Ausdruck im Hause übereinstimmt, daß man beide Theile hören müsse. Dies Hören muß aber vor einer Königlichen Commission und nicht vor einer Parlaments-Commission stattfinden. (gez.) Wilhelm.

„Ihenplih ist bei Fürst Bismarck gewesen und dieser hat ihm dasselbe gesagt, was ich gestern gleich sagte, sein jetziges Abgehen werde als Schuld-Bekentniß erscheinen, dagegen müsse er auf Untersuchung selbst dringen. —“

Nach obigen Allerhöchsten Direktiven wurde bekanntlich verfahren und der Antrag Lascker zwar gebührendermaßen zurückgewiesen, jedoch eine königliche Spezial-Kommission berufen, um die zur Sprache gebrachten angeblichen Mißstände genau zu untersuchen.

Es ist ferner bekannt, daß die Verhandlungen dieser Kommission so gut wie ergebnislos blieben. Bei näherer Prüfung der Lascker'schen Anklagen fand sich nicht einmal eine Veranlassung, um gegen Geheimen Rat Wagener eine Disziplinar-Untersuchung auch nur einzuleiten. Wenn trotzdem einige Zeit später die von Wagener selbst erbetene Pensionierung erfolgte, so hatte Roon dies um deswillen geschehen lassen, weil er aus allen stattgehabten Erörterungen — neben seiner Achtung vor der Tüchtigkeit und großen dienstlichen Brauchbarkeit Wagener's — doch auch die in dienstlichen Interesse gewissenhaft begründete Überzeugung gewonnen hatte, daß W. in seiner Beteiligung an finanziellen Operationen doch etwas weiter gegangen war, als für einen so hochgestellten und einflußreichen Beamten angemessen erschien; und daß man ihn daher nicht halten dürfe — so schmerzlich auch seine tüchtige Kraft und amtliche Thätigkeit vermißt wurde. Es wurde auch nicht leicht, einen Ersatz zu finden — Roon hatte vielfache Bemühungen darum, wie die vorliegenden Korrespondenzen zeigen. —

Während der Arbeiten jener Untersuchungs-Kommission war es übrigens merkwürdig, daß der anfänglich so zuversichtlich aufgetretene Ankläger immer klein-

lauter wurde, als bei der Prüfung der verschiedenen ausgesprochenen Beschuldigungen sowie der einzelnen in den letzten Jahren erteilten Eisenbahn-Konzessionen es sich herausstellte, daß nicht nur einige wenige hohe Herren vom Adel und aus dem Beamtenstande, sondern — in weit größerem Umfange — andre, zum Teil sehr angesehene, Partei-, Stammes- und Glaubens-Genossen Herrn Lasker's beteiligt waren. Vielleicht mochten sie allzu eingehende Erörterungen nicht mehr für opportun halten: jedenfalls verstummte Herr Lasker nach und nach völlig, und die Unterfuchung ist thatächlich im Sande verlaufen, wie man zu sagen pflegt. —

Der hochbetagte Handels-Minister Graf Hnenpliß hatte den Schluß der Kommissions-Verhandlungen, aus denen seine Verwaltung durchaus vorwurfsfrei hervorging, abgewartet und bat erst dann um seine Entlassung, die von des Königs Majestät in allen Gnaden bewilligt wurde. —

Für Roon selbst, so wenig er auch persönlich beteiligt war, hatten die gegen die Regierung gerichteten Angriffe immerhin mehrfache amtliche Unannehmlichkeiten gebracht, und zwar (Ende Februar) sogar eine — bald wieder ausgeglichene — Differenz mit Fürst Bismarck, welche in einem gewissen, hier nicht näher zu erörternden Zusammenhange mit der Sache Lasker-Wagener entstanden war. Auch die sonstigen parlamentarischen Verhandlungen des ersten Halbjahres 1873, von denen vorstehend nur die wichtigsten berührt werden konnten, ließen in Roon — trotz alles bewiesenen Amtseifers — die Überzeugung täglich wachsen, daß er die schwere Last doch noch unterschätzt habe, daß er sie nicht bewältigen könne und daher ein ziemlich nutzloses Opfer gebracht hatte, als er sie auf seine Schultern legen ließ. Abgesehen von dem Mangel an Elastizität, den er, wie er selbst oft ausgesprochen, auf das lebhafteste empfand, weil sie für einen Staatsmann in seiner Stellung unentbehrlich war, fehlte ihm vor allem auch das notwendigste, nämlich die Gesundheit. Durch die amtlichen Anstrengungen und Aufregungen sowie durch wiederholte heftige Anfälle seines alten asthmatischen Leidens litt er sehr an Schlaflosigkeit und dadurch an hochgradiger Herabstimmung seines ganzen Nerven-Systems. Er mußte sich daher im Juli abermals dazu entschließen, einen längeren Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu beantragen, der ihm (d. d. Ems, 15. Juli) in den gnädigsten Worten bewilligt wurde: „Die Veranlassung zu diesem Urlaubs-Gesuche lebhaft bedauernd“ — hieß es in der Allerhöchsten Ddre — „wünsche Ich mit der aufrichtigsten Theilnahme, daß der Ihnen ärztlich verordnete und von Ihnen beabsichtigte Aufenthalt in hoher Gebirgsluft von den wohlthätigsten Folgen für Ihren Gesundheitszustand begleitet sein möge.“ — —

Einige Wochen vorher war auch etwas für Roon's Privatleben Erwähnenswerthes geschehen: der im Monat Juni vollzogene Verkauf seines Gutes Gütergoh. R. war zu diesem Entschlusse gelangt, weil er sich überzeugt hatte, daß jenes Gut wegen seiner Bodenverhältnisse nicht zu einem dauernden Familien-Besitze geeignet sei — was bei seiner Erwerbung, in Übereinstimmung mit dem gelegentlich der Verleihung der Dotationen ausgesprochenen königlichen Wunsche

doch beabsichtigt gewesen war. Dazu kam, daß für ein ganz stilles, zurückgezogenes Leben, wie der Feldmarschall es bei seinem oft leidenden Zustande für seine alten geschäftsflohen Tage wünschen mußte, die große Nähe von Berlin fernerhin nicht günstig erschien.

Übrigens trat er noch in demselben Sommer zur Erwerbung einer andern Besitzung in Unterhandlungen, und diese führten auch sehr bald zur Erwerbung des im Kreise Görlitz in anantiger Gegend gelegenen Rittergutes Krobnitz, welches von den bisherigen Besitzern (Familie v. Derßen) ertheilungshalber zum Verkaufe gestellt worden war. —

Seine im Juli angetretene Erholungsreise lenkte der Feldmarschall zunächst an den Rhein, wo er in Düsseldorf und Bonn wieder die alten, lieben Plätze und Freunde aufsuchte, dabei in Wehmut des treuen, nun schon längst heimgegangenen Berthes gedenkend. Dann ging er, immer von seiner Gemahlin begleitet, den Rhein hinan, über Wiesbaden und Heidelberg nach dem Schwarzwalde, wo in Rippoldsau ein längerer Aufenthalt (bis Ende August) genommen wurde, der seiner Gesundheit auch recht zuträglich war.

Von dort aus kehrte er auf kurze Zeit nach Berlin zurück. Auf der Reise wurde Krobnitz besichtigt und der Ankauf zum Abschlusse gebracht. — In Berlin erkrankte der Feldmarschall wieder und mußte daher, einen geplanten Besuch bei den Verwandten in Pommern aufgebend, sich dem Verlangen seiner Ärzte fügen, welche aufs neue einen längeren Aufenthalt im Süden zu seiner Erhaltung für durchaus erforderlich erklärten. Auf dem Wege dorthin nahm er noch einen ihm zum Ankauf angebotenen Landsitz — Neuhof bei Koburg — in Augenschein. Dieser, in herrlicher Gegend und stiller Einsamkeit gelegen, wurde auch sehr begehrenswert gefunden, besonders weil er ein vollständig und bis aufs Kleinste sorgsam eingerichtetes Wohnhaus hatte, welches sofort bezogen werden konnte. Die (übrigens nur etwa 700 Morgen große) Besitzung gehörte einer Frau Souchay, einer geborenen Engländerin und Schwiegermutter des (späteren) Ministers Freiherrn von Lucius; letzterer führte auch die (zunächst resultatlos bleibenden) Verkaufs-Verhandlungen. Im letzten Augenblicke, kurz bevor der Feldmarschall, welcher in südlicher Richtung weiter gereist war, Deutschland verlassen wollte, kam jedoch auf telegraphischem Wege noch eine Einigung zu stande. Moon kehrte darauf um und entschloß sich, da das Wetter (in der zweiten Hälfte des September) noch sehr günstig war, zunächst mit seiner Gemahlin noch zu einem längeren Aufenthalte auf der neu gewonnenen Besitzung, wo ihn mehrere Mitglieder seiner Familie auch sofort besuchen konnten, zu verweilen.

So sehr er sich daran und an der stillen Einsamkeit in prächtigen Naturliegungen erfreute, so mußte er sich doch schon in den nächsten Wochen überzeugen, daß er selbst in der denkbar größten Ruhe auf Wiedergewinnung seiner Kräfte und Erstarkung seiner Nerven nicht rechnen dürfe und daher gänzlich unfähig sei und bleibe, seine Amtsthätigkeit wieder aufzunehmen.

So richtete er denn schon Anfang Oktober von Neuhof aus die lediglich durch seinen zerrütteten Gesundheitszustand begründete Bitte an Seine Majestät um völlige Entlassung aus seinen Staats-Ämtern.

Des Näheren sind seine Motive aus seinen nachstehenden Briefen zu ersehen:
An Blankenburg (vom 8. Oktober 1873):

„ — Die wunderschönen Herbsttage, die uns Gott hier göunt . . . mahnen mich fortwährend an die Freude, die es uns machen würde, Euch unser kleines Besitztum und den großen Park, in dem es liegt, zu zeigen. — Wir denken aber mit Bangen an die Möglichkeit, daß der Gnadensommer etwas früher endigen könnte. Noch blühen die schönsten Rosen, aber das Laub hat angefangen, sich zu färben . . . daher: venite presto, prestissime . . .

Mein Urlaub geht zwar eigentlich mit dem 16. d. M. zu Ende, aber ich bin entschlossen, gestützt auf ein Wort des Königs, so lange hier zu bleiben, als es mir gefällt und nach Berlin nur zurückzukehren, um mein dortiges Hauswesen aufzulösen und dann nach dem Süden zu gehen. — Nachdem ich am 5. d. M. mein Immediatgesuch um Enthebung von meinen Ämtern eingereicht und mich fest entschlossen habe, darauf zu beharren, werde ich bei der Rückkehr nach Berlin auch keinerlei Geschäfte wieder übernehmen, weil ich es nicht kann, weil eine nachhaltige und regelmäßige Führung der Amtsgeschäfte über meine Kräfte geht und es dem Dienst-Interesse geradezu widerspricht, wenn Preußens wichtigste beiden Staats-Ämter in altersschwachen Händen bleiben, die höchstens noch rhapsodisch zu irgend einer einzelnen Leistung, nicht aber zu einer andauernden Thätigkeit geschickt sind. Ich hoffe, der König wird Kameke nun, statt meiner, und zwar ohne Verzug zum Kriegsminister ernennen, wie ich beantragte . . . Dies bedingt die Räumung meines seit 14 Jahren bewohnten Hotels . . . Alsdann werde ich wiederum gen Süden ziehen, was für meine — ich will nicht sagen — „Genesung“ — aber wohl „Erhaltung“ unerlässlich ist. Ich habe 53 Dienstjahre, worunter 14 Minister-Jahre und 4 Kriegsjahre; ich glaube damit meine Pflicht gegen König und Vaterland wohl erfüllt zu haben; aber gewiß würde ich nicht an Ruhe und Ausspannung denken, wenn ich arbeitsfähig, wenn meine fernere Einspannung nicht den Interessen, für die ich so lange gewirkt, geradezu schädlich wäre. Ich, abgestumpft wie ich bin, fühle mich außer Stande, die heranbrausenden Fluthen aufzuhalten und zurückzudämmen. Durch Bismarck's Verdeutschung à tout prix ist mir mein Preußisches Programm unbrauchbar geworden; mit ihm gegen den liberalen Strom wäre allenfalls noch eine Weile gegangen; gegen beide, das geht über meine Kräfte. Ich habe durch meine Zustimmung zur Kreis-Ordnung und den Mai-Gesetzen bewiesen, daß ich den conservativen Standpunkt von 48 überwunden habe und vernünftige Fortentwicklung aufrichtig will, aber zu einer überstürzenden Cadence fehlt mir der Athem in physischem und bildlichem Sinne. Es schneidet mir in's Herz, daß ich nicht mehr steuern und wehren kann — aber der Wille allein thut's nicht. —

Dein alter A.

An Fürst Bismarck:

Nenhof, 12. Oktober 1873.

„Nachdem ich an Seine Majestät vor einigen Tagen meine Bitte um Enthebung von den mir anvertrauten Ämtern adressirt habe, wende ich mich, unter

Aurufung unserer alten Freundschaft an Sie, mein theurer Fürst, um Sie inständigst zu bitten, meinem Gesuche nach Kräften Vorschub zu leisten. Ich bin ganz fertig mit meinen geringen Fähigkeiten für den öffentlichen Dienst und daher fest entschlossen, die mir obliegenden Amtsgeschäfte nicht wieder zu übernehmen; es widerstrebt meinem Ehrgefühl, noch länger etwas zu scheinen, was ich nicht sein, wenigstens nicht mehr sein kann; es verstehe wider Pflicht und Gewissen, alle Ehren und Vorzüge meiner Stellung fort zu genießen, mit dem Bewußtsein meiner totalen Leistungsunfähigkeit, wenigstens für jedes amtliche Thun, welches von ihrem Inhaber eine regelmäßige und andauernde Thätigkeit erfordert, nicht bloß gelegentliche Impromptu's oder irgend eine zufällige rhapsodische Leistung. Auch habe ich die Überzeugung meiner Entbehrlichkeit — vielleicht schon zu spät — gewonnen; dafür ist dieselbe aber gegenwärtig um so stärker, so stark, daß ich ihr unmöglich untreu werden kann. Überraschen wird mein Entschluß Niemand, Sie, mein verehrter Freund, am wenigsten, der Sie meine wachsende Hinfälligkeit seit Jahren beobachtet konnten, auch wenn diese Hinfälligkeit nicht durch meine 71 Jahre und die letzten 14 Jahre meiner Vergangenheit hinreichend motivirt wäre.

Ich habe Sr. Majestät gebeten, den General von Kameke an meiner Stelle zum Kriegs-Minister zu ernennen, da das Siamesenthum mit mir ihm je länger je unerträglich werden und jedes Provisorium, je früher desto zweckmäßiger, zu Ende gehen muß. Zugleich aber habe ich auch dringend gebeten, das Minister-Präsidium von mir zu nehmen, welches von Anbeginn an gleichfalls den Stempel des Provisoriums an der Stirn trug. Mag es sein, daß der Bestand des Ministeriums aus politischen Gründen vor den Wahlen nicht alterirt werden soll. Aber — selbst wenn ich deshalb auch noch kurze Zeit innerhalb des Staats-Ministeriums mit meinem Namen figuriren müßte — ich bin außer Stande, Geschäfte wieder zu übernehmen, und erbat daher von Sr. Majestät auch die Fortdauer meines Urlaubs, um dem Rathe der Ärzte folgend den Winter im Süden zuzubringen. — Vielleicht erscheinen meine Entschlüsse Sr. Majestät erheblich genug, um mit Ihnen darüber zu conferiren, und erbitte ich daher von Ihrer Freundschaft, meinen Standpunkt des non possum wohlwollend zu vertreten, weil ich den Herrn weder erzürnen noch kränken möchte, sondern den größten Werth auf die Erhaltung seiner gnädigen Gesinnung lege. Wenn Sr. Majestät . . . befehlen sollte, daß ein alter Diener fort dienen soll, selbst wenn er nicht mehr kann wie ich: so werde ich natürlich auch meinen letzten Athenzug noch hergeben; einen andern Zweck aber hätte es nicht!

Zum Schluß dieser Zeilen, die Sie als amtliche nicht ansehen wollen, denn sie sind par excellence privatim und freundschaftlich — erlauben Sie mir, Ihnen aus vollem Herzen nochmals mein: „Adelante, adelantador atrevido!“¹⁾ zuzurufen und Gottes Segen für Ihr ferneres gedeihliches und großartiges Wirken zu ersehen; und das werde ich immer thun, bis an mein vielleicht nicht mehr

¹⁾ d. h. etwa: „Vorwärts, immer vorwärts fühner Held!“

fernes Lebensende, gleichviel ob ich auf der Bühne oder im Zuschauer-Raume meinen Platz habe!

Zu aufrichtiger Irene

Ihr Roon.

. . .

Se. Majestät der Kaiser antwortete (am 14. Oktober) auf das „mit lebhaftestem Bedauern entgegengenommene“ Entlassungs-gesuch zunächst durch ein-stweilige Urlaubs-Verlängerung.

Schon vorher hatte Er übrigens seinen Feldmarschall und langjährigen Ge-treuen mit andern neuen und hohen Gnadenbezeugungen überhäuft; so durch die nachstehenden Allerhöchsten-Cabinets Ordres:

„Nachdem Ich beschloffen habe, daß die im Bau befindlichen Forts bei Straßburg ihre Namen nach denjenigen Männern erhalten sollen, welche sich um die Erfolge des letzten Krieges besonders verdient gemacht haben, erfülle Ich eine Pflicht des wärmsten Dankes und der lebhaftesten Anerkennung, indem Ich bestimme, daß das Fort Nr. 3 künftig den Namen „Fort Roon“ führen soll. Es gereicht Mir zum besonderen Vergnügen, Sie an dem heutigen Er-innerungstage der denkwürdigen Schlacht von Sedan hiervon zu benachrichtigen.

Berlin, den 1. September 1873.

(gez.) Wilhelm.

„Für Ihr langjähriges Wirken als Kriegsminister kann es kein schöneres und erheben-deres Fest geben, als dasjenige, welches wir heute feiern. In drei Kriegen, unter immer größer werdenden Anforderungen, sind unsere Fahnen von Sieg zu Sieg gegangen — das ist ein sichtbares Zeichen, daß Gottes Segen auf Ihrem Wirken als Kriegs-Minister geruht hat und daß der warme Dank, den Ich Ihnen heute aus vollem Herzen ausspreche, ein wahrhaft verdienster ist; mögen Sie eine äußere Bethätigung desselben darin erkennen, daß Ich Ihnen hierdurch den Schwarzen Adler-Orden in Brillanten verleihe.

Berlin den 2. September 1873.

(gez.) Wilhelm.

In diesen ersten Septembertagen that der Feldmarschall auch seine letzten Dienste vor der Öffentlichkeit: am 1. September leitete er die Feier der Grund-steinlegung für die Haupt-Kadettenanstalt in Lichterfelde — für deren Errichtung er schon seit Jahren eifrig thätig gewesen war — und hielt bei diesem Anlasse eine Ansprache an den König; und am 2. September durfte er in seiner Eigenschaft als Minister-Präsident in Anwesenheit einer großen Festversammlung von des Kaisers und Königs Majestät den Befehl zur Enthüllung der auf dem Königsplatze errichteten Sieges-Säule erbitten. — Am 1. November empfing Roon noch das äußere Zeichen seiner höchsten Würde: den Feldmarschallstab. Der Monarch sandte ihm denselben als Sein Geschenk „mit dem herzlichsten Wunsche, daß dieser Feldmarschallstab sich recht lange in Ihrer Hand befinden möge!“ —

Acht Tage später erfolgte dann die Bewilligung der erbetenen Entlassung durch jene denkwürdige Allerhöchste Cabinets-Ordre, welche den Abschluß einer selten glorreichen Dienst-Laufbahn bezeichuet und deshalb auch an dieser Stelle noch einmal wiederholt werden möge:

„Ich kann Mich leider der Überzeugung nicht verschließen, daß Ihr wiederholtes Besuch um Übertritt in den Ruhestand durch Ihre leidende Gesundheit zu sehr begründet ist, um dessen Gewährung ablehnen, oder auch nur weiter verzögern zu können. Ich gewähre Ihnen daher — aber mit schwerem Herzen — den gewünschten Abschied, indem Ich Sie hierdurch, unter Entbindung von der mit so großer Auszeichnung bekleideten Stellung als Kriegs-Minister, mit der gefehllichen Pension zur Disposition stelle. — Sie tragen in diesem Verhältniß auch ferner die activen Dienstzeichen, und verbleiben auch in der Liste der activen General-Feldmarschälle, sowie in Ihrem Verhältniß als Chef des Ostpreussischen Füsilier-Regiments Nr. 33, damit Sie der Armee, auf deren Ehrentafeln Ihr Name für alle Zeiten steht, auch durch ein äußeres Band angehören, so lange Sie leben. —

Ich danke Ihnen nochmals warm und von ganzem Herzen für Alles, was Sie in Ihrer langen Dienstzeit in allen Ihren innegehabten Stellungen für Meine Armee gethan haben. Vor Allen aber nehmen Sie hier nochmals Meinen königlichen Dank entgegen für Ihre Leistungen, für Mich und Meine Armee, seitdem Ich Sie zum Kriegs-Minister ernannte. Sie haben Mich bei Durchführung der Reorganisation der Armee mit seltener Ansicht, Consequenz und Energie unterstützt, und die Früchte Ihrer schweren Arbeit haben nicht auf sich warten lassen. Zwei glorreiche Kriege haben die Tüchtigkeit unserer Kriegs-Institutionen bewährt, und bei der nunmehr erfolgten Vergrößerung des Heeres ist es wiederum Ihr Werk gewesen, dieselbe in kürzester Zeit ins Leben zu rufen. —

Mögen Sie sich nach Ihrer treuen Arbeit der wohlverdienten Ruhe noch lange erfreuen, und mögen Sie versichert sein, daß Ich niemals aufhören werde, Meinen in vielfach schwerer und bewegter Zeit immer bewährten Kriegs-Minister in ehrender und dankender Erinnerung zu behalten! —

Als Andenken an den schweren Augenblick unserer Trennung sende Ich Ihnen Meine Büste in Marmor. — Berlin, den 9. November 1873.

Ihr dankbarer König

(gez.) Wilhelm.

An

den General-Feldmarschall Grafen v. Roon,
Staats- und Kriegs-Minister. —

Eine vom selben Tage datierte Allerhöchste Ordre, gegengezeichnet vom Minister Graf Eulenburg, gewährte in den gnädigsten Ausdrücken gleichzeitig die Enthebung von dem Amte als Minister-Präsident. Bekanntlich wurde dieses wiederum dem Fürsten Bismarck übertragen, Minister Camphausen zum Vize-

präsidenten des Staatsministeriums und General v. Kameke zum Kriegsminister ernannt.

Als der Feldmarschall nach Berlin zurückkehrte, um seinen dortigen Hausstand aufzulösen und sich allseitig zu verabschieden, fand er den Fürsten Bismarck dort nicht mehr vor. Doch empfing er von diesem noch vor seiner Abreise folgende Zuschrift:

Bargin, 20. November 1873.

Lieber Roon.

Ihre freundlichen und traurigen Mittheilungen vom 12. v. M. an mich gingen parallel mit Ihren amtlichen Eingaben an Sr. Majestät und machten mir leider, in Verein mit Ihrem Schreiben an Moritz und mit der amtlichen Mittheilung des Kaisers vom 14. über Ihre immediate Abschieds-Eingabe, eine Situation klar, mit der ich ungern vertraut werden wollte. Ich verschob meine Äußerung bis ich in Wien mit Sr. Majestät mündlich darüber reden konnte, und empfahl die Bewilligung bezüglich des Kriegsministeriums, den Aufschub bezüglich des Präsidiums. Der Kaiser war damit einverstanden. In Berlin sah ich Eulenburg und Camphausen, welche für schwierig hielten dem Landtage ohne Definitivum gegenüberzutreten. Ich selbst war nicht gesund genug um die Geschäfte in die Hand zu nehmen, ich war pflichtmäßig nach Wien gegangen, kam acut krank hier wieder an und brauche noch Ruhe. Eulenburg wollte oder konnte nicht, und Camphausen hatte die Anciennität nicht um einstweilen an die Spitze zu treten, so ist es gekommen daß ich dem Kaiser von hier aus empfahl was inzwischen von Ihm befohlen ist. Gleichzeitig wurde der Eintritt von Moritz (Blancenburg) von uns verahndet und von mir in demselben Schreiben bei Sr. Majestät beantragt.¹⁾ Ich habe es abgelehnt, Moritz vertraulich zu sondieren; ich hatte das, bezüglich Stettin und Berlin, zweimal gethan, und nachdem ich sein Widerstreben überwunden, wurde nichts daraus. Ich verlaugte also, daß er diesmal auf allerhöchsten Befehl amtlich und nicht von mir freundschaftlich, gefragt werde. Das Weitere wird Ihnen genauer als mir bekannt sein. Moritz hat mir am 16. d. geschrieben.“ — — — — Nachdem Bismarck seiner Unzufriedenheit über Blancenburgs Ablehnung und die Haltung seiner Fraktionsgenossen und der „Juncker“ lebhaften Ausdruck gegeben, fährt der Brief fort: „ . . . ich stehe dienstlich auf der Bresche und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie, also: vexilla regis prodeunt, und ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnsherrn halten, gegen meine factiösen Vettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen. Vermüde ich, so bin ich anschlagnmäßig verwendet und der Verbrauch meiner Person ist vor jedem Rechnungshofe justificirt. Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter — Ministern — die einzig fühlende Brust. Der Rest vom alten Stamm der bleibt, ist faul — — —

¹⁾ An Stelle des in denselben Tagen zurückgetretenen Landwirtschafts-Ministers Graf Knigsmarck.

Ich wollte Ihnen nur ein herzliches Lebewohl schreiben, und nun komme ich auf sechs Seiten solcher Abirrungen. Sehen werden wir uns ja doch im Winter, und persönlich also nehme ich nicht Abschied. Wir werden mündlich doch noch manchen Rückblick auf die 11 Geschichtsjahre thun können, die Gott uns zusammen hat durchkämpfen lassen, und in denen wir mehr von seiner Gnade erlebt haben, als wenigstens mein Verstehen und Erwarten faßte. Im Ante aber wird es einsam um mich sein, je länger je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will. Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sophaplätze nicht ausgefüllt finden, und dabei denken: „ich hatt' einen Kameraden.“ — Man wird alt, das hat sein Gutes, man ist zufrieden mit Knochen und Leder, an sich und Andern. Der Postbote mahnt, herzlichen Gruß und auf baldiges Wiedersehen.

Ihr treuer Freund

v. Bismarck.

Zu betreff der oben erwähnten Verhandlungen mit Blankenburg erfahren wir näheres durch das Schreiben, welches dieser einige Tage früher (Zimmerhausen, 11. November) an Moon gerichtet hatte:

„Alia jacta est! Gestern habe ich an Eulenburg einen festen Absagebrief geschrieben, der mit diesem nach Berlin fährt. Ich war natürlich auf diese Wendung vorbereitet — aber darauf allerdings nicht, daß Bismarck mich auf solche Weise — ohne die geringste Andeutung mir hier zu machen¹⁾ — an den Graben heranreiten würde. Daß ich in dies Ministerium — das „Bismarck“ heißen wird und „Camphausen“ sein wird — nicht eintreten konnte, wenigstens nicht ohne viele „wenn's und aber's“ — darüber war ich nicht einen Augenblick zweifelhaft sofort wie der Zeitungsklatsch darüber anfang.

Aber darüber habe ich 24 Stunden nachgedacht, wie ich am wenigsten verlegbar „nein“ zu sagen hätte. Mündlich? nach Verhandlungen? Welcher Art konnten die sein — die konnten sich doch nur auf Neugestaltung (in spe) des wunderlichen Ressorts beziehen. — Ich habe den Weg des Briefes gewählt in der meiner pommerischen Natur möglichen höflichsten Form!

Die Tragweite meines „nein“ — nachdem die Einstimmigkeit des Ministerii und Einwilligung des Königs constatirt war — ist mir wohl bekannt. Bismarck bekommt indirekt wenigstens nun auch durch mich einen empfindlichen Schlag, und ich kehre nach 20 jährigem parlamentarischem Tanze wie der Lachs aus hoher See — in den Gardeminer Bach zurück um hier — da wo ich geboren — zu sterben.

Indeß eintreten konnte ich nur wenn ich dadurch meine Zustimmung gab zu der letzten Legislaturperiode und wenn ich auch nur hoffen konnte unter Camphausen's mächtigsten Einfluß dem mit Füßen getretenen landwirthschaftlichen Gewerbe aufzuhelfen. Beides konnte ich nicht!

¹⁾ Fürst Bismarck war im September in Zimmerhausen zum Besuch gewesen. — D. S.

„Wer weiß Gutes zu thun und thut es nicht — dem ist es Sünde.“ Ich weiß hier Gutes zu thun — namentlich in meiner neuen Pflicht als Minister in den Angelegenheiten meines lieben Gerhard¹⁾ — in Berlin wüßte ich es nicht. Im Dezember sagte ich „ja“ (sehr gequält wie Du weißt) in der Idee, daß ich der konservativen Rechtschwenkung eine Stütze sein sollte — es sollte eine conservative Mehrheit im Ministerio geschaffen werden — heute soll ich in ein Ministerium treten in dem doch höchstens Kameke noch mit mir wäre — denn Bismarck wird in Preußen Camphausen wirthschaften lassen, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel. Daß die sämtlichen Kollegen nach mir angethan in der Hoffnung — daß ich etwaige horrenda die B. ihnen zumuthen wird — abdämpfte und am besten noch die Besänftiger-Rolle des immerhin Gefürchteten übernehmen könnte — ist mir klar — sie waren ihrer Sache gewiß, daß ich als etwaiger konservativer Keil auf dem mir sehr unbekanntem Felde ihnen weniger schaden könnte — da doch meine alten Freunde und vor allem die stets schürende Kreuzzeitung mich als Abtrünnigen der Partei behandeln würden — — —

Wie freue ich mich — daß Du frei bist! u. s. w.“

In einem andern Briefe hatte Blandenburg die damalige Situation schon ähnlich beurteilt, wenn er schrieb: „Was weiter werden soll im Vaterlande? Ich weiß es nicht. Mit politischen Parteien ist es vorläufig aus. B. hat in Pommern jede Brücke, die ich noch wieder hätte bauen können, zerstört. Er geht nun (wider Willen vielleicht) liberale Wege . . . Wir müssen jetzt nach Allem was geschehen ist — den liberalen Kelch bis auf die Hefe leeren! Es giebt keinen andern Weg, wenn B. nicht vollständig umkehrt. Eine conservative Mittelpartei (wie er träumt) ist ein Unding!

Dein getreuer Moriz.

Roon seinerseits war trotz der Wehmut, welche die Trennung von seinen Ämtern, seinen Untergebenen, allen Berliner Umgebungen -- vor allem aber von seinem huldreichen Monarchen naturgemäß mit sich brachte — doch herzlich froh, von den politischen Sorgen nun endlich erlöst zu sein.

„Alt bin ich“ — so schrieb er in jenen Tagen einem seiner nächsten Angehörigen — „jung aber noch in der herzlichen innigen Liebe zu meinem Könige, meinem Lande, meinen Kindern und meinen Freunden. Das hoffe ich bis auf mein seliges Ende auch zu bleiben.“

Erfüllt von diesen Empfindungen hat er damals alle seine zahlreichen Angehörigen und eine Anzahl nahestehender lieber Freunde, bisheriger Untergebener z. noch einmal in seiner Wohnung im Kriegsministerium zu festlichem Mahle um sich versammelt — in denselben Räumen, in welchen er mit seiner Frau so lange Zeit eine seiner Sinnesart entsprechende, einfache, aber unbeschreiblich gemüthliche Gastlichkeit geübt hatte. Den Seinigen waren diese Räume durch den denkwürdigen 14jährigen Aufenthalt oder Verkehr in denselben fast zur lieben Heimat

¹⁾ Gerhard v. Thadden-Bahnerow, Blandenburg's Schwager, war wenige Wochen vorher (durch Sturz in einem neuerbauten Hause) eines plötzlichen Todes gestorben. D. S.

geworden — in welcher Noth wie ein Patriarch über ihnen waltete. Jetzt, bei der Trennung, verlebten sie dort noch Abschiedsstunden, die jedem unvergesslich geblieben sind. —

Der Anfang Dezember aber fand den Feldmarschall, begleitet vom Stabs-Arzt Dr. Preuße (der in Assistenz des General-Arzt's Dr. Böger schon in den letzten Jahren beständig über seiner Gesundheit gewacht hatte), sowie von seiner Gemahlin, mehreren andern Familien-Gliedern und der nötigen Dienerschaft, auf der Reise nach Italien. Er wünschte dort, im Kreise lieber Angehöriger, mindestens ein halbes Jahr lang ständigen Aufenthalt zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Die Schatzsucher.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Still lag nun das Dreieck, welches die imaginären Verbindungslinien zwischen den drei nicht mehr wahrnehmbaren Kirchturmspitzen umschlossen, still und nachtüblich dunkel. Zwei Lichter allein noch machten den droben am Himmel zu tausenden flimmernden Glühwürmchen oder Funfelgestirnen Konkurrenz; nach Zeit und Örtlichkeit konnten es nur ein paar Anschlitterzen in alten Messing-leuchtern sein, doch für die gegenwärtigen Nuknießer derselben waren sie von ungleich größerer Bedeutsamkeit als sämtliche bekannten und noch unbekanntem Weltallsonnen des Firmaments. Das eine Talglicht brannte zu Poppenrode und sah mit einer laugen, rotglühenden Schnauze, an die Feuerrute eines schiefalschweren Kometen gemahnend, in der Burgfemenate Daniel Alfilas' auf die knirschende Gänsekielfeder des letzteren herab, mit der er für die Nachwelt die ihm entgegengetretenen Ereignisse des heutigen Tages und seine Folgerungen aus diesen aufbewahrte. Es mußten Berichte sein, die nicht nur den Erstatte, sondern ingleichem die Feder in hochgradige Erregung versetzten, denn sie sträubte sich wider den ihr aufgezwungenen Frohndienst und warf knisternd über das grobkörnige Papier eine schwarze Kartätschenladung um sich. Der Schein der andern Kerze dagegen fiel um eine halbe Wegstunde mehr gen Süden aus einem Gastzimmer des Dreiangels auf die Heerstraße hinaus, doch zunächst ebenfalls auf ein rasch sich mit Schriftzügen bedeckendes Papierblatt. Nur war sowohl dies letztere als die ersteren etwas feiner geartet, und Gertrud Heibelerche hielt ab und zu ein Weilschen mit der Feder inne, griff nach der messingnen Lichtscheere und pußte damit den vor ihr aufglühenden Docht ab. Hin und wieder indes that sie dies

auch einmal, ohne daß eigentlich eine Puznotwendigkeit vorlag, sah dabei ein paar Sekunden mit den grauen Augen in die gelbe Lichtflamme hinein, als ob sie sich von derselben auch etwas wie innerliche Erleuchtung verheißte, und schrieb dann an ihrem Briefe weiter. Dieser trug die Überschrift oder Aneide: „Lieber Schach!“ und setzte sich des weiteren fort:

„J'y suis, j'y reste. Wo? Hier! Und da Du ebenso klug als wohlgezogen und neugierlos bist, fühlst Du Dich durch die Antwort vollständig befriedigt und enthältst Dich aller weiteren Fragen — die Du nicht an ihre Adresse bringen kannst. Doch will ich Dir verraten, daß ich in der großartigsten Gegend des deutschen Vaterlandes bin, mit Naturschönheiten so überfüllt, wie mein Herz gegenwärtig mit Sehnsucht nach Dir, oder wie unsre Stadt mit hinreißend liebenswürdigen Menschen.

Auf welche Weise ich hierher gekommen bin? Zuerst in einer Droschke, dann auf der Eisenbahn und schließlich vermittelt meiner Füße, die sich augenblicklich für ihre etwas ungewohnte Bemühung dadurch an mir zu rächen versuchen, daß sie ein bißchen weh thun.

Wie ich auf den Einfall geraten, mir gerade diesen Fleck Erde auszusuchen? Du weißt, ich war in der Klasse bei Fräulein Nikasia immer eine große Geographin und interessierte mich ganz besonders für die weißen Stellen auf der Karte von Afrika, wo keine Namen standen, sondern dafür die wilden Menschen hausten. Weil es mir aber bis dahin selbst für die Kourage meiner Füße um ein paar Meilen zu weit schien, suchte ich mir einen weißen Fleck, der ein bißchen näher war, sonst jedoch ganz meiner idealen Vorstellung von den Äquatorregionen entspricht. Nur sind die Leute hier noch nicht völlig schwarz, sondern erst von der Farbe halb angerösteter Kaffeebohnen, wie ich auch sie bald zu gewinnen hoffe, und dem entsprechend sind sie noch nicht vollkommen wild, sondern noch auf der Stufe, welche Fräulein Nikasia als den Übergangszustand zu den eigentlichen Wilden bezeichnete. Sie wissen nichts von Politik, bildenden Vorträgen, Konzerten und Kunstgeschichte, sprechen wenigstens für gewöhnlich weder französisch noch englisch und haben keine Ahnung davon, was Diners, Soupers, öffentliche und Privatbälle, feine Konversation, guter Ton und Langeweile sind. Ich glaube, sie gähnen nur, wenn sie sich müde fühlen, und ohne dabei zu sagen, daß sie sich unvergleichlich amüsieren. Horreur und shocking! Du erfiebst also, in welcher Wildnis ich mich aufhalte, und ich traf jemanden drin an, der hielt mich erst für taubstumm, dann für verrückt und danach für eine Schauspielerin. So bringt man es doch einmal im Leben zu etwas.

Welches Reisefleid ich angezogen habe? Das ist natürlich eine wichtige Frage, die ich Dir nicht verübeln kann. Ich selbst habe mir darüber, als ich die Reiseabsicht faßte, begreiflicher Weise auch eine Zeitlang den Kopf zerbrochen, bis ich auf den gesehitesten Gedanken kam — erschrick nicht zu sehr — gar keines anzuziehen. Damit bin ich vortrefflich durch die Welt gekommen und empfehle auch Dir das Mittel für ähnlichen Notfall. Es ist nach mehrfachen Richtungen höchst praktisch, leicht, lustig und angenehm, und mir thut's eigentlich

leid, nicht länger davon Gebrauch machen zu können. Nun zerbrich Du Dir Deinen Kopf über Zuschnitt, Stoff, Anspuß, Farbe und Wirkung dieses vorteilhaftesten Touristenkostüms, bei dem Fräulein Mikasia kaum mehr shocking und horreur von den Lippen gebracht haben würde. Stelle mich Dir gegenwärtig aber nicht mehr darin vor, sondern im höchsten Brunnengewand des von mir betretenen Reiches, wie es nur den hiesigen Prinzessinnen zukommt. Meine Unaufrichtigkeit geht nicht so weit, Dir zu verhehlen, daß ich mein so umtoilettes Bild einmal — natürlich zufällig und ganz flüchtig — im Spiegel gesehen und dadurch in die Gemütsstimmung versetzt wurde, in welcher sich nach Moses' Aussage der liebe Gott am siebenten Tage bei der Beschauung seiner Schöpfung befinden haben soll. Übrigens hätte er entweder Adam oder Eva daraus weglassen können, dann würde er mir die Unbequemlichkeiten meiner heutigen Fußtour erspart haben.

Das bringt nun auf dasjenige, was Deine — und unser aller — angeborene Neugierlosigkeit am liebsten wissen möchte, und da genieße ich nun durch die Flucht aus Eurer Bildungsparadiese den schätzenswerten Vorteil, liebste Franziska, nur auf solche Fragen antworten zu müssen, die ich selbst Dir in den Mund lege. Aber da ich ja andererseits keine Geheimnisse vor Dir habe — denn welcher Art könnten solche sein? — so will ich auch auf Deine uneigennütige Frage, warum ich hier bin, erwidern.

Ich könnte sagen, daß meine Ohren zu zart gewesen, um das Schießen, Trommeln, Lärmen und Brüllen auf den Straßen noch länger mit anhören zu mögen, aber das hieße, mich mit einer schönen, weiblichen Mitgift brüsten, die ich nicht bekommen, denn meine Nerven sind leider sehr gesund und viel auszuhalten geeignet. Was nicht aushielt, war mein Kopf, der entschieden zu dummu ist, um die „große Zeit“, wie sie bei euch heißt, und die Notwendigkeit zu begreifen, daß auch ihm die Pflicht zufällt, eine politische Rolle darin zu spielen. Du wirst mich nicht vor der Nachwelt kompromittieren, Fränzchen, wenn ich Dir vertraulichst mitteile, daß ich mich weder für die Anstürzler noch für die Gemäßigten und Konservativen begeistern konnte und daß mir die Demokraten und Aristokraten gleich unhympathisch wurden. Die ersteren lernte ich genugsam in der — Dir ja auch bekannten — Person des Herrn Doktors und Privatdozenten Hermann Greifenhain kennen, der eines Abends mit einem breiten Kalabreserhut und einer laugen, roten Stirnschmarre drunter, die er sich bei einer Barrikadenverteidigung geholt hatte, zu uns ins Haus gestürzt kam. Ich sagte ihm, er sehe abscheulich entstellt aus, und was ihn denn der Ansturm draußen angehe, ob der es wert sei, das er schließlich Arm und Bein oder gar sein Leben dafür riskiere. Er aber war natürlich, wie immer, seitdem der Anflug angefangen, in Ekstase, erklärte mir — er hat's auch immer mit der Bedeutung von Namen — daß er nicht umsonst Hermann heiße, einer, der berufen sei, die Waffen für die Befreiung des deutschen Geistes zu führen, Gott weiß, was er schwakte. Ich antwortete ihm, mein Name — den er mir früher auch schon einmal erklärt hatte — lege mir zum Glück keine solche Verpflichtungen auf, könne ihm leider bei

seinem hohen Aufschwung nicht folgen und erlaube sich, denselben für etwas lächerlich, recht unnütz und außerdem höchst — ich weiß nicht mehr, was — zu halten. Mein Vater, der damals noch an den Erfolg des Aufstandes glaubte, suchte den Barrikadenhelden möglichst an sich zu ziehen, und so kam dieser jeden Tag und berichtete von den großen Thaten des Freiheitsgedankens, an denen er mitwirkte. Kein andres, vernünftiges Wort geriet mehr aus seinem Munde, so daß ich es schließlich nicht länger aushielt, ihm eines Tages sagte, es sei nach meinem Dafürhalten nützlicher, Schafe als Volksrechte zu hüten, und bis er gleichfalls zu dieser Ansicht gekommen sei, würde ich auf das Vergnügen, seine Gesellschaft zu genießen, Verzicht leisten. Grob war's ein wenig, das ließ sich ihm am Gesicht ansehen, aber ertragen konnt' ich's nicht mehr und hielt Wort, was er mir freilich nicht schwer machte, denn er kam ebenfalls seinerseits nicht wieder. Ob zu seinem Schaden, weiß ich nicht, jedenfalls nicht zu meinem. Das war denn meine Erfahrung mit den Demokraten, und die aristokratische ließ nicht lange auf sich warten. Mein Vater gewann die Überzeugung, es werde doch nichts mit der Republik, und die Folge dieser Befehung war eine völlig veränderte Gesellschaft in unserm Hause, welche das Gedächtnis an die andere vom März und April wohl ein bischen übermalen sollte. Sie gefiel mir ebensowenig wie die vorherige, eine Persönlichkeit darunter aber mißfiel mir geradezu und zwar um so stärker, je höher das Wohlgefallen meines Vaters an ihr stieg. Das ist nicht nach der Vorschrift des vierten Gebotes, ich kann's indes nicht ändern und nicht alle Auslegungen desselben unterschreiben. Den Betreffenden leunst Du auch, es war der Herr Staatsanwalt und Freiherr von Landschade, höchsten Orts, glaube ich, sehr wohl beleumundet. Ich bin nicht übermäßig eingebildet, Fränzchen, habe ja auch gar keinen Grund dazu, doch es ist Thatfache, daß er sich bei mir in den nämlichen Leumund zu setzen suchte und, als ihm dies mit seinem Kalbsmund (um mich höflich auszudrücken) nicht gelang, sich an meinen Vater wandte und kurz über mich weg um meine Hand oder vielmehr um meine Mitgift anhielt. Höchst ehrenvoll und äußerst aufsichtreich, stellte mein Vater mir vor — ich könnte einmal wirkliche Geheuerin mit dem Prädikat Erzszellenz werden — und für ihn sei die Verbindung von der allergrößten Wichtigkeit, da durch dieselbe einige kleine, politische Mißgriffe, zu denen der „unklugen März“ ihn anfänglich verleitet gehabt, fremdlich zugedeckt würden. Die Geschichte soll Dich nicht langweilen, ich bekam, täglich um eine halbe Stunde anwachsend, einen Vortrag über Kindespflicht, Lohndankbarkeit, Hofgunst und Sieg der Reaktion zu hören, eines Morgens brachte mein Vater einen wunderschönen Verlobungsring mit, der würdig sei, daß ich ihn an dem Finger einer geliebten Hand befestige, und die Folge war, daß ich zu der Gewißheit kam, die väterliche und aristokratische Beredsamkeit sei auf die Dauer noch weniger zum Aushalten als die demokratische Begeisterung des Herrn Hermann Greifenhain. Mit der ganzen Persidie unseres Geschlechtes nahm ich den schönen Ring, antwortete seelenruhig, daß ich ihn nach Wunsch meinem Bräutigam an den Finger stecken würde, und dachte schon darüber

nach, wo ein afrikanisch weißer Fleck auf der Landkarte des deutschen Vaterlandes für mich zu finden sein dürfte. Das Jahr muß wirklich etwas toll und ansteckend sein, eines mit vernünftigerer Luft hätte mich schwerlich auf den Einfall gebracht. Doch am Abend hatte ich mir meinen zweckdienlichen Reiseanzug verschafft — mein mütterliches Erbeil an Hab und Gut, auf das Herr von Landschade es zunächst abgesehen hat, erlaubt mir ja einmal den Luxus einer Prinzessin, eine Toilette nur für eine einzige festliche Gelegenheit anzuschaffen — ich ließ meinem Vater ein Briefchen für den andern Morgen zurück, daß er und sein Schwiegerohn um mich nicht weiter besorgt zu sein brauchten, und fuhr mit dem Nachtzug in die Welt hinaus. Es war eine herrliche Nacht; die Sterne, die unablässig ins Wagenfenster guckten, waren die ersten, die nichts von Politik, Republik, Konstitutionalismus und Absolutismus wußten, und als ich in der Morgenfrühe querein auf einem Feldweg davonwanderte, sangen die Lerchen über mir, als gäbe es gar keine andern und widerwärtigen Töne in der Welt. Und so bin ich heute „hier“ angekommen und habe unterwegs schon einen Platz gefunden, wo ich mich auf den Rücken hinlegen, die Wolken über mir ziehen sehen, unter Umständen die Augen auch einmal zumachen und mich so lange aufhalten kann, bis mein Vater andre Begriffe von töchterlichen Pflichten oder sein hoffnungsvoller Eidam eine andre Staatsanwältin und Freifrau gewonnen hat. Für eine Großstädtlerin wider Willen, wie mich, hat die Welt hier etwas, als sei sie von der Natur wie eine Illustration zu irgend einem alten Märchen hergestellt, und auf der Wanderung kam mir unwillkürlich auch ein solches, das ich als Kind gelesen, ins Gedächtnis zurück, daß es so lebendig vor mir stand, als ob ich selbst darin mithandelte —“

An dieser Stelle pußte die Brieffschreiberin Gertrud Heidelerche den Docht ihrer Lampe, sah danach ein Weilchen in die gelbe Flamme hinein und griff dann nochmals zu der alten messingnen Lichtscheere, obgleich nicht das geringste Schnäuzchen für diese vorhanden war. Doch es schien, daß sie solcher Unterstützung bedurfte, um sich auf das alte Märchen recht befinden und weiter fortfahren zu können:

„Ich weiß nicht, ob Du die Geschichte kennst, und will sie Dir kurz erzählen. Ein Holzhauer muß zur Arbeit in einen großen, einsamen Wald, seine Tochter soll ihm das Mittagbrot nachbringen, und damit sie ihn finden kann, streut er unterwegs Hirse aus, wo er gegangen. Aber die Finken und Zeisige pikten die Hirse auf, die Tochter findet den Vater nicht, sondern kommt abends zu einem Waldhaus, in dem es ihr übel ergeht, weil sie nicht mitleidig gewesen. Am nächsten Tag streut der Holzhauer bei seinem Gang in den Wald Linsen aus, damit seine zweite Tochter ihn mit dem Mittagessen findet. Aber die Amseln und Drosseln pikten auch die Linsen weg, und ihr geschieht alles genau wie ihrer Schwester. Am dritten Tage streut der Vater Erbsen, die freilich der dritten Tochter auch nicht nützen, weil sie von den Holztauben aufgefressen werden. So kommt das Mädchen gleichfalls in das gefährliche Wald-

haus, ist aber mitleidig und erlöst dadurch den verzauberten Klausner, der natürlich zum Königssohn und zu ihrem „lieben Manne“ wird.

Nun fragst du vernünftig nach der Moral der Geschichte, wie jedes ordentliche Märchen sie doch besitzen muß. Das habe ich auch gethan, kann indes nicht dahinter kommen, was besser ist, Hirse, Linsen oder Erbsen auf den Weg zu streuen, wenn man in den großen Wald geht. Nur eines ist mir klar geworden, das Mitleid bildet die Hauptsache und bleibt unerläßlich für den guten Ausgang, bei dem sowohl der Königssohn als auch das Mädchen sich am besten stehen. Und so sind doch die Erbsen nicht ganz nutzlos, denn indirekt bringen sie die beiden ja zu einander.

Ob es wohl auch ein Märchen in umgekehrter Weise giebt, daß der Königssohn ausgestreuten Erbsen nachgeht, um das Mädchen im Walde aufzufinden?

Ich vergesse, der Unglückliche ist ja von einer bösen Fee verzaubert und hat weder Augen noch Ohren für andres als das, womit sie ihn behert hält.

Was das für dummes Zeug ist, sagst Du! Aber Märchen haben immer etwas davon, und wenn einem obendrein die Augen vor Müdigkeit zufallen, da wird's leicht ganz närrisch. Nun, Du bist zum Glück so verständig, lieber Schatz, daß Dir ein bisschen Thorheit nichts anhaben kann. So lebe wohl! Wie dieser Brief zu Dir kommen soll, ahne ich noch nicht, und auf eine Antwort von Dir muß ich ja leider vor der Hand verzichten. Nicht, als ob ich mich Deiner Verschwiegenheit nicht unfehlbar versichert wüßte, aber für Leute, die in ein Märchenland geraten sind, ist es Vorschrift, ohne besondere Gründe keine Erbsen auszustreuen. Und diesem Gebot fügt sich seufzend

Deine

Gertrud Heibelerche, bisher Liuba benannt.

Ich will mich nicht vor meinen sogenannten Schwestern dadurch auszeichnen, daß ich keine Nachschrift mache. Denke Dir, heute Abend laufe ich hier in meinem „Wald“ mit meiner Nase fast gegen eine andre, männliche und überbrillte Nasenspitze aus unsrer lieben Vaterstadt an. Mein Schreck war im ersten Augenblick nicht gering, freilich erkannte der Inhaber der beiden Augengläser mich nicht, obgleich er mich mehrfach in unserm Hause zu sehen Gelegenheit gehabt, und hielt mich mutmaßlich für eine in hiesiger Gegend einheimische Pflanze. Aber bequem ist mir seine Anwesenheit doch nicht, und für den Notfall werde ich wohl danach trachten, ihn aus dem Wege zu räumen. Ich glaube, daß ich ein sicheres Mittel dafür besitze; er thut mir zwar leid, doch das Jahr macht gefühllos, und ich hege alsdann die Absicht, ihn als Hochverräter einzufangen und gefesselt fortführen zu lassen. Dazu bedarf's nur einer einzigen Erbse. Nun unterhalte Dich gut und lehrreich weiter, Liebste, über Bundestagsreform und Nationalversammlung, die Paulskirche in Frankfurt a. M. und die Wiederherstellung der deutschen Kaiserkrone, während derweil ländlich-geruhfam mit Rückert träumen will „von Schäfern und von Schafen“

Deine

Liuba.

Schafe sind alle, welche sich von dem wüsten Hundegebell in unsern Tagen dazu bringen lassen, ihre Vernunft einzubüßen und in tollem Rubel mit über Gräben und Zäune wegzuspringen, ob sie den Hals dabei brechen oder nicht. Dazu gehört nicht

Deine

L.

Diesmal war es ein wirkliches weibliches Postskript.

L."

Die Schreiberin faltete den beendigten Brief zusammen; ihr kleiner Ranzen enthielt vorförmlich auch eine rote Lackstange zur Herstellung eines Siegels, und die Aufschrift an „Fräulein Franziska Langensfeld“ krönte das nächtliche Werk. Die Augenlider der Urheberin desselben nickten in der That müde herunter, sie stand auf, blieb jedoch, in die jetzt rotglühende Lichtzunge schauend, noch am Tische stehen und sagte ein wenig schläfrig halbblut vor sich hin:

„Daß ich das Buch zurückschickte, weil ich plötzlich verreisen mußte, das war ein Hirsekorn —

Daß das Mädchen auf eine etwaige Frage geantwortet, sie glaubte, ich hätte etwas von einem weißen Fleck in Afrika gesagt, das war eine Linse —

Daß ich von der Endstation geschrieben, ich bäte höflich um Entschuldigung, das geliehene Buch so lange behalten und ganz vergessen zu haben, aber die Vorbereitung zu einer Fußwanderung über die Heide nach einem Landaufenthalt, zu dem mich Herr von Landschade nötige, habe mich nicht früher daran denken lassen — das war eine Erbse.“

Die junge Monologhalterin befand sich in einer Stellung, welche ihre obere Körperhälfte aus einem kleinen Wandspiegel zurückwerfen ließ, und „zufällig“ drehte sie jetzt ihr Gesicht so, daß dieses gerade in die Augen seines Widerbildes hineinsah. Die Lippen desselben bewegten sich zusammen mit denen des Originals, welche nachdenklichen Tones sagten:

„Die vielen Zeisige, Drosseln, Waldvögel und Holztauben sind nur das Üble.“

Das Spiegelbild verdiente wirklich ein noch besseres Anerkennungsprädikat, als der liebe Gott es am siebenten Tage seiner Schöpfung zuteil werden lassen. Es war nicht allein „gut“, sondern in dem Sonntagsstaat Hanne-Soffe Sötebier's geradezu reizend. Ein paar Sekunden hielt sich der Blick der Urheberin darauf gerichtet, dann meinte sie:

„Das Üble ginge vielleicht noch an — wenn nur die Königsöhne nicht oft so einfältig wären.“

Zu drei Vierteln lachend und zu einem Viertel seufzend, machte sie diese kritische Bemerkung über einen allerdings sehr wesentlichen Bestandteil der alten Märchen und legte noch etwas unbewandert Hand an, sich zur Nachtruhe aus dem Sammetnieder herauszuschälen, das die Wirtstochter ihr mit freundlichster Bereitwilligkeit für die Dauer ihres Landaufenthaltes im Dreieck zur Verfügung gestellt hatte. Obwohl Hanne-Soffe auf den ersten Anblick von bedeutend deiberer Naturbeschaffenheit erschien, so erwies sich das saubere Be-

Kleidungsstück doch kaum von zu starkem räumlichem Umfange für die „junge Verwandte“ des Pastors Wolfgang Schaffenrath, die „Prinzessin“ Daniel Ufila's, die „Heidelerche“ ihres zeitigen Wohnnestes und die „Linba“ Fräulein Franziska Langenfeld's. An einen schöneren und lebensvoller blühenden Inhalt war das Nieder sicherlich auch bei seiner rechtmäßigen Besitzerin nicht gewöhnt, vermutlich indes nicht an eine Unterhülle von so feiner Leinwand, wie sie gegenwärtig zum Vorschein geriet. Doch beruhte dies letztere nur auf einer Voraussetzung, da Hanne-Soffe noch niemandem je Gelegenheit gegeben, sich durch Augenschein über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit solcher Annahme zu vergewissern.

. . .

Trotzdem sich nun so das Außerordentlichste seit vielen Menschenaltern für die Gegend zugetragen hatte, erlitt diese, äußerlich angesehen, dadurch vor der Hand eigentlich nur wenig wahrnehmbare Veränderung. In den näher und entfernter umherliegenden sonstigen Gebieten des deutschen Bundestages geschah freilich allerhand Sonderbares: Man sang, meistens leider ziemlich unmelodisch, sehr laute Freiheitslieder mit vielfach äußerst schlechten Texten, man schrieb unendlich und sprach noch wehr von Volks- und Menschenrechten, bewaffnete zum Schutz oder zur Erzielung derselben die ehrsamsten Bürger und das nichtsinnigste Gefindel und machte es jedem zur höchsten Pflicht, an der Abschaffung der alten Zeit und Einsetzung einer neuen mitzuwirken. Unter der letzteren verstanden die berufenen Mitarbeiter je nach Neigungen und Naturanlagen allerdings etwas ziemlich Verschiedenartiges. Die einen sahen ihre Aufgabe darin, sich die Köpfe über einen Idealzustand der Menschheit, des Staates und unübertrefflicher Verfassungsparagraphen zu zerbrechen, während andre die Frage mehr mit der Kehle, der Faust und eventuell mit dem Knüttel angriffen. Die letzteren, praktischer und insofern eigentlich vernünftiger Gesinnten, befanden sich an manchen Orten in der Mehrzahl und wurden in ihrem „Schaffen am tausenden Wehstuhl der Zeit“ dadurch wesentlich gefördert, daß fast überall die Mitwirkung der Polizei sich auf bescheidenste Verringerung ihrer vormaligen Thätigkeit beschränkte. Das führte in größeren Ortschaften zur zeitweiligen und nicht gerade anmutenden Herrschaft dessen, was die lateinische Sprache mit „saex populi“ bezeichnete, und auf dem platten Lande wurden die Amtleute, Büttel und Dorfschützen mannigfach in der Mühsal ihres Regiments von umherwandernden Aposteln der „Volksouveränität“ abgelöst, welche zerrissenen Stiefelwerks oder barfuß, jedenfalls aber mit einem Knotenstock das neue Evangelium in die Häuser trugen, daß die Lehen die ersten sei: und dem, der nichts habe, gegeben werden solle. Wenn man hinzusetzt, daß in den Herzogtümern Schleswig-Holstein Krieg und in Baden ein republikanischer Aufstand geführt wurde — daß in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. einige hundert gelehrte, geistvolle, rechtsverständige und vortreffliche Professoren, Litteraten und Advokaten als Vertreter des deutschen Volkes, Gesetzgeber, Verfassungstifter, Diplomaten und Strategen sich in einigem Widerspruch über das Allervollkommenste staatlicher Neuschöpfung und deutscher Nationalgröße

verhielten — und daß man mehr oder minder allerorten des Glaubens lebte, der weltgeschichtliche Zeitpunkt sei hereingebrochen, in dem man die Reichskaiserkrone wieder aus dem Schutte der Vergangenheit ausgraben müsse, wobei nur noch Meinungsabweichung darüber bestand, ob es zuträglicher sei, sie dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen oder dem Erzherzog Johann von Österreich als Reichsverweser aufzusetzen, oder endlich sie ganz mit demokratischem *Sl* zu salben und auf dem Kopfe eines Symbolstandbildes der „deutschen Republik“ zu befestigen — wer das alles, anschaulich geordnet, in seinem Kopf und Verständnis beherbergte, der genoß ein Bild des deutschen Vaterlandes, der Bevölkerung, Meinungen, Erwartungen und Bestrebungen in denselben am Ausgang des Junimonats in dem großen Jahre des Heiles 1848.

Von allem dem aber wußte man, wie gesagt — mit Ausnahme einer einzelnen Persönlichkeit — auf manche Meile um den Dreiangel so gut wie nichts, bekümmerte sich noch viel weniger darum — abermals mit Ausschluß jener einzigen Persönlichkeit — und so ließ die Gegend auch jetzt nur zwei, in Anbetracht ihrer Weitenausdehnung geringfügige Veränderungen an sich wahrnehmen. Die erste bestand darin, daß mit jeder Morgenfrühe der Professor Anton Schabacker aus der Herrengaststube hervortrat, mit weitklasternenden Schritten in den Moorbruch oder Sumpfundgründ hineinstieg und darin, zeitweilig gleich einem langbeinigten Stelzvogel auftauchend, allmählich verschwand. Wie die Rohrdommel suchte er nur die Feuchtgründigkeit und lief über trockne Bodenstrecken stets mit einer mißgütlichen Schnelligkeit weg. Vor der Abenddämmerung kehrte er nicht in seine Behausung zurück, sondern steckte sich beim Fortgang ein Schinkenbutterbrot in seinen Rockflügel, das er irgendwo eifertig als Mittagkost verzehrte, während des unerläßlichen Kauens das Kleinkrautgewächs um seine Lagerstätte ausrupfend, betrachtend, klassifizierend und in seine Blechkapsel verstauend. Dann tauchte sein dunkler Schattenriß wieder gegen den Horizont auf, raslos bewegt, im Zickzack hierin und dorthin fahrend; zur heißen Mittagszeit lag von fern in der schwarzen Silhouette etwas von der spukhaften Erscheinung eines unstäten Geistes, der mit seinem Körper wieder aus der Erde heraufgekommen, nach irgend etwas zu seiner Lebenszeit von ihm Verlorenen oder Vergessenen zu suchen verdammt war. Manchmal gewahrte ihn Daniel Ulfilas so in der Weite durch das offene Fenster von seinem Kathederstuhl in der Schulstube des Dreiangels aus und hielt, in schmerzlicher Starre hinüberblickend, plötzlich inmitten seiner lehrreichsten Thätigkeit inne. Seine Züge verrieten dann ein tiefes und schweres Bewußtseinsgefühl der Inkongruenz zwischen seiner ihm gegenwärtig auferlegten amtlichen Nötigung und der übermächtigen Gedankenfülle, mit der sein Geist sich der fernem, ruhelos suchenden Gestalt zuwandte, hilfsbereit an ihrer Seite zu gehen trachtete. Derartige Lehrpausen benützte die lernbegierige „Tribus“ vor dem Katheder zur Weiterbildung auf eigene Hand oder eigentlich mehr mit eigenen Händen, insofern sie die letzteren zu wechselseitigem Kitzeln, Stupsen, Kneifen und Buffen anwandte und diese für ihre Muskelentwicklung förderfamen Studien mit vorschreitendem Murren, Kichern, Lachen, Quietsen und Schreien

begleitete. Aus der Abwesenheit seines Geistes rückkehrend, befand sich der Poppenroder Gelehrte alsdann zuweilen plötzlich einem von Kopfwellen und Kopfnüssen stürmisch wogenden Meere gegenüber, oder nach dem von ihm bedeutungsvoller empfundenen Gleichnis, saß er wie ein Herrscher auf dem Thron über seinem in unbändigen Aufruhr losgebrochenen Volke. Bei solcher Wahrnehmung ging ein schicksalsernster Ausdruck über sein Gesicht, er murmelte vor sich hin: „Es ist die kaiserlose, die schreckliche Zeit — Eile fordern die Sterne, wenn nicht alles in dem Interregnum untergehen soll. Doch meine Hand ist nicht berufen, das Szepter zu führen, sie ist nur erkoren, dasselbe aufzufinden und dem von der Weltordnung Vorgesehenen zurückzugeben.“ Und jäh erhob er sich von seinem Thronsiß, verkündete, daß er, sich vor der großen Forderung der Zeit beugend, für heute seinen Herrscherstab niederlege, und eilte auf die Heerstraße hinaus. Mit einem Begeisterungsgeheul, die begonnene Männerschlacht fortsetzend, wälzten sich die Triarier ihm nach, während Peter Sötebier, ab und zu bei solchem Anlaß behaglich von der Thür aus hinter ihm dreinblickend, seine Verstandnislosigkeit durch die Meinung an den Tag legte, „der Sparren im Kopf des Schulmeisters schieße in diesem Sommer ins Kraut wie der Mäusewaisen beim Regen; bei ihm stamme das vermutlich vom Braumbier.“ Sonst jedoch nahm der Wirt zum Dreiangel nichts von einem bedenklichen Laumelloch-Wachstum weder in der Welt draußen noch auf seiner Bodenscholle gewahr, sondern war höchlichst mit dem ungewöhnlichen Jahre zufrieden, das seiner Wirtschaft zwei ständige und prompt mit gutem Gelde bezahlende Logiergäste zugeführt hatte.

Sobald aber Daniel Ulfilas in normalstündiger oder abnorm verfrühter Weise dem niedrigen Zustande, zu dem seine Amtspflicht ihn nötigte, entronnen war, stand er kurz, wie ein Hühnerhund, nur weniger mit der Nase als mit den Augen in die Luft witternd, und schoß danach über Haide und Sand, durch Meer und Sumpf in die Richtung fort, wo der Professor Anton Schabacker als dunkler Schattenriß gegen den Horizont auftauchte. Dieser war schon an das atemlos hastige Daherkommen des Schullehrers sowie an das außerordentlich hochgehende Interesse gewöhnt, welches derselbe an seinen Nachforschungen nahm, wenn er es zumeist auch in etwas absonderliche, sowohl ehrerbietige als dunkel-unverständliche Auskunftsweise einleidete. Er pflegte, abgezogenen Hutes, mit der Grußfrage zu nahen: „Sind Ihre Forschungen von der Vorsehung mit einem Fortschritte begünstigt worden?“ Eines Tages fragte er jedoch statt dessen sogleich in hoher Erregung: „Was führen Sie in Ihrer Rechten hier mit sich?“ Der Professor hielt einen ziemlich langen, weißen, eigentümlich geschuppten und gekrönten, einem kleinen Eisenbein-Szepterstock nicht unähnlichen Stengel in der Hand und antwortete: „Das ist *Equisetum Telmateia*, seu maximum, eine Schachtelhalmespezies, die lediglich auf sehr feuchtem Boden gedeiht und mir die Hoffnung einflößt, daß sie mir als Führer zum Fundort des von mir gesuchten botanischen Schatzes dienen wird, der gleichfalls die stark durchwässerte Moorerde liebt.“ — „Ich verstehe,“ erwiderte Daniel Ulfilas sehr ernst, „maximum magicum, die

Wünschelrute in der Form, die ihrem Zweck entspricht. „Und“ — ein Lächeln ging jetzt flüchtig um seine Lippen — „darf ich mir auch die Frage gestatten, mit welchem Namen Sie den botanischen Schatz belegen, zu dem jene Sie als Führer zu geleiten vom Schicksal begabt ist?“ Der Befragte sah flüchtig auf und entgegnete: „Ich habe Sie kennen gelernt, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden. Was ich hier zu finden hoffe, ist *Menyanthes trifoliata*, das Dreiblatt, auch Monatsblume genannt, als *herba trifolii fibrini* ein offizinelles Mittel wider das Fieber.“ Die Hand des Professors griff nach einer interessanten Pflanze vor seinen Füßen nieder, während Daniel Ufilas mit einem Ton, welcher der Inhaltschwere des Vernommenen entsprach, zurückgab: „Sie forschen nach dem Dreiblatt im Gebiete des weltgeschichtlichen Dreiecks — *trifoliata apud triangulum*. Die Blume dieses Monats, das Mittel wider das Fieber unsrer Zeit. Ich verstehe die Sprache der Diplomatie, Herr Professor, und weiß, daß ihr durch die Blume zu reden obliegt.“ — „Geht mir nicht völlig so, mein Bester,“ erwiderte der Botaniker, die aufgeraffte Pflanze näher beaugenscheinigend, „insofern ich nicht ganz verstehe, was Sie meinen.“ — „Ich meine,“ lächelte Daniel Ufilas, „daß jenes Dreiblatt, oder darf ich mich ausdrücken, die Krone jener geheimnisvollen Blume sich von goldener Farbe erweisen wird.“ — „Nein“ — der Professor Schabacker schüttelte kurz den Kopf, „das Blatt ist grün, die Blütentraube rötlichweiß und die Staubbeutel violett.“ — „Nun,“ versetzte der Hörer mit achtungsvoller Reserve, „ich vermaß mich nicht, über die Färbung des edlen Gesteins daran eine Mutmaßung auszusprechen.“

Die zweite Veränderung der Landschaft bestand ebenfalls in einer neuen Sachlage, die sich indes noch weniger als die erste bemerklich machte. Auch bewegte sie sich, wenn sie den Dreieck verlief, stets in einer andern Richtung, denn Gertrud Heidelerde liebte ebenso sehr die Trockenheit des Bodens als der Berliner Professor die Feuchtigkeit. Dem letzteren auszuweichen, fiel ihr nicht schwer, da er sich vom Morgen bis zum Abend auswärtig befand, doch auch wenn sie ihm zufällig einmal im Hause begegnete, ging sein Blick achtlos wie an einer höchst gewöhnlichen Pflanze an ihr vorbei. Mit Hanne-Soffe dagegen stand sie im allerbesten Verhältnis, half derselben, um sich die Zeit zu vertreiben, bei mancherlei Dingen in der Hauswirtschaft und bereicherte in schätzbarer Weise damit auch ihre eigenen, in derartiger Praxis sehr mangelhaften Kenntnisse. Sie lernte Milch abrahmen und buttern, spinnen und bleichen, sowie Flachs und Hanf unterscheiden, was die Wirtstochter als ausnehmend wichtig für die Beurteilung einer Brautaussteuer erklärte. Von einer solchen zu reden, bildete eine unverkennbare Lieblingsbeschäftigung Hanne-Soffe's, und die von ihr nach dieser Richtung entwickelten Anschauungen legten Zeugnis eines reiflichen und gereiften Nachdenkens darüber ab. Sie hielt es offenbar für den Beruf eines Mädchens, ein solches nicht länger als bis zu einer gewissen Altersgrenze zu bleiben, und sie schien nach ihren Äußerungen fast eine Pflicht desselben darin zu sehen, wenn die Angelegenheit nicht rechtzeitig von anderer Seite in die Hand genommen werde, selbstthätig für das Nichtüberschreiten jener Jahresstufe Sorge zu tragen.

Auch derartige Gespräche besaßen für Gertrud etwas Lehrreiches; so unvergleichlich sie der Wirtstochter auf allen sonstigen Gebieten der Bildung überlegen sein mochte, verfügte die letztere doch in dieser einen Beziehung über eine Trefflichkeit angeborener Dialektik, daß die junge Städterin bei der Verteidigung ihrer abweichenden Meinungen eigentlich stets gegen die ländliche Logik den Kürzeren zog. Es ließ sich wohl empfinden, daß Hanne-Soffe allerdings in dem von ihr vertretenen Fach bis jetzt nur Theoretikerin sei, allein als solche war sie entschieden Spezialistin, von eigenartigster Begabung, für die Praxis vorzubereiten und unter ihrem Auditorium Schule zu bilden. Zwar bestand ihre Zuhörerschaft lediglich aus Gertrud Heidelerche, doch bei dieser wurde jene Wirkung in so befriedigendem Maße erzielt, daß sie oftmals, ausgestreckt auf dem Rücken liegend und den Himmel über sich anschauend, noch geraume Weile über die letzte aus dem Munde Hanne-Soffe's hervorgegangene Mädchenweisheit nachdachte. Diese ruhend-kontemplative Beschäftigung aber betrieb sie täglich manche Stunde hindurch, hauptsächlich im Verlauf des späteren Nachmittags, und zwar fast immer in der einsamen, stillen und trocknen Gegend, wo der Pastor Wolfgang Schaffenrath sie auf der Ausrast von ihrer Wanderschaft schlafend angetroffen hatte. Auch jetzt schloß sie dort zuweilen eine Zeitlang die Augen, doch sie schlief nicht wieder, sondern sie ließ nur den leisen Wind mit ihrem feinen Stirngeflecht spielen, hörte, wie er mit den Birken um sie her lispelte, mit den Käfern summete und brummte, und wiegte sich in bewußtem Träumen auf seinem weichen Hauche hin und her. Dann öffnete sie die Lider wieder, sah die weißen Sommerwolken laugsam über sich fortziehen — kein Ton, keine Ahnung der lauten und nach ihrer Anschauung frevelhaft-thörichten Welt, von der sie aus Berlin fortgeschleucht und fortgeärgert worden, klang hierher — nur vor den aufgeschlagenen Augen zogen ihre Traum-bilder noch zerflatternd, wie bunte, gaukelnde Falter mit durch das friedliche Himmelsblau.

Allzeit war es gleich leer und schweigsam in weiter Runde um sie her, nur wenn so der Abend heranrückte, bekam sie zuweilen eine absonderliche Gesellschaft. Diese verkündete ihr Nahn durch das züenlich unmelodische Gebimmeln einer kleinen, blechern tönenden Glocke, und zugleich kam es über den Sand- und Heidegrund heran, wie man wohl von fern an sommerheißen Tagen einen kleinen, graubunflen Wolkenschatten über den hellen Boden hinwandern sieht. Doch bestand der Schatten nicht aus etwas Wesenlosem, sondern im Gegenteil aus dem Allerwesentlichsten für Poppenrode, Altenhagen und Helbertshusen, denn er setzte sich aus dem aneinandergedrängten Rudel der vereinigten „Heidschnucken-“Herde der drei Dörfer zusammen. Wie die wohlbegründete Sparsamkeit derselben nur einen Hirten für ihre zweibeinigen Sprößlinge zuließ, so hatte sie auch für die vierbeinigen nur einen gemeinsamen Hüter oder „Master“ nötig erachtet, der indes diesen offiziellen Titel nicht von der hohen Würde der englischen Bedeutung des Wortes herleitete, sondern ihu seiner Pflichtwahrung, die Mast der dörflchen Schafe zu überwachen, verdankte. Das war ein sehr ehrenvolles, Vertrauen bekundendes und im Grunde wichtigeres Hirtenamt als das an den Triariern

gelübte, doch leider, den Umständen gemäß, für viel Verantwortung nicht minder kärglichen äußeren Lohn tragend. Wie die Heidschnucken sich in der grauschwärzlichen Färbung ihrer krausen Haar ähnelnden Wolle von ihren sonstigen Stammesgenossen unterschieden, so thaten sie es kaum minder durch ihre gemüthliche Wesensart. Sie waren nicht „träg' wie ein Schaf“, blökten auch nicht halb blödsinnig wie ein Schaf, sondern tummelten sich, lebhaft aus ihren großen Augen sehend, munter, feck und behend umher und nötigten ihren Behüter dadurch den Tag hindurch zu stetiger Achtsamkeit. Der letztere trug die gleichfalls offizielle, von Jahrhunderten überlieferte Tracht aller „Master“ des weiten Heidelandes, grüne Zwilchhosen, einen langen, weißwollenen, innen rotgefütterten Mantel und einen so breitkrämpigen, von Sonne und Regen verwaschenen, tief in die Stirn gedrückten Filzhut auf dem Kopf, daß man von dem Gesicht darunter fast nichts gewahrnahm. Nachts haufte er mit seinen Tieren in einem Pferch bei Helbertshusen und trieb mit dem Herankommen der Dämmerung seine Herde an der Stelle vorüber, wo Gertrud Heidelerche sich um die Zeit aufzubalten pflegte. Es schien auch ein Lieblingsplatz von ihm zu sein, denn er machte dort täglich ein Viertelstündchen Halt. Doch er „breidelte“ nicht wie seine sämtlichen andern Amtsgenossen der Gegend „Schruckensocken“, das hieß, er strickte nicht, gleich den sonstigen Heideschäfern vom Morgen bis zum Abend, sitzend und stehend, schwarzgraue Strümpfe aus Heidschnuckenwolle, sondern er lehnte an einem etwas erhöht stehenden Föhrenstamm und schante, bis er seinen Heimzug fortsetzte, unbeweglich vor sich in die Richtung hinaus, wo der Dreiangel wie ein großer Würfel gegen das rote Abendhorizontlicht abstach.

So hatte Gertrud seine Bekanntschaft gemacht und war an das abendliche Erscheinen seiner Staffage in der stillen Landschaft gewöhnt. Sie wußte auch, daß er Christoph Offenkop hieß, doch allgemein nur Toffel oder Töffel genannt wurde und nach einer gelegentlichen Äußerung Hanne-Soffe's die letztere Namensbezeichnung in vollstem Maße verdiene. Dagegen ward sie eines Abends überrascht, als er einmal flüchtig seinen alten, zerknitterten Hut vom Kopf zog. Sie hatte sich unter Toffel eine Mannsperson in höheren Jahren vorgestellt, der wunderliche Aufzug sprach nicht dawider, und der auf ihn fallende Hutschatten ließ zumal im Zwiellicht von seinen Zügen kaum etwas unterscheiden. Doch statt des alten Mannesgesichtes kam bei jenem Anlaß ein höchstens im Anfang der zwanziger Jahre befindliches, mit zwei hellblauen, ein wenig wehmütig dreinblickenden Augen zum Vorschein, und obendrein zeigte es sich von so hübscher, beinahe poetischer Beschaffenheit, daß es unwillkürlich an die „jungen Schäfer“ aus alten Volksliedern oder Märchen erinnerte. Für diese besaß aber Gertrud Heidelerche besondere Vorliebe und fühlte sich deshalb durch das abendliche Eintreffen des Masters und seiner Herde nicht unangenehm in ihrer idyllischen Ruhe beeinträchtigt, sondern dieselbe eher vorm Tageschluß noch mit einer eigenartig stimmungsvollen Zuthat ausgestattet. Sie wartete mit ihrem Heimgang auf sein Kommen, das immer von dem Leithammel mit der blechernen Glocke am Hals angemeldet wurde, und auch er schien von der neuen Anteilnehmerin seines ein-

famlichen Reiches angezogen, denn er leistete ihr stets, ein halbes Duzend Schritte von ihr am Stamm lehrend, Gesellschaft, bis sie sich zum Aufbruch begab. Die Unterhaltung zwischen ihnen gestaltete sich indes vollständig einseitig, da er auf alle Ansprachen und Fragen Gertrud's nur mit dem Kopfe nickte oder schüttelte. Er war keineswegs stumm, wie Wolfgang Schaffenrath sie anfänglich hier gehalten, doch nach Hanne-Soffe's Aussage „so jungenhaft schüchternen Gemüthsart, daß es an eine Dummheit grenzte, die sich nur durch seinen täglichen ausschließlichen Verkehr mit den Schafen erklären lasse.“ In Helbertshufen war er als vaterlose Halbwaife zur Welt gekommen; wie seine jetzt lang verstorbene Mutter, die sehr hübsch gewesen sein sollte, dorthin geraten sei, wußte die Wirtstochter nicht und interessierte sich auch nicht dafür, aber die Gemeinde hatte sich des Knaben annehmen müssen und, aus der Not eine Tugend machend, das Ersprießlichste darin gesehen, ihn von dem derzeitigen, schon sehr alterswackligen Meister zu seinem Nachfolger ausbilden zu lassen. Und so sehr Löffel dadurch in dem lehrreichen Genuß verkürzt worden war, zu den Füßen Daniel Wsilas' zu sitzen, so hatte er, wie es schien, es doch ermöglicht, diese schwere Einbuße nach andrer Richtung nicht unübel auszugleichen. Er machte nicht weniger geistig als körperlich einen andern Eindruck als die übrigen Bauernburschen der drei Dörfer, wie wenn Wind und Sonne, Vogel und Eidechse auf der Heide ihn zum Ersatz für seinen Nahrungsausfall in der Schulstube des Dreiangels andre Nährstoffe zugetragen hätten. Das gemahnte wieder halbwegs an alte Märchenvorgänge und ebenso, daß diese andersartige Beschaffenheit in ihm bei seiner fast lebiglich kopfnickenden und schüttelnden schüchternen Schweigsamkeit zu einem Ausdruck gelangen konnte. Aber dennoch that sie's; Gertrud wußte selbst nicht recht, wodurch, doch sie hatte ein merkwürdiges Vertrauen zu Christoph Offenkop gewonnen, daß er in seiner stummen Weise auf jede Frage von ihr eine Antwort gebe, welche eigenes Nachdenken, Empfinden und Verständnis bekunde. Nicht als ob er ihr nach dem Munde erwiderte, er verneinte manches, was sie zu bejahen geneigt war, und umgekehrt, und über einen gewissen Bereich ging selbstverständlich sein Fassungsvermögen nicht hinaus. Von der Welt jenseits des Randes, wo der Himmel auf die Erde stieß, wußte auch er nichts, und Politik, Bildung, Wissenschaft und Kunst waren augenscheinlich Worte für ihn, mit denen er nicht mehr Begriffe verband, als wenn jemand ihn chinesisch angeredet hätte. Aber was sich so als allgemein menschliches, und zwar nicht als ein plummes, sondern als ein innerlich fein und selbst poetisch empfindendes Gefühl bezeichnen läßt, das traf bei Löffel auf eine mitklingende Saite, wie der Wind, ohne musikalischen Unterricht genossen zu haben, doch recht eigen anmutende Töne vermittelt einfacher Naturinstrumente hervorzubringen versteht. Wenn er so in der Dämmerung an den Stamm gelehnt stand, hatte er etwas von einer abendlich hervorgerufenen Dryas des Baumes, und so ungefähr betrachtete auch Gertrud Heibelerche ihn und sprach in der schönen Stille manchmal zu ihm, als ob sie mit den flatternden Traumbildern rede, die vor ihr durch das Himmelsblau hingegaukelt waren. Es war alles hier auf diesem Fleck Erde genau so, wie sie es

sich als Gegensatz zu dem Stimmenchor um sie in Berlin gewünscht und erhofft hatte, und die eigentümliche, selbstgesprächartige Unterhaltung mit Christoph Dissenkop bildete ihr gerade das weltentlegene Richtige für den Beschluß des Tages. Er hatte etwas so friedlich Bernühigendes und Anheimelndes, wie er reglos nach dem Dreiangel hinüberschauend dastand und sie kaum mehr von ihm sah als den Schimmer seines langen Mantels, das weiße Bastkleid der zuhörenden Dryade.

Dann sagte sie aufstehend: „Gute Nacht, Christoph“, und er nickte, eine kaum hörbar leise Antwort über die Lippen wagend, trieb seine Herde zur Nachtruhe linksab weiter gen Helbertshufen, und Gertrud wanderte dem Dreiangel zu. Es verging jetzt niemals ein Abend, an dem sich der Pastor Wolfgang Schaffentrath nicht dort einfand, zur stillen und ansteigenden Verwunderung seiner Hausgenossin Katharina Hollerbusch, welche eine solche Regelmäßigkeit des Wirtschaftsbesuches in dreißig Jahren nicht bei ihm kennen gelernt. Auf eine von ihr vorgebrachte Frage hatte er einmal sein jetzig allabendliches Hinübergehen durch die interessante Anwesenheit des Professors Schabacker aus Berlin im Dreiangel erkärt, doch, wie seit einiger Zeit öfter, in seiner unsicheren und halb befangen abbrechenden Sprechweise, daß seine liebe Käthe erst recht nicht gewußt, was sie eigentlich von dieser eigentümlichen Veränderung seines Wesens und Lebenswandels halten solle. Und vermutlich hätte sie die auf ihn geübte Anziehungskraft noch weniger begriffen, wenn sie einmal Ohreuzugin des Zusammensitzens in der Herrengaststube gewesen wäre. Gesprochen wurde dort fast kein Wort als die halblauten Monologbemerkungen, mit denen der Botaniker das Ordnen seiner am Tage eingeheimsten Pflanzen begleitete, denn Daniel Alfilaß sah, von einem tief-schweigenden, zuwartenden Ernst auf der Stirn überthront, wie eine jener Sphixre im zweiten Teile des „Faust“, welche

„Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht,
Überschwemmung, Krieg und Frieden,
Und verziehen kein Gesicht.“

So gestaltete sich die Unterhaltung stets derartig „interessant“, daß Wolfgang Schaffentrath allabendlich einmal aufstand, um ein Weilchen in dem dürftigen Garten hinter dem Dreiangel auf und ab zu wandeln. Hier traf er allemal seinen jungen Schützling, der darauf wartete, ihm bei diesem hin und wieder Gehen Gesellschaft zu leisten und Zwiesprache über mancherlei Dinge mit ihm zu führen, die über den Gedankenhorizont Hamme-Soffe's und Toffel's hinausgingen. Der Pastor erstaunte oft über den Kenntnisreichtum, die Klugheit und den feinen Sinn des von ihm in den Dreiangel gebrachten sonderbaren Gastes, und es besaß etwas äußerst Liebliches für ihn, so im Nachtdunkel die helle Stimme an seiner Seite zu vernehmen. Er hörte sie wohl mit seinem Ohr und doch eigentlich nicht er selbst, sondern als ein anderer, der statt seiner hier gehen mußte, um im tiefsten Innern die Schönheit solcher Geleitschaft empfinden zu können und zu dürfen. Seine Begleiterin machte ihm jetzt kein Hehl mehr daraus, was sie aus ihrer Vaterstadt fortgeschleudert und hierhergebracht habe, nur über ihren Namen

und ihre Zugehörigkeit beharrte sie bei allem kindlichen Vertrauen, das sie zu ihm gewonnen, in ihrer Aufschlußlosigkeit fort, denn die Zunge Gertrud Heidelerche's war sprachbehend, doch keineswegs unbotmäßig plapperhaft und konnte sich, wo es nicht in ihrem Wunsch lag, sehr bestimmt enthalten, Hirse, Linsen oder Erbsen auszustreuen.

Im übrigen ward ihr indes nach Ablauf einer Woche der Sunitag vom frühbeginnenden Morgen bis zum Abend hin doch etwas lang, um ihn ohne die gewohnten Hilfsmittel ihres städtischen Lebens zu verbringen. Ihr kleiner Kaugen hatte keinen Platz zum Mitnehmen von Büchern besessen; sie konnte allerdings ihre Phantasie damit beschäftigen, auf irgend etwas Besonderes zu warten, das eine Abwechslung in den Gleichgang der Tage hineinbringe, und that dies wohl auch. Doch es ereignete sich nichts, und es entsprach der menschlichen Natur, daß, wenn die Einbildung sich derartig harrend auf etwas niemals Eintreffendes gerichtet hält, die Stunden dadurch eine noch längere Dehnung erlitten. So dachte Gertrud über ein Mittel zur Verkürzung derselben für sich nach, geriet auch bald auf ein solches und sprach eines Tages Daniel Wlilas, als dieser die Schulstube verließ, mit der Frage an, ob er ihr gestatte, während ihres hiesigen Aufenthaltes am Vormittag ein paar Stunden lang den Unterricht der Dorfmadchen zu übernehmen. Der Befragte stand im ersten Augenblick wie von einer Erstarrung gelähmt, danu bückte er sich ohne Rücksicht auf eine Gefährdung seines Magens jählings mehr als rechtwinklig zusammen und versetzte feierlich: „Signum magnum temporis — das Wiederheraufbrechen des goldenen Zeitalters, darin die Erlauchten nicht allein für die leibliche, sondern auch für die geistige Wohlfahrt der geringsten ihres Volkes selbst Sorge zu tragen beflissen sind. Ich verstehe die Sprache der Hoheit, doch ich weiß meine Erwidernng in die mir gebotenen Schranken zurückzudämmen, und ich entzgne nur: Das Angebot Ihres großen Herzens findet mich in dankbarer Unterwürfigkeit.“

„Großes Herz?“ lachte Gertrud — „ehrlich gesagt, Herr Lehrer, thu' ich's mehr aus Langerweile.“

Daniel Wlilas verbeugte sich nochmals zu gleicher Tiefe. „Ich verstehe; die Weile ist noch lang. Möge sie vom Schicksal nicht zu lang vorbeistimmt sein!“

„Ja, das wollt' ich auch!“ entschlüpfte es gewissermaßen, wie mit einem leisen Seufzeranhauch den Lippen Gertrud Heidelerche's, und seit dem Tage fand sie sich allmorgentlich mit in der Schulstube ein, um das Regiment an den seitwärts abgesonderten Bänken der flachsköpfigen Tritricarierinnen zu übernehmen. Die letzteren betrachteten zuerst die Erscheinung der neuen Lehrerin mit rund auf gerissenen Augen wie ein von der Sonne oder vom Mond in den Dreiangel heruntergefallenes Fabelgeschöpf, aber bald begannen die hellsternigen Blicke desselben eine merkwürdige, bisher in dem Raum unbekannt gewesene Wirkung zu üben, daß sie sich nur irgendwohin aufzuschlagen brauchten, um sofort Ruhe, Aufmerksamkeit und Lerneifer hervorzurufen. Gertrud hatte unverkennbar keinen Lehrerin-Kursus durchgemacht, und ein Oberschulrat hätte vermutlich höchst be-

denklich über ihre Unterrichtsmethode den Kopf geschüttelt. Aber für Poppenrode, Altenhagen und Helbertshufen war sie wie ein Wundergeschenk des seltsamen Jahres und brachte besonders noch für Daniel Alfila eine gnadenreiche Erlösung mit sich. Denn nach der in allen Landen berechtigten Eigentümlichkeit hoffnungsvoller weiblicher Jugend hatten seine Criticarierinnen ihm unterzeiten fast mehr auf der Nase getraumpelt als gespielt, und mit dem Blick vom Katheder herab ab und zu die neue staunenswerte Ordnung und Botmäßigkeit auf den Mädchenbänken überstreichend, vernurmelte er dann und wann, doch — die ihm gebotenen Schranken achtend — tonlos in sich hinein: „Die angeborene Macht der Herrscherin!“

(Fortsetzung folgt.)



Die orientalische Frage und die türkische Parlamentsverfassung.¹⁾

Von

Wilhelm Lord Stratheden-Campbell,

Mitglied des englischen Oberhauses.

Die letzten Blaubücher gewähren uns — obwohl im Parlamente, das in seiner Sitzung mit andern anstrengenden Geschäften überhäuft war, nicht besonders viel davon gesprochen worden ist, — dennoch genügenden Grund zur Beunruhigung in bezug auf die orientalische Frage. Freilich wird in ihnen keine neue, engere Verbindung zwischen Frankreich und Rußland nachgewiesen, deren eventuellem Abschlusse der Sultan nicht gleichgültig gegenüberstehen könnte, und auch in bezug auf Griechenland geht aus denselben nicht hervor, daß die hellenische Regierung sich durch die Zwistigkeiten, welche zwischen dem Patriarchen von Konstantinopel und dem Erarchen von Bulgarien entstanden sind, zu einer Feindseligkeit gegen die Hohe Pforte habe hinreizen lassen, aber die bloße Thatfache, daß ein ganzer Band dieser Blaubücher sich mit der Insel Kreta beschäftigt, liefert uns einen Beweis dafür, daß auf diesem Eilande ein Kampf mit sehr großer Erbitterung und Heftigkeit durchgeführt wird, wenn uns auch keine besonders hervortretenden Einzelereignisse gemeldet werden; und ein noch kräftigeres Licht wird auf Bulgarien und seine nimmer ruhenden ehrgeizigen Bestrebungen geworfen und zwar durch die Berichte des russischen Reisenden M. Satschschew, welche dem auswärtigen Amte durch Vermittelung des Baronets R. Morier zugegangen sind. Den interessantesten Teil dieser Berichte bildet

¹⁾ Der neuerliche Zwischenfall in der Dardanellenfrage hat die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf die orientalische Frage hingelenkt; infolgedessen werden die folgenden Bemerkungen eines englischen Politikers, welcher sich lange Zeit mit dem Gegenstande beschäftigt hat, auch in Deutschland Interesse finden.

meines Erachtens die Mittheilung einer Erklärung der bulgarischen Regierung an die Hohe Pforte, in der die erstere ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck bringt und eine ganze Reihe von Beschwerdepunkten aufzählt, um zuletzt ganz kurz und klar die Zumutung an die ottomanische Regierung zu richten, sie möge so bald wie möglich auf ihre Stellung als Suzeränin gegenüber Bulgarien verzichten. Wenn dies Ziel erreicht werden sollte — und seit dem Berliner Vertrage ist schon mehr als ein Schritt in dieser Richtung gemacht worden — so würde das Inslebentreten eines neuen souveränen Staates auf der Balkanhalbinsel überall in Europa Eifersucht erwecken und würde auch für Rußland ein breiteres Einmarschthor und mehr Gelegenheit zu Einmischungen gewähren, als es aus der nicht anerkannten Regierung des Fürsten Ferdinand bisher hat entnehmen können. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß nach Ausweis der Blaubücher die Regierung des Fürsten Ferdinand noch immer fort dauert und noch immer von der Hohen Pforte und von den Mächten, welche dies Lehensfürstentum geschaffen haben, nicht anerkannt ist. Wenn übrigens diese Regierung auch von der Hohen Pforte, von Großbritannien und von allen andern Mächten anerkannt wäre, ohne daß Rußland seine Zustimmung gegeben hätte, so würde ihre rechtliche Lage damit noch nicht geändert sein.

Hierbei mag es übrigens mit dem angeblichen Ausspruche des Fürsten Bismarck, daß die orientalische Frage nur alle dreißig Jahre einmal kritisch werde, seine volle Richtigkeit haben. Die Zeiträume, welche zwischen dem Vertrage von Adrianopel und dem Krimkriege, und zwischen diesem und dem Kriege von 1877 liegen, waren länger, und viele Dinge scheinen auf vorbereitende Maßregeln hinzuweisen, durch die eine im übrigen drohende Gefahr möglicherweise abgewendet werden kann.

Der Baronet Charles Dilke und der Oberst Maurice haben diese Seite der Frage erschöpfend behandelt; es ist ein Glück für eine Nation, wenn zwei so außerordentlich begabte Männer ihr Augenmerk auf die Fragen der nationalen Verteidigung und der Kriegsgeographie hingelenkt haben; und wenn diese beiden Männer auch dem Scheine nach Gegner sind, so arbeiten sie doch thatsächlich zusammen. Die Aufgabe Dilke's besteht darin, daß er mit suchender Hand alle Schwächen und Fehler bloßlegt, während Maurice mit seinem scharfen Verstande alle Hilfsquellen, alle Anordnungen und Verbindungen ausfindig macht, durch die die Schwächen und Fehler wieder gut gemacht werden können, und der Schluß, den ich aus ihren Arbeiten ziehe, ist der, daß die Hilfskräfte heute nicht mehr so dringend erforderlich zur Abwehr eines fremden Angriffes sind, wie sie früher waren, und daß sie deshalb mehr für Zwecke in entfernteren Gegenden nutzbar gemacht werden sollten, als bis jetzt geschieht. Wenn das geschehen wäre, würde man mit größerer Zuversicht auf die Mitwirkung des wegen seiner militärischen Macht so hervorragend angesehenen deutschen Reiches rechnen können, welches schon im Jahre 1877 zur Abwendung des damaligen Krieges sehr wohl im Stande gewesen wäre, und dem es auch jetzt nicht unmöglich sein würde, die Regierungen Belgiens, der Niederlande, Dänemarks und Schwedens zur Thätig-

feit im Interesse Europas zu veranlassen. Zu diesen gefahrabwendenden vorbereitenden Maßregeln würde es meiner Ansicht nach aber auch gehören, daß man den Versuch machte, die türkische Parlamentsverfassung von 1876 wieder ins Leben zurückzurufen; und man möge mir eine kurze Darlegung der Gründe gestatten, welche mich zu dieser Ansicht geführt haben.

Das erste Glied in dieser Gedankenkette ist das, daß Großbritannien noch immer darauf angewiesen ist, Konstantinopel zu verteidigen. In dieser Hinsicht mag man sich mit Erfolg an den Baron von Worms, ein Mitglied der britischen Regierung, halten, welcher diese Behauptung mit den schlagendsten Gründen als richtig nachgewiesen hat. Diese Aufgabe kann aber ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung in Großbritannien nicht erfüllt werden; eine solche Unterstützung ist aber ihrerseits nur dann zu erreichen, wenn in der Verwaltung des türkischen Reiches wesentliche Verbesserungen eingeführt werden. Die britische Botschaft allein hat, wie wir sehen, diese Verbesserungen nicht durchsetzen können, so begab ihre Vertreter auch gewesen sind; es müssen daher noch andere Kräfte mitwirken, und keine andere verspricht so viel Erfolg wie die Wiedereinführung eines osmanischen Parlaments. Die Presse versagt, weil die Parlamentsverfassung eingeschlafen ist. Selbst der *Levant Herald*, die große Zeitung des Ostens, ist zeitweiligen Verfinsterungen unterworfen.

Wenn wir noch einen Schritt weiter gehen, so sehen wir, daß die Verdienste und der Nutzen der türkischen Parlamente von demjenigen Diplomaten, welcher sie beobachtet hat, bezeugt worden sind. Vor allen Dingen ist die Ansicht des Baronets H. Layard während einer zehnjährigen Beobachtung und Erwägung unverändert geblieben. Dies sind die Gründe, die mich überzeugt haben; mögen sie so langweilig sein, wie ein Satz von Euklides, so sind sie doch auch eben so unwiderleglich.

Wenn man die Depeschen des Baronets H. Layard, Lord Salisbury's und einiger anderen miteinander vergleicht, so wird diese Auffassung sich als die einzig richtige darstellen. Man wird daraus ersehen, daß die Verfassung von Seiten der Türkei den befreundeten Mächten bekannt gemacht ist, als eine Sicherheit dafür, daß die von ihnen dringend verlangten Reformen herbeigeführt werden. Eine Heranziehung dieser Depeschen ergibt ferner, daß die Verfassung in der Theorie noch Ende 1878 bestanden hat, und daß die vom Sultan ausgehenden Verordnungen dem Namen nach der Durchsicht durch die Kammern unterworfen wurden, und ich weiß nicht einmal, ob diese Form nicht auch heute noch beobachtet wird. Sollte dies der Fall sein, so wäre es der türkischen Regierung ja noch leichter, einer eventuellen Bitte der befreundeten Mächte um Wiederherstellung der Parlamentsverfassung nachzugeben. Denn man brauchte den Sultan nur darum zu bitten, daß er eine gesetzliche Vorschrift auch zum Gegenstande der verfassungsmäßigen Beobachtung machte.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß der Krieg des Jahres 1877 im wesentlichen durch einen Mißgriff der Konstantinopeler Konferenz hervorgerufen worden ist, denn diese hätte die damalige Parlamentsverfassung im ganzen an-

nehmen und stützen sollen, da sich ja im einzelnen leicht Veränderungen nach dem Ermessen der Konferenzmächte vornehmen ließen. Dagegen hat die Konferenz den Fehler begangen, daß sie diese Verfassung im ganzen ablehnte und statt dessen Zumutungen an die Türkei richtete, deren Erfüllung sie weder durch das öffentliche Recht noch durch besondere Verträge zu verlangen befugt war. Die Gründe, aus denen der Sultan auf diese Zumutungen nicht eingehen konnte, sind aus den veröffentlichten Depeschen zu entnehmen; trotzdem aber gab seine Weigerung, sich von der Konferenz regieren zu lassen, der russischen Regierung den Anlaß zu dem Einfall in die Türkei. Hätte damals ein türkisches Parlament unter der wohlwollenden Unterstützung der befreundeten Mächte getagt, so hätte der russischen Regierung ein solcher Kriegszug vollkommen aussichtslos erscheinen müssen, und sie würde ihn nicht gewagt haben. Und wenn ein solches Parlament heute unter der wohlwollenden Unterstützung der befreundeten Mächte tagte, so würde es für das türkische Reich den besten Schutz gegen einen feindlichen Angriff gewähren, den man sich denken kann. Denn in diesem Falle würde niemand im Stande sein, einen Angriff mit angeblichen Mißbräuchen in der türkischen Verwaltung zu rechtfertigen, da die Anwesenheit des Parlaments als Garantie für eine freiwillige und friedliche Reform dieser Verwaltung angesehen werden müßte, und der Angriff würde nicht als ein solcher gegen eine despotische, sondern als ein solcher gegen eine freie Regierung dastehen.

Zu einer Depesche, welche der Lord Salisbury während seiner Teilnahme an der Konstantinopeler Konferenz verfaßt hat, beklagte er sich darüber, daß die Kenntnis der türkischen Sprache zur Teilnahme an den Debatten erforderlich sei, und sprach zugleich seine Ansicht dahin aus, daß das türkische Parlament sich zu sehr an die Form annäherte, welche Frankreich im Jahre 1852 angenommen hätte. Das letztere kommt mir zwar nicht übermäßig wahrscheinlich vor, doch will ich beide Angaben als zutreffend hinnehmen. Aber es kann der Fall vorkommen, daß man eine Verfassung für fehlerhaft hält und doch gezwungen sein kann, sich damit zufrieden zu geben, wenn sie das einzige Mittel ist, um einer nahdrohenden Gefahr entgegenzutreten. Lord Palmerston hat überall auf der ganzen Welt die Einführung von konstitutionellen Verfassungen begünstigt, um so eine Waffe gegen die despotischen Mächte auf dem Kontinente zu schaffen, ohne daß er dabei jede einzelne Verfassung in allen ihren Einzelheiten für fehlerfrei gehalten hätte. Griechenland wird als unabhängiger Staat von Frankreich, Rußland und Großbritannien gemeinsam gestützt, ohne daß diese Mächte dabei für eine Monarchie mit einer einzigen Kammer eine besondere Vorliebe hätten; denn Frankreich steht der Monarchie in jeder Gestalt gegnerisch gegenüber, Großbritannien ist Gegnerin des Einkammersystems, und Rußland verwirft alle Arten der Volksvertretungen, mögen sie auf dem Einkammersystem oder dem Zweikammersystem beruhen, und besonders verwirft es den Grundsatz, daß der König sich dem Willen des Parlaments unterordnet. Übrigens werden Lord Salisbury und seine Freunde, von denen die Hohe Pforte ihre Leitung erwartet, keine

Schwierigkeit darin finden, eine Verfassung zu entwerfen, welche noch fester und gesicherter ist als die des Jahres 1876.

Wenn übrigens in Großbritannien nur eine geringe Neigung hierfür besteht, so ist das zur Zeit ganz natürlich. Wenn ein Parlament die Gesetzgebung und Verwaltung eines Staates zweihundert Jahre hindurch geregelt hat, so hat man ein lebhaftes Gefühl für alle Anzuträglichkeiten, die die Parlamentsverfassung mit sich bringt, während die vielen ernsthaften Übel, vor denen sie das Land während dieser ganzen Zeit bewahrt hat, weniger oder gar nicht beachtet werden. Die Leute pfelegen der einen Kammer eine unruhige Behandlung der Geschäfte, und der andern einen Mangel an Regsamkeit vorzuwerfen; die einen sind besorgt durch beständigen Wechsel in den leitenden Grundsätzen, die andern beklagen sich darüber, daß neue Maßregeln zu viel Widerstand finden, und sehnen sich nach einem Wechsel, um die Hindernisse zu beseitigen; eine Denkart, die durch die zensurischen Prophetengesänge Carlyle's gefeiert worden ist. Auch der Earl Grey hat seinerseits Aufsätze geschrieben, in denen er die Übel nachweisen will, die mit der gegenwärtigen Regierungsform Großbritanniens verknüpft sind; aber dies ist eine Methode, die sich wohl in einem Lande anwenden läßt, in welchem schon seit langer Zeit ein Parlament bestanden hat, aber nicht in einem Lande, in welchem bisher eine vollkommen ungemilderte Autokratie geherrscht hat. Wie es eine Zeit zum Säen und eine andre Zeit zum Ernten giebt, so giebt es auch Zeiten, welche zur Schaffung von Parlamenten, und andre, welche zur Ausbildung und Verbesserung derselben geeignet sind. Es verträgt sich sehr wohl mit den Gesetzen der Geschichte und mit den verschiedenen Wegen, die die menschliche Entwicklung nimmt, daß man in dem einen Lande einen Simon von Montfort und in einem andern Lande einen Cäsar nötig hat.

Hierbei muß auch noch folgendes beachtet werden. Die absolute Herrschergewalt hat niemals vermocht, in der Türkei vollkommen befriedigende Zustände herbeizuführen; und es ist meines Erachtens auch den Geschichtsschreibern des Ottomanischen Reiches, v. Hammer-Purgstall und Lamartine, nicht gelungen, das Gegenteil zu beweisen. Der türkische Absolutismus ist ein anderer als derjenige, welcher in Preußen bis zum Jahre 1848 geherrscht hat, und welcher selbst einem so ausgesprochen radikalen Politiker wie Cobden, der es nach seinem erfolgreichen Ansturm gegen das Kornzollgesetz befehlt hat, ein so durchaus günstiges Urtheil ablockte; und er hat noch viel weniger Ähnlichkeit mit der englischen Regierung in Indien, wo ein Vizekönig von der Königin eingesetzt, von der Presse aufgeklärt und von einer Ratsversammlung unterstützt wird; und wenn der Absolutismus einen solchen Charakter hätte, so würde kein Grund zu seiner Beseitigung vorliegen; ja, es wäre ein Glück für die Welt, wenn eine so günstige Regierungsform, wie die indische mit einer Ausnahme ist, verallgemeinert werden könnte.

Es würde geradezu widersinnig sein, wenn man annehmen wollte, daß die befreundeten Mächte das Recht hätten, sich in jede kleine Einzelheit der türkischen Verwaltung, ihre Steuern, ihre Rechtspflege, ihre Polizei und die Besetzung ihrer

Ämter, aber nicht in die wichtige Frage der allgemeinen Staatsverfassung einzumischen, während sie doch in dem letzten Punkte Gelegenheit hätten, ein schönes Denkmal ihrer Überlegenheit zu errichten, oder doch wenigstens ihren Einfluß äußerlich zu bezeugen.

Man muß allerdings mit der Möglichkeit rechnen, daß der Versuch mißlingt; es ist möglich, daß das Gegentheil von dem eintritt, was Layard ausgesprochen hat; es ist möglich, daß die Mißregierung fort dauert und anarchische Bestrebungen ihr Wesen zu treiben beginnen, während zugleich heftige politische Parteien entstehen, die die Bewältigung dieser Übel erschweren. Aber es ist möglich, daß sich für diesen Fall neue Aussichten zeigen, die sich heute noch nicht im entferntesten voraussehen lassen. Es ist möglich, daß die Erfolge des großen Ereignisses des Jahres 1453 abgeschwächt werden, es ist möglich, daß ein neues System entsteht, welches Europa einem Eindringling nicht preisgeben würde, und welches dadurch für Konstantinopel einen Schutz gegen die gefürchtete feindliche Besetzung bieten würde, und welches möglicherweise mit dem Fortschreiten der Zeit und unter günstigen Umständen dem Weltteil Asien das Licht wiedergeben würde, dessen es sich früher erfreut hat.

Die Grundlagen eines solchen Systems sind entweder in Bukarest oder in Athen zu suchen. Griechenland strebt dahin, die Herrschaft des Mohammedanismus zu erschüttern, und Rumänien, gedeckt durch das Deutsche Reich, ist bereit, die Führerschaft bei jeder Neuordnung der politischen Verhältnisse des Ostens zu übernehmen.

In der Zahl seiner bewaffneten Mannschaften kommt es der Türkei zwar nicht gleich, aber wir haben gesehen, daß auch letzteres Land trotzdem nicht im Stande ist, sich selbst zu verteidigen; und soweit stehen beide sich gleich. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß Europa das eine der beiden Länder zu halten vermag, während die Kraft oder der Wille, das andre zu beschützen, nachläßt.

Die Wiederherstellung der türkischen Parlamentsverfassung ist der erste Schritt, und wenn dieser gethan ist, wird die zu Anfang erwähnte wichtige Frage für uns keine Schrecken mehr haben.

Und nun zum Schlusse noch eine kurze Bemerkung über die Dardanellenfrage. Nach einer sorgfältigen Prüfung der Verträge von 1841, 1856 und 1871, welche ich bei mir habe, fühle ich mich nicht im Stande, eine Meinung darüber auszusprechen, ob dieselben verletzt sind oder nicht. Denn es hängt hier alles von der richtigen Auslegung des Wortes „Kriegsschiffe“ ab, nämlich davon, ob unter „Kriegsschiffen“ nur solche Fahrzeuge verstanden werden, mit denen man ein Bombardement ausführen kann, oder auch solche Schiffe, in welchen Soldaten mit ihren Waffen befördert werden. Es ist aber sicher, daß die Organe der Großbritannischen Regierung und viele einflußreiche Personen in Berlin der Ansicht sind, daß der Sultan sich leider zu einer schwächlichen Nachgiebigkeit hat hinreißen lassen; und man wirft der Türkei vor, daß sie die Interessen ganz Europas nicht mit der nötigen Kraft und Energie gegenüber der russischen Re-

gierung vertreten hat. Hieraus geht wiederum hervor, daß man die Türkei durch Wiederaufrichtung derjenigen Parlamentsverfassung stärken muß, welche unter dem Drucke Rußlands in Folge des Vertrages von San Stefano zusammengebrochen ist.



Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

Die autobiographischen Aufzeichnungen Leopold von Ranke's in dem Schlußband seiner sämtlichen Werke reichen bis zum Jahre 1870; was über diese Zeit hinausgeht, besteht nur in ganz allgemein gehaltenen Andeutungen, die wenige Zeilen einnehmen. Die Veröffentlichungen aus dem sogenannten „Tagebuch“, so bedeutsame Aufschlüsse sie über Ranke's Geistesleben geben, und so wichtig sie sind, insofern sie seine Denkweise, seine Auffassung von Ereignissen und Persönlichkeiten im eigenen Ausdruck wie im Spiegelbilde erkennen lassen, gewähren hierfür doch ihrer ganzen Anlage nach keinen eigentlichen Ersatz.

Es dürfte daher den Verehrern Ranke's, und deren giebt es doch eine nicht unbeträchtliche Zahl, vielleicht nicht ganz unerwünscht sein, über seine letzten Lebensjahre von 1870 bis zu seinem Tode wenigstens in einem gewissen Grade und in gewisser Weise zusammenhängende, etwas ausführlichere Mitteilungen als die bisherigen, zu deren Ergänzung und auch Berichtigung sie bestimmt sind, zu empfangen, die, wenn keinen andern Wert, doch den, daß sie auf unmittelbarer Kunde beruhen, beanspruchen können. Was dem Unterzeichneten trotz mancher entgegenstehenden Bedenken den Mut verleiht, solche der Öffentlichkeit vorzulegen, ist der Umstand, daß er in der angegebenen Zeit, eine durch Krankheit veranlaßte, dreivierteljährliche Unterbrechung abgerechnet, bei Ranke die Stellung eines Amanuensis oder Sekretärs innegehabt hat. Wenn meine Beziehungen zu Ranke im wesentlichen nur litterarisch-wissenschaftlicher Natur gewesen sind, so fällt doch diese Beschränkung für dessen späteste Lebensperiode nicht allzu sehr ins Gewicht; denn eben um die Zeit trat ich ein, in der Ranke, indem er auf jede andre Thätigkeit, insbesondere die an der Universität, Verzicht leistete und sie aufgab, auch nicht mehr in der Lage war, an der aktuellen Politik wirksamen Anteil zu nehmen, sich ausschließlich der schriftstellerischen Produktion zu widmen begann, die dann mit den dazu erforderlichen Vorbereitungen, da er zugleich, im Fortgang der Jahre mehr und mehr, vom gesellschaftlichen Verkehr sich zurückzog, sein Leben fast völlig ansfüllte. Übrigens habe ich die nachfolgenden Aufzeichnungen nicht ganz aus eigenem Antrieb abgefaßt. Schon am Tage, als man Ranke zu Grabe trug, haben andre seiner Schüler sich an mich mit der Aufforderung gewandt,

auf Grund meines langen Zusammenarbeitens mit ihm mich über ihn, besonders seine Arbeitsmethode, vernehmen zu lassen¹⁾. Und es war fast gleichzeitig damit, daß der Herausgeber der Deutschen Revue in einem an mich gerichteten Aufschreiben für einen Aufsatz über Ranke mir die Spalten dieser Zeitschrift zur Verfügung stellte. Damals der Einladung zu entsprechen, ward für mich durch den Seelenschmerz über den erfahrenen Verlust, von dem ich tiefer betroffen worden war, als mir selbst bewußt wurde, durch die Auflösung der gewohnten Beziehungen, die mich im Gemüt erschütterte, durch die Rückwirkung, welche der Wechsel der Verhältnisse, die infolge des Todesfalles eintraten, auf mich übte, zur Unmöglichkeit. Später bin ich durch die Beschäftigung mit bibliothekarisch-litterarischen Arbeiten, die einen großen Zeitaufwand und manche Mühwaltung erforderten, von der Erfüllung des geäußerten Verlangens, das mir indes immer in Erinnerung blieb, abgelenkt und demselben nachzukommen verhindert worden. Auch gegenwärtig schreite ich nicht ohne Besorgnis und Schen an die Ausführung der vorgesehnen Absicht. Denn nahe der Schwelle des Greisenalters wage ich es zum ersten Male mich mit einer Konzeption an einen weiteren Leserkreis zu wenden, nachdem ich bis dahin nur und zwar eine sehr kleine Reihe wenig umfangreicher, streng wissenschaftlicher Spezialuntersuchungen habe drucken lassen. Es entgeht mir nicht, daß ich, an Form und Methode gelehrter Arbeit seit lange her gewöhnt, mich von denselben bei diesem ersten Versuch in anderer Richtung noch keineswegs vollkommen oder auch nur zur Genüge emanzipiert habe. Ich muß deshalb um Milde und Nachsicht des Urteils bitten; man möge nicht außer acht lassen, daß ich mit dieser Abhandlung dem Andenken einer großen und wenigstens meiner Überzeugung nach für alle Zeiten bedeutenden litterarischen Persönlichkeit, mit der mich für eine Zeitlang meine Lebenswege zusammengeführt haben, gewissermaßen in moralischer Röttigung den schuldigen Tribut, soweit ich dazu im stande bin, darzubringen meine.

Mit den Erörterungen hervorragender Gelehrten, die, auf höherer Warte stehend, sich der Geschichtschreibung Ranke's gegenüber kritisch und expliativ verhalten, sie in ihrer Gesamtheit zu umfassen, in ihrer inneren Entwicklung zu erkennen, die zu Grunde liegenden allgemeinen Anschauungen zu erforschen und zu würdigen bestrebt sind, die einzelnen Werke beurteilen, ein allseitiges Bild seiner Persönlichkeit, ein vollständiges seines Lebensganges entwerfen, wird mein Aufsatz, auch für die angegebenen Jahre, keine oder doch nur scheinbare Berührungspunkte haben. Eher betrachte ich als meinen Vorgänger meinen zeitweiligen Kollegen in dem Sekretariat Georg Winter in seinen „Erinnerungen an Leopold von Ranke“ in Nord und Süd, Band XXXVIII. (1886) S. 204—225. Als meine wesentliche Aufgabe betrachte ich eine soviel als möglich unbefangene und wahrheitsgetreue Wiedergabe des in Bezug auf Ranke Wahrgenommenen, des von ihm

¹⁾ Dahin ging auch ein Ersuchen, das fünf Vierteljahre später (August 1887) aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika an mich gerichtet wurde: „Please give me a description of the method of work. Did v. Ranke dictate all his work? How many hours a day could he work?“

Empfangenen und Mitgeteilten; gewissermaßen von ihm mir Überlieferten, in der Weise eines einfachen Referats. Auf ein Eindringen von der Außenfläche in Charakter und Geistesart Ranke's verzichte ich; selbst wenn ich mir hierzu die Fähigkeit zutraute, was nicht der Fall ist, so würde mir dies schon durch die Dürftigkeit und das Fragmentarische des Materials, über das ich verfüge, verboten werden. Von einer Ergänzung desselben durch Kombination mit dem, was sonst über Ranke bekannt geworden ist, sehe ich ab, weil dadurch die Unmittelbarkeit der Berichterstattung alteriert und ein fremder Bestand in dieselbe würde eingeführt werden. An der Einfügung von Einzelheiten, die anderswoher entlehnt sind, deren Ursprung überdies jedesmal kenntlich gemacht ist, habe ich mir die äußerste Beschränkung auferlegt.

Bevor ich mit dem eigentlichen Gegenstande meiner Abhandlung beginne, bin ich wohl verpflichtet, — denn von mir selbst zu sprechen, kann ich auch ferner nicht ganz vermeiden, — anzugeben, wie ich mit Ranke bekannt geworden, und auf welche Weise ich in seine Umgebung gezogen worden bin.

Zu Ausgang des Sommers 1854 begab ich mich zur Fortsetzung meiner in Königsberg begonnenen philologischen und historischen Universitätsstudien nach Berlin ¹⁾, wo ich die Vorlesungen Ranke's hörte und an den von ihm geleiteten historischen Übungen teilnahm; zu Ende des Wintersemesters 1856/7 promovierte ich. Bei dem Besuch, den ich auf diesen Anlaß Ranke abstattete, forderte er mich mit den einleitenden Worten: er habe mit mir etwas Besonderes vor — auf, noch länger in Berlin zu bleiben, und stellte an mich den Antrag, mich von ihm beschäftigen zu lassen. Was ihn vornehmlich dazu bewog, mir diesen Vorschlag zu machen, war, wie ich aus seinen Äußerungen entnehmen konnte, eine zugleich mit der lateinisch geschriebenen Dissertation von mir der Fakultät eingereichte, wenig umfangreiche, in deutscher Sprache abgefaßte Abhandlung. In derselben hatte ich in kurzen Zügen eine Charakteristik der Geschichtschreibung des Altertums nach ihren typischen Gestaltungen: der absolut-supranatural-religiösen, der objektiv-real-pragmatischen und der subjektiv-psychologisch-moralischen zu geben und den Nachweis zu führen unternommen, daß eben diese Typen die der Idee nach einzig möglichen seien, welche in der hebräischen, griechischen, römischen Litteratur zu relativ in sich vollendeter Ausbildung gekommen wären und in minderer oder größerer Formenreinheit auf Grund der Fortentwicklung, der Bereicherung und Vertiefung der universalen Weltanschauung, wie der spezifisch historischen Studien in einem der Wahrheit an sich mehr und mehr sich annähernden Prozeß in Auffassung, Darstellung und Gedanken fortdauernd sich erneuerten. Bei der Erörterung war von mir die moderne Geschichtschreibung nicht ganz übergangen worden, Ranke glaubte, aus der Arbeit, besonders aus dem letzteren Abschnitt, schließen zu dürfen, daß ich bereits einige historische Schriften gelesen hatte; in dieser Voraussetzung lag das eigentliche Motiv seines Antrages, insofern von einem solchen

¹⁾ Ich hatte von Johannes Voigt ein Empfehlungsschreiben an Ranke, von Schubert an Siegfried Hirsch mit erhalten.

überhaupt die Rede war oder es doch erkennbar hervortrat. Es wäre indes möglich, daß Ranke, wiewohl er hiervon nicht sprach, der Meinung gewesen ist, ich würde mich in sein schriftstellerisches Wirken ohne große Schwierigkeit finden, verhältnismäßig leicht lernen, seine darauf bezüglichen Anweisungen zu verstehen und zu befolgen, für welche Annahme ihm meine Benutzung seiner Andeutungen über die Bearbeitung des von mir zur Dissertation gewählten Themas, besonders in Rücksicht der Disposition, — er hatte mir in Betreff des Inhalts der Abhandlung seine Zufriedenheit bezeigt, gleich wie mit den Resultaten im allgemeinen sich einverstanden erklärt — einen Anhalt liefern konnte. Auf Ranke's Vorschlag einzugehen, gestatteten mir zu jener Zeit, wie ein halbes Jahr später, als Ranke denselben erneuerte, meine persönlichen Verhältnisse nicht, die vielmehr den Aufenthalt in Königsberg für mich notwendig machten. Im Herbst 1869, also nach Verlauf von zwölf Jahren, begab ich mich wieder nach Berlin, hauptsächlich mit dem Voratz, einige unternommene litterarische Arbeiten zum Abschluß zu bringen. Ich verfehlte nicht, Ranke meine Aufwartung zu machen und ihm von Zeit zu Zeit die kleinen Aufsätze, die ich inzwischen zum Druck beförderte, zu überreichen. Es war im Spätherbst des Jahres 1870, als mein Studiengenosse und Freund Adolf Cohn, der sich besonders durch eine teilweise Neubearbeitung der genealogischen Tabellen von Voigtel verdient gemacht hat, damals Privatdozent in Göttingen, während einer kurzen Anwesenheit in Berlin Ranke ebenfalls besuchte und in seinem Auftrag an mich die Einladung überbrachte, — das letzte Mal, als ich bei ihm gewesen, sei er durch Geschäfte verhindert worden, mich längere Zeit bei sich zu sehen, — alsbald bei ihm vorzusprechen, der ich dann auch Folge geleistet habe. Ranke eröffnete mir, als ich mich bei ihm einfand, seine Absicht, sich meiner Beihilfe bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu bedienen; die Aufforderung, die er an mich richtete, war eine sehr dringende; eifrig bemühte er sich, die Zweifel, die in mir aufstiegen, zu beseitigen und die von mir erhobenen Einwendungen zu widerlegen. Alles Persönliche war ihm noch von früher her gegenwärtig, wie er denn unter andern äußerte: seiner Erinnerung nach schriebe ich zwar nicht schön, aber deutlich, was für ihn allein erforderlich sei. Vornehmlich durch die seinerseits mit Bestimmtheit ausgesprochene Ansicht, daß ich auch im übrigen seinen Anforderungen genügen würde, wurde ich bewogen, mich zur Annahme der angebotenen Stellung, die ich dennoch lange innezuhaben zunächst nicht dachte, bereit zu erklären (21. Oktober 1870). Schon am folgenden Tage, als ich mich der getroffenen Verabredung gemäß bei ihm einstellte, erklärte sich Ranke vor dem Beginn der gemeinsamen Beschäftigung in einer Weise, die mich darüber nicht in Unsicherheit lassen konnte, daß seiner Intention nach ein Verhältnis auf Lebenszeit gegründet werden sollte; „ihm liege,“ sagte er, „die Ausführung noch mancher litterarischen Entwürfe am Herzen, dabei wünsche er meine Unterstützung zu haben, er beabsichtige eine Art geistiger Vermählung mit mir einzugehen.“ Außer der Zeit, in welcher ich meine Stellung bei Ranke antrat, wird es zum besseren Verständnis des Folgenden unerlässlich sein, auch den damaligen Stand seiner schriftstellerischen Arbeiten anzugeben. Der Satz des Werkes: Die deutschen Mächte und

der Fürstenbund, dessen Manuskript Ranke der Verlagsbuchhandlung durch ein Schreiben vom 26. April 1870 angetragen hatte, war nicht allein begonnen, sondern bereits ziemlich weit vorgeschritten; das Manuskript des Buches: Ursprung des siebenjährigen Krieges, welches ebenfalls bereits nach Leipzig geschickt worden war, das aber Ranke auf Anlaß neuerdings (im Sommer 1870) im Staatsarchiv zu Wien vorgenommener Ermittlungen sich hatte zurücksenden lassen, befand sich in seinem ganzen Umfang in Berlin. Indes hat damals nur noch eine einzige Stelle ihre definitive Redaktion vor der Drucklegung erhalten oder ist vielmehr ganz neu eingefügt worden; sie befindet sich bald zu Anfang des Buches in dessen zweitem Kapitel und betrifft die durch die anglo-amerikanischen Ansiedlungen veranlaßten Irrungen zwischen England und Frankreich.¹⁾ — Über die Methode der Arbeit behalte ich mir vor, an einer späteren Stelle im Zusammenhang zu sprechen; hier bemerke ich nur, daß in dieser Zeit, während die Korrektur der Druckbogen der beiden zu demnächstiger Veröffentlichung bestimmten Bücher die vornehmste Beschäftigung bildeten, doch schon zu einer fünf Jahre später erfolgten Publikation, die vorlängst — seit dem Jahre 1843 — durch archivalische Studien vorbereitet worden und bereits in einem ersten Entwurf vorhanden war, der Grund gelegt wurde, zu dem „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege.“ Zu Ausgang Januar 1871 diktierte mir Ranke behufs eines in der Berliner Akademie der Wissenschaften zu haltenden Vortrags eine darauf bezügliche Ausarbeitung in die Feder. Ich sah ihn am 2. Februar aus der Behausung mit dem Diktat nicht ohne Besorgnis ausbrechen, da unmittelbar vor Antritt des Ganges unzählige Korrekturen und umfassendere Veränderungen im Manuskript vorgenommen waren; aber durchaus befriedigt von dem Erfolg seiner Vorlesung, welche die letzte gewesen ist, die Ranke in der Akademie gehalten hat, kehrte er zurück und bezeichneter in der Weise, die ihm eigen war, über seine litterarischen Leistungen bisweilen selbst ein Urtheil verlauten zu lassen, die Ausarbeitung als einen „guten Anfang“. Zwei Monate später kam unter dem Wechsel von Eingang und Zurücksendung von Korrekturen der Druck des ersten Bandes der deutschen Mächte zu stande. Die Begleitschreiben, mit denen Ranke die Überreichung der Exemplare an die Allerhöchsten und Höchsten Personen begleitete, waren die letzten an solche gerichteten von eigener Hand; sie gingen damals an den Kaiser-König, die Kaiserin-Königin, den Kronprinzen, den Großherzog von Sachsen-Weimar und etwas später an die Prinzessin Karl ab, von der Ranke in einem sehr huldvollen und gnädigen Schreiben, dessen Ton, der mit etwas Sarkasmus, wie er sich ausdrückte, gepaarte Wiß ihn auf das angenehmste berührte, ersucht wurde, ihr das Buch zu übersenden. Nicht minder erfreulich als das eben berührte Ersuchen war für Ranke die mit einer Einladung zu einer Ehegesellschaft verbundene Aufforderung der Kaiserin, in derselben aus dem eben erschienenen Werke nach eigener Wahl einen Abschnitt vorzulesen; er bestimmte

¹⁾ Sie beginnt mit den Worten: „Noch um vieles ausgreifender“ und geht bis zu den Worten: „die Federmann kommen sah.“ (S. 24, Z. 4.—S. 30, Z. 7 der ersten Ausgabe von 1871.)

dazu nach einigem Schwanken seine Erzählung von dem Besuch des Papstes Pius VI. bei Kauniß (S. W. 31, 32, S. 61 ff.). Den Brief an den Fürsten Bismarck, dem der Band gleichfalls zugestellt wurde, diktirte er mir in die Feder. Es ist eben das Schreiben, auf welches in der S. W. 53, 54, S. 696 ff. abgedruckten Eingabe Bezug genommen wird, und in dem der Antrag auf Errichtung einer Akademie für deutsche Sprache und Geschichte zu Berlin enthalten war. Nach günstiger Aufnahme desselben fertigte Ranke eine Denkschrift an, zu deren näherer Erwägung sich der Legationsrat Doktor Meyer, Vorleser der Majestäten, eines Nachmittags in der Ranke'schen Wohnung einfand. Die Differenz der Ansichten, die sich bei der Besprechung herausstellte, lag vornehmlich darin, daß Meyer der schönwissenschaftlichen Litteratur und den mit derselben im Zusammenhang stehenden Disziplinen weiter gehende Berücksichtigung zu teil werden lassen wollte als Ranke.¹⁾ Bald darauf trat ein Ereignis ein, das Ranke in tiefste Betrübniß setzte. Die Gattin, mit der er in glücklichster Ehe länger als sieben- undzwanzig Jahre verbunden gewesen war, schied aus dem Leben. Im Winter 1870/71 wurde sie nach alter Gewohnheit, wenn die Witterung es zuließ, alltäglich um die Mittagsstunde auf einem Handwagen in die frische Luft gefahren; des Abends um halb neun Uhr versammelte sich um sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit, bald die einen, bald die andern, bald alle insgesamt, ein kleiner Kreis von nächsten Verwandten²⁾ und bekannten Damen, dessen stets wiederkehrende Beschäftigung die Lektüre der Neuen preussischen Zeitung bildete, die von der Gesellschafterin der Frau³⁾ vorgelesen wurde. Aber noch während der Wintermonate und im Beginn des Frühlings verschlimmerte sich das schon lange währende Nervenleiden, welches vollständige Lähmung zur Folge gehabt hatte, so sehr, daß die Ausfahrten eingestellt werden und die gesellschaftlichen Zusammenkünfte aufhören mußten. Der Zustand gestaltete sich in kurzer Zeit so bedenklich, daß es notwendig erschien, außer dem behandelnden Hausarzt Doktor Klaatsch den Medizinalrat Romberg zu täglicher Konsultation herbeizuziehen. Um die Mittagszeit fanden sie sich zusammen ein; jedesmal hielt Ranke mit ihnen in ängstlicher Sorge um das Leben der Gemahlin Rücksprache, vornehmlich mit Romberg. Diesem hat er damals, indem seine Gedanken doch zugleich innerer auf die wissenschaftlichen Arbeit, die er unter Händen hatte, gerichtet blieben, aus den Korrekturbogen einiges von seiner Darstellung der Krankheit und des Todes Kaiser Josephs II. (S. W. 31/32, S. 385 ff.) vorgelesen und dessen Zustimmung gefunden. Die Ärzte hielten ihm nicht verborgen, daß ihre Kunst unermöglich sei, das teure Leben noch länger zu erhalten. Es fiel Ranke aber schwer, dies zu glauben und sich auf die bevorstehende Schickung vorzubereiten. Im Zustande höchster Erregung eilte er in ganz kurzen Pausen wiederholentlich aus dem

¹⁾ Auf Meyer's Vorschlägen beruht die a. a. D. S. 705/6 abgedruckte Anmerkung, die ein Kompromiß der beiderseitigen Ansichten darstellt.

²⁾ Die Tochter, der Schwiegersohn, Ferdinand Ranke, der Schuldirektor, Bruder Leopolds. Die Söhne waren in Frankreich abwesend.

³⁾ Agnes May.

Arbeitszimmer an das Krankenlager der geliebten Frau. Einmal, als er von demselben zurückgekehrt war, äußerte er: „sie spricht noch immer geistvoller und verständiger als die andern und soll doch sterben.“ Die Kranke widmete ihrerseits bis zum letzten Atemzug den Studien und der schriftstellerischen Thätigkeit ihres Gemahls die lebendigste und innigste Theilnahme; sie hatte es, wie Ranke nach ihrem Absterben mir mittheilte, als einen Trost empfunden, den sie in das Jenseits hinübernehme, daß er einen Gehilfen gefunden habe, von dem er erwarten dürfe, daß derselbe bei ihm bis ans Ende auch seiner Tage ausharren werde.

Am 30. April 1871 trat der Tod ein.¹⁾ Die gesamte Leitung des Hauswesens, aus dem die Gesellschafterin der Frau bald ausschied, und in welchem mit der Zeit die Neubefugung der bei dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges vakant gewordene Stelle des Dieners erfolgte, ging alsbald ausschließlich an die verwitwete Frau Alwine Lobbe über, die bisher etwa seit anderthalb Jahren der Küche vorgestanden hatte: durch sorgsame, mit aufopfernden jahrelangen Anstrengungen, die auch keine ununterbrochene Nachtruhe gestatteten, durch Bereitwilligkeit und Anstelligkeit zu jeder erforderlichen Hülfsleistung, deren Erfüllung sie als eine Pflicht ansah, — sie hat einen Krankenküster, von dessen Annahme einmal sehr ernstlich die Rede war, völlig ersetzt, — und durch eine mit Verständnis nach ärztlicher Anweisung den eintretenden Zufällen gemäß geleitete Körperpflege hat sie sich um die Erhaltung des Lebens Ranke's und dessen relatives Wohlbefinden ein großes Verdienst erworben; durch überlegende und entgegenkommende Rücksichtnahme auf seine Bedürfnisse und Wünsche, die sie, unausgesprochen, rasch zu erkennen oder auch mit Sicherheit zu erraten vermochte, durch die Fernhaltung alles Störenden und Beunruhigenden, soviel es an ihr war, viel zu seiner Zufriedenheit und Bescheidung mit den Verhältnissen, wie sie nun eingetreten waren, zu seiner Versöhnung mit der Vereinsamung, in welche er sich versetzt sah, zu einer gewissermaßen freiwilligen Schickung in die für ihn notwendig gewordene Lage überhaupt beigetragen; ja durch wohlbedachte Thätigkeit in sein Temperament und ein auf dasselbe gewandt berechnetes Verhalten auch um die Konsevation der heiteren Gemüthsstimmung, die der wissenschaftlichen Beschäftigung sehr zu statten kam. Die minutenlangen Gespräche mit ihr während der Arbeitszeit störten ihn nie in seinen Gedanken; sein Gelächter über ihre spaßhafte, mitunter recht derbe Ausdrucksweise vernahm man bisweilen im Nebenzimmer; er bewies selbst Interesse für die Mittheilungen aus der Nachbarschaft, die sie ihm zur Kenntnis brachte. An die Wohnung war sie besonders in den letzten Jahren förmlich gekettet; Ranke mochte sie keinen Augenblick entfernt wissen; sie hat nicht der Trauung ihrer einzigen Tochter in einer ganz in der Nähe gelegenen Kirche beiwohnen dürfen. Niemals jedoch unterließ sie, wenngleich immer ohne Wissen Ranke's, am Todestage der verstorbenen Herrin deren Grab zu besuchen. Bei ihrer Erkrankung war es Ranke am liebsten, wenn sie

¹⁾ Über Krankheit und Tod ist Ranke's Schreiben an Mantuffel vom 2. Mai 1871, *E. W.* Bd. 53., 4., S. 496 ff. (Nr. 260) zu vergleichen.

durch die eine von ihren Schwestern ersetzt werden konnte. Im Hauswesen schaltete sie frei, unabhängig und ganz nach eigenem Willen; die Besetzung der Stellen des übrigen Dienstpersonals wurde eigentlich durch sie oder doch auf Grund ihrer Vorschläge bestimmt. Die Angehörigen Ranke's verzichteten gern auf Kontrolle oder Oberaufsicht oder irgend eine Art von Einmischung; sie waren sehr zufrieden, daß dem greisen Familienhaupt so treue Pflege und so sorgsame Obhut zu Teil geworden war. Ich verhehle nicht, daß ein auch von Ranke empfundener Mangel nach der geistigen Seite hin in der häuslichen Einrichtung vorhanden war; Ranke entbehrte innerhalb derselben einer feinen Ansprüche genügenden gesellschaftlichen Unterhaltung; es gab keine dazu geeignete Persönlichkeit; eine Abhilfe dieses Übelstandes würde aber vermutlich noch schwerere Unzuträglichkeiten zur Folge gehabt haben.

Indem ich daran gehe, über die Lebensgewohnheiten Ranke's, wie ich sie seit meinem Eintritt bis zum Tode der Gattin wahrnahm, Angaben zu machen, darf ich wohl nicht besonders bemerken, daß dieselben keineswegs für die früheren Perioden, auch nicht die nach der Vermählung zutreffen, indem Ranke, so lange die Kinder im Hause waren, seinen Angehörigen und dem gesellschaftlichen Leben überhaupt viel mehr Zeit gewidmet hat als später; wie er denn einmal von seiner und des Generals Blumenthal Familie gemeinsam unternommene Spaziergänge ins Freie erzählte, etwa nach Pankow hinaus; derartige Zerstreungen kamen jetzt nicht mehr vor. Um das Wohlergehen seiner Familienmitglieder war Ranke stets auf das zärtlichste besorgt. Ich erinnere mich aus meiner Universitätszeit, in welche große Unruhe er versetzt wurde, als einmal während eines ausbrechenden Unwetters eines der Kinder sich nicht zu Hause befand, obwohl demselben zu schützender Begleitung der Diener mitgegeben war. — Vor seiner Vermählung und besonders vor seiner italienischen Reise muß Ranke's Lebensrichtung und Zeiteinteilung auch in Beziehung auf die Studien eine ganz abweichende gewesen sein; denn damals hielt er seine Vorlesungen zum Teil in früher Morgenstunde. Als ich bei Ranke Amanuensis wurde, verließ er gegen acht Uhr morgens oder auch etwas früher das Bett und arbeitete dann nach eingenommenem Frühstück bis gegen zehneinhalb Uhr, um welche Zeit ich mich bei ihm einstellte, allein; die gemeinsame Arbeit währte am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag bis zwölf Uhr, um welche Stunde sich Ranke in das Universitätsgebäude begab, um das angekündigte Kollegium: Neuere Geschichte Deutschlands seit dem westfälischen Frieden zu halten, — nach Beendigung der Vorlesung unternahm er, damals noch ohne Begleitung, einen drittehalbständigen Spaziergang im Tiergarten. An den anderen Tagen, auch am Sonntag und an den Feiertagen, wie während der Ferienzeit blieb ich bis zwei Uhr am Vormittag bei Ranke, der dann erst seinen Ausgang antrat. Des Abends war ich von halbfünf bis halbneun Uhr anwesend. Die nächste Wandlung, die hierin eintrat, war, daß die Vorlesungen Ranke's wegfielen; im Sommersemester 1871, für welches ein Kollegium über die Geschichte der neuesten Zeit von ihm angezeigt worden war, hat er nur eine einzige gehalten, auf deren Ausarbeitung er

den größten Fleiß verwandte; drei Mal wurde der Kontext völlig umgeschrieben. Im Auditorium, wohin ich ihn begleitete, hatte sich nur eine sehr geringe Zahl von Zuhörern eingestellt, die mir wenigstens während des Vortrags äußerst teilnahmslos erschienen. Dieser Umstand und der dringende Wunsch, sich einzig und ungestört mit schriftstellerischer Produktion zu beschäftigen, bestimmten Ranke, unter Berufung auf die ihm übertragene Edition der Denkwürdigkeiten Hardenberg's um die Entbindung von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, bei dem Kultusminister einzukommen, die ihm ohne jeden Aufschub bewilligt wurde. Die Folge davon war, daß ich nunmehr an allen Vormittagen bis gegen zwei Uhr mit Ranke zusammen arbeitete; dazu kam, daß ich auch am Abend länger bei ihm verweilte; nach der Einnahme des Thees, die jetzt später als zu Lebzeiten der Gemahlin stattfand, las ich noch die Zeitung vor, was bis zwölf Uhr nachts währte.¹⁾ Zugleich wurde ich durch das litterarische Unternehmen, das Ranke vorzubereiten begann, veranlaßt, mich am Morgen früher in dessen Wohnung zu begeben. Es war dies die Herausgabe des Briefwechsels Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. Man weiß, daß dieselbe auf Anregung der Königin-Witve Elisabeth erfolgt ist, deren Intention dahin ging, dem ungünstigen Eindruck, der durch die Veröffentlichung der von dessen Witve verfaßten Lebensbeschreibung Bunsen's gegen das Andenken ihres verstorbenen Gemahls hervorgebracht war, ein Werk des berühmten, von demselben durch Intimität des Umgangs ausgezeichneten, vor allem ihm in Treue und Anhänglichkeit ganz ergebenen, ja man darf sagen, mit unbedingter persönlicher Verehrung gegen ihn erfüllten Geschichtsschreibers, dem auch sie ihr volles und uneingeschränktes Vertrauen schenkte, entgegenzusetzen.²⁾ Um diesem Auftrage zu genügen, beschäftigte sich Ranke sofort nach erfolgter Drucklegung des ersten Bandes der deutschen Mächte, noch im März 1871, mit der Lektüre des eben genannten Buches. Bald wurden ihm die Briefe Friedrich Wilhelm's IV. an Bunsen, die des letzteren an den König aus dem Hausarchiv zur Verfügung gestellt.³⁾ Es zeigte sich indes in kürzester Zeit, daß durch das anhaltende Lesen derselben in den Morgenstunden, weniger der von dem König herrührenden, mit ihren großen, zwar rasch hingeworfenen, aber charakteristisch ausgeprägten Buchstabenformen, als der Bunsen's, der bei seiner regelmäßigen, aber auch viel kleineren Schrift sich zum Teil bloßgewordener Dinte bedient hatte, und deren in einzelne Jahrgänge gesonderte Sammlung eine äußerst umfangreiche war, die Schkraft Ranke's sehr angegriffen wurde. Um ihm die mit der Durchsicht der Papiere verbundene Anstrengung derselben entbehrlich zu machen, fand ich mich früher als vordem, gegen halbzehn morgens ein.

¹⁾ In Ranke's Behausung gewohnt habe ich nie; ein dahin zielendes Anerbieten — er wollte mir ein im Dachgeschoß gelegenes Zimmer einräumen, das längere Zeit von seinem älteren Sohne bewohnt worden war, — lehnte ich aus Gesundheitsrücksichten ab.

²⁾ Über Ranke's Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. mag man Alfred von Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms IV. gefunden und frankten Tagen, S. 147., 150 ff. nachlesen.

³⁾ Von anderem handschriftlichem Material ist nur in Betreff der Kölner Strungen eine von einem damaligen hohen preussischen Staatsbeamten, einem entschiedenen Gegner Bunsen's, verfaßte Denkschrift benutzt worden.

Der Gegenstand des Werkes, mit dem sich Ranke von nun an zunächst vorzugsweise beschäftigte, war, indem derselbe Geist und Gemüt zugleich fesselte, wie geschaffen dazu, ihn über den durch den Tod der Gattin erfahrenen herben Schmerz hinwegzuheben.

Wie er glaubte, ließen die überlieferten Schriftstücke das Bild und das Wesen der Persönlichkeit des königlichen Freundes noch treuer und wahrhafter, als er sie zu Lebzeiten desselben erkannt, vor seiner Seele erscheinen; sie gaben ihm die Mittel, im Gefühl dankbarer Verpflichtung und seiner Meinung nach zugleich im Dienste der geschichtlichen Wahrheit dessen Andenken von Vorwürfen, die es betroffen hatte, zu reinigen, für ihn im Besitz von gutem und noch unbenutztem Material als entschlossener und mutvoller Vorkämpfer, denn die Hoffnung, zur Zeit viel Unterstützung oder Beistimmung zu finden, hatte er nicht — gegen die herrschenden Anschauungen in die Schranken zu treten. Mit unerschütterlicher Sicherheit hielt Ranke auch im vertrauten Gespräch an der Richtigkeit der eigenen Überzeugung fest, nicht nur im Gegensatz gegen die öffentliche Meinung, die überhaupt auf ihn nach seiner Denkweise eine besondere Einwirkung auszuüben nicht geeignet war, sondern auch trotz gegenteiliger sehr entschiedener und überaus freimütiger Äußerungen von praktischen Staatsmännern in angesehenster Stellung, über die er ohne Hehl berichtete; der Nachfolger wurde von diesen weit höher gestellt; „mit dem lasse sich doch etwas anfangen“, lauteten die Worte — und der endlich eingetretene Tod Friedrich Wilhelms IV. als ein Glück für den preussischen Staat bezeichnet. Beirrt wurde Ranke durch Auslassungen dieser Art auch von Personen, denen es nahe lag, eine autoritative Einsicht zuzuschreiben, in seinem Urteil nicht im mindesten, wenngleich es ihm sehr erwünscht war, gleichsam als Gegengewicht Äußerungen zu vernehmen, die in gewisser Richtung der von ihm gefaßten Ansicht entgegenkamen und als Bestätigung derselben gedeutet werden konnten.¹⁾ Die mündliche Interpretation, die Ranke von einzelnen Stellen des Buches gab, ließ seine Auffassung in sehr bestimmter Form nach ihrer Eigenartigkeit erkennen. Wenn in demselben S. W. S. 549 der König der Belgier Leopold I. als „einer der besten politischen Köpfe des Jahrhunderts“ bezeichnet wird, so erläuterte Ranke diesen Ausdruck dahin, daß Friedrich Wilhelm IV. einen doch in Wahrheit weit überlegenen politischen Geist besessen habe; er schrieb diesem eine besondere „Feinsüßigkeit“ in politischen Dingen zu, eine ihrer selbst gewisse Wahrnehmung des Kommenden aus weiter Ferne her, ein in tief sinniger Ahnung richtig erfaßtes Vorauserkennen der aus den widerstreitenden Interessen der Staaten unter gewissen Eventualitäten zukünftig sich ergebenden Komplikationen, ein danach berechnetes Verhalten, eine Ansicht der Weltverhältnisse, umfassender als die der andern. Sehr glücklich war Ranke darüber, daß er noch während der Drucklegung des Buches von den Schreiben des Königs an Dahlmann vom 24. April und 3. Mai 1848 Kenntnis erhielt;

¹⁾ Vergl. Ranke's Aufzeichnung vom 15. April 1873 über Moltke's Äußerung nach dem Erscheinen des Buches. S. W. S. 53., 4., S. 598.

die kämen ihn, sagte er, „noch recht zu Paß“, sie schienen ihm in einer ihn selbst überraschenden Weise den Ideenkreis Friedrich Wilhelms IV. darzulegen, die bedeutsamsten Aufschlüsse über die Motive der Handlungen desselben zu geben und ihre beste Rechtfertigung zu enthalten, dessen Geistesgaben in noch viel glänzenderem Lichte zu zeigen als alles bisher bekannt gewordene. Die Bemerkungen des Prinzen von Preußen über den Siebzehner-Verfassungsentwurf¹⁾ bezeichnete er als „auch sehr merkwürdig“, die Schreiben des Königs aber als „unvergleichlich tiefer;“ von denen Dahlmann's urteilte er: „Das ist das Beste, was ich von Dahlmann gelesen habe“; und fügte dann mit der Art unerwarteter und doch auch wieder selbstverständlicher Restriktion, die er bisweilen anwandte, hinzu: „die dänische Geschichte nehme ich aus.“ In der Erörterung über die königlichen Schreiben läßt sich, wie ich glaube, der empfangene Eindruck nicht ganz verkennen; in Wirklichkeit wurde Ranke durch dieselben in wahres Entzücken versetzt.²⁾ Das Andenken des Königs suchte er in seiner Weise nach allen Richtungen hin zu verteidigen, zu schützen und sicher zu stellen, nicht tendenziös oder zu politischen und persönlichen Zwecken; es war vielmehr Ergebenheit gegen denselben auch über den Tod hinaus, die ihn wie unwillkürlich dazu antrieb, jede Verunglimpfung oder was er für eine solche hielt, abzuwehren; er war namentlich bemüht, jeder Benützung und Auslegung der Schriftstücke, aus der irgendwie ein moralischer Vorwurf gegen den König hätte hergeleitet werden können, von vornherein zu begegnen. Darin hat es seinen Anlaß, daß er in dem Schreiben Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen vom 11. Januar 1852: „In mir steht die volle und feste Überzeugung fest, daß der Ausdruck des modernen Konstitutionalismus in der Verfassungsurkunde Preußens Tod werden muß.“ (S. 531.) statt des letzten Wortes lesen wollte: „müßte“; es sollte hinzugebacht werden, daß nach der Ansicht des Königs, „der Ausdruck des Konstitutionalismus“ in der Verfassungsurkunde nicht vorhanden sei; „muß“ sah er als Schreibfehler an; die Indikativform schien ihm die Meinung, daß Friedrich Wilhelm IV. wider die eigene Einsicht von der Unangemessenheit der Verfassung für den preussischen Staat den Eid auf dieselbe geleistet habe, unterstützen zu können; in dieser aber erblickte er eine wenigleich verdeckte Beschuldigung des Meineides: denn damit verbinde sich die Annahme, daß es das Vorhaben des Königs gewesen sei, die Konstitution widerrechtlich zu verändern und aufzuheben. Die vorausgesetzte Gedankenreihe, vielleicht noch mehr, daß er zu derselben Anlaß geben könne, setzte ihn förmlich in Zorn. „Halten Sie den König für meineidig“, fuhr er mich an, als ich die Lesung des Originals zu verteidigen suchte. Zuletzt nahm er auf den erhobenen Einwand, daß eine solche Folgerung unbegründet sein würde, und daß seiner Interpretation sowohl anderweitige Thatsachen wie der Zusammen-

¹⁾ Vom 4. Mai 1848 bei Anton Springer, Friedrich Christoph Dahlmann II. S. 235 ff.

²⁾ Um der Verschiedenartigkeit der Auffassung und Beurteilung inne zu werden, mag man mit Ranke's Ausführung die Bemerkungen bei Ottocar Lorenz, die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Angaben kritisch erörtert Bd. I, S. 123 ff. und Heinrich von Sybel, die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I, S. 162 ff. vergleichen.

hang des vorliegenden Schreibens entgegenständen, insoweit Rücksicht, daß er die Konjektur, was zuerst seine Absicht war, als völlig zweifellos hinzustellen aufgab.

Bei Gelegenheit der Abfassung dieses Buches erzählte Ranke manches von dem König. Wenn er über dessen Sprachkenntnisse bemerkte, daß derselbe im Französischen sich mündlich und schriftlich sehr gut auszudrücken verstanden, auch etwas Englisch gesprochen habe; so ist seine Angabe jedenfalls dadurch zu ergänzen, daß Friedrich Wilhelm IV. einige bedeutende Poëme der italienischen Litteratur im Originaltext gelesen und sich überhaupt eine gewisse Kenntnis dieser Sprache erworben hatte, wengleich seine Gemahlin ihm darin weit überlegen war¹⁾. Wohl eben die Besonderheit des litterarischen Unternehmens, dessen ich gedenke, hatte Ranke darauf geführt, sich an mich, von dem er, wie er sagte, keinen Mißbrauch des geschenkten Vertrauens besorge — denn, wenn, — so lautete seine Äußerung bald nach meinem Eintritt, — ich auch erst am vierten Tage zu ihm käme, so kenne er mich doch aus früherer Zeit; — und zwischen dem und ihm keine Geheimnisfrämerei obwalten dürfe, zu wenden. Da das Zustandekommen und die Veröffentlichung des Werkes von mancherlei Bedingungen und Verhältnissen, schließlich von Allerhöchster Genehmigung abhängig blieb, und der Inhalt der Schriftstücke ein sekreter war²⁾, wurde strikte Geheimhaltung des Vorhabens gefordert, wie dem Ranke überhaupt erwünscht war, daß von den Arbeiten, mit denen er sich beschäftigte, so lange als möglich nichts verlautete. Dieser Umstand; der weitere, daß die meisten der behandelten Ereignisse von mir miterlebt worden waren, was den Gedankenaustausch begünstigte, während Ranke eben dadurch zugleich mehr als sonst zur Mitteilung eigener Lebenserinnerungen Anregung empfing; die Erörterung religiöser und philosophischer Probleme, die in dem Buche zur Sprache kommen³⁾, dienten dazu, die persönlichen Beziehungen enger zu gestalten. Das Verfahren bei der Arbeit war im allgemeinen, daß ich die Briefe vorlas, die des Königs vollständig, die Bunsen's hingegen zu einem sehr großen Teil nur flüchtig durchsah, indem Ranke schon aus den Eingangsworten den Grad ihrer Wichtigkeit für seinen litterarischen Zweck zu erkennen vermochte; danach unter Zuhilfenahme der einschlagenden Litteratur, aus der ich die in Betracht kommenden Stellen bereits im voraus aufgesucht hatte, Aufzeichnungen des Inhalts erfolgten, welche die Grundlage für die eigene, von Ranke in den Morgenstunden niedergeschriebene Konzeption bildeten. Diese bestand zunächst in Umrissen und Andeutungen; die eigentliche Ausführung diktierte mir Ranke in die Feder, was er „umdiktieren“ nannte; hierbei wurden die zur Aufnahme bestimmten Schreiben oder Stellen aus denselben ausgewählt, welche ich dann nachträglich einfügte. Wenn der in den Morgenstunden von Ranke zu stande ge-

¹⁾ Vergl. Alfred von Keumont. Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gefunden und frankten Tagen, S. 139.

²⁾ Ranke war hierin äußerst vorsorglich; er geriet geradezu in Schrecken, als er einmal die Papiere, nicht aber mich im Zimmer bemerkte, obwohl ich in demselben nur zwei Schritte von ihm entfernt stand.

³⁾ Man lese Stellen nach, wie S. 393 ff., S. 467 ff.

brachte Entwurf nicht ausreichendes Material für die Arbeitsstunden am Vormittag darbot, was sehr häufig, ja fast regelmäßig der Fall war, so wurde das Diktat in unmittelbarem Anschluß an das Vorlesen der Schriftstücke fortgesetzt. Die Arbeit schritt so weit fort, daß sie bereits im Juni 1871 bei der Frankfurter Versammlung und der Ablehnung der Kaiserwürde von seiten Friedrich Wilhelm's IV. stand ¹⁾.

Im Spätfommer 1871 wurde das der Anweisung Ranke's zufolge auf grobem Konzeptpapier niedergeschriebene Manuscript in drei wenig „splendiden Einbänden“, nämlich allereinfachsten Pappbänden, der Königin-Witwe übermittelt. ²⁾ Die eine der Hofdamen derselben fertigte die Kopie zum Gebrauch des Hofes an. ³⁾ Seitdem Ranke das Manuscript aus den Händen gegeben hatte, blieb er eifrig bemüht, Erkundigungen darüber einzuziehen, welche Aufnahme seine Arbeit in den entscheidenden Kreisen finde; ob und inwieweit die Drucklegung mutmaßlich gestattet werden würde. Am 8. Oktober 1872 erfolgte die Allerhöchste Genehmigung zu derselben; und alsbald erhielt Ranke das Manuscript zurück, das er dann behufs des Abdrucks, der sogleich in Angriff genommen wurde, noch einmal durchsah. Aus den angegebenen Umständen, wie aus dem Briefwechsel Ranke's mit seinem Verleger erhellt, daß dies einer Art vorgängiger Zensur unterworfen worden ist. ⁴⁾ Es wäre indes irrig, wollte man glauben, daß die ursprüngliche Konzeption infolge derselben einer eingreifenden oder umfassenden, insbesondere mit Zurückbehaltungen oder Tilgungen verbundenen Veränderung unterzogen worden wäre. Denn wenn auch von anderen Instanzen eine ganze Reihe der regipierten Schriftstücke beanstandet worden waren, so gab sie doch Fürst Bismarck sämtlich frei, mit Ausnahme von zweien, von denen das eine, das Antwortschreiben der Königin Viktoria vom 17. März 1854 auf den eigenhändigen Brief König Friedrich Wilhelms IV. vom 14. Dezember 1853, in dem Leben des Prinz-Gemahls Albert später ediert worden ist. ⁴⁾ Während der ganzen Zeit,

¹⁾ Am 24. Juli 1871 empfing Ranke den Besuch des brasilianischen Gesandten Bianna de Lima, von dem er aufgefordert wurde, dem damals in Berlin anwesenden Kaiser Dom Pedro II. seine Aufwartung zu machen, was denn auch geschah. Ranke überbrachte demselben vorher außer der Photographie eine Reihe seiner Werke (Englische Geschichte, Wallenstein, Ursprung des siebenjährigen Krieges, Bd. I. der deutschen Mächte); als Gegengabe empfing er die Photographie des Kaisers mit einem Begleitschreiben; die in demselben zugesagten Ordensinsignien sind, soviel ich weiß, niemals eingetroffen.

²⁾ Gräfin Editha von Hache.

³⁾ Schreiben Ranke's vom 8. Oktober 1852. — S. 42.

⁴⁾ In der Übersetzung von Emil Lehmann Bd. III. (Gotha, 1879), S. 44—47, vergl. v. Sybel a. a. D. Bd. II. S. 215 ff. — Ranke beklagte sich nach der Hand, daß der Brief ihm „gestrichen“ worden sei. Der Grund war die Annahme, daß die Königin von dem Parlament für denselben verantwortlich gemacht werden könne. — An zwei Stellen hatte der Fürst durch Bleifedernotizen am Rande andere Fassungen in Vorschlag gebracht, welche Ranke, da er die eigenen Gedanken darin treffender wiedergegeben fand als in den feiuigen, sich aneignete. Die eine findet sich S. 512 in den Worten: „Es entsprach einem tiefen und berechtigten Ehrgeiz seines Herzens;“ Ranke hatte geschrieben: „Es befriedigte einen tiefen Ehrgeiz seines Herzens.“

in der Ranke mit dem Briefwechsel beschäftigt war, auch während derjenigen, in der sich die Angelegenheit in der Schwebe befand, stand er in regem persönlichem Verkehr mit der Königin-Witwe; in der besseren Jahreszeit fuhr er einmal, obwohl schon in hohen Jahren stehend, auf der Pferdebahn nach Charlottenburg hinaus; nach dem Vorgang eines Grafen und hochgestellten Hofbeamten, auf den er sich dabei ausdrücklich berief — denn Präcedenten waren in ihm in solchen Fällen für seine Entscheidung immer von Bedeutung — schien ihm das auch für ihn selbst erlaubt und statthaft; in den Wintermonaten wurde er des Abends an einem bestimmten Wochentage von einem königlichen Wagen dahin abgeholt. Die Königin-Witwe war, als Ranke während der Drucklegung ihr die eingegangenen Korrekturen überbrachte, nicht ohne Beforgnisse wegen des Erfolges der Publikation, insofern damit eine günstigere Beurteilung ihres Gemahls erreicht werden sollte; auf Ranke, der sie zu zerstreuen suchte, machten dieselben doch Eindruck, bisweilen lehrte er thränenfeuchten Auges in die Wohnung zurück und sprach davon. Es schien, als ob einzelne in den königlichen Schreiben vorkommende, auch im Ausdruck sehr scharf gehaltene Angriffe gegen Personen und Parteien, für deren Erläuterung sich schon Ranke statt der Anführung der Thatfachen, auf welche Bezug genommen wird, auf bloße Verweisungen beschränkt hatte, der Königin-Witwe Bedenken erregten, sie besorgte, daß dieselben böses Blut machen würden. Die Drucklegung des Briefwechsels wurde trotz der mannigfach vorgenommenen und gegen die eigene Erwartung Ranke's notwendig gewordenen Korrekturen¹⁾ doch bereits Ende März 1873 vollendet. Bereits im Laufe des Jahres 1871 hatte die Veröffentlichung des „Ursprungs“ (im Juni) und des zweiten Bandes der deutschen Mächte (im November) stattgefunden; — der Beschäftigung mit diesen Büchern waren vorzugsweise die Abende gewidmet worden; nach dem Abschluß der handschriftlichen Fassung des „Briefwechsels“ hatte Ranke sofort damit begonnen, ein neues Werk in Angriff zu nehmen, nämlich die „Zwölf Bücher preussischer Geschichte“; der Form nach sind diese allerdings nur Wiederausgabe der Neun Bücher, aber dem Inhalt nach in den vier ersten Büchern, welche den Titel führen: „Genesis des preussischen Staates“ nicht allein Umarbeitung, sondern im wesentlichen eine völlige Neuschöpfung. Die zwölf Bücher preussischer Geschichte sind das letzte Werk gewesen, um dessen willen Ranke das preussische Staatsarchiv und Archive überhaupt besucht hat²⁾; seiner alten Gewohnheit treu fertigte er zwar dort auch kurze Exzerpte

¹⁾ Einmal schrieb der Setzer einer siebenten Druckkorrektur bei: „In diesem Chaos lauu ich mich nicht zurecht finden“; er hatte aber trotzdem überall das Richtige getroffen.

²⁾ Die vornehmsten Archive und Bibliotheken mit handschriftlichem Material, welche Ranke besucht und beunzt hat, sind die folgenden: die königliche Bibliothek zu Berlin, die herzogliche zu Gotha, das kaiserliche Staatsarchiv und die kaiserliche Hofbibliothek zu Wien, die Bibliothek von San Marco und das Staatsarchiv zu Venedig, die Bibliotheken Corsini, Magliabechiana, Marucelliana, Ricardiana in Florenz, die Privatsammlungen mehrerer angesehenen Familien zu Rom: Albani, Altieri, Barberini, Chigi; „bei der Benutzung der Schätze des Vatikans wurde ihm die wünschenswerte Freiheit versagt“; die Sammlung von Akten der Reichstage zu Frankfurt am Main, das preussische geheime Staatsarchiv, das königlich sächsische

an, aber vorzugsweise war er damit beschäftigt, aus den Archivalien Stücke oder Abschnitte solcher auszuwählen, um sich von denselben Abschriften behufs häuslicher Benutzung anfertigen zu lassen. Er begreife nicht, sagte er, wie Droysen und andere bloß nach Auszügen zu arbeiten im stande seien; er vermöge das nicht. Es ist bekannt, daß Vorsteher von Archiven, wenn die in denselben befindlichen Dokumente schon von hervorragenden Gelehrten zu dem nämlichen Zweck, der in der Absicht Ranke's lag, durchmustert worden waren, diesem abgeraten haben, auf die Nachforschung Zeit zu verwenden; seine Bemühung werde unnütz und vergeblich sein; es werde ihm nicht gelingen, nach jenen etwas Neues von Interesse zu entdecken; und daß er dann geantwortet hat: „Die Herren wissen nicht, wie man suchen muß.“ Der Unterschied war, daß Ranke den gedruckten Stoff vollständig geistig durchdrungen hatte und beherrschte. Infolge davon ergaben sich für ihn mit größter Bestimmtheit und, indem sie ihm unmittelbar nach ihrer ganzen Bedeutung und in allen ihren Beziehungen gegenwärtig waren, die Punkte, über welche weitere Aufklärung sich zu verschaffen wünschenswert sei; er kam dadurch zugleich zu klarem Bewußtsein darüber, in welcher Richtung sich dieselbe vermutlich finden werde; von seinen Zielen wie den Mitteln, sie zu erreichen, hatte er eine deutliche Vorstellung. Einer solchen Vorbereitung werden die meisten, wenn sie zu archivalischen Studien sich rüsten, zwar nicht völlig entbehren, aber sie doch auch nicht in gleich hohem Grade erworben haben. Die Voraussetzung, daß die eingehende Beschäftigung mit den Resultaten der bisherigen Forschung im allgemeinen für denjenigen überflüssig sei, der zu den authentischen Zeugnissen zu gelangen hoffen dürfe: denn nach demselben werde vieles in dem Angenommenen und Überlieferten sich als falsch erweisen, anderes in richtigerer Gestalt erscheinen, auf deren Grundlage überhaupt lasse sich erst eine allgemeine wirklich maßgebende Ansicht bilden, — hemmt den in dieser Hinsicht etwa vorhandenen Eifer. Für Ranke bot seine Methode außerdem den doppelten Vorteil, daß einmal ihm durch dieselbe die Differenz seiner Ergebnisse von denen seiner Vorgänger, der gewonnene Fortschritt samt dem wissenschaftlichen Fundament, auf dem derselbe beruhte, unmittelbar zu Tage trat, wovon er so oft den Anlaß zu kritischen Erörterungen genommen hat; und sodann, daß er eine Art Sicherung gegen die Überschätzung einseitiger und unvollständiger Informationen erlangte, wie doch die meisten sind, wenn nur das eine oder das andere Archiv benutzt wird, — eine Gefahr, vor der so mancher verdiente und scharfsinnige Historiker, wenn noch unverwertete Materialien in seine Hände fielen, meingedenk, daß die vollständige Kunde weder darin eingeschlossen noch damit erschöpft sei, sich nicht hat hüten können. Die Überwältigung eines auch an sich sehr umfangreichen archivalischen Materials wurde Ranke durch eine außerordentliche Kombinationsgabe erleichtert, der er vielleicht bisweilen zu sehr vertraut hat, die aber doch

Hauptstaatsarchiv, das Archiv des sächsisch-ernestiniſchen Hauſes zu Weimar, das Archiv zu Deſſau, das des *affaires étrangères* zu Paris, die Sammlungen des britiſchen Museums zu London, des Record-Office ebenda, das Brüsseler Archiv, das niederländiſche Reichsarchiv, das Archiv des Hauſes Dranien, die Sammlung Heinius im Haag.

größtenteils als eine zutreffende sich erwiesen hat und wohl auch ferner erweisen wird. Er ersah aus dem Anfang von Aktenstücken nach ihrer Form und ihrer Verbindung unter einander, dem angedeuteten Gegenstand und dem wirklichen Sachverhalt, der Stellung der Persönlichkeiten, von denen sie ausgegangen waren oder die in ihnen erwähnt wurden, indem er an die Umstände, unter denen sie gelebt hatten, und ihren Charakter Folgerungen knüpfte, was aller Wahrscheinlichkeit nach weiterhin sich anschließen werde; es bedurfte für ihn nur eines Blickes zur Entscheidung darüber, ob er sie bei Seite zu lassen oder zu lesen habe. Das, was ihm von erheblicher Wichtigkeit schien, trug er Verlangen, im ursprünglichen Kontext bei der eigenen Arbeit beständig vor Augen zu haben: denn einzig so wurde es für die Darstellung verwendbar, da es dadurch allein möglich war, die Prägnanz der Angaben und Gedanken vollkommen rein und ohne Alteration festzuhalten, das Ganze und die einzelnen Momente sowohl in wiederholte Erwägung zu ziehen, als auch mit der auf anderer Grundlage beruhenden Auffassung in äußeren wie inneren Konnex zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)



Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf.

Von

Hans Müller.

IV.

(Schluß.)

Nur einmal beteiligte sich Kaulbach in der Düsseldorfer Zeit an einer fremden Arbeit, aber auch hier tritt schon seine durchaus eigene Denkhätigkeit, seine selbständige, schöpferische Kraft hervor. Das war bei den Fresken in Bonn, welche das Ministerium in Auftrag gegeben hatte. Hier sollten auf drei Wänden der Universitätsaula die vier Fakultäten dargestellt werden und zwar so, daß die theologische und philosophische je eine ganze Wand einnahmen, während eine dritte Mauer sich in die juristische und medizinische zu teilen hatte und die vierte für die Fenster frei bleiben mußte. Diese Malwerke, welche sich, obwohl recht gut erhalten, heutigen Tages keines sonderlichen Rufes erfreuen und nur zu deutlich die Schattenseiten der Cornelius-Schule beweisen, waren von Cornelius ursprünglich dem bereits vorgeschrittenen Karl Hermann übertragen worden und gingen, wie aus den beim Kuratorium der Bonner Universität liegenden Akten über die Wandmalereien der Aula zu ersehen ist, — nachdem Goetzenberger und Förster von Anfang an mit Hermann gemeinsam gearbeitet hatten, — nach Vollendung der Theologie ausschließlich in die Hände Goetzenberger's über, welcher aber auch beim Beginn des letzten Bildes bereits eine Anstellung in Mannheim erhalten und angenommen

hat. Eine offizielle Beteiligung Kaulbach's an den Bonner Bildern ist freilich in den Bonner Akten nicht erwähnt, und er wurde keinesfalls als bezahlte Hilfskraft hinzugezogen. Förster hat uns indessen die Versicherung hinterlassen, daß der Künstler eine Figur in dem Bilde der Theologie, sowohl in Karton wie im Bonner Freskobilde selbst ausgeführt habe, und die betreffende Arbeit zeigt jedem Beschauer deutlich die ganze Eigenart des Künstlers. Während Hermann die Mitte mit der allegorischen Gestalt der Theologie und den Engellikudern — Glauben und Furchen — die Kirchenväter, die Reformatoren und die Repräsentanten der katholisch-theologischen Forschung und des protestantischen Supranaturalismus sich vorbehielt, übernahm Förster die Gruppen des Christentums in Deutschland und England, die Scholastiker Thomas von Aquino, Albertus Magnus und Bonaventura, dann auch Klopstock und den Repräsentanten des Rationalismus Thomafius, aber auch den frommen Speuer und den Bischof Sailer; und Gökenberger führte Gregor VII., Bernhard von Clairvaux, Peter von Amiens, Dante und Thomas a Kempis aus. Im Vordergrunde nun hatte Hermann zwei Gruppen entworfen, welche getreu im Geiste der konfessionslosen Cornelius-Schule eine Ausgleichung zwischen dem Katholizismus und dem Protestantismus aussprechen sollen, und die Figur des jugendlichen Freidenkers, zur Linken des Bildes, welcher sich neben dem frommen und würdigen Bischof Sailer niedergelassen hat, um ihm Zeugnis von reformatorischen Bestrebungen in der katholischen theologischen Jugend zu geben, war für Förster bestimmt. Kaulbach aber bestürmte seinen Freund so lange, statt seiner diese lebensgroße Figur zu zeichnen und später auch malen zu dürfen, bis ihn Förster dieselbe abtrat. Die Gefälligkeit brauchte auch nicht bereut zu werden; Förster bekannte freimütig, daß die Zeichnung besser war, als er sie hätte machen können. So malte denn Kaulbach den Jüngling mit langgelocktem Haar und auffallend blauen Augen im grünen Gewande, der mit erhobenem Finger und eifrigem Gesichtsausdruck in den alten, ernstern Bischof hineinredet — unstreitig eine der besten und am wahrsten empfundenen Gruppen des ganzen Gemäldes — und gab auch hier ein Zeugnis für sein Streben, für eine besondere künstlerische Begabung und vor allem, was bemerkenswert erscheint, für seine früh entwickelte freisinnige Geistesrichtung, die ihn durch das ganze Leben in allem Denken und Schaffen begleitet hat.

Die ferneren Bilder sind wohl zum größten Teil von Gökenberger gemalt, der auf der Jurisprudenz nicht allein sich selbst links abgebildet, sondern auch dem Rechtsgelehrten Justus Moser rechts ein Buch in die Hand gegeben hat, auf dessen aufgeschlagener Seite des Künstlers Lebensgeschichte und seine Beziehung zu dem Gemälde niedergeschrieben steht. Sehr lustig sind die Arabesken voll zeitgemäßer Karrikaturen und Anzüglichkeiten.

Das Freskogemälde der Theologie wurde im Sommer 1824 an Ort und Stelle in Bonn ausgeführt, und Kaulbach lernte bei dieser Gelegenheit auch die rheinische Universitätsstadt kennen, wo damals ein ziemlich reges Treiben herrschte, wenn auch die hauptsächlichsten Berühmtheiten, die um diese Zeit dort wohnten, wie Ernst Moritz Arndt, August Wilhelm Schlegel und Staatsrat Niebuhr ziem-

lich abgeschlossen lebten. Es ist anzunehmen, daß Freund Förster, welcher allenthalben Empfehlungsbriefe aufzutreiben und abzugeben wußte und wegen seiner geselligen Talente überall gern gesehen war, den schüchternen Genossen in weitem Kreise bekannt gemacht hat. Bei dieser Gelegenheit lernte er mehrere Familien in Bonn kennen, außerdem nicht nur ältere Professoren, sondern auch junge, tüchtige Studenten, die nachmals von sich reden machten. Er verkehrte im Hause des Universitätsprofessors d'Alton, er kam mit Clemens Brentano zusammen, mit Guido Görres, mit Ernst von Lassaulx, denen er allen auch weiterhin auf seinem Lebensweg begegnet ist. Brentano war gerade damals nach fast fünfjährigem Aufenthalt bei der wunderlichen Nonne Anna Katharina Emmerich in Dülmen, die ihn durch ihre unheimliche Stigmatisation in unbegreifliche religiöse Verzückerung versetzt hatte und im Februar 1824 starb, vorübergehend nach Bonn gekommen, fand aber in seiner Weise natürlich die Zusammenstellung des Bildes der Universität ganz unsinnig und sprach seine Mißbilligung offen aus, daß die Maler die Theologie komponierten und das Glaubensbekenntnis nicht kannten.

Die Bonner Fresken wurden dazumal ziemlich viel besprochen und während der Arbeit häufig von rheinischen und durchreisenden Kunstfreunden besucht, wobei Förster mit einer von ihm angefertigten Übersichtskarte gewissermaßen den Fremdenführer machte. Auch hohe Fürstlichkeiten sahen sich in diesem Sommer die neuerstehenden Kunstwerke an, unter welchen mit besonderer Freude der Großherzog Karl August von Weimar und der König Friedrich Wilhelm III. aufgenommen wurden. Von dem Besuche des preussischen Königs, welcher durchaus kein Freund der Freskomalerei war und dieselbe für ungeeignet für die Völker diesseits der Alpen erachtete, wird eine allerliebste kleine Geschichte erzählt. Neben der allegorischen Gestalt der Theologie stehen zwei Genien, von denen jeder eine Tafel in der Hand trägt, auf welchen ursprünglich Sprüche zu lesen waren und zwar auf katholischer Seite „Selig, die nicht sehen und doch glauben“ und auf protestantischer Seite „Prüfet Alles und das Beste behaltet.“ Diese so bezeichnenden Sprüche hatten nun an höchster, vielleicht allerhöchster Stelle Anstoß erregt, und das Kuratorium der Universität verlangte die Tilgung derselben als unerläßliche Bedingung des königlichen Besuchs, indem es befürchtete, daß im entgegengesetzten Falle sogar die ganze Darstellung der übrigen Fakultäten wieder ins Wasser fallen würde. Hermann, der mit Recht dadurch die ganze Bedeutung seiner Genien gefährdet sah, verweigerte die Entfernung trotz wiederholter Aufforderung sogar von seiten der Professoren, und erst in dem Augenblicke, als der königliche Wagen bereits in Sicht war, wurden die Sprüche wider seinen Willen mit einem breiten Pinsel überstrichen. Der König widmete der Betrachtung des Werkes aber doch nur wenige Minuten und gab auch kein Zeichen sonderlicher Zufriedenheit zu erkennen, da er keinen Geschmack an der Symbolik fand. Die Fakultäten waren jedoch gerettet, und seither zeigen sich die gefährlichen Täfelchen ziemlich zwecklos ohne ihre Inschrift. Goethe, welchem Förster später bei seinem ausführlich von ihm beschriebenen Besuche in Weimar im November 1825 die Bonner Arbeiten genau auseinandersetzen und überhaupt die ganzen Zwecke und

Ziele der Cornelius-Schule darlegen mußte, ergöhte sich weiblich an diesem lustigen Stückchen deutscher Kunstgeschichte.

Ob Kaulbach auch weiterhin an den Bonner Fresken mitgewirkt hat, läßt sich nicht mehr nachweisen. Die Nachforschungen nach dieser Richtung ergaben einstweilen ein negatives Resultat. Allerdings soll er auch mit Gözenberger eine zeitlang intimere Freundschaft unterhalten haben, wie sich der Düsseldorfer Akademie-Inspektor Holthausen erinnert. Gözenberger, dessen Umgang freilich ein nicht so günstiger war wie derjenige mit Eberle, soll während der Ausführung der Fresken in der Universitätsaula zu Bonn häufig nach Düsseldorf gekommen sein und mit Kaulbach zusammen gearbeitet haben. Nicht unmöglich ist es daher, daß letzterer auf die Bonner Fresken auch sonstwie einen Einfluß ausgeübt hat, vielleicht gerade auf dem Gebiete, wo er nachmals so besonders groß war, in den Karikaturen und Satiren.

Jedenfalls erinnerte sich Kaulbach immer mit sichtlichem Vergnügen an die in Bonn verlebten Tage. Einer seiner größten Wünsche im Alter war es, mit seinen Kindern einmal an den Rhein zu fahren, um sie an den Ausgangspunkt seines Glückes zu führen. Er berichtete gern von seinem Aufenthalte in Düsseldorf und Bonn und von den schönen Fahrten, die er mit seinen Freunden von da aus gemacht hatte, gerade in die schönsten Gegenden des deutschen Stromes, in den Bereich der sieben Berge. So hat sich seine Tochter Josefa auch die folgende Erzählung des Vaters aufgeschrieben:

„Wir, der gute Eberle, Schelling, d'Alton, der Nefse Rauchs und andere, waren alle junge, schöne Leute, Eberle und ich, die jüngsten, mit langen, schwarzen Haaren, wahre Raffaels. In diesem schönen Kreis wurden alle schönen Künste geübt. Wir waren eine Seele, ein Herz und ein Geldbeutel. An schönen Tagen machten wir Spaziergänge von Düsseldorf nach Bonn. Das Fahren war uns zu teuer. Von Bonn aus gingen wir auf den Drachenfels und nach Heisterbach, wo man göttlichen Wein trank. Auch badeten wir in den herrlichen Fluten des Rheins. Die ganze Sippe machte dann die tollsten Geschichten im Wasser. Bei solch einem Bade machte ich auch einmal die Bekanntschaft von Vater Arndt. Ich sehe schon von weitem einen großen stattlichen Mann auf uns zusegeln. Bei jedem Atemzug hebt er sich weit aus dem Wasser und bläst sich auf wie ein Puterhahn. „Ah, da kommt Arndt“, rufen die anderen, und dieser wird nun von allen mit Jubel begrüßt. Und Arndt, dem der „junge hübsche Kerl“ aufgefallen sein mag, nähert sich mir, und ich, verschämt über meine Kostümlosigkeit, schlage jungfräulich die Augen nieder. „Das ist der Kaulbach“, rufen die andern, und wir machen gegenseitig unsre Komplimente, und so weiter.

Des Abends wurde auf solchen Touren vielfach musiziert. Da lernte ich zuerst den Freischütz kennen und war ganz entzückt. Die Meinungen waren aber sehr geteilt. Es wurde viel hin und her disputiert, und wenn wir recht trockene Kehlen hatten vom Singen und Reden, wurde Wairant gebraut; das waren aber schon besondere Festtage, wenn wir uns eine solche Ausgabe erlauben durften.“

Ein junger Theologe, namens Albert Bauer, der später in Belgien in der Mark Brandenburg Prediger gewesen ist, war der Musikkundige des Kreises und führte die Freunde in diese Kunst ein, namentlich auch in den mächtigen Geist Johann Sebastian Bach's. Man hatte sogar in die Universitätsaula einen Flügel stellen lassen, wo der musikalische Student die Arbeit der jungen Maler durch sein meisterhaftes Spiel unterhielt und anspornete.

Der jungen Künstlerchar stand inzwischen eine folgenreiche Veränderung bevor. Die Cornelius-Schule, soweit sie unabhängig von der Düsseldorfer Akademie war, sollte am Rhein sehr bald wieder ihre Hütten abbrechen.

Den 4. September 1824 reichte Cornelius seine Entlassung als Direktor der rheinischen Akademie ein, da ihm der Kronprinz von Bayern wiederholt die durch Langer's Tod erledigte Direktorstelle in München angetragen und ebendasselbst eine größere praktische Ausübung in Aussicht gestellt hatte. Ludwig hatte ihm kurz vorher geschrieben, er sei an sich von Kunstakademien kein Freund — aber unter Cornelius' Leitung, da sei es eine ganz andere Sache! Er sähe sie da als eine große Kunstschule an, und welche! Welchen Aufschwung würde die Malerei in Bayern bekommen! Wie es Menschen gäbe, die zu Herrschern geboren sind, so Cornelius zum Haupte einer Malerschule. Nach diesem Zuspruch konnte sich der Künstler nicht länger sträuben. Er begründete seinen Wunsch, den Rhein zu verlassen, auch mit der Kränklichkeit seiner Frau, die einen entschiedenen Widerwillen gegen Düsseldorf besaß, ein beinahe zerstörendes Heimweh daselbst empfand und in der That auch kurz nachher in schwere Krankheit verfiel, von welcher sie erst im folgenden Frühjahr genas. Als Nachfolger und Fortsetzer in demselben Geiste schlug er für seinen Direktorposten den in Rom wirkenden Leipziger Julius Schnorr vor, für den sich nachmals auch der preussische Gesandtschaftssekretär und Historiker Christian Karl Josias von Bunsen von Rom aus auf das allereifrigste verwendet hat. Guldvollst und in herzlichsten Ausdrücken wurde dem Meister, der indessen noch den Winter über in Düsseldorf blieb, die Entlassung gewährt. Die Besetzung seiner Stelle aber machte außerordentliche Schwierigkeiten, da die Eigentümlichkeit der Kunstweise, die Cornelius seiner Schule aufgeprägt hatte, an Allerhöchster Stelle wesentliche Bedenken hervorrief. Die vorwiegende Behandlung der Freskomalerei und die völlige Vernachlässigung der Ölmalerei war, wie man in Berlin allseitig zugab, zu einer gewissen Kalamität geworden, und der König war trotz aller Vorstellungen nicht gesonnen, wiederum einen Künstler anzustellen, der der Freskomalerei allzusehr den Vorrang gab. Seine Verfügung verrät einen besonders praktischen und gesunden Sinn und traf in dieser Angelegenheit den Nagel recht auf den Kopf. Er schrieb nach Annahme des Entlassungsgesuches des Düsseldorfer Direktors an den Staats-Minister, Freiherrn von Altenstein:

„Wenn gleich die Malerey al fresco an sich ein sehr schätzenswerther Zweig dieser Kunst ist, so muß doch bei der Anleitung zum Studium derselben auch die Gelegenheit in Betracht gezogen werden, wie sie in Ausübung gebracht werden kann. Für das Inland bietet sich diese nur sehr beschränkt dar, da

von der Fresco-Malerei nur selten bei Kirchen oder Prachtgebäuden Gebrauch gemacht wird; auf eine Schule für das Ausland kann aber kein besonderer Werth gelegt werden. Die fresco-Malerei muß daher auf der Kunst-Schule in Düsseldorf nur Nebensache bleiben, und Ich gebe Ihnen auf Ihren Bericht anheim, hiernach die Wahl eines neuen Directors derselben zu bestimmen.

Potsdam den 29. November 1824.

Friedrich Wilhelm."

Der Minister versicherte freilich dem Meister seinerseits, daß seine eigentümliche Schule möglichst in seinem Geiste fortgeführt werden solle, wobei er auch fernerhin auf seine schätzbaren Vorschläge und Ratschläge rechne. Bereitwilligst erkannte man gleichfalls die geradezu überraschenden Erfolge des Directors an, der es verstanden hatte, nicht allein in kurzer Zeit eine außergewöhnliche Anstalt auszubilden, sondern der auch durch die Wirksamkeit derselben die Kunst in das öffentliche und häusliche Leben eingeführt und immer mehr Sinn dafür erweckt hatte, in einem so hohen Maße, daß die gebildeten Schüler mit Privataufträgen alle Hände voll zu thun bekamen. Aber mit der königlichen Verfügung war doch ein für allemal der Befehl gegeben, daß ein anderer Geist in die Schule selbst einziehen sollte. Wie warm auch Schnorr und nachmals Overbeck empfohlen wurden, wie sehr man auch betonte, daß diese nicht ausschließlich Freskomaler seien, wie energisch auch Cornelius selbst darauf hinwies, daß weitere Aufträge in der Freskomalerei am Rhein seitens der Familien von Spee, von Hompesch, von Pleffen gegeben waren, die doch vollendet werden mußten — die Herrschaft der Freskomalerei war für die Düsseldorfer Akademie in eine Art von Verfall gethan.

Vergeblich blieben auch die Bitten um baldige Wiederbesetzung der Stelle in Düsseldorf, obwohl die Anstalt empfindlich litt, die meisten Zöglinge der obern Klasse infolge der Ungewißheit ihrem angebeteten Lehrer nach München folgten, sofern sie eben nicht durch häusliche Hindernisse oder Armut zurückgehalten wurden, und neue sozusagen nicht mehr ankamen. Wenn Cornelius in der That gerade die besten seiner Gehilfen nach München zu ziehen suchte, um der dortigen bisherigen Schule mit mehr Gewicht entgegen zu treten und durch die Einmischung der Seinen den Umschwung daselbst zu befördern, so konnte ihm das an sich nicht verübel werden. Für Düsseldorf aber stand zu befürchten, daß die Akademie bald gänzlich auf den Elementarunterricht und auf die Vorbereitungsstufe der Kunstschule beschränkt sein würde, wenn nicht bald der Name eines berühmten, seines Vorgängers würdigen Meisters an die Spitze gestellt wurde. Der wackere Mosler stellte das alles sehr ehrlich und eingehend dem Minister vor, aus warmer Liebe zur Sache. Als aber Cornelius am 30. Mai 1825 endgültig Düsseldorf verließ, blieb die Kunstschule thatsächlich wiederum für längere Zeit verwaist. Mosler wurde mit den Direktorialgeschäften interimistisch beauftragt. In Zukunft sollte sogar nach bestimmter Weisung von oben mehr die zweckmäßige Fortführung des Elementarunterrichts berücksichtigt, die Ausbildung der Schüler als Haupt-

zweck betrachtet werden und nicht der Zutritt von jungen Leuten, die bereits auf andern Lehranstalten Fortschritte gemacht und zur Ausführung von Kunstarbeiten befähigt seien. Von einem neuen Direktor war zunächst von seiten der Regierung lange gar nicht die Rede. Vielleicht hatte man in Berlin sofort den jüngeren Schadow ins Auge gefaßt, der ja schließlich auch siegreich aus dem Wettbewerb mit Schnorr und Overbeck hervorgegangen ist. Dazwischen scheint man sogar ein längeres Provisorium beabsichtigt zu haben, wobei auffallenderweise gerade Meister Cornelius wieder veranlaßt werden sollte, in den nächsten drei oder vier Jahren ein wachsaues Auge über die Kunstschule zu halten und zu dem Ende jährlich eine Reise nach Düsseldorf zu machen. Einstweilen blieb jedenfalls die Malerei auch fernerhin das Stiefkind der Akademie, und nur die alte deutsche Schule wurde als würdig erachtet, den Schülern bekannt zu werden. Der inzwischen angestellte Inspektor Josef Wintergerst aus Ellwangen hatte zwei Gemälde eigener Erfindung als Vorbild für die Kunstübungen der Schüler ausgestellt, die in der antikisierenden Richtung ausgeführt waren, dem großen Publikum aber sehr mißfielen. Man hatte allgemein Angst, daß die Vorliebe der entscheidenden Kräfte, Cornelius, Mosler, Wintergerst für die altdeutsche Schule einer frischen, fröhlichen Entwicklung der neueren Malerei hemmend im Wege bleiben würde, und den Maler Kolbe, der vielleicht allein neuere Bahnen ging, ließ man nicht zu Worte kommen. Dieser wies unablässig auf die Nachahmung der sichtbaren und lebenden Natur, auf praktische Kenntnisse hin, erinnerte an die Franzosen, wo durch David und seine Nachfolger der Grundsatz beobachtet wurde, die Natur mit Wahrheit nachzuahmen, und sprach die Behauptung aus, daß nur deshalb dort soviel praktische Künstler auftreten konnten, während es in Deutschland aus Mangel an solchen Schulen zwar viele talentvolle Zeichner, aber so wenig gute Maler gegeben habe.

Eines seiner Schreiben an einen der vortragenden Räte des Kultusministeriums wirft richtige Streiflichter auf die Düsseldorfer Kunsttrichtung. Er schreibt unter andern am 27. September 1824:

„Ew. Hochwohlgeboren werden bereits davon unterrichtet sein, daß Herr Cornelius seine hiesige Direktorstelle aufgegeben und die durch den Tod des Akademiedirektors Langer vakant gewordene Stelle in München antreten wird. Dem Vernehmen nach hat er bereits dem hohen Ministerium einen seiner Freunde in Rom, der auch Freskomaler ist, als seinen Nachfolger vorgeschlagen, um die schon begonnenen Freskoarbeiten in hiesigen Gegenden ferner zu leiten. Da es jedoch noch zweifelhaft ist, ob sich einer finden wird, der ihn ersetzen kann, und wahrscheinlich noch manche mit weit weniger Verdienst sich um diese Stelle bewerben werden; so glaube ich auch es wagen zu dürfen, in die Reihe derselben zu treten, um so viel mehr da, als schon im Jahre 1812 die Wiederherstellung der Akademie erfolgen sollte, mir besagte Stelle bestimmt, und von dem noch hier wohnenden Herrn Geheimrath Rislinger angetragen war. Im Fall nun nicht verdienstvollere Künstler auf dieselbe Anspruch machen,

wage ich es bei dem hohen Ministerium um sie anzuhalten, und um Ew. Hochwohlgeboren gütige Verwendung für mich gehorsamst zu bitten.

Zugleich bitte ich Ew. Hochwohlgeboren über den Zustand der hiesigen Schule, die ich jetzt schon so lange zu beobachten Gelegenheit hatte, meine Gedanken und Ansichten freimüthig eröffnen zu dürfen.

So sehr ich das große Talent des Herrn Cornelius hochachte, und sein Verdienst um diese Schule zu würdigen weiß, indem die Leistungen mehrerer seiner Schüler, namentlich des jungen Hermann aus Dresden, der Herrn Stürmer und Stille aus Berlin wirklich Bewunderung erregen; so kann ich doch nicht bergen, daß ich die ganze Tendenz dieser Schüler viel zu einseitig finde. Da Herr Cornelius die Ölmalerei nicht liebt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil seine frühere Kunstbildung nicht geeignet war, sich diejenige praktische Kenntniß zu erwerben, die zur Ausführung großer Werke in diesem Fache erforderlich sind; so scheint er seine Schüler auch nur für die Freskomalerei bilden zu wollen. Sobald er bei einem derselben Erfindungstalent zu spüren glaubt, läßt er ihn componiren und Cartons zeichnen, und so sah ich seit meiner Anstellung hier nichts wie Cartons entstehen, und noch wurde kein Versuch gemacht, nur eine Figur nach dem Leben mit Farbe auf Leinwand zu bringen. Versucht gleichwohl einer aus dieser Schule aus Auftrag oder eigenem Antrieb eine Madonna oder etwas ähnliches in Öl zu malen, so bemerkt man nur das ängstliche Bestreben, die alte deutsche und niederländische Schule nachzuahmen. An Natur und Wahrheit in Farbe und Wirkung wird nicht gedacht, ja diese Dinge werden selbst als unnütz und dem Wesen der Kunst zuwider mit der schändlichsten Verachtung behandelt, so wie die Leistungen eines jeden, der nicht in jene Fußstapfen tritt. Aus Mangel an praktischen Kenntnissen ist daher von diesen Arbeiten bis jetzt noch keine bis zu Ende gebracht worden.

So erfreulich es nun auch ist, daß die so lange vernachlässigte Freskomalerei durch die löblichen Bemühungen des Herrn Cornelius und seiner Freunde wieder ins Leben getreten ist, so stehet jetzt doch zu befürchten, daß der entgegengesetzte Fall eintreten, und die Ölmalerei dadurch verdrängt werden wird, obgleich die alten großen Meister in beiden Fächern mit gleichem Glück gearbeitet haben, und wahrscheinlich wird in dieser Schule, bei dem jetzigen Gang derselben nie ein Ölgemälde von Bedeutung, das als solches genannt zu werden verdient, entstehen.

Um das gute Verhältniß zwischen Herrn Cornelius und mir nicht zu stören, habe ich bis jetzt durch Gegenwirkung nicht mit ihm in Opposition treten mögen, auch würde dieses wenig gefruchtet haben, da seine Schüler zu ihm ein unbedingtes Vertrauen hegen. Da er diese aber größtentheils wahrscheinlich nach sich ziehen wird, so kann ich bei dieser Lage der Sache den Wunsch nicht unterdrücken, daß bei dem Antritt des neuen Direktors, der, wenn das hohe Ministerium den von Herrn Cornelius vorzuschlagenden genehmigen wird, wenn nicht sein Verdienst, doch gewiß die nämlichen Ansichten und Grundsätze

in der Kunst, sowie dessen angelegten Plan befolgen wird, mir ein etwas bedeutender Wirkungskreis vergönnt, und zu dem Ende der Vorschlag gestattet werde, in der Anordnung der Akademischen Studien einige Änderung zu treffen. Nämlich: daß das Malen nach dem lebendigen Modell, welchem bis jetzt als einer Nebensache in den Sommermonaten wöchentlich nur wenige Nachmittags-Stunden gewidmet worden, künftig wie in den besten französischen Schulen mehr als Hauptsache behandelt, und dem Schüler mehr Zeit dazu angewiesen werde; dann daß jeder Schüler, der von der Akademie Unterstützung erhält, jährlich eine Figur, oder wenigstens einen Torso in Lebensgröße nach dem lebendigen Modell gemalt bei dem hohen Ministerium einzureichen verpflichtet sei; auch möchte es, um so viel mehr Nachseiferung zu erwecken, zweckmäßig sein, auf das gelungenste Werk dieser Art einen Preis zu setzen. Auf diese Weise würde auch in diesem Theil der Kunst ein rühmliches Streben entstehen, es würden praktische Künstler gebildet werden, die, so wie sie die Schwierigkeit bei Nachahmung der Natur überwinden lernten, dieselbe lieb gewinnen würden, und die Geringschätzung dieses so wichtigen Theils der Kunst würde so endlich beseitigt werden.

Dem daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei, und wenn der Künstler von Genie in seinen Erfindungen dieselbe in ihrem inneren Wesen aufzufassen weiß, er sie auch ihren äußeren Erscheinung nach, versteht sich mit Wahl, darstellen soll, ist ein Grundsatz der Schule, welcher ich meine Bildung verdanke, und die jetzt nur zu sehr verachtet ist. Doch dieser Verachtung ungeachtet wird die strenge Befolgung dieses Grundsatzes den Künstler indeß davor schützen, zum Manieristen herabzusenken, da hingegen die einseitige Nachahmung einer jeden besondern Schule, um so mehr dieser, die bei ihrer doch nur bedingten Vortrefflichkeit noch so manche offenbare Mängel hat, nothwendig die edelhaftesten Karrikaturen erzeugen muß. Die Wahrheit dieser Sätze hat die Erfahrung dünkt mich schon genugsam bestätigt. Zudem gab die Natur nicht jedem, der sich der Kunst widmet, Erfindungstalent, aber auch bloßes Nachahmungstalent ist schätzbar, und werth ausgebildet zu werden. Wer nur ein Auge für Form und Farbe hat, ist fähig, wenn diese Anlagen entwickelt werden, weungleich kein Historienmaler, doch ein schätzbarer Portrait- oder Landschaftsmaler zu werden, Fächer, die doch so manchem Künstler schon einen ehrenvollen Rang in der Künstlerreihe verschafft haben, und es ist ebenso ungerecht als bitter, diese und alle diejenigen, die nicht unbedingt jener herrschenden Schule anhängen, der Verachtung preis zu geben. Dieses ist jedoch jetzt der Geist der hiesigen Schule, und ich darf zweifeln, daß er dem Willen des hohen Ministeriums gemäß sei.“

Endlich wurde durch Kabinettsordre vom 27. Februar 1826 Professor Wilhelm Schadow auf die allervärmste Empfehlung des Ministeriums hin zum Düsseldorfer Akademiedirektor ernannt und reiste auch im Juni nach Düsseldorf, um genauen Bericht über die Verhältnisse abzustatten und neue Vorschläge zu machen.

Auch ihm fiel vor allem der klägliche Zustand der Malklasse auf, den er sich nur dadurch erklären konnte, daß „das Malen an sich seinem Vorgänger für einen bildenden Künstler unbedeutend erschienen.“ Er fand gar nichts Trostreiches in dieser Klasse weder unter den Lernenden noch unter den Lehrmitteln. In der Klasse der ausübenden jungen Künstler, die als die Werkstatt des Direktors betrachtet werden muß, traf er dagegen unter zehn Jöglingen fünf ganz vorzügliche an: 1. Gözenberger, der noch in der Aula in Bonn beschäftigt war. 2. Stürmer, der im Sommer auf dem Gute des Grafen Spee arbeitete, im Winter die Kartons dazu zeichnete. 3. Gassen, der gerade einen sehr hübschen Karton, „Bacchus die Ariadne findend“ ausgeführt hatte. 4. Sonderland, von dem ein hübscher Karton, den Sturz Pauli darstellend, vorhanden war und 5. Ruben, der eine Kreuzabnahme malte. Das waren die Überbleibsel der Cornelius'schule.

Schadow's Leitung der Akademie, die fast ein Lebensalter gedauert und vielfache Darstellung und Beurteilung erfahren hat, gehört nicht mehr in den Bereich dieser Betrachtungen, da Kaulbach bei seiner Ankunft nicht mehr Schüler der Anstalt war.

Ein neues trauriges, diesmal allerdings selbst verschuldetes Ereignis hatte seine Stellung an der Schule unmöglich gemacht. Der junge Künstler war anhaltend in gedrückter, friebloser Stimmung geblieben, aus der er nur hin und wieder durch seine Freunde herausgerissen wurde. Er ließ sich leider mitunter zu Rücksichtslosigkeiten und Streitigkeiten veranlassen, die nicht gerade dazu angehan waren, ihn bei seinen Mitschülern sonderlich beliebt zu machen. Eines Tages kam es denn sogar so weit, daß sich Mosler, welcher nach Cornelius' Abgang und vor Schadow's Berufung die Direktionsgeschäfte vollständig versorgte, gezwungen sah, wenn auch mit schwerem Herzen, der Not und dem Recht mehr gehorchend als dem eigenen Triebe, den jugendlichen Freund von der Anstalt zu verweisen. Wie viele hervorragende Männer, welche nachher den Besten und Edelsten beigezählt wurden, den Jhrigen durch nichtsunnige Jugendstreiche Leid und Kummer bereitet haben, so wurde also auch Kaulbach, der unglückliche, verhärmte Schüler, dessen hohes Talent keinem zweifelhaft war, offiziell relegiert.

Der Vorfall ereignete sich im Winter 1825/26 und wird von einem Augenzeugen, dem Akademieinspektor Holtzhausen, welcher damals als Schüler der Akademie angehörte, folgendermaßen erzählt: Kaulbach's jüngerer Bruder Karl, der seit kurzem die Düsseldorf'scher Kunstschule besuchte und von diesem überwacht wurde, nahm an den abendlichen Stunden im Altzeichen teil. Eines Montags Abends nun erschien Wilhelm Kaulbach im Aktfaal, wo mehrere Bänke standen, nahm seinen gewöhnlichen Platz ein und schob die auf dem angrenzenden Platze von einem ihm mißliebigen Mitschüler, Jakob Lehnen, bereits niedergelegte Mappe mit den Worten beiseite: „Da sitzt mein Bruder!“ Lehnen aber, trotz seiner kleinen, zwerghaften Gestalt durchaus nicht blöde, behauptete energisch sein Recht auf diesen Platz, bis Kaulbach in seiner erregten, jähzornigen Weise ausrief: „Mit so Jungens spielt man anders,“ den winzigen, kümmerlich gewachsenen Akademiker ergriff, zum Aktfaal hinaustrug und vor der Thür auf dem Hofe

ganz erbärmlich durchprügelte, sodaß es lautes Heulen und Zammern gab und die übrigen Schüler zur Hilfe herbeieilten. Die Sache machte großes Aufsehen, und der Friedensstörer mußte auf allgemeines Verlangen die Anstalt verlassen, worüber eine ganze Anzahl seiner Mitschüler, die vielfach unter seinem spöttischen und herrischen Wesen zu leiden hatten, sich vergnügt ins Häufchen gelacht haben sollen.

Die Prügelzene erschien schon am folgenden Abend in einer Lithographie von August Hoffmann, einem Schüler Thelott's und Keller's, welche Preyer, der an jenem Tage nicht am Altzeichen Teil genommen hatte, anschwahrte. Man sieht auf derselben, wie Kaulbach in wallendem Haar den kleinen Lehnen mit der rechten Hand gefaßt hat und mit der linken Faust prügeln will, während der Maler und Bildhauer Götting, der, nichts Gutes ahnend, aus dem Aktsaal gefolgt war, ihn zu beruhigen sucht. Der Akademiedienner Döres steht mit der Laterne dabei, und dessen Mutter erhebt angstvoll die Arme, während ein Hund den ergrimmteten Maler anbellt.

Eine Entschuldigung findet Kaulbach's Handlungsweise nur in der Verteidigung seines jugendlichen Bruders, als dessen natürlichen Beschützer er sich um so mehr fühlte, als ja sein Vater in der Erziehung behindert war.

Der Anlaßgeber der Relegation, die übrigens Kaulbach später nicht zu bedauern hatte, sondern als einen Glücksfall ansah, war ein ziemlich mittelmäßiger Stillebenmaler, 1803 in Hinterweiler im Regierungsbezirk Trier geboren und seit Oktober 1825 Schüler der Düsseldorfer Akademie (gestorben 1847 in Koblenz.) Er beschrieb seine Person in einem Immediatgesuch an den König im Herbst 1825, — ohne Datum — das aber auf eingeforderten Bericht des Kuratoriums und interimistischen Direktors hin als nicht gehörig zurückgewiesen wurde, da ihm wenig Fertigkeit und wenig Talent zugestanden werden konnte — und schilderte sich darin mit den Worten: „durch eines der seltsamsten Naturspiele im 23. Lebensjahre, zwar ohne körperliche Mißstaltung, kaum 32 Zoll groß, und deshalb außer Stand, irgend ein Gewerbe oder Beschäftigung zu unternehmen, wozu körperliche Kräfte erforderlich sind.“ Zu derselben Zeit bildete sich in Düsseldorf auch ein anderer Zwerg, der bereits mehrfach genannte Johann Wilhelm Preyer (1803 bis 1888) aus, zufällig auch in der Stillebenmalerei, in welcher er aber seinen Mitschüler um ein Bedeutendes überragte.

Nach der Relegation blieb Kaulbach noch längere Zeit in Düsseldorf. Er war jetzt auf seine eigene Kraft und Fähigkeit allein verwiesen, und die Schwierigkeiten seines Daseins vermehrten sich erheblich. In dieser Bedrängnis suchte er sich als Lehrer seinen Unterhalt zu verdienen, ein Amt, in dem er aber niemals Glück gehabt hat, obwohl er später behauptete, daß er ein beliebter Zeichenlehrer gewesen sei. Seine erste Schülerin fand er in den allerhöchsten Kreisen. Es war die Prinzessin Friedrich von Preußen auf dem Jägerhofe, an die ihn der alte Jacobi in Pempelfort empfohlen hatte. Kaulbach erzählte sehr lustig darüber seinem jugendlichen Freunde Karl Stieler noch am 15. Februar 1874 (ergänzt durch eigene Notizen des Meisters): „Ich war damals ein schwärmerischer Knabe

mit einem Samtrock, der zwar sehr fadenscheinig, aber doch reinlich war, und mit großem aufgeschlagenem Kragen, den meine Schwester noch mit Spitzen verziert hatte. So ging ich zur „Prinzessin“. An der Thür empfing mich die alte Hofmeisterin, die streng auf Etikette hielt, doch als ich ihr meine Absicht erklärte, bedeutete sie mich, daß ich in diesem Anzuge nie und nimmer vor der Prinzessin erscheinen könne. Ich ging also fort und zu einem lieben, ehrwürdigen Freunde, einem Nachkommen des Philosophen Jacobi, der in Düsseldorf lebte. Er lächelte, als ich ihm mein Leid vortrug, und zum Schlusse gab er mir einen alten, braunen Frack mit goldenen Knöpfen aus seiner eigenen Jugend, eine hohe revolutionäre Halsbinde und einen grauen Cylinder, der nach oben immer weiter wurde und für mich viel zu groß war. „Das macht nichts,“ sagte Jacobi, „den tragen Sie eben in der Hand.“ In diesem Aufzug ging ich zum zweiten Mal hin, doch als ich mich diesmal der Hofmeisterin vorgestellt, entstand ein homerisches Gelächter. Der ganze Hof lachte, Hofdamen und Kammerzofen, Schranzen und Lakaien, und selbst das kleine Bologneserhündchen der Oberhofmeisterin war nicht zu beruhigen. Diese bat mich doch lieber wieder in meinem früheren Kostüm zu kommen, das sei doch immer noch viel besser. Ich that's, und so wurde ich in Düsseldorf hoffähig.“ Der breitschultrige Jacobi aber lachte den schwächlichen Maler noch obendrein gehörig aus und meinte, das sei sehr heilsam für seine jugendliche Eitelkeit gewesen, die Kaulbach später auch ganz unumwunden zugab. In der Folge blieb der auffallend hübsche Jüngling denn auch seinem sogenannten deutschen Rock mit aufgeschlagenem, von Schwester Karoline gesticktem Hemde treu und befand sich darin viel wohler.

Von einer andern Aussicht Unterricht zu geben, die aber aus gleichem Grunde zu Wasser wurde, berichtet er in späteren Jahren einmal seinen Kindern. Wenn er als sechszehnjähriger Bursche von Elberfeld nach Düsseldorf wanderte, kam er allemal an einem wundervollen Garten vorbei, der einem reichen Baron gehörte, da schaute er oft lange den schönen rotbäckigen Kindern zu, die da spielten, und wäre so gern auch eines von diesen glücklichen Kindern gewesen, die tanzen und jubeln konnten. Nach vielen Jahren, als er nun in Düsseldorf studierte, wurde er von einem Freunde, er glaubte, es sei Eberle gewesen, in eine reiche Familie als Zeichenlehrer empfohlen. Nur um etwas zu verdienen, nahm er die Stelle an und ging in seiner abenteuerlichen Tracht, Barett, lange Haare, Samtröckchen, dahin. Von seiner Schüchternheit und Verlegenheit macht sich kein Mensch einen Begriff, besonders da die jungen Mädchen, die er unterrichten sollte, über seinen Anzug sich lustig machten. Ihm kamen die Gesichter und der Name merkwürdig bekannt vor, endlich erfuhr er, daß es dieselben waren, die er damals vor vielen Jahren in dem großen Garten spielen sah, das waren nun schöne, große, stattliche Mädchen geworden. Er war auch schön, aber noch immer arm wie eine Kirchenmaus. Als er nach der ersten Stunde Eberle begegnete, machte ihm dieser Vorwürfe, daß er in solchem Anzug zu der reichen Familie zu gehen wagte, und schleppte ihn trotz seines Widerstrebens zu einem Manne, der Kleider zu verleihen hatte. Da wurde er nun in einen Frack gesteckt,

der bis zum Boden reichte; die Ärmel waren viel zu lang und mußten umgeschlagen werden. Die Haare ließ er sich nicht nehmen, aber einen scheußlichen alten Hut mußte er wohl oder übel aufsetzen. Er sah schändlich aus, — aber — es schickte sich so besser. So ging er denn wieder hin, konnte kaum gehen und sitzen, so schlecht paßte ihm alles. Aber als er in das Zimmer zu den Damen trat, brachen diese in ein wahres Hohngelächter aus und konnten sich nicht mehr beruhigen. Wie er das hörte, kehrte er um und schlug die Thür hinter sich zu. Er, der immer nur bewundert wurde — wie er sagte — und wirklich etwas auf sich hielt, konnte es gar nicht vertragen, ausgelacht zu werden, besonders von jungen Mädchen! Er rannte davon, warf das Teufelszeug, wie er es nannte, in die Ecke, und war der alte. Zu den Damen ging er aber nie wieder.

Eine nicht minder drollige Erinnerung hinterließ ferner die Unterweisung der früheren Äbtissin eines Stiftes in Düsseldorf, das während der französischen Revolution aufgehoben worden war. Die alte, ehrwürdige Dame, ausgestattet durch „kolossale Körperformen“, schwärmte für Landschaftsmalerei und wollte vor allem Perspektive lernen, aber eben davon hatte Kaulbach selbst noch kaum eine Ahnung. Dennoch wollte er das Anerbieten nicht abweisen. So wußte er denn keinen andern Rat, als sie zu bitten, sie möge mit ihm auf die Straße gehen, dann wolle er ihr nach der Natur, also nach den Häuserreihen der offenen Gassen die Verkürzungen, den Augenpunkt u. dergl. zeigen, und zwar schlug er, um den unvermeidlichen Gaffern und Neugierigen zu entgehen, die frühe Morgenstunde zum Unterricht vor. Die Äbtissin ging darauf ein, und jeden Tag um sechs Uhr früh sah man nun in den Straßen der Stadt eine „himmellange“ alte Dame stehen mit einem hagern jungen Mann, der ein Reißbrett auf dem Rücken trug. Und darauf malte sie mit feierlicher Miene ihre langgezogenen Linien, Wilhelm Kaulbach war ihr Lehrer und ihre Staffelei.

Auch einer talentvollen Prinzessin Salm soll er schließlich Unterricht erteilt haben.

Treulich theilte der Jüngling dasjenige, was er sich gelegentlich durch Stundengeben und Malen erwarb, mit den Seinen in Mülheim, anstatt selbst wie andre unterstützt zu werden. Von außerordentlichen Ersparnissen sodann kaufte er sich Bücher, die Nibelungen und den Homer, die er mit einem wahren Heißhunger sich zu eigen machte. Überwältigend vor allem wirkte auf ihn die Schönheitsliebe, Daseinsfreude und Freiheitseligkeit, welche aus den griechischen Dichtungen zu seiner innersten Seele sprach, da er gerade nach alledem einen so sehnsuchtsvollen Drang empfand. Das Lied des Heimwehs, die Odyssee, war seine eigenste Welt im kleinen, und er wußte sich mit herzlichster künstlerischer Empfindung ganz hinein zu versenken. Dazwischen erhielt er den Eid geschenkt, den er als besonderen Schatz hütete. Im übrigen hatte er so gut wie gar keine Bedürfnisse für sich selbst. Ihm war es ja von früh an nichts Neues, von der Hand in den Mund zu leben, des Morgens beim Aufstehen nicht zu wissen, wo er des Abends sein Essen finden sollte, und er gestand offen, daß es häufig seine höchste Idee gewesen sei, sich einmal recht satt an Butterbrotten essen zu können.

Auch seine Tage am Rhein waren unterdessen gezählt. Im Frühjahr 1826 wurde Kaulbach mit Eberle und Anschütz nach München berufen, um in dem dortigen neuerbauten Konzertsaale des Odeons die Decke al fresco zu malen, die erste größere selbständige Arbeit, welche er unternehmen durfte. Voll Vertrauen auf seine Kraft folgte er dem ehrenvollen Auftrage, welchen Cornelius ihm verschafft hatte.

Mit getheilten Empfindungen schied Kaulbach von Düsseldorf. Die letzte Zeit daselbst war keine freudige gewesen, und wenn er überschlug, was er dort gelernt hatte, so überkam ihn eine unbehagliche Empfindung von mancherlei Mängeln in seiner Kunst, die er wohl erkannte und dennoch abzulegen keine Gelegenheit gefunden hatte. Er wurde in späteren Jahren noch häufig wegen seines bösen alten Grolles, den er gegen das freundliche Städtchen habe, geneckt. Namentlich konnte ihm die Frau des Malers Deger niemals verzeihen, daß er so schlecht davon sprach, und auch Hermine Stille warf ihm in Briefen scherzend vor, warum er den Straßen und den Bäumen zürnen wolle, in deren Schatten er einst umherwandelte „so frisch und jugendkräftig, so schön, wo er die Damen aus Fenster lockte, vor allem die schöne, liebenswürdige, kleine Spinarosa, er schene gewiß die verwundeten Herzen alter Zeit und wolle keine Wunden erneuern.“ Frau Stille war es auch, welche im Jahre 1837 mit schönsten Grüßen ein Gedicht des jugendlichen Wolfgang Müller auf die Sunnenschlacht einschickte, um dem Künstler zu beweisen, daß den Leuten am Rhein doch nicht so ganz Herz und Sinn für das Große und Herrliche seiner Kunst verschlossen blieb, wie er sich gern einreden wollte. Es ist mit manchem andern im Kaulbacharchiv zu München aufbewahrt.



Dante und Indien.

Von

Angelo De Gubernatis.

Dante spricht an vielen Stellen seiner Göttlichen Komödie, besonders aber im Fegefeuer, gern vom Lande Indien, den Indern, dem Ganges, dem indischen Holze und den Bäumen indischer Wälder, die mit ihren durch einander geschlungenen Zweigen himmelhoch in die Höhe ragen. Das schöne und an Wundern reiche Indien muß daher dem Dichter bei der Abfassung seines Hauptwerkes besonders häufig in immer wechselnden Bildern vor der Seele geschwebt und ihn mehr als jedes andere Land des Ostens gefangen genommen haben: denn wenn er sich das Morgenland vorstellen will, so sieht er die Sonne über dem Ganges aufgehen. Aber diese Vorliebe allein würde einer besonderen Besprechung noch nicht wert sein, wenn sich nicht auch nachweisen ließe, daß Dante sich sein Fegefeuer auf einer indischen Insel gedacht hat, und diesen Beweis will ich im folgenden in aller Kürze zu führen suchen.

Vor allem andern müssen wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, was bisher über Gestalt und Ort von Dante's Fegefeuer gesagt worden ist.

Dante selbst spricht von einer fernen Insel auf der andern Halbkugel. Pietro di Dante bemerkt dazu: „Der Berg und der Ort des Fegefeuers soll der Berg Libanus im Morgenlande sein, welcher im Lande Phönicien, nahe bei Medien und Damascus liegt; oder nach Sfidorus liegt er auf dem andern Hemisphärio oder Erdkreise, auf dessen höchster Spitze das irdische Paradies sich befindet.“

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts hielt Pier Francesco Giambullari eine für jene Zeiten sehr gelehrte Rede, in der er sich mit vielen Worten über die Lage des Fegefeuers erging. Das Thema erschien ihm neu, und deshalb unternahm er es, dasselbe zu bearbeiten, in Wahrheit aber kann er wenig Eigenes darüber sagen. Doch verlohnt es sich, anzuhören, was er weiß:

„Zum Nachweise, welchen Ort der Verfasser sich vorgestellt hat, muß ich etwas weiter ausholen. Man wird dies entschuldigen, wenn man bedenkt, wie sehr diese Frage durch den alten Glauben so vieler griechischer und römischer Schriftsteller erschwert worden ist, welche das Bestehen von Antipoden in Abrede stellten und der ganzen bewohnten Welt nur eine einzige Seite zuschrieben. Diese Schwierigkeit ist noch dadurch gewachsen, daß jene annahmen, die beiden äußersten Seiten dieser Welt seien ein halbes Jahr hindurch mit beständiger Finsternis bedeckt und dabei so kalt, daß lebende Wesen den Aufenthalt daselbst unter keinen Umständen ertragen könnten, der mittlere Strich dagegen werde beständig von so fürchterlicher Hitze und so maßloser Glut verbrannt, daß auch hier keine lebenden Wesen existieren könnten. Wir wissen aber heut, auf Grund der Erfahrungen, daß diese Annahmen ganz falsch, ganz irrig, ganz erlogen sind und nur von der geringen Kenntnis herrühren, die die Alten von der Welt hatten. Wissen doch alle heut Lebenden ganz genau, daß gerade unter dem Himmelsäquator und in der heißen Zone nicht nur bequeme und der menschlichen Natur durchaus angemessene Wohnstätten vorhanden sind, sondern daß es dort auch sehr große Königreiche giebt, wie Guubra, Dschinega, Melli, Orguena, Presto Zanni, Melinda, Ceila, Colicut, Summotra, Pornic, und auf der neuen Welt einen großen Teil von Amerika! Überall wird somit die Erde bewohnt, und überall leuchtet die Sonne. Dies mußte unser Dichter wohl wissen, obwohl er, um der allgemeinen Meinung seiner Zeit, welche nicht über dieselbe Erfahrung verfügte wie wir, nicht entgegen zu treten, dieses vielleicht nicht in anderer Weise zu zeigen wagte, als indem er sein Fegefeuer, in welchem er allegorisch die Reinigung der lebenden Seelen und nicht die der Toten von ihren Sünden zeigt, in jene andere Halbkugel verlegt, jenes Fegefeuer, über dessen Lage die Uneinigkeit der Gottesgelahrten noch so groß ist, daß ihm noch bis heute kein bestimmter und fester Ort angewiesen werden konnte. So verlegt ihn Hugo von San Vittore mitten unter die Wohnungen der Lebenden und an dieselben Stellen, an denen die Seelen gesündigt haben; St. Thomas nimmt zwei Fegefeuer an, das erste ist das gemeine und befindet sich unter der Erde, mit der Hölle verbunden, das andere ist ein

besonderes und befindet sich über der Erde, nach dem besonderen Wohlgefallen Gottes. Agrippa, der universellste, erzählt von dem schrecklichen Berge Norwegens, von dem aus man noch auf eine Meile Entfernung ein fürchterliches Schreien und Heulen ertönen hört; dort zeigen sich abscheuliche, angsterregende Gestalten, und zwei unerträgliche Quellen, die eine glühend heiß, und die andere von eifriger Kälte, ergießen sich ununterbrochen aus jenem Berge und fließen auf die Erde hinab. Ich will hier von dem schmerzenreichen Berge in Schottland, von der Höhle Patrizios, von den Seefahrten Brandano's und den wunderbaren Erzählungen von Saxo Grammaticus nichts weiter erwähnen: nur erinnere ich daran, wie der letztgenannte in seiner dänischen Geschichte den furchtbaren Palast des Gerutus und den schrecklichen Kerker Ugartilocus' beschreibt, Orte, die durchaus zu dieser Welt gehören, die aber als Gefängnis oder als Folterstätte der Seelen und der Geister auserlesen sind. Gegenüber diesen verschiedenen Meinungen verlegt unser gelehrter Dichter, ohne einer derselben offen zu widersprechen, sein Fegefeuer auf die andere Halbkugel. Auf den höchsten Punkt unserer Seite des Erdballes, als welchen er sich den Berg Zion denkt, hat er die eine Spitze eines Zirkels eingesetzt und diesen Zirkel soweit gespannt, daß er zwischen beiden Schenkeln ein Viertel des Erdumfangs faßt. Dann hat er mit dem andern Schenkel des Zirkels einen Kreis geschlagen, welcher somit den Erdball in zwei Hemisphären, oder halbe Bälle, zerteilte und den Mittelpunkten von beiden als Horizont dient, indem er unsere Hemisphäre als die Halbkugel von Zion und die andere, entgegengesetzte Halbkugel als die Hemisphäre des Fegefeuers bezeichnete.

„Aus diesem Grunde hat er sich vorgestellt, daß diese beiden Berge einander so genau gegenüberstanden, daß Lucifer, welcher mitten zwischen beiden, gerade im Mittelpunkt der Erde, untergebracht war, den einen von ihnen genau lotrecht über seinem Haupte hatte, und das war der Berg Zion, und den anderen, welcher der des Fegefeuers ist, unter seinen Fußsohlen. Das spricht der Dichter selbst im vierten Gesange des Fegefeuers aus, aber auf andere Weise, indem er sagt: 1)

Wenn Du begreifen willst, wie dieses zugeht,
So stelle Dir im Innern Sion vor,
Also mit diesem Berg auf unserm Erdball,
Daß auf verschiedenen Hemisphären sie
Bei gleichem Horizont stehn.“

Giambullari führt nicht weiteres an, um uns den genauen Ort des Fegefeuers festzustellen, und seit seiner Zeit bis heute hat sich, so weit ich sehe, die Frage nicht bedeutend geklärt.

Wir wollen die Untersuchung deshalb wieder von vorn beginnen und vor allen Dingen den Text der göttlichen Komödie durchgehen, um uns genau zu vergewissern, wie sich Dante den Berg des Fegefeuers vorgestellt hat.

Im letzten Gesange der Hölle wird der Grund angegeben, weshalb sich dieser hohe, den Himmel herausfordernde, rings von Wasser umgebene Berg gebildet

1) Fegefeuer 4, D. 67—71.

hat, nämlich durch den Fall Lucifers, als er in den Höllenschlund hinabgestürzt wurde. Auf diese Weise ist dieser Berg in unmittelbare Beziehung zu der irdischen Behausung der Dämonen gesetzt worden.

Vom Himmel fiel herab auf diese Seit' er,
 Und jenes Land, das hier empor erst ragte,
 Umhüllt' aus Furcht vor ihm sich mit der Meerflut
 Und kam auf unsere Hemisphär, und wohl ließ
 Das, was sich diesseits zeigt, hier leer die Stätte,
 Ihm zu entfliehen, und entwich nach oben.¹⁾

Der hohe Berg ist auf der südlichen Halbkugel, und nur von hier sieht man die vier Sterne des Südpols:

Ich wandt' zur Rechten mich, den Sinn gerichtet
 Zum andern Pol hin, und sah dort vier Sterne,
 Die niemand als das erste Paar noch wahrnahm.²⁾

Adam und Eva konnten diese vier Sterne sehen, so lange sie im irdischen Paradiese weilten; als sie aus dem Paradiese verjagt waren, sahen sie sie nicht mehr. Wir müssen also mit Dante annehmen, daß das irdische Paradies sich auf der südlichen Halbinsel „in fernen Wässern“ (7. Gesang) befand, und daß sie leer blieb, nachdem sie von unseren Ureltern Adam und Eva verlassen wurde.³⁾ Die Gewässer um die Insel des Fegefeuers werden von Menschen nicht befahren.

Drauf kamen hin wir zu der öden Küste,
 Die ihre Flut noch niemand sah beschiffen,
 Der dann die Wiederkehr erfahren hätte.⁴⁾

Und da sich der Dichter der Stelle nähert, an der man zum Berge des Fegefeuers aufsteigt, erscheint ihm eine Höhe,

die von der See zumeist sich dehnt' gen Himmel⁵⁾,

und etwas später setzt er hinzu, daß die Spitze des Berges, welche fast senkrecht abfällt, sich im Himmel verliert:

¹⁾ Hölle 34, B. 121—126.

²⁾ Fegefeuer, 1, B. 22—24.

³⁾ Auch nach dem Glauben der alten Ägypter wurde das Paradies, wie es scheint, auf einer Insel befindlich gedacht. Und vielleicht ist das Land Punt, welches in einem Papyrus der zwölften Dynastie erwähnt wird, ebenso wie die göttliche Insel, welche Diodoros sich gegenüber dem glücklichen Arabien (Semen) denkt, nichts Andres als die wunderbare Insel Ceylon.

Man vergleiche hierüber den einschlägigen wissenschaftlichen Aufsatz des Paters César De Gara in der *Civiltà Cattolica* vom 20. Oktober 1888: *Gli Hyksos o Re pastori di Egitto*, (die Hyksos oder Hirtenkönige Ägyptens). Die Nachrichten, welche wir in diesem Aufsätze finden, bringen wir mit den Vorstellungen, welche man hauptsächlich über Taprobane (Ceylon) hat, zusammen; und wir bezweifeln deshalb nicht, daß unser gelehrter Freund, wenn er diese Blätter liest, seine Auffassung von dem Lande Punt, welches er nach Anleitung von Golenischnow so gut beschrieben hat, etwas abändern wird. (Man vergl. über die Auffassung der alten Ägypter auch den Aufsatz Masperos: „Die Bestattung des Pharos“ im Novemberheft dieser *Revue* 1890, S. 210—212. Der Aufsatz von De Gara ist auch selbständig erschienen. Rom 1889. 8. Mit Tafeln, M. 14,00. D. Rev.)

⁴⁾ Fegefeuer 1, B. 130—132.

⁵⁾ Fegefeuer 3, B. 15.

Hoch war sein Gipfel, sich dem Aug' entziehend,
Und trotziger sein Gang, als von dem halben
Quadranten nach dem Mittelpunkt die Linie¹⁾.

Da er sich auf der anderen Halbkugel befindet, so erstaunt Dante darüber, daß der Schatten nicht nach derselben Seite fällt wie bei uns, sondern nach der entgegengesetzten:

Den Blick wandt' ich zuerst zum tiefen Strande,
Hob ihn sodann zur Sonn' empor und staunte,
Uns links von ihr getroffen zu gewahren²⁾.

Deswegen wird er auch bald darauf von Belacqua verspottet, der ihn höhrend fragt:

hast du bemerkt recht, wie die Sonne
Zur linken Schulter uns herlenkt den Wagen³⁾?

Vergil erklärt ihm diese eigentümliche Erscheinung mit den Worten:

Wenn du begreifen willst, wie dieses zugeht,
So stelle dir im Innern Sion vor.
Also mit diesem Berg auf unserm Erdball,
Daß auf verschiedenen Hemisphären sie
Bei gleichem Horizont stehn, und wenn dentlich
Sich dein Verstand dies denkt, wirst ein du sehn,
Wie diesem muß zu einer Seite laufen
Und jenem zu der anderen die Straße,
Drauf Phaethon so schlecht verstand zu fahren⁴⁾.

Der Berg des Fegefeuers ist somit als Antipode von Jerusalem zu denken.

Dante bekennt sich mit dieser Erklärung zufrieden und erwidert:

Gewiß, mein Meister, sprach ich, nimmer ward mir
So klar noch, als ich alles jetzt erkenne,
Worin mir unzulänglich mein Verstand schien,
Daß jener Kreis am halben Himmelsumschwung,
Der in der Wissenschaft Äquator heißt,
Und immer zwischen Sonn' und Winter einsteht,
Sich aus dem Grund, den du erwähnt, nach Norden,
Von hier muß scheiden, während den Hebräern
Er nach der warmen Gegend zu sich zeigte.
Doch gern möcht' ich, wenn's dir gefällig, wissen,
Wie viel zu gehn uns bleibt; denn anwärts dehnt sich
Die Höh' mehr, als mein Aug' sich kann erheben⁵⁾.

Die Wiesenlandschaft, welche sich mitten auf dem Fegefeuerberg befindet, flößt dem Dichter einen Vergleich ein, den er der indischen Naturwelt entnimmt.

Gold, feines Silber, Scharlach selbst und Bleiweiß,
Und indisch' Holz, so leuchtend und so heiter
Und der Smaragd, der eben frisch gebrochen⁶⁾,

¹⁾ Fegefeuer 4, B. 40—42.

²⁾ Fegefeuer 4, B. 55—57.

³⁾ Fegefeuer 4, B. 119, 120.

⁴⁾ Fegefeuer 4, B. 67—75.

⁵⁾ Fegefeuer 4, B. 76—87.

⁶⁾ Philalethes:

Und leuchtend Holz, und Indig und der heitre
Smaragd, wenn er soeben frisch gebrochen.

Indigo heißt aber indaco, nicht indico.

Sie würden allzumal besiegt an Farbe
 Vom Gras und von den Blumen dieses Thals sein
 Gleichwie vom Mehr besieget wird das Minder¹⁾).

Der Mond zieht um Mitternacht über den Berg des Fegefeuers hinweg,
 zu der Jahreszeit, wo für Rom die Sonne zwischen Korsika und Sardinien
 untergeht:

Der Mond, der fast bis Mitternacht geögert,
 Fieß uns die Sterne seltener erscheinen,
 Und einem Kessel gleich, der ganz erglühet,
 Tief wider'n Himmel er durch jene Straßen,
 Die dann die Sonn' entzündet, wenn der Römer
 Sie zwischen Earden sieht und Corfen sinken²⁾).

Auf den höheren Theilen des Berges finden Luftbewegung und andere atmo-
 sphärische Erscheinungen und Erschütterungen des Bodens nicht mehr statt:

Auch Regen nicht, noch Schnee noch Hagel,
 Noch Tau, noch Reif herabfällt weiter oben
 Als bis zum kurzen Trepplein der drei Stufen³⁾.
 Nicht dicke Wolken zeigen sich, noch dünne,
 Nicht Wetterleuchten, noch des Thaumas Tochter,
 Die jenseits oft die Himmelsgegend wechselt⁴⁾.
 Auch trockner Dunst nicht steigt weiter aufwärts
 Als zu der drei besagten Stufen Gipfel,
 Drauf der Statthalter Petri⁵⁾ setzt die Fäße.
 Wohl weiter unten bebt's viel oder wenig,
 Doch nie hat es, ich weiß nicht wie, durch Wind noch
 Der sich im Grund verbirgt, gebebt hier oben⁶⁾.

Auf dem Gipfel hat der Berg wunderbare Bäume:

Doch plötzlich brach die süße Unterredung
 Ein Baum, den mitten auf dem Weg wir fanden
 Mit Früchten, gut und lieblich dem Geruche.
 Und wie von Zweig zu Zweig abnimmt die Lanne
 Nach oben hin, so dieser hier nach unten,
 Damit, vermut' ich, niemand auf dran steige.
 Von jener Seite, wo der Pfad verschlossen,
 Entstürzt' ein klares Raß dem hohen Felsen,
 Das oben sich verbreitet' auf den Blättern⁷⁾.

Wenn in Jerusalem, wo Christus gestorben ist, die Sonne aufgeht, wenn
 es am Ganges die neunte Stunde des Tages ist, dann geht die Sonne für den
 Berg des Fegefeuers unter:

¹⁾ Fegefeuer 7, V. 73—78.

²⁾ Fegefeuer 18, V. 76—81.

³⁾ Die drei Stufen vor dem Eingangsthore des Fegefeuers, am Fuße des Berges, den
 der Dichter mit Vergil bestiegen hat.

⁴⁾ Gemeint ist der Regenbogen.

⁵⁾ Der Pförtner des Eingangsthores, vergl. Fegefeuer 9, V. 78. 127.

⁶⁾ Fegefeuer 21, V. 46—57.

⁷⁾ Fegefeuer 22, V. 130—138.

Wie, wann zuerst dorthin sie schießt die Strahlen,
 Wo, der sie schuf, sein Blut vergoß, da unter
 Die hohe Wag' Iverus kommt zu liegen,
 Und Ganges' Wellen von der Neuzeit glühen,
 Stand jezt die Sonn', und scheidend war der Tag schon,
 Als heiter uns erschien der Engel Gottes¹⁾.

Auf der Spitze des Fegefeuerberges zeigt sich endlich ein seltsamer Garten, das irdische Paradies, in welchem zwei wunderbare Ströme nach zwei Richtungen abfließen. Der Wald des Paradieses ist sehr dicht und hoch, reich an Laub und Zweigen, dunkel und, durch Evas Schuld, leer (Fegefeuer 32); kein Strahl der Sonne und des Mondes durchdringt ihn. Die fabelhafte Welt, die sich die Dichter der Alten zur Zeit des goldenen Zeitalters dachten, ist nichts Anderes als das irdische Paradies:

Die da vor alten Zeiten von des goldnen
 Geschlechts glücksel'gen Stand gedichtet haben,
 Sie sahn auf dem Parnaß den Ort im Traum wohl.
 Hier war unschuldig einst der Menschheit Wurzel;
 Hier ist stets Lenz, hier jede Frucht zu finden,
 Rektar ist dies, von dem sie sämtlich sprechen²⁾.

Und der Baum Adams ruft dem Dichter insbesondre das Bild der indischen Bäume, wie *ficus religiosa*, *ficus indica*, ins Gedächtnis zurück, welche ihre laubentblößten Äste riesig in die Weite erstrecken:

Und insgesamt hört' ich sie „Adam“ murmeln.
 Dann kreisten sie um einen Baum, von Blüten
 Und anderm Laub beraubt an allen Zweigen.
 Sein Haupthaar, das sich um so mehr verbreitet,
 Je höher man hinaufkommt, würden Indier
 In ihren Wäldern ob der Höh' bewundern³⁾.

Dies ist die physische Gestalt des Fegefeuerberges, mit Dantes eigenen Worten geschildert.

Zunächst ist es zweifellos, daß Dante das Fegefeuer auf eine Insel verlegt, welche für verlassen gehalten wird und eine Antipodin von Jerusalem ist. Sodann aber erscheint es mir auch nicht schwierig zu ergründen, daß eine solche Insel, wie Dante sie sich vorgestellt hat, die Insel Ceylon sein muß.

Diese Insel, welche durch die sogenannte Adamsbrücke vom Südende Vorderindiens getrennt wird, und auf welcher sich der sogenannte Adamspic in riesiger Höhe erhebt (welcher Berg wegen seiner größeren Erhebung über seine Umgebung nach einem allgemeinen, wenn auch irrigen Glauben für die höchste Spitze dieser tropischen Gegend gehalten wurde,) ist in mehrfacher Hinsicht heilig; den Hindu, weil sie hierher ihre Hölle verlegt hatten, das Reich der Schlangen, die Herr-

¹⁾ Fegefeuer 27, V. 1—6.

²⁾ Fegefeuer 28, V. 139—144.

³⁾ Fegefeuer 32, V. 37—42.

schaft Kavanas, des reichen und mächtigen Geisterkönigs, der auf der Insel lange Zeit als Gott des Reichthums, als Pluton und Pluto's verehrt, dann aber durch die Macht des Brahmanischen Helden Rama auf's Haupt geschlagen wurde; den Buddhisten ist sie heilig, weil nach ihnen Buddha lange Zeit auf ihr am Fuße einer ungeheuren *ficus religiosa* gepredigt haben soll, und sie noch jetzt auf dem Adamspic eine Spur zeigen, welche der Fuß des heiligen Wanderers dort eingeprägt hat; den Arabern, welche schon vor Mohammed's Zeit die Insel Ceylon besucht haben, ist sie heilig, weil sie das irdische Paradies hierher verlegt, und demgemäß dem Berge, auf dem Adam vor dem Sündenfalle gelebt hat, den Namen Adamspic gegeben haben; auch zeigen sie einen Eindruck von Adams Fuß und erklären ihn als Folge seines zögernden Verweilens auf derselben Stelle; denn als er aus dem Paradiese vertrieben worden sei, habe er es vor der Trennung noch ein Mal gründlich betrachten wollen; als dann der Engel Adam von Ceylon fortgenommen habe, damit er nicht die Versuchung und nicht die Möglichkeit haben sollte, dahin zurückzukehren, habe er dem Lande einen Tritt mit dem Fuße gegeben, in Folge dessen es zur Insel geworden und lange Zeit verlassen geblieben sei; den sogenannten Thomas-Christen ist die Insel Ceylon heilig, weil sie glauben, daß ihr Apostel hier gepredigt und einige seiner schönsten Wunder verrichtet habe. Endlich ist bekannt, daß sich an den Sanskritnamen Ceylons, *Sinhaladwipa*, in den verdrehten Formen *Selendiva*, *Selendip* oder *Serendip* viele mittelalterliche Legenden und Geschichten knüpfen, welche, durch die Vermittelung der Muslime, auch unsere Volkslitteratur um einige wunderbare Überlieferungen bereichert haben. Der Insel Ceylon wurde somit, wie wir ohne Übertreibung sagen können, vermöge einer allgemeinen Meinung des Alterthums und des Mittelalters ein heiliger und wunderbarer Charakter beigelegt; der große Berg, der sie überragt, hat die Einbildungskraft der den indischen Ocean durchfahrenden Seelente zu allen Zeiten beschäftigt; und daher ist es auch nicht wunderbar, wenn Dante, der für seine erdachte Reise Jerusalem als ersten festen Punkt angenommen hat, das Fegfeuer, welches er mit dem Verlassen des Hölleereiches betritt, und das er sich als einen Berg an dem Orte der Antipoden Jerusalems denkt, in ein Land wie Ceylon verlegt, das in seinem Busen eine Hölle und allerlei Edelsteine und andere wertvolle Dinge birgt, und auf welchem sich ein Berg erhebt, auf dessen Spitze, wie auf einen hohen Thron und einen erhabenen, duftenden Altar, die morgenländische Überlieferung das Eden der ersten Menschen verpflanzte hatte.

Nach den Vorstellungen, welche die alten griechischen Geographen, zunächst *Hekataios*, sodann auch *Herodotos*, *Dikaiarchos*, *Hipparchos*, *Eratostrhenes*, endlich auch *Ptolemaios* sich von der Gestalt der Erde gemacht haben, sind später verschiedene Karten gezeichnet worden. Auf allen diesen Karten erscheint Indien immer am äußersten Rande der Erde, und wieder am äußersten Ende von Indien liegt die Insel *Taprobane*. *Taprobane* ist aber die griechische Aussprache des alten Sanskrit-Wortes *Tamraparui*, und dies ist ein Name der Insel Ceylon. Diese Vorstellung von Indien und Ceylon dauerte noch ins zweite Jahrhundert

der christlichen Zeitrechnung hinein. Die Peningersche Tafel zeigt uns diese Insel am äußersten östlichen Ende der Erde, ebenso die angelsächsische Weltkarte des zehnten Jahrhunderts und die Weltkarte Marino Sanudo's vom Jahre 1320. Es ist also kein Wunder, wenn Dante den Berg des Fegeseuers, den er sich in der entferntesten Gegend der Erde und bei seinen Antipoden vorstellte, auf die Insel Taprobane, Lanka, Selendiva oder Ceylon verlegte, zumal diese Insel, abgesehen von dem heiligen Charakter, den ihr alle Völker geben, durch diese geographische Lage den topographischen Vorstellungen Dante's durchaus entsprach.

Dies alles könnte zunächst nur für eine bloße, wenn auch wahrscheinliche Vermutung gehalten werden. Es wird aber zur Gewißheit, wenn wir uns ansehen, welche Angaben über Taprobane in den Büchern enthalten sind, die Dante gelesen hat. Der Geograph Solinus aus dem dritten Jahrhundert nach Christus dient Fazio degli Uberti in Dittamondo als Führer, gerade wie Vergil Dante in der Hölle und im Fegeseuer. Solinus war im Mittelalter sehr populär und kann daher auch uns zum Führer bei unserer Untersuchung werden, wobei wir jedoch bemerken müssen, daß so gut wie alles, was Solinus über Indien und die Insel Taprobane sagt, aus Plinius genommen ist, so daß uns dieser in letzter Linie als Gewährsmann dient.

Plinius sagt nun, daß Taprobane außerhalb der Welt liege¹⁾, und daß man sie lange Zeit für eine zweite, der unseren entgegengesetzte Welt gehalten habe²⁾. Von den Alten haben die einen geglaubt, daß der andere, dem unseren entgegengesetzte Pol unbewohnt sei; andere dagegen, daß die ersten Menschen auf dieser Insel gelebt hätten, woher sie denn auch den Namen Palaeogoni erhalten hätten³⁾. Wir haben somit ein Anzeichen dafür, daß der erste Mensch auf der Insel Ceylon zu suchen ist, und Plinius erwähnt auch die Araber, welche dort ihre Gewohnheiten — und mit ihren Gewohnheiten wahrscheinlicher Weise auch ihre Überlieferungen — eingeführt haben. Ferner spricht Plinius von den beiden Flüssen der Insel, welche er Paläsimundus und Cydara nennt⁴⁾, und von der Unzugänglichkeit der Insel für die Schiffe⁵⁾ und bemerkt, daß man von dort aus den kleinen Bären nicht sieht⁶⁾. Darauf berichtet er von den Gesandten des Königs von Taprobane, welche zur Zeit des Kaisers Claudius nach Rom gekommen waren. Dieselben hätten in Rom den kleinen Bären und die Plejaden bewundert

¹⁾ Extra orbem (6, 89).

²⁾ Taprobanen alterum orbem terrarum esse, diu existimatum est, Antichthonum appellatione. (6, 81).

³⁾ Megasthenes (scripsit) flumine dividi, incolasque Palaeogonos appellari. (6, 81.)

⁴⁾ Plinius, historia naturalis 6, 86.

⁵⁾ Mare interest vadosum, senis non amplius altitudinis passibus, sed certis canalibus ita profundum, ut nullae ancorae sidant. Ob id navibus utrimque prorae, ne per angustias alvei circumagi sit necesse. (6, 82). — Dazwischen liegt ein an Urtiefen reiches Meer, welches im allgemeinen nicht tiefer als sechs Schritt (8,9 m) ist, aber mit Kanälen von solcher Tiefe, daß kein Anker sitzt. Deshalb sind die Schiffe auch so gebaut, daß sie nach vorn und nach hinten segeln können, damit sie nicht in der Enge zu wenden brauchen.

⁶⁾ Septentrio non cernitur. (6, 83).

und erzählt, daß an ihrem Himmel, dem südlichen, dem Himmel von Ceylon, der Stern Canopus glänze, ein großes und helles Gestirn¹⁾. Aus den oben angeführten Dantestellen erinnern wir uns auch an Dante's Staunen und Belacqua's Spott, da der erstere bemerkt, wie der Schatten auf dem Fegfeuerberge nach der andern Seite fällt, und ganz ebenso sagt Plinius: Aber am meisten wunderten sie sich darüber, daß ihr Schatten nach der Nordseite fiel und nicht nach der Südseite, und daß die Sonne linker Hand aufging (wenn man sie ansieht) und zur rechten unterging und nicht umgekehrt²⁾.

Die Worte Plinius' werden von Solinus ausgezogen, umschrieben oder wörtlich entlehnt. Es ist deshalb nicht nötig, seine Schilderung hier ausführlich wiederzugeben. Nur wollen wir erwähnen, daß Solinus sich auch über die unermessliche Höhe der Ficuswälder Indiens und über den zwei Stadien (1200 Fuß oder 370 Meter) weit sich erstreckenden Schatten ihrer Bäume ergeht, und daß er lehrt, man könne nur in vier Monaten im Jahre nach der Insel Taprobane segeln³⁾. Nach Solinus werden die Schiffe, welche nach Taprobane

¹⁾ Sidus ingens et clarum. (6, 87).

²⁾ Sed maxime mirum iis erat, umbras suas in nostrum coelum cadere, non in suum; solemque a laeva oriri, et in dexteram occidere potius quam e diverso. (6, 87).

³⁾ Solini Collectanea rerum memorabilium, in der Rommensen'schen Recension, Berlin 1860. 52,46: Indorum memora in tam proceram sublimantur excelsitatem, ut transjaci ne sagittis quidem possint. Pomaria ficus habent, quarum codices in orbem spatio sexaginta passuum extuberantur; ramorum umbrae ambitu bina stadia consumunt. — 53,1: Taprobanam insulam, antequam temeritas humana exquisito penitus mari fidem panderet, diu orbem alterum putaverunt et quidem quem habitare Antichthonen crederentur. — 53,3: Sita est inter ortum et occasum; ab eoo mari incipit praetentia Indiae. — 53,5: Mare vadosum interjacet altitudinis non amplius seuum passuum, certis autem canalibus depressum adeo ut nullae unquam ancorae ad profundi illius fundamenta potuerint pervenire. — 53,6: Nulla in navigando siderum observatio; utpote ubi septentriones nequaquam videntur vergiliaeque nunquam apparent; — 53,7: lucet ibi Canopus sidus clarum et amplissimum; solem orientem dextera habent, occidentem sinistra. Observatione itaque navigandi nulla suppetente, ut ad destinatum pergentes locum capiant, vehunt alites, quarum meatus terram petentium magistros habent cursus regendi; quaternis non amplius mensibus in anno navigatur. 52,46: die Gaine der Inder streben zu einer so stolzen Erhabenheit empor, daß man selbst mit Pfeilen sie nicht überschiegen kann. Als Obstbäume haben sie die Feigenbäume, deren Stämme zu einem Kreise von 60 Schritten (300 Fuß oder 88 Meter) aufschwellen; die Schatten der Äste nehmen einen Kreis von zwei Stadien in Anspruch. — 53,1: Die Insel Taprobane hat man lange Zeit, bis die menschliche Kühnheit dem gründlich durchforschten Meere Vertrauen schenkte, für eine andere Welt gehalten, und zwar für eine solche, welche von den Antichthonen bewohnt wurde. — 53,3: Sie erstreckt sich von Osten bis Westen und liegt im Morgenrothmeere, an Indien entlang gestreckt. — 53,5: Ein antieisenreiches Meer liegt dazwischen, mit einer Tiefe von nicht mehr als 6 Schritt (30 Fuß, 8,9 Meter), aber in einzelnen Kanälen so niedergedrückt, daß noch keine Anker an den Grund dieser Tiefe gelangen konnten. — 53,6: Bei der Schifffahrt giebt es keine Sternenbeobachtung; weil die sieben Dreihochsen (der kleine Pär) dort nicht gesehen werden, und die Plejaden niemals erscheinen. — 53,7: Es leuchtet dort der Canopus, ein helles und großes Gestirn; sie haben die aufgehende Sonne zur Rechten und die untergehende zur Linken. Da mit der Sternenbeobachtung für die Schiffer nichts zu erreichen ist, um den Weg zu dem bestimmten Ziele zu finden, so haben sie

gehen, durch Vögel geleitet. Ein geflügelter Engel leitet bei Dante das Boot an die Insel des Fegefeuers¹⁾! Marco Polo sagt, Ceylon sei die größte Insel der Welt, deren Umfang der Weltkarte zufolge 2400 Miglien messe; daß sie früher noch größer gewesen und 4600 Miglien Umfang gehabt habe, aber der Nordwind sei so stark gewesen, daß er einen großen Teil von ihr unter das Wasser gesenkt habe. „Auf dieser Insel finden sich die guten und edlen Rubinen, und in keinem Orte der Welt finden sich mehr; es entstehen hier auch Saphire, Topase und Amethyste und einige andere Arten seltener Steine. Und fürwahr ich sage euch, daß der König dieser Insel den schönsten Rubin der Welt hat, der jemals gesehen worden ist. Derselbe ist fast eine Spanne lang und gut doppelt so dick wie der Unterarm eines Mannes; es ist das glänzendste Ding der Welt; er hat keinen Flecken, er ist feuerrot und hat einen solchen Wert, daß niemand ihn kaufen kann. Auf dieser Insel ist ein großer Berg, der ist so abschüssig, daß niemand hinaufsteigen kann, es sei denn auf eine einzige Weise; denn an diesem Berge hängen eiserne Ketten so geordnet, daß die Menschen an ihnen aufsteigen können. Und ich werde euch sagen, daß sich auf diesem Berge das Denkmal unseres Vaters Adam befindet, und dies lehren die Sarazenen, aber die Götzendiener sagen, es sei das Denkmal Sergamo's (Srirama's), und dieser Sergamo sei der erste Mensch gewesen, dessen Name abgöttisch verehrt wird, d. h. nach ihren Gebräuchen und nach ihrer Sprechweise, er war der beste Mensch, der unter ihnen gelebt hat, und der erste, den sie für heilig halten²⁾. Und wisset, daß dies das erste Götzbild ist, das gemacht worden ist, und von diesem stammen alle andern; und das alles war auf der Insel Seila in Indien, und fürwahr ich sage euch, die Götzendiener kommen als Pilger aus fernem Lande, gerade wie die Christen nach San Jago in Galizien gehen; aber die Sarazenen, welche auf der Pilgerfahrt hier herkommen, sagen nur, es sei das Denkmal Adams, aber nach dem, was die heilige Schrift lehrt, ist das Denkmal Adam's anderswo.“

Alle Erzählungen und alle Berichte des Mittelalters sprechen von den Wundern der Insel Ceylon, und als die Portugiesen sich in Indien festzusetzen versuchten, stattete einer der Beamten dem Könige von Portugal einen ganz merkwürdigen Bericht darüber ab. Seine Meere, sagt er, seien mit Perlen besäet, seine Buschwälder von Zinnet, seine Hochwälder von Ebenholz, seine Berge beständen aus Rubinen, seine Höhlen seien mit Krystallen erfüllt, und Gott habe diesen Ort zum Sitze des irdischen Paradieses erkiesen. Die Überlieferungen der Hellenen von dem goldenen Zeitalter und die der morgenländischen Völker von dem irdischen Paradiese treffen auf der Insel Ceylon zusammen.

Vögel auf dem Schiffe, und durch den Weg, den diese machen, um das Land zu finden, lassen sie sich auch bei der Lenkung des Schiffes leiten; nur vier Monate im Jahre kann man zu Schiffe fahren.

¹⁾ Fegefeuer 2 B. 19—44.

²⁾ Es ist nicht abzuleugnen, daß in einem großen Teile von Süd-Indien der erste Mann und die erste Frau als Gott und Göttin verehrt werden.

In dem Tesoro von Brunetto Latini finden wir noch seltsamere Erzählungen von den Wundern Indiens, wir wollen hier aber nur anführen, was er über die Insel Ceylon sagt: „Auch ist in Indien eine Insel, welche Taprobane heißt; und sie liegt im Morgenroth-*Meer*, und mitten durch sie fließt ein sehr großer Strom. Und auf der einen Seite sind die Elephanten¹⁾ und andere wilde Thiere, und auf der anderen Seite sind Menschen mit einer sehr großen Menge von edlen Steinen. Und wisset, daß in diesem Lande kein Stern leuchtet, bis auf einen, welcher sehr groß und hell ist und den Namen Canopus trägt. Und ebenso sehen sie den Mond nicht oberhalb der Erde; außer in der Zeit vom achten bis zum sechzehnten Tage. Diese Leute haben die aufgehende Sonne rechts. Und wenn sie zur See gehen wollen, so tragen sie Vögel, die in diesen Gegenden aufgezogen sind, dahin, wohin sie gehen wollen, und dann fahren sie so, wie die Vögel es ihnen zeigen. Und wisset, daß die in Indien das größte Volk der Welt sind, und ein großer Theil dieser Insel ist unbewohnt, wegen der großen Hitze, die daselbst herrscht.“

Im Tesoretto wird die wunderbare Insel Zifon genannt:

Zifon, das ist so ferne
 Wohl über alle Berge,
 Und wenn ich mich besinne,
 So kann ich keine finden,
 Die dort hin sind gefahren
 Und dort gewesen waren.
 Und nach kurzer Weile
 Theilt sich es in zwei Theile.
 Wer sich nach Osten kehrte,
 Der sieht, von großem Werte,
 Die Edelsteine sitzen,
 Die die Gesundheit schätzen,
 Man kann in diesen Gründen
 Balsam und Amber finden.
 Die Gegend, die ist stolz,
 Lavendel, Pfeffer, Holz
 Mit Aloe und Zimmet
 Und Cardemom und Ingwer
 Und viele andere Arten
 Sind dort in jedem Garten,
 Die schönsten und die feinsten
 Und kräftige Arzneien.
 Und nah bei diesen Orten
 Sind Löw' und Tiger dorten

1) Orig. „Elephanten.“

Und Greife kann man sehen
Und Leophtanten gehen.

Wir befinden uns also in einer Landschaft Indiens, deren wahre Wunder gerade als wenn die Natur noch nicht genug hervorgebracht hätte, noch durch die Gebilde einer außerordentlich phantasiereichen Mythologie vermehrt werden, und die letzteren finden ihre Darstellung auf jenen bekannten ungeheuren Wagen, auf denen Greife und andere fabelhafte Tiere abgebildet sind. Dies ist vielleicht der Ursprung oder Anlaß der letzten Vision im Fegefeuer, des von einem riesigen Greifen gezogenen Triumphwagens, der mit dem Charakter der Visionen in der Offenbarung Johannis in vollkommenem Einklange steht.

Es besteht somit eine genaue und geradezu wunderbare Übereinstimmung zwischen den Vorstellungen, welche das ganze Altertum und das Mittelalter von der Insel Ceylon gehabt hat, und der Darstellung des Fegefeuers in Dante's göttlicher Komödie. Und diese Übereinstimmung spricht doch wohl berechtigt genug.

An welchem andern Orte der Erde als auf der heiligen Insel der Südsee könnte der Berg des Fegefeuers stehen? Ferner ist zu bedenken, daß schon die ersten Kommentatoren Dante's in ihren Erklärungen an die Insel Ceylon gedacht haben. Der ungenannte Florentiner bemerkt in bezug auf die vier Sterne, die Dante am Südhimmel sieht, „Er sagt, daß diese Sterne von niemandem gesehen worden sind als von unseren ersten Voraltern, das ist Adam und Eva, welche im irdischen Paradiese wohnten, welches unter dem Himmelspole ist, welcher unter unsern Füßen liegt; und der Grund ist der, daß man von keiner Gegend der Erde aus beide Pole zugleich sehen kann, es sei denn daß man gerade auf dem Äquator steht.“

Wir erinnern uns ferner eines Stiches von Galle nach einer Zeichnung von Stradano, einer Arbeit des sechzehnten Jahrhunderts, in welchem Amerigo Vespucci dargestellt wird, wie er mit dem Sternhöhenmesser das Sternbild des südlichen Kreuzes aufnimmt, welches schon im Katalog von Ptolemaios, in dem Buche von Marco Polo und in dem Globus von Abu-Kassim aus dem Jahre 1225 erwähnt worden ist. Auf der einen Seite dieses merkwürdigen Stiches sieht man das Bildnis Dante's mit der Unterschrift: „Danthes Aligerius Florentinus Poeta, anno MCCC descripsit IIII Stellas antarcticas capitulo primo Purgatorii.“¹⁾ darunter liest man die Verse Dante's:

Io mi volsi a man destra, e posi mente
all' altro polo, e vidi quattro stelle
non viste mai fuor ch'alla prima gente²⁾.

Dante glaubte eben mit vielen, daß das Land der Antipoden, die Stelle des irdischen Paradieses, seit dem Fortgange Adams unbewohnt geblieben, daß die Insel verlassen und das Meer unbefahren sei.

¹⁾ Dante von Alfghieri, ein Dichter aus Florenz, beschrieb im Jahre 1300 vier Sterne der südlichen Halbkugel im ersten Gesange des Fegefeuers.

²⁾ Fegefeuer I B. 21—24. Die Übersetzung ist zu Anfang dieses Aufsatzes gegeben.

Die Überlieferungen über das große Gebirge Ceylons, welches durch das Herbeiströmen aller Pilger zum Gebirge der Buße oder auch zum Gebirge des Fegefeuers geworden ist, sind seit Marco Polo von allen unseren Reisenden, die die Insel besucht haben, gesammelt worden. Ludovico Barthema hat uns folgendes hinterlassen: „Auf der Spitze dieses sehr großen Gebirges ist eine Höhle, zu welcher alle Männer des Landes ein Mal im Jahre wallfahrten, um dort zu beten, und zwar geschieht es, wie sie sagen, aus Ehrfurcht vor unserem Urältervater Adam, weil er hier gestanden und geweint und seine Sünden abgeküßt hat. Und sie sagen, daß Gott ihm vergeben habe, und man sieht noch die Abdrücke seiner Füße, welche ungefähr zwei Spannen lang sind.“

Aber noch mehr. Nach der mittelalterlichen mohammedanischen Überlieferung, welche im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von dem Portugiesen Doboardo Barbosa in Indien selbst aufgesammelt ist, kann man von der Spitze des Adamspics direkt in den Himmel steigen, und gerade diesen Weg habe Adam benutzt, um sich ins Paradies zu begeben. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Mitten auf dieser Insel (Ceylon) ist ein sehr hoher Berg, auf dessen Spitze man einen ziemlich hohen Felsblock sieht und nahe dabei einen Teich von klarem Wasser, welches ununterbrochenen Zufluß hat. Auf diesem Felsen sind die Füße eines Menschen abgedrückt, welchen die Indier für die Fußstapfen unseres Urvaters Adam ausgeben, welchen sie Adam Baba nennen, und von allen jenen Gegenden und Reichen kommen die Mohren hergepilgert, denn sie sagen, daß von dort unser Vater Adam in den Himmel gestiegen ist.“

Diese letzte Angabe, welche sich auf uralte, von den Mohammedanern des Mittelalters verbreitete Überlieferungen über die Insel Ceylon bezieht, schließt meines Erachtens jeden Zweifel an der Identität des legendenumwobenen Adamspics und des Fegefeuerberges endgiltig aus. Ja, ich befürchte schon zuviele Beweise für meine Ansicht auf einander gehäuft und durch eine zu lange Aufzählung von übereinstimmenden Berichten die Geduld meiner Leser ermüdet zu haben. Aber wenn ich mit der Ermüdung nur erreiche, daß ich meine Leser überzeugt und zur Klärung einer nicht unwichtigen Frage der Dante'schen Topographie etwas beigetragen habe, so, glaube ich, habe ich die Geduld meiner Leser nicht mißbraucht.

Wer in dem Gewebe der Dante'schen Göttlichen Komödie nichts als eine fortlaufende Reihe von Allegorien sieht, wird mit dieser Ausführung nicht zufrieden sein, sondern nach wie vor glauben, daß die vier Sterne, welche man auf dem Fegefeuerberge sieht, die vier Kardinaltugenden vorstellen, und daß der ganze Berg nur einen symbolischen Wert und keine physische und natürliche Grundlage hat. Ich glaube aber, daß man die wahre Natur von Dantes Geist und aller großen Geister erkennt, wenn man glaubt, daß ihre große Idealität ohne jeden Anhalt in der Wirklichkeit sei. Je höher der Genius fliegen will, desto notwendiger ist es für ihn, von festem Boden aufzusteigen, denn nur so kann er einen kräftigen Abschwing nehmen. Wir nehmen dem Geiste Dante's nichts, wenn wir glauben, daß er bei der Darstellung des Fegefeuerberges von der Vorstellung eines wirklichen

Berges ausgegangen sei, ja durch diese Annahme tritt uns die Gestalt des Fegefeuers wahrer und lebendiger vor die Augen. Es ist ganz gewiß, daß Dante im Sinne gehabt hat, daß das irdische Paradies auf der Insel Ceylon und daß Adam von der Spitze des Berges auf Ceylon in den Himmel eingegangen ist. Wie Michel Angelo später mit gleichem Mute das Pantheon auf die Kuppel der St. Peterskirche in Rom geworfen hat, so hat Alighieri vor ihm das irdische Paradies auf die Spitze des Fegefeuerbergs gelegt, damit seine Büßenden von diesem Gipfel der erhabensten Freuden in den Himmel eingehen sollten. Wenn der Mensch durch die Buße und die Leiden, die er auf dem heiligen Berge auszustehen hat, gereinigt und geheiligt worden ist, dann kommt er auf das irdische Paradies, wo er nicht mehr die sündige Eva, sondern die erlöste Eva trifft, wo ihm die heiligen Augen Beatricens wie Smaragden entgegen leuchten, wo ihm das reine Lächeln der angebeteten Frouwe erglänzt. Lange genug hat er leiden müssen in der Finsternis der Hölle, zwischen den Abhängen und Schluchten und unter den Gefahren des Bußberges, ehe er in den milden Frieden des irdischen Paradieses aufgenommen wird. Alle seine Sünden sind durch die Buße getilgt, alle Erinnerung an das Böse ist in der Lethe erloschen, und die Sehnsucht nach dem Guten ist durch das erfrischende Wasser der Quelle Eunoe neu belebt; sein Körper ist leicht und zu jedem neuen größeren Schritte kräftig, und so kann er, durch das süße Antlitz der Geliebten geführt, sich leicht zum Fluge aufschwingen und den Himmel suchen. Wenn eine Insel in der Welt durch die Pracht ihres Pflanzenreichtums, durch die unendlichen Schätze, die sie birgt, durch die Heiligkeit der an sie geknüpften Erinnerungen würdig werden kann, das irdische Paradies zu tragen und, was mehr ist, von dem größten Dichtergeiste dargestellt zu werden, so ist es ohne Zweifel Ceylon; auf dieser Wunderinsel, auf der höchsten, dem Himmel am nächsten zugewandten Spitze ihres Berges, findet Dante seine unsterbliche Beatrice wieder. Und ich, einer der geringsten vielleicht, aber auch einer der eifrigsten Liebhaber Indiens, habe nicht geringe Genugthuung darin gefunden, daß ich mich überzeugen konnte, daß Dante's Geist den Weg durch Indien genommen hat, um in die Höhe des Paradieses zu gelangen, und daß ein Teil der großen Poesie, die wir im zweiten Teile seines unvergänglichen Gedichtes bewundern, nicht nur morgenländische, sondern indische Dichtkunst ist



Hunger thut weh.

Episode einer Reise in Brasilien

von

Kari-udo.

Während meines langen Aufenthaltes in Rio de Janeiro war es mein sehnlichster Wunsch, eine Reise in das Innere Brasiliens zu unternehmen. Nach vielem Zaudern und Besprechen wurde endlich beschlossen, über Duro Preto, Diamantina zum Rio de Francisco zu reiten, dann per Kanoe den Fluß herunter zu fahren bis zum berühmten Wasserfall von Paolo Alfonso, endlich mittelst Dampfer über Bahia auf der See zurückzukommen.

Die Reise zu den so interessanten Goldgruben bei Duro Preto und zu den Diamantwäschereien Diamantinas werde ich den geneigten Lesern vielleicht ein andermal erzählen, jetzt will ich nur jenes schwierigen Teiles der Reise gedenken, bei welchem wir kennen lernten, was Hunger heißt.

Mein Bruder, Hauptmann I . . . , meine Wenigkeit, 3 Diener, 2 Mantrierreiber, 21 Maulesel zum Reiten, 15 Packtiere mit 2 Negern zu Fuß, endlich ein Hüfnerhund halten am 5. Juli 1868 Einzug in Montes Claros das Formigas, der Hauptstadt des Sertao de Minas, des wüstenartigen, wenig bewohnten Teils der Provinz Minas Geraes. Es ist Mittag, die tropische Sonne brennt entsetzlich auf uns herab. Nach einem Ritte von 9 Leguas, beinahe 9 deutsche Meilen, sind wir recht müde, hungrig, durstig und mit Staub bedeckt, daher wenig erbaut darüber, noch einen großen Empfang mit Festreden mitmachen zu müssen. Ein Domherr mit immensem dreieckigem Hute reitet uns vor und führt uns bald in sein Haus, eines der wenigen stockhohen Gebäude dieser Stadt, die eigentlich ein recht trostlos aussehendes Dorf ist.

Nach kurzer Toilette lädt uns der Hausherr zum Diner ein, echt brasilianisch: Schweinebraten mit schwarzen Bohnen, Indian mit geröstetem Maniocamehl, dazu viel Pfeffer, saures englisches Bier und das garstige, weißliche, salpeterhaltige Wasser. Aufgetragen wurde das Essen von einigen recht netten Mulattinnen in reinlichen, weißen Unterröcken und gestickten Hemden als Corfage. Nach der Mahlzeit war Empfang, zu dem sozusagen ganz Montes Claros erschien. Da Thüren und Fenster immer offen waren, wohnt man eigentlich auf der Straße. Unser Salon sah bunt aus, dort einige geistliche Herren in schwarzen Talaren, hier einige Offiziere in sonderbarer Uniform, da einige befrachtete Herren, dort wieder Leute in Hemdärmeln und Lederhosen, halbnackte Buben, leicht gekleidete Negerinnen, und endlich als Capo dieser bunten Menge ein alter General der Nationalgarde in bunter, schreiender Uniform, die wohl seit langer Zeit nicht aus dem Kasten gekommen war. Das Ganze ein wahrlich höchst originelles Bild!

Nachdem wir am nächsten Tage eine große Tropfsteinhöhle — Lapa grande — zwei kleine Leguas vom Orte, zwischen Plantagen und Urwald in

hübscher Gegend gelegen, eingehend besichtigt hatten, kamen wir, von sämtlichen Honoratioren zu Pferde begleitet, Nachmittag fort.

Wir hatten bis zum Rio de San Francisco eine ausgetrocknete, öde, in der jetzigen Winterszeit wenig bevölkerte Gegend zu passieren, eine Strecke über 30 Leguas, die wir wegen Mangels an Wasser und Nahrung für die Maultiere in drei Tagen zurücklegen mußten. In Montes Claros wurde uns gesagt, daß sehr viel Wild zu finden sei, wir daher keinen Proviant mitzunehmen brauchten. Übrigens wäre auf halbem Wege eine „Fazenda“ — ein Mairhof — wo es für Mensch und Tier genügend zu essen geben würde, da man die Ankunft unsrer Karavane dort avisiert hätte. Wir nahmen daher nur Cachaza (Zuckerbranntwein) und Rapadura (Rohrzucker) in Ziegeln mit, für die Tiere Mais auf einen Tag. Wir sollten diese Unvorsichtigkeit bitter bereuen.

Die Kavalkade war, wie folgt, geordnet. Auf dem schmalen Pfade, von dem in nasse und fruchtbarere Gegenden getriebenen Riehe getreten, ritt zuerst der Führer, ein in der Stadt aufgenommener Tropeiro, Viehtreiber, in gelbem Lederwams, Lederhosen, Lederhute am Haupte, um umgeniert durch die Dickichte dem Vieh nachreiten zu können, dann kam mein Bruder auf mit Silber beschlagenem, brasilianischem Sattel (ein niederer Bock mit vielen Decken bedeckt), hierauf ich, Hauptmann L., endlich die 3 Diener, alle auf englischen Sätteln. Die Reservetiere und das Gepäck ging gewöhnlich eine Stunde vorher ab, wurde aber auf der Hälfte des Weges eingeholt. Diese Abteilung marschierte im Schritt, wir in der Marchia, einem langsamen Paß, den aber nicht alle Maultiere gehen können. Bekommt man ein Tier, welches nur traben kann, so sind 10 Meilen an einem Tage auf einem langsam trabenden Maultiere eine recht garstige Tour. — Unsere Ausrüstung war die folgende: Wollhemd, leichter Wollstoffanzug, hohe, über die Kniee reichende Stiefel mit den schweren südamerikanischen silbernen Sporen, breiter Filzhut mit weißem leinenen Nackenschuß, ungeschnalltes Jagdmesser, Revolver an denselben Riemen und eine Büchse flinte en bandoulière; am Sattel ein Regenumantel, ein Sonnen- oder Regenschirm, eine Tasche für Karten, Taback, Feldstecher. In den 2 Paktaschen auf den Lasttieren war ein Reserveanzug, Wäsche, Schreibrequisiten, Toilettesachen, Hängematte zc.

Die Sonne brannte glühend heiß hernieder; bald verabschiedeten sich daher die Herren der Stadt, und wir trabten schweißgebadet weiter gegen einen hübschen Wald, der uns bald Schatten spendete. Nach 4 Meilen kamen wir zur kleinen Fazenda do Beado, wo wir Nachtquartier und Nachtmahl finden sollten, da doch alles vorher bestellt wurde. In der That war aber leider nichts avisiert worden. Eine handfeste Mamelukin, Mischling von Indianer und Negerin, brachte uns nach langem Warten etwas Reis mit einem zähen, alten Huhn. In einem Schuppen wurde das Nachtquartier eingerichtet; mein Bruder und ich legten uns in unsre Hängematten, die andern auf Bänke, Truben. Die Nacht verging sehr rasch, da wir schon 2 Uhr früh auf waren. Um 2 $\frac{3}{4}$ Uhr bei schönem Mondschein brachen wir auf. Gegen 6 Uhr wurde es sehr rasch lichter Tag — Dämmerung giebt es in den Tropen eben fast keine — wir machten die erste Rast und hielten

das sogenannte erste Frühstück: ein paar Stückchen von den gefrigen Hühnern. Hier holten wir auch die Lasttiere ein, und gemeinschaftlich ging es nun weiter. Die Gegend war monoton, trostlos; Grasfläche dürr und gelb, auf der ein schütterer, fast blattloser, schlechter Wald stand, dessen Bäume durch die vielen Prairiebrände gänzlich verkrüppelt waren. In den tiefen, glühenden Sand sanken die Tiere ein und ermüdeten schnell, daher wir öfters wechseln mußten. Wasser gab es fast keines, hier und da ein halb ausgetrocknetes Bächlein mit weißlichem, salpeterhaltigem Wasser, das weder Mensch noch Tier trank.

Wir versuchten zu jagen, doch von dem in Aussicht gestellten, vielen Wilde war gar nichts anzutreffen; die Dürre hatte alles verschreckt. Wir gaben daher die Sache bald auf, um zu dem Quartier zu kommen, einem Rancho, — einem in der Wildnis alleinstehenden Hause — *bacha grande* genannt, wo Proviant für uns alle in genügender Menge zu finden wäre, wie in *Montes Claros* uns vorerzählt wurde. Nach einem Ritte von 9 *Leguas* in 10 $\frac{3}{4}$ Stunden kamen wir gegen halb zwei Uhr zu dieser reizenden Villa eines Grundbesizers aus *Montes Claros* — einer aus Holz und Rohziegeln zusammengesetzten Hütte, die versperrt und verlassen war. Hübsche Enttäuschung, reizende Situation! — Wir ausgehungert, seit 6 Uhr früh nur ein Stückchen Huhn im Magen, die Tiere sehr ermüdet, verdurstend, halb verhungert, und weder Proviant noch Mais zu bekommen! — „Hilf, was helfen kann!“ ward zur Parole. Die Gürtel werden enger geschnallt, zum Glücke hatten wir noch *Cachaza*, von dem nun ein tüchtiger Schluck gemacht wird, und dann ging's auf die Jagd, um so zu einem Abendessen zu kommen. Doch war die Jagd nicht lange, denn erstens ist fast nichts da, und zweitens halten wir es — ausgehungert wie wir sind, bei dieser glühenden Sonnenhitze nicht aus. Die Jagdbeute war also sehr spärlich, bestand aus 3 kleinen grünen Papageien und einigen Spechten. Diese werden am Feuer gebraten und ohne Salz — wir haben leider keines — gegessen; das ist unser Diner und zwar für 8 Personen. Mit Zuckerschnaps und *Kapadira* wird der Magen halbwegs angefüllt und dann versucht zu schlafen, natürlich im Freien am Boden oder in der Hängematte. Nach einigen Stunden guten Schlafes werden wir jedoch teils vom Hunger, teils durch das Heranschleichen zweier Neger aufgeweckt, welche die stockfinstere Tropennacht abwarteten, um zu erscheinen. Es ist noch nicht spät, da es hier schon zwischen 6—7 Uhr finster wird, und so können wir von ihnen vielleicht etwas zum Essen erhalten. Der *Tropeiro* ist besonders für seine Tiere ängstlich, da wir ohne Reittiere von hier nicht weit kämen und es uns so gehen könnte wie einer Karawane, die vor 14 Tagen in *Sertao* verunglückte, wobei Mensch und Tier aus Hunger zu Grunde gingen; so erzählte er wenigstens. Mais zu erhalten ist also die Hauptsache. Nach vielem Hin- und Herreden giebt der eine Neger, eine Art Aufseher, etwas Mais für unsere Maulesel heraus mit dem Bedeuten, für uns aber nichts zum Essen zu haben. Da erblicken wir nun zwei aus der geöffneten Thüre herauslaufende Hühner, auf welche sofort Jagd gemacht wird, bis beide mit Schrot geschossen

sind. Diese zwei Hühner werden sogleich gefotten und unter zehn ausgehungerte Menschen — inzwischen waren unsre zwei Gepäckträger eingetroffen — reblich geteilt. Hierauf wurde weiter geschlafen, aber nur kurze Zeit, da wir zeitlich aufbrechen mußten, indem die größere Hälfte des Weges bis zum Flusse noch zurückzulegen war. Wir fühlen uns bereits schwach vor Hunger, da wir schon seit 30 Stunden keine Mahlzeit hatten, und haben nun gar nichts zum Frühstück, welches Los die Tiere mit uns teilen. Die Gesichter werden dabei unwillkürlich länger, jede gute Laune schwindet, ja man beginnt dem Unmüde gegen die Neger deutlichen Ausdruck zu geben, die an dem Ganzen eigentlich vollkommen schuldlos sind. Ihr Herr wäre zur Stadt, um Proviant zu holen, komme erst in einigen Tagen zurück, und bis dahin müßten sie von dem Wenigen, was noch da war, leben, konnten daher nichts mehr hergeben, so lamentierten sie. Unser Führer und die brasilianischen Treiber aber meinten, der Hausherr wäre vorzüglich davon aus Furcht, von einer Rekruten-Attent-Kommission, für die er unsre Karawane hielt, befehdt und in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Die ängstliche Miene des Aufsehers und des zweiten Negers sprachen dafür.

Ich erklärte, ohne etwas Warmes im Magen nicht fortzureiten, schüttete daher Wasser in einen Topf, ließ es am Feuer sieden, mischte dann einige Drangenbaum-Blätter hinein, und der bittere Thee war fertig, der mir aber alsbald noch mehr Appetit machte, so daß ich Zigarre auf Zigarre rauchen mußte, um meinen Magen zu täuschen. Dieser Tag, der zu den unangenehmsten Erinnerungen der Reise gehörte, wird mir stets unvergeßlich bleiben. — Wir ritten bei Tagesanbruch fort, bald machten sich die sengenden Sonnenstrahlen höchst unangenehm bemerkbar, da der schütterere Wald keinen Schatten gab. Unsrer hungrigen, müden Tiere kamen in dem tiefen Sande und Staube kaum vorwärts. Die Gegend, ganz gleich der des vorhergegangenen Tages, bot keine Zerstreuung, kein Vogel war zu sehen, kein Laut zu hören; traurig und wortlos krochen wir dahin mit dem Bewußtsein, 9 starke Meilen vor uns zu haben, bevor wir eine menschliche Wohnung erreichen konnten. Zum Glück erwies sich unser Führer als sehr geschickt, denn es war keine Kleinigkeit, aus den vielen Viehpfaden den rechten zu treffen und die Richtung einzuhalten, zu welchem Zwecke öfters Karte und Kompaß zu Hilfe genommen werden mußte. Gegen 12½ Uhr kamen wir in einen Palmenhain, der die sinkenden Geister erfrischte; eine kleine Hütte wurde sichtbar, in der ein armer Neger und sein Weib hauste — selbst schrecklich verhungert aussahen und uns anbettelten, daher nichts bieten konnten. So hieß es also weiter reiten. Endlich um 4½ Uhr erblicken wir einige Bananen und Drangenbäume — Zeichen einer Ansiedelung und bald darauf, o Wonne! ein etwas größeres Haus. Aus dem Schornsteine kräuselte Rauch empor, es sind also auch Bewohner da, die wahrscheinlich soeben etwas kochen. Steif und müde sind wir, als wir von den armen Manleseln absteigen, vor Hunger erfaßt uns Schwindel, und wir können uns kaum aufrecht halten. In froher Hoffnung klopfen wir an die Thür, die sich endlich öffnet. Wir ersuchen um Wohnung und Kost,

was uns auch zugesagt wird; unsre armen Tiere werden gleichfalls versorgt. Bis 9 Uhr abends müssen wir auf das Essen warten, was zur Folge hatte, daß wir erst recht nicht essen konnten, denn vor Hunger schmerzten unsre Mägen zu sehr. Das Fleisch war auch entsetzlich hart. Vorher hatte ich am Dache in der Sonne einige schwarze, flache Dinge gesehen, die kurzen Holzplatten glichen. Diese nahm ein Neger herab und trug sie in die Küche. Auf meine Frage hin erfuhr ich, daß es in der Sonne getrocknetes Fleisch gewesen sei, welches wir essen sollten. Tüchtig geklopft und mit viel Piment und Salz geschmort, soll es ziemlich gut sein. Das unfrige schien zu flüchtig behandelt worden zu sein, denn es war steinhart und fast ungenießbar — vor Alter.

Die Nacht war auch lieblich. Ich legte mich auf den Boden das eher einem Schuppen als einem Zimmer gleichenden Gemaches neben meinen Bruder hin. Plötzlich höre ich meinen Bruder mir zuflüstern: „Nicht rühren.“ Ich befolge den Rat und höre ein Rascheln, das sich bald entfernt. Nun ruft mir mein Bruder zu: „Ich fühlte eine Schlange über meine Hand, dann über den Körper kriechen. Da die meisten hier sehr giftig sind und, wenn man sich rührt, beißen, so blieb ich mäuschenstill und flüsterte es dir zu, bin aber nun so aufgereggt, daß ich nicht mehr schlafen kann und mag.“

Wir brachen dann bald auf und nach einem Ritte von 8 Leguas erblickten wir den breiten, ruhig fließenden San Francisco, das Ziel unsrer Wünsche, auf welchem wir aber noch mancherlei Abenteuer während unsrer vierwöchentlichen Fahrt erlebten. Bevor wir zu dem kleinen Orte Pedras de Maria da Cruz kamen, sah ich zwei kleine Strauße, Siriema, leider hatte ich nur Achter Schrot geladen, und der eiligst abgegebene Schuß blieb wirkungslos. Der kleine Ort liegt unmittelbar am Flusse; wir steigen von unsern Mulis ab und nehmen von dem treuen Tropeiro und den braven Tieren Abschied; sie kehren nach Rio de Janeiro zurück. Wir schiffen uns in eine unglaublich gebaute Barke nach der 3 Leguas von hier stromabwärts gelegenen Stadt Januaria, nach der Schwester des Kaisers Dom Pedro so genannt, ein, um von da unsre Wasserfahrt zum Meere anzutreten.

Episoden und Accidents hatten wir noch genug, aber keine so schmerzliche wie das Hungern zwischen Montes Claros und Januaria.



„Tu es Petrus“!

Ein geschichts- und religionsphilosophischer Essay.

Von

J. Frohschammer.

Die Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit bietet ein eigen- tümliches Schauspiel dar, das zwar von hohem Interesse ist, aber im all- gemeinen Verlaufe und in den einzelnen Erscheinungen nicht eben sehr erfreuliches und erhebendes zeigt. Aus tiefer Unwissenheit, aus voller Unkenntnis der eigenen Natur und Aufgabe, sowie der Naturerscheinungen und -Verhältnisse mußten sich die primitiven Menschen herauszuarbeiten suchen. Ein Bemühen, das lange genug gedauert haben mag, bis auch nur einige Anfänge der Kenntnis und Er- kenntnis der Naturdinge errungen wurden. Die meisten Anschauungen oder Auf- fassungen von Natur und Geistigem waren bloß durch Thätigkeit der subjektiven Phantasie gewonnen, waren willkürlich oder zufällig gebildet oder nach Bild und Gleichnis der menschlichen Natur und Thätigkeit gestaltet. Durch beständige Irrtümer und Illusionen hindurch wurden nach und nach nur spärlich wirkliche Erkenntnisse gewonnen, welche meistens die Erfahrung aufzwang und deren weitere Entwicklung zudem oft durch Illusionen und Wahngelbde gehemmt wurde. Am auffallendsten und entschiedensten zeigt sich dies alles im Gebiete der Religion, bei deren Ursprung und Entwicklung, da sich hier die subjektive Phantasie am freiesten bethätigen und die strenge Wirklichkeit dabei weniger sich, selbst un- willkürlich, geltend machen konnte. Wahngelbde, Illusionen aller Art spielen hier ihre Rolle, welche allerdings die Bekenner der einzelnen Religionen für ihre eigene nicht als solche gelten lassen, vielmehr für Wirklichkeit oder Wahrheit halten, und woraus sie eben Kraft der Überzeugung, Zuversicht im Leiden und die Glückseligkeit der Hoffnung schöpfen, — während sie die Vorstellungen aller andern Religionen mehr oder weniger für nichts Andres als Illusionen und Irr- tümer halten und verwerfen. Und zwar gilt dies nicht bloß von den niedersten Religionsarten, sondern auch von den höheren und höchsten. Auch sie sind ja auf Phantasie-Fundamente, nicht auf reale Wirklichkeiten gegründet in ihrem Ursprung, ihren Lehren oder Vorstellungen vom Göttlichen und in ihren Kultus- Akten. Ihre Gottheit ist, wie dieselbe vorgestellt wird in ihrem Sein, Wesen und Wirken, ein Phantasiegebilde von jener Art subjektiver Phantasie, welche Nichtseiendes als seiend, Soseiendes als anders seiend vorstellt, also Fiktionen, Wahngelbde gestattet und diesen Wirkungen und Handlungen zuschiebt, die ent- weder gar nicht, oder nicht so stattgefunden haben, wie sie vorgestellt und ge- lehrt werden — wie dies ja aus der Mythologie hinreichend bekannt ist. Auf Grundlage solcher Fiktionen werden dann durch logische Operationen theologische Systeme ausgeführt, die als unverbrüchliche Wahrheit hingestellt werden, als gegründet auf Thatfachen und als absolut gültig. Auch Träume, dunkle Sagen,

Legenden werden oft als Grundlagen oder wenigstens als wichtige Stützen bei solchen Systemen verwendet und geltend gemacht.

I.

„Tu es Petrus“!

Von dieser Eigentümlichkeit ist selbst auch die christliche Religion nicht frei geblieben, und insbesondere der große Bau der päpstlichen Form derselben leidet noch daran. Ist sie doch selbst in ihren wichtigsten, entscheidendsten Institutionen auf behauptete Thatsachen und Aussprüche gegründet, die nie oder wenigstens nicht in dieser Weise stattgefunden haben und nie gethan worden sind. Dies gilt insbesondere vom römischen Papsttum selbst mit seiner vermeintlichen Gründung durch den Apostel Petrus und von dem behaupteten Primat, den dieser Apostel von Christus selbst erhalten und in Rom für die ganze christliche Welt gegründet haben soll, als erster Bischof daselbst. Weder ist irgendwie bezeugt oder bewiesen, daß Petrus je Bischof in Rom war, da vielmehr alle beglaubigten Urkunden davon schweigen oder geradezu das Gegenteil andeuten, noch ist dem Petrus je von Christus der Primat über die übrigen Apostel und die ganze Kirche übertragen worden. Man beruft sich dafür zwar auf Stellen der Schrift, welche Beweise dafür liefern sollen; allein dieselben beweisen entweder das Behauptete nicht, oder sind bezüglich ihrer Echtheit so problematisch oder geradezu unwahr, daß sie keine Geltung haben können. Dies gilt besonders von der berühmten Stelle bei Matthäus (XVI), der gemäß Petrus als der Fels von Christus bezeichnet sein soll, auf welche er seine Kirche bauen wolle, sodaß keine feindliche Macht sie werde überwältigen können. Eben diese Stelle ist es, mit der wir uns im Folgenden zu beschäftigen haben, da sie als Hauptfundament des so großartigen und festen Baues der päpstlich-katholischen Kirche gilt und allenthalben als solches geltend gemacht wird.

Au der Peterskirche in Rom prangt bekanntlich in riesigen Buchstaben als Schlagwort „Tu es Petrus“, in welchem die ganze Herrlichkeit des Papsttums und dessen göttliche Stiftung selbst zum Ausdruck gebracht sein soll! — In der That haben auch die abendländischen Völker viele Jahrhunderte hindurch unverbrüchlich dieses Wort und alle päpstlichen Ansprüche, die darauf gegründet wurden, anerkannt oder wenigstens gelten lassen müssen, wenn auch die orientalische Kirche sich nie in entschiedener Weise dazu verstanden hat und lieber den vollen Bruch mit dem römischen Bischof vollzog; wie denn auch schließlich ein großer Teil des Abendlandes in der Reformation sich von seiner Herrschaft trotz dieses so entschiedenen, mächtig lautenden Wortes befreite. — Das in Frage stehende Wort ist genommen aus dem Evangelium nach Matthäus XVI. 13 ff.: Jesus stellte die Frage an seine Jünger: Wer sagen die Leute, daß der Menschensohn sei? Diese erwiderten: Einige sagen, Johannes der Täufer, andere Elias, andere aber Jeremias oder Einer der Propheten. Und Jesus sprach: Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich sei? Simon Petrus antwortete und sprach: du bist Christus (Messias), der Sohn des lebendigen Gottes. Jesus aber erwiderte und sprach:

„Selig bist du, Simon Sohn Jonas, denn Fleisch und Blut haben dir dies nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir, du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden nichts gegen sie vermögen. Und ich werde dir geben die Schlüssel des Himmelreichs, und was du immer auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein, und was du immer auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein.“ Diese so feierlich und entschieden lautende Stelle, die so berühmt und einflußreich im Abendlande geworden ist, erweist sich bei näherer, unbefangener Betrachtung als sehr problematisch, ja als entschieden falsch, als unecht, wenigstens in ihrem letzten Teile; denn das Wort: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen u. s. w. ist von Jesus niemals zu Petrus gesprochen worden, und wäre dies je geschehen, so hätte ihm sellfamer Weise doch weder Petrus selbst noch die übrigen Apostel, noch die ersten Christen in ihrer Tradition, noch die ganze alte Kirche Jahrhunderte hindurch irgend eine Beachtung geschenkt oder eine Bedeutung zugeschrieben. Denn so geschah es in der That, wie die nähere Untersuchung zeigt, und erst von Rom aus, wo sich die Legende vom Aufenthalt des Petrus und seinem Märtyrertod unterdes gebildet hatte, wurde die Stelle in immer schärferer Weise geltend gemacht und wurden Primats- und Beherrschungs-Ansprüche darauf gegründet; Ansprüche, durch welche freilich die Einheit der christlichen Kirche zu Grunde ging, da deshalb zuerst die griechische Kirche sich von der lateinischen trennte, später denn auch ein großer Teil des Abendlandes sich von Rom und seinem Papsttum losriß. Doch prüfen wir die Sache näher:

Schon im nämlichen Kapitel des Matthäus-Evangeliums (XVI) findet sich wenige Verse später ein Ausspruch Jesu über Petrus und seine Sinnesart, die von der angeführten gar sehr abweicht, ja ihr entgegengesetzt ist und den ersten Bericht wenigstens in seiner letzten, die Lobpreisung und Erhebung des Petrus enthaltenden Teil als höchst problematisch erscheinen läßt. Jesus nämlich spricht zu den Jüngern, daß er nach Jerusalem zu gehen beabsichtige und dort viel werde zu leiden haben; Petrus aber nahm ihn beiseite und sprach mißbilligend: „Herr, das sei ferne von dir, das soll dir nicht widerfahren. Jesus aber wendete sich zu Petrus und sprach: „Weiche von mir Satan, du bist mir ein Ärgernis, denn du bist nicht klug in dem, was Gottes, sondern nur in dem, was der Menschen ist.“ Es kann keinen schärferen Gegensatz geben zu dem früheren „Fleisch und Blut haben dir dies nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist.“ Es ist schwer begreiflich, wie die beiden so entgegengesetzt lautenden Aussprüche Jesu über Petrus so unmittelbar auf einander gefolgt sein sollen, und da die Evangelisten Markus und Lukas das Übrige auch berichteten, aber von der Seligpreisung und Erhebung des Petrus zum Fels der Kirche und zum Inhaber der Schlüsselgewalt kein Wort sagen, so geht daraus hervor, daß Matthäus für die den Petrus betreffenden Worte Jesu eine spezifische Quelle haben mußte, die sonst nirgends bekannt war — weder den übrigen Evangelisten und Aposteln noch den ersten Christengemeinden noch überhaupt in der alten Kirche

des Orients. Möglich ist indes wohl, daß über ein und denselben Menschen zwei so verschiedene Urteile gefällt werden, wie hier von Jesus über Petrus, besonders da das erste Verhalten von diesem Gott zugeschrieben wird als Quelle, das zweite aber seiner eigenen Natur zuerkannt ist. Immerhin aber ist es kaum glaublich, daß ein Mann von Jesus zum „Fürsten“ der Apostel und zum Fundament der Kirche soll erhoben worden sein, den er hier geradezu Satan (auch bei Markus) nennt, ein andermal als dem Wirken des Satans besonders ausgesetzt und seiner Fürbitte besonders bedürftig bezeichnet (bei Lukas XXII., 31)! Sehen wir indes in der Prüfung weiter.

Daß, wie schon bemerkt, die Evangelisten Markus und Lukas, welche den Vorgang wie bei Matth. XVI. erzählen, von der sich daran schließenden Erhebung des Petrus vollständig schweigen, ist im höchsten Grade befremdend; ebenso daß Johannes in seinem Evangelium diesen so wichtigen, einflußreichen Vorgang mit keiner Silbe erwähnt! Markus vor allem hätte davon wissen müssen und alle Ursache gehabt, den feierlichen und für Petrus und die ganze Kirche entscheidenden Vorgang zu erzählen. Er gilt für den Begleiter des Apostels Petrus, hat demnach unter dem Einfluß desselben sein Evangelium geschrieben und konnte von ihm alles Wichtige, Thatsächliche authentisch erfahren. Gleichwohl sagt er von Petri Seligpreisung, von dessen Erhebung zum Fels der Kirche und der Erteilung der Schlüsselgewalt an ihn kein Wort. Er scheint also von Petrus selbst nichts darüber erfahren zu haben, und zwar deswegen nichts, weil dieser selbst nichts davon wußte; denn wußte er davon, so konnte und durfte er seinen Begleiter und Evangelisten Markus nicht bloß davon unterrichten, sondern er mußte es thun, nicht bloß um der Wahrheit willen, sondern weil er verpflichtet war, seine ihm von Christus übertragene Würde zur möglichst allgemeinen Kenntnis unter den Gläubigen zu bringen und zugleich seine Vollmacht geltend zu machen, — denn nicht bloß eine Gabe, sondern auch eine Aufgabe und Pflicht war ihm zugeteilt worden. Wie sollte also Markus diese feierliche Erhöhung des Petrus haben mit Stillschweigen übergehen können, wenn sie wirklich stattgefunden, während er so viele andere im Vergleich damit gleichgiltige Dinge erzählt? Eine Thatsache, auf welche so Großes gebaut wurde in der Folgezeit, das ganze Papsttum nämlich mit des Apostels Petrus angeblichen Nachfolgern in seiner Würde, so zwar, daß behauptet und geltend gemacht wurde und wird, wer diese nicht anerkenne, habe keinen Anteil an ganzen Christentum und an der ewigen Beseeligung durch dasselbe! Eine solche Thatsache konnte von Petrus selbst und seinem Geschichtschreiber unmöglich verschwiegen werden, wenn sie wirklich stattgefunden hat. Er mußte sie so gut berichten wie die Stiftung des Abendmahls und die Kreuzigung! Wie soll er zwar berichten, daß Jesus den Petrus einmal als Satanischen Versucher bezeichnet habe, dagegen verschweigen, daß er ihn zum Fundament und Oberhaupt der Kirche erhoben?

Auch das Lukas-Evangelium hat (IX. 18 ff.) die ganze übrige Erzählung des Matthäus (XVI.): die Frage Jesu an die Apostel, wer die Menschen sagen, daß er sei, für wen sie selbst ihn halten und die (kurze) Antwort des Petrus für den

Gesandten Gottes (Christum Dei). Nur von der Seligpreisung des Petrus, von dessen Bezeichnung als Fels, auf dem seine Kirche gebaut werden soll, und von der separaten Übertragung der Schlüsselgewalt an ihn sagt auch Lukas kein Wort. Und doch versichert dieser Evangelist gleich im Eingang, daß er sich fleißig nach allem erkundigt habe und alles von Anfang an erzählen wolle. Er scheint also gerade von dem, was in der Folgezeit als das Wichtigste erklärt und geltend gemacht worden ist, nichts gehört zu haben; und wie aus dem Markus-Evangelium hervorgeht, daß der Nächstbeteiligte, nämlich Petrus, selbst von dem, was Matthäus über seine Erhebung und die ihm übertragene Gewalt erzählt, nichts gewußt hat, so geht aus dem Lukas-Evangelium hervor, daß die Augen- und Ohrenzeugen des Wirkens Jesu und die Gläubigen in den ersten Zeiten des Christentums gerade davon nichts wußten und demnach Lukas darüber von ihnen nichts erfahren konnte — und wir es bei der Stelle des Matthäus mit einer späteren, fremdartigen Erzählung zu thun haben. Das Gleiche ergibt sich aus dem gänzlichen Schweigen des Johannes-Evangeliums über die in Frage stehende Erhebung und Gewaltübertragung an Petrus. Entweder hat auch dieser Evangelist von dem fraglichen Vorgang gar nichts gewußt und nichts erfahren, oder er hat die Sache für so bedeutungslos gehalten, wenn ihm davon berichtet wurde, daß er es nicht für nötig oder der Mühe wert hielt, darüber ein Wort zu verlieren. Da dies letztere indes nicht wohl denkbar ist, so bleibt nur das erstere anzunehmen übrig.

Übrigens erweist das Matthäus-Evangelium selbst später, im Kapitel XVIII., was es früher, im Kapitel XVI. über Petrus berichtet hatte bezüglich seiner speziellen Bevorzugung und seiner Erhebung über die anderen Apostel, als unthatsächlich und also als unrichtig, so daß es allen Anschein hat, daß der fragliche Zusatz über Petrus, den die andern zwei Evangelisten nicht haben, erst nachträglich in dieses Evangelium eingeschaltet worden sei, ohne daß dabei beachtet wurde, daß er mit einer später berichteten Thatsache in Widerspruch stehe. In dem Kapitel XVIII. des Matthäus-Evangeliums wird nämlich erzählt (ähnlich auch bei Markus IX. 33 ff. und Lukas IX. 46 ff.), daß die Jünger Jesu an ihn die Frage stellten, wer von ihnen der größte sei im Reich Gottes. (Nach Markus waren sie darüber in Streit geraten, nach Lukas machten sie sich darüber wenigstens ihre Gedanken). Matthäus erzählt weiter: Jesus rief einen Knaben herbei, stellte denselben in ihre Mitte und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht befehrt seid und werdet, wie Kinder, werdet ihr in das Reich Gottes nicht eingehen. Wer also immer sich verdemütigt wie dieser Kleine, wird der Größere sein im Himmel-Reich, und wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ (Bei Markus sagt Jesus geradezu: „Wenn jemand der Erste sein will, wird er der Letzte und der Diener von allen sein.“ Bei Lukas: „Wer der Kleinste unter euch allen ist, der ist der Größte.“) In doppelter Weise ist an dieser Stelle von Matthäus selbst sein Bericht über die Erhebung des Petrus nicht bloß als unwahrscheinlich dargethan, sondern geradezu widerlegt. Für's erste nämlich war es doch wohl unmöglich, daß die Jünger

Jesu (Apostel) noch zweifelnd fragen oder gar darüber streiten konnten, wer von ihnen der Größere sei, wenn sie kurz zuvor Augen- und Ohren-Beugen waren von der Lobpreisung des Petrus, von dessen Erhebung zum Fels oder Fundament der Kirche Jesu und von der speziellen Erteilung der Schlüsselgewalt im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen. Da mußte ihnen außer allem Zweifel stehen, daß Petrus der Erste unter ihnen war. Könnten sie darüber noch zweifeln oder in Streit geraten, so ist dies ein Beweis, daß die kurz zuvor vom nämlichen Evangelisten erzählte Erhebung des Petrus zum „Fürsten der Apostel“ (wie man später in der päpstlichen Kirche sagte) nicht stattgefunden habe, sondern die Stelle muß als eine falsche Einschlebung in dieses Evangelium betrachtet werden. Für's zweite aber ist diese Erhebung durch Jesu Rede an die Jünger selbst widerlegt, wenn er es durchaus zurückweist, daß einer von ihnen als der Erste sich dünke oder dafür gehalten werde. Dieses Wort wäre unmöglich oder ein Selbstwiderspruch gewesen, wenn Jesus selbst kurz zuvor den Petrus zum Ersten oder „Fürsten“ der Apostel erhoben, also selbst gethan oder eingeführt hätte, was er später, nämlich bei Gelegenheit dieses Streites der Jünger, wieder verpönte. — Außerdem widerlegt Matthäus selbst, was er Kap. XVI. berichtete, über Petrus auch noch dadurch, daß er (XVIII.) die Erteilung der gleichen Vollmacht an alle Apostel berichtet, die er zuvor an Petrus allein hatte von Jesus übertragen lassen; dies war wiederum unmöglich, d. h. im Widerspruch in der Handlungsweise Jesu gewesen, wenn die fragliche Stelle wirklich echt wäre. — Überlegt man dies alles, so kann man kaum anders als annehmen, daß die in Frage stehende Stelle bei Matthäus XVI. unecht und das berühmte Wort: „Du bist Petrus“ von Jesus nicht gesprochen worden sei.

Wie der Apostel Paulus über die Sache dachte, geht aus seinen Briefen hervor. Er bezeichnet nur Christus (Messias), nicht aber Petrus als Fels und Fundament. Er sagt ausdrücklich (I Kor. III, 11): „Es giebt kein anderes Fundament als Christus, und (4) der Fels war nämlich Christus.“ Paulus scheint also weder von Petrus und den übrigen Aposteln, mit denen er doch im Verkehr stand, noch in den ersten Christengemeinden etwas von der Erhebung des Petrus zum Fels der Kirche gehört zu haben — was doch von der höchsten Wichtigkeit für ihn und die neu zu begründende Kirche war. Auch ist sein Verhalten dem Petrus gegenüber durchaus nicht das eines Untergeordneten gegen seinen Vorgesetzten, sondern er tadelt vielmehr den Petrus und widersteht seiner Richtung, was doch unmöglich gewesen wäre, wenn ihm die Erhebung des Petrus durch Jesus selbst, wie Matthäus sie erzählt, bekannt gewesen wäre. Auch sonst wird in der Bibel nur Gott selbst und der Messias (Christus) als Fels und Fundament bezeichnet.¹⁾

Dazu kommt noch, daß Petrus selbst nirgends weder mündlich noch schriftlich sich je als Fundament der entstehenden Kirche und als allgemeines Oberhaupt derselben, dem allein die Schlüsselgewalt zu binden und zu lösen zustehe,

¹⁾ E. S. R. Epp, Kritische Beiträge zum Leben Jesu und zur neuesten Topographie Palästina's. München 1890. Emdauer'sche Buchhandlung. S. 79 ff.

den Gläubigen und den übrigen Aposteln gegenüber bezeichnete und geltend zu machen sucht (auch nicht dem Apostel Paulus gegenüber), wie es doch geschehen mußte, wenn Matthäus recht berichtet hätte, wenn die fragliche Stelle echt wäre. Auch war sein ganzes Verhalten durchaus nicht felsenhaft; im Gegenteil er erwies sich als der schwankendste und unentschiedenste unter den Aposteln, wie schon seine bekannte Verleugnung zeigt und dann sein späteres Verhalten in der Frage der Juden-Christen bezüglich der Geltung der jüdischen Gesetzmäßigkeit, das ihm scharfe Opposition und Tadel von Seiten des Apostels Paulus eingetragen hat, — der sich ihm also durchaus nicht als seinem unfehlbaren Oberhaupt unterworfen zeigte. Auch die übrigen Apostel haben nirgends eine Anerkennung desselben als ihres Oberhauptes und als die feste Grundlage, den Fels der Kirche ausgesprochen, sie senden ihn mit Johannes nach Samaria (Apostelgesch. 8, 14 ff.) da sie erfuhren, daß man dort die Lehre Jesu angenommen; betrachten ihn also jedenfalls als ihresgleichen, nicht als ihr Oberhaupt und alleinigen Inhaber der Schlüsselgewalt.

Auch in der sich ausgestaltenden Kirche weiß man in den ersten Jahrhunderten nichts davon, daß Petrus der Fels sei auf dem von Christus die Kirche gebaut werden, und das Oberhaupt der ganzen Kirche mit Einschluß der Bischöfe. Noch im 5. Jahrhundert ist dergleichen sonst überall unbekannt in der Kirche, außer natürlich in Rom, wo man bereits angefangen hatte, solchen Anspruch für Petrus und seine vermeintlichen Nachfolger und Erben seiner Vollmacht für den römischen Bischof zu erheben. Das 4. allgemeine Konzil 451, gehalten zu Chalcedon, sprach im 28. Canon dem Bischofsitz in Konstantinopel als der neuen Welthauptstadt einen ähnlichen Vorrang und ähnliche Privilegien zu, wie sie der Bischof von Rom, als der alten Hauptstadt der Welt, erhalten habe. Es heißt in dem Beschlusse: „denn dem (bischöflichen) Stuhl (throno) des alten Rom haben die Väter mit Recht Privilegien zugeteilt, weil jene Stadt die Herrschaft führte. Durch die gleiche Erwägung bewogen, haben 150 gottesfürchtige Bischöfe dem heiligsten Stuhle des neuen Rom gleiche Privilegien verliehen, mit Recht urteilend, daß die Stadt, welche durch die kaiserliche Regierung und den Senat geehrt ist . . . auch in kirchlichen Dingen ebenso wie jene erhoben und verherrlicht werde, wenn sie auch der Zeit nach die zweite nach jener ist.“ Die auf diesem Konzil versammelten Bischöfe haben also in ihrer Majorität zwar dem römischen Bischof einen Vorrang zuerkannt, denselben aber keineswegs von Petrus und seiner Würde als Fundament der Kirche und als „Apostelfürst“ abgeleitet, sondern von Rom als der Hauptstadt der Welt. Hierin ist also das allgemeine Bewußtsein der christlichen Kirche in jener Zeit ausgesprochen.¹⁾ Daß

¹⁾ Irenäus († 202 Cont. haer. III 3 N. 2) sagt im wesentlichen ganz das Gleiche über den Vorrang der römischen Kirche: „denn zu dieser Kirche muß wegen ihres mächtigeren Vorrangs (propter potentiorum principalitatem) jede andere Kirche kommen (convenire), d. h. alle Gläubigen, die von überall her sind; weil in ihr immer von denen, die von überall her sind, die apostolische Tradition gewahrt ist.“ Nicht von Petrus also kommt der römischen Kirche der höhere Rang zu.

der römische Bischof dagegen protestierte, also dem Konzil-Beschluß nicht beistimmte, ist begreiflich, da er keinen Nebenbuhler in der auf die Machtstellung Rom's gegründeten Kirchenherrschaft neben sich wollte aufkommen lassen. Aber er vertrat dann eben nur sein Interesse und nahm der allgemeinen Kirche (wenigstens der Majorität in derselben) gegenüber eine Separatstellung ein (eine Art haeresis), die später auch zum vollen Bruche mit der orientalischen Kirche führte bei der Machtstellung, welche die Bischöfe der beiden Welthauptstädte einnahmen, da der eine sich nicht unterordnen, der andre seinen Anspruch auf kirchliche Oberherrschaft nicht aufgeben wollte und die beiderseitigen Gläubigen um dieses Streites ihrer geistlichen Oberhäupter willen immer mehr gegen einander verhetzt wurden.

Überblicken wir das bisher Bemerkte, so werden wir wohl daraus die Berechtigung gewinnen zu der Behauptung, daß die fragliche Stelle des Matthäus-Evangeliums bezüglich des Petrus unecht sei, daß sie nicht das berichte, was Jesus in dieser Beziehung wirklich gesagt und gethan hat, sondern solches, was entweder gar nicht gesagt oder gethan worden ist oder wenigstens anders, als da berichtet wird. Niemand weiß sonst etwas davon, und kein Berichterstatter bestätigt des Matthäus Angabe, obwohl bei der ungemeinen Wichtigkeit der Sache die dringendste Aufforderung dazu da war, da es sich um Fundament und Oberhaupt des ganzen Christentums handelt. Schon im gewöhnlichen Leben bei ganz irdischen Angelegenheiten würde man ein so isoliertes Zeugnis unter solchen Umständen nicht gelten lassen, geschweige denn, daß dies in einer so wichtigen, das ganze religiöse Leben betreffenden Sache vollgültig sein sollte. Wir haben es also, wie schon bemerkt, dabei mit einer unechten Einschlebung oder mit einer aus unbestimmter Tradition vom Evangelisten aufgegriffenen Sage zu thun, welche den übrigen Aposteln und dem allgemeinen Bewußtsein der ersten Christen unbekannt war, daher keinerlei Zeugnis von demselben erhielt. — Es verhält sich mit ein paar anderen Stellen in den Evangelien, die ebenfalls für den Vorrang des Apostels Petrus und seines vermeintlichen Nachfolgers in Rom angeführt zu werden pflegen, nicht anders. Bei Lukas XXII. 32 sagt Jesus zu Petrus: Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht zu Grunde gehe (deficiat), und du, einst befehrt, „stärke deine Brüder.“ Diese Worte stimmen schon an sich nicht ganz überein, da die Befehrsung ein vorhergehendes Fehlen des Glaubens voraussetzt, das doch das Gebet Jesu verhindern sollte. Außerdem aber ist ein Vorrang in der Aufforderung, die Brüder im Glauben zu stärken, keineswegs enthalten; denn diese Aufforderung ergeht an alle Gläubigen, die etwas zur Stärkung des Glaubens ihrer Brüder beitragen können. Auch diese Stelle findet sich in keinem anderen Evangelium, sie war also sicher ebenfalls nicht Allgemeingut der übrigen Apostel und der gläubigen Christengemeinde, sondern eine isolierte, irgendwo aufgetauchte Sage, sonst hätten die übrigen Berichterstatter sie sicher auch berichtet, besonders dann, wenn sie darin die Erklärung eines Vorrangs des Petrus vor den übrigen Aposteln erblickten, wie dies in der päpstlichen Kirche geschieht. Sie mußten es da für ihre besondere Pflicht halten, gerade dies hervorzuheben, und der göttliche Geist, der

nach der kirchlichen Behauptung sie dabei inspirierte, würde keine Darstellung gestattet haben, welche dem Zweifel in dieser wichtigen, entscheidenden Angelegenheit irgend Raum geben könnte. Noch eine andere Stelle, die auch einen Beweis enthalten soll für des Petrus Vorrang und Oberherrschaft über die übrigen Apostel und deren Nachfolger, findet sich im Evangelium Johannes XXI. 15 ff. Es wird da berichtet, daß Jesus (der auferstandene) nach dem Mahle zu Petrus gesagt habe: Simon Johannis (Zonas), liebst du mich mehr als diese? Dieser erwiderte, ja Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Und Jesus sprach: weide meine Lämmer. Und Jesus stellte die Frage zum zweitenmal, erhielt dieselbe Antwort und schloß mit derselben Aufforderung zum Weiden seiner Lämmer. Nach der dritten gleichen Frage und Antwort aber sprach er: „Weide meine Schafe.“ Diese Schafe nun sollen die übrigen Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe, sein nach der Auffassung der römischen Bischöfe und ihrer Theologen und also an dieser Stelle die Obergewalt des Papstes über die ganze Kirche, Gläubige (Lämmer) und Bischöfe (Schafe) begründet sein. Allein zunächst ist dieses ganze Kapitel des Johannes-Evangeliums nur ein Anhang von höchst zweifelhaftem Ursprung, und der Inhalt der fraglichen Stelle ist selbst von der Art, daß er wenig Vertrauen verdient. Warum wird hier Petrus des Johannes Sohn genannt, anstatt des Zonas, wenn der Verfasser genaue Kenntnis von dem hatte, worüber er berichten wollte? Und wie sollte Jesus in Gegenwart der übrigen Apostel den Petrus fragen, ob er ihn mehr liebe als diese? Konnte Petrus dies ohne Unbescheidenheit und Selbstüberhebung bejahen oder wußte er dies auch nur mit Sicherheit? Außerdem, wie sollten die übrigen Apostel jetzt auf einmal dem Petrus als Hirten gegenüber zu Schafen werden, die dieser weiden sollte, nachdem doch nach evangelischem Bericht, der sicherer ist, Jesus an alle Apostel die gleiche Vollmacht erteilt hatte? In der That findet sich auch nirgends eine Spur, daß Petrus eine solche Hirten-Stellung den übrigen Aposteln gegenüber als Schäfer beansprucht oder eingenommen habe, vielmehr zeigt sein Verhalten in den wichtigsten Angelegenheiten viel Unsicherheit und Schwanken, wie es doch einem bestellten und erleuchteten Führer nicht geziemt! Keiner der übrigen evangelischen Berichterstatter weiß übrigens etwas von dieser außerordentlichen Aufgabe des Petrus ein Wort zu berichten. Sie wußten also entweder gar nichts davon oder legten der Sache gar keine Bedeutung bei, so daß es erst in der späteren Zeit den Theologen einfiel, den römischen Primat mit dieser Stelle begründen zu wollen.

Aber wie mochte denn wohl die in Frage stehende Haupt-Stelle bei Matthäus XVI. entstanden und in den Tert hineingekommen sein? Es ist dies schwer mit Bestimmtheit zu sagen bei der geringen Kenntnis, die wir von der ersten Zeit des Christentums besitzen, da wir sowohl von der Wirksamkeit der Apostel entweder gar keine oder nur sehr geringe authentische Kunde besitzen, als auch von den Verhältnissen der ersten Christengemeinde fast nichts wissen. Nur dies ist uns sicher bekannt, daß in jener ersten Zeit falsche Schriften in großer Zahl entstanden über Jesus und über das, was er gelehrt und gethan, über die Apostel, ihre Reisen und ihre Wirksamkeit (Analekten und Pseudo-

epigraphen) und Verbreitung fanden. Was in dieser Weise schriftlich geschah, wird auch mündlich nicht weniger stattgefunden haben. Es herrschte ja überhaupt in jenen Zeiten große Thätigkeit subjektiver Phantasie und große Willkür in schriftlicher und mündlicher Tradition, so daß christliche Schriftsteller, z. B. Papias erklärt: „Jeder legte sich die Aussprüche Jesu zurecht, wie er konnte (Euseb. III. 39, 16), und Celsus beschuldigt (bei Origenes VI. 27) die Christen, es gebe deren, welche eine beliebige Stelle der evangelischen Berichte drei, vier und mehrmal veränderten und verfälschten¹⁾. So konnten auch die Stellen über Petrus und seinen Vorrang vor den übrigen Aposteln in diesem dunklen Treiben entstanden und von den Evangelisten isoliert aufgenommen worden sein; vor allem die Stelle bei Matthäus XVI. — Wo diese den Petrus betreffenden Sagen entstanden seien, ist kaum bestimmt nachzuweisen. Auffallend aber ist, daß gerade in den unechten, kirchlich verworfenen Schriften dem Petrus eine beherrschende Stellung den übrigen Aposteln gegenüber zugeschrieben wird, sowie auch nirgends in den echten Schriften des neuen Testaments, wohl aber in den Uechten von einem Aufenthalt desselben in Rom die Rede ist, wohin er nicht als Lehrer der christlichen Wahrheit, wohl aber als Wunderthäter gekommen sein soll — nach der Petrus-Sage — um Simon den Magier daselbst zu überwinden. Beide Berichte dieser unechten Schriften konnten zu gunsten des römischen Bischofs und seiner Machtstellung den übrigen Bischöfen gegenüber ausgebetet werden und wurden es auch, so gut wie die späteren, falschen Schriften und Urkunden zu gunsten dieser Machtstellung Verwendung fanden. Man hat daher für die Stelle im Matthäus-Evangelium mit ihrer Erhebung des Petrus über die andern Apostel auf die sogenannten Pseudo-Elementinen, Homilien aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts hingewiesen²⁾, in welchen der römische Klerus an den Bischof Jakobus von Jerusalem schreibt, Petrus habe ihm vor allem Volke seine Cathedra übergeben. Notum tibi sit quod Simon, qui propter veram fidem et firmam doctrinae suae hasim ecclesiae fundamentum esse definitus est, atque ab ipsius Jesu ore non fallaci transnominatus est Petrus. Diese Behauptung nimmt offenbar Rücksicht auf die Stelle XVI 13 f. bei Matthäus oder schöpft aus einer gemeinsamen Quelle mit dieser und ist wohl ebenso unbegründet und falsch, wie die Behauptung, daß Jakobus vom Petrus seinen Bischofsitz in Jerusalem erhalten habe. In Rom also, der Welthauptstadt, deren Bischof bei der sich bildenden Sage vom Aufenthalt des Petrus als Bischof daselbst, — die in Frage stehende Erhebung des Petrus durch Jesus selbst — zu gute kommen mußte, sind aller Wahrscheinlichkeit nach diese Sagen über den Vorrang des Petrus vor den übrigen Aposteln entstanden und von da aus leicht verbreitet worden. In Rom, wo schon so manche fremde Kulte eingeführt waren, war es bei der dort sich bildenden Christengemeinde ein so zu sagen selbstverständlicher Gedanke und Anspruch, daß dem Oberhaupte dieser Gemeinde der Welthauptstadt auch der erste Rang unter den übrigen Bischöfen gebühre und eine gewisse Herrschaft

¹⁾ E. J. N. Sepp. A. a. O. S. 76.

²⁾ J. N. Sepp. Kritische Beiträge zum Leben x. S. 84. f.

über dieselben. Dieser politischen Begründung suchte man dann eine religiöse, spezifisch christliche beizugeben dadurch, daß man Petrus als den Begründer der Kirche in Rom über die andern Apostel von Jesus selbst erhoben darstellte. Für das, was man als selbstverständlich und recht annahm, hielt man bei dem Mangel an historischem Sinn und dem Eifer für das, was man für ein Recht ansah und für das Wohl der Kirche förderlich glaubte, irgend welche Fiktionen für zulässig und gerechtfertigt. Aber diese in Umlauf gesetzten Sagen, die zum Teil selbst in die evangelischen Berichte den Eingang fanden, paßten dann zu dem wahren Bericht nicht ganz, erschiene vielmehr in Disharmonie damit, da sie diesen zufolge nirgends und von niemand, weder von Petrus selbst noch von den übrigen Aposteln, noch von der ersten Christengemeinde noch endlich von der alten Kirche überhaupt Beachtung oder Danachachtung fanden. Wer dieselbe daher zurückweist als unecht oder ungültig, der thut nichts Andres, als was eben Petrus selbst und die Apostel u. s. w. gethan haben. Wenn dagegen das römische Papsttum sich auf diese Stelle und ein paar andere ebenso problematische gegründet hat und noch darauf stützt mit seinen Ansprüchen auf Vorrang und Herrschaft, so handelt es dabei vollständig anders, als Petrus selbst samt den übrigen Aposteln und die ganze alte Kirche gethan haben. Das Sacrificium intellectus, das man für solche Ansprüche und deren Begründung fordert, ist widervernünftig und ein Attentat auf den menschlichen Geist und seine Wahrhaftigkeit, ist eine empörende Zumutung, die man im Namen der Wahrheit, der Vernunft, ja im Namen der christlichen Religion und der göttlichen Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit zurückweisen muß.

2. Wenn aber, könnte man nun einwenden, die Stelle „Tu es Petrus“ u. welche den Petrus zum Fels der Kirche, also zu deren Fundament erklärt und ihm die Schlüssel- oder Binde- und Lösegewalt im Himmel und auf Erden überträgt, — wenn diese Stelle bei Matthäus XVI. unecht ist und nachträglich irgendwie zu gunsten des Petrus oder wenigstens seiner vermeintlichen Nachfolgerin Rom eingeschoben wurde, so ist ja damit nicht bloß dem römischen Papsttum mit seinen Ansprüchen und dem darauf gegründeten festen Kirchenbau Stütze und Begründung entzogen, sondern auch die ganze Göttlichkeit der christlichen Offenbarung und insbesondere die göttliche Inspiration und Untrüglichkeit der heiligen Schrift selbst in Frage gestellt, ja geradezu verneint! Denn wie sollte Gott selbst direkt dem Menschengeschlecht sich offenbaren und der göttliche Geist selbst die schriftlichen Urkunden dieser Offenbarung inspirieren und dann doch wieder möglich sein und zugelassen werden, daß diese Offenbarung in diesen Urkunden gefälscht werde, und zwar in den wichtigsten Dingen! Hat eine solche Fälschung stattfinden können, dann ist diese Offenbarung nicht mehr als (unmittelbar) göttlich anzuerkennen! — Allerdings eine große Schwierigkeit! Aber wir müssen doch zunächst entgegen fragen: Wie kann diese Offenbarung als göttliche anerkannt werden, wenn gerade das in ihr von Jesus und dem göttlichen Geiste nicht vorgesehen und nicht bestimmt angeordnet ward, was später als das Wichtigste und Entscheidende im ganzen Christentum erklärt wurde, das Papsttum in Rom mit all' seinen Ansprüchen und Vollmachten, und warum erwähnen die übrigen Evangelisten nicht ausdrücklich die

feierliche Erhebung des Petrus zum Fels der Kirche? Mußte Jesus und mußte der göttliche Geist nicht vor allem dies sicherstellen, über allen Zweifel erheben, so daß gar kein Streit und keine Ungewißheit entstehen konnte? Wie vereint sich diese Unterlassung mit dem Charakter einer göttlichen Offenbarung und warum blieb es unechten, gefälschten Schriften überlassen, davon Kunde zu geben?

Wir unsererseits stellen die Glaubwürdigkeit und Gültigkeit der Evangelien gar nicht in Abrede, im Gegenteil, wir machen sie geltend (aber so wie sie sind) einem fremdartigen Zusatz gegenüber, der sie stört und der unvereinbar ist mit der Annahme, daß die Schriften des Neuen Testaments göttliche Offenbarung enthalten und vom göttlichen Geiste inspiriert seien; unvereinbar auch mit dem ganzen Verhalten des Petrus und der Apostel, sowie der Christengemeinden in der Zeit des Urchristentums und selbst noch mit dem Bewußtsein und dem Verhalten der Majorität der Bischöfe späterer Zeit. Wir machen geltend die Sicherheit aller übrigen Evangelien gegen diese disharmonische Stelle des Matthäus. Umgekehrt verfahren die Theologen der päpstlichen Kirche, welche dieser einzigen Stelle zu lieb alle übrigen Evangelien als mangelhaft, ja (vom päpstlichen Kirchenstandpunkt aus) als gefälscht erscheinen lassen und im Grunde das Verhalten der Apostel, selbst das des Petrus als mit dem Worte und Auftrage Jesu im Widerspruch stehend behandeln!

Was übrigens die direkte Göttlichkeit der heiligen Schrift und deren göttliche Inspiration betrifft, so stellt sie niemand mehr in Frage oder macht sie illusorisch als eben die Theologen selbst mit ihren Kommentaren, mit ihren gelehrten und ungelehrten Erklärungen. Durch solche Erklärungen hört selbst eine direkt göttliche Offenbarung auf direkt zu sein, da der Erklärer sich zwischen den Offenbarer und die Gläubigen stellt und der Lehre einen menschlichen Charakter verleiht. Ist die Offenbarung an sich klar, wie es natürlicherweise sein soll, dann bedarf sie keiner Erklärung von Menschen, da man das Sonnenlicht nicht mit Lampen zu beleuchten braucht; ist sie nicht klar, dann ist es keine Offenbarung, in deren Begriff es doch liegt, daß das den Menschen Verborgene ihnen kund und verständlich gemacht wird. Eine Offenbarung, die an sich dunkel und unverständlich ist und erst einer Erklärung bedarf, ist eben keine Offenbarung von Gott selbst, sondern die Offenbarung besteht dann in der Erklärung derselben, im Kommentare, der von einem Menschen stammt und nur menschliche Kundgebung sein kann, es sei denn; daß solche Erklärungen selbst wieder göttliche oder göttlich inspirierte wären, wodurch dann aber die erste, eigentliche Offenbarung als überflüssig und unnütz erscheinen würde und besser bei ihrer Dunkelheit unterblieben wäre, da sie nur Veranlassung zu Streit und Zwiespalt geben mußte; denn die Erklärer stimmen ja gewöhnlich nicht miteinander überein und vermögen für die unbedingte Richtigkeit ihrer Erklärungen keine sichere d. h. selbst göttliche Gewähr außer ihrem Selbstzeugnis zu geben.

Den direkt göttlichen Charakter der Offenbarung und der Schrift haben ferner widerlegt die unendlich vielen und langen Streitigkeiten: in der christlichen Kirche über die richtige Auffassung derselben und den vermeintlich richtigen Sinn,

wie er endlich in den dogmatischen Definitionen durch Stimmennajorität auf den Konzilien fixiert worden ist. Wie sollte das als unmittelbare göttliche Offenbarung an die Menschheit gelten können, über dessen wahren Sinn so viele und lange Streitigkeiten geführt werden konnten und das erst der Abstimmung der Bischöfe bedurfte, um als göttliche Wahrheit und Offenbarung gelten zu können! Eine göttliche Offenbarung, welche direkt von Gott stammt, muß doch Klarheit und Einheit, damit Friede und Eintracht in das geistige Leben der Menschen in religiöser Beziehung bringen. Die christlichen Glaubenssätze aber waren Veranlassung zu unendlichem Streit und zu grausamer Verfolgung unter den Bekennern des Christentums selbst, weil so viel Dunkles, Disharmonisches in den Urkunden der für göttlich gehaltenen Offenbarung vorlag und die harmonische Vereinigung des Inhaltes der so verschiedenen Schriften Alten und Neuen Testaments zu einem System kaum möglich war und ist, — so daß das Herrschendwerden dieser oder jener dogmatischen Bestimmungen eine Nachfrage wurde und deren Annahme eine Sache des moralischen und physischen Zwanges!

Nicht wir stellen also die Unmittelbarkeit der göttlichen Offenbarung im Alten und Neuen Testament in Abrede, dieselbe ist längst thatsächlich verleugnet gerade durch die christlichen Theologen, durch die Kommentatoren und die Bischöfe selbst, die sich zwischen Gott und seine Offenbarung und die Menschheit gestellt und jedenfalls dieselben vermenschlicht haben, selbst wenn sie ursprünglich auch direkt göttlich gewesen. Man hat, um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, alsbald die „Kirche“ personifiziert und als „göttliche“ Auktorität geltend gemacht und dann speziell in der päpstlichen Kirche für diese so personifizierte Kirche eben den Papst gesetzt, der nun als Stellvertreter Gottes auf Erden waltet und göttliche Offenbarungen für die Gläubigen giebt oder die vorhandenen allein auszulegen berechtigt ist als göttlich erleuchtetes oder inspiriertes Orakel! Die ursprüngliche christliche Offenbarung mit ihren Urkunden erscheint da als überflüssig oder darf jedenfalls mit ihrem vielfach dunklen und mangelhaften Text nur so verstanden werden, wie die personifizierte Kirche oder der Papst als göttliche Offenbarung sie auslegt. Dieser ergänzt daher auch bezüglich des Primats, der Oberherrschafft über die ganze Kirche, sowie bezüglich des päpstlichen Stuhles in Rom, endlich des unumgänglich notwendigen Kirchenstaates u. s. w. was Jesus selbst zu bestimmen und anzuordnen unterlassen hatte — wobei es allerdings im Laufe der Zeiten an Fiktionen, Fälschungen, Gewaltthaten, diplomatischen Kunstgriffen bei dieser Selbstvollendung und Selbstbezeugung — die sicher der wahren Religion des Geistes, der Religion Jesu, vollständig fremd sind und sein sollen, nicht fehlte trotz aller behaupteten direkten Göttlichkeit!

(Schluß folgt.)



Ungedruckte Briefe des Generals Carnot und seines Sohnes, des Senators.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Im Juli 1815 hatte Ludwig XVIII. einer Reihe von „Proskribierten zweiter Klasse“ befohlen, binnen drei Tagen Paris zu räumen; unter ihnen war der berühmte General Lazare Nicolas Marguerite Carnot, der von dem ihm durch Napoleon verliehenen Grafentitel nie Gebrauch gemacht hat; die Regierung stellte ihn in Blois unter Polizeiaufsicht, er aber entfloh und lebte seitdem in Zurückgezogenheit in Magdeburg, wo er sich neben eifrigem Studium besonders der Erziehung seiner Söhne widmete. Dorthin wandte sich der als Litterarhistoriker und Biograph bekannte Domvikar in Halberstadt, Dr. Friedrich Heinrich Wilhelm Körte, der Großneffe des Dichters Gleim und Schwiegersohn des Philologen Friedrich August Wolf (geboren in Aschersleben 24. März 1776, verstorben in Halberstadt 28. Januar 1846), und erbat sich für seine Porträtsammlung das Bild des großen Mannes. Carnot sandte ihm 1818 einen kleinen Stahlstich, nach einem Bilde, welches der Maler van Bree während der Belagerung von Antwerpen gemacht hatte. So leitete sich die Bekanntschaft des Verbannten mit dem Domvikar ein, der ihn 1819 um Stoff zu seiner Biographie ersuchte; die seitdem von Carnot und seinem Sohne an Körte gerichteten Briefe liegen im fürstlich Stolbergischen Hausarchiv zu Wernigerode, und ich lasse sie, soweit sie allgemeines Interesse beanspruchen dürfen, hier in Übersetzung folgen.

Am 16. Juni 1819 schrieb Carnot:

„Ich hätte gern Ihrer Neigung, ausführlicheres Material zur Abfassung einer Biographie zu erhalten, Genüge geleistet; doch müßte ich mich dazu unzähliger Dinge erinnern können, die in meinem Gedächtnis nur flüchtige Spuren hinterlassen haben. Es war mir, als ich jung war, nie in den Sinn gekommen, daß eine Existenz sich mit den großen Ereignissen des Jahrhunderts verknüpfen sollte und mein Name historisch werden könnte. Bisweilen entwickeln die Umstände Fähigkeiten, deren Keim man nicht vermutete; sie geben der Seele Größe und Schwungkraft. Bis zum Momente der Revolution habe ich, wie so viel andere junge Leute zumal beim Militär, in den Tag hinein gelebt; ich kam von einer Garnison in die andere, ohne mir auch nur die Zeit zu merken; nur an meinen Bestallungs- und Ministerialbriefen, die ich aufgehoben habe, könnte ich den jedesmaligen Zeitraum bestimmen: doch blieb dies alles in Frankreich zurück, und ich glaube, Herr Rioust¹⁾, dem meine Verwandten genaue Notizen lieferten, sagt alles

¹⁾ Rioust, einst Prediger bei Ludwig XVI., nun liberaler Royalist, gab 1817 in Gent „Vie de Carnot“ heraus.

Wissenswerte darüber. Dispensiren Sie mich, Herr Doktor, von einer zu rigorosen Gewissensprüfung; es ist nicht aller Leute Sache, gleich J. J. Rousseau durch die Details seines Privatlebens Interesse zu erregen; nicht jeder hat wie er den Mut zu einer Generalbeichte und dazu, das Publikum mit jugendlichen Verirrungen vertraut zu machen, die man sich selbst verhehlen möchte.

Herr Rioust hat in guter Absicht geschrieben; er dachte, ich hätte eine Apologie nötig, und unternahm sie mit Talent und Gefühl. Ihr Gegenstand ist nicht derselbe, Sie wollen eine Biographie schreiben, Sie brauchen lediglich Fakta. Die Fakta meines politischen Lebens bestehen beinahe alle in meinen Meinungen; das offizielle Journal „Le Moniteur“ berichtet sie wörtlich, es ist das vollständigste und treueste Repertorium

Ich sende Ihnen mein Mémoire au Roi¹⁾, welches Sie zu wünschen scheinen: es ist ohne meinen Anteil und sehr inkorrekt gedruckt worden, es enthielt aber große Wahrheiten, und hätte der König sie zu benützen gewußt, so würde Napoleon nicht von der Insel Elba zurückgekehrt sein: die einzigen Mitschuldigen Napoleon's sind die Schmeichler, welche den König hinderten, seine Verpflichtungen zu erfüllen und sein Wort zu halten; sie sind es, die durch ihr rasendes Betragen die Nation erbittert und eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugt haben. Dies Memoire veranlaßte Châteaubriand zu einer, ich weiß nicht wie, betitelten Brochüre, welche nur ein Gallimatthias von wohl-tönenden Worten, absurden und zusammenhanglosen Ideen ist. Ich antwortete, ich glaube wohl, siegreich auf diese Brochüre im dritten Bande des Censeur unter dem Namen von Mr. Comte, einem der Autoren dieser halbperiodischen Schrift: die Widerlegung führt den Titel „Fragment einer Antwort auf die Schrift des Herrn von Châteaubriand.“ Ich weiß nicht, ob Sie meine Antwort an Bailleul²⁾ haben; ich fand sie hier zufällig und sende sie Ihnen. Sie enthält viel ganz wahre Details: sie wurde in Augsburg verfaßt und gedruckt, wohin ich mich zurückgezogen hatte und wo ich fast ein Jahr als Jaquier lebte. Doch weiß ich den Namen des Druckers nicht. Als ich schließlich von Leuten, die mich in Paris gesehen hatten, in Augsburg erkannt wurde, verließ ich diese Stadt und ließ mich in Nürnberg nieder, wo ich auch fast ein Jahr, d. h. bis zur Zurückberufung der am 18. Fructidor Geächteten, blieb, wo Bonaparte aus Agypten heimkehrte. Um das, was sich auf diese erste Achtung bezieht, mit zwei Worten zu schließen, genügt zu sagen, daß ich nach dem 18. Fructidor fast drei Monate in Genf als Jacob, fast ebenso lange in Lyon verbrachte und daß ich, bevor ich nach Augsburg zog, noch einige Wochen in verschiedenen Städten des Waadtlands und in Bern verlebt habe.

¹⁾ Mémoire adressé au Roi en juillet 1814.

²⁾ Réponse de L. N. M. Carnot, citoyen français, l'un des fondateurs de la République et membre constitutionnel du Directoire exécutif, au rapport fait sur la conjuration du 18. fructidor an V. au Conseil des Cinq Cents, par J. Ch. Bailleul, au nom d'une Commission spéciale (Paris 1798, englisch London 1799, deutsch Augsburg 1799).

Obwohl Bailleur¹⁾ getäuscht worden ist oder sich auf meine Unkosten selbst täuschen wollte, ist er doch kein Mann ohne Verdienste. Die Widerlegung des von Frau von Staël hinterlassenen Werkes über die französische Revolution, die er leztlich gab, ist sehr bedeutsam und setzt die zahllosen Inkonsequenzen und die Parteilichkeit dieser Frau ins rechte Licht; ist letztere doch ebenso bewundernswert durch ihr Talent wie ungerecht gegen Frankreich und lächerlich durch ihre leidenschaftliche Vorliebe für England!

Um auf das zurückzukommen, was mich angeht, so trat ich am 1. Januar 1771 in die Genieschule zu Mézières mit Unterleutnantsrang ein, verließ sie nach zwei Jahren als Oberleutnant, um nach Calais in Garnison zu gehen, stand dann in Havre, Béthune, Aire, Arras, Saint-Omer: in letzterer Stadt heiratete ich 1791 Fräulein Dupont, die Tochter eines reichen Privatmannes aus der Gegend; ich verlor sie nach zwanzigjähriger Ehe²⁾, sie hinterließ mir zwei Söhne, von denen einer Generalstabsoffizier in Frankreich, der andre bei mir³⁾ ist. Ich habe in der Revolution keinerlei Rolle gespielt, bis ich in die legislative Versammlung eintrat, die 1791 der konstituierenden folgte; ich hatte nur Kapitänsrang. Der legislativen Versammlung folgte im nächsten Jahre der Konvent, dessen Mitglied ich war und in dem ich bald als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses mit der Leitung des Heerwesens betraut wurde; obschon ich zu allen Militärstellen, selbst zu Generalsposten zu ernennen hatte, machte ich es für mich zur Ehrensache, mir selbst keinen andern Grad zu übertragen; lediglich meine Anciennetät hatte mich zum Oberstleutnant gebracht, eine andre Würde nahm ich nicht an. Bald darauf wurde das exekutive Direktorium geschaffen und ich zu einem seiner fünf Mitglieder gewählt. Diese Stellen waren zu hervorragend, als daß die Mitglieder noch in niederen Rängen rangieren konnten; darum betrachtete ich mich nicht mehr als zur Armee gehörig und nahm in ihr erst wieder eine Stelle ein, als ich nach Bonaparte's Rückkehr von Ägypten aus der Acht heimkam und von ihm sofort zum Grade eines Divisionsgenerals erhoben wurde, der dem des Generalleutnants, den ich noch besitze, entspricht. In dieser Eigenschaft wurde ich zum Präsidenten des Komitee der Revue-Inspektoren ernannt, das aus drei Divisionsgeneralen, unter denen ich, und aus drei Oberkriegskommissären bestand. Wenige Tage später wurde ich Kriegsminister. Während meines Ministeriums wurde die Schlacht von Marengo gewonnen, Napoleon aber leitete die Operationen dieses Feldzuges allein; bald darauf reichte ich ihm mein Entlassungsgesuch ein, um nicht für die Ehrjuchtspläne, die er zu bekunden begann, mitzuarbeiten, und zog mich nach St. Omer in die Familie meiner Frau zurück, wo ich lebte, bis mich der Sénat conservateur zum Mitgliede des Tribunats wählte. Ich könnte nichts Weiteres über dies alles sagen, ohne zu wiederholen,

¹⁾ Jacques Charles Bailleur starb am 16. März 1843.

²⁾ Sie starb im Februar 1813 in Paris.

³⁾ Der ältere, Nicolas Leonard Sadi, als Physiker bedeutend, starb als verabschiedeter Kapitän am 24. Aug. 1832 an der Cholera; vom jüngeren werden wir später hören.

was Herr Rioust sagte oder was sich in der von Frau Mayer publizierten Notiz findet. Sie wünschten Nachrichten über diese Dame, ich habe danach gefragt, und man schrieb mir, sie sei zwar deutscher Herkunft, aber in Straßburg geboren und nie außerhalb Frankreichs gewesen.

Ich sende Ihnen anbei auf kleinen losen Blättern von der Hand meines Sohnes einige private Notizen, zum kleineren Teile zutreffend, doch können Sie auf die Korrektheit derselben zählen, und sie sind noch unveröffentlicht . . .

General Carnot.“

An diesen Brief schließt sich als Supplement am gleichen Tage folgender:

„ . . . Sie fragen mich nach dem Kataloge meiner gedruckten Bücher; hier sind sie, soviel ich mich ihrer erinnern kann, doch vermag ich nicht immer anzugeben, wo sie gedruckt wurden; fast alle sind ins Deutsche übersezt worden.

1. Essai sur les machines en général, Dijon 1781¹⁾.
2. Eloge du Maréchal de Vauban, welches den von der Akademie in Dijon ausgesetzten Doppelpreis für 1784 erhielt, Dijon 1783.
3. Réflexions sur la métaphysique de l'analyse infinitésimale, Paris 1796, 2. Aufl. 1806²⁾.
4. De la Corrélation des figures de géométrie, Paris 1801.
5. Géométrie de position, Paris 1801.
6. Mémoire sur la relation qui existe entre les distances respectives de cinq points quelconques pris dans l'espace, Paris 1803.
7. Principes généraux de l'équilibre et du mouvement, Paris 1803.
8. Réponse de L. N. M. Carnot, citoyen français, à J. C. Bailleul, London 1799³⁾.
9. De la Défense des places fortes, Paris 1809.
10. Mémoire adressé au Roi en juillet 1814, Paris 1814.
11. Exposé de la conduite du Général Carnot, depuis le 1^{er} juillet 1814, Paris 1815.

Ich spreche nicht von den zahlreichen politischen und militärischen Berichten, die ich für die Nationalversammlungen verfertigte, auch nicht von denen, welche ich für die Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften im Institut national lieferte⁴⁾.

Was die Poesie betrifft, so machte ich aus ihr stets nur ein vorübergehendes Amüsement. Die kleinen von mir verfaßten Sachen sind theils im Pariser Musenalmanach und ähnlichen Sammlungen gedruckt; es sind meist Romanzen, Chansons, Stanzas; ich habe viel horazische Oden, kleine deutsche, englische und

¹⁾ Unrichtig; die Schrift erschien 1783, 2. Aufl. 1786, dann 1810.

²⁾ Unrichtig; die Schrift war betitelt „Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal“ und erschien 1797 (2. Aufl. 1813, 4. Aufl. 1860).

³⁾ Siehe Note 2, S. 226.

⁴⁾ Die Liste, welche Carnot hier angab, ist höchst unvollständig; die Zahl seiner Arbeiten beträgt nach der Angabe seines jüngeren Sohnes in den Mémoires sur Carnot (2 Bde., Paris 1863) einundvierzig.

italienische Sachen frei übersezt, doch sind sie nie gedruckt worden; das ansehnlichste derartige Werk ist ein heroisch-komisches Poëm in sechs Gesängen „Don Quichotte,“ dessen Stoff dem famosen gleichnamigen Roman entlehnt und das noch nicht gedruckt ist. Wollte ich all diese flüchtigen Poesien vereinigen, so könnte ich daraus einen ziemlich ansehnlichen Band machen, doch habe ich nie daran gedacht, da ich mich nur zur Erholung und ohne jeden Anspruch mit Versen beschäftigte. Sie fragen nach meinen gegenwärtigen Beschäftigungen, hierin habe ich nichts reguliert: eines meiner Kinder ist bei mir, und mit ihm treibe ich sehr viel französische und deutsche Litteratur.

Sie wollen von mir wissen, ob die Schrift „Correspondance inédite de Napoléon avec le Général Carnot pendant les Cent Jours“ echt ist? ¹⁾ Ich kenne dies Werk nur durch einige mir daraus zugesandte Auszüge und halte es ganz einfach für eine Buchhändlerspekulation. Es ist ein Gemisch von Wahrheit und Erfindung; im allgemeinen sind es wohl meine Gedanken, aber es ist nicht meine Art, sie zu äußern; es scheint, als habe der Autor auf vertrautem Fuße mit mir gelebt, und ich glaube sogar, seinen Namen zu wissen, will aber keine Vermutung wagen. Ein anderes, für die allgemeine Geschichte viel wichtigeres Werk ist soeben erschienen, doch kann es Ihrem Zwecke nicht dienen, wenn es auch viele Briefe von mir an Bonaparte aus der Zeit enthält, wo er Obergeneral der italienischen Armee war; dieselben sind authentisch, doch schrieb ich sie im Namen des Direktoriums der französischen Republik als dessen damaliger Präsident. Dies Werk ist betitelt „Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte“ (erster Band, Paris bei Panctouche). Auch giebt es noch ein drittes unter dem Titel „Correspondance de Napoléon Bonaparte avec le Comte Carnot, ministre de l'intérieur, pendant les Cent Jours.“ ²⁾ Dies ist aber das unbedeutendste Ding von der Welt, es sind nur Bureaubriefe ohne jegliches Interesse. Das etwa sind alle Materialien, die ich Ihnen, Herr Doktor, für die unternommene Biographie liefern kann: es scheint mir, minutiöse Dinge dürfen nicht hinein: das Publikum nimmt nur am Charakteristischen wahrhaftes Interesse.

Ich würde gern die Harzkette durchstreifen; diese Reise würde aber für mich zu beschwerlich sein, da ich das Gewicht der Jahre zu fühlen und mich vor einem Ortswechsel zu fürchten beginne. Sehr lieb wäre es mir, wenn mein Sohn diesen kleinen Ausflug mitmachte; ich möchte ihn aber nicht allein gehen lassen, er müßte einen Reisegefährten finden.“

Da Körte die von Carnot's Sohn niedergeschriebenen Notizen für „Das Leben L. N. M. Carnot's“ (Leipzig 1820) verwertet hat, so will ich nur wenig von ihrer Einleitung entnehmen: „Niemand hat sich in seinen Berichten und Schriften so angelegen sein lassen, den Ruhm der französischen Waffen zu erhöhen, die Talente der Generale so hervortreten zu lassen wie Carnot, ohne je Anspielungen

¹⁾ Paris 1819.

²⁾ Paris 1819.

auf sich zu machen, und doch ist niemand derart Zielscheibe von Animosität, Beleidigung und schmähsüchtiger Kritik gewesen. Zwar beachtete nie jemand diese recht oft bis zur Wut getriebenen Invektiven weniger, und er antwortete nur auf solche, die einen offiziellen Charakter trugen. Er hatte keine Lobhudler, weil er isoliert lebte, eifrig arbeitete, ein Feind der Intrigen war und alle Koterien mied; er wollte in keinem Klub sein und wohnte selbst den Sitzungen der Nationalversammlung nur selten bei, weil ihn die ihm persönlich übertragenen Geschäfte fast beständig im Ausschusse festhielten. Erschien er aber in den Sitzungen, so stimmte er meist mit der sogenannten Bergpartei, nicht weil er stets ihre Ansichten theilte, bei Leibe nicht, sondern um nicht mit einer anderen Partei zu stimmen, die ihm noch unendlich gefährlicher erschien. In der Revolution sieht man sich fast immer genötigt, nur zwischen einem Übel und einem noch größeren wählen zu dürfen.“

Im Oktober 1819 hatte Körte seine Biographie beendet, die Zensur aber hielt sie lange zurück, und sie erschien erst im Sommer 1820 bei Brockhaus, um ungedruckte Gedichte Carnot's bereichert. Carnot dankte Körte am 28. Dezember 1819, widmete dessen Gattin, die ihm eine Handarbeit gesandt, ein Sonnet „zu Ehren des Geschlechts, dessen Bierde sie sei“, und tröstete seinen Biographen mit den Worten: „Ich hatte mit Recht vermutet, daß die argwöhnische Zensur, welche vor kurzem eingeführt wurde, der Publizierung Ihres Werkes Hindernisse bereiten würde; wir leben in keiner Zeit, in der man ungestraft die ganze Wahrheit fagen darf, und Sie werden wohl einige Seiten opfern müssen.“

In folgenden Sommer machte Carnot eine Reise nach Halberstadt, um seinen Biographen zu besuchen, und dies genügte zum Entstehen der abenteuerlichsten Gerüchte; man sprengte aus, er sei nach Paris gereist, um an die Spitze Frankreichs zu treten! Nach seiner Rückkehr nach Magdeburg schrieb er am 1. Sept. 1820 an Körte:

„Ich war durchaus nicht auf den Alarm gefaßt, zu dem meine kleine Sommerreise nach Halberstadt den Stoff lieferte; geschah diese doch nur, um Ihnen einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Die Herren Pariser Journalisten sind es vor allen, die sich angestrengt haben, dabei tiefe Mysterien zu entdecken. Es ist ihnen demonstriert worden, es handle sich um nichts weniger als um eine ungeheure Verschwörung, deren Seele ich sei und die sich an die anschließe, welche in Frankreich soviel Lärm mache.“)

Es bedurfte nur eines kleinen Artikels im „Constitutionnel“, um dies ganze Gebäude in Rauch aufgehen zu lassen, und man hat sich über die Romantiker lustig gemacht. Sie hatten vollkommen recht, mein lieber Doktor, dies elende Gewächs zu verachten und nichts zu antworten. Die französischen Journale haben fast alle gleichzeitig mitgeteilt, der General Carnot wolle jetzt in Halberstadt seine Memoiren publizieren: dies muß ein wenig vom rechten Wege ablenken. Täuschen sie sich doch im Raume einer einzigen Linie über

1) Militärverschwörung im August 1820.

drei Hauptpunkte: über die Natur des Werkes, den Namen des Autors und die Stadt, in der das Werk erscheint. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux¹⁾ ist ein Theaterstreich, wie ihn die Franzosen brauchen. Viele Jahre werden verstreichen, ehe man weiß, ob es für sie ein Glück oder Unglück ist. Die Dinge in Spanien, Portugal und Neapel sind von unmittelbarerem Interesse, und ihre Resultate sind bis jetzt für die liberale Welt befriedigend, die geographische Lage dieser Länder ist für die Unternehmungen derer, welche diese neuen Herde der Vernunft auslöschen möchten, ein großes Hindernis.

Ich erwarte meinen Sohn gegen den 20. d. M. . . . Während seines Aufenthalts in Paris hat ihn ein Buchhändler um Mitteilung der Sammlung meiner poetischen Werke, er entsprach dem Wunsche, und diese Sammlung wurde unter seiner Aufsicht gedruckt.²⁾

Am 7. Juni 1821 sandte der General dem Freunde kleine Gedichte, die er bei Brockhaus zu verlegen wünschte, und wenn dieser nicht darauf einginge, Frau Körte zu widmen gedächte; er fügte hinzu:

„Ich habe versucht, die Stücke korrekt zu gestalten, um bei dem Drucke möglichst Fehler zu vermeiden; ich habe sie in der mir ziemlichst dünkenden Reihe gestellt; die kurzen drei letzten sind nicht von mir, sondern von meinem Sohne, der sie aus einigen berühmten Autoren übersezt hat. . .“

Dies ist Carnot's letzter in Wernigerode befindlicher Brief an Körte; „der Organisator des Sieges“ starb am 3. August 1823 in Magdeburg, von wo seine Gebeine im August 1889 ins Pantheon nach Paris übergeführt wurden. Sein jüngerer Sohn, Lazare Hippolyte Carnot, setzte die Beziehungen zu Körte fort und pflegte die deutsche Litteratur mit inniger Begeisterung; in der Deputiertenkammer saß er auf der äußersten Linken und war ein entschiedener Republikaner. Am 22. Juni 1840 eröffnete er aus Presles bei Cerny dem Freunde, seine Absicht, Deutschland zu bereisen und Halberstadt zu besuchen, werde nun endlich sich erfüllen, und fuhr fort:

„Man bereitet in der Kammer ein Gesetz vor, um die Lage und Arbeit der Kinder in den Fabriken zu regeln. Gesetze der Art existieren schon in Preußen, Oesterreich und Bayern. Bei uns wird es ein neuer Versuch sein. Da ich in der mit der Redaktion dieses Gesetzes betrauten Kommission bin, so schlug mir der Minister vor, mit eigenen Augen zu sehen, wie man es in Deutschland ausübe und ob seine Wirkungen heilsam seien. Ich nahm diese Mission um so lieber an, als sie mit meinen eigenen Projekten übereinstimmte.“

Sehr merkwürdig ist ein Brief des jüngeren Carnot vom 30. Juli 1841 aus Paris:

„Sie konnten aus einer Rede Lanjuinais' über die auswärtigen Angelegenheiten ersehen, daß sich in unserer Deputiertenkammer eine zwar noch auf wenig Stimmen beschränkte, aber auf fleißigen und gewissenhaften Männern beruhende

¹⁾ Sie erfolgte am 29. September 1820.

²⁾ Recueil de poésies diverses, par le Général Carnot, Paris 1820.

Ansicht zu gunsten der germanischen Allianz bildet. Ich selbst nahm leztthin in einem Bericht an meine Wähler die Gelegenheit wahr, hierüber zu sprechen. Ich sende Ihnen durch Herrn Brochhaus diesen Bericht und Lanjuinais' Rede, die Ihnen vielleicht nicht zu Gesicht kam. Ja, mein lieber Doktor, Deutschland unter homogenen Institutionen vereint und mit Frankreich durch Verträge verknüpft, die nur der Ausdruck ihrer Sympathien und gemeinsamen Interessen sein werden — das wäre, meiner Ansicht nach, die Lösung der europäischen Fragen, welche seit einigen Jahren in so bedrohlicher Weise sich regen. Sobald diese beiden großen Kontinentalmächte nur eine ausmachen werden, hören die russischen Gebietsingriffe auf, der Zivilisation gefährlich zu sein; sobald ein ungeheurer Markt vom Ozean bis zu den slavischen Ländern und vom baltischen bis zum mittelländischen Meere sich öffnen wird, treten der britische Handel und die britische Manufaktur in billige Grenzen zurück; die beiden großen Gefahren für Europas Freiheit und Vermögen werden beschworen werden. Sie haben recht, wenn Sie sagen, die Nationalcharaktere beider Völker ergänzten einander wunderbar, gerade weil sie mit sehr verschiedenen Eigenschaften ausgestattet seien. Zweifellos liegt darin eine Schwierigkeit für die Annäherung, zugleich aber auch ein Pfand für die Dauer ihrer Verbindung, wann sie erzielt sein wird. Arbeiten wir darum auf dies edle Ziel hin, indem wir die Beziehungen guter Freundschaft zwischen unsern beiden Völkern verstärken; es ist Pflicht aller Menschen, welche mit denselben Augen wie wir die Zukunft betrachten.

Das ist auch das Ziel, das ich in dem Buche verfolgte, von dem wir plauderten und aus dem ich Ihnen leztes Jahr Bruchstücke vorlas. Ich meinte, die Vereinigung der Völker sollte eine wechselseitige Achtung für die Kundgebungen ihrer Nationalität zur Basis haben; wie auch einige deutsche Schriftsteller (deren Zahl ich ansehnlicher wünschte) den Mut besaßen, den patriotischen Gefühlen der Soldaten unserer Republik gerecht zu werden, obwohl sie auf dem Schlachtfelde ihre Gegner gewesen wären, so glaubte ich, sei es auch gerecht und nützlich, den Franzosen die schöne moralische Seite des Krieges zu zeigen, der Deutschland 1812—1813 frei machte. Daß diese Arbeit noch nicht gedruckt ist, verschulden die Umstände: bei so wenig vorbereiteten und so vorurteilsvollen Geistern, wie sie noch unlängst um mich herum waren, hatte ich Furcht, verkannt zu werden und meinen Zweck total zu verfehlen. Ich hoffe, der Winter wird nicht verstreichen, ohne daß diese Publikation an Sie gelangt Die Epoche, in der Gleim schrieb,¹⁾ war von der von 1812 so sehr verschieden! Während seiner Revolution war Frankreich Europa gegenüber in der Haltung legitimster und heiligster Verteidigung; Angriffslieder, die gegen Frankreich gerichtet sind, verurteile ich aus den nämlichen moralischen Gründen, die mich die Lieder von Theodor Körner, Arndt,

¹⁾ 1841 hatte Körte die Zeitgedichte Gleim's von 1789—1803 in Leipzig herausgegeben und Carnot gefandt, der die Vortrede warm lobte.

Schenkendorf u. a. lieben lehren. Ich bedauere auch, daß Gleim zu wenig mit dem ersten Aufschwunge des französischen Volks zur Freiheit sympathisierte, um nicht in demselben eine Insurrektion, eine Willkür zu sehen, um selbst Klopstock's heiligen Enthusiasmus in jenem Momente nicht zu verstehen, als dieser den Titel „französischer Bürger“ erhielt, ein Enthusiasmus, den Sie auf den ersten Seiten von meines Vaters Lebensbeschreibung so sehr würdigten. Bei dieser Kritik bin ich übrigens sehr unparteiisch, da Carnot allein von der allgemeinen Verdamnung, in welche der Dichter die französische Revolution einbegreift, ausgenommen erscheint. Doch ist in seinem Bande ein Abschnitt, der mich zufrieden stellt, und dies ist jener, welcher dem Gedanken Ihrer Vorrede entspricht, der, wo der alte Barde die Notwendigkeit der großen germanischen Union so trefflich ausdrückt.“

Seit 1876 Senator auf Lebenszeit, starb Lazare Hippolyte Carnot in Paris am 16. März 1888, nachdem er noch die Erhebung seines Sohnes François Sadi zum Präsidenten der französischen Republik erlebt hatte.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Assyriologie.

Neues aus dem Gebiete der Keilschriftforschung.

Im ersten Kapitel des im 10. Jahrhundert unserer Zeit spielenden Ekkehard läßt Victor Scheffel den die letzten Zeiten im Geiste heraufkommen sehenden Herrn Spazzo sich also vernehmen: „Weiter kann's die Menschheit auch nicht mehr bringen. Die Bildung ist so weit gediehen, daß auf dem einen Schloß Hohentwiel mehr als ein halb Duzend Bücher aufgehäuft liegen, und wenn einer blutrünstig geschlagen wird, so läuft er zum Gangericht und klagt's ein, statt seinem Schädiger Haus und Hof über'm Kopf zusammenzubrennen. Da hört die Welt von selber auf.“ Was hätte der gute alte Kämmerer der Frau Herzogin Hadwig erst zu den geistigen Fortschritten späterer Jahrhunderte und vollends unfres neunzehnten gesagt! Eine Versammlung von Geistern der Unterwelt, wie sie altherwürdiger und erlauchter nicht gedacht werden kann, kann in unfren Zeiten ohne Zauberspruch und Tischrücken, ohne Medien und Hellseherinnen, jeden Augenblick zitiert werden, um mit den Lauten längstvergangener Jahrtausende, in ihrer Muttersprache, uns ihre Lieder vorzusingen und ihre Thaten zu verkünden; und, ein zweites Pfingstwunder, es giebt eine Reihe von Gelehrten unter uns, welche, ohne Zauberpriester zu sein, den erstaunten Zeitgenossen diese fremden Klänge in unsere modernen Idome zu übertragen im stande sind. Da tauchen aus vorhistorischem Nebel Könige hervor, die uns auf sumerisch von

frommen Tempelstiftungen an ihre babylonischen Götter und von kühnen Handelsunternehmungen nach Palästina und Arabien (Martu und Milucha), von ihnen ums Jahr 3000 v. Chr. unternommen, erzählen; andere, vom Ufer des Nil her erscheinend, berichten uns nicht viel später von der Ausführung der noch heute auch ohne sie jedem Kinde bekannten himmelanstrebenden Grabdenkmäler, der Pyramiden. Ein Jahrtausend fliegt vor uns vorüber, da mehrt sich die königliche Gesellschaft; aber immer sind es nur erst Babylonier und Ägypter (höchstens tritt noch ein Elamite hinzu, der Vater des Gen. 14 als Gegner Abrahams erwähnten Königs Arioch), welche um 2000 v. Chr. aus ihren Inschriften zu uns reden. Und aber ein Jahrtausend zieht dahin, da wird's belebter und belebter, und es treten zu den Schatten eines Dehtmes, Ramses und Sifak, eines Tiglatpileser, Salmanassar, Kariba-il Watar und Mesa, und wie die ägyptischen und vorderasiatischen Potentaten sonst alle heißen, vom fernen Indien her hehre Sänger, welche in merkwürdig anheimelnden Tönen ihre Naturgötter besingen, bis wir endlich erfahren, daß es unsre ehemaligen Brüder sind, die vor undenklicher Zeit sich von uns getrennt und noch die Spuren einstiger Gemeinschaft in ihrer schönen, vollklingenden Sprache, dem alten Sanskrit, bewahrt haben.

Der geneigte Leser wird bereits erraten haben, was mit dem ihm vorgeführten Schattenbild gemeint ist. Und in der That, es gehört die Entzifferung der Hieroglyphen und Keilschrift, wie die aus dem Studium des gewissermaßen neu entdeckten Sanskrit gewonnene Erkenntnis des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen zu den wunderbarsten Errungenschaften unsres Jahrhunderts auf geistigem Gebiet, die den großen Entdeckungen auf dem der Naturwissenschaften ebenbürtig zur Seite gestellt werden können. Wenn ich mich nun heute gleich zu dem großen und umfangreichen Territorium der Keilschriftforschung wende, um mich auf dieses zu beschränken, so geschieht das nicht bloß deshalb, weil in diesen Berichten wohl von den Fortschritten der Ägyptologie schon des öfteren gehandelt worden ist, während die der Assyriologie darin bisher weniger vertreten geblieben waren, sondern weil, wie der Leser im folgenden selber sehen wird, die assyriologische Wissenschaft der Ägyptologie und Indologie gegenüber einen weit vielseitigeren Stoff umfaßt und demzufolge eine weit reichere Ausbeute nach den verschiedensten Richtungen hin gewährt. Von dem an der Indologie Interessanten verliert sich nur eines zurück in das Dunkel der Vorzeit, die Sprache selbst, die natürlich immer älter ist als ihre ältesten Denkmale, gerade wie der Stein auch älter ist als die darauf gemeißelte Inschrift. Diese ältesten Sanskritdenkmale, die bekannten Vedenhymnen, sind aber der Mehrzahl nach kaum viel älter als die homerischen Gedichte, während die in einer Tochtersprache des Sanskrit, dem heiligen Pali, abgefaßten, für die Religionsgeschichte so überaus wichtigen ältesten buddhistischen Texte, darunter vor allem die inschriftlichen, die sogenannten Asoka-Proklamationen, erst in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte fallen. Anders ist es schon mit der ägyptologischen Wissenschaft. Denn während von einer Geschichte Indiens vor Buddha (starb 477 v. Chr.) überhaupt kaum die Rede sein kann, so beginnt für uns die Geschichte Ägyptens durch die

sie bezeugenden inschriftlichen Denkmäler bereits im dritten vorchristlichen Jahrtausend, wenn nicht gar schon am Ende des vierten, nämlich von der Zeit der großen Pyramidenerbauer an, um in fast ununterbrochenem Strome sich bis in die Ptolemäos-, ja bis zur Kaiserzeit, fortzusetzen. Den Inschriften, die uns in den Stand setzen, Ägyptens Sprache und Geschichte durch drei Jahrtausende zu verfolgen, treten aber noch (schon von ca. 2000 v. Chr. an) die Papyrusrollen zur Seite; sie sind mit einer aus den Hieroglyphen hergeleiteten Kursive und in einer jüngeren Form des uralten heiligen Altägyptisch geschrieben und gaben so die Möglichkeit, die ägyptische Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu studieren, zumal ja noch eine an das Neuägyptische der Papyrusrollen sich anschließende jüngste Form der Sprache, das Koptische, uns in den Überresten einer christlichen Übersetzungslitteratur erhalten geblieben ist. Außerdem eröffneten die durch das wunderbare ägyptische Klima konservierten Papyrusrollen (die sogenannten hieratischen Texte) uns den Zugang zu einem Literaturzweige der alten Ägypter, der uns allein durch die Inschriften wohl für immer ziemlich verschlossen geblieben wäre, nämlich dem schönwissenschaftlichen; besonders die Kenntnis einer ganzen Reihe hochinteressanter Märchen wurde uns nur auf diesem Wege vermittelt. Nun aber erst die Assyriologie, die Königin der orientalischen Wissenschaften, als welche sie mit Fug und Recht jedem unbefangenen Beurteiler gelten darf! Auch der Schreiber dieser Zeilen ist, weit entfernt von einseitigem Enthusiasmus, von jeher der höchsten Bewunderung voll gewesen gegenüber den Ergebnissen der Ägyptologie, linguistischen wie historischen; aber welche Seite man nur hernehen mag, um Parallelen zwischen den beiden Wissenschaften zu ziehen (und sie bieten sich oft ganz ungefragt), immer und immer wieder ist man genötigt, der jüngeren Schwester die Palme zu reichen.

Geradezu unvergleichlich ist die Fülle und Reichhaltigkeit der historischen Keilschrifttexte, welche, noch spärlich gesät im 4. Jahrtausend, bereits um 3000 v. Chr. (in den Gudeaininschriften) größeren Umfang annehmend, von ca. 2000 an stattlich wachsen, bis sie von ca. 1000—500 v. Chr. in einer Weise anschwellen, daß sich ein Laie kaum eine Vorstellung davon machen kann. Die zwei ersten Bände der vom Berliner Professor Schrader und mehreren jüngeren Gelehrten herausgegebenen „Keilschriftlichen Bibliothek“, worin die wichtigsten der großen assyrischen und neubabylonischen Königsinschriften in lateinischer Umschrift der Keilschriftcharaktere und mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung vorgeführt werden, können am ehesten einen kleinen Begriff von dieser Fülle geben. Wo haben wir aber in den ägyptischen Inschriften etwas dem zur Seite zu Setzendes? Vergleiche man einmal die sogenannten Annalen des großen Eroberers Dehutmeh' III. (1503—1449), oder die Texte Ramses' des Großen (1347—1280 v. Chr.) in Bezug auf Genauigkeit der historischen Anordnung und Reichhaltigkeit des Inhalts mit den Annalen wie auch mit den bloßen Bruchinschriften eines der assyrischen Großkönige! Man wird da stets den Eindruck bekommen, als habe man es im ersten Fall mehr mit einer dichterischen, dazwischen aber in lang-

weiligste mythologische Rhetorik auslaufenden Schilderung zu thun gegenüber einem wirklich historisch zu nennenden Bericht in andern.)

Die ältesten ägyptischen Inschriften größeren Umfanges sind die höchst merkwürdigen Pyramideninschriften, welche bei der systematischen Eröffnung der weltberühmten Grabdenkmäler der schon aus Herodot bekannten Pharaonen des alten Reiches zum Vorschein kamen. Wer aber gedacht hätte, in ihnen geschichtliche Nachrichten aus der Regierung jener Herrscher zu finden, der hätte sich böse getäuscht; nichts als langatmige, zum Teil sehr schwer verständliche, dem sogenannten Totenbuch verwandte mythologisch-theologische Spekulationen bilden den Inhalt derselben und zeigen eigentlich nur, daß schon damals die religiösen Vorstellungen der ägyptischen Priester den verworrenen Charakter hatten, der uns aus den späteren Texten bekannt ist. Nehmen wir dagegen die in sumerischer Sprache abgefaßten längeren Statuen- und Zylinderinschriften des um 3000 v. Chr. blühenden altbabylonischen Priesterkönigs Gudea her. Auch hier nimmt das mythologische Element, besonders im Vergleich zu späteren Inschriften, wie denen der Assyrerkönige oder etwa solchen altbabylonischen, wie dem Kreuzsteine des ersten Nebukadnezar (ca. 1130 v. Chr.), eine hervorragende Stelle ein; es sind mit einem Worte mehr religiöse Weihinschriften als historische Berichte. In schlichter und klarer Weise werden die wichtigsten altbabylonischen Götter mit Namen aufgezählt, kurz deren Funktionen durch ehrende Beinwörter angedeutet, worauf ausführlich berichtet wird, welche Tempel ihnen Gudea erbaute und womit er dieselben ausschmückte und bedachte; dabei erfahren wir aber auch, daß der König die Stadt Anshan (aus der zwei und ein halb Jahrtausende später die Dynastie des großen Cyrus hervorging) im Lande Elam eroberte, deren Beute er als frommer Herrscher in Tempel seines Gottes niederlegte, und daß er aus einer ganzen Reihe benachbarter, zum Teil schwer zu erreichender Gebiete Palästina-Syriens und Arabiens, welche mit Namen genannt werden, edle Metalle, kostbare Hölzer und sonstige wertvolle Produkte zu Schiff nach Babylonien schaffte, um sie ebenfalls seinen Göttern zu Füßen zu legen. Welch' ein geographischer und kulturgeschichtlicher Horizont eröffnet sich durch derartige Mitteilungen aus so uralter Zeit! und wo finden wir ähnliches zusammengedrängt auch nur in einer einzigen der sprachlich und religionsgeschichtlich gewiß nicht zu unterschätzenden Pyramideninschriften, deren Abfassung ja ungefähr in die gleiche Epoche zurückgeht!

Das ist nur eine Seite. In gewissem Zusammenhang mit dem weniger geschichtlichen Charakter der Hieroglyphentexte steht natürlich auch die bis jetzt noch so lückenhafte und unsichere ägyptische Chronologie, verglichen mit dem wohl- und festgefügtten Bau der babylonisch-assyrischen. Es gilt das nicht nur von der Chronologie späterer Zeiten, wo für Assyrien (und jetzt auch seit Aufindung der babylonischen Chronik für Babylonien) aufs Jahr hinaus alles fest-

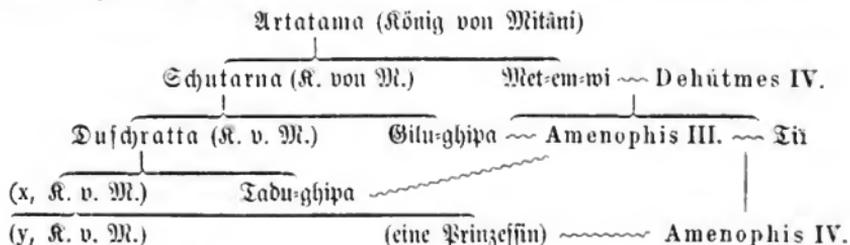
1) In der vortrefflichen „Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen“ von H. Brugsch sind die meisten historischen Inschriften der Ägypter ins Deutsche übersetzt; englisch finden sich die wichtigsten in den „Records of the Past“ (2., 4., 6., 8., 10. und 12. Bändchen dieses nützlichen, auch in Deutschland nachzunehmenden Unternehmens).

steht, sondern im allgemeinen auch schon für das dritte und zweite vorchristliche Jahrtausend, was etwas heißen will; für diese älteren Epochen kann man wenigstens aufs Jahrhundert hinaus die Regierungszeit der einzelnen babylonischen oder assyrischen Herrscher oder Dynastien (für die der nordbabylonischen Könige übrigens ebenfalls fast bis aufs Jahr) fixieren, während in der ägyptischen Geschichte die historisch genauer bekannten Dynastien noch mehr oder weniger haltlos im Ozean der Zeiten herumschwimmen. Sogar für die großen Pharaonen der Mitte des zweiten Jahrtausends, einer relativ schon jüngeren Epoche (neues Reich, 18. und 19. Dynastie), Dehutmeh III. und Ramses II., hat man bis vor kurzem noch um 200 Jahre geschwankt, wohin ihre lange, 54- und 67-jährige Regierung zu setzen, bis es endlich auf Grund einiger astronomischer Angaben ihrer Inschriften durch mühsame und scharfsinnige Berechnung dem Wiener Gelehrten Eduard Mahler gelang, die betreffenden Daten auf 1503—1449, und 1347—1280 zu bestimmen.

Daß zu den Zeiten des genannten Dehutmeh III. und besonders seiner nächsten Nachfolger ein reger Verkehr zwischen Ägypten und den Kulturstaaten Vorderasiens bestanden haben muß, konnte man aus den prächtigen, noch in frischen Farben erhaltenen, bildlichen Tributdarstellungen in den ägyptischen Gräbern und Tempeln ersehen; man vergleiche nur einmal das schöne Vollbild in Eduard Meyer's Geschichte Ägyptens (Allg. Gesch. in Einzeldarstellungen, herausg. von W. Duden, 1. Teil; den 2. bildet die 800 Seiten starke „Geschichte Babyloniens und Assyriens“ vom Verfasser dieses Berichtes). Nun fand sich auf einmal in den letzten Jahren eine umfangreiche Korrespondenz verschiedener palästinensischer, syrischer, babylonischer und assyrischer Fürsten mit den Pharaonen Amenophis III. mit Amenophis IV. (ca. 1400 v. Chr.) in ägyptischen Dorfe Tell-el-Amärina, aber nicht etwa, wie man denken könnte, ägyptisch auf Papyrusrollen oder etwa auf Steinplatten, sondern „in Keilschrift auf Ziegelstein“ waren diese Briefe geschrieben, ja sogar der Fürst von Askalon, um den prophetischen Geist des Dichters des „schwarzen Walfisches“, unseres Viktor Scheffel, in noch wunderbarerem Lichte erscheinen zu lassen, befand sich unter den Briefstellern! Einige Hunderte von mehr oder weniger gut erhaltenen Thontäfelchen, ähnlich denen der babylonischen und assyrischen Bibliotheken, jetzt in den Museen Berlins, Londons und Kairos aufbewahrt, geben nun den Text zu jenen bildlichen Darstellungen; die in letzteren uns so wunderbar anmutenden Gestalten mit dem gelbbraunen Teint und den reichgestickten, in blau-rot-gold schimmernden Gewändern haben plötzlich ihren Mund aufgethan, und die Schrift und Sprache des alten Kulturherdes am Euphrat war es, in welcher sie es wohl wagen durften, dem sonst so zeremoniellen und etiquette-beflissenen Hofe der Pharaonen zu nahen. Das Berliner Museum hat das Verdienst, mit der Herausgabe dieser Tafeln (und zwar nicht nur der in Berlin, sondern auch der in Kairo befindlichen) den Anfang gemacht zu haben; ein junger Münchener Gelehrter, Dr. Ludwig Abel, übernahm die Autographierung der von dem Berliner Assyriologen Hugo Winkler von den Originalen kopierten und mit Sachkenntnis angeordneten Texte,

und es ist der rühmlich bekannten Spemann'schen Verlagsbuchhandlung zu danken, daß sich nun jeder Gelehrte diese treffliche und epochenmachende Publikation um nicht zu teures Geld anschaffen kann. Auch für die Erklärung der einzelnen Briefe ist schon in einer Reihe verstreut in Zeitschriften erschienener Aufsätze vieles geschehen, und besonders sind es hier die Arbeiten des schon genannten Dr. Winkler und des Königsberger Privatdozenten Heinrich Zimmern, welche das Verständnis der historisch wie sprachlich gleich wichtigen Texte trefflich gefördert, ja teilweise überhaupt erst erschlossen haben.

Indem ich mir vorbehalte, über diesen wohl ältesten Briefwechsel der Welt, von dem uns Kunde geblieben, genauer in einem besonderen Aufsatz zu handeln, um daselbst auch höchst interessante Proben daraus in Übersetzung mitzuteilen, will ich für heute nur kurz noch eines weiteren aus den Tafeln von Tell-Amarna gemachten Fundes und zwar mit den zusammenfassenden Worten des Direktors des Berliner ägyptologischen Museums, Adolf Erman, Erwähnung thun. Als (so schreibt Erman im letzten Heft der Zeitschr. für ägypt. Sprache) Heinrich Brugsch vor einem Jahrzehnt in dieser Zeitschrift den merkwürdigen Starabäus veröffentlichte, der die Heirat des (Pharao) Amenophis III. mit einer mesopotamischen Prinzessin erzählt, sprach er die Hoffnung aus, daß die auf ihm genannten Personen, der „Satarna, der Fürst von Naharina (Mesopotamien)“ und seine Tochter „Kirgipa“ in den Keilschriften eines Tages zum Vorschein kommen würden. Diese Hoffnung hat sich heute durch den Fund von el Amarna erfüllt, denn fast gleichzeitig gingen bei der Redaktion drei Notizen der Herren Everts (am Brit. Mus.), Jensen und Winkler ein, von denen der erste die Kirgipa als Gilu-ghipa, der zweite den Satarna als Schutarna nachweist, während der dritte unabhängig davon denselben König in dem zerstörten Namen Schut..... eines andern Briefes erkennt. Aus den Bemerkungen der Herren Jensen und Everts ergibt sich außerdem die überraschende Thatsache, daß Amenophis III. der Sohn der Tochter des Artatama (Schwester des Schutarna) ist, mit anderen Worten, daß diese Prinzessin von Mitani-Naharina (Mitani heißt nämlich das betreffende Gebiet am mittleren Euphrat in den Keilschriftlichen Briefen) identisch ist mit seiner Mutter, der (aus den ägypt. Inschriften) bekannten Königin Met-em-wi. Die Verwandtschaft zwischen den Pharaonen und den Königen von Mitani stellt sich nunmehr folgendermaßen dar:



Die Heirat Amenophis' III. mit der Gilu-ghipa fand im Jahre 10 (dieses Pharaos), die mit (ihrer Nichte) der Tadu-ghipa spätestens im Jahre 36 statt.⁶

So weit Erman.¹⁾ Der mit den Pharaonen Amenophis III. und dessen Sohne Amenophis IV. gleichzeitige Babylonierkönig war der aus kassäischem (elamitischem) Geschlechte stammende Burnaburiasch, der einmal in diesen Briefen genannte Assyrerkönig aber Assur-uballit, der, wie wir schon aus der sogenannten synchronistischen Geschichte Babyloniens und Assyriens wußten, der Schwiegervater des Burnaburiasch war. Beide, den Burnaburiasch wie den Assur-uballit, setzten die Assyriologen bisher annäherungsweise in die letzten Jahrzehnte vor 1400 v. Chr., was nun durch die Auffindung der Briefe in Zusammenhalt mit dem oben erwähnten Datum Mahler's für Debutmes III. höchstens um ca. 30 Jahre herabzusetzen sein wird.

Während wir also ein anderes Mal diese mesopotamischen Prinzessinnen auf ihrer Brautfahrt zum Pharao begleiten und uns ihren Eingang in den ägyptischen Harem mit ansehen werden, so wende ich mich nun wieder zu einer anderen Seite der oben vorzuführen begonnenen Parallelen zwischen der ägyptologischen und assyriologischen Wissenschaft. Es sind dies die Sprachen der beiderseitigen Kulturvölker, die ebenfalls zu interessanter gegenseitiger Abwägung einladen. Hier scheint nun auf den ersten Blick die Ägyptologie in dem von mir schon erwähnten Koptischen ein unvergleichliches Hilfsmittel vor der Assyriologie voraus zu haben. Denn es ist doch leicht einzusehen, daß die Existenz einer durch Tradition wohl bekannten und verstehbaren Tochtersprache (des Koptischen) für die Erforschung der erst neu entzifferten Muttersprache (des Alt- und Neuägyptischen) unschätzbar sein muß; das Babylonisch-Assyrische hat dagegen keine Tochter hinterlassen, indem es bald nach dem Sturze Babylons durch aramäische Dialecte absorbiert, also einfach verdrängt wurde, gerade so wie z. B. in Norditalien das Etruskische spurlos verschwunden ist, dem Lateinisch-Romanischen weichend. Aber dieser Vorteil wird durch einen andern Umstand beim Babylonisch-Assyrischen weit aufgewogen. Das Altägyptische steht nämlich, was die Verwandtschaft mit andern Sprachen anlangt, ziemlich isoliert da, indem es nur ganz entfernt mit der semitischen Sprachfamilie zusammenhängt; dieser entfernte Zusammenhang wurde sogar von einigen Forschern überhaupt in Abrede gestellt und geht jedenfalls in so frühe Zeiten zurück, daß er für die Sprachvergleichung nur wenig praktische Ergebnisse bisher gezeitigt hat. Das Babylonisch-Assyrische hingegen, dessen Entwicklung wir an der Hand der Denkmäler durch mehr als drei Jahrtausende hindurch zu verfolgen im stande sind, hat sich als die bevorzugteste und älteste Schwester im Kreise der semitischen Sprachen herausgestellt und ist als solche nicht nur durch die Vergleichung dieser Sprachen, des Hebräo-Phönizischen, Aramäischen (Syrischen) und Arabischen (inkl. Minäo-Sabäischen und Äthiopischen) ungemein an Verständlichkeit und Erklärbarkeit für uns gewachsen, sondern hat auch umgekehrt die Kenntnis des Baues der semitischen Sprachen und der komparativen Etymologie und Grammatik derselben in geradezu epochemachender Weise gefördert. Aber damit ist die linguistische Bedeutung der Keilschriftphilologie

¹⁾ Ich habe mir dabei einige erläuternde (in Klammern gesetzte) Zusätze erlaubt. Das Zeichen ~ (bezw. ~~~~~) in der genealogischen Tabelle bedeutet „verheiratet mit.“

noch lange nicht erschöpft. Denn nicht nur die semitische, schlechtlin babylonisch-assyrisch genannte Sprache war es, welche mit den aus Bildern hervorgegangenen feilförmigen Charakteren im Lauf der vorchristlichen Jahrtausende geschrieben worden ist, sondern auch noch eine ganze Reihe weiterer Sprachen, deren einige, vor allem das uralte und wichtige Sumerische, noch eine ganz hervorragende Rolle in der Linguistik zu spielen berufen sind. Vor den semitischen Babyloniern nämlich, deren älteste Spuren wir schon im 4. vorchristlichen Jahrtausend in Nordbabylonien begegnen, war ein anderes, nicht semitisches Volk im Besitze des Landes und seiner alten Kultur, das eine, wie ich vor sechs Jahren gezeigt, mit den heutigen Türkidiomen nahe verwandte Sprache redete, die sogenannten Sumerier. Sie haben die von den Semiten nur adoptierte Schrift entweder erfunden oder wenigstens ihrer Sprache so angepaßt, daß sie, und nicht die Semiten, als die Erfinder bis jetzt gelten müssen, sie sind die Verfasser der ältesten süd-babylonischen Königsinschriften, und in ihrer Sprache endlich sind auch eine große Zahl noch in späteren Kopien auf Thontäfelchen erhaltener Zauberformeln und religiöser Texte, und zwar letztere (die Formeln und Hymnen) mit semitischer (babylonisch-assyrischer) Interlinearübersetzung abgefaßt. Auch sumerische Kaufkontrakte aus der Zeit der letzten Könige von Larfa in Südbabylonien (ca. 2000 v. Chr. Geb.) haben sich noch bis auf unsere Tage herübergerettet, und dieser kaufmännische, bezw. juristische Zweck war damals die Veranlassung, grammatisch-lexikalische Hilfsmittel für die praktische Aneignung der in jenen Kontrakten am häufigsten vorkommenden sumerischen Wendungen zum Gebrauch der semitisch redenden Bevölkerung des Landes zusammenzustellen. So entstanden die vielen aus Sardanapal's Bibliothek zu uns gekommenen grammatischen und besonders lexikalischen Täfelchen, welche links das Sumerische, rechts das Babylonisch-Assyrische enthalten; sie wurden in späterer Zeit, als man längst nicht mehr das Sumerische sprach und nur ungenügend noch verstand, dadurch vermehrt, daß die vielen Formeln und Hymnen mit semitischer (noch zur Zeit der letzten Blüte der sumerischen Sprache angefertigter) Übersetzung für den lexikalischen Gebrauch excerpiert wurden, gerade wie z. B. eine Liste: *gaudere = sich freuen, igitur = deshalb, juvenis = Jüngling, dum = während, esse = sein*, auf die erste Strophe des mit deutscher Interlinearversion versehenen Liedes *Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus* beim ersten Blick zurückweisen würde. So haben wir also innerhalb der Keilschriftlitteratur zugleich die älteste Nationalgrammatik und Nationallexikographie der Welt, lange, lange Zeit vor den ersten ähnlichen Bestrebungen in Alexandria, welcher Ort bisher als die Heimat der Grammatik galt, lange auch vor den Versuchen der alten Indier, zum besseren Studium ihres Rigveda (vielleicht gar, wie so vieles Andere, nach fremdem Muster oder auf fremde Anregung hin) grammatische Regeln aufzustellen und Wurzelverzeichnis anzufertigen.

Aber auch Sprachen der umwohnenden Völker wurden zu verschiedenen Zeiten entweder von den Babyloniern oder Assyriern oder aber von den betreffenden Völkern selbst, indem sie zu diesem Zweck die Schrift entlehnten, in Keil-

schrift niedergeschrieben. So sind einige der obengenannten Briefe mitanischer (mesopotamischer) Fürsten an den ägyptischen Pharaon nicht babylonisch-assyrisch, sondern in der (nach meinen Untersuchungen mit dem Georgischen verwandten) Mitani-Sprache geschrieben, über welche Sprache kürzlich mehrere Gelehrte (Brünnow, Jensen, Sayce) in scharfsinniger Weise ganz unabhängig von einander im letzten Heft der Zeitschrift für Assyriologie gehandelt haben. Aus dem 8. Jahrhundert vor Chr. haben wir eine ganze Anzahl altarmenischer Inschriften, die durch den genialen Blick des Engländers A. H. Sayce und des leider früh verstorbenen Franzosen Stanislas Guyard als ziemlich entziffert gelten dürfen; die Schrift ist assyrisch, die Sprache aber ein vorindogermanisches, ebenfalls mit dem Georgischen verwandtes, in Armenien in der 1. Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends lebendig gewesenes Idiom.

Etwa von derselben Zeit an finden wir in Elam, dem alten Nachbarstaate Babyloniens am persischen Meerbusen, eine babylonische Abart der Keilschrift für das Elamitische in Gebrauch; genauer lernen wir dann diese interessante (gleichfalls, wie ich schon 1884 festgestellt, mit dem Georgischen verwandte) Sprache aus der zweiten Reihe der dreisprachigen Achämenideninschriften (nämlich des Cyrus, Darius und Xerxes), deren erste Reihe (das Altperische) seiner Zeit den Schlüssel zur Entzifferung des ganzen Keilschriftsystems abgegeben hat,¹⁾ kennen. Übrigens ist auch das einfache, fast alphabetisch zu nennende altperische Schriftsystem nur eine Weiterentwicklung der syllabischen neubabylonischen Keilschrift. Wenn man nun gegenüber dieser mannigfachen Verwendung der ursprünglichen sumerischen, aus Bildern hervorgegangenen Sinnzeichen- und Silbenschrift an die Ägyptologie mit der Frage sich wendet, ob hier ähnliches zu beobachten sei, so wird man höchstens auf ein kleines Analogon verwiesen werden können, daß nämlich einige noch immer nicht vollständig entzifferte äthiopische Inschriften aus Nubien existieren, in denen der Versuch vorliegt, mit den gewöhnlichen ägyptischen Hieroglyphen eine nicht ägyptische Sprache wiederzugeben. Man sieht also auch hier wieder zu Gunsten der Assyriologie die Waagschale sich senken und kann einfach nur dem unermesslichen und vielseitigen Gewinn, den speziell die Linguistik aus dieser Wissenschaft bis jetzt gezogen, staunend bewundern.

Lassen wir es nur für heute mit diesen Vergleichen genug sein, so sehr auch noch andere Gebiete, wie z. B. das der religiösen Litteratur dazu einladen würden; denn der Schreiber dieser Zeilen könnte sonst gar noch in den Verdacht kommen, als wollte er die ägyptologische Wissenschaft deshalb irgendwie heruntersetzen, was ihm durchaus fern liegt. Er wollte ja bloß solchen, welche aus Berichten über die großen Fortschritte der Ägyptologie in den letzten Jahrzehnten Interesse an der orientalischen Altertumswissenschaft gewonnen haben, noch mit einer weiteren, jene an Reichtum noch übertreffenden Quelle befannt machen. Zum Schlusse aber sei es gestattet, jungen Gelehrten (ich denke mir hierunter

¹⁾ Wer sich darüber näher unterrichten will, den verweise ich auf die ausführliche und populär gehaltene Darstellung der merkwürdigen Entzifferungsgeschichte in meiner Geschichte Babyloniens und Assyriens, S. 58—134.

nicht bloß Studenten, sondern besonders auch Gymnasiallehrer, Theologen und angehende Historiker), welche etwa sich durch die Lektüre meines Berichtes angeregt fühlen möchten, zum Selbststudium des Assyrischen sich zu wenden, die wichtigsten Hilfsmittel dazu anzugeben. Der nicht gelehrte Leser aber wird aus der bloßen Thatsache, daß man jetzt derartige Hilfsmittel empfehlen kann, den Grad der Fortschritte und der Sicherheit auf diesem neuen Gebiete mit beifälliger Anerkennung entnehmen. Denn die leichteren historischen Inschriften lesen sich jetzt so gut und befriedigend wie irgend ein Kapitel der erzählenden Bücher des alten Testaments.

Derjenige Gelehrte, welchem der philologische Ausbau der Assyriologie seit Mitte der siebziger Jahre am meisten zu verdanken hat, Professor Friedrich Delitsch in Leipzig, ist zugleich der Verfasser der ersten wissenschaftlichen Grammatik des Babylonisch-Assyrischen und des ersten größeren, alle Wortklassen und Litteraturzweige gleich umfassenden Lexikons. Wenn das letztere, von dem bis jetzt drei Lieferungen vorliegen, zu groß angelegt ist, dem wird bald ein bequemes und gleich vollständig erscheinendes Handwörterbuch vom nämlichen Gelehrten zu Gebote stehen. Einstweilen helfen diesem Mangel zwei treffliche Chrestomathien ab: die eine, schon in 3. Auflage (unter dem Titel „Assyrische Lesestücke“) erschienene hat ebenfalls den unermüdbaren Leipziger Assyriologen zum Verfasser und ist von demselben in der letzten Auflage durch grammatische Paradigmen und ein kurzgefaßtes Glossar zur Freude aller Lernenden erweitert worden. Durch den Verlag der zweiten, der „Keilschrifttexte zum Gebrauch bei Vorlesungen, herausgegeben von Ludwig Abel und Hugo Winckler“, hat sich die schon oben gerühmte Spemannsche Buchhandlung insofern ein großes Verdienst erworben, als sie den Preis des ebenfalls fein und sauber autographierten Werkes weit billiger als den der Lesestücke Delitsch's (15 gegenüber 30 Mark) stellte und so auch Minderbemittelten die Anschaffung ermöglichte. Beide Chrestomathien haben ihre besonderen Vorzüge; die Delitsch's den, daß sie gleichmäßig aus allen Litteraturgattungen ausreichend große Stücke (so z. B. den vollständigen Text des babylonischen Sintflutberichtes und der drei großen Syllabare) bietet; die Abel's und Winckler's, daß sie vorzugsweise die historischen Inschriften berücksichtigt (wie denn auch anfangs der besser passende Titel „Historische Keilschrifttexte“ beabsichtigt war) und hieraus in 48 engbeschriebenen Hochfolioseiten die wichtigsten größeren Urkunden (Assurnasirpals Standardinschrift, Salmanassar's II. Schwarzen Obelisken, Senacherib's sechsseitiges, nach Taylor benanntes Prisma, und besonders die zwei Annalertexte Asarhaddon's) vollständig mitteilt. Die Transkription und Übersetzung dieser Texte findet man in der schon oben erwähnten von Eb. Schrader herausgegebenen „Keilschriftlichen Bibliothek“. Es kann jetzt niemand mehr sagen, daß der Zugang zu diesem schönen und interessanten Studium nur jenen Bevorzugten, welche an unseren größeren Universitäten zu hören Gelegenheit, Muße und Mittel haben, eröffnet, allen übrigen aber verschlossen sei. Das einzige, was noch auf lange hinaus viele, die sonst Lust und Neigung hatten, davon gleich in den ersten Wochen abschrecken wird, ist das schwierige und ver-

wickelte Schriftsystem, eben die (manchen, der sich damit abgeplagt, schon von fern mit Gruseln überkommen machende) Keilschrift; aber auch das ist mit einiger Ausdauer, und zumal wenn man mit noch jugendlichen Kräften an die Arbeit geht, jetzt bei so guten Hilfsmitteln zu überwinden.

Möge dieser Bericht, den ich gern fortsetzen werde, dazu beitragen, in weiten Kreisen begeistertes Interesse für einen neuen Zweig der Sprach- und Altertumswissenschaft, der jedem Gebildeten seinen Resultaten nach bekannt werden sollte, zu wecken. Möge es mir zugleich auch vergönnt sein, aus den engeren akademischen Zirkeln den oder jenen dadurch zu einem Adepten der Assyriologie, dieser Königin der orientalistischen Disziplinen, zu gewinnen; denn nicht das erste Mal wäre es, daß durch solche „Berichte aus allen Wissenschaften“ einer oder der andern unter ihnen Jünger erwachsen sind.

München.

Friß Hommel.

Länder- und Völkerkunde.

Die Verhältnisse in Uganda vor und nach Dr. Peters.

Vielen Lesern von Dr. Peters' „Deutscher Emin-Pascha-Expedition“ mag es als merkwürdige Thatsache erschienen sein, daß mitten im Herzen von Afrika ein mächtiges Negervolk als eine kompakte Masse von Christen aufgetaucht ist, ausgestattet sogar mit dem Luxus einer protestantischen und einer katholischen Partei, ja daß Peters der außerordentliche Mann gewesen ist, welcher den König von Uganda veranlaßt hat, das Christentum zur „Staatsreligion“ zu erheben, den Sklavenhandel abzuschaffen und sein Reich als Bollwerk gegen den Islam aufzurichten.

Die Allgemeinheit der Thatsachen ist richtig. Verfolgt man aber auf Grund der älteren und der neuesten Afrika-Litteratur die jüngsten Ereignisse in Uganda in ihrer Entstehung und Entwicklung, so drängt sich die Überzeugung auf, daß Peters' Schilderung des Volkscharacters und seine Darstellung der politischen Vorgänge der Ergänzung, ja oftmals der Korrektur bedürfen. In manchen Besprechungen, die ich bisher über Peters' Werk gelesen, ertönte weit mehr ein bewunderndes Beifallklatschen als die Stimme einer sachlichen Kritik; auch Mißverständnissen und Übertreibungen begegnete ich. Mir schien, als wären die grundlegenden Berichte über jene Gebiete, wie die von Speke, Wilson und Fellin, von Emin Pascha und Ashe ganz wieder vergessen worden, als habe man sich um die gleichzeitigen, sehr wichtigen Mitteilungen der englischen und französischen Missionen gar nicht gekümmert. Populäre Werke werfen aber mit einem Schläge die jahrzehntelange Arbeit gewissenhafter Forscher über den Haufen und sie erzeugen bei der Masse des Publikums sehr häufig eine ziemliche Oberflächlichkeit des Urteils über ethnographische und politische Verhältnisse.

Fern sei es von mir, mit vorliegender Arbeit das Werk Dr. Peters' in einseitiger Polemik anzugreifen und zu zergliedern; ich beabsichtige vielmehr, durch eine den

Charakter des Volks und seines Beherrschers möglichst scharf erfassende und treu-historische Darstellung einer Anzahl längst und weitverbreiteter Irrtümer objektiv entgegenzutreten. Ebenso fern sei es von mir, Anspruch auf absolute Richtigkeit zu erheben; denn noch immer fließen für die Erkenntnis der vollen Wahrheit die Quellen spärlich, und auch die spärlichen sind manchmal getrübt.

Über den Charakter der Baganda stimmen alle Berichte in dem einen Punkte überein, daß sie sich durch Intelligenz und Geschmeidigkeit vor den umwohnenden Stämmen auszeichnen. Sie besitzen besonders eine Eigenschaft, die uns den Schlüssel zu ihrer raschen Christianisierung giebt, nämlich Lernbegierde. Die Höhergestellten ließen sich von den arabischen Händlern im Lesen und Schreiben des Arabischen unterrichten, sehr viele des gemeinen Volks eigneten sich das Kisuaheli an; auch zu den christlichen Missionen drängten sie sich mit der neugierigen Hoffnung, in die wunderbaren Geheimnisse der Weißen eingeweiht zu werden. Ganz besonders reizte es sie zu erfahren, wie man Flinten und Pulver mache. Stellte doch der erste Minister des Königs, der Katifiro, 1879 als den eigentlichen Beruf der Missionäre hin, so viel Gewehre zu liefern, „daß sie unzählig seien wie Gras.“ (A. M. Mackay. Von seiner Schwester. 1891. S. 144.) Es ist natürlich, daß das Christentum, welches die Baganda-Regen in so stürmischer und oberflächlicher Weise sich aneigneten, keine geistige und moralische Umwandlung sofort bewirkte, sondern zumeist in der Kenntnis des kirchlichen Zeremoniells und in dem Hersagen von Gebeten sich äußerte. Manche Briefstellen der englischen Missionäre beweisen dies, wie namentlich der Ausspruch Mackay's, des „Pionier-Missionärs“ von Uganda:

„Die Heiden verlangen ihrer Natur nach nicht nach dem Worte Gottes. — Die der Regernatur eingeborene Liebe zur Falschheit kann nur in Jahrhunderten des Christentums ausgerottet werden. — Man braucht lange, bis man sich das Vertrauen dieses Volkes so weit erworben hat, daß sie glauben, man habe wirklich ihr Bestes im Auge. Erst, wenn wir diesen Grund unter unsern Füßen haben, können wir zu bauen anfangen.“¹⁾

Die Lehre der Missionäre fand übrigens nur allmählich wachsenden und dauernden Anhang. Mehr als ein Jahrzehnt verging, bis das christliche Bekenntnis die Oberhand über Heidentum und Islam in Uganda gewann. 1877 traf die erste englische Mission unter Sbergold Smith ein; mühselig war ihre Arbeit und gering ihr Erfolg, obwohl der damals herrschende König Mtesa sie begünstigte, da er in den Missionären, wie in allen europäischen Reisenden, Agenten der gefürchteten englischen Regierung beharrlich vermutete. Nach seinem Tode gelangte der 18jährige Mwanga, sein zweiter Sohn, auf den Thron. Peters feiert ihn als energischen Beförderer des Christentums und umgiebt ihn mit einem Glorienschein fürstlicher Tugenden und gestifteter Menschlichkeit. Aber nicht nur die früheren Berichte der englischen wie auch der französischen Missionäre, auch die geschichtlichen Thatfachen beweisen, daß er mit allen Lastern eines

¹⁾ Mackay. l. c. S. XXVI u. 211.

heidnischen Neger-Despoten ausgestattet war und ist: mit Tücke, Treulosigkeit, Raubgier und unsagbarer Grausamkeit, und daß er, nur dem Zwange der Verhältnisse mit Schlantheit sich fügend, jetzt die Maske der Zivilisation angenommen hat. Zwei Umstände müssen jedoch zu seinen gunsten berücksichtigt werden: erstens seine Befürchtung, die Weißen würden über kurz oder lang sein Land „aufessen,“ und zweitens sein unbändiges Königsgefühl, das sich von der Bevormundung und von dem Einfluß der heimischen Aristokratie zu befreien suchte. Mit der Besitzergreifung der Sansibarküste und mit dem Vordringen der Deutschen nach Usagara Ende 1884 und Anfang 1885 mußte für ihn die siegreiche Macht der Europäer zum Schreckgespenst werden, und begreiflich erscheint es, daß er gierig den Verdächtigungen der Araber lauschte und mit Argwohn das Thun und Treiben der Missionäre überwachte.

Gegen die Großen des Landes hegte er ein berechtigtes Mißtrauen; sie hatten ihn, den kaum erwachsenen Jüngling, zum König erwählt, seinen älteren Bruder Kalema aber gegen die Landesfite am Leben gelassen, um über einen legitimen Thronfolger zu verfügen, falls es ihnen beliebte, ihn selbst zu verjagen. Was die kräftige Faust eines Mtesa zu bemestern verstanden, den Troß der Feudalen, das trat jetzt offen und kräftig zu Tage. Uganda ist nicht eine absolute Despotie. Der König ist eingeschränkt durch den großen und den geheimen Rat, in welchem die Großgrundbesitzer und höchsten Würdenträger Sitz und Stimme haben; ihren Beschlüssen muß der Herrscher sich unterwerfen, mag er wollen oder nicht.

Mwanga begann seine Regierung mit der Verfolgung geringerer Häuptlinge und zwar derjenigen, welche Schüler und Anhänger der christlichen Mission waren. Die Missionäre selbst, in denen auch er heimliche Abgesandte der Königin von England sah, und denen er mehr und mehr Geschenke abzapfen hoffte, wagte er nicht anzutasten; ja er leugnete ihnen ins Gesicht, daß er die an den Christen verübten Greuelthaten befohlen habe. Die Missionäre suchten ihr eigenes Heil und das mancher ihrer Schüllinge durch reichlichere Gaben zu erkaufen. Trotz vier blutiger Christenverfolgungen 1885 und 1886, trotz der heimtückischen Ermordung des englischen Bischofs Hannington (1885) — die Missionsstation in Rubaga blieb verschont, ja sie erhielt sogar Erlaubnis, die Jugend wieder im Christentum zu unterrichten. Im Sommer 1885 wurden überdies die katholischen Missionäre von Ukumbi nach Uganda eingeladen. Die Ursache dieser merkwürdigen Thatsache muß in einer persönlichen Freundschaft des Königs zu dem französischen P. Lourdel gesucht werden; denn dieser berichtet, daß Mwanga schon zu Lebzeiten Mtesa's (1879) heimlich sich in der katholischen Religion unterrichten ließ. (Miss cath. 1886, S. 313.) Die Lehren der katholischen Kirche hat er keinesfalls besonders in sein Herz geschlossen; denn er verfolgte später die Schüler beider Konfessionen mit gleicher List und Grausamkeit. Man hat das Sichein-drängen der katholischen Priester in das von den Protestanten mühsam errungene Missionsfeld oft scharf getadelt. Nimmt man zu ihrer Rechtfertigung einerseits Rücksicht auf ihre Überzeugung von der „alleinseligmachenden“ Kraft der katholischen Kirche, so muß man andererseits über ihr erstes Auftreten in Uganda, also

zu Mtesa's Zeiten, mindestens erstaunt sein. Damals stachelten sie den zum Protestantismus geneigten Negerfürsten zum Mißtrauen auf. Lourdel sagte in Gegenwart von Mackay zu ihm: „Hunderte von Jahren haben die Protestanten zu unsrer Kirche gehört, aber jetzt glauben und lehren sie nichts als Lügen;“ worauf der Neger spöttisch bemerkte: „Jeder weiße Mann hat eine andre Religion; wie kann ich da wissen, was wahr und was falsch ist?“ (Mackay l. c. S. 107 ff.) Als 1881 Hunderte von Bagandas als verdächtige Anhänger der englischen Mission hingeschlachtet werden sollten, und Mackay den Franzosen P. Livinhac und Lourdel, die als Reisende Zutritt bei Hofe hatten, bat, sich für die Rettung der Unglücklichen zu verwenden, da erhielt er zur Antwort: sie seien nur Gäste im Lande und ohne Einfluß; ohne eine mächtige Armee im Rücken hätten sie keine Lust, ihr Leben auf's Spiel zu setzen. (Mackay l. c. S. 168 ff.) Auch 1886 lehnten sie es ab, trotz der Bitten der protestantischen Missionäre, den König Mwanga zu bestimmen, das Leben von 40 zum Christentum übergetretenen Bagandas zu schonen. Erst später, als beide Konfessionen gleichmäßig durch die Greuel des Ugandafürsten zu leiden hatten, traten die katholischen Geistlichen hilfsbereit den protestantischen näher. Kein Laut von Mißgunst oder Gehässigkeit ist aus den Briefen zu entnehmen, weder aus den in der Church Mission Intellig, noch aus den in den Miss. cath. seit 1886 veröffentlichten; nur gegen die Mitte von 1890 tauchte die unnötige Befürchtung bei den Franzosen auf, die Engländer könnten ihre politische Übermacht zum Schaden der katholischen Mission mißbrauchen.

Von Mitte des Jahres 1886 an scheint Mwanga jeder Religion volle Freiheit gewährt zu haben. Die Jugend der Baganda drängte zu gleichen Theilen, wie Gordon berichtet (Church Miss. Jnt. 1889), zum Christentum und zum Islam. Die wieder beginnenden gewalthätigen, keine Konfession verschonenden Grausamkeiten des Königs trieben das zur Verzweiflung abgeheßte Volk zu den Troststätten der fremdländischen Gottheiten; das Wohlbefinden in den heimischen Sitten war erschüttert, die Furcht vor den heidnischen Geistern vernichtet. Die religiöse Bewegung bekam den Charakter einer revolutionären Särgung; von Monat zu Monat steigerte sich Mwanga's Mordlust und Raubgier. Er wurde derart zum abschreckenden Scheusal für die Masse seiner Unterthanen, daß kein einziger Speer für ihn sich erhob, als am 10. September ein kleiner Haufe entschlossener Männer sich zusammenthat und ihn aus seiner Hauptstadt nach den fernen Küsten des südlichen Viktoria Njansa vertrieb. Die Thatkräftigsten unter den Empörern waren die mohammedanisch Gesinnten; daher der unverföhnliche Haß, welcher heute noch Mwanga gegen die Araber befeelt. Die christlichen Missionäre, vor allem die katholischen, hatten vergeblich ihre Anhänger zu überreden versucht, sich in Demut den irdischen Leiden zu fügen und die Blicke nur auf das Jenseits zu richten. Aber auch die Missionäre erkannten die Unhaltbarkeit der Herrschaft Mwanga's an. So berichtete Livinhac (Mission kath. 1889. pag. 121):

„Mwanga haßte die Christen und suchte sie zu vernichten; er haßte alle, welche zu Gott beten, also auch die Mohammedaner. Er hatte durch seine Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten das ganze Volk zur Empörung gebracht.“

Rtwewa, der jüngere Bruder Mwanga's, wurde zum König erklärt. Seine Herrschaft war von sehr kurzer Dauer. Die Mohammedaner bemächtigten sich seiner und erfüllten ihn mit solchem Argwohn gegen die Missionäre, daß er diese am 16. Oktober 1888 aus Uganda nach Ukumbi und Usambiro vertrieb. Da er aber persönlich dem islamitischen Ritus sich nicht unterwerfen wollte, stießen sie ihn ohne weiteres vom Thron und ließen ihn wahrscheinlich vergiften. Zum Nachfolger erhoben sie Kalema, den älteren Bruder Mwanga's, der ihnen unbedingt ergeben war.

So war 1888 der Islam in Uganda zur Alleinherrschaft gelangt. Alle, welche die Beschneidung verweigerten, wurden mit rücksichtsloser Härte verfolgt.

In Scharen flohen Christen und Heiden aus dem Lande und fanden eine ärmliche Zufluchtsstätte in Busagala (westlich von Uddu.) Im Laufe der nächsten Monate sammelte sich dort eine solche Masse von Christen an, daß eine Hungersnot ausbrach. Da gedachten sie des gesegneten Ugandas mit Sehnsucht und beschloffen endlich, Mwanga zu bitten, sich an ihre Seite zu stellen und seinen Thron wieder zu erobern. Sie verziehen Mwanga die langjährigen Greuelthaten seiner Vergangenheit, erstens, weil nur ein Wahumafürst rechtmäßiger Herrscher von Uganda werden konnte und kein anderer Prinz königlichen Geblütes vorhanden war, um Kalema zu stürzen, zweitens weil Mwanga freiwillig und offenkundig zur christlichen Partei übergetreten war.

Mwanga hatte zuerst Zuflucht bei den Arabern in Magu gefunden, welche ihn wenigstens vor unmittelbarer Lebensgefahr beschützten. Aber er kam übel bei ihnen an. Sie konnten die von ihm an ihren Volksgenossen verübten Grausamkeiten nicht vergessen und vergeben; sie behandelten ihn wie einen Gefangenen mit wegwerfender Geringschätzung.

Als die christlichen Missionäre Ende Oktober die protestantischen nach Usambiro und die katholischen nach Ukumbi gekommen waren und das Elend Mwanga's erfuhren, boten sie ihm aus Mitleid ihre Hilfe an. Anfangs wagte der König nicht, den Arabern zu entfliehen; erst gegen Ende Dezember entschloß er sich, den wiederholten Bitten der katholischen Missionäre nachzugeben; er fand in Ukumbi die freundlichste Aufnahme. Als hier die Abgesandten der Baganda aus Busagala im Januar 1889 eintrafen und der König die Wiederherstellung des Christentums in Uganda versprach, stellten die Franzosen alle vorhandenen Feuegewehre ihm zur Verfügung. Die Engländer lehnten Mwanga's Bitte um Unterstützung rundweg ab; ihren Schützlingen widerrieten sie die Teilnahme an dem bevorstehenden Kriegszug. „Sie hätten kein Vertrauen in Mwanga's Versprechungen zu gunsten der christlichen Religion; auch fürchteten sie, daß er, zur Herrschaft wieder gelangt, die protestantischen Bagandas feindselig behandeln werde, da sie mehr als die katholischen an der Empörung sich beteiligt hätten“ (Church Miss. Intell. 1889 Juni.) Wägt man das Verhalten der französischen und englischen Missionäre gegeneinander ab, so muß man zugestehen: politisch klüger handelten die Franzosen. Denn wenn es gerade durch ihre Hilfe gelang, Mwanga den Thron zu erobern, so mußte künftig ihr Einfluß und ihre Macht weit diejenige der Engländer überflügeln.

Die Ereignisse der nächsten Jahre erfüllten nicht ihre Hoffnung auf Gewinnung des Übergewichts im Volke selbst; aber in der Person Mwanga's und in seiner Dankbarkeit gegen sie verrechneten die Missionäre sich nicht.

Der eigentliche Helfer in der Not war übrigens der Irländer und Elfenbeinhändler Stokes, ehemals Mitglied der Church miss. Soc.: er schaffte Gewehre und Munition in großer Menge herbei, er entwarf den Plan zum Kriegszug, er war der unerschütterliche Wille und trögte dem anfänglichen Mißgeschick, er besaß das vollste Vertrauen der französischen Missionäre. Livinhac nennt ihn einmal: „ami dévoué de la mission“ (Miss cath. 1889, pag. 618).

Der Feldzug begann im Mai und endete am 5. Oktober 1889. Am 14. September hatten sich die katholischen Missionäre im Heerlager der Christen eingefunden und erst einige Wochen später die Engländer, welche plötzlich befürchteten, es möchten durch ihr grossendes Fernbleiben die eigenen Glaubensgenossen bei der kommenden Verteilung der Beute zu kurz kommen. Am 5. Oktober war Mengo, die Hauptstadt, erobert worden; erst am 12. Oktober zog Mwanga ein. Er ist kein Held; er vermeidet nicht nur die Gefahren des Kampfes, sondern auch die pestilenzialischen Ausdünstungen des Schlachtfeldes. Sein Amt war, die todesmutigen Heerführer zu belohnen; unter sie, die Protestanten und Katholiken, verteilte er die Würden und den Grundbesitz des Landes gleichmäßig, mit Ausschluß der heidnischen Häuptlinge, obwohl auch sie die Partei Mwanga's ergriffen hatten. Mit der Einsetzung der christlichen Aristokratie in die höchsten Stellen des Reiches war das Christentum — wie Peters' sich ausdrückt — zur „Staatsreligion“ erhoben worden, also schon Mitte Oktober 1889 und nicht erst auf Veranlassung Peters' im Februar 1890, wie man vielfach aus dessen Reisetagebuch irriger Weise entnommen hat. Das ist eine von allen Missionären bestätigte Thatsache. Übrigens war und blieb es mit dem Christentum als „Staatsreligion“ eine höchst fragliche Sache. Denn das Staatsoberhaupt selbst, Mwanga, trat weder damals noch später zum Christentum über. (Wgr. Hirth. 4. Oktober 1890. Mission d'Afrique. Bull. 86, pag. 57). Zu derselben Zeit und ohne das Zutun Dr. Peters' wurde damals auch die Abschaffung des Sklavenhandels ins Auge gefaßt. Das geht unzweifelhaft aus einem Schreiben hervor, das Mwanga auf Betreiben der katholischen Priester an den Cardinal Lavigérie im November 1889 richtete. „Schicken Sie mir Priester, um in ganz Uganda das Christentum zu verbreiten. Ich bin bereit, bei kräftiger Unterstützung durch die Weißen den Sklavenhandel in Uganda zu unterdrücken.“ (Miss. cath. 1890 pag. 303).

Die einige Tagemärsche nach Nordwesten zurück getriebenen Mohammedaner sammelten Anfang November neue Kräfte. Um der drohenden Gefahr mit Erfolg begegnen zu können, wandte sich Mwanga an den Engländer Jackson, welcher im Auftrage der ostafrikanischen Kompanie mit einer Karawane von 535 Mann (darunter 51 Askari) vom Masai-Land im August 1889 aufgebrochen und über Kosowa am 7. November in Kavirondo am Ostufer des Victoria Njansa eingetroffen war. Die englischen Missionäre hatten schon früher auf

dessen Hilfe hingewiesen. Jackson folgte der Aufforderung nicht, „aus Gründen der Klugheit“ — wie es in dem Auszug seines offiziellen Berichtes heißt (Proc. of the R. Geogr. Soc. London 1891. pag. 199)¹⁾; er schickte nur eine englische Flagge mit dem ausdrücklichen Bedenten, daß, wenn Mwanga die Flagge annehme, so sei das ein Zeichen, daß er das englische Protektorat anerkenne. Mwanga nahm Anfang Dezember die Flagge wirklich an, trotzdem daß eine sofortige Unterstützung durch Jackson nicht zu erwarten war. Die katholischen Patres rieten übrigens schon damals dem König davon ab, da ihnen die Zwischenkunft einer protestantischen Macht die Sache ihrer Konfession zu gefährden schien.

Gegen Ende November stürmten die Mohammedaner von Westen her wieder über das Land und vertrieben das christliche Heer aus der Umgegend der Hauptstadt. Heftiger Streit zwischen den Katholiken und Protestanten hatte die Widerstandskraft des neu aufgerichteten Reiches gelähmt. Nachdem es aber den Anstrengungen der Missionäre endlich gelungen war, völlige Eintracht unter beiden Parteien wieder herzustellen, und nachdem durch einen glücklichen Zufall Gewehre und Munition in beträchtlicher Menge vermehrt worden waren, schritt man zum Angriff und schlug am 11. Februar 1890 24 km westlich von der Hauptstadt die Mohammedaner aufs Haupt. (Ch. miss Int. 1890, pag. 624). Peters befand sich noch fern im Osten in Usogo. Wie im Oktober, so zögerte auch jetzt Mwanga wieder mit dem Einzug; so kam es, daß er 12 Tage nach der Niederwerfung des Feindes und nur einige Tage vor der Ankunft Dr. Peters' in der Hauptstadt eintraf. Wenn auch die Entscheidungsschlacht von den Bagandas allein 14 Tage vor der Ankunft Dr. Peters' geschlagen war, so hatte doch sein plötzliches Erscheinen an den Grenzen von Uganda entmutigend auf die Feinde gewirkt. Sein Eintreten für Mwanga schuf eine feste Grundlage für die Herstellung des Friedens und der Ordnung, wenigstens für die allernächste Zeit. Das erkannten auch die englischen Missionäre an; Walker schrieb am 14. März 1890 (Church Miss Int. 1890, pag. 624 und 626): „Das Herannahen Dr. Peters' war von günstigem Einfluß; der Feind hatte von ihm gehört; die Gerüchte übertrieben wahrscheinlich die Anzahl seiner Gewehre. Er hat mit dazu beigetragen, daß jedermann fühlt, die Befestigung Ugandas durch die Christen sei eine dauernde.“

Die Verhandlungen zwischen Dr. Peter's und König Mwanga sind bekannt; die Darstellung Dr. Peters' deckt sich im allgemeinen und in manchen Einzelheiten mit jener in den englischen Missionsberichten, während die französischen vollkommen darüber schweigen; nur macht jene den Eindruck, als ob die Partei der Katholiken die übermächtige gewesen sei. Das ist nur insofern richtig, als auf ihrer Seite der König stand; aber sein Wille bestimmte nicht mehr die Zukunft des Landes; die Häuptlinge gaben den Ausschlag und diese standen in

¹⁾ So lange die englische ostafrikanische Kompanie sich weigert, wie sie es thatsächlich gethan, Jackson's ausführlichen Bericht der Öffentlichkeit zu übergeben, so lange lauten die ehrenkränkenden Vorwürfe Dr. Peters' auf jenem.

nahezu gleicher Stärke sich feindselig gegenüber. Ihre Feindschaft trug einen ausschließlich politischen Charakter; nicht das Überhandnehmen der protestantischen oder katholischen Konfession wurde gefürchtet, sondern das Verdrängen von den Hofämtern und vom Besitz der einträglichsten Güter. Blutiger Kampf drohte auszubrechen. Aber dem versöhnlichen Zureden hauptsächlich der englischen Missionäre war die einstimmige Unterzeichnung des deutschen Abkommens und damit die endliche Herstellung eines, wenn auch unsicheren Friedenszustandes zu verdanken. (Ch. miss Intell. 1890. pag. 626). Nach dem Abzug Peters' aus Uganda hatte jedoch sein Vertrag mit Mwanga nur noch einen papiernen Wert; Kraft und Bedeutung hätte er allein durch die Anwesenheit einer deutschen Truppe behalten. Das zeigte sich, als Jackson Mitte April 1890 in Uganda eintraf und die Aufrechthaltung des formell nie abgelehnten englischen Protektorates verlangte. Die protestantischen Häuptlinge traten sofort von dem deutschen Vertrage zurück und bestanden so energisch auf der Annahme des englischen, daß selbst Mwanga, wenn auch widerwillig, zu Verhandlungen mit Jackson sich herbeiliß. Er bedurfte ja dringend der Hilfe der Jackson'schen Soldaten, um die abermals heranrückenden Mohammedaner zurückzuschlagen. Ebenso wie zu Peters' Zeit die Katholiken, hatten jetzt die Protestanten scheinbar die Oberhand. Jackson mußte Uganda Mitte Mai verlassen, ohne ein definitives Abkommen erlangt zu haben; aber er war so klug, ein Truppenkommando unter Kapitän Sedge zurück zu lassen, welches den Bagandas in den Kämpfen mit den Arabern wesentlich nützte und den einzigen Halt in dem trostlosen Zustand des Landes bot. Die unausgesehten Kriege hatten die Bevölkerung stark gelichtet, die Bananeupflanzungen verwüstet, die Dörfer niedergebrannt; unaufhörlich entflammte immer von neuem der Haß unter den Protestanten und Katholiken; selbst in die neugebaute christliche Kirche nahm man die Waffen mit, aus Furcht vor verräterischem Überfall. Endlich traf am 29. Dezember 1890 Kapitän Lugard der englischen ostafrikanischen Gesellschaft mit frischen Truppen ein und schloß einen definitiven Schutzvertrag mit König Mwanga und seinen Großen. Die Protestanten hatten freilich gehofft, er werde die Katholiken und die katholischen Missionäre verjagen oder mindestens jene aus den höheren Stellungen verdrängen. Allein Lugard ließ sich nicht im geringsten durch Parteilichkeit bestimmen. Die französischen Missionäre rühmen sein vortreffliches Benehmen, seine Höflichkeit und seine Zuverlässigkeit. (Miss. cath. 1891, pag. 305 und 231). Der englische Bischof Tucker schlichtete unter Zuziehung der Patres Hirth und Livinhac die Streitigkeiten zwischen den Anhängern der beiden Konfessionen und schritt mit aller Energie, auf Grund der Beschwerden der französischen Missionäre, gegen die räuberischen Gelüste der protestantischen Häuptlinge ein.

Die Herrschaft der Engländer kann von segensreicher Wirkung für Uganda sein: gesicherte Verbreitung des Christentums, Unterdrückung des Islam und des Sklavenhandels, Anhören der Massenhiirichtungen und Schutz vor den Feinden aus Unioro. Solche Früchte der Zivilisation würden mit Gewißheit und auf die Dauer unter dem absoluten Szepter Mwanga's nicht zu erwarten sein; „denn nie“ — sagt Jackson — „war ein Mensch weniger zum Herrscher

geeignet als er, der sich nicht um die Wohlfahrt seines Volkes, sondern nur um seine eigene Sicherheit und Befriedigung seiner Genußsucht kümmerte". Als Deutsche haben wir keine Ursache, die Engländer um ihre Erfolge in Uganda zu beneiden. Sie sind ihnen teuer zu stehen gekommen und werden kostspielig bleiben, denn die Anwesenheit einer starken europäischen Truppenmacht ist absolut unentbehrlich, und diese verschlingt mehr, als Uganda in den nächsten Jahren zu leisten vermag. Blüht aber das Land wieder auf, so wird es die meisten seiner reichthümer nach der deutschen Interessensphäre absetzen und von dort sich die europäischen Waren zur Befriedigung seiner gesteigerten Lebensbedürfnisse holen. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Sicherheit und die Bequemlichkeit des Handelsverkehrs im deutschen Ostafrika eher hergestellt sein als im englischen.

München.

Brix-Förster.



Zeitbeschwerden.

Das Philistertum.

Eine Krankheit des Jahrhunderts? Nein, wenn es eine Krankheit ist, das Philistertum, so laborieren an ihr sämtliche Jahrhunderte, die über das Menschengeschlecht dahingegangen sind. Auch tritt die Krankheit gar nicht immer bössartig auf, sie hat sogar bisweilen eine, man möchte sagen, gemüthliche Form. Wie mancher frühere Student denkt nicht in späteren „Semestern“, wo ihm der Ernst des Lebens Vorlesungen hält, an das unschuldige „Philistertum“, das ihm eine Zeitlang sein Heim ersetzen mußte, dessen Luft er zu atmen und dessen Brot er zu teilen hatte, dessen Wesen ihm verfinnlicht und verkörpert in dem Wort „Philisterium“ entgegentrat! Von diesem wollen wir nicht sprechen: es ist geweihter Boden, wenn auch oft gar wunderliche Kobolde mit häßlicher Frage sich darauf tummeln; es gehört nun einmal zum ordentlichen Hausrat eines ordentlichen Studenten — und es könnten Thränen Spuren, der Nahrung oder der Wehmut, wer weiß? auf diesem Hausrat liegen. Solcher Gefühle müssen wir uns aber, wenigstens hierorts, entschlagen.

Wir betrachten hier die andere, die unangenehme Figur des „Philisters“, die zusammengewachsen und zusammengeschmolzen ist aus einer ganzen Kollektion von widerlich duftenden und widerlich schmeckenden Chemikalien — eine Figur, die nur zu etwas gut ist, nämlich die Folie abzugeben, auf welche ihr Gegenbild sich um so leuchtender abhebt. Sie laufen zu tausenden umher auf den Straßen, diese Philister, man stolpert über sie in der Kirche, in der Schule, zu Hause, sie fehlen leider nirgends, selbst die Gelehrten und soi-disant Gebildeten liefern Exemplare zu der Sammlang, auch an den grünen Tischen der Diplomaten und Staatsmänner sitzt der Philister und bringt es sogar in Fragen, welche sich um das tägliche Brot und die leibliche Existenz drehen, zu Erfolgen; denn er kann sehr geachtet sein und eine feine Nase für die Bitterung haben, wenn nur — sein Kohl dabei gedeiht. Hier liegt das Centrum seines Wesens, der Kern und die Keimkraft, von der die Strahlen alle ausgehen, die sein vielseitiges Charakterbild ausmachen — das Philistertum erfreut sich nämlich einer besagenswertesten Vielseitigkeit — hier kann man ihn auch packen, (denn er klebt fest und zäh an jenem Mittelpunkt), wenn man ihn zur Auskunft über sein Wesen, zur Definition seiner selbst zwingen will. Und dennoch ist dieses nicht so ganz leicht. Oder deckt sich diese Kohlpflanzerei und Schollenfleberei

(weldh' letztere auch in Sumpf und Morast denkbar) mit dem Egoismus? Mit dem gewöhnlichen — ja; aber es giebt noch eine andere Sorte von Egoismus, der zeitweise noch abstoßender wirkt, weil er sich in Geist zu drapieren weiß, durch geistige Mittel zu wirken sucht und sich den Schein der Uneigennützigkeit, der Menschenfreundlichkeit giebt, während jeder Atemzug nur um des lieben „Ich“ willen geschieht — also, um es kurz zu sagen, der Egoismus der Streber. Jeder Streber ist auch Heuchler, der eine freilich mehr, der andere weniger, aber jeder geht darauf aus, die Welt über sein Besen zu täuschen, und wenn auch für letztere, z. B. auf dem Gebiet der Gemeinnützigkeit, manche Frucht aus diesem Streben abfällt, so wird deswegen das Streben selber keineswegs geadelt, es ist und bleibt geistiger Hochmut, das heißt geistige Selbstsucht. Leider ist diese, selbst wenn man ihr bis auf den Grund sieht, in der heutigen Gesellschaft akkreditiert, man preist und vergöttert sie (allerdings bloß „auswendig“); es ist dies aber ein Zeichen, daß unsere ganze Gesellschaft von den Pilzen der Heuchelei durchseucht ist.

Der Kern des Philisters also ist jener geistverlassene Egoismus, der alles von sich fernhält, was den trügen Sumpf seines lieben stofflichen Ich in stärkere oder schwächere Wellenbewegung versetzen kann. Der Atem der Zeit darf nur insoweit hineinhauchen, als die leidliche Existenz zu ihrem Gebeihen Bewegung erfordert, aber auch diese Minimalbewegung geht Tag für Tag und Jahr um Jahr stets im gleichen Geleise und in der gleichen Richtung so ruhig und stetig wie der Zeiger am Zifferblatt. Alles Neue, Große, Ungewohnte ist verhasst, denn es stört die Ruhe oder beschleunigt die Bewegung, es macht Herzklopfen, und dieses verkürzt das kostbare Leben. Ach, jene gute, alte Zeit, wo noch kein neugigkeitslüstiger Redakteur und Zeitungschreiber seine Fühlhörner ausstreckt, nach allen Gegenden der Windrose, um tagtäglich unsere Nerven mit Schauernachrichten zu bombardieren! Was geht es denn uns an, wenn sie sich hinten in der Lärrei die Köpfe zererschlagen, oder wenn „drüben“ ein Dammbruch eine Stadt vom Boden wegrasirt? Und wenn wir's denn doch erfahren sollen — kommt es nicht immer noch früh genug? Muß es uns mit der Schnelle des Blitzes erreichen? Unsere Väter und Großväter, wie gut hatten sie's! Einmal in der Woche belamen sie schwarz auf weiß (vielmehr schwarz auf grau) zu lesen, was der Zeit- und Weltgeist da oder dort ausgebrüet, was die große Here Historia für Unheil angerichtet hatte, oder — sie konnten's wohl auch abwarten, bis es ihnen auf Neujahr der Kalender summarisch und rubrikenweise vermeldete. — Aber wir wollen den Philistern beileibe kein Unrecht thun: es giebt auch eine Sorte, sie macht sich ein Vergnügen aus dem Zeitunglesen, sie läßt sich gern durchwählen von den Schauern eines Schiffbruchs, einer Feuersbrunst, einer Überschwemmung, eines Massenmordes und anderer Greuel aus dem Hausregiment obgenannter Dame, weil — nun ja, weil man sich ja nun des eigenen Lebens um so mehr freuen kann, so weit weg von jenen „fatalen“ Ereignissen. Wie natürlich, wie menschlich! Der Kontrast ist nicht bloß ein Kunstgeßel, er spielt auch eine Rolle im Leben des „Philisters“: Übrigens, mag man nun für das Zeitereignis Interesse haben oder nicht — man ist ja förmlich gezwungen, Tag für Tag seine Zeitung zu lesen, man kann ja nie wissen, ob nicht eine obrigkeitliche Bekanntmachung von wegen der Hunde oder gar irgend eines in Konkurs geratenen Schuldners oder gar einer heraufgeschraubten Steuer darin zu lesen steht, deren Unkenntnis die betreffenden Gläubiger, Hundebesitzer und Steuerzahler möglichenweife schwer schädigen könnte!! Die sogenannten „politischen“ Nachrichten aber zusamt der Sauce der räsonnierenden Zeitungschreiber läßt man ungekostet, sie verderben einem nur den Magen. Diese Begehrlichkeiten des „Lumpenpads“ (tagtäglich wird ein neuer Brocken verlangt!), dieses Schweiwedelns der Nachthaber gegeneinander, obschon sie sich lieber auffressen als streicheln möchten (hier kann man, in Parenthese, dem Philister nicht so ganz unrecht geben!), diese Geldverschwendung — es muß ja einen ruhigen Bürger, der mit sich selbst und mit dem lieben Gott zufrieden bleiben will, aus dem Geleise bringen.

Kunst und Wissenschaft — sie machen den Menschen auch nicht zufrieden; im Gegenteil, je mehr einer weiß, desto mehr will er noch dazu wissen, und auch die Künstler wollen immer höher hinaus: neues, noch nie dagewesenes, unmögliches! Und letzteres finden wir heute sogar schön: Niren, Meerweibchen, Fischmenschen, je schenklächer, desto besser, in diesen Farbenkleeen

auf die Leinwand gestrichen, das findet Beifall. Da lob' ich mir, wenn dem doch eine Kunst gelobt sein muß, das Theater, wenn die Rounddianten nämlich gut spielen; nur keine Oper! wo man vor lauter Gesang und instrumentalem Geräusch nicht versteht, was gekocht und was gegessen wird. Aber ein schönes Rührstück, wo's einem warin um's Herz wird, wenn man die Tugend belohnt sieht, wo man so recht „Mensch“ sein darf. Das nec plus ultra indessen für eine unverdorrene Menschenseele ist und bleibt eine sittsame und gleichwohl lustige Posse. Dieses kerngesunde, herzerquickende Lachen, das uns alle unreinen Gedanken radikal aus der Seele wegfeht, ist denn doch der Triumph aller Kunst, und ein Komiker, der mit den gehörigen Grimassen seine Koupelots, besonders die anzüglichen (aber, nota bene, nicht staatsgefährlichen!) abzingt, ist die Krone der Schöpfung. Wenn nur nicht — (jetzt fällt ein dicker Schatten auf die helle Freude unseres Philisters) — wenn nur nicht die Theaterzeit eine so unpassende, ordnungs- und familienwidrige wäre! Als ob nicht jeder anständige Mensch geru sein Nachessen hätte! Die Essenszeit fällt aber mitten in die Vorstellung! Da bleibt man doch lieber zu Hause und trinkt nach dem Nachessen, im Kreise „gleichgestimmter“ Fremde ruhig seinen Schoppen, raucht sein Pfeifchen (was ja im Theater, lächerlicherweise, verboten ist), spielt sein gewohntes „Domino“, unterhält sich, natürlich ganz in den Schranken christlichen Wohlwollens, ohne eine Spur von Übertreibung oder gar Verleumdung, über die leidigen Fehler und Schwächen von Nachbar so und so, über den Skandal in dieser oder jener Familie („von dem die Spagen auf den Dächern pfeifen“), immerhin mit der schützenden Klausel: „Ich will zwar nichts gesagt haben: aber —“ Und siehe, das Tagewerk ist vollbracht; es ist Zeit, daß der alte Adam sich zu Bette lege, um als derselbe Adam den morgenden Tag zu begrüßen, und, wenn es ein Sonntag ist, in entsprechender Stimmung den Kirchweg einzuschlagen und sich vom Geistlichen gratis Seele und Gewissen erwärmen zu lassen. Wie viel praktischer sind doch die Herren Geistlichen als die Theaterdirektoren! Kann es eine bequemere Zeit geben für ihre Leistungen als die zwischen Frühstück und Mittagessen, zwischen Genuß und Erwartung? —



Litterarische Berichte.

Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuche von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. Fünfte Auflage. Berlin 1890. Gebrüder Paetel.

Die Mitteilungen unseres verehrten Mitarbeiter's Georg von Bunsen beziehen sich auf das Manuscript des ersten Teils vorstehenden Werkes, welcher „Wanderungen um Rom“ enthält.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

Wer hat nur wohl zuerst die Fabel von der Wortkargheit des großen Strategen ausgebracht? Mir ist nie jemand vorgekommen, der ihn nicht gesprächswillig und, soweit das in ihm lag, ausgedrückt gefunden hätte. Persönlich erging mir's mit ihm wie folgt: —

Nach dem Schlusse eines Mittagessens in befreundeter Familie zu Berlin im Jahre 1878 hatte er mich durch ein längeres Zwiegespräch ausgezeichnet. Da frug ich, wie es zugehe, daß er zu seiner bekannten Uebersichtskarte von den

Umgebungen des alten Rom keinerlei Text herausgegeben. Doch sei ein solcher, erwiderte er, geschrieben oder, richtiger gesagt, begonnen worden. Hernach habe der Tod des Prinzen Heinrich von Preußen und der Auftrag, für Uebersührung der Leiche von Rom nach Berlin zu sorgen, die Niederschrift unterbrochen. Sofort nach seiner Heimkehr in umfassende dienstliche Arbeiten gezogen, habe er später die Mühe zum Abschluß jenes Geleitbandes nicht mehr gefunden. Auf meine Anfrage, ob er mir, einem geborenen Römer, in das begonnene Werk einen Einblick gestatten würde, sprach er den Zweifel aus, ob die Handschrift während des seitdem verfloffenen Menschenalters nicht verloren gegangen wäre: suchen wolle er aber. Meine Erwartung, daß der Schatz mir nicht entgehen würde, war keine trügerische; bereits am nächsten Morgen ziemlich früh brachte eine Ordnonanz das Erbetene an meine Thür. Ich wagte dann schriftlich dem Grafen Moltke gegenüber die Behauptung, daß Abschnitte darin

seien, die mit noch immer das regste Interesse, auch von der Person des Verfassers ganz abgesehen, wachzurufen geeignet erscheinen. Als solche rief ich ihm den ersten Theil der Einleitung, — dann seine Anekdote an etwaige Nachfolger im Ausarbeiten solcher Karten, — ferner das Kapitel über die Malaria, — endlich einzelnes aus den historisch-topographischen Abhandlungen ins Gedächtnis.

Das kurze Antwortschreiben — es ist das einzige, oder bis auf eines das einzige, das mir vom Grafen Moltke zuzug, — durfte ich ja seines Einganges wegen nicht in den Druck geben. Der übrige Inhalt jedoch birgt, vornehmlich in den Wörtchen „redactionelle Verbesserung“ eine so allerkübelte Mahnung an alle Autoren, mögen sie nun Anfänger oder Meister heißen, und so viel Trost für Redaktoren auf jedem Gebiete, daß ich der Aufforderung des Herrn Herausgebers, es zu veröffentlichen, mich gern füge. Die Bescheidenheit Moltke's möge meine Unbescheidenheit unter ihren Fittigen decken.

Georg von Bunsen.

Berlin d. 20. Okt. 1878.

Gehrter Herr!

einer Feder, wie die Ihrige, wird es vielleicht gelingen aus meinen römischen Aufzeichnungen einzelne Fragmente von Interesse zusammen zu stellen. Strengte Sichtung und Auscheidung des Meistens sowie redactionelle Verbesserung würden freilich nöthig sein. Wenn Sie sich dieser Mähwaltung wirklich unterziehen wollen, so stelle ich das wieder angefloßene Manuscript gern zu Ihrer Verfügung.

Ev. Hochwohlgeborn

ergebenster

Gr. Moltke.

„Unter fünf Königen und drei Kaisern“

von Thekla von Schöber, geb. von Gumpert. I. und II. Auflage. Glogau 1891. Verlag von Karl Flemining.

Die bekante und mit Recht so beliebte Jugendschriftstellerin tritt hier in ihrem 80. Lebensjahre mit „Napolitischen Erinnerungen einer alten Frau“ vor die „große Welt“, die denn auch das „Kaleidoskop“ ihres Lebens des Theils für wert gefunden haben muß, da innerhalb weniger Wochen zwei Auflagen des Buches nötig waren. Wer durch den Titel desselben oder durch die stolze Devise des Vorworts: „Dies Buch gehört der Kaiserin“ veranlaßt, geschichtlich Interessantes hier zu finden erwartet, wird freilich bald enttäuscht sein. Mit behaglicher Breite erzählt die alte Dame, was ihr gerade gut erscheint aus ihren mannigfachen Erlebnissen und Verbindungen, welche sie häufig mit hochgestellten oder bedeutenden Persönlichkeiten in Verbindung gebracht haben, ohne doch etwas Wesentliches für deren Charakterisierung beizubringen. Dies trifft sowohl ihre in den Zeiten genugsam

hervergehobenen Notizen über die Prinzessin Elisa Radziwili und deren Verhältnis zu dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, wie die Erwähnung Frau's Schubert's, mit welchem ihr späterer Gatte, Legationsrat von Schöber, eng befreundet war. Das Buch beherrscht eine sehr schätzenswerte lokale Gesinnung, welche die Verfasserin nur vielleicht allzu häufig betonten läßt, wie königliche oder sonstige Hoheiten die Gnade hatten, ihr freundschaftlich zu erweisen. Wenn das „Tödteralbum“ und „Herzblütchens Zeitvertreib“ noch in Erinnerung stehen, dem werden hier nicht selten Reminiscenzen begegnen. Auch verschleiert die Schreibweise keineswegs das eigentliche Arbeitsfeld der „Jugendschriftstellerin.“ — Die zahlreichen Briefe, Anzeigen u. a., welche die Verfasserin aus ihrem Archive mittheilt, werden in diplomatisch genauem Abdruck überliefert; historische Dokumente sind sie darum nicht. Uns war besonders interessant ein Brief des Geographen August Schönborn, der an der Hand Goethe's dem jungen „Winkelscribbler“ sehr beherzigenswerte Winke für die beginnende Schriftstellerei giebt. „Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen!“ — Besondere Anerkennung gebührt der Verlagsabhandlung für die elegante und geschmackvolle Ausstattung des Buches.

Gr.

Stanley's Nachhut in Hambaya unter Major Edm. W. Barttelot, mit den Tagebüchern und Briefen des ermordeten Majors Barttelot in Antwort und Widerlegung der von H. M. Stanley gegen die Offiziere der Nachhut der englischen Emin-Pascha-Erstaß-Expedition gemachten Anklagen, nach dem Tode des Majors Barttelot herausgegeben von Major Walter Barttelot, autorisierte Uebersetzung von E. Dypert, mit einem Bildnis Barttelot's und zwei Karten. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft (vorm. J. F. Richter).

Forschungen und Erlebnisse im „Dunkelsten Afrika.“ Geschichte der Nachhut der Emin-Pascha-Erstaß-Expedition von James E. Cameron, Naturforscher der Expedition. Nach dem Tode herausgegeben von Frau J. E. Cameron, mit 1 Karte und 98 Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers, autorisierte Uebersetzung von E. Dypert. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft (vorm. J. F. Richter.)

Beide Werke gehören eng zusammen. Die Verfasser derselben hatten eine gemeinsame Aufgabe zu erfüllen und sind fast gleichzeitig und durch dieselben Ursachen ihrer Nüchternheit zum Opfer gefallen. So finden wir denn in beiden Büchern wesentlich dieselben Thatsachen in gleicher Auffassung dargestellt. Nur die Art der Darstellung, der Stil und

die Behandlung des Stoffes und die Art der Herausgabe sind verschieden. Jameson's Tagebuch ist mit den sich inhaltlich an dasselbe anschließenden Briefen und Urkunden ohne wesentliche Zusätze gedruckt worden; die Behandlung des Stoffes ist breit und anschaulich, vielfach malerisch. Das Parttelot'sche Buch ist eine Lesebroschüre. In den Tagebüchern und Briefen selbst ist die Sprache kurz und prägnant; wenn das Werk trotzdem umfangreich den Lesern in Anspruch hat wie das Jameson'sche, so kommt es daher, daß der übrige Raum, abgesehen von einer Geschichte der Jugendzeit des Majors, von breiten, gegen Stanley gerichteten Betrachtungen des Herausgebers ausgefüllt wird. Die Berechtigung dieser Angriffe ist nicht zu beweisen. Nach den übereinstimmenden und durchaus glaubhaften Angaben beider Tagebücher, die nicht für die Veröffentlichung, sondern nur als Grundlage für die eigene Erinnerung der Verfasser geschrieben sind und die ganz unabhängig von einander geführt sind, hat Stanley seine Offiziere im täglichen Verkehr mit Hoheit behandelt und sie dann in einer gefährlichen Lage sich selbst überlassen und ihnen eine so schwierige Aufgabe gestellt, daß Stanley die Schuld nicht von sich abwälzen kann, wenn sie an der Lösung dieser Aufgabe zu Grunde gegangen sind. Es ist ferner als erwiesen zu betrachten, daß Stanley seine Offiziere nach ihrem Tode verunglückt hat, um sich selbst von den beschuldigenden Vorwürfen zu befreien. Dennoch aber geben diese polemischen Ausführungen dem Buche einen ephemeren Charakter. Die Nachwelt hat für die verschuldeten und unverschuldeten Leiden zweier junger Aventureurs nur ein geringes Interesse, besonders wenn dieselben vorher gewußt haben, daß sie sich an einer nicht gefahrlosen Unternehmung beteiligten; vielmehr wird das andauernde Interesse erst durch die Ergebnisse wissenschaftlicher Thätigkeit geweckt. Und diese sind, wenn man von Jameson's Sammlungen absteht, deren Wert aus dem Tagebuche nicht beurteilt werden kann, recht gering. Der lange Aufenthalt in Bombaya hätte den Stanley'schen Offizieren gewiß eine genügende Gelegenheit geboten, das Leben und Denken der Eingeborenen zu studieren; und selten hat ein Forscher eine so günstige Stellung und so viel Nütze zu ethnologischen Untersuchungen gehabt wie diese; es wäre auch gewiß nicht unmöglich gewesen, die Eingeborenen der zunächst umliegenden Dörfer zu festen Gemeinden und zu Verbündeten zu organisieren: denn Wissenmann hat solches unter viel schwierigeren Verhältnissen erreicht; und vielleicht hätten sie auf diese Weise unabhängig von den immer wortbrüchigen Arabern eine zur Nachfolge Stanley's geeignete Karawane zusammenstellen können. — Bei den vielen Vorwürfen, welche den Deutschen bezüglich ihres Verfahrens gegen die Eingeborenen ohne Grund von englischer

Seite gemacht werden, scheint es angemessen, die gleiche Frage auch den Engländern gegenüber zu stellen. Die Kannibalgengeschichte, welche Stanley Jameson zum Vorwurf gemacht hat, ist nach S. 319 doch zum Teil richtig, wenigstens hätte Jameson sie verhindern können, wenn er mehr Energie und weniger Neugier gehabt hätte. Auf S. 271 schießt Jameson nach Eingeborenen, die ihn nicht angegriffen haben; S. 277 läßt er sich gefallen, daß die Expedition mit Trägern versorgt wird, die eigens zu diesem Zwecke aus der Heimat gerufen und zu Sklaven gemacht werden. Während in Parttelot's Werk mehrfach hervorgehoben wird, daß die Offiziere wirklich an die humanitären Zwecke des Unternehmens geglaubt und von Stanley's eigennütigen Zielen nichts gewußt haben, spricht Jameson doch S. 189 von Guni Pascha und seinem Eisenbein in einer Weise, die das Gegenteil vermuten läßt. — Die Uebersetzung hat einzelne Fehler, ist aber im ganzen lesbar; die Abbildungen bei Jameson sind gut gewählt und gut ausgeführt, die Ausstattung ist bei Jameson elegant, bei beiden angemessen.

K. F.

Die Zukunft des griechischen Sprachunterrichts auf den Gymnasien. Vortrag, gehalten in der XVII. Generalversammlung des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten zu Ost- und Westpreußen zu Danzig am 19. Mai 1891 von Dr. F. Bahnsch, Professor am königl. Gymnasium zu Danzig, Konig 1891. Druck und Verlag von Wilhelm Dupont.

Die nunmehr bekannt gewordenen Beschlüsse der Konferenzen für die Reform des Unterrichts haben, wie ja vorauszu sehen war, die verschiedensten Stimmungen erregt und mannigfache Äußerungen derselben veranlaßt; besonders hat die Verkürzung des griechischen Sprachunterrichts auf den Gymnasien die größten Befürchtungen hervorgerufen. Die einen sehen nämlich in dieser Maßregel den Anfang zu dem Verfall aller antiken Bildung und somit alles wissenschaftlichen Lebens und hoffen auf eine Wiedererhöhung der Stunden zahl; die andern sagen, man müsse nun, da mit diesem verkürzten Sprachbetrieb nichts Gründliches mehr zu leisten sei, überhaupt das Griechische als obligatorisch aufgeben, es gewissermaßen als esoterische Lehre nur fakultativ betreiben und zum Eindringen in den Geist der Antike, zum Studieren der griechischen Schriftsteller gute Uebersetzungen anwenden. Für diese letztere Theorie tritt der im Abdruck vorliegende Vortrag von Bahnsch ein, der auf das Vorhandensein vieler vor trefflicher Uebersetzungen der meisten griechischen Autoren und auf die durchaus fruchtbringende Benutzung derselben durch Schiller u. a. hinweist, welche nur auf diesem Wege

den Geist des klassischen Altertums erfasst und fruchtbar in sich verarbeitet haben. Wir stimmen dem Verfasser hierin nicht durchweg bei; was Schiller vermocht hat, ist tausend andern nicht gegeben, und es lassen sich gegen das Betreiben der antiken Schriftsteller nur mit Hilfe von Uebersetzungen und sonst sehr viele Gründe anführen, deren Aufzählung und Besprechung hier zu weit führen würde, um so mehr, da diese Frage mit vielen andern ebenso streitigen zusammenhängt. Die Ausführungen des Verfassers sind aber so sachlich und gründlich, die Darstellung so klar und übersichtlich, das Thema in ganzen doch so wichtig und interessant, daß wir, da die Wogen der Schulreformbewegung doch noch nicht verlaufen sind, die kleine Broschüre angelegentlichst empfehlen. C. S.

Ueber das Mysterium Magnum des Daseins von J. Frohschammer. Leipzig 1891. Verlag von Brockhaus.

„Die Frage ist (S. 112), ob sich auf Grundlage des philosophisch sicher Erkannten der ewige Grund alles Daseins und die Quelle aller Erscheinungen, insbesondere auch des Menschen, als persönliches Wesen, dem absolute Vollkommenheit eigen ist, erweisen lasse.“ Läßt sich auch ein einwandstreifer Beweis nicht erbringen, so giebt sich doch auch der Verfasser redliche Mühe, jenen Glauben als einen vernunftgemäßen zu erweisen (140 f.), indem er zunächst zugestehet, daß der Religion (S. 52 u. 163) trotz aller historischen Kritik Realität und Wahrheit keineswegs abgesprochen werden kann. Vom Rechte dieser historischen Kritik macht der Verfasser leidenschaftslos, aber eindringenden Gebrauch, in dem richtigen Bestreben, zur Reinigung des religiösen Bewußtseins in Bezug auf den Gottesbegriff und Kultus beizutragen (S. 54). Erweist die Wissenschaft mancherlei theologische Bestimmungen als unhaltbar, so geht darum die christliche Religion selbst nach ihrer ethischen oder auch nützlichen Seite noch lange nicht zu Grunde (166). Die Wissenschaft solle erstreben (S. 179), den religiösen Haß und Hochmut, der die Völker und Religionen trennt, zu mildern und dadurch die Wirksamkeit der Religion selbst zu erhöhen. Verfasser (dessen Bücher die katholische Kirche auf den Zunder gesetzt hat) schreibt frei von Dunkelheit. Im ersten Kapitel zeigt er zunächst die wissenschaftliche Unhaltbarkeit der religiösen Lösung des Daseins-Problems. Im zweiten Kapitel behandelt er die philosophischen Lösungsversuche; im dritten die Erkenntnis der göttlichen Persönlichkeit. Das vierte enthält unter dem Titel „zur Theodicee“ eine Rechtfertigung eines geläuterten Glaubens. B.

Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632 von Dnno Klopp. Zweite Ausgabe des Werkes: Tilly im dreißigjährigen Kriege. Erster Band. Paderborn 1891. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Die Kreise, in denen die dicken Bücher des Herrn Dnno Klopp mit Beifall gelesen werden, dürften sich über die unwerthliche Schreibseligkeit des trotigen Kulturkämpfers freuen, die ihnen wiederum einen Band von mehr als 700 Seiten zur Augen- und Herzensweide darbot. Allerdings ist es ein abgejungenes und abgepiseltes Thema, das er vorträgt, denn das neue Buch ist lediglich eine Appretur und Adjustierung der alten, 1861 erschienenen Biographie Tilly's. Die Geschichtsforschung, welche nicht nach vorgefaßten Tendenzen betrieben wird und keine Vorurteile mitbringt, hat nach sorgfältiger Prüfung dem düstern Kriegshelden einige lichtere Seiten zugestanden und ihn namentlich von dem durch die Tradition ihm zugeschriebenen Frevler der Beförderung Magdeburgs zwar nicht ganz freigesprochen, aber doch nicht unmittelbar verantwortlich gemacht. In dieser gerechteren Anschauung hat der Verfasser den Anstoß gegeben. Allein damit sollte doch wohl angeichts der ungeheuren Masse von Thatfachen und Urteilen, welche eben dieselbe kritische Sichtung zurückweisen zu müssen glaubte, nicht so viel Staak gemacht werden. Herr Klopp, dessen verrante Einseitigkeit und eigentümliche Methode selbst den Jesuiten zuweilen als übertrieben erscheinen dürften, verlegt sich auch in dem neuen Werke nicht. Wer über die monströse Welt- und Geschichtsauffassung des Autors durch seine zahlreichen Schriften noch nicht aufgeklärt ist, der lese das einleitende Kapitel des oben genannten Buches, den Ueberblick über das sechzehnte Jahrhundert, um am Ende vor Herrn Zanßen doch den Hut zu ziehen. Denn geistvoller ist er jedenfalls und hat trotz seiner einseitigen Anschauung doch immer noch mehr Sinn für die Bedeutung geschichtlicher Erscheinungen, während bei unserem Verfasser, wo nicht der leidenschaftlich entbrannte Klopffechter durchleuchtet, eine überaus langweilige, triviale Breite hervortritt, wie sie in den Jesuitenschulen der früheren Zeit heimisch war. Die Biographie Tilly's bildet, wie gesagt, den Kern des neuen Werkes. Dazu ist eine Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges vorn angeschoben, und eine Darstellung des Krieges bis zum Tode Gustav Adolfs soll hinten angeleimt werden. Der erste Band schließt mit der Erzählung der Schlacht am weißen Berge und ihrer Konsequenzen ab.

C.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungrecht vorbehalten.
Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXXI.

Mit den in der Heimat verbliebenen Angehörigen und einigen näheren Fremden unterhielt Roon — sowohl während der italienischen Reise wie nachher — einen ziemlich lebhaften Briefwechsel; derselbe betraf wohl meistens seine Familie sowie die Erledigung schriftlicher Dinge, befaßte sich aber auch noch häufig mit den öffentlichen Angelegenheiten, da diese für den großen Patrioten auch „im Zuschauerraume“ von hoher Wichtigkeit blieben.

„Da sind wir glücklich über die Alpen!“ — schrieb er am 9. Dezember 1873 aus Bozen — „und Gott sei Dank! was mich betrifft mit dem Gefühl wachsender Genesung. Die ganze Gesellschaft ist wohl auf und guter Dinge. An Heiterkeit niemals Mangel. Überschwängliche Freude am Naturgenuß, zumal bei dem weiblichen und jüngeren Theile meiner Begleitung; am meisten entzückt das „Dopperlein“¹⁾ . . . ich lasse mich pflegen und verziehen. . . Oft gedente ich in Wehmuth der Heimath, meiner letzten Tage in Berlin, meines lieben und theuren Königs und aller der Meinen“

Vom 10. Dezember an waren die Reisenden einige Tage in Venedig. Am 16. Dezember schrieb Roon (an Blaudenburg) aus Florenz: . . . „ich fühle es fast wie eine Schuld, daß ich Berlin und das Kriegsministerium, den Schauplatz so mancher traulichen Blaudeerstunde, verlassen habe, ohne Dir förmlich Adieu gesagt zu haben vor meiner Wanderung in die Fremde. Aber glaube mir, es war mir physisch unmöglich. Vom 15. November bis zum 29. glaubte ich jeden Tag zehnmal zu ersticken, und bin wohl zehn Nächte hindurch nicht ins Bett gekommen. Dann nahmen mich die letzten Amputations-Maßregeln ganz in Anspruch, soweit ich Kräfte hatte. Am 2. Dezember — Deiner geliebten Mutter Geburtstag — war die schwere Stunde der Trennung von meinem kranken Könige; ich habe auch diese ausgehalten, und konnte mich endlich am 4. auf die

¹⁾ Fräulein M. Doppermann, langjährige Freundin und Stütze der Roon'schen Familie, welche sie auch durch hingebend treue Pflege des Feldmarshalls in seinen Krankheiten zu innigstem Dank verpflichtet hat.

Eisenbahn setzen und die Reise nach Wälschland versuchen. In sehr kleinen Tagesreisen gelangte ich am 10. glücklich nach Venedig, aber — Frost und Schnee fehlten uns bis heute — auch hier in Florenz! — nicht ganz, und sie drängen mich unaufhaltsam weiter nach dem Süden, um der Gefahr neuer Erkältung zu entgehen, so daß ich ohne die Erkrankung meiner Gattin A.-M. schon morgen von hier weiter geeilt sein würde — und mir die Herrlichkeiten von Florenz und Rom bis zur Heimreise im Frühjahr aufspare. . . Es geht mir zwar momentan unglaublich gut, denn ich bin seit dem 5. d. fast ganz frei von Beklemmungen, selbst von Husten, aber ich war sehr hilfällig und abgesspannt und bin es in gewissem Grade noch immer; doch habe ich wieder etwas Lebensmuth gewonnen und hoffe wieder — im Vaterlande zu sterben. —

Sorrent oder Palermo? das ist jetzt die Frage! Palermo ist zwar das ärztlich gesteckte Ziel, aber meine Damen fürchten die Überfahrt. .

Eigentlich habe ich das Reiten satt, sehne mich nach dem gesegneten Einerlei einer idyllischen und sonnigen Existenz. Wenn man alt ist und sich recht alt fühlt wie ich, so ist bei dem steten Wechsel der Eindrücke, wären sie auch noch so interessant, keine rechte Freude: die Sehnsucht nach Ruhe überwiegt alles Andere. Am liebsten wäre ich daher sofort nach meiner Verabschiedung aufs Land gegangen, wären die klimatischen Nöthigungen für meine Gesundheit nicht in Betracht zu ziehen gewesen. . . .

Gott ist so gnädig gegen mich gewesen, daß ich auch hoffen darf, wir werden uns im nächsten Frühjahr in Neuhof oder im Spätherbst in Krobnitz wiedersehen. Am ersteren Ort hoffe ich gegen den 1. Juni einzutreffen. Am 1. Juli muß ich wegen der Pacht-Übergabe an Bismann¹⁾ nach Krobnitz. . . Das kann sehr erfreulich werden für meine alten Tage. —

Wenn ich von meinen patriotischen Sorgen heute schweige, so fehlen sie mir leider doch nicht! — Bismarck's Antwort auf meine herzlichen Abschiedsworte war geschrieben nach der gnädigen Königs-Ordre vom 9. d. Mts. Sie bespricht aber hauptsächlich seine eigene Lage . . . und läßt mich Manches vermiffen. . . Sehr lebhaft verklagt er Dich bei mir wegen Deiner Ablehnung des Ministerpostens. —

Willst Du mich durch einige Zeilen Antwort erfreuen, so richte sie nach Neapel (Hotel Gran Bretagne), später nach Palermo (Adresse des deutschen Consuls G. Kopp).

Rom, 22. 12. 73.

. . . Wir sind seit dem 19. hier. H's Erkrankung nöthigte zum längeren Verbleiben in der „ewigen Stadt“, was dem Zweck meiner Reise insofern nicht ganz entspricht, als selbige Stadt, ungeachtet ihres unermeßlich historischen Interesses, medizinisch betrachtet wegen ihrer schlechten Luft und wechselnden Temperatur keineswegs ein passender Stations-Ort für mich ist.

. . . Wir sind hier durch Reudell's auf das Liebenswürdigste behandelt worden, haben vorgestern dort dinirt, gestern gefrühstückt, und der Hauptmann

¹⁾ Dieser, Koon's jüngerer Schwiegersohn, übernahm die Verwaltung des Gutes.

v. B. (Militär-Attaché) widmete sich als wohl unterrichteter Cicerone all' die Tage. Er hat uns überall herumgeführt und — wir haben in den zwei Tagen eine Menge von neuen Bildern gegen alte Namen eingetauscht. Von Weiterem konnte natürlich nicht die Rede sein. Als Dessert empfangen wir gestern auf dem Kapitol¹⁾ die schöne Ansicht auf die Stadt und das Albaner-Gebirge. Aber ich werde mich wohl aller Beschreibungen enthalten; das wäre ein mer à boire! —

Gestern sind wir hier sehr beunruhigt worden durch ein von den Zeitungen mitgetheiltes Telegramm, wonach im Befinden des Königs und Kaisers ein Rückgang eingetreten sein soll. Gott schütze und erhalte Ihn! ich habe Ihn gestern geschrieben. . .

Hier und in Florenz fand ich bei allen Personen, mit denen ich in Berührung gekommen, die größte Bereitwilligkeit, mir nützlich zu sein, auch mir Nachrichten über Palermo zu verschaffen. Es ist doch eine gar schöne Sache um einen guten Namen. General Menabrea, der mich gestern hier aufsuchte, bot mir die Dienste seines in P. wohnenden Schwiegersohns, Duca di Gela, dem er schreiben wollte, aufs freundlichste an; ich habe Dienstfertigkeiten immer abzuwehren, statt sie nachzusehen. . .

Die Schwarzseherei hinsichtlich der Dauer des jetzigen Ministeriums kann ich nicht theilen, und wenn Gott uns den König erhält, werden alle wesentlichen Bestimmungen des Militär-Gesetzes vom Reichstage genehmigt werden. — —

Am 24. Dezember trafen die Reisenden in Sorrent ein, wo sie „entzückt und doch wehmütig“ das Weihnachtsfest feierten und einige Wochen blieben. Von dort schrieb Roon (am 31. Dezember) u. a.: „Meine Gesundheit verursacht z. B. keine Bedenken, der Husten incommodirt mich sehr wenig, die Athem-Noth ist fast verschwunden und zeigt sich in gewissem Grade nur bei'm Steigen. An der durch meine Vergangenheit und meine 71 Jahre begründeten Zerrüttung meines Nervenlebens, verbunden mit einer gewissen Mattigkeit wird freilich auch hier nicht mehr viel zu ändern sein; dennoch darf ich jetzt nicht heimkehren, das nordische Klima würde meine organischen Beschwerden erneuern. . . Uebrigens haben wir auch keineswegs unangenehme Reise-Erfahrungen gemacht; einige unbescheidene Bereicherungs-Versuche, die gelegentlich vorkamen, sind in der That das einzige, worüber zu klagen wäre; sonst sind und waren wir bisher aufs beste und zuvorkommendste behandelt. Die Eisenbahn-Verwaltung in Florenz gab uns bis Neapel einen Salonwagen, die Militär- und Civilbehörden bemühen sich um mich aufs höflichste, die Bevölkerung wirft mir einen „grand uomo“ nach dem andern an den Kopf, und hier in Sorrent brachten uns einheimische Sänger am Tage der Ankunft ein Ständchen, das die „Wacht am Rhein“ in deutscher Sprache sang. — Ich denke viel an meinen lieben franken König, dem ich schon zweimal geschrieben, aber glücklicherweise wenig an die politischen Probleme der Gegenwart, zu deren Lösung ich Gottlob nicht mehr mit berufen

¹⁾ Auf welchem bekanntlich der Palast Casarelli — das Postschäfts-Palais — liegt.

bin. Bismarck's Rede contra Gerlach habe ich indeß in Rom gelesen; ich fand sie geschickt und mit esprit gefaßt. —

Doch nun will ich schließen um Deine sowie meiner Umgebungen Ermahnung zu befolgen, wonach ich mich möglichst immer in Freien aufhalten soll. Die Sonne lacht wieder aus dem nun wolkenlosen Himmel auf den Drangenhain herab, auf den ich aus meinem Fenster blicke, und wenn Luft und See auch noch in lebhafter Bewegung sind und der Vesuv seinen weißen Schneeanтел, in den ihn die vorgestrigte Tramontana gehüllt, noch nicht wieder ganz abgelegt hat, so will ich mich doch hinausmachen und auf jede weitere landschaftliche Malerei verzichten, in welcher meine Damen ohnehin das unglaublichste zu leisten nicht verfehlen werden, so unmöglich es auch ist, sich darin mit Pinsel und Palette, geschweige denn mit Tinte und Feder zu genügen . . .

(den 10. Januar). Die jungen Leute waren gestern in der blauen Grotte, wir Alten mit H. und A.-M. machten eine Spazierfahrt und erkletterten Capo di Massa, wo wir die herrliche Sicht über Land und Meer im goldenen Sonnenschein genossen . . . Wir reisen morgen ab, zunächst über Pompeji nach Neapel.“ —

In denselben Tagen empfangt Roon zu seiner Beruhigung bessere Nachrichten über das Befinden seines geliebten greisen Monarchen und zwar durch dessen eigenhändige Zuschrift:

Berlin 9. 1. 74.

Sie haben mir seit dem Betreten des italienischen Clima's so, proposition gardée, gute Nachrichten von sich gegeben, daß ich hoch erfreut bin, daß Sie trotz Ihres Zustandes bei Ihrer Abreise dieselbe unternommen haben; und erwidere ich Ihre lieben Wünsche für mich bei'm Jahreswechsel indem ich die gleichen für Sie und die Ihrigen ausspreche!

Sie machen aber so viele ultra bescheidene Rückblicke auf Ihre Dienststellungen und auf unverdiente Belohnungen, daß ich fast schelten mögte, daß Sie mir es nicht überlassen, das Maas jener Leistungen und Belohnungen abzumessen!

Unser Abschied, dann ein Abriß Ihrer Leistungen in den bedeutungsvollen 14 Jahren zeigten mir mit Wehmuth, daß ich Ihrer nunmehr entbehren soll, und Ihr Schmerz hierüber kann nicht tiefer sein als der meinige! Dank, nochmals Dank für Ihr aufopferndes, aber auch Segensreiches Wirken.

Was mich betrifft, so ist eine Réconvalescenz wirklich eingetreten; aber da ich schon Einmal so weit war, und durch den quälenden Husten auf 14 Tage zurückgeworfen auf Schlaf- und Appetitlosigkeit, kann man sehr découragirt werden, ob nicht nochmals eine Störung eintreten könnte! Seit vorgestern habe ich meine Ausfahrten, bei Sonnigen Tagen und 1—2 Grad Kälte, wieder begonnen, bis jetzt ohne Nachtheil! Aber was sind solche Tage gegen die Wärme, die Sie jetzt in Sorrento genießen! Sie machen eine verführerische Auspielung auf mich; aber wie kann ich darauf hören, wo wir in der Kammer der Reichstags-Schlacht entgegen gehen!

Mit den herzlichsten Grüßen für die Ihrigen, Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Nach nur kurzem Aufenthalte in Neapel und glücklicher Ueberfahrt nach Sizilien setzte Roon die Mittheilungen an die Seinen in der Heimath fort:

Palermo, 25. 1. 74.

Olivazza, Serra di falco.

Borgestern Nachmittag sind wir nach mancher Noth und manchem Zweifel hier eingezogen, wo wir uns schon recht wohl befinden und dem Erwachsen eines gewissen Heimathsgefühls entgegensehen, soweit ein solches Gefühl hier überhaupt aufkommen kann. Die Beschreibung unseres hiesigen ländlichen Etablissements will ich flückeren Federn überlassen, und nur einzelne Notizen hier verzeichnen, um dem Ganzen Farbe zu geben. — Wenn die Sonne scheint, können wir warme Kleider nicht ertragen. Wenn wir aber, wie heute, einen grauen Tag haben, so zeigt das Thermometer Morgens um 7 Uhr + 10° R. und um 11 Uhr wenig mehr. Bei gänzlicher Windstille vermißt man weder im Zimmer den Kamin, noch draußen den Ueberzieher, und windig ist es fast nie. — Wenn ich mich in meinem trefflichen Bett Morgens aufrichte und hinaus schaue durch die Glashür meines anstoßenden Wohnzimmers, so blicke ich über die Wipfel von Lorbeerbäumen, Magnolien und Dattelpalmen hinweg auf das etwa $\frac{1}{2}$ Meile entfernte blaue Mittelmeer im Osten und bei weiterer Umschau gegen N. u. Westen auf die zackigen Gipfel rauher Felsenberge, welche die Ebene von Palermo amphitheatralisch umschließen, im S. u. S. O. auf die thurmreiche Stadt. Auf dieser Seite unmittelbar unter den Fenstern das Leben und Treiben dieser unendlich zerlumpten und unglaublich beweglichen Bevölkerung, deren Costüme und Wesen, deren Geschrei und Geberden in ihrer Unbeschreiblichkeit und Eigenthümlichkeit den beobachtenden Nordländer mit immer neuer Unterhaltung versorgen. Wenn man nur Alles verstünde! Zwar wird von morgen ab ein italienischer Sprachlehrer bei uns aus- und eingehen, aber seine Unterweisungen werden nicht anticipando Früchte bringen; ob überhaupt? — jedenfalls unreife. —

Ähnliches schrieb Roon auch an Blandenburg, welcher seinerseits zuweilen Mittheilungen über die politischen Angelegenheiten in der Heimath nach Palermo gelangen ließ. In einem Briefe (vom 18. Jannar) hatte er u. a. geäußert:

„Der Reichstag ist so zusammengesetzt, daß an einen befriedigenden Abschluß des Militairgesetzes nicht zu denken ist. Ich prophezeihe einen Zusammenknall oder ein Nachgeben des Königs und Bismarck's. Selbst hier in diesem Kreise war bei den Liberalen Stichwort: „zweijährige Dienstzeit“. . . .

„Daß die Sozialisten den Beweis geführt haben, daß sie kolossale Fortschritte gemacht haben, wußte ich vorher — meine Freunde wollten es nie glauben. . .“

Darauf antwortete Roon (am 4. Februar):

„Ueber Politik möchte ich grundsätzlich gar nicht sprechen und nur berichtigend bemerken, daß Du in Betreff des Militair-Gesetzes zu schwarz siehst. Der König kann in Betreff der Dienstzeit gar nicht nachgeben, ohne Sich, seine Minister und seine militärischen Grundkräfte, im Hinblick auf die Vergangenheit an den Pranger zu stellen — ganz abgesehen von der technischen Unzweckmäßigkeit

und Verkehrtheit. Das wird auch B. einsehen, und wenn er sich mit Entschiedenheit vorspannt, so wird es ihm gelingen, den Wagen, trotz aller Disteln und Dornen, die die Opposition anfäct, und trotz aller Klüfte und Löcher, die sie auszuhöhlen versuchen wird, vorwärts und ans Ziel zu bringen. Eine tüchtige Armee — das muß ihm und seinem heutigen Gefolge klar sein — ist der einzig denkbare Schuß sowohl gegen das rothe, als gegen das schwarze Gespenst. Ruiniren sie die Armee, dann ist das Ende da; dann adieu Preußischer Kriegsrühm und Deutsche Herrlichkeit!“ —

Später (am 5. Februar) hatte Blanckenburg der kirchlichen Wirren gedacht und dabei geäußert:

„Nun, Du hast das römische Wesen ja nun vor Augen und wirst wohl in keine Versuchung kommen, den Papiismus als Christenthum zu idealisiren.“

Hierauf gieng Roon (am 15. Februar) ausführlicher ein:

„Daß ich den Papiismus nimmer ideal aufzufassen vermag, ist freilich sicher. Aber ich schäke ihn als wirksame Polizei-Institution, namentlich inmitten einer halbwildcn Bevölkerung wie die sicilianische . . . Nachdem hier der moderne Staat Alles niedgerissen hat, was bisher die Rohheit in Fesseln hielt, ohne andere wirksame Schranken aufzurichten, muß man sich alle Tage wundern, daß sie nicht wilder und wüthender an's Licht tritt. Vom Aberglauben zum Unglauben ist immer nur ein kleiner Schritt. Hat man hier die heilige Rosalie bis auf Garibaldi abgöttisch angebetet, so hat man ihrem Marmorbilde damals den Kopf abgeschlagen und damit handgreiflich dem Aberglauben ein Ende zu machen geglaubt — damit zugleich aber die Kette zerrissen, an welcher die Bestie zu lenken und zu zügeln war. Den Katholizismus mit all seinen mannigfaltigen Verdummungs-Apparaten verächtlich zu machen, ist ganz leicht gegangen, wo aber ist innerhalb desselben die autoritative Kraft zu finden, durch welche die sittlichen Hebel des Christenthums in Wirksamkeit gesetzt werden? Der moderne Staat ist unfähig dazu; er bedarf eben sowohl als der antike des transcendentalen Moments; mit Gesetzesparagraphen allein ist da nichts zu machen. Mit dem menschlichen Richter glaubt jeder durch List oder Gewalt fertig zu werden, und mißglückt dies, so hat der Verbrecher bloß Ungeschick bewiesen oder „Unglück gehabt.“ Der innere Richter aber wird in Inactivität versetzt, indem man die himmlische Gerechtigkeit ins Reich der Fabeln verweist. Diesen verderblichen Ausgang der Römischen Kirche zur Last zu schreiben, ist zwar vollkommen gerecht; damit aber wird dem Unheil der hereinbrechenden Verwilderung nicht gesteuert. Und — geht es uns, „den Keßern,“ denn besser? Möchte man diese Frage auch mit ja beantworten, so wird man doch im Hinblick auf die zahlreichen Symptome derselben schweren Krankheit einzugestehen nicht umhin können, daß auch wir uns sehr ernstlich zusammen nehmen müssen, wenn wir nicht demselben Unheil verfallen wollen. Solche Erwägungen, die leider unsern Staatsweisen vielfach abhanden gekommen zu sein scheinen, sind die Entschuldigung für das Verhalten unserer conservativen Ultra's. Sie vergaßen und vergaßen indeß, daß der Irrenarzt sich zum Zwecke der Heilung den krankhaften Vorstellungen

des Patienten anbequemen muß, statt sich durch vergebliche Versuche, die Zwangsjacke anzuwenden, verhaßt oder lächerlich zu machen. Hätten die überzeugungstreuen Führer der Conservativen dies doch bedacht, zu rechter Zeit bedacht, so würden sie den Steuermann nicht genöthigt haben, nur nach Links zu schauen und das Schiff, in dem Wahn es zu retten, in die gefährlichste Brandung zu steuern. Ist es nun einmal darin, so müssen auch „alle Mann auf Deck,“ um es vor dem Untergange zu bewahren. . . .

Daß meine Gedanken viel im Vaterlande weilen und auch ohne besondere Veranlassung oft auf das leidige politische Gebiet geführt werden, ist wohl natürlich. Mich erstaunt nichts in höherem Maße, als daß der allmächtige Mensch nicht von selbst auf die Nothwendigkeit sich gewiesen fühlt, zu versuchen, in wie weit dem aus dem Nihilismus stammenden und durch die moderne Entwicklung begünstigten Unheil etwa durch gesetzgeberische Maßnahmen zu wehren sei. Dem Throne, auf dem das heutige régime sich so selbstgefällig spreizt, sind die Beine halb durchgefäht, aber man scheint zu meinen, sie halten wohl noch und werden schon wieder von selbst zusammen wachsen. — Doch endlich genug von Politik — — —

Die nächsten Briefe konstatierten leider sehr ungünstige kalte Witterung und eine im ganzen wenig behagliche Existenz in Palermo. Die Wohnung war zwar schön und groß, aber auch sehr „lustig“, gut schließende Fenster und Thüren sowie brauchbare Öfen gab es nicht, so daß die kleine Kolonie recht tüchtig froh und mitunter — die Pelze brauchte um sich in den Betten zu erwärmen. Ein Brief vom 18. Februar berichtet von einer ganz kurzen günstigen Witterungsperiode, welcher Süd-Südwest- und Süd-Ost-Stürme folgten. „Sie bringen gelegentlich etwas Regen und auch warme Luft. Das Frieren wird daher nun wohl ein Ende haben, wenn es auch innerhalb der Mauern immer kühler ist als draußen. Jetzt eben tobt und rüttelt der Scirocco an den wackligen Fenstern, auf der andern Seite des Hauses aber ist es still und lieblich; ich trete auf die Terrasse und erfreue mich an den blühenden Bäumen und Sträuchern des schönen Gartens und messe (10 Uhr) in der Sonne 24° R. Wir sind alle wohl, wenn ich auch, seit der Südwind so bläht, etwas genirt bei'm Athemholen bin. Den gefrigen Fastelabend haben wir mit schönem Marsala-Punsch und Pfannkuchen gefeiert und dabei — Andersen's Improvisator vorgelesen. — —

— — Du fragst, bei übrigens ziemlich richtiger Würdigung unserer hiesigen Verhältnisse, wie es denn mit dem Vertrage mit den briganti stehe, da Dir dieser Punkt noch Sorgen mache. Ich hoffe nicht zu irren, wenn ich darauf antworte, daß zwar mein geladener Revolver immer vor meinem Bette liegt und daß ich ihn einstecke, wenn wir einmal eine entferntere Ausflucht unternehmen, wie neulich nach Baghoria und Solent; daß auch die Landes-Einwohner gewöhnlich mit Gewehren auf den Landstraßen erscheinen und unser (fürzlich entlassener) Reise-Courier auf nächtlichen Gängen nach der Stadt seinen Revolver stets bei sich führte: daß ich indessen trotz alledem die hiesigen Verhältnisse nicht für gefährlicher halte als z. B. in einigen Theilen der Umgegend von Berlin. Als ich

nenlich beim Heruntersteigen von Solent, einen unrichtigen Ziegensteig einschlagend, von der übrigen Gesellschaft ganz abgekommen war — was Mutter höchlich beunruhigt hatte — da stürzten, als ich nach dem Wege fragte, 5 Burschen aus einem einzelnen Hause auf mich los, aber nur — um mir aufs freundlichste ihre Dienste anzubieten und ihrer einförmigen Existenz die kleine Abwechslung zu verschaffen, die darin bestand, den alten Mann zu beschauen, der ihre Sprache zwar leidlich redete, sie aber nicht verstand. Einer holte mir mit Bindeseile meinen Wagen, und alle zeigten sich für mein kleines Geschenk der verirrtten „Selenza“ sichtlich dankbar. Die Aufregung der Meinigen über mein kleines Abenteuer war viel schwieriger zu beschwichtigen als die Habgier meiner Begleiter

Deine wohlgemeinten Reisepläne für unsere Heimkehr kann ich nicht gut heißen: 3—4 Wochen in Rom studiren? Bin ich deswegen in die Fremde gezogen? gesund wollte ich werden, aber nicht auf meine alten Tage noch antiquitätstoll und kunstwüthig. Mein gibier war immer die lebendige Gegenwart und von der historischen Vergangenheit nur so viel als nöthig, um jene richtig aufzufassen. In Rom werde ich daher auf der Heimreise nur so lange bleiben, als nöthig, um dem „Re — galantuomo“ mein Compliment zu machen, was ich unserm lieben alten Herrn versprochen habe. Die Osterzeit und der Carneval in Rom sind übrigens nichts mehr, seit Pio Nono sich als Gefangenen und die Italienischen Behörden als unter dem Banne betrachtet. Oesterliche Ceremonien, die Beleuchtung der Peterskuppel u. s. w. finden nicht statt. — —“

Ein am 22. Februar aus Palermo geschriebener Brief enthält meistens geschäftliche Aufträge und schließt:

„Wir sind alle gesund, ungeachtet des nun schon seit 4 Wochen andauernden schlechten Wetters. Es stürmt und regnet . . . und beeinträchtigt Aufenthalt und Bewegung im Freien. Aber auch E. fand in Genna und Mailand fußhohen Schnee . . . Das hat M.'s Bedauern, daß wir nicht an der Riviera, sehr gemäßiget. Wir haben eben nur Pech, daß wir hier auf dies Ausnahme-Winter-Wetter getroffen sind. Nun wird's aber bald sehr schön werden „La speranza non muore.“ . . .

. . . „Eben Moltke's Rede gelesen, beneide ihn darum; und wenn B. nicht Alles dran setzt, um das (Militär-)Gesetz unverstümmelt durchzubringen — es wäre unverantwortlich. — —“

Palermo, 2. März 75.

. . . „Der Winter will noch immer nicht weichen, wahrscheinlich weil wir jeine blühenden Gärten und milden Lüfte noch nicht genug bewundert haben . . . in dessen nach allen Nachrichten von der Riviera ist es dort noch viel rauher; wir haben zwar Pech, daß wir es nicht besser trafen, aber einem Genügsamen scheint selbst dieses herrlich . . . Vorgestern waren wir in dem nahen Monreale zur Besichtigung der dortigen baulichen Herrlichkeiten und zum Genuß eines entzückenden Landschaftsbildes, des schönsten, das meine alten Augen je erblickten; ich werde suchen mir eine Photographie davon zu verschaffen, denn beschreiben

läßt sich so etwas gar nicht. Daß ich auf meine alten Tage noch so etwas Schönes sehen kann, ist doch eine ganz besondere Gnade unseres lieben Gottes. Den Dank dafür so recht warm im Herzen zu fühlen ist aber wohl eine noch weit größere und viel besonderere. Es ist ein Zeichen von wachsender Gesundheit und Kräftigung, und solche Reflexion regt ja vom Neuem zum Danken an. Dennoch denke ich recht viel an mein Ende — und ist das nicht auch zum Danken? Fertigt zum Scheiden aber fühle ich mich dennoch nicht. Nein — ich möchte wohl noch eine mäßige Verlängerung der Gnadenfrist für den nun bald 71jährigen Pilger; nicht bloß um meine irdischen Erinnerungen und Angelegenheiten besser zu ordnen, sondern auch und noch viel mehr, um mein himmlisches Conto richtiger zu stellen, wiewohl ich zuverlässig das Debet je länger desto größer befinden werde. Indes — Gott sitzt im Regimente; mag Er also auch nach Seinem Willen den letzten Garnisonwechsel für mich anordnen — —

Vielleicht daß die Anwesenheit eines andern hiesigen Kurgastes, des Grafen Sch. — S., der eigentlich schon seit Wochen im Sterben liegt . . . mir diese Todesgedanken erweckt — aber ich bin dankbar dafür; sie heilen auch — wie die linde, weiche Luft dieses irdischen Himmels mein irdisches Theil. — — — Es regnet bei steigendem Barometer munter und sanft weiter; dennoch will ich hinaus in die Luft, die gar zu herrlich ist. Darum nur noch viele freundliche Grüße — und wisset: im nächsten Monat treten wir mit Gottes Hülfe die Heimreise an!

In herzlichster Liebe Euer alter und getreuer Vater.

In einem andern Briefe äußerte sich Roon über die damaligen parlamentarischen Verhandlungen (betreffend Militärgeſetz):

. . . „Die mir mitgetheilten Bemerkungen können mich darüber eben so wenig genügend orientiren wie die Zeitungs-Referate. Wenn ich sie lese, sind sie schon nicht mehr richtig. Jedes direkte Eingreifen in den Gang dieser Verhandlungen ist mir deshalb ganz unmöglich, ganz abgesehen davon, daß es meinem Schicksalsgefühl zuwider ist, die Lage der Regierenden durch solche Versuche zu erschweren. Ich konnte nichts thun als bitten sich zu hüten, daß die große Sache, um die es sich handelt, durch unvorsichtig acceptirte Compromisse nicht compromittirt werde. Nach meiner Ansicht muß B. das Gesetz in irgend einer zweckentsprechenden Form durchtreiben; die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet es ihm; vermag er es nicht, so ist klar bewiesen, daß alles Kokettiren mit den National-Liberalen nur vom Uebel war — daß er falsch gerechnet hat. Seine jetzige Wiedererkrankung ist mir höchst bedenklich — Wolke wäre der Einzige, der an seine Stelle treten könnte, aber — er ist alt und wird nicht wollen.“ —

Am 26. März theilte Roon Dispositionen über die Heimreise mit, nach welchen er mit seinen Reisegefährten Palermo schon Anfang April verlassen wollte.

„Ich habe mich dazu entschlossen, weil ich die unruhige Sehnsucht der Meinigen in gewissem Grade zu theilen anfang. Gesellschaftlich ist Palermo

wirklich recht öde. Ein erquicklicher Verkehr mit den „wilden Eingeborenen“ ist nicht möglich. Die haute volée ist zu eng und einseitig. Die Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen, der politischen Interessen, der Sprache und der absolute Mangel jeder schönen Humanität sowohl im Aeußeren als im Inneren dieser Menschen läßt es wirklich nicht zu, sich anders als bloß conventionell mit ihnen zu behagen. Die landschaftlichen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten sind von uns zur Genüge genossen, und das Entzücken über Luft und Farben, Land und Meer, Licht und Glanz erleidet so viele Unterbrechungen, daß man sich immer wieder kalt gestellt fühlt, wenn man eben warm werden wollte. Nach einigen schönen Tagen lagen gestern und vorgestern die Berge umher wieder voll Schnee . . . Außer den Einheimischen könnten die Fremden uns noch fesseln . . . aber über einige wenige leidliche Exemplare sind wir nicht hinausgekommen . . . Ich erhalte mich mit meiner Gesundheit in leidlicher Mittelmäßigkeit, beanspruche aber von den beiden letzten Monaten meines italienischen Ansehnthalts noch eine weit fühlbarere Reetablirung um „auf meine Kosten“ zu kommen. Der Mensch ist von Natur nudantbar und unbescheiden. Als Siebziger müßte ich eigentlich befriedigt sein, allein „je mehr er hat u. s. w.“ — und das jung machende Brünnlein werde ich wohl auch in Wälschland nirgend entdecken.

Am Königs Geburtstage haben wir hier anwesende Deutsche — 24 bis 30 Personen — mitfammen im Gasthose getafelt. Ich wollte die Gesellschaft eigentlich hier zu mir ins wüste Schloß einladen, allein aus Mangel an allem nöthigen Zubehör mußte ich's aufgeben. Die Gesellschaft — Damen und Herren — war ein wenig bunt, aber, obgleich es meist Kranke, recht anständig heiter, und ließen wir nach dem Toast ein Gratulations-Telegramm nach Berlin abschwirren“ — u. s. w. (Letzteres wurde durch ein Telegramm Sr. Majestät an Moon huldreich beantwortet.) —

Noch mehrere solcher gemüthlicher Plauderbriefe aus Palermo folgten. Sie zeugten von zunehmender Gesundheit und oft von frischem Humor, so daß insofern der Zweck der Reise wohl erreicht schien. Indessen machte sich doch wegen des andauernd ungunstigen Wetters auch der Unmut zuweilen sehr deutlich Luft. „Uebrigens magst Du wissen“ (schrieb R. am 14. April, nun schon aus Neapel), „daß ich schwer geschädigt und um mein Geld betrogen worden bin und werde durch die schwindelhaften Versicherungen über die Schönheit des hesperischen Klimas. Der Glaube daran hat mich zu der weiten Reise nach Palermo veranlaßt, um dort — einen „ganz exceptionellen Winter“ zu verleben . . . Augenblicklich leiden wir alle noch an den Nachwehen der stürmischen Meerfahrt. Und hier? ja, einen blauen Himmel haben wir hier noch nicht gesehen; immer das schönste Grau, ohne uns Heimathsgefühle einflößen zu können. Der Scirocco, der uns empfindliche Kopfschmerzen und Erschlaffung verursacht, wechselt mit den heftigsten Stürmen aus Westen, die das Meer answühlen, an Pompejanische Katastrophen mahnen und uns den Schlaf ranben; tropische Regengüsse drohzwischen; und alle diese Herrlichkeiten — nur ein Erdbeben fehlte noch, das aber diese Nacht ernstlich — mußte ich mit vielem Golde aufwiegen. — —

Gestern waren die Damen mit dem Doktor nochmals in Pompeji, heute im Museum; ich blieb zu Hause, weil ich mich nicht aufgelegt fühlte. — Vorgestern waren wir, bezwungen durch die unermüdlischen Anläufe des hiesigen commandirenden Generals, Grafen Pettinengho, im San Carlo Theater in seiner Loge, ohne uns sehr zu ergötzen. Morgen Mittag fahren wir nach Rom, die weiteren Ausflüge, zu denen man gut Wetter braucht, aufgebend. In Rom kann man sich, auch bei üblem Wetter, doch zweckmäßiger unterhalten, auch wenn man, wie ich, kein Kunst-Wütherich ist. — Wegen des Militär-Gesetzes beruhige ich mich, weil ich jetzt hoffe, es wird eine annehmbare Einigung zu Stande kommen. Der politische Vortheil, den ich aus dem bisherigen decoussu ableiten möchte, ist die Spaltung der liberalen Parthei und die dadurch bei Bismarck keimende Überzeugung, daß er sich auf einen gebrochenen Stab nicht ferner stützen kann. Aber freilich! Wer hätte gern Unrecht gehabt? — Nun Gott befohlen! Grüße alle die lieben Aufrigen."

Auch von Rom aus (18. April) ging der Feldmarschall auf nähere Erörterungen über die ihm natürlich sehr am Herzen liegende politische Lage in der Heimat ein.

. . . „Allerdings hätte ich gewünscht, den § 1 des Mil.-Gesetzes pur et simple angenommen zu sehen, und ich glaube, ich hätte, wäre ich noch im Amte, den Rath zu geben gehabt: „Wagen wir es, ob der Reichstag den Muth hat, den § zu verwerfen.“ Von hier aus kann ich aber gar nicht beurtheilen, wie groß oder wie klein die Chancen für die Annahme gewesen; ich glaube, ich würde das Amendement Bennigsen immer nur als pis-aller behandelt haben, u. es war m. E. kein hinlänglicher Grund für die Annahme desselben seitens der Regierung so zu sagen ventre-à-terre. Wozu sind denn die verschiedenen Lesungen? Andererseits: die Annahme der sog. Bethush'schen Minimalziffer wäre auch nur ein pis-aller gewesen, m. E. aber ein minder annehmbares als das Bennigsen'sche Amendement! Was 7 Jahre gesetzlich bestanden hat, das kann man hinterher nicht abstreifen wie einen Handschuh . . . Nach 7 Jahren, während welcher man den Budget-Discussionen entriickt war und die Armeeverwaltung aufs zweckmäßigste einrichten konnte, haben wir entweder unsichere politische Verhältnisse, wie heute — und wie könnte dann der Reichstag Reductionen beschließen? Oder wir sind vielleicht gar am Vorabend oder am lendemain eines großen Krieges und dann haben wir noch weniger zu besorgen; oder — das alte Europa ist wirklich in eine constante Friedens-Ära eingetreten — aber wer glaubt daran?

Wie dem auch sei — soviel ist klar, daß gerade bei der sehr unerwünschten Durchsichtigkeit der bezüglichlichen Vorverhandlungen jetzt nachträglich gegen das getroffene Abkommen nichts mehr zu machen sein würde, wenn ich es auch wollte und nach meinen Ansichten könnte — was, wie aus Obigen zu entnehmen, nicht der Fall ist. Dazu kommt, daß man Bismarck doch nur dann unmöglich machen oder ihm auch nur Schwierigkeiten bereiten dürfte, wenn man einen besseren Mann an seine Stelle zu bringen hätte. Aber wo ist ein solcher? Wollte? Schwerlich giuge er darauf ein. Mantensfel? halte ich für ganz unmöglich, bitte

mir die Gründe zu erlassen. — Wen sonst? ich weiß es nicht, absolut nicht. Was man daher auch gegen B., oder vielmehr gegen seine politischen Mittel einwenden mag: ich würde es immer für ein großes politisches Unglück halten, würde er jezt durch Krankheit oder Rabalen zum Rücktritt gezwungen. Ich halte ihn so lange für unentbehrlich, bis ich einen besseren weiß, und ich weiß keinen. Die politischen Heißsporne, die ihn stürzen möchten, wissen nicht, was sie wünschen! Was nachher käme, wäre das Chaos (nach menschlichem Ermessen) und jeder Remplaçant würde gleichfalls Fehler machen und mißfällig werden, und die Fehler aus Unfähigkeit sind schlimmer, als alle anderen! — Und nun genug hiervon. —

Heute Morgen um 9 Uhr war ich bei König-Ehrenmann. Mein Vorurtheil war nicht günstig. Er hat mir besser gefallen als ich dachte, vornehmlich wohl wegen der, ich glaube, ungeheuchelten Verehrung für unsern theuren König. Demnächst habe ich Prinz Humbert besucht; dort traf ich es noch, daß ich seinen Sprößling traf, einen blonden strammen Jungen, der mir zutraulich die Hand gab.

Heute Mittag werden wir alle bei Kendall's sein, wo sich auch Patow's befinden. —

Florenz, 22. April 1874.

„Gestern Abend sind wir hier eingetroffen, ich kann nicht hinzufügen „ganz wohl.“ Es zeigt sich in meiner Compagnie eine große Abspannung, an der Rom mit seiner Mannigfaltigkeit von Ansprüchen auf die receptiven Nerven, der Scirocco u. schuld sind, auch wohl die Anstrengung der Reise, wiewohl wir wieder in einem bequemen Salon-Wagen fortgeschafft wurden. An meiner Schlaflosigkeit in der letzten Römischen Nacht war wohl vorzugsweise das Militair-Gesetz schuld; ich hatte darüber — das Einzige was ich thun konnte — nach Berlin an eine mitbetheiligte Person geschrieben, aber lediglich ans Veranlassung der anderweitigen Conzessionen (Anzahl der Offiziere in- und außerhalb der Front), die das Parlament durch seine Beschlüsse der Regierung zumuthen zu wollen scheint. — (am 24ten, nach mehrfacher Unterbrechung):

. . . Hier im schönen Florenz wehen schon wieder Lüfte, die an die Heimath erinnern; auch die Vegetation ist verwandter, als im Süden und in Rom . . . Wir sind entzückt von unserm hiesigen Aufenthalt. Die saubere Stadt in anmuthigster Lage, zahlreiche Kunstschätze, die Anwesenheit des Felgermann'schen Ehepaares u. s. w. sind die maasgebenden Momente dafür. Dennoch steht unsere Abreise für den 27ten bevor; für Mailand haben wir zwei Tage bestimmt und am 30ten, zur Feier meines Geburtstages, werden wir über den Lago maggiore fahren und in Pallanza eintreffen. Nach einigen Tagen geht's dann nach Lugano, der letzten Station im Süden der Alpen; der letzten — merke dies und — unsere Freude darüber! —“

In Pallanza erwartete den Reisenden eine große Geburtstagsfreude; ein von dem Kriegsminister von Kameke ihm „im Namen der Offiziere und Beamten“

feierlich adressirtes Gratulations Schreiben, welches zugleich ein prachtvolles Andenken und Abschiedsgeschenk für den Gefeierten ankündigte.¹⁾

„Ich las“ — so antwortete Roon am 6. Mai aus Lugano — „und ich lese die warmen Worte der Anhänglichkeit und Ergebenheit, der Anerkennung und Theilnahme mit wahrer innerlichster Herzensbewegung . . . dieses werthe Dokument wird neben den von unseres gnädigen Königs Huld empfangenen Anerkennungs-Schreiben für alle Zeiten zu den Schätzen meiner Familie gehören.“²⁾

Dasselbe ist mir ein neues Sympton der oft erkannten freien Hingebung tüchtiger Männer und der wohlgeordneten Harmonie zwischen Haupt und Gliedern der thatkräftigen Institution, der ich — dank Ihrer selbstlosen Mitwirkung — 14 Jahre lang vorzustehen die Genugthuung hatte: jener bewunderswerthen Institution, welche, ebenso ein Produkt als ein Hebel der großartigen historischen Entwicklung unseres geliebten Vaterlandes, sich fort und fort zu ergänzen, zu verjüngen und zu erneuern hat, um in alter Treue, mit ungeschwächten Kräften dem großen Zwecke ihres Dasein's dienen zu können. Diesem Zwecke — das Heer, den starken Arm des Königs, immer fester zu stählen, die vaterländische Waffenschule immer zweckmäßiger und leistungsfähiger zu gestalten und zu entwickeln, um durch eine unübertroffene Organisation der gesammten Volkskraft für den Krieg dem Vaterlande den Frieden zu sichern: — diesem Ziele nah und näher zu kommen, als der eigentlichen Aufgabe jedes preußischen Kriegsministers, war mein Streben während des großartigsten Abschnitts meiner nun beendeten langen Dienstlaufbahn. Darin durch das nicht nur unermüdlige und aufopfernde, sondern auch verständnißvolle und erfolgreiche Mitwirken so vieler ausgezeichneten Männer, in Krieg und Frieden, unterstützt, gehoben und gefördert worden zu sein, gehört zu den befriedigendsten Erinnerungen meines nun geschäftlosen Alters“

Das Ehrengeschenk bestand in einer etwa einen Meter hohen blauen Porzellan-Vase, welche auf der Vorderseite die Ansicht des Kriegsministerial-Gebäudes (Gartenfront) — der Stätte von Roon's persönlichem Streben und welthistorischem Schaffen — zeigt und auf der Rückseite eine kurze Widmung trägt.

Feldmarschall Roon erklärte am Schlusse des obigen Schreibens, daß er „auch dieses Zeichen der werthen Anhänglichkeit mit herzlicher Befriedigung dankend annehme“ und bat, allen Hebern „diesen Ausdruck aufrichtigen Dankes und seiner nie erlöschenden Sympathien zum Ausdruck zu bringen.“ —

Noch viele andere herzliche und werthe Grüße und Wünsche zu diesem in der Fremde gefeierten Geburtstag brachten zahlreiche Telegramme und Briefe aus der Heimat; zu den letzteren gehörte auch wieder eine ausführliche Zuschrift des Herzensfreundes Blandenburg. Darin heißt es u. a.:

„Mittlerweile bin ich 3 Tage in Berlin gewesen und zwar gerade nachdem soeben der Compromiß geschlossen war. Ich sage über die Auffassung des Militairs

¹⁾ Bei seiner Abreise im Dezember 1873 hatte Roon sich alle ihm noch in Berlin zugebacht gewesenen Ovationen etc. bestimmt verboten.

²⁾ Dies ebenso sinnige wie kostbare Andenken ist — als Pendant zu einer ähnlichen Fracht-Vase mit dem Porträt König Wilhelm's des Ersten — gleichfalls in Kronitz als ein hochgeschätztes Familien-Erbstück aufbewahrt.

nichts. Meine Ansicht kennst Du, daß ich nie geglaubt habe, daß die Liberalen den § 1 annehmen würden d. h. als Gesetz bis zur gesetzlichen Abänderung. Wenn man der Meinung war, daß es möglich war, so irrt man. Auflösen — ja — dann war es möglich. Die politischen Gründe, die B. hatte, dies nicht dem König zu rathen, werden Dir klar sein. Er mußte natürlich dann sicher abgehen, da er dann unmöglich eine regierungsfähige Parthei wieder bekommen konnte — nach seiner Meinung. Ich denke darüber anders. Aber die Meinung, daß durch dies Abkommen materiell Armee und Königthum geschädigt wären, theile ich nicht und halte die Kreuzzeitungs-Artikel in dieser Beziehung für sehr unüberlegt

Noch will ich Dir schreiben, wie ich B. gefunden habe, an dessen Krankenbett und zuletzt =Stuhl ich die drei Tage viele Stunden allein geseßen habe. Ich hatte keine Antwort von ihm auf mehrere Briefe seit meinem Minister-Refüs gehabt, ich fürchtete, er würde sich erregen auch gegen mich, wenn ich irgend auf die und politische Fragen überhaupt einging; und hatte die Absicht, ihm nur zu beweisen, daß wir auch Freunde sein könnten trotz abweichender Meinungen in politieis. Aber nichts von dem — ich fand ihn ganz anders als ich dachte. Er war geistig ganz frisch — körperlich völlig hinfällig, unfähig allein zu stehen vor Schwäche . . . Nach einigen Einleitungen erwähnte er ohne jede Erregung seines Briefes an Dich und des mich betreffenden Inhaltes. Er entschuldigte sich bei mir gleichsam dafür und fügte sehr bezeichnend hinzu: „Dein Refüs war mir ja nicht merwartet und politisch nur zu erklärlich! Nachdem Noon als einzig führende Brust fort war, langte ich nach Dir, um doch eine Seele zu haben x.“ Es war nicht angethan tiefer in die Lage einzusteigen, da er zum Widerspruch noch viel zu krank war. Das Ende vom Liede seiner Anschauungen über den Kulturkampf ist natürlich, daß Falk's Stunden gezählt sind, d. h. das ist meine Auffassung. B. ist ja selbst daran Schuld, daß Falk die Wege geht, die er geht, aber er wird sich überzeugen müssen, daß der Weg, den F. jetzt führt, in die Sackgasse geht. Bismarck hat mich im Dezember gegen Falk fallen lassen und hat jetzt im März das Land (obligatoria) gegen ihn geopfert — und jetzt?? Der juristisch feine Fr. sagt über das Internirungs-Gesetz: „an einem solchen Orte möchte ich wohl ein Wirthshaus haben! Die Wallfahrer werden dort schön knecipen!“ Wenn also auch das nichts hilft — was dann? Gerade die obligatoria helfen den Römlingen bei diesem Kampfe sehr. Sie können zu legitimen Kindern kommen, wenn sie auch keinen vom Staate anerkannten Pfarrer haben! In den 30er Jahren mußten die armen Lutheraner auswandern, weil das staatliche Wort „Concubinat!“ ihnen zu furchtbar war. —

Was ich bei dieser letzten Compromiß-Katastrophe am meisten bedaure, das ist die Art und Weise, wie es in Scene gesetzt ist. Das hat die Conservativen seit 1867 ruiniert und wird jetzt die Nationalliberalen ruiniren, nachdem man Bethusy und Genossen parlamentarisch völlig vernichtet hat. Das schadet dem Ansehen der Regierung: erst alle Organe, auch Commissare hineinsetzen und dann plötzlich: linksunfehr! Das beklage ich, aber nicht den materiellen Inhalt des Gesetzes.

Doch nun genug. Ich lese keine einzige Rede mehr; dagegen habe ich 25000 Eschen gepflanzt. —
Dein Moriz.

Roon dankte und antwortete (Lugano, 21. Mai 74):

„Geliebter Moriz! Heute drängt es mich zunächst, Dir zu Deinem nahen Geburtstag zu gratuliren, indem ich Dir zugleich ebenso danke für Deine Glückwünsche zu meinem vollendeten 71. Jahre; Du aber trittst am Pfingstmontage in Dein 60! — Wie oft ich noch dergleichen Wünsche mit Dir austauschen werde — Gott der Herr allein weiß es — aber daß wir am Ende meiner Tage durch das nothgedrungene Aufgeben unseres gemeinsamen Mittelpunktes Berlin um den Genuß zu kommen bedroht sind, den mir wenigstens unser öfteres Ersuchen und Aussprechen gewährte: das ist mir besonders leid; denn Briefe — schreiben wir sie auch lieber — geben keinen vollen Ersatz. Daß ich einsamer Alter die Entbehrung schwerer empfinde, ist leicht erklärt. In meinen Jahren sicht man keine neuen Freundschaftsfränze; man tranert nur über die verwelkten und verwelkenden . . .

Die Mittheilungen in Deiner Bußtags-Gratulation über Berliner Verhältnisse waren mir ja sehr interessant. Verzeihe mir aber, wenn ich in diese Materie nicht hineinsteige, sondern mich nur auf das Eine beschränke, daß es mich herzlich erfreut und gestärkt hat, in deinen Auffassungen und Urtheilen den Wiederhall, ja das Spiegelbild der meinigen zu finden, so unbekannt sie Dir auch sein mußten, da ich mich gegen Dich ad hoc noch m. W. nie geäußert hatte; Du wurdest dabei allein durch unsere innerliche Uebereinstimmung in politischen und durch Erinnerungen geleitet, die auf diesem gemeinsamen Boden gewachsen waren. Deine Mittheilungen über die Person unseres berühmten Freundes waren mir natürlich in hohem Grade interessant, aber nicht überraschend. Ob er innerlich wirklich selbst glaubt, daß die Schuld an allen politischen Mißerfolgen immer nur Andere tragen? — — —

Die Erfolge von 66, oder vielmehr die an diese Erfolge geknüpften Illusionen von allgemeiner Versöhnung der politischen Gegensätze, haben uns das erste Bein gestellt, so daß unsere Politik in's bedenklichste Stolpern und Schwanken gerathen, woraus uns zu erretten der Heldensprung von 1870/71 nicht gedient hat; die damit verknüpfte Berauschung verhinderte die Rückkehr zu gesunder Nüchternheit, und so taumeln wir denn, an Abgründen hin, weiter. Die Mai-Gesetze sind m. E. nothwendig geworden, weil in der Sieges-Betäubung von 70 versäumt worden war, nach dem Infallibilitäts-Beschluß sofort diplomatisch zum Kriege mit Rom zu schreiten durch die Erklärung: „die Römische Kirche von ehemals existirt nicht mehr, also auch unsere Verträge mit derselben nicht!“ Da man dies versäumt und den legislativen Feldzug begonnen, kann man nicht ohne Selbstvernichtung letzteren aufgeben. Daran würden nicht bloß Falk, sondern auch größere Vögel die Schwingen brechen. — Aber ich wollte ja nicht kanne-gießern: politisch Leid — leidig Leid! ich singe lieber mit Schaffer: „Still liegen und einsam sich sonnen — ist auch eine wackere Kunst.“ — — —

In Lugano war Roon mit seinem ganzen Gefolge schon in den ersten Tagen des Mai eingetroffen. Mehrere Briefe an die Seinen in der Heimat bezeugten damals sein relatives Wohlbefinden. Dort erreichte ihn auch wieder ein Brief Seiner Majestät des Königs (aus Berlin vom 8. Mai):

„Mit Freuden erfahre ich durch Ihren Sohn, daß Sie bereits in Lugano auf der Rückreise eingetroffen sind und sich im Ganzen wohler befinden; Gott gebe ferner Besserung auch im nordischen Klima!

Ich habe schwere Tage durchlebt! Das Ehegesetz, über das ich denke wie Sie, ist mir nicht möglich gewesen zu hemmen, da auch der F. B. sich für dasselbe entschied, obgleich ich trotz meiner Hinfälligkeit noch 2 mal dagegen schrieb und auf die facultative Ehe hinwies — vergeblich!

Jetzt ist eine 2te Catastrophe bei'm Militair-Gesetz eingetreten. Die Frage hatte sich so zugespitzt, daß die Alternative stand: Conflict oder Herabminderung der Kopfzahl von 401000 M. auf 350000. Da zog ich die Erste Ziffer vor, die ich überall laut als die Nothwendigkeit hingestellt hatte, und fügte mich in das septennat mit schwerem Herzen! Aber freilich in unseren Tagen sind 7 Jahre fast $\frac{1}{2}$ Jahrhundert, wenn man an die 7 Jahre von 1863 bis 1870 denkt! So haben wir für 7 Jahre die Armée-Organisation intact, und nach 7 Jahren stehen wir vielleicht vor oder schon nach einem neuen Krieg; wenn nicht, so wächst die Population doch, und dann muß 1 pro Cent Wehrpflichtiger doch erhöht werden. Hoffentlich werden wir bald mündlich das Alles noch erörtern. Bis dahin sage ich Ihnen Lebe-wohl und auf Wiedersehen,
Ihr treu ergebener

Viel Liebes den Ihrigen!

Wilhelm.

Die Mitteilungen aus Lugano, welche Roon und die Seinigen in die Heimat gelangen ließen, besprachen auch ferner unrer Geschäfts- und Familien-Angelegenheiten und bestätigten körperliches Wohlbefinden sowie auch sonst Zufriedenheit mit dem schönen Aufenthalte in dem behaglichen Hotel du Parc. Ende Mai wurde dann die dennoch allerseits ersehnte Rückreise in die liebe deutsche Heimat angetreten. In kleinen Tagereisen, über Bellaggio, Chiavenna, Thufis, Ragaz, Lindau, Nürnberg langten die Reisenden am 4. Juni in dem idyllischen Neuhof am Fuße der Koburger Feste an.

Während der nächsten Wochen und Monate widmete sich Roon — nachdem er für die Einrichtung der eigenen Häuslichkeit noch vielfach in Anspruch genommen worden war — ausschließlich seiner Familie, indem er die Besuche der verheirateten Kinder-Paare, zum Theil auch der Enkel empfing. Auch andre liebe Freunde kamen, sich den hübschen, stillen Ruheplatz des Feldmarschalls anzuschauen. Es folgte dann im August eine Reise nach Berlin, von wo aus Roon (am 19.) der Gemahlin über sein Wiedersehen mit dem geliebten Könige (in Babelsberg) berichten konnte, nachdem er dort von beiden Majestäten huldreichst empfangen worden war. — Auch seine in Potsdam wohnenden verheirateten Kinder (v. Brauditsch) hatte er dort besuchen können. —

Neuhof war zum Winteraufenthalt nicht geeignet, Anfang November finden wir daher Roon mit den Seinen in Krobuiß, wo das umgebaute und erweiterte Herrenhaus im Laufe des Sommers fertig gestellt worden war. Auch hier war noch vieles für die neue Einrichtung zu thun, und leider wurde der Hansherr in jenen Wochen darin vielfach durch heftige Anfälle seines alten Leidens — entstanden durch Erkältungen auf der Reise — gestört. Besorgt über diese Nachrichten schrieb ihm auch Blaudenburg, der dabei von seinem Ergehen einiges mittheilte (22. November):

„Wir leben hier in Zimmerhausen unglaublich still und ganz unpolitisch; ich kann mich nicht mehr entschließen, den Reichstagswegen nachzuspüren, die ich verlassen habe. Für mich existiren die Debatten gar nicht mehr. Dagegen habe ich die neueste Auflage von Ranke's Päpsten verschlungen. Möchten doch alle Lutheraner das nun lesen und lernen, wer ihre Feinde sind, und daß mit den römischen Mächten kein Bund zu flechten! Aber möchten auch die Regierenden lernen, daß die Römer noch nie so stark gewesen sind wie jetzt, und daß sie mit einfacher Gewalt nicht zu zwingen sind“ . . .

Erst Mitte Dezember erholte sich Roon von seinem Leiden so weit, daß er den brieflichen Verkehr mit den Seinen wieder aufnehmen konnte; in einem Schreiben an Blaudenburg (von 14. Dezember) äußerte er u. a.:

„ich bin zwar, wie es mir scheint, in der Genesung — schwach aber bin ich noch sehr, denn ich bin alt, und weil ich dies unabänderlich bin, so bleib' ich auch unabänderlich schwach und stümperig, und das hat auch sein Gutes. Solch' ein Zustand weist nach jenseits, wo wir hingehören und heimisch sein sollen, nicht auf die irdische Pilgerbahn. Aber — der Mensch ist ein Vogel ohne Flügel. So oft er auch nach Oben aufplattert, so oft fällt er auch auf den gemeinen Boden dieser armen und doch so lieben und schönen Erde zurück; und so fehlt es nicht an Beschämung und Unzufriedenheit: die Flügellähme erzeugt die Scham, und die Unfähigkeit zu allem irdischen Thun die Unzufriedenheit. Daß ich in den sogenannten großen Dingen dieser Welt nicht mehr mitspielen kann, ist erträglich, ja erfreulich; daß ich aber auch für die kleinen nur noch ein Wack bin, kein Lüftchen zu ertragen, nicht mich nach Lust und Gefallen zu rühren und zu bewegen vernag: das, das ist schwer und schmerzlich — wiewohl auch dafür zu danken ist, da es lehrt und mahnt, wohin ich gehöre, worauf ich zu denken und mich zu bereiten habe . . .

Es ist wunderbar still, friedlich und einsam rings um mich her; und Berlin, wo der Reichstag wirbelt, der Partheizank tobt, Harry Arnim vor seinen Richtern sitzt und alle Teufel des Egoismus mit einander ringen und die Feuerbrände des Sozialismus schwälen, ist weitab, und ich habe persönlich nichts, gar nichts mit all' den Wirrsalen zu thun und mich meiner Neutralität nicht zu schämen, der ich nach redlichem Mitkampfe außer Gefecht gesetzt worden bin. „Gott sitzt im Regimente!“ Das ist mein Trost und meine Hoffnung, wenn ich die Schwüle drohender Wetter empfinde und an ihre Entladung, die ich nicht mehr erleben werde, und an das Schicksal der Nachbleibenden gedenke und an

die Lösung der kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen und Conflict: unser Herrgott Selbst, nicht Kaiser und Kanzler und Reichstag. — — Uebrigens scheint mir Bismarck jetzt in besserer und gesunderer Fahrt, als seit lange. Bei meinem letzten Ersehen mit ihm — am 21. v. M. während meiner Anwesenheit in Berlin — fand ich ihn objektiver, zufriedener und bei aller gewohnten Lebhaftigkeit unaufgeregter als je — vollkommen auf der Höhe seiner Stellung, in völliger Uebereinstimmung mit dem Allerhöchsten; und in den Reichstagsgefechten war er brillanter und siegreicher als in den Vorjahren, und deshalb — meine ich — wird er auch nicht wieder erkranken. — —“

„Geliebter Moritz! Du siehst den alten Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch — nach dem Sprichwort — noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen sich erlustigt . . .“

Im Winter 1874/75 hatte Roon auch in Krobnitz viel Besuch, besonders von seinen verheirateten Kindern und den Angehörigen der Braut seines jüngsten Sohnes Wilhelm (welcher sich kürzlich mit Fräulein Mally von Jeschau verlobt hatte). — In derselben Zeit wurde er wieder durch einen gütigen Brief des Königs (der ihm, wie alljährlich, ein sinniges Andenken auf den Weihnachtstisch hatte legen lassen) herzlich erfreut:

Berlin 5. 1. 75.

„Sie haben mir eine große Freude durch Ihren Dank- und Wunsch-Brief bei Weihnachten und zu Neujahr gemacht. Ihnen kann ich im neuen Jahr nur besessigtere Gesundheit und weniger Familien-Trauer wünschen! ¹⁾ — Sie haben über mich richtige Gesundheits-Mittheilungen erhalten. Ich habe die Manöver- und Jagd-Campagne sehr gut überstanden und fühle mich fast kräftiger als in der letzten Zeit vor der schweren Erkrankung.

Was ich von der Armée sah, hat mich überaus befriedigen müssen. Alle Truppen die ich sah, 107 Bat., 140 Escadr., 72 Geschütze sind von einer Gleichmäßigkeit und fortschreitender Ausbildung, die von dem nie ruhenden Fleiße aller Glieder zeugt. Der Reichstag ist im Allgemeinen généreux für die Armée gewesen und hat, was ich anerkennen muß, Piétäts-Gefühle, wenn es ihm auch schwer wurde, gezeigt (Gardes du Corps und Lohn-Erhöhung der alten Garde-Regimenter), — so daß wir Manches erreichten, was sehr zum Besten der Armée gereichen wird, so daß wir die nächsten 6 Jahre ruhig verleben können, d. h. wenn Frieden bleibt.

Das Alles sind die Früchte der Saat, die Sie mir säen halfen, und gewiß mit Gemugthung sehen!

Mich den Ihrigen angelegentlich empfehlend

Ihr dankbarer

Wilhelm.

Eine Reise nach Berlin, welche Roon im Februar 1875 geplant hatte, mußte wieder aufgegeben werden. Seine Gemahlin ging Anfang März dorthin, wo die Eltern (bei ihrem ältesten Sohne) damals ein permanentes eigenes Absteige-

¹⁾ Zwei Entsetztöchter M.'s waren im Herbst 1874 einer ansteckenden Krankheit erlegen. — T. 5

quartier hatten — aber allein. Mit bezug darauf schrieb Roon an Blandenburg (Krobnitz, am 26. Februar 1875) u. a.:

„Insofern Dein I. Brief vom 22. d. Dein Nichterscheinen in Berlin für den Fall meines Dortseins entschuldigen sollte, war er freilich gegenstandslos, denn ich war nicht dort und werde auch Anfang März schwerlich hingehen. So lange ich noch unter Gottes Sonne umhererschleiche, muß ich mich ganz stille verhalten. Berlin aber ist mir zu laut und die dortige unvermeidliche Verkehrs-Friction zu aufreibend für mich. Vater Thadden und Vater Wrangel freilich, auch der König — können das, ich aber nicht. Vielleicht — komme ich noch einmal wieder zu mehreren Kräften, vielleicht aber — — wie Gott will! — —

Ueber Bismarcks von den Zeitungen, in Ermangelung anderen Futters, breit ausgeblasenen Rücktritt beunruhige ich mich nicht. Hat Prometheus das Feuer geraubt, so muß er sich nun auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen. Alle Stellvertreter, die ihm die Meinung der vulgären klatschenden Menge sehen möchte, sind — — unmöglich! Der Kampf mit den Ultramontanen, der so alt wie das Christentum in Europa, muß von ihm durchgekämpft werden . . . es kann gar nicht darauf ankommen, was er lieber möchte oder seine Familie! Man najcht nicht ungestraft von dem Baume der Usterblichkeit. Wollte er jetzt rebus sic stantibus — um jeden Preis in das Behagen des Landlebens, so würde er ganz abgesehen von der übernommenen schwerwiegenden Verantwortlichkeit für das Begonnene, sich selbst den Krauz von der Schläfe reißen, den ihm das Publikum vindizirte. — Doch — was schere ich mich darum? Ein alter Mann thut wohl besser an seiner Seelen Seeligkeit zu denken, als an all' die Irrthümer und Verwirrungen dieser Zeitlichkeit.“ — — —

Blandenburg antwortete (am 12. März):

. . . „Gestern war hier (in Stettin) großes Jubiläum des Chef-Präsidenten und habe dabei Friedberg (den Justizminister) gründlich gesprochen. Nicht ohne Interesse für Dich wird es sein zu hören, daß man in den Kreisen, die Fr. vertritt, gar nicht an Bismarck's Rücktritt denkt und daß der Kronprinz in diesen Tagen gründliche und für ihn befriedigende Aussprache mit B. gehabt hat. Er schmeichelte sich zu wissen, daß Rom anfängt nachzugeben — fürchte sehr, daß dies auf Täuschung beruht.“ — — —

Roon's Stilleben in Krobnitz wurde damals „bei herrlichem Winterwetter“ und auch später zuweilen durch Besuche der Nachbarn, empfangene und erwiderte, unterbrochen, soweit seine schwankende Gesundheit dies zuließ. Die Umgegend seiner Besitzung zeichnete sich durch zahlreiche und sehr sympathische Nachbarhäuser aus, unter denen das von der Familie des Prinzen Neuß bewohnte gastliche Zänkendorf einen oft und gern aufgesuchten Mittelpunkt bildete. Mit dem allgemein verehrten greisen Haupte dieser Familie und dessen durch Geburt und Geist gleich erlauchter Gemahlin, sowie auch mit Herrn und Frau von W. auf Deutsch-Paulsdorf fühlte Roon sich, durch Übereinstimmung der Anschauungen und Neigungen, in ganz besonders herzlicher Freundschaft und Zuneigung verbunden; er hat es oft ausgesprochen, wie wohlthuend dieser äußerlich einfache,

wahrhaft gemüthliche Verkehr für ihn sei und wie sehr er es beklagte, daß seine Kränklichkeit ihn verhinderte, den Genuß so erfreulichen und erfrischenden Umganges sich so häufig zu verschaffen, als er es wohl gewünscht hätte. In feierlicher Weise pflegte er nur selten Gäste bei sich zu sehen; das höchste patriotische Fest: den Geburtstag seines teuren Kaisers und Königs, ließ der alte Feldmarschall indessen niemals ungefeiert vorübergehen. An diesem Tage nahm er es gewissermaßen als sein Recht in Anspruch, die sämmtlichen Nachbarn zu frohem Mahle um sich zu versammeln und bei diesem Anlasse der allgemeinen Begeisterung in herzlichen, kernigen Worten Ausdruck zu geben. —

Seiner Familie, dem Wohle jedes einzelnen Angehörigen sowie seiner Dienstleute widmete er fortgesetzt die größte Theilnahme, Sorgfalt und Liebe. Wohl war sein ganzes Wesen ernst, streng und Ehrfurcht gebietend, so daß manche ferner Stehende ihm gegenüber über das Gefühl einer gewissen scheuen Ehrerbietung nicht hinausgekommen sein mögen. Aber wer ihm näher treten und öfter begegnen durfte, der empfand — und war es auch nur ein geringer Tagelöhner oder eine arme Garten-Arbeiterin — gar bald die warme Güte und wohlwollende Freundlichkeit seines Herzens, welche durch das ernste, stramme Wesen hindurch leuchtete und alle Angehörigen und Untergebenen veranlaßte, ihrerseits mit verehrungsvoller Liebe und Dankbarkeit zu ihm aufzublicken. — War er somit ein musterhafter Haus- und Familien-Vater — so betrachtete er, für seine Person stets so anspruchslos wie in seiner Jugend, seinen irdischen Besitz jederzeit nur als dargeliebten Gut, zu dessen sorgsamer Verwaltung er als getreuer Haushalter verpflichtet sei. In diesem Sinne leitete er seine Geschäfts-Angelegenheiten, denen er sich in seiner Muße jetzt mehr widmen konnte, mit peinlicher, treuer Gewissenhaftigkeit. Zuweilen — in seinen letzten Lebensjahren — machte er sich auch ernste Sorgen, wenn der Erfolg — wie er behauptete durch eigene Schuld — seinen treuen Bemühungen manchmal nicht zu entsprechen schien, und er daher nicht ersprießlich genug für die Zukunft der Seinen vorgesorgt zu haben meinte. Auch seine Briefe behandelte vielfach dieses Thema. Allein ebenso sehr bezeugen sie — zumal diejenigen an Frau und Kinder — wie ernstlich er innerlich fortgesetzt auf die Bewahrung und Erwerbung himmlischer Güter bedacht war. Er beschäftigte sich vielfach mit Todes-Gedanken und wies, die Seinen in rührendster und liebevollster Weise im voraus für diesen Fall tröstend, immer wieder auf das Eine, was ihm und uns allen Not sei, hin. Aus allen solchen Aeußerungen ging deutlich hervor, wie er alle irdischen Sorgen, bei aller momentanen Berechtigung, doch für völlig bedeutungslos ansah im Vergleich zu den idealen Schätzen und himmlischen Zielen.

„Auf irgend eine Weise“ — schreibt er z. B. (März 1875) „muß ja der Tod eines alten Menschen immer herbeigeführt werden. Es ist ja nur bei Wenigen so wie bei'm Ansläuten einer Glocke, deren letzter Ton verhallt, wenn die letzte Kraft zu ihrer Bewegung aufhört. In dem wunderbar construirten Hause, in dem unsere Seele hienieden wohnt, giebt es ja immer Constructions-Fehler und abgemügte Pfeiler und Decken, so daß man sich nicht wundern darf, wenn solch

ein altes Haus plötzlich einfällt; das ist vielmehr ganz in der Ordnung, und es kommt nicht darauf an, das Gehäuse zu conserviren, sondern vielmehr dessen unsterbliche Bewohnerin heil und rein aus dem irdischen Heimfall in die ewigen Hütten zu retten. Das ist die Aufgabe, die allein durch Gottes ergänzende Barmherzigkeit zu lösen ist, die allein wichtig ist und unendlich viel bedeutender und wichtiger, als die Erhaltung dieser unserer irdischen Hütte! . . .

Die Abnahme der Kräfte, die ich empfinde, genahmt mich ernstlich an die Bezahlung meiner Schulden; und wie viel, wie unendlich viel bin ich Euch Allen — an Liebe schuldig geblieben, so daß ich es gar niemals werde voll bezahlen können. Aber ich will ja nun nachträglich Capital und Zinsen hergeben, was ich vermag; ich weiß ja, daß ich zu Nachzahlungen keine lange Frist mehr habe, um so weniger, als ja auch die Gegenwart ihre eigenen Zahlungs-Ansprüche hat. Aber es ist mit der Liebe wie mit der Sonne oder wie mit einem unschätzbaren Solitär: man kann sie nicht stückweise genießen wie ein schwachhaftes Gericht, sondern nur voll und ganz — oder gar nicht. Daher wird's auch mit dem Nachzahlen überhaupt nichts sein, sofern dies nicht durch Fernhalten aller Schleier und Wolkenschatten und mit dem immer gleichen Sonnenglanz und vollen Brillantfeuer in der Zukunft mit geschehen kann. . . .

Glaube aber nicht etwa, daß ich mit Bestimmtheit an ein nahe Scheiden oder an ein plötzliches Ende glaube . . . ich hoffe vielmehr von Gottes Gnade, daß Er mir — da ich innerlich noch keineswegs vollkommen marschbereit — noch eine Frist gönnen werde, um Versäumtes möglichst nachzuholen. — Demnoch ist es gut, daß wir an Unvermeidliches oft und gern denken und alle Furcht und Angst in seelige Hoffnung verwandeln. Es ist daher keine Sorge in mir, daß Dich das Aussprechen solcher Gedanken traurig mache, so ernsthaft und tief bedeutungsvoll sie auch für uns und alle Betheiligten sein mögen.“ —

Von so ernsten Gedanken bewegt, hatte Roon auch seine Glückwünsche zum Geburtstag an den gnädigen Monarchen gerichtet, sich zugleich entschuldigend, daß er wegen mangelnder Gesundheit auch diesmal nicht im Stande gewesen sei, persönlich zur Gratulation zu erscheinen. Der König dankte wieder eigenhändig für „die lieben Zeilen“ und schloß: „l'homme propose et Dieu dispose, und so muß man hinnehmen, was Dieser sendet! Daher ist der Blick in die Vergangenheit immer sicherer und dann kann ich freilich nur mit tiefem Danke die unbegrenzten Gnadenbezeugungen des Himmels erkennen, die Er mir in der letzten Zeit zuwendete, und die Sie in nie ermüdender Arbeit und Thätigkeit vorbereiten und herbeiführen halfen! Freilich muß ich mit Schmerz sehen, daß Sie dem Vaterlande und mir Ihre Kräfte und Ihre Gesundheit opferten! Möge den Lohn für Ihre Handlungen Ihr Gewissen Ihnen selbst gewähren, während Sie meines Dankes mehr als gewiß sind!

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Die Schatzsucher.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848

von
Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

„Es ist mir doch, als ob ich dieser Pflanze — ich meine, dem Gesicht des Fräulein Heiderleche — früher schon einmal irgendwo begegnet sein müsse,“ hatte der Professor Anton Schabacker ohne ein weiteres Interesse, aber mit einer gewissen Überzeugung gegen Hanne Soffe geäußert, und da diese sich nicht verpflichtet gehalten, daraus vor ihrer jungen Samtmiederschwestern ein Geheimnis zu machen, war die Folge gewesen, daß Gertrud sich auf ihr Zimmer begeben und vor sich hin gesprochen hatte: „So müssen wir uns wohl entschließen, dein Todesurteil auszufertigen; es thut mir leid, doch tu l’as voulu, und jeder ist sich selbst erst einmal der Nächste.“ Und weil sich dies gerade an einem Sonnabend zugetragen, zog es des Weiteren nach sich, daß um einige Stunden später der wöchentliche Frachtfuhrmann bei seinem Wiederabrumpeln vom Dreiangel unter den sehr wenigen seiner Beförderung anvertrauten Schriftstücken einen Brief mit der Adresse: „An das wohlgeborene Fräulein N. Rosenbach in Berlin, Königsstraße Nr. 137“ mit sich auf die Heerstraße hinausnahm. Seinerseits jedoch hatte auch er etwas im Dreiangel hinterlassen, nämlich das neueste kleinstädtische Wochenblättchen, welches zwischen wichtigen Geburts-, Todes-, Hochzeits- und Feuerschadensfällen seines Erscheinungsortes noch die Nachrichten übermittelte, daß von dem deutschen Volksparlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. der Erzherzog Johann von Österreich mit großer Stimmenmehrheit zum „Reichsverweser“ erwählt worden sei, sowie daß neuerdings an zahlreichen Orten losgebrogene Aufstände noch zweifelhaft machten, ob das zukünftige Regiment in Deutschland ein monarchisches oder ein auf breitester republikanisch-demokratischer Basis aufgerichtetes sein werde. Über das etwa Wünschenswertere von diesen beiden möglichen Fällen sprach das Blättchen sich in bescheidener Zurückhaltung nicht weiter aus, sondern ging auf den Stand der Futterrüben über, den es bis jetzt freudig als ausgezeichnet hinstellen zu können erklärte. Und es ließ sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß von seinen sämtlichen Mitteilungen diese letzte auch im Dreiangel das meiste oder einzige Interesse erregt haben würde, wenn sie den In- und Anwohnern desselben zu Gesicht geraten wäre.

Das geschah indes nicht, denn Daniel Ulfilas hatte sich beim Anhalten des Frachtwagens sogleich des Blattes bemächtigt und, ohne daß es von irgend jemandem entbehrt wurde, sich damit in einen einsamen alten Dünenvinkel am Gartenrande der Wirtschaft zurückgezogen. Sein Verfahren mit dem Stück graugelblichen Löschpapiers bot entschiedene Ähnlichkeit mit dem eines Ameisenlöwen, der auf das Herunterpurzeln seiner Beute gelauert, um ihr das Blut auszusaugen, doch regte anderseits sein Gesichtsausdruck beim Lesen auch zu dem Gleichnis

an, daß er zwischen die halbausgelaufenen schwarzen Buchstaben des Blättchens wie unter stumme Schatten der Unterwelt niedersteige, denen er erst durch die Blutfülle seines Verständnisses geheimnisvolles Leben und Sprache einflöße. Als er zuletzt aufstand, schob er das zusammengefaltete Blatt in seine Brusttasche, und in der Ausführung dieser Bewegung sprach sich eine große, kundgebende Ruhe aus, daß er volle Fassung dem gegenüber in sich trage, was kommen werde und müsse. Nach gewohntem Brauch begab er sich zur Herrengaststube, doch vielleicht zum erstenmal seit dreißig Jahren trieb eine Übermacht seines Innern ihn bereits nach dem zweiten Glase Braumbier zum Aufbruch. Ernstes Grüßes verabschiedete er sich von den Zurückverbleibenden und schritt, vorahnungsvoll und bereitet, Poppenrode entgegen.

Es war eine ziemlich dunkle, allein nicht völlig lichtlose Nacht, denn die erste, dünne Mondfichel stand schräg gegen West hin am Himmel. Die Frösche quakten noch, und die Rohrdommel ulkte von fern, als ob ihnen die Welt keinen andern als den gewöhnlichen Eindruck erzeuge. Der Fortwandernde sprach vor sich hin: „Vielleicht ist die unwissende Kreatur zu beneiden.“

Da kam etwas Dunkles, eine Menschengestalt, in absonderlicher Gangart gegen ihn heran. Sie schien sich zum Zweck gesetzt zu haben, gleichmäßig von beiden Rändern der Heerstraße Kenntnis zu nehmen, denn sie begab sich in einer fortlaufenden Korkzieherlinie von links nach rechts und wieder umgedreht quer über den Weg vorwärts. Nun ward es eine untersekte, breitrückige Manns-person, deren Kleidung sich nicht deutlich unterscheiden ließ, nur brachte ein hellerer Doppelschimmer an den Knien auf die Vermutung, daß er der nänklichen Grundbeschaffenheit an Substanz und Farbe mit den breiten, unbefiestelten Barfüßen entstamme. Auf dem Kopfe trug der Wanderer etwas, das sich wie ein Stück eines schwarzverrußten, vielfältigst eingebeulten Oseurohrs ausnahm, und die Hand hielt einen gleichfalls, nur in sehr verdicktem Maße, korkzieherartiger Stoc. Diesen stemmte er jetzt hinter sich auf den Boden, nutzte ihn als einen offenbar höchst wünschenswerten Stützpunkt für die Endglieder seiner Wirbelsäule und sagte, dem Schulmeister zugleich mit einer kratzigen Baßgurgelstimme einen Schwall von Schnapsdunst ins Gesicht werfend: „Nanu? Nu wird's Zeit, sag' ich. Was sagst du? Schleesack, sag' ich, nu wird's Zeit.“

„So? Wird es Zeit?“ wiederholte Daniel Ulfilas ohne ein Anzeichen der Überraschung über die verwunderliche und unbräuchliche Anrede. „Und, wenn mir die Frage verstatet ist, wozu wird es Zeit?“

„Dumm's Vieh — Zeit wird's, daß alles umgekehrt wird. Das Unterste muß zu oberst und das Oberste muß zu unterst —“

Der Antwortende schien seine Meinung durch eine bildliche Darstellung näher erläutern zu wollen, denn er rechte eine geballte Faust über sich, rutschte dabei aber a tergo oder cum posticis von seinem Knotenstoc ab und stand im Begriff, sofern sein Kopf das Oberste an ihm bildete, dies mit dem Untersten seiner Fußsohlen in bezug auf die Bodennähe zu vertauschen. Hiervor bewahrte ihn jedoch ein hilfreiches Zugreifen des Lehrers, der seine Unterstüzung ernst mit

den Worten begleitete: „Das ruht doch wohl noch als ungewisse Entscheidung in der Wage des Schicksals. Und darf ich den Namen desjenigen erfragen, den es mir auf diesem Wege entgegen sendet?“

„Schleesack hab' ich gesagt. Schleesack heiß' ich, und wer mir einen andern Namen geben will, der soll's mit mir zu thun kriegen.“

„Das verhüte meine Achtung vor dem Auserkorenen der noch unentschiedenen Vorbestimmung,“ fiel Daniel Ulfilas ein, während der andere, mit dem linken Bein einen Halbkreis um seinen Stock schlagend, etwas zungenbrüchig hervorbrachte:

„Hier herum hat mal ein Dreibein gestanden —“

„So? Ein Dreibein?“ wiederholte der Hörer.

„Da hat mal einer, der daran gebammelt, vorher einen Schatz eingegraben gehabt. Man soll alle, die Kronen auf'm Kopf haben, daran baummeln lassen.“

„So? Einen Schatz? Und das also ist die Meinung derjenigen, die ihren Abgesandten hierher berufen?“

„Das sag' ich, Schleesack, und nu wird's Zeit. Morgen soll's losgehen, heranzurücken, wo's Dreibein gestanden. Nu aber, wo is der Kümmel? Kümmel und Kammer! Groschen, sagst du? Groschen, sag' ich, für Kümmel und Kammer, acht Tage lang. Hier!“

Der nächtliche Wandersmann, Namens Schleesack, platzte mit der Hand in der Gegend seines rechten Oberschenkels auf einen Hosenbehälter, der durch ein überraschendes Klirren offenbar ziemlich vieler darin angestauter kleiner Münzen antwortete. Beipflichtend versetzte der Schulmeister: „Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ein Bevollmächtigter des großen Prinzipes der Freiheit und Gleichheit auch mit den äußeren Hilfsmitteln für die Durchführung seines Auftrages versehen ist. Zur rechten Hand an dieser Heerstraße befindet sich in etwa viertelstündiger Entfernung von hier der Gasthof zum Dreieckel, welcher allen berechtigten Forderungen des Eintretenden entsprechen wird.“

„Denn dreh' mich mal herum! Das is meine rechte Faust und das Mondkalt is links. Dreibein und Dreieckel! Nu wird's Zeit. Und bammeln müssen sie alle, wie der, welcher den Schatz eingegraben hat. Kümmel und Kammer, sag' ich, Schleesack.“

Damit löste der Sprecher sich von seinem bisherigen Halt ab, schoß zunächst mit sternschnuppenartiger Fallgeschwindigkeit seitwärts an den linken Grabenrand, dann im Zickzack über die Straße zur rechten hinüber und entschwand aus den nachblickenden Augen Daniel Ulfilas'. Tief gedankenvoll setzte dieser nun seinen Weg fort, scheinbar lag die Welt wiederum wie in jeder Sommernacht früherer Jahre um ihn. Doch mächtiger als zuvor noch drängte es ihn zur Erreichung seiner Burgfeminate, so daß er weit ausholenden Schrittes durch die Stille dahinklafferte. Fast traf er an den ersten Lehmhäusern Poppenrodes ein, als ihm nochmals die Gestalt eines Fußgängers entgegenkam und ihn artigen Tones anprach: „Entschuldigen Sie, ist hier irgendwo ein Gasthaus zum Übernachten in der Nähe?“

Nach der Stimme mußte der Fragsteller ein noch jugendlicher Mann sein; der Angesprochene sammelte sich in kurzem Schweigen, dann entgegnete er ruhig: „Bildet etwa der Gasthof zum Dreiangel auch für Sie das Ziel Ihres Weges?“

„Dreiangel? Meininetwegen, wenn keine Fußangeln drin liegen. Eine hübsche Gegend hier, besonders wenn man nichts mehr davon sieht; ein bißchen afrikanisch. Einen Löwen drin ausfindig zu machen, hält freilich nicht leicht.“

„Einen Löwen?“ wiederholte Daniel Ulfilas gedehnt. „So? Sie suchen einen Löwen?“

„Oder eine Löwin“, lachte der Fremde, „oder einen Schatz, den ich aus dem Sande graben möchte, es kommt alles auf dasselbe heraus. Aber das Land hat hier mehr Quadratmeilen, scheint mir, als anderswo, und ich siebe seit bald einer Woche täglich ein paar Billionen Sandkörner umsonst durch. Sie sind wohl in der Gegend bekannt, ist Ihnen vielleicht zufällig eine — nun sagen wir, so eine Art von Märchenprinzessin zu Gesicht geraten, die gewissermaßen wie vom Himmel gefallen, plötzlich hier angekommen, etwa um Milch zu trinken oder etwas Derartiges?“

Eine Stille von einigen Atemzügen trat ein, dann versetzte der Poppenroder Gelehrte mit sicherer Überschauung und Bemessung der Sachlage: „Eine Verhehlung des Thatbestandes ist mir nicht geboten. Die Prinzessin befindet sich seit einiger Zeit schon im Gasthof zum Dreiangel.“

„Welche Prinzessin? Sind Sie ein bißchen —?“

Der Entgeg nende verschluckte indes ein noch beabsichtigtes Wort seiner letzten Frage und fügte statt dessen nach: „Hält sich wirklich seit etwa zehn Tagen eine Ihnen unbekannte junge Dame in Ihrem Dreischwengel oder Dreiangel oder wie das Ding heißt, auf? Beschreiben Sie mir doch einmal, wie sie aussieht!“

Daniel Ulfilas erwiderte mit Achtung bekundendem Ton: „Sie belieben Unkenntnis der Persönlichkeit zu besitzen; es steht mir nicht zu, einem Zweifel darüber Raum zu geben, sondern Ihrer Anforderung Genüge zu leisten.“ Er entwarf die verlangte Schilderung in genauester Weise, bis der Zuhörer ihn ins Wort fiel:

„Kein Zweifel, es ist richtig!“

„Daß es richtig sei, unterliegt wohl allerdings keinem Zweifel,“ bemerkte der Schullehrer mit einem durch leises Lächeln geminderten Ernst.

„Also hier — endlich! Sie sind ein Mann von unschätzbaren Kenntnissen. Und wie benennt sie sich?“

Der Fragsteller schüttelte auf die Antwort den Kopf. „Es ließ sich denken, das ist nicht ihr wirklicher Name.“

„Natürlich nicht.“ Daniel Ulfilas hielt eine Sekunde inne, eh' er hinzufügte: „Und steht die Erkundigung in meiner Befugnis, mit welcher Namensbezeichnung ich Sie anreden darf?“

„Nicht?“ Der Fremde sann einen Augenblick nach — „Sagen wir, Hainfeld — Erich Hainfeld.“

„So? Sagen wir,“ betonte der Lehrer leicht, doch verständnisvollen Nachdrucks. „Und wäre ingleichem auch die Frage noch gestattet, welcher Stadt wir Ihre hiesige Anwesenheit verdanken?“

„Woher? Sagen wir aus Wien.“

„Sagen wir, aus Wien. Jegliche Vorschrift in diesen Richtungen ist bei mir der strengsten Beobachtung versichert.“

„Sie scheinen auch ein Mann von raschem Verständniß und der schätzenswerthen Eigenschaft, nichts zu sagen, was er nicht weiß. Ich vermute, dem Bildner der Jugend dieses beglückten Himmelsstriches begegnet zu sein.“

„Vermittelt dieses Berufes hat mich in der That die Vorbestimmung für die gegenwärtige Zeit an diesen Platz gestellt,“ bestätigte Daniel Ulfilas.

„Nun, dann eruche ich Sie, vor der Hand auch die Wahrung meines Cognitos als Nebenberuf damit zu verbinden. Und wie weit ist es bis zu dem Engel, dem Dreienkel, meine ich?“

„Die Wegeslänge beträgt für üblichen Fußgängerschritt noch die Hälfte eines Stundenmaßes. Ich werde mich der Ehre theilhaftig machen, als Führer in den Dreienkel zu dienen.“

„Nein, das wollen für heut lieber unterlassen“, fiel Erich Hainfeld ein. „Sieht es hier herum nicht sonst ein Quartier, bis der Morgen und reislichere Überlegung kommt?“

„Ich verstehe.“ Der Befragte dachte nach und fügte hinzu: „Wenn ich einen der Räume meiner Burgbehausung nicht als ungeeignet in Vorschlag bringen dürfte, doch ermangelt sie leider in beträchtlichem Maße derjenigen Einrichtungen, welche ihr ein Anrecht auf solche Auszeichnung zu begründen im Stande wären.“

„Vorzüglich, ich bin Ihnen sehr dankbar und mit allem zufrieden. Sicherlich habe ich in diesem Jahr schon ein unbequemes Ruhelager gehabt. Wenn ich mich auf eine Bank legen kann mit einem alten Pappdeckel unter'm Kopf, werde ich in dem Bewußtsein, mein Wegziel vor mir zu haben, wie ein König schlafen.“

„Oder wie ein Kaiser,“ änderte der Schullehrer die letzte Parallele leise ab: „ja, in der That ein seltsames Jahr.“

Er führte seinen wohl unerwarteten, doch ihn nicht überraschenden Gast dem altersschwachen Pfarrhause von Poppenrode zu, setzte mittelst Fenersteins und Stahls, Zunders und Schwefeladens seine antike Dreifußlampe in Brand und ließ dadurch die Erscheinung Erich Hainfeld's zum ersten Mal unterscheiden. Es war ein schlankstättlicher junger Mann, wohl gegen die dreißig, mit körperlich sehr einnehmend gebildeten und geistig sehr lebensvollen Gesichtszügen, die eigentlich kaum eine Schönheitseinbuße dadurch erlitten, daß sich auf der linken Seite eine noch ziemlich frische Hiebnarbe von der Nasenwurzel schräg über die Stirn zum dunkelbraunen, etwas eigenwillig aufgerichteten Haar hinwegzog. Der rote Strich kam erst zum Vorschein, als er seinen breiten Kalabreserhut abnahm; sonst trug er über einem leichten, hübsch kleidenden Sommeranzug eine Reiseumhängetasche zur Mitnahme des für eine längere Fußwanderung Unentbehrlichen und einen Handstock aus Rohr von ungewöhnlicher Dicke. Seine gleichfalls braunen Augen

mochten zu anderer Zeit von heittrer, sorgloser Gemüthsart sprechen, jetzt lag Tagesmüdigkeit in ihnen, und ihr Inhaber drückte auch mit dem Munde den Wunsch nach möglichst schnellem Zurruhekommen aus. Bereitwillig wollte der Schullehrer ihm sein Bett für die Nacht überlassen, doch der Gast lehnte das Anerbieten mit hurtiger Entschiedenheit ab: „Nein, ich danke verbindlichst, will Sie nicht berauben,“ und machte rasch in einem halbverfallenen Neberraum der Burgkemenate eine alte Wandbank ausfindig, die allen seinen gegenwärtigen Anforderungen genüge. „Die großen Heeresleiter zogen allerdings häufig eine harte Feldlagerstube dem verweichlichenden Einfluß eines seidenen Dauenbettes vor,“ bemerkte Daniel Ulfilas mit einem kurzen Aufblick nach der Stirnarbe seines Gastes und trug einen seiner Schweinslederfolianten herbei. „Was soll der alte Schmöker?“ frug der junge Mann. Den dicken Band auf das Oberende der Bank legend, erwiderte der Poppenroder Gelehrte: „Es ist nicht bedeutungslos, worauf der Gedanke des Hauptes sich zur Ruhe begiebt, und keine Fügung eines blinden Zufalles, daß dieses Werk sich zu dieser Stunde an dieser Stätte befindet.“ — „Wahrhaftig, Sie haben recht, gar kein so übles Kopfschmerzen,“ lachte Erich Hainfeld, ein wollenes Tuch aus seiner Tasche holend und über den Schweinslederdeckel hinbreitend. „Wenn der alte Burtsche mich im Traum etwas unterstützt, mir an die Hand zu geben, wie ich die Sache am besten angreife, werde ich ihm recht dankbar sein.“ Er streckte sich auf die Bank hin und fügte nach: „Köstlich — wie auf einem fürstlichen Lager — ich glaube, daß ich mit Ihrer Einwilligung mein Nachtschlafquartier hier aufschlage. Gute Nacht, mein werthester Gastfreund! Sie haben wohl viele Schafe in Ihrer Gegend — sehr nützliche Tiere — es muß interessant sein, mit ihnen in nähere Beziehung zu treten — darüber können wir morgen vielleicht —“

Weiter kam indes Erich Hainfeld nicht, denn die Augen fielen ihm zu, und die letzten Worte hatte er schon halb im Schlaf gesprochen. Den Atemzug aushaltend, betrachtete der Schullehrer noch eine Weile die Züge des jetzt reglos vor ihm Liegenden, dann kehrte er in seine Burgkemenate zurück. Die Poppenroder Kirche erfreute sich seit langem keines im Gang befindlichen, im übrigen für die Dorfsassen auch höchst überflüssigen Zeitmessers mehr, doch von dem Altenhagener Thurm schlug die Uhr Mitternachtsstunde herüber. Einige Augenblicke schaute Daniel Ulfilas durch die Scheibenlücken seines Fensters zu den über ihm wandelnden Himmelsgestirnen in die Höhe, dann setzte er sich an seinen dreibeinigen, wackelnd gegen die Wand gestützten Tisch, tauchte seine Gänsekielfeder tief in den Napf mit selbstverfertigter Dinte und schrieb auf einen großen, grauen, körnigen Papierbogen:

„Als in der Sommerjournéwendnacht des Jahres A. D. 1848 erachte ich es für meine Pflicht gegen die Nachwelt, ihr in getreulicher und völlig unparteiischer Aufzeichnung dies Dokument über den gegenwärtigen Stand der weltgeschichtlichen Frage zu hinterlassen.“

Das große Geheimniß, an welcher Stelle des Bodens der Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen und Baiern nach seinem Sturz durch den Kaiser

Barbarossa die Reichskleinodien vergraben hat, besteht noch wie bisher. Er übernahm sie von seinem in der Reichsacht verstorbenen Vater, Herzog Heinrich dem Stolzen, der, mit ihrer Aufbewahrung betraut, ihre Auslieferung verweigerte. Vor seiner Flucht nach England verbarag Heinrich der Löwe, wie meine Forschungen ergeben, die deutschen Krönungsinsignien, um diese für sich selbst oder nur für einen Kaiser, dessen Wahl ihm genehm sein würde, zu erhalten. Er starb jedoch, ohne dies Ziel zu erreichen; so wurden alle späteren Kaiser nicht mit der echten, sondern mit einer nachgebildeten Krone auf dem Thron erhoben. Es ist meinen Untersuchungen weiter gelungen, als unzweifelhaft festzustellen, daß die alten Reichskleinodien damals innerhalb der Mauern jener großen Stadt und Residenz Heinrich's des Löwen vergraben worden sind, deren ehemaligen Umfang die heutigen Dörfer Poppenrode, Altenhagen und Helbertshufen kennzeichnen und die als letzten Überrest ihres Mittelpunktes und Fürstenschlosses den Gasthof zum Dreieck hinterlassen hat. Meine gegenwärtige Vermutung über den Fundort hat sich dahin gestaltet, daß dieser westlich vom triangulo in dem ehemaligen Bereich der spurlos untergegangenen vierten Vorstadt zu suchen sei. Die beweiskräftigen Argumente für diese Annahme habe ich an anderer Stelle meiner Aufzeichnungen ausführlich niedergelegt.

Ich befinde mich jedoch nicht allein im Besitze des erwähnten historischen Geheimnisses, sondern erkenne seit dem Ablauf der letzten Wochen, daß ich daselbe mit denjenigen teile, welche bei der nunmehr bevorstehenden Wiederaufrichtung des alten deutschen Kaiserreiches von der Vorsehung zu Mitbewerbern um die verlorene Krone anserkoren worden sind. Es haben zu diesem Behuf die gegeneinander streitenden, mehr oder minder berechtigten Anspruchserheber ihre Bevollmächtigten hierher entsendet, um unter meiner ortskundigen Beihilfe die seit sechs Jahrhunderten im Schoße der Erde ruhenden Reichskrönungsinsignien an das Licht des Tages zurückzuführen, und zwar bestehen diese Wettbewerber:

1. Aus dem Abgesandten des derzeitigen Königs von Preußen. Er verbirgt sich unter dem Namen eines Professors Anton Schabacker aus Berlin und bezeichnet den von ihm gesuchten Schatz als *Menyanthes trifoliata*.

2. Aus Ihrer Königlichen (mutmaßlich gleichfalls preussischen) Hoheit, der Prinzessin Andromeda. Sie benennt sich Gertrud Heibelerche und erklärt, des Milchtrinkens halber für ihre Gesundheit hier Aufenthalt genommen zu haben.

3. Aus einem Vertreter des entgegenstrebenden österreichischen Kaiserhanfes, nach höchster Wahrscheinlichkeit dem zum Reichsverweser erwählten Erzherzog Johann. Er verfolgt seinen Zweck unter dem Namen Erich Hainfeld aus Wien und verweilt gegenwärtig als Gast unter dem Schutze meiner Behausung.

4. Aus einem mit Vollmacht Ausgerüsteten der republikanisch-demokratischen Partei, welcher beauftragt ist, sich des vergrabenen Schatzes im Namen der Souveränität des deutschen Volkes zu verschern. Er nennt sich und heißt vermutlich auch Schlesiack.

Ich stehe diesen zwieträchtigt-feindlichen Bewerbern parteilos gegenüber. Die über mir waltende Bestimmung legt mir dies als Pflicht auf, und ich leiste ihr Folge. Mein persönlicher Wunsch neigt sich nicht dem Sinne des demokratischen Prinzipes zu, er würde in einer Vereinigung der sich widerstreitenden Interessen Preußens und Oesterreichs durch meine Beihilfe das erfreulichste Ausgangsziel erkennen. Ich werde zu bemessen wissen, was mir in dieser Richtung gestattet ist und was der Wille des Schicksals mir verbietet. Aber ich habe für die künftige Geschichtsforschung und zur Kenntnis für nachfolgende Geschlechter die heutige Phase der bevorstehenden großen Entscheidung hier aufgezeichnet und mit meiner Unterschrift versehen.

in fidem

Daniel Wflas. m. p.

Boppenrode, am Frühmorgen des 22. Juni, des Jahres 1848.

. . .

Es konnte in der That nicht wohl einem Zweifel unterliegen, daß in und um den Dreiangel eine Anzahl von Persönlichkeiten zur Auffindung eines in der Gegend befindlichen oder vermuteten Schatzes eingetroffen war. Der Professor Schabacker betrieb sichtlich und uermüde seine Nachforschungen vom Morgenrot bis zur Abendröthe, wo immer nur Froschstimmen aus einem Sumpf quakten oder die weißen Haarschöpfe des breitblättrigen Wollgrases das Vorhandensein einer moorigen Bruchniederung ankündigten. Ingleichen verlegte auch Klas Schleesack — wie er auf Befragen seinen Vor- und Zunamen angegeben — sich allmorgendlich auf die Suche. Er nahm sich auch im Tageslicht weder sehr anmuthreich, noch besonderes Zutrauen einflößend aus; seine Kartoffelnase erschien aus einiger Entfernung selbst wie ein Rubin oder Karfunkelstein der Reichskleinodien, man sah, daß er so wenig äußerlich als innerlich jemals mit ungetranntem Wasser in Berührung trat, sein Kamm war ihm als Ausläufer der Hände angeboren, und was er ziemlich euphemistisch als Bedeckung seiner Gliedmaßen an sich trug, redete von vielfältigster intimer Bekanntschaft mit Straßengräben, Wegpfützen und Erdbodenarten aller geologischen Unterschiede. Aber der klimpernde Inhalt seiner Tasche stellte sich als in Wirklichkeit vorhanden und aus richtigen gangbaren Drittehalb-, Fünf- und selbst Zehn-Groschenstücken bestehend heraus, und Peter Sötebier war trotz seinen Mängeln in bezug auf weltgeschichtliche Begriffe ein zu praktischer Philosoph, um an Außendingen Anstoß zu nehmen, die nur das unscheinbare Substrat einer inneren Wertsubstanz bildeten, oder in der Sprache des Alltagslebens zu reden, an einer zerrissenen Hose, deren Tasche eine Anzahl von Thalern in kleiner Münze beherbergte. Durch welche Vorgänge dieselben dort hinein gelangt sein mochten, ging die aufs Zweckmäßige gerichtete Erkenntniswissenschaft des Dreiangelwirthes ebenfalls weit weniger an, als in welcher Weise die Groschen wieder in eine andre Tasche hinüber wandern möchten. Er hielt dafür die seinige durchaus am geeignetsten und hatte in Folge

dieser Anschauung Klas Schleesack bereitwillig einen mit Spinnweben austapezierten Bodenverschlag zusamt einem alten Strohsack überlassen, wie er denn auch gegen sofortige Bezahlung dem Gaste ohne den geringsten Einwand in der Schenkstube die verlangten festen und flüssigen Nahrungsmittel verabfolgte. Doch auch mit förderndem Beirat kargte Peter Sötebier seinem neuen Hausinsassen gegenüber nicht. Dieser hatte sich am ersten Morgen erkundigt, wo in der Gegend ehemals ein „Dreibein“ gestanden habe. An dem wäre einmal in einem Krieg, der dreißig Jahre lang gedauert, einer gehängt worden, der habe vorher dahervon etwas in die Erde eingegraben, und das wolle er, Schleesack, herausholen, denn an ihn sei die Wissenschaft davon gekommen. Dazu nickte Peter Sötebier höchst beipflichtend, ohne irgend welchen Eigennuß eines Begehrens der Anteilnahme an dem Schatz kundzugeben, bezeichnete eine Stelle, die noch „der Galgenbruch“ benannt werde, weil dort vor Zeiten einmal eine Richtstatt gewesen sein solle, und sprach seine Zuversicht aus, daß bei andauerndem Nachgraben das Auffinden dort gelingen müsse. So zog Klas Schleesack an jedem Morgen mit Knotenstod und Spaten nach dem ziemlich entlegenen Galgenbruch, wühlte hier eifrig ein paar Stunden in dem unnderrigen Grunde herum und that alsdann zur notwendigen Stärkung einen Schluck aus seiner mitgenommenen Kümmelflasche. Dieser Schluck besaß indes die Eigentümlichkeit, niemals vor dem letzten in der Flasche vorhandenen Tropfen zu enden, und der letztere Umstand führte mit sich, daß der Durstinhaber täglich danach sofort untorkelte und an der Stelle, wo er hingefallen war, schnarchend liegen blieb, bis die kühlere Abendluft ihn aufweckte und zum Dreieck zurückstolpern ließ. Teilnehmend empfing ihn der Wirt hier mit der Frage: „Heut' noch nicht gefunden? Na, morgen wird's gewiß,“ und er strich die von Klas Schleesack entrichtete Baarzahlung für Logis, Kost und Schnaps ein, als ob er darin eine sichere Beglaubigung für das unzweifelhafte Vorhandensein eines zu erhebenden Schatzes empfinde. Eines Tages that er behaglich der Nachsuche nach dem letzteren gegen Daniel Ulfilas Erwähnung, worauf dieser erwiderte: „So, so, als einen Schatz aus dem dreißigjährigen Kriege bezeichnet der Bevollmächtigte Schleesack das Ziel seiner Forschungen? Es sieht Eurem betrübenden Mangel an Erfassung der historischen Vergangenheit ähnlich, Sötebier, dieser Angabe Glauben beizumessen.“ Ein leichtes Lächeln bedauerlichen Mitleids unkränfelte die Lippen des Sprechers, doch wich rasch wieder dem Ernst der ihn im Innern bewegenden Gedanken, während Peter Sötebier einfältig antwortete: „Ja, es ist eben unterschiedlich mit der Klugheit, jeder muß es so auf seine Manier anfangen, daß er's zu was bringt.“

Er konnte damit nicht auf die von Erich Hainfeld befolgte Manier hindeuten, denn er wußte nichts von einer Existenz desselben, aber die Art und Weise, wie dieser dritte junge Schatzsucher seinem Zwecke nachtrachtete, unterschied sich allerdings vollständig — bildlich und wörtlich wie Tag und Nacht — von dem seiner Mitstrehenden. Er war auch später nicht im Dreieck eingekerkert, sondern als Gast in der Behausung des Poppenroder Gelehrten verblieben, wo der letztere ihm im vollsten Verständnis dieses Verhaltens durch Einkauf die

notwendigen Nahrungsmittel zubrachte. Zumeist hielt Erich Hainfeld sich den Tag hindurch im Hause auf und vertrieb sich die lange Zeit mit der Durchlesung der alten Schweinslederbände Daniel Ulfilas', bis die Sonne schräg gegen den Heidehorizont niederstieg. Dann brach er, einem ausschwirrenden Dämmerungsfalter ähnlich, auf, freiste in weitem Bogen um das Dorf Altenhagen hin gen Süden, wich scharfäugig auf tausend Schritte jeder etwa aus der Einseitigkeit auftauchenden Menschengestalt aus und verschwand mit dem Hervorkommen des Zwiellichts spurlos stets in der nämlichen Richtung zwischen alten Dünenwellen der Gegend. Nur ein Mensch auf Erden wußte, wo er sich zu dieser Zeit befinde, und zollte diesem Anfechtung seine höchste Billigung. Es war das Daniel Ulfilas, der nicht allein für die Ernährung seines Hansgastes Sorge trug, sondern ihm auch mit Rat und That für die Absicht seiner Hierherkunft behilflich gewesen. Zwar hatte Erich Hainfeld ein Verlangen nach etwas geäußert, das den Schullehrer anfänglich in sprachloses Erstaunen versetzt, aber schnell war ein Lichtstrahl der Erkenntnis in seinem Kopfe darauf gefolgt und die weltgeschichtliche Bedeutung der von ihm begehrten Mitwirkung zu voller Klarheit in ihm aufgegangen. Die Veranstaltung des Geforderten war freilich erheblichen Bedenken begegnet, aber die Überredungskraft des Schulmeisters, von freigebiger Geldspende seines Gastes unterstützt, hatte die Schwierigkeit aus dem Wege geräumt und die Erreichung des von Erich Hainfeld geäußerten Wunsches oder Willens ermöglicht. So machte dieser sich stets mit dem Schwinden des Tages auf den Weg nach seinem Ziele und benutzte, vielleicht als sachkundigster Schatzsucher, nur die Dämmerung und die nachfolgende nächtliche Dunkelheit für seine prüfende Thätigkeit. Nach dem Einbruch der Nacht tauchte er allemal in der Gegend seines abendlichen Verschwindens wieder auf und wanderte von Helbertshufen her auf der Heerstraße zum Dreieck entlang. An dem Vorhandensein dieses trefflichen Gasthofes bewies er entschiedenes Interesse, und nicht nur an der äußeren Bauart, sondern auch an der inneren Einrichtung desselben, denn er suchte bald da, bald dort von außen einen Einblick in die erleuchteten Fenster zu gewinnen. Dagegen schien er keine besonders günstige Meinung über die Getränke Peter Stöbier's zu hegen, oder im allgemeinen für die Anlockung durch solche unempfindlich zu sein, da er stets, ohne in der Wirtschaft vorzusprechen, das eine Mal früher, das andre Mal später den Weg zu seinem nächtlichen Unterstand in Poppenrode fortsetzte.

Von den nicht in den Gemarkungen der drei Dorfschaften heimatberechtigten, doch zur Zeit darin anwesenden Persönlichkeiten blieb sodann, nach Abrechnung der drei genannten Schatzsucher, noch übrig, Gertrud Heiderdörge, die Mitbewohnerin des Dreieckes und neue Mitförderin des weiblichen Unterrichts daselbst. Inwiefern sie gleichfalls ihre Bestrebungen auf die Gewinnung eines Schatzes gerichtet hielt, ließ sich aus ihren Handlungen nicht wohl bemessen. Jedenfalls erregte keine derselben den Eindruck einer dahinzielenden suchenden oder aktiven Thätigkeit, sondern diese beschränkte sich bei ihr offenbar auf die Passivität des Abwartens, ob nach einer allerdings vulgären, aber doch auch märchenhaften

Redewendung die gebratenen Tauben ihr in den Mund fliegen, d. h. der Schatz, dem erfreulichen Vorbild des Mohammed nachahmend, zu ihr kommen werde. Sie setzte unterschiedslos ihre bisherigen Beschäftigungen fort, zog am Morgen Vorteil für ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse aus den Unterweisungen Hanne-Soffe's, erfüllte im weiteren Verlauf des Vormittags die Dorfknäbchen mit einem ihnen bisher unbekanntem und in Anbetracht des nach dieser Richtung sonst nicht gerade förderlichen Jahres überraschenden Autoritätsrespekt und genoß die Schweigsame, ernste Bewunderung, sowie die rechtwinkligen Verbengungen Daniel Wlilas' beim Betreten und Verlassen des Schulraumes. Am Nachmittag wanderte sie zu ihrem gewohnten Lieblingsplatz in die Heide, streckte sich dort hin, dachte möglicherweise mancherlei, ohne daß die über ihr fortziehenden Wolken erfuhren, was, und wartete, bis das Dämmerlicht und mit diesem Christoph Offenkop zusamt seiner Haischnuckenherde dahergezogen kam. Mit ihm pflög sie dann ein viertel oder halbes Stündchen ihre einseitige Zwiesprache, als ob sie zu der weißen Baumdryas rede, er gab ihr nickend recht oder kopfschüttelnd unrecht, sie schlenderte zum Dreieck zurück, wo sie nunmehr im Halbmondlicht noch eine Weile im Garten mit Wolfgang Schaffenrath auf- und niedersritt, mit seinen Anschauungen der Erdendinge täglich mehr übereinstimmte und ihm ebenso täglich mehr das Gefühl einflößte, daß ein solches Hin- und Herwandeln das Lieblichste auf der Erde für denjenigen sein müsse, als dessen Stellvertreter er sich allabendlich hier an ihrer Seite befinde. Darauf ging Gertrud Heidelersche auf ihr Zimmer und schloß die Nacht hindurch oder that dies auch nicht, sondern wachte nach einiger Zeit wieder auf und sah vom Bett aus nach den Sternen, die ihr ins Fenster schauten, hinaus. Darüber verging manchmal eine Stunde und mehr, bis sie sich zuletzt mit einem leisen Seufzer über dies nicht wieder einschlafen Können umdrehte und dadurch meistens bald zu dem erwünschten Resultat gelangte, daß ihre Augen sich das nächste Mal statt zu dem Sterngeflimmer in die helle Juni- oder nunmehr Julinorgensonne aufschlugen.

Diese Hochsommertage besitzen jedoch, zumal unter jener nordischen Breite, an sich eine außerordentliche Länge, und im gegebenen Falle wurden sie durch das Warten auf die gebratenen Tauben oder irgend ein sonstiges märchenhaftes Ereignis keineswegs verkürzt. Schon einmal hatte Gertrud dadurch einen Beistand gegen die zu zahlreichen Tagesstunden gesucht, daß sie sich Daniel Wlilas als Kollegin zugesellt, aber auf die Dauer büßte dies Palliativmittel von seiner Wirkungskraft ein, und ebenso konnte sie nicht täglich interessanten Stoff zu einer längeren brieflichen Unterhaltung mit Fräulein Franziska Langenfeld aufreiben. Es erfüllte allerdings gewiß mit einem erhebenden Gefühl, sich um die grammatikalischen und orthographischen Begriffe eventueller dereinstiger Mütter zukünftiger Heidschnuckenzüchter verdient zu machen, sowie es unfraglich sehr schön war, die Sonne über der weiten Fläche auf- und niedergehen zu sehen, den Wind in den Föhren summen und den Riech über dem Moorbruch schreien zu hören. Allein die Gewöhnung bleibt nach mehrfachen Aussagen die andre Mutter oder die Amme des Menschen, und eines Morgens wurde Gertrud Heidelersche

von so heftigem Durst nach der Milch derselben angefaßt, wie das vorherige Leben ihr solche stets in reicher Auswahl von Gefäßen dargeboten, daß sie sich zur Stillung ihres Verlangens zum erstenmal auf den breiten, rechtwinklig von der Heerstraße abzweigenden Sandweg begab. Diesen entlang wandernd, traf sie nach einem halben Stündchen in dem Dorfe Altenhagen ein, erkannte ohne viele Nachfrage alsbald neben der Kirche das freundlich grün umspinnene Pfarrhaus und trat in dasselbe ein. Der Pastor Wolfgang Schaffeurath befand sich indes, von einem Amtsgeschäft nach Helbertshusen fortgenötigt, nicht anwesend, und auch sonst regte sich nichts Lebendiges im Hause, so daß die vergeblich da und dort Anklopfende suchend durch eine Hinterthür hinausging. Sie gelangte auf diese Weise in den Kleinpoppenrode benannten Pfarrgarten, und hier stand Katharina Hollerbusch mit der Pflage einiger ihrer Lieblingspflanzen beschäftigt, gab im ersten Augenblick auf die in der gegendüblichen Sonntagstracht Erscheinende nicht sonderlich acht, sah ihr dann jedoch mit einem Ausdruck höchsten Erstaunens ins Gesicht.

„Ist der Herr Pastor nicht zu Hause?“ fragte Gertrud.

Die Angeredete schüttelte nur mit dem Kopf und jene fügte nach: „Das thut mir leid, ich wollte mir einmal Haus und Garten von ihm zeigen lassen. Er hat öfter davon gesprochen, und soweit ich gesehen, gefallen beide mir wirklich recht gut. Sie sind wohl die alte Wirtschafterin des Herrn Pastors?“

Die Sprecherin hatte im letzten Satz das kleine Beiwörtchen gedankenlos und jedenfalls ohne alle Absicht so hinzugefügt, wie sie es aus dem Munde Wolfgang Schaffeurath's einigemal vernommen. Es bedurfte keines absonderlich geschärften Sinnes, um dies mechanische Nachsprechen herauszuhören, und das Ohr Katharina's faßte es offenbar sogleich demgemäß auf, denn sie antwortete, wie erschreckt mit der Zunge anstoßend:

„Die alte — hat jemand Ihnen gesagt, daß ich die alte Wirtschafterin des Herrn Pastors bin?“

Der Jungen kam das Bewußtsein, ihr sei das Wörtchen etwas unbedachtam entflohen, sie versetzte gutherzig:

„Der Herr Pastor hat damit natürlich nur gemeint, daß Sie schon lange treu bei ihm im Dienst gestanden, denn von wirklichem Greisenalter ist ja bei Ihnen noch nicht die Rede.“

„Bei ihm treu — im Dienst — gestanden?“ wiederholte Katharina Hollerbusch, mühsam die Silben artikulierend. „Hat er das — und woher — wenn ich fragen darf — sind — sind —?“

„Ich wohne im Dreiangel,“ entgegnete Gertrud Heibelerche auf die nicht zum Ende gelangende Frage.

„Schon — wenn ich fragen darf — schon — länger?“

„Ja, gut vierzehn Tage. Ich will Sie bei Ihrer Besorgung nicht aufhalten, liebe Frau —“

In ein wenig großstädtischem Ton einer jungen Dame kam es von den Lippen der Antwortenden, und sie fügte drein: „Es war meine Absicht, den

Herrn Pastor um ein Buch aus seiner Bibliothek zu bitten, — nein, bleiben Sie ruhig bei Ihrer Arbeit — ich stehe auf so vertrautem Fuß mit dem Herrn Pastor, daß ich wohl auch selbst in sein Zimmer gehen und mir ein Buch auswählen darf. Sie können nur sagen, Gertrud sei hier gewesen und habe es mitgenommen.*

Gleichmütig drehte die Sprecherin sich und ging wieder in's Haus zurück, wo sie sich in der Arbeitsstube des Pfarrers einen Band Goethe'scher Gedichte mit „Hermann und Dorothea“ aussuchte und, im Gehen darin blättern, zum Dreieck zurückwanderte.

Katharina Hollerbusch hatte ihr nachfolgen wollen, aber die Beine zitterten ihr so stark, daß sie nach ein paar Schritten innehalten und sich auf die kleine Bank niedersetzen mußte, wo sie im Frühling abends mit Wolfgang Schaffenrath dem Gesang der Nachtigall zuzuhören pflegte. Sie hielt ihre Gießkanne dabei noch in der Hand, doch ohne zu bemerken, daß dieselbe den Blechhals schief herunterbog und aus der Brause eine Douché auf ihr Kleid niederregen ließ, als ob sie selbst eine im Vertrocknen begriffene, dringend der Einschwemmung bedürftige Pflanze sei. Denn der Mund der treuen Pfarrhausverwalterin wiederholte ein halbes Dutzendmal vor sich hin: „Ger — trud — Ger — trud —“, und dann brachte er wie mit gebrochener Zunge hinterdrein hervor: „Die kleine Hexe — sagte er es nicht — an dem Abend — vor vierzehn Tagen — als die Gertrud Magerfupp hergeschickt — die kleine Zauberin — von den Truden käm's her. Und jeden Abend ist er seitdem im Dreieck — wegen des Professors, sagt er — und auf vertrautem Fuße steht sie mit ihm — und ich bin seine alte Wirtschafterin — die tren bei ihm im Dienst gestanden — und ich kann ruhig bei meiner Arbeit bleiben — und das Haus und der Garten gefallen ihr gut — sie wollt' sich's einmal ansehen —“

Die abgebrochen herauskommenden Sätze thaten kund, daß die Sprecherin ebenso durch etwas aus ihrem geistigen oder gemüthlichen Gleichgewicht gebracht worden, wie sie das körperliche verloren gehabt, und so blieb sie, wohl zum erstenmal seit bald dreißig Jahren, am hellen Tage unthätig auf der kleinen Bank sitzen und sah insofern mit groß-reglosen Augen vor sich nieder, als sie dieselben eine Stunde lang nicht von dem weißen Wegsand vor ihren Füßen verwendete. Nur ab und zu einmal zuckten ihre Lider mit einem kurzen Blinzeln zusammen, weil sie einen großen, zwischen ihnen aufquellenden Tropfen hindurchlassen mußten. Sie vollbrachten das mechanisch, er fiel genau an die Stelle seiner Vorgänger und Nachfolger auf den Gartenboden herunter, der ihn gewohnheitsmäßig phlegmatisch einsog und offenbar nicht den geringsten Unterschied zwischen dieser und der sonst von oben zu ihm herabgeratenden Flüssigkeit machte. Aber dann fuhr der Kopf der Sitzenden erschrocken in die Höhe, denn vom Hause her scholl ein Fußtritt, und die Stimme des heimgekehrten Pastors Wolfgang Schaffenrath sagte

„Es ist fürwahr eine Sommerwärme, der meine Altersjahre doch noch nicht genug winterlichen Widerstand entgegensetzen, sondern mich die Sonne kaum minder heiß empfinden lassen als in der Jugend. Aber im Grunde ist es schön

und köstlich, daß es einem so geschieht; bist du noch hier draußen, liebe Käthe? Deinem Gefühl scheint es nicht in gleicher Weise zu ergehen, denn du sitzt ja in der schattenlosen Strahlenhitze und ohne eine schützende Bedeckung des Kopfes. Dessen solltest doch lieber auch du dich nicht unterfangen —“

„Ach, ich bin ja alt genug dazu, daß es mir nichts mehr schaden kann,“ erwiderte die Gewarnte mit einem leicht schluchzend aufziehenden Stimmenklang.

„Nun, unsere Jahre bewegen sich doch ziemlich auf gleicher Stufe,“ gab er zurück, „und wie gesagt, ich fühle nicht Schnee genug auf dem Haupte, um schon einen natürlichen Schutz wider eine Entzündung desselben zu besitzen.“

„Nein, du wohl nicht, das ist ja auch natürlich. Mit fünfzig Jahren ist ein Mann ja immer noch jung — und kann — und unsereins ist eine alte — eine alte Frau — ein altes Mädchen, meine ich natürlich.“

Die Sprecherin gab sich unverkennbar Mühe, so gleichmütig als möglich zu reden und den schluchzenden Ton von vorhin nicht wieder heraufkommen zu lassen. Doch trotzdem klang er fast noch vernehmlicher durch die Sonnenstille des Gartens, so daß der Pastor verwundert entgegnete:

„Was hast du, liebe Käthe? Ist dir in meiner Abwesenheit etwas zugestoßen?“

„Mir? Nein — was sollte mir — mir ist gar nichts.“

Ziemlich dieselbe Erwiderung war's, die er ihr vor vierzehn Tagen einmal bei seiner abendlichen Rückkunft gegeben, und auch die Begleitumstände der Antwort stimmten überein, denn sie hob den Blick zu ihm auf, ließ denselben jedoch mit einer befangenen Unsicherheit nur kurz an ihm vorübergehen. Ihr flüchtiges Emporrichten des Kopfes hatte jedoch ausgereicht, Wolfgang Schaffenrath zu der Entgegnung zu veranlassen:

„Es will mich doch fast bedünken, liebe Käthe — deine Augen erscheinen, als ob eine Feuchtigkeit darin angesammelt sei —“

Nun ging ein gezwungener Versuch des Lächelns um den Mund Katharina Hollerbusch's, wie sie einfiel: „Das glaub' ich wohl — ich habe mir vorhin — eben eh' du kamst — aus Unvorsichtigkeit mit der Brause selbst Wasser über den Kopf gegossen. Davon ist wohl noch ein bißchen in den Augen geblieben — nun will ich aber in die Küche — um meinen Dienst zu versehen. Ich habe ihn doch — seit dreißig Jahren — immer treu geleistet — nicht wahr, Wolfgang, — das Zeugnis kannst du mir doch geben? — und, was an mir liegt — so will ich ihn gewiß auch fernerhin — mir nichts zu Schulden kommen lassen —“

„Aber, liebe Käthe — du redest sonderbarlich, als ob die Sonne wirklich dich im Kopfe ein wenig verwirrt gemacht habe, gleichwie wenn du hier im Hause als eine Pfarrhauswirtschafterin im Dienst gestanden seiest. Mir ist in letzterer Zeit so öfterem auch der Gedanke gekommen, daß deine treue Fürsorge für mich allgemach deinen Jahren beschwerlich fallen möge, so daß ich sie dergestalt fürder nicht mehr in Anspruch nehmen dürfe, sondern mich danach umthun müsse, eine jüngere Kraft, sei es nach deinem Wunsche zur Unterstützung oder zur völligen Ablösung für dich, zur Führung des Hauswesens heranzuziehen. Es wird eine

solche sich ja durch die Nebeneinkünfte von Poppenrode und Helbertshusen bei richtiger Wahl jezt wohl verstaten lassen —“

„Eine jüngere Kraft — so, daran hast du gedacht, Wolfgang? Das ist ja sehr — sehr — fürsorglich von dir — das habe ich eigentlich nicht verdient, Wolfgang. Eine jüngere Kraft zur Führung des Hauswesens — um mich völlig abzulösen — ja, das ist's wohl, was meine Jahre, wie du sagst, mit sich bringen. Aber für die Küche fortsorgen kann ich wohl noch und wird's dir recht sein; ich weiß ja seit dreißig Jahren, wie's dir am besten schmeckt — und das lernt sich doch nicht so schnell von der jüngeren Kraft. Es ist hohe Zeit, Feuer für das Mittagessen anzumachen — ich will —“

Katharina lief eilends ins Haus, während der Pastor ihr kopfschüttelnd nachblickte und halbblaut zu sich selbst sprach: „In mancherlei Hinsicht erweist dieses Jahr sich in der That als ein verwunderliches, dessen Thun und Treiben den Menschenköpfen nicht überall ganz verständlich fällt.“

Vielleicht begriff Wolfgang Schaffenrath ein wenig auch seinen eignen Kopf darunter mit, jedenfalls aber erstreckte seine Anmerkung ihre Richtigkeit auf das heutenittägliche Behaben der beiden langjährigen gemeinsamen Hausbewohner. Sie löffelten, sich stumm gegenüberstehend, ihre Suppe aus, welche beiden kein Bedürfnis, sondern von jedem nur geessen zu werden schien, um vor dem andern kein auffälliges Betragen an den Tag zu legen. Ein doch einmal angeknüpftcs Gespräch kam nach wenig Worten wieder ins Stocken, und die Augenpaare wichen sich mit einem schweigamen Zugeständnis aus, daß die alten Tischgenossen zum ersten Male von nicht ausgesprochenen und nicht mittelbaren Einzelgedanken beschäftigt würden. Ein solches Verhalten hatte allerdings in ihren jüngeren Jahren wohl bereits stattgefunden, aber damals war es ein Verschweigen dessen gewesen, was jeder in dem andern gleicherweise vorhanden wußte, während jezt diese Übereinstimmung sich augenscheinlich in ihr Gegenteil umgewandelt hatte. Der Pastor begab sich nach der Mahlzeit in seine Stube, um sich gewohnheitsmäßig etwas zum Nachmittagschlummer hinzustrecken, Katharina Hollerbusch dagegen machte eine völlige, noch niemals erhörte Ausnahme von ihrem Tagesbrauch, indem sie, anstatt das Mittagsgerät zu säubern, dies gleichgültig seinem Zustande auf dem Küchentisch überließ, nach ihrem alten, noch aus jugendlichen Tagen herstammenden Schäferhute griff und geräuschlos auf den Zehen das Haus verließ. Sie schien südwärts in die Heide hineinzuwandern zu wollen, bog indes bald rechtwinkelig aus, so daß sie auf den breiten Sandweg gelangte, und lief in diesem hurtig wie ein trippelnder Brachvogel weiter, dem Gasthof zum Dreiangel entgegen.

Hier bildete sie einen nur seltenen, doch immerhin genau mit der Hauseinrichtung vertrauten Besuch und fand auf ihre Nachfrage nach der Wirtstochter diese unten im kühlen Milchfeller auf. Zu den Eigenschaften Hanne-Soffe's zählte auch eine ihr ziemlich gelänfige Nachachtung der Horazischen Vorschrift des „nil admirari“, ohne daß sie von solcher klassischen Formulierung derselben je etwas vernommen gehabt, und sie empfing die Ankommende sonder über-

rafchung über das Ungewöhnliche ihrer Hierherkunft. Die Pfarrhauswirtschafterin äußerte, daß sie einen kleinen Nachmittagsspaziergang gemacht, erkundigte sich, jedoch in Anbetracht der Wichtigkeit dieser Frage nur etwas kurz, wie die Milch sich in der Sommerwärme halte, und ging auf das außergewöhnliche Ereignis über, daß der Dreiangel seit einiger Zeit Wohnungsgäste beherberge. Das bestätigte Hanne-Soffe, indem sie Auskunft über den Professor Schabacker, sowie Klas Schleesack gab, dessen zeitweiliger Mitbewohnereigenschaft sie indes weniger Anerkennung als ihr Vater entgegenbrachte. „Und habt Ihr nicht noch mehr Leute im Haus, Kind?“ fragte Katharina Hollerbusch obenhin, „ich meinte, ich hätte davon gehört.“ — „Nein, sonst bloß noch die Bruders- oder Schwesters- tochter des Herrn Pastors oder was sie für Verwandtschaft mit ihm hat.“ — „So — ja natürlich — die — Schwesterstochter ist's — die Gertrud. Und sieht der Herr Pastor wohl einmal nach ihr, wenn er abends hierherkommt, und ist freundlich gegen sie? Ich bin eigentlich etwas in Sorge darum, weil er sie nicht zu uns ins Haus genommen hat.“ — „Das brauchen Sie gar nicht zu sein, Fräulein Hollerbusch,“ antwortete Hanne-Soffe, beruhigend mit dem Kopf schüttelnd, „der Herr Pastor ist jeden Abend gewiß eine Stunde lang allein mit ihr im Garten und da sind sie, wie man's spricht, ein Herz und eine Seele.“ — „So — na, das ist ja schön, Kind — nun muß ich auch wohl wieder gehn. Und warum meinst du wohl, daß sie eigentlich hier ist und wie lange sie noch bleibt?“ — „Ich glaube,“ erwiderte die Befragte lachend, und ihre Augen lachten in dem Schattenlicht des Kellers blauen Aufglauges verständnisvoll mit, „ich glaube, um zu lernen, was für eigene Hauswirtschaft und eine Brautchaftsaussteuer notwendig ist, denn davon wußte sie, als sie herkam, noch blutwenig.“ — „So — ja, das ist —“ Katharina Hollerbusch schluckte einmal — „ist ja für ein Mädchen auch sehr notwendig — na dann — dann gib mir acht, daß die Milch dir nicht zusammenläuft, Kind — es ist so warm in dem Jahr — der Herr Pastor sagte es — auch — heute Vormittag —“

Nun lief sie wieder durch Sand und Sonne gegen Altenhagen zurück, halb atemlos ab und zu vor sich himmelmelnd: „Eine Schwesterstochter — oder eine Bruderstochter — wenn man keine Schwester — oder Bruder — auf der Welt hat — gar keinen Verwandten — keine Seele — auf der ganzen Welt. Wolfgang — und nach dreißig Jahren — Wolfgang — Gott im Himmel, was für ein Jahr ist das —“

Die runden Tropfen kamen wieder zwischen den Wimpern heraus, sie wischte dieselben im trippelnden Lauf mit dem Handrücken weg, dann bog sie vom Weg ab, um unbemerkt seitwärts her in den Pfarrgarten zurückzukommen.

Der Pastor öffnete erst ein Weilchen nach ihrer Rückkehr die Augen und hörte sie nach gewohnter Weise in der Küche mit den am Mittag gebrauchten Gerätschaften hantieren; der erquickliche Schlummer hatte ihm ihr absonderliches Behaben im Gedächtnis verwischt, und als der Abend heranrückte, sagte er, mit Stock und Hut zu ihr ins Wohnzimmer tretend, freundlich im alten Ton: „Ge-

habe dich wohl, liebe Käthe, ich werde nur noch ein wenig zum Dreiiangel hinübergehen."

Die Angesprochene saß mit einer Nâharbeit beschâftigt, ihre Züge bekundeten nichts Ungewöhnliches mehr, und sie versetzte:

"Ist dir denn die Unterhaltung mit dem Professor Schabacker so interessant?"

"Nun ja, nun ja — in ihrer Art; es lâßt sich mancherlei an Kenntniß aus ihr entnehmen."

"Das klingt ja, als ob du vom Apfelbaum des Paradieses redest; früher gefiel es dir besser hier in unserm Garten."

Wolfgang Schaffenrath rânsperte sich einmal. "Das Nämliche ist sicherlich auch jetzt noch der Fall, liebe Käthe, doch die Abwechslung lâßt uns eben das in unserem Besiße Befindliche noch mehr schâzen."

"Ich glaube, daß diese — Abwechslung — ich meine, der allabendliche Gang zum Dreiiangel dir gar nicht besonders zutrâglich ist."

"Früher wareest du der gegenteiligen Meinung, liebe Käthe, und pflegtest selbst mich zu der Abendwanderung dorthin zu überreden."

"Ja — aber allnâhlich in deinen Jahren — man achtet leicht nicht genug bei so — interessanter — Unterhaltung darauf, wie viel Glâser man genießt —"

"Das Braunbier bildet gewißlich ein sehr harmloses Getrânk, liebe Käthe."

"Ja — aber es ist nicht alles so harmlos — ich meine — du trinkst auch gewöhnlich noch einen Rûmmel dazu — thust du das etwa nicht?"

Die Fragstellerin sah auf und dem vor ihr Stehenden mit prâsenden Augen ins Gesicht, als ob sie den Versuch einer Ablegnung von ihm voraussetze und demselben durch ihr Anblicken zu begegnen trachte. Die Augen des Pastors hielten sich ihr ebenfalls entgegengewandt, wichen jedoch an den ihrigen vorbei, und er versetzte ein wenig unmutig:

"Nun, ich habe darüber doch nur mir selbst Rechenschaft abzulegen, liebe Käthe, ob für meine Gesundheit daraus eine Schâdlichkeit entspringt."

"Das kommt mir eben so vor, Wolfgang — du bist in den letzten Wochen anders als früher und hast dich wahrscheinlich — ohne daß du es weißt — gewöhnt, mehr als einen Schnaps zu dir zu nehmen. Das ist sehr schâdlich und fâhrt —"

"Aber, liebe Käthe, mir scheint, daß du mich der Unenthalttsamkeit im Trunke bezichtigst."

"Und kostspielig ist es auch, wo wir uns doch so haben einschrânken müssen, daß wir nicht im stande gewesen — ich meine, es wâre sparsamer und für dich zutrâglich und auch ich hâtte wohl ein Anrecht darauf, daß du nicht in den Dreiiangel gingest."

Es klang eine mit mehrfâltigen Vorhaltungen untermischte Anforderung aus der letzten Erwiderung Katharina's, und vielleicht hâtte der Pastor Wolfgang Schaffenrath ihren Einwânden eine gewisse Berechtigung zuerkannt, wenn nicht durch ein wenig Schuldbewußtsein einer seit Wochen vor ihr fortgesetzten Ver-

heimlichung der in ihm angeregte Unmut zu einer Steigerung gediehen wäre. Diese eigne Gemüthsverfassung ließ ihn ihre letzte Antwort nicht ganz mit dem gewohnten ruhigen Gleichmaß seiner sonstigen Beurteilung irdischer Vorkommnisse aufnehmen, sondern mit einiger nachdrücklicher Entschiedenheit jetzt entgegen:

„Es will mich bedünken, liebe Käthe, daß du dich in einem mehrfältigen Irrthum befindest, insofern die Veränderung, welche du an mir wahrgenommen zu haben vermeinst, wohl auf einer in deinem eigenen Wesen heute hervorgetretenen beruhen dürfte. Alsdann, daß wir nicht zu demjenigen in den Stand versezt gewesen, was du andeutungsweise berührt hast, so entsprang solche Entsagung doch nicht allein der Geringfügigkeit meiner Pfarreinkünfte, sondern in-gleichem der betreibenden Thatfächlichkeit, daß deine Lebensumstände keinerlei Erhöhung derselben zu bewirken in der Lage waren. Ein Mädchen, welches, wenn auch nur ein Weniges in dieser Hinsicht mit sich gebracht, hätte ich als Frau in dieses Haus hineinzuführen vermocht; daß ich bis zum heutigen Tage auf ein solches Eheglück Verzicht geleistet habe, wirst du mir billigerweise nicht zum Vorwurfe anzurechnen gewillt sein. Aber da ich demgemäß bis heute von dem natürlichen Wunsche einer Verheirathung absteheu gemußt, folgert wohl daraus, daß es mir auch nicht auferlegt sein kann, unter der Vormundschaft oder dem — wie man sagt — dem — Pantoffel einer Frau zu stehen, vielmehr meine Lebensführung von meiner eigenen Bemessung abhängig zu erhalten. Das, liebe Käthe, wird dir bei einigem Nachdenken wohl auch als das Richtige zur Erkenntnis gelangen, und ich glaube zu diesem Behufe eben zweckdienlich zu handeln, wenn ich dich für ein Stündchen allein belasse und noch ein wenig in den Dreiangel hinübergehe.“

Damit führte Wolfgang Schaffeurath die leztgeäußerte Absicht aus, und wenn er auch seinem Stimmenklang und dem Ausdruck der Züge nach ohne jede Erregung gesprochen hatte, so war doch heut Abend zum ersten Mal seit dreißig Jahren ein Ton der Uneinigkeit und der Mißbilligung zwischen den alten Hausgenossen durch die sonst so still-friedliche Wohnstube aufgeklungen. Das Jahr 1848 hatte aus seiner großen Vorratskammer von unruhigen Geistern auch in diesen abgeschiedenen Weltwinkel des Altenhagener Pfarrhauses einen kleinen Unfriedensstifter hineingeschickt, und Katharina Hollerbusch sagte, ihrem „lieben Wolfgang“ durch das Fenster auf den Weg zum Dreiangel nachblickend, aus halb tonlos verschmürter Kehle vor sich hin:

„Bis hent hat er auf das Eheglück Verzicht geleistet — weil er so arm war und ich auch. Aber es giebt ja Mädchen, die Vermögen haben — und — für ihn — ist es ja noch nicht zu spät — und ein natürlicher Wunsch, sagt er — ist es — und das muß ich in diesem fürchterlichen Jahre noch erleben.“

Sie besserte mit schwarzem Zwirn eine von der Zeit fadenbrüchig ange-nagte Stelle in dem pastoralen Summar aus, und es fiel auch jetzt wieder ein Tropfen auf ihre Arbeit herunter. Doch war es diesmal kein wasserheller, sondern ein roter, denn sie hatte sich mit der Nadel in den Finger gestochen, und

Daniel Ulfilas hätte verständnisinnig geäußert, wie ein Symbol des weltgeschichtlichen Jahres, hebe sich der rote Blutstropfen von dem dunklen Untergrunde des Priestertalares ab.

Gertrud Heidelerche hatte sich zur Bekämpfung ihres Stundenüberflusses nicht ohne Vorbedacht aus dem Bücherschatz des Altenhagener Pfarrhauses „Hermann und Dorothea“ ausgewählt. Es war ein Gedicht, das sie besonders liebte, dessen stiller, ländlicher Handlungsort außerordentlich zu ihrem gegenwärtigen Aufenthalt paßte, und überdies besaß die darin geschilderte Zeit manche Ähnlichkeit mit der jetzt seit vier Monaten die Welt und die Menschengemüter regierenden. Nicht als ob Gertrud darum Sympathien für diese Zeit in sich getragen hätte; im Gegentheil verabscheute sie die zu jenem Vergleich Anlaß gebende Beschaffenheit derselben in reichhaltigstem Maße und las mit ausgefuchter Vorliebe diejenigen Stellen der Goethe'schen Dichtung, welche sich über das Glück eines friedlichen Daseins, weitab von allem Widerstreit und Kampfgetöse politischer Meinungen aussprachen. Ihr redeten die Worte des „edlen, verständigen Pfarrherrn“ aus der Seele:

„Ich weiß es, der Mensch soll
 Zimmer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
 Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
 Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
 Gab die Natur uns auch die Lust zu verharren im Alten
 Und sich dessen zu freu'n, was jeder lange gewohnt ist.
 Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
 Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
 Denn die Tage sind kurz, und beschränkt ist der Sterblichen Schicksal.“

Der Pastor Wolfgang Schaffnerath erinnerte die Lesende unwillkürlich an den Urheber dieses Ausspruches, und in dem Kopf oder Köpfchen Gertrud Heidelerche's steckte etwas Philosophisches, das sie völlig mit der Weisheit der obigen Verse übereinstimmen ließ. Die „Lust im Alten zu verharren und sich dessen zu freuen, woran sie sich gewöhnt hatte,“ war ihr eingeboren; sie verstand darunter die Welt oder das Leben, wie sie beides sich seit Kindertagen in ihrem Gefühl und ihrer Phantasie zur Vorstellung gebracht. Diese beruhte auf einem schönen, friedfertigen, poetischen Verlauf des Daseins, am liebsten in ländlich idyllischer Ruhe, die sie aus ihren Lieblingsdichtungen kennen gelernt und nach der sie um so lebhafter Verlangen gehegt, als sie ihr Leben bis dahin fast immer nur im Gelärm der großen Stadt zugebracht hatte. Allerdings mußte und empfand auch sie dabei, daß es sich noch „zum Besseren und dem Höheren nachstreben“ lasse, und daß insofern auch das Eintreten „des Neuen“ erwünscht fallen könne. Aber dies mußte sich harmonisch mit dem in ihr die Grundlage bildenden „guten Zustande“ des Alten verbinden, mußte vor allem „natürlich und vernünftig“ sein. Und das war, nach ihrer Auffassung, die gegenwärtige Zeit keineswegs, vielmehr im allerhöchsten Grade widernatürlich und unvernünftig. Die Zeit dachte gar nicht daran, daß „die Tage kurz und der Sterblichen Schicksal be-

schränkt" seien, und gleicherweise sah sie nicht ein, „daß der Mensch nur wenig bedürfe und sich nicht vieles wünschen solle,“ was ihn nicht angehe und nicht allein nichts zu seinem Glücke beitrage, sondern nur geeignet sei, es zu schädigen oder gar zu Grunde zu richten. Diese thörichte Verständnislosigkeit der Zeit für das Natürliche und Vernünftige hatten Gertrud Heidelerche aufs äußerste verdrossen, ja in Empörung versetzt, und obwohl allerdings die Bewerbung des Herrn Staatsanwalts und Freiherrn von Landschade um ihre Hand oder ihr Vermögen den entscheidenden Anstoß für ihre etwas unbrändliche Auswanderung aus Berlin gegeben, so hätte sie den täglichen Vorstellungen ihres Vaters wohl noch länger Gleichmut entgegenesetzt, wenn nicht die schon vorhandene innerliche Entrüstung über die widersinnige Zeit hinzugetreten wäre, um sie davonzutreiben und sie zu dem abenteuerlichen Entschluß zu veranlassen. Sie hatte es an Fräulein Franziska Langenfeld geschrieben. Auch dafür war entschieden die Luft des Jahres 1848 mit verantwortlich, das einmal in allen Menschentöpfen mehr oder minder Unherkömmliches, Seltsames und Verrücktes ausbrütete.

So genoß die junge Durchgängerin nun die idyllische, ländliche Ruhe ihrer oftmaligen Sehnsucht, machte sich aus stichhaltigen Gründen um eine etwaige Besorgung ihres Vaters für sie durchaus keine Unruhe und vertiefte sich seit heut Vormittag ganz in die dichterischen Schönheiten und die zeitgemäßen oder, wie der Jargon der Zeitungsschreiber sich ausgedrückt hätte, wiederum aktuell gewordenen menschlich-politischen Betrachtungen von „Hermann und Dorothea“. Sie hatte das Buch zu ihrer nachmittägigen Hinzulagerung in die Heide mit sich genommen und fand darin noch manches, das ebenfalls eine gewisse und interessante „Aktualität“ besaß. Wenigstens ging ihr ein unwillkürliches Lächeln um die Lippen, als ihr Blick auf die Verse fiel:

„ — ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rote Laß erhebt den gewölbten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Nieder ihr knapp an;
Sanber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Stirnd;
Stark sind vielmal die Böpfe um silberne Nadeln gewickelt,
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Lage der Rock an
Und umschlingt ihr im Wehn die wohlgebildeten Knöchel.“

Die Heide umher bot keinen Spiegel dar, aber die Schilderung Dorothea's durch Johann Wolfgang Goethe konnte beinahe die Dienste eines solchen für Gertrud in dem Sonntagsstaat Hanne-Soffe's vertreten. Der „rote Laß“ fehlte freilich, doch hob das schwarze Nieder den gewölbten Busen darum nicht minder, und wenn die silbernen Nadeln auch gleichfalls nicht vorhanden waren, so stand doch zu wetten, daß der leicht geschlungene Haarknoten den Schönheitsvergleich mit den starken Böpfen Dorothea's unbeforgt aufnehmen konnte. Und, was das Übrige anging, war die Übereinstimmung in der That ohne alle Anstrengung der Phantasie aufs leichteste herstellbar.

„— Ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen,
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr eine vergleichbar,“

sagten die vorangegangenen Verse und unfraglich mit dem nämlichen Recht hier wie dort, nur daß das Wörtchen „Bildung“ auf die Gesichtszüge Gertrud's wahrscheinlich noch in erweiterter Bedeutung angewendet werden konnte, als diejenigen der „starken Schritte mit langem Stabe die beiden Ochsen lenkenden“ Dorothea darauf ihrerzeit Anspruch erhoben hatten.

Die Lesende ging mit den Augen noch um ein paar Verse in der Beschreibung weiter zurück, die Hermann von dem Mädchen, mit dem er zusammengetroffen war, entwarf und las:

„Hätt' ich allein zu thun, so ging ich behend zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entschiede die Gute mein Schicksal.“

„Mit wenigen Worten?“ wiederholte sie laut vor sich hin. „Das wäre doch wohl fraglich gewesen, denn, wie ich glaube, ist das eigentlich nicht Mädchenart und jedenfalls auch nicht unter allen Umständen empfehlenswert. Wenn ich mich richtig erinnere, hat Dorothea es nachher auch nicht so kurz gemacht, sondern noch ziemlich viel Worte gebraucht, um sich zu vergewissern, daß sie wirklich keinen bedenklichen Mißgriff begehe.“

Es fing an, abendlich zu werden, und ein leiser Windhauch bewegte nickend die oberen Gezweige der Birken und Föhren umher, als ob sie dieser Meinung nur beipflichten könnten. Sonst war alles weithin still und reglos wie immer.

Wie schilderte der Dichter eigentlich den Hermann? Gertrud suchte eine Weile vergeblich, bis sie „der wohlgebildete Sohn“ fand.

Ja, das ließ sich voraussetzen und traf natürlich zu. Ein Mädchen, wie Dorothea, verliebte sich selbstverständlich nicht in einen mißgestalteten jungen Mann.

Auch „sinnig“ und „edel“ ward er mehrfach genannt.

Nun, das war er im Grunde wohl auch. Ohne diese Eigenschaften hätte die Liebe zu ihm ebenfalls nicht entstehen können.

Dann hieß er einmal „verständlich.“

Das war stark, denn darauf hatte er in der Vorstellung Gertrud Heidecker's am allerwenigsten Anspruch. „Der Verstandlose — Unsinnige — Besessene“ wäre die richtige Kennzeichnung gewesen.

Wodurch konnte nur ein so widersprechendes Beiwort für ihn begründet werden? Sie suchte und fand:

„Lächelnd sagte darauf der Vater: So hör ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen.“

Was hatte Hermann denn gesagt? Ihr Blick hob sich zu den vorhergehenden Versen:

„Lieber möcht ich als je, mich heute zur Heirat entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.“

Das klang allerdings „verständlich“ und rechtfertigte die Beilegung dieses Epithetons. Nur täuschte der Vater sich in seiner lobenden Auffassung dieser

Worte; sie waren rein theoretischer Natur, in der Wirklichkeit verhielt das Ihm und Treiben Hermann's sich ganz anders.

Gertrud legte das Buch zur Seite; ihr Verlangen nach dem Inhalt desselben zeigte sich vorderhand gestillt, es ward außerdem auch zu dümmrig, um noch weiter zu lesen.

Mechanisch blickte sie sich um. Nach den Lichtverhältnissen hätte Christoph Offenkop mit seiner Herde schon hier sein müssen; zum erstenmal seit vierzehn Tagen blieb er länger aus. Vielleicht auch trieb er seine Schafe heut auf einem andern Wege zum Nachtpferch in Helbertshufen.

Doch nun tönte das blecherne Gebimmel der Leithammelglocke durch Ginsten und Heidekraut heran. Toffel kam nur um ein wenig verspätet, seine Heidschnucken schienen etwas eigensinniger und unfolgsamer als sonst zu sein, sie drängten sich manchmal schnuppernd gegen ihren „Master“ zusammen und lösten sich in unruhigen Sprüngen wieder auf. Aber dann lehnte der lange, weiße Mantel nach gewohnter Art an dem Kieferstamm, die Tiere ruypten sich rundum einen letzten Abendimbis vom magern Boden, und alles war, wie es sich in der Zwielichtsstunde hier gehörte.

Gertrud hegte mehr und mehr ein Gefühl eigentümlicher Zuneigung für ihren schweigsam-schüchternen, hübscher und feiner als die sonstigen Dorfsöhne gearteten Dämmerungsgesellschaftler. Wenn sie auch kaum etwas und im gegenwärtigen, schon tiefem Dunkel gar nichts von seinen Gesichtszügen wahrnahm, so wußte sie doch von der einmaligen, deutlichen Anschauung her, was der alte, niedergekrämpfte Filzhut überdeckte, und daß seine änzere Erscheinung auch einer entsprechenden innern, mit einer natürlichen, poetischen Empfindung begabten Gemütsbeschaffenheit zur Herberge diene. Vielleicht steckte ein wenig Neigung zum Belehren im Geblüt Gertrud Heidelerche's, wie hin und wieder in demjenigen ihres schönen Geschlechts überhaupt, und hatte sie ursprünglich auf die Idee gebracht, sich als Schulmeisterin die Zeit zu verkürzen; anderseits aber fühlte sie sich heut selbst besonders lebhaft von dem Trieb erfüllt, die Gedanken, welche sie den Tag hindurch beschäftigt hatten, sich einmal laut vorzusagen oder, wie die zutreffende Redewendung lautet, an den Mann zu bringen, wenn in diesem Falle der letztere auch eigentlich nur durch eine mythologische, männliche Dryas vertreten wurde. Und jedenfalls vereinigte sich dies alles augenblicklich in ihr, um sie auf den Einfall zu bringen, ihren Abendgenossen über den Inhalt von „Hermann und Dorothea“ mittelst freier Wiedergabe zu unterrichten. Sie fragte, ob sie ihm eine Geschichte erzählen solle, wozu er gewohntermaßen stumm nickte, und sie begann: „So höre gut zu, Christoph!“ Denn sie hatte schon vor einer Woche einmal gesagt, es klinge ihr so unpassend zu allem, ihn „Sie“ zu heißen, sondern mit seiner Einwilligung werde sie ihn auch „du“ nennen, wie alle es hier unter einander thäten; sie sei ja auch ein Landmädchen, wie die andern, und er spreche freilich nicht, aber wenn er es thue, habe sie nichts dawider, wünsche vielmehr, daß er sie dann gleichfalls mit „Du“ anrede, als ob sie seine Schwester oder sein Schach wäre. Dazu hatte sie gelacht und gefragt: „Hast

du denn einen Schatz, Christoph?" doch weder ein Nicken noch ein Kopfschütteln darauf zur Antwort erhalten, da Toffel nur unbeweglich nach dem dunklen Horizontrot mit der dunklen Silhouette des Dreiaugels darin hinübergesehen.

So erzählte Gertrud ihm heut die Geschichte von „Hermann und Dorothea“, indes wohl schon aus Gewöhnungsannahme ihres neuen Lehrerinnenberufs in vollstündigster katechetischer Form, indem sie ihren Bericht fortwährend durch Fragestellungen unterbrach:

„Glaubst du, Christoph, daß in derartigen, unruhigen Zeiten ein Mann, wenn er ein Mädchen wirklich lieb hat, sich um etwas Andres als um sie bekümmern darf?“

Darüber mußte der Befragte ein paar Augenblicke nachdenken und dann verneinte er mit einem Kopfschütteln.

„Ist es nicht ganz unsiinnig und geradezu abscheulich, Christoph, wenn ein solcher Mann statt dessen für Dinge, die ihn gar nichts angehen, mit andren tollen Lärmmachern zusammen seine Gesundheit und sein Leben aufs Spiel setzt?“

Das beantwortete der Befragte nach abermaligem Überlegen mit einem Nicken.

„Muß das Mädchen daraus nicht zu der Überzeugung kommen, Christoph, daß er sie gar nicht wirklich liebt, da solche Dummheiten ihm wichtiger dünken als sie, und ihm ganz gleichgültig scheint, ob er lebendig ist oder totgeschossen wird?“

Für diese Meinung konnte der Befragte sich nicht entscheiden; er schüttelte.

„Aber hat das Mädchen nicht recht, Christoph, wenn sie ihn wirklich mit ganzem Herzen geliebt hat und einsehen muß, wie wenig das für ihn bedeutet — wenn sie dann all' ihre Liebe zu ihm verbirgt und ihn von sich wegschickt und ihm sagt, er möge ihr nicht wieder vor Augen kommen, bis er — Gott weiß was — gethan, um zu beweisen, daß seine Liebe wirklich das Wichtigste für ihn auf der Welt sei?“

Die Entscheidung darüber stieß augenscheinlich auf eine Uneinigkeit in der Empfindung des Befragten. So viel sich erkennen ließ, bejahte und verneinte sein Kopf fast zugleich, doch es hielt schwer, in der Dunkelheit noch andres als den Schimmer seines Mantels deutlich zu unterscheiden. Trotzdem indes setzte Gertrud Heidelerche noch eine Zeit lang ihre Erzählung zusamt den Unterbrechungen fort, obwohl ihre katechetischen Fragen vermutlich bei jedem litterarisch mehr bewanderten Zuhörer zumeist nur verwundertes Kopfschütteln als Erwiderung bewirkt haben würden, denn es war beinahe ausnahmslos nicht wohl abzusehen, wie die Geschichte Hermann's und Dorothea's eigentlich zu ihnen Veranlassung geben könne. Aber Christoph Offenkop zählte offenbar nicht zu den so genauen Kennern der Goethe'schen Dichtung, daß er diese Inkongruenz zu beurteilen und von ihr in Erstaunen gesetzt zu werden vermochte. Ruhig hörte er zu, bis Gertrud sagte: „Es wird spät, wenn du morgen Abend kommst, will ich dir weiter erzählen; gute Nacht, Christoph!“ Da nickte er noch einmal und entgegnete leisestimmig wie stets: „Gute Nacht!“

Seine Heidschnucken schienen sich anfänglich um seine Aufbruchsabsicht nicht bekümmern zu wollen, doch als er mit dem langen Schäferstock den Leithammel aus seinem Phlegma aufspurrte, setzte dieser sich gewohnheitsmäßig dem Pferd zu in Bewegung, die Herde folgte dem Gebimmel nach und verschwand rasch in der beinahe schon völlig eingebrochenen Nacht. Gertrud begab sich auf den ihr bereits bis ins kleinste vertrauten Wege zum Dreiangel zurück, doch sie war müde vom langen Tage heut, auch vielleicht von der anhaltenden Beschäftigung mit „Hermann und Dorothea“ und legte sich, nachdem sie ihre ländliche Abendkost verzehrt, ohne mehr in den Garten hinunterzugehen, zur Ruhe. Daraus entsprang halb eine Enttäuschung und halb eine Beschwichtigung für Wolfgang Schaffenerath, der seiner lieben Käthe wahrheitsgemäß heut bei der Heimkunft mitteilen konnte, daß er nur durch die interessante Unterhaltung des Professors Schabacker so lange gefesselt worden sei.

Wie seit dem Eintreffen des letzteren allabendlich, sah es in der Herrensaststube aus und ging es drin zu. Das Löschpapierherbarium des Botanikers schwoll zu stärkerer Verdickung, ohne daß es ihm bis jetzt gelungen war, den Fundort des Schatzes zu ermitteln, auf welchen seine tägliche Umsuche sich gerichtet hielt. Ab und zu ließ Daniel Ufilas ein bedeutungsschweres, doch verständnißschwieriges Wort fallen, oder begleitete mit einem bedauerlich-geringschätzenden Achselzucken eine Äußerung Peter Sötebiers, der das aus der Stadt angelaunte Wochenblättchen gelesen und daraus die Meinung geschöpft hatte, „mit dem Kram draußen in der Welt bliebe wohl alles beim Alten, das Bier sei von der Sommerhitze ein bißchen ins Gären gekommen, aber, wenn die Faßreifen nur festhielten, so habe das weiter nichts zu sagen.“ Peter Sötebier war der einzige, den die Luft des besondern Jahres offenbar in keinerlei Richtung anders als sonst berührte, während selbst Hanne-Soffe sich einem heimlich wirkenden Einfluß derselben nicht entziehen konnte. In bemerkbarer Weise hatte sich ihr ein Ungedulderreger ins Blut eingenistet, der sie ab und zu vor die Thür in die halbhelle Mondnacht hinaustreten und die Heerstraße gegen Helbertshufen entlang schauen ließ. Auf dieser regte sich — eigentlich selbstverständlich — nichts, als daß einmal ein geisterhafter, weißer Schein in der Ferne auftauchte und, langsam herankommend, sich allmählich zu dem Mantel Christoph Offenkop's verdeckelte. Manchmal anhaltend und nur zögernden Schritts weiter setzend, wanderte er jedoch nicht, wie sonst, nur einigemal an dem Dreiangel vorüber, sondern schließlich sogar in denselben hinein; die Luft des Jahres hatte sichtlich bei ihm einen verschwenderischen Einfall hervorgerufen, der ihn nach der sichern nächtlichen Unterbringung seiner Heidschnucken sich noch zu der Dreierausgabe für ein Glas Braumbier aufschwingen ließ. Auch Hanne-Soffe war über dies Abweichen von seiner sonstigen unverbrüchlichen Sparsamkeit äußerst, doch entschieden nicht mißbilligend erstaunt und fragte lachend: „Hast du einen Schatz gefunden, Stoffel?“

Dem sie wich darin von dem Brauch der Gegend ab, daß sie bei ihrem freilich nicht häufigen Zusammenkommen mit ihm seiner allgemeinen „Toffel“-Be-

nennung auch das seinem Taufnamen von Rechtswegen zukommende S vorsetzte. Er hatte den Filzhut abgenommen, so daß man sehen konnte, wie es bei ihrer Frage rot über sein Gesicht herausschoß, und er entgegenete stotternd:

„Einen Schatz? Wie sollt' ich zu einem Schatz kommen?“ — „Wer nicht danach sucht, der findt ihn freilich nicht,“ meinte die Tochter Peter Sötebier's, mit der Schulter zuckend; „wirft doch nicht glauben, daß er von selber zu dir läuft.“ In der Schenkstube war niemand sonst als Klas Schleesack, der von seiner Tagesschwarzgräberei einen mörderlichen Durst mit heimgebracht und gelöscht hatte, infolgedessen er vor seinem Kümmelglase die Ellbogen breit auf den Tisch und seinen schnarrenden Kopf darauf gelagert hielt. Er bildete in dieser Erscheinung einen stark zu seinen Ungunsten ausschlagenden Gegenfuß mit dem jungen Master, denn wenn der Mantel des letzteren auch nicht gerade hermelinartige Weiße mehr besaß, so hob sich der unbedeckte Kopf darüber doch so hübsch und fein geartet in die Höh', daß es, noch besonders bei der kärglichen Beleuchtung der Stube, für empfindliche Augen nicht übermäßiger Phantasieanstrengung bedurfte, um sich einen jungen, als Schafhirt verkleideten Märchenprinzen unter ihm vorzustellen. Er saß und nippte ab und zu schnell an seinem Braumbier, wenn Hanne-Soffe die Augen nach ihm aufschlug und dabei den seinigen begegnete, die sich stumm zu ihrem Sitz hinübergerichtet gehalten hatten. Sie ward durch keine Pflicht zum Verbleiben in der Schenkstube genötigt, sondern hätte drüben in der Herrengaststube von der lehrreichen Unterhaltung Vorteil für ihre Bildung ziehen können. Aber ähnlich wie Gertrud Heidelersche schien sie mehr Gefallen an derjenigen mit Christoph Offentop zu finden, so einseitig diese Zwieprache sich allerdings auch hier gestaltete. Denn das Reden fiel fast ausschließlich ihr zu, er versuchte wohl hin und wieder einmal, es über das Nicken und Kopfschütteln hinauszubringen, aber sobald sie ihn ermunternd dabei ansah, verfiel er ins Stottern und Stottern, und das einzige, was ihm verständlich über die Lippen kam, war, „daß er zu arm sei, um jemals hoffen zu können“ — aber was er nicht hoffen konnte, brachte er schon wieder nicht heraus. Und in den hellen Augen Hanne-Soffe's stand dann und wann deutlich und verdrießlich die Wiederholung der von ihr an Gertrud gerichteten Bemerkung zu lesen, er sei von so jungenhafter Schüchternheit, daß es an eine Dummheit grenze, die sich nur durch seinen täglichen, ausschließlichen Verkehr mit den Schafen erklären lasse.

Nach seinem abendlichen Brauch kam draußen von Helbertshufen her auch Erich Hainfeld vorüber, hielt, wie er dies pflegte, eine Zeit lang an, um sich aufmerksam die äußere Bauart, sowie die innere Einrichtung des Dreiangels zu betrachten, wobei er auch einen Blick zu dem bereits dunkel gewordenen Fenster Gertrud Heidelersche's hinaufwarf und alsdann die Heerstraße gegen Poppentode weiter verfolgte. Um eine Stunde später schlug Daniel Ufflas gleichfalls den nämlichen Heimweg ein, setzte sich jedoch in seiner Burgkemenate noch, bevor er das Lager aufsuchte, an den wackelnden Wandtisch und vervollständigte seine täglichen Aufzeichnung für die Nachwelt durch den Bericht:

„So ist es mir denn erfreulich gelungen, durch meine Vermittelung die hocherwünschte Annäherung zwischen dem kaiserlichen Hause von Oesterreich und dem königlichen Hause von Preußen ins Werk zu setzen. Es erscheint dies Verdienst von um so größerer weltgeschichtlicher Bedeutung, als jene Annäherung auch von seiten Ihrer königlichen Hoheit offenbar ohne Vorwissen des außerordentlichen Abgesandten der preussischen Krone stattfindet, und es fände nicht zum erstenmal in der Universalhistorie statt, daß über diplomatische Kunst hinüber durch menschliche Zuneigung jugendlicher Träger der Zukunft eine Vereinigung scheinbar unversöhnlicher Zwietrachtigkeit größter, politischer Gegensätze erzielt wurde. Hoffen wir dieses und verwenden wir alle uns zu Gebote stehende Fähigkeit darauf, den völkerbeglückenden Abschluß einer solchen Verbindung zu fördern! Aber bemerkenswert für nachkommende Geschlechter und ihre Forschung in der Vergangenheit bleibt, welch' geringer Mittel und nichtiger Persönlichkeiten die Vorbestimmung sich zuweilen zur Erreichung ihrer höchsten Zwecke bedient. So verzeichne ich hier, daß der Geldaufwand für die Erlangung eines notwendigen und gefügigen Werkzeuges der Hände des waltenden Schicksals nur die Summe von 10 Thalern erfordert hat, welche vielleicht den Frieden Europas zu erhalten bestimmt und am heutigen Tage von mir im Auftrage Sr. k. k. Hoheit an jene scheinbar zu den bedeutungslos-niedrigsten Menschengeschöpfen des Erdballs zählende Persönlichkeit behündigt worden ist.“

. . .

So absonderlich nun auch das merkwürdige Jahr im allgemeinen wie im einzelnen auf Menschenköpfe einwirkte, unterschied es sich doch mit bezug auf die letzteren im Grunde weit weniger von seinen Vorgängern, als es der überwiegenden Mehrzahl der in ihm Lebenden vorkam. Es war nur ein sehr fruchtbares Jahr und ließ alle vorhandene Keim Saat außergewöhnlich zum Gedeihen kommen. Und wie dies alsdann vorwiegend geschieht, zog das Unkraut der Selbstsucht und Eitelkeit, des Unverständes und der Habgier den meisten Vorteil davon, und wo in heimlichem Winkel eine Narrheit fortgewuchert war, da schoß sie in Kraut und Blütenpracht des Blödsinns auf, wie man sie vielleicht seit einigen Lebensaltern nicht mehr so bewundern gekonnt. Das eigentliche Wesen der Menschen indes hatte sich durch die reichere Entwicklung ihrer natürlichen Anlagen keineswegs verändert; einige Millionen machten sich das Vergnügen, ihre Kehlen zu einem gemeinsamen Stimmkonzert anzustrengen, und was sie damit zum Gehör brachten, war auch ein mehr oder minder gemeinsames, nach manchen Richtungen vernünftig berechtigtes, zum größeren Teil unüberlegtes, unzuträgliches und unmögliches Begehren.

Aber inmitten dieses Gelärms dachte in der Stille seines Kopfes oder Herzens jeder doch wie zuvor hauptsächlich an sich fort, an seine vorher gehegten und gepflegten Wünsche, Pläne, Hoffnungen und Erwartungen, und je nachdem, ob die Eigenart des Jahres 1848 diese zu fördern oder zu schädigen verhieß, fand es im Innern der Beteiligten anerkennenden Beifall oder mißbilligende

Verwerfung. Der Mensch war keine Pflanze, die man nur so aus ihrem Boden reißen und auffordern konnte, sich anderswo mit ihren Wurzeln wieder festzujaugen; er erklärte sich gern bereit, neues, wünschenswertes sich anzueignen, aber was er hatte, wollte er auch nicht lassen. Und so gieng denn am Ende, trotz dem brausenden Wellenschlag an der Oberfläche, der Unterstrom des Lebens, d. h. das eigentlich Bestimmende und Wichtige desselben überall in alter Weise gleichmäßig fort; man verlangte seine tägliche Mittagssuppe, die nach wie vor mit Wasser gekocht wurde, addierte und subtrahierte nach der hergebrachten Rechenmethode, wurde durch das Fazit befriedigt oder mit Mißvergnügen erfüllt und suchte im letzteren Falle nach den geeignetsten Mitteln umher, der Unzulänglichkeit des Rechnungsergebnisses abzuhelfen.

Das hatte Gertrud Heidelerche gethan und sich infolgedessen in die stille Heidewelt des Dreiangels verpflanzt, ohne indes damit sämtliche Wurzeln aus dem von ihr verlassenen Erdreich herausgezogen zu haben, und ebenso that es in der Nr. 137 der äußerst lauten Königstraße in Berlin das Fräulein N. Rosenbach. Unter ihren Fenstern trieb die Menschenmenge sich in großer Aufregung über die eingetroffene Nachricht vorbei, daß der deutsche Bundestag sich aufgelöst und sein Amt in die Hände der Frankfurter „Zentralgewalt“ niedergelegt habe, und die Befürchtung vor einer vollständigen Herrschaft der Anarchie, wie vor einem schließlichen Obliegen der Reaktion durch Militärgewalt bewegte wechselweise die Gemüther und Stimmblätter von vielen Tausenden. Das war der hohe Wellenschlag der Zeit; allein dem gleichmäßig fortverbliebenen Unterstrom des Lebens gemäß, ward das Gemüt des Fräuleins N. Rosenbach nicht von den in Frage stehenden großen Grundrechten des deutschen Volkes, sondern von einem eben in ihre Hände gelangten, kleinen Briefpapierstückchen bewegt. Sie besaß Muße dazu, den Schriftinhalt desselben zu lesen und wieder zu lesen, denn obwohl sie die Vorsteherin eines hochangesehenen Instituts für junge Damen aus den besten Familien war, hatten die letzteren sie doch vorderhand ihrer bildenden Wirksamkeit überhoben, da die Unsicherheit der Zustände eine Aufbewahrung der hoffnungsreichen Töchter im Schoße des Elternhauses allgemein für zweckentsprechender erachten ließ. Vielleicht hatten sich diese unverhofften Ferien nicht ganz gegen die geheimen Herzenswünsche der letzteren ereignet, so daß sie dem ungefügigen Jahre ein sympathisches Gefühl entgegenbrachten, und dergestalt saß die weitenrenommierte Pensionsleiterin gegenwärtig wie eine Waisenuutter ohne Waisen im leeren Unterrichtsraum neben einer großen kolorierten Wandkarte von Deutschland, der es der politischen Gestirnkonstellation nach bestimmt schien, mit nächstem in ihrer Färbung beträchtliche Veränderungen zu erleiden. Doch auch solche, alle Fundamente der geographischen Wissenschaft tiefbedauerlich untergrabende Aussicht vermochte augenblicklich keine Wirkung auf Geist und Gemüt der Vereinsamten auszuüben, sondern sie las zum zwölften Male den kurzen, ihr vor einem Viertelstündchen vom Postboten überbrachten Brief:

„Er befindet sich hier und sucht nach einem Schatz. Wer? brauche ich einem ahnungsvollen Gemüthe nicht zu erläutern, und für das Wo wird einem

der hervorragendsten geographischen Geister unserer Tage das dunkle Hauskreuz auf der nachstehenden Kartezeichnung genügen."

Hier schloß sich den Schriftzeilen eine von der Stadt Berlin ausgehende und durch einige gleichfalls benannte, kleinere Städte fortlaufende punktierte Linie an, welche schließlich an ihrem Endpunkte in der Mitte zwischen drei Ortschaften in das erwähnte Kreuz einmündete. Danach folgte noch wieder der kurze Briefteil:

"Der Schatz, dem er nachgeht, soll in frischester Blüte stehen und ein höchst anmutiges Naturkind sein. Hiervon Nachricht zu geben, rüßt sich jemand verpflichtet, der es ruchlos findet, einen wirklich unschätzbaren Schatz, wenn er auch ein bißchen eingerostet ist, ungehoben weiter rosten zu lassen."

Angenscheinlich hatte der Absender seine Mitteilung mit verstellter Hand abgefaßt, welche der Lesenden auch nicht den leisesten Anhaltspunkt über den Urheber des verwunderlichen Schriftstückes gab. Fräulein Rosenbach mochte ihrem Namen einmal nicht zur Unehre gereicht haben, allein es war jedenfalls bereits einige Zeit darüber verfloßen. Wie viel, ließ sich aus ihrem Äußern nicht mit taufbuchartiger Zuverlässigkeit ermitteln, und auch ihre nächsten Freundinnen waren nicht genauer darin eingeweiht als durch eine ihr einmal unvorbedacht entglittene Äußerung, nach der sie während der Julirevolution schon in politisch urteilsfähigen Jahren gestanden haben mußte. Sie trug noch die lockenhast um das Ohr gebogenen Haarflechten, mit denen damals die weibliche Jugend die männliche in Entzücken versetzt hatte, und wenn man, jenes historische Ereignis in Rechnung ziehend, annahm, daß sie hoch in den Neununddreißig stehen müsse, war es billig, zuzugeben, sie habe sich im ganzen nicht schlecht konserviert. Das Einzelne wies vielleicht bei näherer Untersuchung kleine Defekte auf, aber es gehörte unbedingt ihr, wenn nicht mehr durch Naturmitgift, so doch durch redlichen Wiedererwerb, und der Übergang zwischen diesen beiden Arten von leiblichen Besitztümern ließ sich für den Blick, der sie in vollendeter Tagestoilette antraf, nirgendwo mit absoluter Sicherheit feststellen. Ihre Gesichtszüge sprachen sehr viel Bildung und ihre Mundwinkel eine gewisse thatkräftige Entschlossenheit aus, wie beide Eigenschaften für die Berufsthätigkeit einer Institutsvorsteherin als unumgänglich vorauszusetzen waren. Dagegen besaß ihre Stimme einen etwas lispelnden, vor zu starker Tonfülle „apprehensiv“ zurückschreckenden Klang, in harmonischem Afford zu ihren Bewegungen stehend, welche das Bewußtsein und die Würde jungfräulichen Zartgefühls als ein Mustervorbild für die Töchter angesehener Familien zum Ausdruck brachte. Nur erwies sich der gegenwärtige Moment für die Würdigung aller dieser physischen und ethischen Vollkommenheiten nicht eben günstig, denn augenblicklich saß Fräulein Rosenbach nach der zum zwölftenmal vollendeten Durchlesung des anonymen Briefes in einer etwas zugleich von den Mäusen und Grazien verlassenen Aufregung ihrer äußeren Erscheinung und inneren Verfassung da.

Doch nun tönte die Thürglocke draußen, einen Besuch anzumelden, der selbstverständlich an diesem Orte nur der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechtes

angehören konnte, und der Empfang der Eintretenden von seiten des Fräuleins Rosenbach ließ auf einen ehemaligen dankbaren Jögling ihrer Bildungsanstalt schließen. Es war eine junge, hübsche, dunkelköpfige und elegant gekleidete Dame, in deren Aderu nach der Farbe des Leints, der Haare und der Augen einige Tropfen entweder südlicheren oder morgenländischen Blutes dem germanischen beigemischt schienen; ihr Blick konnte an den einer Taube erinnern, doch erregte ein kurzes, lebhaftes Aufblinken im Hintergrunde der Lider zuweilen Zweifel, daß die Inhaberin völlig zu dieser sanften und unschuldsvollen Geschöpfungsgattung zu zählen sei. Der Weg hatte sie vorbei- und ihre Anhänglichkeit sie ins Haus geführt, um sich nach dem Wohlbefinden derjenigen zu erkundigen, welcher ihre feinen Sitten und ihre geistige Förderung so vieles verdankten; ein teilnehmender Zug in ihrem Gesicht sprach von der Voraussetzung, daß ihre verehrte Lehrerin sich nicht ganz des erwünschten Gemüthszustandes erfreue. Sie mußte sich darüber bereits in Kenntniß befinden, allein der bedauerliche Ausdruck in ihren Zügen flößte den Verdacht ein, ebenfalls nicht ausschließlich taubenfrommem Mitgefühl zu entspringen. Die Pensionatsleiterin zeigte sich indes durch den Besuch sehr gerührt, schloß unter sorgfältiger Wahrung ihrer Ohrhaarflechten vor einem „Derangement“ die Ankommende in die Arme, hauchte einen Kuß auf die linke Wange derselben und sagte: „Ma chère Françoise, wie hübsch von Ihnen, daß Sie meiner auch in dieser abscheulichen Zeit noch gedenken. Horreur, en effet! Affreux, abominable!“

Doch die Angesprochene entgegnete; „Sie wissen, Mademoiselle, ich finde es nicht so schlimm, sondern hübsch, daß wir einmal eine Zeit haben, die ein bißchen anders als sonst ist und in der jemand zeigen kann, daß er Mut, Begeisterung und Opferwilligkeit für Freiheit und Fortschritt in sich trägt.“

„Aber dear Francis!“ fiel Fräulein Rosenbach ein. „Ich weiß ja freilich, daß Ihr jugendliches Gemüt für diese Freiheitshelden und Barrikadenkämpfer eine Sympathie empfindet. But, my dear, how dissolately and bloody — minded they are! Shocking! Ich begreife Ihre affection für solche Leute nicht, Francis, denn ich habe sie Ihnen doch nicht eingeflößt.“

Françoise oder Francis drückte ihre Oberzähne ein bißchen auf die Unterlippe und versetzte dann mit rennützigem Gesichtsausdruck:

„Nein, sicherlich nicht, Mademoiselle; es ist nur eine Verirrung meines noch unreifen Geschmacks, gegen die ich von Ihrer Reise Beihülfe erhoffe. Darum habe ich mir erlaubt, bei Ihnen vorzusprechen, und um zu fragen, ob Sie vielleicht beruhigende Nachricht bekommen haben?“

„O Francesca, cara mia!“ erwiderte die Befragte, ihr gesticktes Taschentuch hervorziehend und einen Moment über ihre Augenlider drückend, *Che è tempo pieno di cure! Orribile!* Und in welcher Sorge muß man sich um jemanden befinden, über dessen Aufenthalt man — incomprendibile — keinerlei Kenntniß besitzt.“

Ein kurzes Zögern machte sich in der Miene der Sprecherin bemerklich, während die junge Dame leichthin entgegnete: „Ja, darin geht es mir ebenso,

Mademoiselle.“ Aber dann streckte die letztere ihre Hand abermals nach der Tasche, zog diesmal den vor kurzem erhaltenen Brief hervor und fuhr, denselben ihrer früheren Schülerin hinreichend, fort:

„Etwas, eine — eine -- unverständliche Botschaft ist mir doch heute nach Ablauf von fast drei Wochen zugegangen, liebe Franziska, und da ich weiß, welche Dankbarkeit Sie für mich in Ihrem Herzen behüten und daß Ihr Kopf zu einem klugen Räte befähigt ist, so mache ich kein Geheimnis vor Ihnen daraus, liebes Kind —“

Das liebe Kind nahm den anonymen Brief, überlas ihn und preßte seine niedliche Zahnreihe noch fester auf die Lippe als vorher.

„Begreifen Sie denn das, Fränzchen?“ fragte Fräulein Rosenbach. „Ich verstehe gar nicht, was mit einigem gemeint ist.“

„Womit nicht, Mademoiselle?“

„Zum Beispiel, hier“ — die von einem schlichten Goldreif geschmückte Hand der Antwortenden deutete auf den Schluß des Schriftstückes — „mit dem ‚unschätzbare: Schatz, wenn er auch ein bißchen angerostet ist‘ —“

„Nein, das verstehe ich auch nicht,“ antwortete die Befragte kopfschüttelnd und überaus ehrbar aufblickend. Doch sie drehte sich danach mit plötzlicher Hast um, ihr sichtlich nach einem Beistand für die nicht mehr ausreichenden Zähne umhersuchender Blick fiel auf die Zimmerwand, und sie stieß rasch hinterdrein:

„Da ist ja die Karte, auf der wir so viel unvergeßliche, genuß- und lehrreiche Stunden mit Ihnen zugebracht haben, Mademoiselle, und so können wir ja gleich einmal die kleine Zeichnung in dem Briefe auf ihre Richtigkeit prüfen. Hier liegt Berlin — und nun läuft die Weglinie so fort, um bei dem schwarzen Hauskreuz anzulangen. Da kommen wir, westwärts weiterwandernd, aus den menschenbewohnten Ländern, wie Homer ja wohl so schön sagt, in leere, weiße Flecke hinein —“

Die mit dem Finger auf der Wandkarte der Richtung Nachgehende brach ab, hielt die großerweiterten Augen auf einen Teil des Königreiches Hannover geheftet und wiederholte:

„Weiße Stellen auf der Karte — von Afrika — wo keine Namen stehen, sondern dafür die wilden — aber noch nicht völlig schwarzen, erst halb angerösteten — Menschen haufen. Wer sagte das doch? Das war nicht Homer.“

„Quest-ce-que vous pensez, Françoise?“ fragte die Institutsvorsteherin.

„Das ist ja interessant,“ meinte die junge auf der Karte Reisende, und ihre Züge legten in der That ein jählings aufgewachtes, lebhaftestes Interesse an den Tag. „Von wem stammt denn eigentlich der Brief?“

Sie betrachtete diesen aufmerksam. „Die Handschrift ist augenscheinlich verstellt,“ sagte Fräulein Rosenbach mit einem halb unterdrückten Seufzer.

„Ja — als ob die wirkliche des Schreibers ihm eine Bedencklichkeit erregt hätte. Und dann — der ein bißchen angerostete Schatz und die erst halb angerösteten — wie doch? — richtig, Kaffeebohnen. Eigentlich, vielleicht nur sehr zufällig. Aber als Juristentochter lernt man auch auf kleine sprachliche Indizien

achten. Außerdem, wenn ich mich recht erinnere, kam eine 'unbequeme Anwesenheit' hinzu, gegen die es ein sicheres Mittel gab. Die Belastungsmomente häufen sich, wie es in der Gerichtsverhandlung heißt, oder in der Märchensprache würde man sagen, daß jemand ein paar Erbsen nicht austreuen wollte, aber durch ein kleines Loch in der Tasche verloren."

Das hatte die junge Dame so als halblaute Gedanken für sich selbst vor sich hing gesprochen, ohne daß die Zuhörerin einen Verständnißschlüssel dafür besaß, und diese äußerte jetzt: "Ich begreife nicht, was Sie damit meinen, Franziska —"

"Da ist unverkennbar irgendwo das Haus," versetzte die letztere nun, mit dem Zeigefinger fest auf einen der weißen Kartenflecke tupfend, "und da andere Leute vorher dorthin gekommen sind, muß es nicht allzuschwer fallen, dorthin nachzukommen."

"Du meinst — und Du hältst es für ratsam — für erforderlich, Kind?" fragte Fräulein Rosenbach, durch das Reispulver über ihren Wangen sich mit einer rötlichen Färbung übergießend und in der Erregung sich zu der alten Anrede an ihren ehemaligen Zögling vergessend.

"Ich meine, daß in Zeiten wie den jetzigen jeder nach Kräften für das, was er sich wünscht, etwas thun muß, sonst läuft es ihm leicht aus den Händen fort," versetzte die um Beirat Angegangene lächelnd. "Ich aber will mich nun verabschieden, Mademoiselle, um Sie nicht länger von etwaigen wichtigen Entschlüssen abzuhalten."

Der im Besitz der Mundwinkel der Institutsvorsteherin befindliche Zug willenskräftiger Energie hatte sich in den letzten Augenblicken deutlicher ausgeprägt und ihrer Miene das Siegel eines von fester Entschlossenheit erfüllten Pflichtbewußtseins aufgedrückt. Sie umarmte ihre jugendliche Ratgeberin wiederum, hinterließ durch einen Kuß nochmals auf der Wange derselben ein wenig weißen Reismehlstaub, und die Fortgehende nahm mit einem nachfolgenden, tadellosen und ihrer Erziehung zur Ehre gereichenden Knix formellen Abschied von der verehrten Begründerin ihrer großstädtischen Bildung. Leichtfüßig hüpfte sie draußen die Stufen hinunter, doch auf dem Treppenabsatz hielt sie an und blieb, nachdenklich durch das offene Fenster auf das laute Menschengewimmel der Straße drunter hinunterblickend, ein Weilchen noch stehen.

Was wollte und dachte sie denn eigentlich? Es freisetzte, hüpfte und sprang in ihrem Kopf außerordentlich lebhaft, hurtig und eigentümlich auf und ab.

Im Grunde waren es die zwei verschiedenen Blutsorten in ihr, die den Wirbeltauß miteinander aufführten. Die germanische setzte sich gegen etwas zur Wehr, nach welchem die südlichere oder östlichere trachtete. Es war eine Art Zwiegespräch zwischen beiden, Wort und rasches Gegenwort, und das erstere Blut sagte:

"Nein, das wäre unrecht gethan, ein Mißbrauch des Vertrauens!"

Doch das andere entgegnete sogleich:

"Wäre es das; aber Vertrauen ist dir ja eben gar nicht bewiesen worden, gerade im Gegenteil, wie könnte es da mißbraucht werden?"

Nr. 1 erwiderte:

„Wie kannst du auf den Gedanken kommen wollen, dich in die Sache hineinzmischen? Du hast doch keinerlei Verpflichtung dazu, im Gegenteil, die Pflicht der Freundschaft muß dich davon abhalten, und weiter geht es dich gar nicht an.“

Indeß Nr. 2 gab schlagfertig zurück:

„Die Heuchelei verdient Strafe, und diese zu üben, ist eine Pflicht. Und Heuchelei liegt zweifellos vor, denn ich bin felsenfest von der Ausstreunung wegdeutender Hirse, Linsen und Erbsen überzeugt, die für andere Augen bestimmt gewesen, und daß diese ihnen nachgegangen, denn sonst wären sie nicht plötzlich so spurlos verschwunden. Und außerdem irrst du dich, da es mich sehr angeht.“

„Pfui!“ fiel das germanische Blut ein: „also deshalb willst du so verräterisch handeln, aus schnöder Eifersucht?“

Man sah, daß das gegensätzliche Blut auf diesen Vorhalt jählings ins Gesicht der auf dem Treppenabfahrenden hinaufschob, doch es verstummte nicht, sondern versetzte mit Nachdruck:

„Nun ja, darin ist jeder sich selbst der Nächste und Liebe über Freundschaft. Darum kann von Verräterei gar nicht die Rede sein, sondern nur von der wohlberechtigten Anwendung eines Hilfsmittels, um in einem Wettstreit nicht den Kürzeren zu ziehen. Und ich will dir noch sagen, im Grunde ist es gerade die wahre Freundschaft, die mich dazu antreibt, denn ich verhöte dadurch jedenfalls ein Lebensunglück, daß etwas gar nicht zu einander Passendes durch Übereilung zusammenkommt.“

Diese letztere Behauptung erklärte nun allerdings das Blut Germaniens für absolut unbegründet und brachte dadurch auch die daraus gezogene Folgerung in Wegfall. Es war überhaupt von guter, gesunder, kräftiger und nicht leicht zu überwältigender Beschaffenheit und hätte zu anderer Zeit und unter anderen Umständen vermutlich in dem Wortwechsel die Oberhand behalten. Aber sein Widerpart nahm offenbar bei der Atmung etwas von dem besonderen Luftstoff des Jahres mit in sich auf und sog daraus eine Nährkraft, durch die er sich gegenwärtig vollständig des Herzens und damit des Herrscherstuhls in der jungen, dunkeläugigen Dame bemächtigte. Hurtig eilte sie jetzt weiter abwärts und sah mit suchenden Augen die geräuschvoll wogende Königsstraße entlang. Nach einer halben Minute kam eine leere Droschke vorübergecrottet, hielt auf den Wink einer kleinen zierlich behandschuhten Hand an, und einsteigend rief Fräulein Franziska Langenfeld: „Zu Herrn Bantier Hortleder, Friedrichstraße 245!“

. . .

Was ging alles während des Julimonats dieses Jahres 1848 in der Welt im allgemeinen und im deutschen Vaterlande im besonderen vor! Manches gewiß schon an sich recht Seltsames, jedenfalls aber durch seine Widerspruchsfülle höchst Merkwürdiges.

In der Paulskirche zu Frankfurt a. M. tagten und nächteten zuweilen auch die Abgeordneten des deutschen Volkes, aus allen Städten, Marktflecken, Dörfern,

Weilern und Hütten, „soweit die deutsche Zunge klang“, dorthin entsandt. Es war das „die Zentralgewalt“ oder „das Reichsparlament“, die über Deutschlands Zukunft entscheidende Versammlung, welche ihre Beschlüsse zur Ausführung dem „Reichsverweser“, Erzherzog Johann von Oesterreich, übermittelte. Dieser berief und besaß zu dem Behuf ein Ministerium, das mit allen Ressorts für das Äußere und Innere, die Justiz, den Krieg und die Finanzen wohlversehen war. Nur nahm im Ausland keine Regierung von der diplomatischen Kunst und den Geschäftsträgern des Ministers des Äußern Notiz, auf die Erlässe des Ministers des Innern achtete keine Behörde zwischen Rhein und Weichsel, Inn und Eider, kein Gericht bekümmerte sich um die Anordnungen des Ministers der Justiz, der Kriegsminister hatte über keinen Soldaten und keine Kanone zu kommandieren und der Finanzminister keinen Thaler in der Kasse.

So saß die höchste, souveräne Reichsgewalt in idealster, unirdischer Gestalt, einer Gottheit ähnlich, ohne irgend eine sichtbare Handhabe gebietend, herrschend, ihre Macht ausübend. Mit deutsch-abgrundtiefer Gelehrsamkeit beriet ihr vierhundertköpfiger Professoren-, Doktoren-, Litteraten- und Advokaten-Verstand viele Wochen lang über die Grundrechte des deutschen Volkes, das unerschütterlich gewaltige Fundament, auf dem die herrliche Burg der deutschen Einheit, Freiheit, Macht und Rechtsicherung erhöht werden sollte. Nur hatten die Kronen in Preußen und Oesterreich nach Berlin und Wien gleichfalls zwei konstituierende Reichstage, sowie die Regierungen sämtlicher sonstiger deutscher Königreiche, Großherzog-, Herzog- und Fürstentümer ihre Landtage in ihren Hauptstädten zusammenberufen und ebenso viel heimliche und kluge Maulwurfsgeheimnisse in Bewegung gesetzt, die neuen Grundmauern der deutschen Einigkeit, Herrlichkeit und Reichshoheit gleichzeitig fleißig zu unterwählen.

Und so verkündete man einmütigen Sinnes von den Sätzen der Paulskirche den hohen unverbrüchlichen Beschluß, daß Deutschlands Ehre, Macht und Ordnung als oberstes, unantastbares Gesetz für die gesamte Nation, Fürsten und Staatsbürger, hoch und gering aufgestellt seien, und es ließ sich gar nichts Vortrefflicheres und Wünschenswerteres als diese Verordnung erdenken. Nur herrschte in Baden unter der Führung Struve's und Hecker's ein bewaffneter republikanischer Aufstand, welcher der Vorstellung von Ordnung kaum minder widersprach, als das allerorten in den Städten Pöbelstürme zur Plünderung von Zeughäusern und sonstigen staatlichen, gelegentlich auch privaten Gebäuden stattfanden und auf dem platten Lande von einbrechenden Strolchbänden betriebsam gestohlen, geraubt und gebrannt wurde. Derweil verhandelte im Norden Preußen über den Waffenstillstand von Malinö, gemäß dem es seine Truppen aus Schleswig-Holstein zurückzog, um dieses, wenn auch noch nicht sofort, wieder in die Gewalt der Dänen zurückzuliefern; vielleicht lag darin eine unabweißbare Notwendigkeit, aber es ließ sich schwer eine Formel auffinden, kraft welcher es mit der vom Frankfurter Reichsparlament als unantastbar verkündigten Ehre Deutschlands zusammenfiel.

Solchergestalt verhielten sich Menschen und Dinge im deutschen Vaterlande während des Julimonats des Jahres 1848, und es wäre sehr viel Humor in

der Sache vorhanden gewesen, wenn sie nicht einen traurigen und bössartigen Untergrund in der unpraktischen „Ideologie“ des deutschen Volkes besessen hätte, wie der äußerst praktische Kaiser Napoleon seinerzeit die Wesensart des letzteren kurzweg unter einen Sammelbegriff gebracht hatte. Jedenfalls konnte auch der für geschichtliche Komik Empfänglichste, wenn er diese Fähigkeit noch mit etwas Liebe zu seinem Vaterlande verband, nur mit einem Auge darüber lachen, oder es mußte jemand die Erdendinge aus einem so besonderen Gesichtswinkel ansehen wie der Pastor Wolfgang Schaffenerath in Altenhagen, um mit ihm äußern zu können: „Nun ja, nun ja, das bedünken mich Gegenstände minoris seu nullius momenti zu sein.“

Doch es kommt nicht nur für eine Pflanze viel auf Standort und Bodengattung an, aus der sie aufgedeiht, um sie zu allerlei verschiedener Entwicklung und Färbung geraten zu lassen; auch mit dem beweglichen Ruß- und Unkraut der Erde, das sich den Namen, homo sapiens' beigelegt, verhielt es sich nicht anders, und die Leute, welche im oder um den Dreiangel hausten, lieferten ausgezeichnete Belege dafür. Alle politische Weisheit und Narrheit, Aufregung und Erwartung des daran so überaus fruchtbaren Jahres war ihnen ganz vollkommen gleichgültig, freilich nicht zum wenigsten mit aus dem stichhaltigen Grunde, daß sie so gut wie nichts davon hörten, sahen, erfuhren und begriffen hätten, wenn sie plötzlich unter die Linden in Berlin oder auf die Zeil in Frankfurt a./M. veretzt worden wären. Nur einer hätte über die Befähigung geboten, ihnen die geheimsten Triebfedern der großen weltgeschichtlichen Vorgänge um sie herum bis in die dunkelsten Tiefen zu enthüllen, allein dieser that es nicht. Denn Daniel Alfilas hielt keine abendlichen Vorträge mehr in der Herrengaststube, weder über die Vergangenheit und Zukunft noch über die Gegenwart, sondern hüllte sich selbst, sein Braumbier trinkend, täglich tiefer in ernstes, wortlos-zuwartendes, lediglich mit der Schärfe von Falkenaugen alles auffassendes Schweigen.

Insofern ließen sich denn einige erklärend-entschuldigende Momente für die Seelenruhe auführen, mit der die eingeborenen Bewohner des von den drei Dorffirchthürmen gebildeten Dreiecks dem Kreisen vor der Wiedergeburt der deutschen Reichsherrlichkeit zusahen oder vielmehr nicht zusahen und nicht zuhörten, obwohl dies Kreisen seiner Ursprungsbedeutung des „laut Schreiens, Kreischens, Stöhnens“ alle Ehre machte. Bemerkenswert jedoch war die Einwirkung der dortigen Luft auf die nicht heimatisch aus jenem Boden entsprossenen, sondern nur zeitweilig hineinverpflanzten Menschengewächse, welche von dem „draußen in der Welt“ wunderbarlich Vorgehenden wohl Kenntnis besaßen, aber sich mit ihrem Denken und Treiben ebensowenig darum bekümmerten wie Poppenrode, Altenhagen und Helbertshufen. Sie waren allerdings wohl geeignet, in dem scharfblickenden Beobachter die Überzeugung zu befestigen, daß nur ein gewichtiger Grund und hochbedeutender Zweck sie zu solcher Zeit in diesen stillen Erdenwinkel geführt haben und darin festhalten könne; denn ihr Behaben bot in der That eine geheimnisvolle Rätselhaftigkeit dar. Der Professor Anton Schabacker strich unermüdetlich von der Frührothe bis zum Abendrot suchend durch Heide und Moor

umher, Klas Schleeßack saß schon am Morgen so lange vor dem Kümnelglase, bis er ins Liegen geriet, Erich Hainfeld zog mit der untergehenden Sonne seinem mystischen Versenkungswinkel zwischen Föhren und Birkengebüsch zu, und Gertrud Heidelersche setzte mit dem Einbruch der Dämmerung Christoph Offenkop gegenüber ihre katechetische Erzählung der Geschichte Hermann's und Dorothea's fort, als ob die Zeit- und Weltgeschichte ihre Gedanken durch keine interessantere Beschäftigung in Anspruch zu nehmen vermöge.

(Fortsetzung folgt.)



Sommerferien in Japan.

Von

Dtfned Rippold.

Chiobara am 11. Juli 1891.

Mit der zweiten Hälfte des Monats Juui beginnt für die meisten fremden Residenten Tokyo's eine wichtige Frage aufzutauhen, nämlich: wo es diesen Sommer hingehen soll? Bei weitem die meisten sind für die Monate Juli und August, und auch September noch zum Teil, frei. Diese schöne Zeit in Tokyo zu verbringen würde aber nicht nur eine Sünde, sondern auch der Gesundheit nicht sehr zuträglich sein. Die Sommerhitze ist zwar in Tokyo nicht so schlimm, wie man sich das zu Hause zu denken pflegt. Das Thermometer steht gar nicht so viel höher als in Deutschland. Aber es kommen verschiedene Dinge hinzu, die das Bleiben in Tokyo doch verleiden. Einmal ist die Hitze eine viel andauerndere als in Deutschland, dann ist die Luft sehr feucht, und auch die Nächte bringen keine Abkühlung. Immer dieselbe schwüle, dumpfe, feuchte Luft. Auch die Moskitos tragen nicht gerade zur größeren Annehmlichkeit bei. Aus allen diesen und noch vielen andern Gründen, z. B. Reiselust, pflegt man sich also die Frage vorzulegen, wohin man für die Sommermonate seine Schritte lenken soll. Japan ist ein durch seine landschaftlichen Schönheiten ausgezeichnetes Land, und an sich ist daher die Zahl der Orte, die verlockend erscheinen, eine äußerst große. In Wirklichkeit aber wird diese Zahl bei näherer Betrachtung immer kleiner. Der bedürfnislose Japaner kann nach Belieben wählen, für den mit Bedürfnissen gesegneten Europäer aber kommen nur wenige Orte zur engeren Wahl. Die Zahl der Badeorte ist vielleicht in keinem Lande so groß wie in Japan. Ich meine damit nicht die Seebäder, die in Japan verhältnismäßig wenig frequentiert werden und im Sommer auch nicht genügend Schutz gegen die Hitze bieten. Aber heiße Naturbäder giebt es in diesem vulkanischen Lande in unbegrenzter Anzahl. Dieselben sind wohl sämtlich inmitten der schönsten Berge gelegen, sie bieten in natürlicher Beziehung alles, was man sich nur denken und wünschen kann, man schweigt in der schönen Natur, badet und leidet nicht

unter der Hitze. Alle diese Orte haben daher an sich etwas Einladendes. Und doch sind für den Europäer nur die wenigsten derselben für längere Zeit zugänglich. Denn er könnte dort auf die schönste Weise verhungern, wenn er sich nicht vorsähe. Nur wenige dieser Badeorte haben sich zu Fremdenorten ausgebildet, so daß man dort europäische Hotels, europäische Betten und europäisches Essen findet. Unter diesen ist besonders Miyanoshita zu nennen, wo man so gut aufgehoben ist, als nur irgendwo in Japan. Neben Miyanoshita ist Nikko derjenige Ort, der von Fremden am meisten besucht wird, und zwar sind es nicht nur die Glob'trotters¹⁾, die die dortigen berühmten Tempelhaine aufsuchen, sondern auch die Residenten quartieren sich hier für die Sommermonate mit Vorliebe ein. Außer diesen beiden Orten giebt es noch einige wenige wie z. B. Ika, Atami, wo man zur Not europäisch leben kann resp. wenigstens europäische Nahrungsmittel findet. Nach diesen Orten lenkt sich denn auch der Hauptschwarm der Europäer. Gerade dieses aber ist der Grund, weshalb mancher Resident das Bedürfnis fühlen wird, andre Orte aufzusuchen, die etwas abseits von der Fremdenstraße liegen, wo er ungestörter und ungenierter nach seiner Neigung leben und sich erholen kann, wo die Japaner noch in ihrer ursprünglichen Weise sich geben, ohne von der häufigen Berührung mit Europäern allzusehr Zeugnis abzulegen. Auch ich gehörte diesen Sommer zu dieser Zahl: ich suchte für einige Wochen einen schönen, kühlen Ort im Gebirge, wo keine Europäer hinkommen, wo es aber andererseits möglich ist, die nötigen Nahrungsmittel herbei zu schaffen. Ich benutzte daher meine freien Tage im Monat Juni dazu, um mich gemeinschaftlich mit meinem Freunde Dr. K. auf die Suche nach einem unsern Wünschen entsprechenden Aufenthaltsorte zu begeben. Das Angenehme war hier mit dem Nützlichen verbunden, denn wir lernten eine Reihe schöner Gegenden kennen, die gesehen zu haben uns zum mindesten nicht gerente, wenn dieselben für einen längeren Aufenthalt sich auch nicht eigneten, teils weil es dort keine Mietswohnungen gab, teils weil es nicht möglich war, Nahrungsmittel zu beschaffen. So lernten wir z. B. eins der acht Wunder Japans, die ca. 860 Eilande von Matsushima, kennen, die im Nordosten der Hauptinsel (in Europa fälschlich „Nipon“ genannt) nicht weit von der Stadt Sandai sich erheben, meist steil aus dem Meer hervorragende, unzugängliche mit dunkeln Fichten bewachsene Felsstücke, die einen sehr malerischen Anblick gewähren. Eine andre Reise führte uns nach der Stadt Shirakava, in deren Nähe ein berühmter Badeort, Namens Aone gelegen sein sollte. Bei näherer Nachfrage an Ort und Stelle ergab sich aber, daß ein solcher Ort dort gar nicht existierte. In dieser Notlage fiel mir ein, daß Dr. B. mir kürzlich von einem Bad, Namens Shiobara gesprochen hatte, das ebenfalls nicht weit von Shirakava entfernt sein konnte. Wir machten uns denn ohne langes Überlegen dorthin auf und fanden glücklich, was wir suchten: eine reizende, ganz unsern Wünschen entsprechende Sommerwohnung, inmitten einer mächtigen Gebirgs-

¹⁾ Ein in Ostasien allgemein süblicher Ausdruck für die neumodischen Weltumsegler, die sich in einem Lande gerade so lange aufhalten, um die Soteltäcke kennen zu lernen und später ein Buch zu schreiben.

zgenerie. Die nähere Beschreibung behalte ich mir vor; wir hielten uns vorläufig nur einen Tag hier auf, mieteten für zwei Monate und kehrten dann nach Tokyo zurück, wo uns noch allerlei Geschäfte erwarteten, und wo vor allem die Reisevorbereitungen getroffen sein wollten.

Zunächst erwartete mich noch das Vergnügen, eine Woche lang Gramina abzuhalten. Am 3 Juli war dies überstanden, und ich konnte mich nun mit Eifer und ungeteilter Aufmerksamkeit denjenigen widmen, was eine solche Reise, wie ich sie beabsichtigte, notwendigerweise mit sich brachte. Und das ist keine Kleinigkeit, es ist nicht mehr oder weniger als ein ganzer Anzug. Um dies erklärlich zu machen, will ich mich bei der Frage dieser Reisevorbereitungen etwas aufhalten. Daß man, wenn man sich für einige Wochen auf Reisen begiebt, Kleider, Wäsche und Bücher mitnimmt, bedarf keiner Darlegung. Doch möchte ich ad verbum Kleider erwähnen, daß hierunter vorzugsweise japanische Kleidungsstücke zu verstehen sind. Die japanische Kleidung besteht bekanntlich aus einem einzigen Stück, einem langen, vorn offenen, nur durch einen Gurt zusammengehaltenen Talar, Schlafrock oder Mantel, wie man es nun nennen will. Dieses „Kimono“ genannte Bekleidungsstück ist für den Sommer federleicht, während es im Winter wattiert wird. Es läßt sich in der warmen Jahreszeit keine angenehmere und luftigere Kleidung denken als ein solcher Kimono. Außerdem hat dieselbe den Vorzug, daß man nicht lange Zeit für seine Toilette zu verwenden braucht, sondern in einer Sekunde an resp. ausgezogen ist, was in einem Lande, wo man täglich mehrmals badet, von Wichtigkeit ist. Im Sommer bevorzugen daher die europäischen Herren allgemein das japanische Kostüm, das, nebenbei gesagt, auch sehr kleidsam ist. Verwundern muß man sich nur über die vielen, europäisch sein wollenden Japaner, die ihre bequeme Nationalkleidung aufgeben, um einer falsch angebrachten Eitelkeit zu fröhnen. Falsch angebracht ist diese Eitelkeit, weil die kleinen Gestalten im japanischen Kostüm hundertmal besser aussehen als im europäischen, welches sie nicht einmal richtig anzulegen wissen, wenn sie nicht zufällig in Europa gewesen sind.

Also die japanische Kleidung verdient im Sommer den Vorzug. In Tokyo, Miyanoshita, Nikko, überhaupt an Orten, wo viele Europäer, namentlich europäische Damen, hinkommen, ist man nun aber leider, europäischen Vorurteilen und europäischer Prüderie nachgebend, gezwungen, als Europäer zu erscheinen. Um so mehr freut man sich, an andern, nur von Japanern besuchten Orten ungeniert als Japaner einhergehen zu können. Meine Reiseausrüstung für Schibara, das den Europäern nahezu unbekannt ist, besteht also vorwiegend aus japanischen Kleidungsstücken.

Mit „Kleider, Wäsche, Bücher“ ist aber nur der kleinste und am leichtesten zu transportierende Teil des Reisegepäcks erledigt. Hierzu gesellen sich noch eine Menge von Gegenständen, die man in Europa solchenfalls ruhig zu Hause lassen würde. In Japan giebt es keine Unterscheidung zwischen „möblierten Wohnungen“ und „unmöblierten Wohnungen.“ Die einen sehen genau so aus wie die andern auch. Am Tage steht im Zimmer ein Kohlenkasten für den Theeessel; wenn

ein Gast kommt, wird ihm ein Kissen untergeschoben; nachts werden die Mattdecken am Boden ausgebreitet. Damit ist die japanische Hauseinrichtung erledigt. Der Europäer giebt sich hiermit auch zufrieden, wenn er 1 oder 2 Tage im Gasthause wohnt. Auf die Länge aber scheint ihm dies Möblement doch ungenügend. Er muß sich also sein Sommerhaus in den Bergen selbst möblieren, muß sich sein Bett hinaufschaffen, muß Tisch und Stuhl haben und zwar alles in genügender Anzahl, um auch 1 oder 2 Gäste, die ihn in der Einsamkeit besuchen, bei sich aufnehmen zu können. Die Beleuchtungsapparate dürfen auch nicht vergessen werden. Sogar eine elektrische Klingel wird mit hinaufgeschafft, um in dem weitläufigen japanischen Hause sich bemerkbar machen zu können. Das schwierigste Kapitel ist aber das Kapitel „Küche“. Einen Kochherd brauche ich in meinem Falle nicht mitzunehmen, weil 2 zusammengerückte japanische Hibatschi dessen Stelle ersetzen. Sonst aber muß an Kochgeschirr, Tellern, Schüsseln, Tassen zc. alles Notwendige verpackt und mit hinaufgeschafft werden. Die Sorge hierfür überlasse ich billigerweise meinem „Boy“, der uebenbei bemerkt ein weibliches Wesen ist, das die erste Jugendblüte bereits hinter sich hat. Als Boy bezeichnet man hier zu Lande denjenigen dienstbaren Geist, der die lobenswerte Aufgabe hat, seinem Herrn beim Ankleiden zu helfen, die Oberaufsicht über Kleider und Wäsche zu führen, den Tisch zu decken und bei Tisch zu bedienen, den Gästen das Thor zu öffnen zc., also was man bei uns Kammerdiener nennt. Zu weiteren Dienstleistungen, wie Ausgängen und Stiefelputzen pflegt sich der oder die Betreffende nicht herabzulassen. Das englische Wort „Boy“ hat sich hier so eingebürgert, daß auf das Alter und das Geschlecht des Bezeichneten weiter kein Gewicht gelegt wird. Mein Boy also, der schon mehrere Reisen mit europäischen Damen — d. h. Herr — gemacht hat, versteht sich auf das in solchen Fällen Notwendige.

Unter den mitzunehmenden Gegenständen dürften noch besonders zu erwähnen sein einmal die Hausapotheke, denn in den Bergen ist man sein eigener Arzt und sein eigener Apotheker; ferner die Waffen, denn in den Bergen muß man sich selbst schützen. Selbst in Tokio pflegt man keine Nacht ohne Revolver neben dem Kopfkissen zu schlafen. Diebstähle sind seit einiger Zeit bei Europäern ziemlich häufig. Die meisten meiner Bekannten haben schon das Vergnügen gehabt, ein- oder mehrmal bestohlen zu werden. In den meisten Fällen wird wohl auf weggejagte Dienstboten, die die Hausgelegenheit kennen, die Schuld zurückzuführen sein. Andre Japaner wagen sich so leicht nicht in ein europäisches Haus, weil sie sich darin schwer zurechtfinden und vor allem auch schwerer hineingelangen als in ein japanisches. In seltenen Fällen erscheinen auch Räuber, d. h. mit Schwertern bewaffnete Diebe. Diese sind schon ungemütlicher, und man muß sich deshalb darauf einrichten, um ihnen vorkommenden Falls mit Gemütsruhe entggetreten zu können. Vor europäischen Schießwaffen haben sie eine heillose Angst. In allen Fällen muß der allein wohnende Europäer sich selbst helfen; denn die meisten japanischen Dienstboten hüten sich wohl, in solchen Fällen aufzuwachen, oder falls sie wirklich aufgewacht sein sollten, sich gar der Gefahr

eines Schwerthiebes auszuweichen. „Thu' du mir nichts, dann thu' ich dir nichts“ lautet der Grundsatz, dem sowohl Räuber als Dienstboten huldigen. Die Schwertter sind nämlich nur für den Notfall mitgebracht falls sich jemand den gütigen Absichten des nächtlichen Besuchers gewaltsam widersetzen sollte. — In Tokyo im europäischen Hause verschließt man einfach nachts seine Hausthür, aber im japanischen Hause giebt's das nicht. Wer nachts hinein will, braucht nur eins der Bretter, die abends um das ganze Haus herum vorgeschoben werden, zu entfernen und er befindet sich im Innern. Die einzelnen Zimmer sind selbst wiederum an 3 oder 4 Seiten durch Verschieben der Papiervände leicht und geräuschlos zu öffnen, und so kann sich denn der unwillkommene Besucher vor einem befinden, ehe man sich's versteht. Zum Reisetagegehirn gehört also einmal eine Büchse, die in geladenem Zustande neben meinem Bett lehnt, und zur Ergänzung hiervon ein Revolver und ein Hirschfänger. Damit denke ich genügend für meine persönliche Sicherheit in den Bergen vorgesorgt zu haben. Immerhin begleitet mich noch als treuer Wächter des Hauses mein kleiner Dachshund. — Nachdem dieser Teil der Reisevorbereitungen ins Reine gebracht ist, fehlt aber immer noch ein sehr wesentlicher Teil derselben, nämlich das zur leiblichen Verpflegung Nötige. Ich habe im voraus auskundschafet, daß Schiobara insofern ein bevorzugter Ort zu nennen ist, als man dort nicht nur Eier — denn die bekommt man an den meisten Orten — sondern sogar Milch bekommen kann, was in Japan auf dem Lande eine Rarität ist. An den meisten Orten giebt es keine Kühe, und die meisten Kühe geben in Japan keine Milch. Also ein sehr wesentlicher Faktor für das Frühstück ist wenigstens vorhanden. Außerdem beherrscht der Bergbach, an dem Schiobara liegt, prächtige Forellen. Damit ist aber alles, was zu haben ist, erschöpft. Von Brot, Fleisch, Kartoffeln, Gemüsen, Geflügel und Getränken ist keine Rede. Dafür muß also besonders Sorge getragen werden. Das Brot bäckt mein Koch selbst. Geflügel und Gemüse lassen sich wenigstens einigermaßen aus den in der Ebene gelegenen Nachbardörfern beziehen. Frisches Fleisch kann man sich einmal wöchentlich aus der Stadt Utuonijia kommen lassen. Alles übrige muß man aus Tokyo mitbringen. Vor allem giebt es in Schiobara gar nichts zu trinken. Dem muß somit zunächst abgeholfen werden. Also eine Kiste mit Bier, eine Kiste mit Weißwein, eine mit Rotwein, ferner Champagner, Mineralwasser müssen unbedingt mitgenommen werden. Man hat ja im Sommer nicht nur selbst Durst, sondern es kommen auch Gäste, die lauter Deutsche sind und daher ebenfalls Durst haben. Im größten Gasthause Schiobaras existierten 5 Flaschen Bier, von denen 2 nachgemachtes Bier enthielten. Auf Hilfe aus dem Gasthause ist also nicht zu rechnen. Daher richtet man sich von vorherein so ein, daß man allen Invasionen von Tokyo her getrost entgegensehen kann. Dasjenige Getränk, wonach man hier im Sommer am meisten Sehnsucht empfindet, kann man allerdings auch für Gold nicht aufreiben, nämlich Weißbier. Was für immense Preise hätten wir hier nicht oft schon für ein einziges Glas Weißbier gezahlt! Aber was hilft's, man kann nicht alles haben, was man will. — Die Getränkefrage ist also erledigt, und der Koch

hat nun noch eine Liste der konsistenten Speisen aufzustellen, die mitgenommen werden sollen. Für diese Dinge hat man es hier sehr bequem, indem alle nur denkbaren Speisen in Tins (d. i. verlöteten Zinnbüchsen) zu haben sind. Auf Vorschlag meines Kochs werden daher solche Tins mit Roastbeef, Roastmutton, Würsten, geräucherten Zungen, Schinken, Fischen, Kaviar, Gemüsen, Frischtylen und Konfituren u. in reichlicher Anzahl verpackt. An Hand dieser Borräte darf ich der nächsten Zukunft in Shiobara getroßt entgegensehen. — Damit ist denn auch endlich das lange Kapitel der Reisevorbereitungen erledigt, und ich kann daran denken, die Reise selbst zur Ausführung zu bringen.

Sonntag der 5. Juli ist der Tag, den ich mir zur Abreise festgesetzt habe. Der Koch und der Boy werden mich nach Shiobara begleiten. Meinen zurückbleibenden Leuten, die das Haus bewachen sollen, habe ich ihre Aufgabe insofern erleichtert, als ich alle wertvolleren Gegenstände in das obere Stockwerk geschafft, dort die Fenster verbarriadiert und die Thüren verschlossen habe. Somit fühle ich mich nach dieser Seite hin ziemlich beruhigt. Die größeren Gepäcksstücke habe ich sämtlich im voraus einer Kaisha — Transportgesellschaft — übergeben, und mit leichtem Gepäck und leichtem Sinn sehe ich daher dem Morgen des 5. Juli entgegen. Um 6 Uhr muß ich an der eine Stunde von meiner Wohnung entfernten Ueno-Station sein; es heißt daher früh aufstehen. Bei Zeiten setzt sich der stattliche, aus 5 Kurumas — 2 rädriige Wagen von Menschen gezogen — bestehende Zug, der mich, meine Dienerschaft und mein Gepäck enthält, nach der Station in Bewegung. Alles geht seinen geregelten Gang, und bald sitze ich — als einziger Europäer im Zuge — mütterseelenallein im Koupee I. Klasse und sehe einer fünfständigen Eisenbahnfahrt entgegen. Die Eisenbahnkoupees in Japan sind sehr bequem eingerichtet; in der ersten Klasse findet man sogar Thee à discrétion vor. Die Fahrt hat daher nichts Unangenehmes oder Langweiliges, zumal sie durch reiche Gegenden führt, die im Hintergrunde von hohen Bergen eingefast sind. Schneller, als ich es für möglich gehalten, befinden wir uns an Station Nishinajumo, dem Ziel der heutigen Eisenbahnfahrt. Nachdem ich dort ein sehr frugales japanisches Mahl eingenommen habe, geht es weiter, und zwar jetzt wieder per Kuruma. Ca. 2 Stunden lang fahren wir durch die Ebene bis zu dem Dorfe Sekiya, das am Fuß des Gebirges gelegen ist. Der Weg bis dahin ist zwar einförmig, bietet aber dafür eine hübsche Aussicht auf die Berge. Bei Sekiya dagegen fängt es an interessant zu werden. Während der kurzen Rast, die wir dort vor dem Theehause machen, sammelt sich das ganze Dorf an. Einen Europäer zu sehen ist hier ein selten dagewesener Genuß. Durch einen zweijährigen Aufenthalt in Japan bin ich aber bereits zur Genüge daran gewöhnt, als Wundertier angestaunt zu werden, und lasse mich daher nur wenig dadurch beirren, wenn es mir auch manchmal schwer fällt, den nötigen Ernst zu bewahren. Bald geht es weiter, und nun in die Berge hinein. Eine bequeme, breite Fahrstraße führt nach Shiobara hinauf, immer dem Laufe eines wilden, mit Felsblöcken besäten Bergbachs folgend, der, von der Höhe herabkommend, sich durch die Berge einen Weg gebahnt hat. Bald geht der

Weg hart am Ufer des Baches entlang, bald befinden wir uns hunderte von Fuß über denselben und sehen von schwindelnder Höhe auf ihn herab. Häufig ergießen sich kleinere Bäche in den Hauptbach und bilden auf ihrem Wege dahin resp. bei ihrer Mündung die prächtigsten Wasserfälle; darunter einer, der dem Staubbach im Berner Oberlande nichts nachgiebt. In beiden Seiten des Weges erheben sich bewaldete Bergesrüden in den mannigfachsten Gestalten. Oft springt eine Felswand schroff vor und scheint den Weg zu versperren; stellenweise führt in der That der Weg durch einen künstlichen Tunnel. Bei jeder Biegung des Weges ein neues Bild! Die umliegenden Berge sind nicht sehr hoch, sie erheben sich meist bis zu 1700—1800 m. Aber um so abwechslungsreicher ist das Bild, indem sie alle mit einer üppigen Vegetation bedeckt sind, wie man sie in Deutschland schwerlich finden wird. Etwa 1½ Stunden bewegen wir uns auf dieser entzückenden Straße fort. Da gewahren wir, mitten im Waldesgrün und doch dicht über dem Wasser gelegen, ein reizendes, kleines, japanisches Sommerhaus, noch verschlossen und also unbewohnt.

Nun kann auch das Ziel der Reise nicht mehr weit sein. Da naht sich eine Kuruma; der Insasse desselben steigt, 50 Schritte von mir angekommen, aus und kommt mir zu Fuß entgegen. Ich erkenne in ihm den Wirt des Gasthauses, bei dem ich das vorige Mal gewohnt und durch dessen Vermittlung ich die japanische Villa gemietet habe. Derselbe hat durch meinen Koch, den ich habe vorausfahren lassen, von meiner Ankunft gehört und ist mir entgegengefahren, um mich zu empfangen und in meine Wohnung einzuführen. Nach weiteren 10 Minuten sind wir am Orte angelangt. Gleich links von der Straße am Bachestrande sehe ich schon von weitem meine Behausung daliegen. Vor derselben harrt das ganze Dorf in neugieriger Erwartung, den „idjinsan“ — Fremdling — zu sehen, der hier gemietet und so viel Gepäck mitgebracht hat. Mit Mühe kann ich bei diesem Anblick meinen Ernst bewahren, um meiner mir freiwillig zuertheilten Würde nichts zu vergeben. Aber die Neugierde dauert noch tagelang fort. In einem japanischen Hause giebt es keinen verborgenen Winkel; überall hin kann der Blick eindringen, und von dieser Gelegenheit macht die Bevölkerung von Shiohara denn auch ausgiebigen Gebrauch. Ich kümmerge mich wenig um die lauernden Blicke und suche es mir vor allem in der neuen Wohnung bequem und wohllich zu machen. Dr. R., der in 8 Tagen ebenfalls hierher kommen wird, wird mit seinen Leuten die eine Hälfte der Zimmer bewohnen, und ich die andre. Die ganze Wohnung besteht eigentlich aus 4 kleinen japanischen Häusern. Das Ufer des Baches ist hier zunächst eben, aber nur in einer Breite, auf der gerade ein Haus Platz hat. Dahinter erhebt sich eine steile Felswand von vielleicht 30—40 Fuß Höhe. Meine Wohnung befindet sich nun theils unten am Bach, theils oben auf der Höhe des Felsens. Die Straße führt oben auf der Höhe des Felsens entlang. Zur Linken der Straße steht innerhalb einer Umzäunung ein kleines japanisches Haus, bestehend aus einer Entrée und 2, nicht sehr großen, aber fremdblichen Zimmern. Wenn man hier eintritt und über die Veranda hinausblickt, so sieht man sich oben am Rande der Felswand

und genießt einen entzückenden Blick sowohl auf den Bach als auf das ganze Thal überhaupt. Von diesem Hause führt eine gedeckte Treppe am Felsen hinunter nach einem größeren Hause, das unmittelbar am Wasser liegt. In diesem befinden sich 4 meist größere Zimmer sowie eine Küche. An dieses Hauptgebäude schließen sich links und rechts zwei kleinere Gebäude an, links ein Häuschen mit 2 Zimmern, rechts das Badehaus. Letzteres ist namentlich reizend eingerichtet. Die eine Wand desselben bildet ein mächtiger Felsblock, an dessen Fuß sich die Badeeinrichtung befindet. Es ist, wie wenn man in einer natürlichen Grotte badete. Aus dem Felsen fließt in Röhren sowohl heißes als kaltes Wasser. Das Bad ist jederzeit fertig. Die 3 übrigen Wände sind verschiebbare Glaswände, so daß man sich so gut wie im Freien befindet und auch im Bade die schöne Aussicht genießt. Ein schönerer Badeplatz läßt sich nicht denken. Alle 4 Häuser befinden sich, wie gesagt, in Verbindung miteinander. — Ich habe mich vorläufig in dem oberen Häuschen eingerichtet, weil hier die schönste Aussicht ist und ich hier auch am ungestörtesten vor den beobachtenden Nachbarn bin. Ich habe hier oben mein Arbeits- und mein Schlafzimmer. Unten im großen Hause ist das Speisezimmer. Auch habe ich meine Leute dort einquartiert. Die Einrichtung der Zimmer ist bald erledigt, da das Gepäck zur rechten Zeit anlangt, die Betten allerdings infolge des starken Regens der letzten Tage ganz durchnäßt, sodaß ich mir aus dem Gasthause solche zur Aushilfe schaffen muß. Am meisten Bewunderung erregt bei den biedern Schiobarern die Menge der mitgebrachten Getränke, Sake, wie dieselben schlechtweg genannt werden. Wein kennen die guten Leute nur vom Hörensagen, Bier vom Ansehen. Daß man aber solche Quantitäten mitbringen und gar noch die Absicht haben kann, alles auszutrinken, ist ihnen unbegreiflich. So viel würden ja die ganzen Gastwirte des Orts — derselbe besteht aus lauter Gasthäusern und einigen Privatvillen — in 20 Jahren nicht verkaufen können! Und der Idjinsan will das allein in 4 Wochen austrinken?! —

So wäre denn glücklich alles an Ort und Stelle ausgepackt und eingerichtet. Das regelmäßige Leben, der Gesundheit und der Erholung allein gewidmet, beginnt. Was soll ich von demselben berichten? Außerlich geht blutwenig vor, und doch ist es eine inhaltreiche Zeit! Das Ganze kommt mir wie ein Idyll vor, wie es mir in früheren Jahren meine kühnste Phantasie nicht vorgepiegelt hätte. Ich lebe hier beinahe wie ein Einsiedler und doch sehne ich mich nach nichts Andern, weil nichts von dem mir fehlt, was ich mir wünsche. O daß ich sie in ihrem Fluge hier etwas aufhalten könnte, die so flüchtig dahineitende Zeit! Ein glücklicher Moment dazu wäre es, und bannen möchte ich alle Gedanken daran, daß ich mich einst vergebens nach diesem Idyll zurücksehnen werde. Aber das ist gerade etwas für das Leben in Japan Charakteristisches: man genießt hier die Gegenwart, aber man genießt sie mit Bewußtsein, man schwelgt im Genuße derselben und man weiß es. Jeder lebt gerne in Japan, jeder sagt sich, daß ihm später, wenn er fern von Japan weilt, etwas fehlen wird, und deshalb sucht er sich den Aufenthalt hier, der doch nur ein zeitlich begrenzter sein kann, nach

Kräften angenehm zu gestalten. Und wenn das irgendwo auf der Welt mit wenig Mitteln erreicht werden kann, so ist es hier zu Lande der Fall. — Doch wie sieht es denn nun in diesem vielgerühmten Jöyll aus? Was bietet daselbe denn für Genüsse? Sehen wir uns zunächst die Gegend noch etwas an. Die Aussicht vom Hause aus geht zunächst auf den viel erwähnten Bach, an dessen gegenüberliegender Seite sich eine dicht bewaldete Bergwand erhebt. Wenn man die Straße weiter verfolgt, so kommt man zunächst durch den aus etwa 15—20 Häusern bestehenden Ort, dann schlängelt sich die Straße immer höher zwischen den Bergen hinauf, noch mehrere kleinere Ortschaften berührend. Es giebt im ganzen 4 Orte, die Shiobara heißen, Shima Shiobara, Naka Shiobara, Kami Shiobara oder Unteres, Mittleres und Oberes Shiobara und ferner ein Yumoto Shiobara. Die ersten 3 liegen alle an der breiten Gebirgsstraße in einer Höhe von vielleicht 500—600 m. Letzteres liegt doppelt so hoch, und ein schmaler Saumpfad führt hinauf. Der Spaziergang dorthin ist einer der schönsten in der Gegend. Auch sonst ist Gelegenheit zu schönen, schattigen Spaziergängen in Menge geboten, so namentlich in die kleinen Seitenthäler an schäumenden Bächen entlang, unter dichtem Waldesgrün; ferner auf die Höhen des Takaharayama, des Hofineyama und wie die übrigen Berge alle heißen mögen. Doch ich verstehe mich nicht auf Natur Schilderungen und will daher weder mich noch andere mit einer längeren Beschreibung quälen. Genug, es ist eine prächtige Gebirgsgegend, reich an schönen Spaziergängen, und ich bin gewissermaßen der einzige Herr derselben. Ein Europäer verirrt sich sicher nicht hierher, und das Tagewerk des Japaners besteht hier in Baden, Schlafen, Essen, Baden, Schlafen, Essen und Baden, Schlafen, Essen. Daß man daneben noch spazieren gehen kann, und daß man überhaupt an Herumlaufen Vergnügen finden kann, besonders wenn man Geld genug hat, um zu fahren, das wird ein Japaner nie begreifen. So kann ich denn nach Belieben hier in den Höhen herumstreichen, ohne jemandem zu begegnen. Die Luft ist dabei äußerst angenehm, gerade wie sie zum Spazieren gehen sein soll. Von Sommerhitze ist bis jetzt keine Spur. Auch Moskitos giebt es hier oben nicht, und man kann — welche Wohlthat! — ohne Netz schlafen.

So führe ich denn hier in dieser schönen Natur ein einsames, aber gesundes und angenehmes Leben. Um 6 Uhr wird aufgestanden und gleich in das heiße Bad von ca. 40° Celsius gestiegen. Darauf folgen Übergießungen mit möglichst kaltem Wasser. In dieser Weise badet man in Japan unverändert Sommer und Winter. Die in Deutschland üblichen sogenannten heißen Bäder, in Wirklichkeit nur lauwarne Bäder, würde ich nicht mehr vertragen. Durch das heiße Bad wird der Körper so durchwärmt, daß er gegen die äußere Temperatur unempfindlich wird. Man friert im Winter nur vor, nicht nach dem Bade; man kann sich bei der größten Kälte mit eiskaltem Wasser übergießen. Im Sommer kommt es einem umgekehrt nach dem heißen Bade viel kühler vor, und das kalte Wasser wirkt nachher auch viel erfrischender. Nach dem Frühstück steige ich einige

Stunden in den Bergen herum und komme mittags mit einem beneidenswerten Appetit nach Hause. Nachmittags wird teils auf den Tatamis — Matten — ausgeruht, teils gelesen und geschrieben, teils wieder spazieren gegangen. Abends wird wieder gebadet, dann erwartet mich ein einfaches, aber kräftiges Essen, und zu früher Stunde bereits werden die Bretterwände vorgehoben: die Insassen des Hauses begeben sich zu Bett.

Nachdem ich nun die Vorzüge der Natur des Badeorts Shiobara geschildert habe, würde nur noch übrig bleiben, von den Vergnügungen ein Wort zu sagen, die dieser Badeort bietet. Dieses Kapitel läßt sich sehr kurz behandeln. Es giebt hier weder Kurhaus noch Musikcorps, weder Promenaden noch Toiletten, noch alles Andere, was man in den europäischen Badeorten zu finden gewohnt ist. Ich müßte aber auch lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich mich ein einziges Mal danach gesehnt hätte. Nichts von allen diesen Überfeinerungen des Lebens! Hier giebt es nichts als Natur, aber diese ist dafür auch hier um so schöner und jungfräulicher. Was sind alle jene sogenannten Vergnügungen in unsern modernen Lurusbädern gegen einen solchen Tag hier, allein in der gewaltigen Natur zugebracht, frei und ohne Sorgen! Der Reiz dieser Natur wird erhöht durch die Natürlichkeit des inmitten derselben lebenden Volkes. Dasselbe lebt ruhig seine Tage dahin, ohne viele Bedürfnisse und Sorgen, kindlich naiv und darum glücklich dasjenige genießend, was ihm das Schicksal gerade darbietet. Einfach und natürlich ist die Lebensweise des japanischen Volkes, und es giebt kein glücklicheres Volk auf Erden. Die Wochen, die ich hier oben zugebracht, werden mir daher, wenn sie auch ohne rauschende Vergnügungen verfloßen sind, niemals langweilig erscheinen, in der Gegenwart nicht und auch nicht in der Erinnerung. Wohl aber werde ich mich oft nach dieser Zeit zurücksehnen. Denn im Fluge eilt sie dahin. Schon ist eine Woche vorbei. Im August schon denke ich hier mein Bündel zu schnüren, da diese Ferien mich noch weit nach Norden hinaufführen sollen, nach dem wilden, aber wegen seiner Naturschönheiten berühmten Besso und von dort, falls sich Schiffsgelegenheit bietet, nach Wladiwostok.

Vorläufig aber will ich hier noch so recht die Ruhe und Einsamkeit genießen, weder der Vergangenheit noch der Zukunft gedenkend, zufrieden im Gemusse der Gegenwart.

(Schluß folgt.)



Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

VON

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.)

Der Beginn für die Vorbereitung der neuen Ausgabe der preußischen Geschichte bestand darin, daß alle bis dahin erschienenen Bände von Droysen's Geschichte der preußischen Politik aus dem Bücherrepositorium herausgenommen und auf den Tisch gelegt wurden. „Da hilft keine Rettung,“ sagte Ranke mit einem Stoßseufzer, indem er zugleich vor dieser umfassenden Lektüre schauernd zurückschreckte, „wir müssen sie sämtlich durchstudieren.“ Indes begnügte er sich vorläufig damit, sich die Vorrede und den ersten Abschnitt der Einleitung („die Aufgabe“) vorlesen zu lassen, wobei er die Bemerkung machte, daß Droysen den österreichischen Staat vergessen habe¹⁾; dann ersuchte er mich, die Bände der Reihe nach nach Hause zu nehmen und durchzusehen — eine Arbeit, die mir dadurch nicht unwesentlich erleichtert wurde, daß ich in früheren Jahren das Ranke'sche und Droysen'sche Werk vergleichend durchgelesen hatte und darüber Aufzeichnungen besaß. Das für Ranke brauchbare Material fand sich vorzugsweise in den Anmerkungen. Nur diese Stellen und diejenigen, welche es Ranke nahe legten, in der Form direkter Bezugnahme auf dieselben die differierenden Resultate seiner Studien auszusprechen, zum Teil damit die wesentlichen Abweichungen von vornherein als solche erkannt würden, wurden vorgelesen; im übrigen befriedigten ihn meine Exzerpte, bei welchen ich den Fortgang seiner Ausarbeitung berücksichtigte. Das Manuskript für die Zwölf Bücher preußischer Geschichte mit Ausnahme der als Analecten beizugebenden Aktenstücke wurde zu Anfang Juli 1873, also vier Monate nach der Vollendung des Druckes des Briefwechsels, fertiggestellt und nach Leipzig gesandt. Noch vor dem Abschluß der handschriftlichen Fassung desselben war mir in meiner Beschäftigung eine Erleichterung zuteil geworden; infolge ihrer langen, alltäglichen Dauer bemächtigte sich meiner in den Abendstunden geistige und körperliche Abspannung; durch das viele Vorlesen, das unvermeidlich war, wurde mein Stimmorgan angegriffen. Ferdinand Ranke, der Schuldirektor, übernahm es in brüderlicher Zuneigung und Opferwilligkeit fürs erste, allabendlich gegen zehn Uhr aus seiner fern gelegenen Wohnung in der Kochstraße sich einzufinden und die Zeitung vorzulesen, dessen ich dadurch überhoben wurde. Als ich Ranke gebeten hatte, mich von dem Zeitungslesen zu entbinden, gab er die Billigkeit meiner Forderung sogleich zu,

¹⁾ Die Bemerkung Ranke's ist nicht zutreffend. Denn so unbestimmt, dunkel und überhaupt unvollkommen die Ausführungen Droysen's sind, kann es doch nicht zweifelhaft sein, daß er durch den mit den Worten: „Andere Staaten sind, weil sie einmal sind“ beginnenden Satz (§ 4) die österreichisch-ungarische Monarchie bezeichnet zu haben glaubte.

bemerkte aber, das habe noch niemand in gleichem Grade zu seiner Zufriedenheit besorgt wie ich. Die Erklärung für diesen Ausspruch lag in den Worten, die er hinzufügte: die Gesellschafterin seiner verstorbenen Frau, die vorher damit betraut gewesen war, eine noch sehr jugendliche Dame, habe vorzugsweise den Familienanzeigen, ganz besonders den Verlobungs- und Verbindungsanzeigen ihr Interesse zugewandt und dieselben beim Vorlesen vornehmlich berücksichtigt. So mögen wohl auch ihre Vorgängerinnen verfahren sein. Im Herbst 1871, nach der Rückkehr Ranke's von München, trat für mich eine dauernde und sehr wesentliche Entlastung ein.¹⁾ Die Absicht, von der Ranke, indem er mir eine solche verschaffte, geleitet wurde, war, mehr häusliche Arbeit von mir, eben für die neue Ausgabe der preussischen Geschichte, beanspruchen zu können. Ich erhielt in einer im buchhändlerischen Fach, besonders im Antiquariat ausgebildeten Persönlichkeit, die in Beziehung auf Theologie auch litterarisch nicht ganz ununterrichtet war, einen Kollegen²⁾, der meist am Vormittag anwesend war, aber auch am Abend spät sich einstellte, um die Zeitung vorzulesen. Im August 1873, anderthalb Monate nach der Ablieferung des Manuskripts der preussischen Geschichte und nach der Heimkehr Ranke's aus Lodersleben, dem bei Quersfurt gelegenen Gute seines Schwiegervaters, trat in der Arbeitsorganisation dadurch eine eingreifende Veränderung ein, daß seitdem Fachgenossen, die ebenso wie ich, Geschichte studiert hatten, meine Kollegen waren. Bei der Wahl des ersten derselben wurde Ranke, von dem unterdes die handschriftliche Konzeption von „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege“ bis fast zum vollständigen Abschluß gebracht worden war, durch die Anforderungen bestimmt, welche für die zu leistende Unterstützung, wenn diese anders eine nützliche und wahrhaft fruchtbringende sein sollte, die Natur des zunächst von ihm geplanten Werkes, die Herausgabe der Denkwürdigkeiten Hardenberg's, stellte. Es war eine völlige Beherrschung des französischen Sprachidioms und eine genaue, möglichst spezielle Kenntnis der Geschichte des Revolutionszeitalters notwendig. Denn nur bei der Verbindung des einen mit dem andern ließ sich die Durcharbeitung des überaus umfangreichen, archivalischen Materials, das zu benutzen war, in möglichst kurzer Zeit erwarten. Die richtige Lesung vieler Altstücke bot, da die Schriftzüge zum Teil schon verblaßt, zum Teil von Hause aus unendlich waren, große Schwierigkeit und mußte bisweilen geradezu erraten werden; von einem buchstabierenden Fortschreiten war kein Heil zu erwarten; auch durch ein geläufiges Vorlesen hätte, wenn dabei nicht Auslassungen in größter Ausdehnung stattfanden, binnen angemessener Frist das gesetzte Ziel nicht erreicht werden können; es war ein rascher Überblick erforderlich, um Ranke Anhalt zur Orientierung zu geben und dadurch das völlige Übergehen einer großen

¹⁾ Das Vorlesen war für einzelne Persönlichkeiten so anstrengend, daß ein junger Mann, der damit nur an einem Vormittag beschäftigt gewesen war, nicht wieder erscheinen konnte, da er eine vierzehn Tage anhaltende Heiserkeit davontrug. Ein anderer, der nahezu zwei Jahre dieselbe Funktion übte, behielt für ebensolange eine hohe Stimmlage zurück.

²⁾ Von diesem ist in Ranke's Schreiben an seinen Verleger vom 12. August 1873 die Rede. — S. 32, sein Name war Schoof.

Anzahl von Dokumenten zu ermöglichen. Diesen Ansprüchen genügte der neu Eintretende, der jetzige Staatsarchivar Doktor Paul Baillet, vollauf; er brachte überdies der Epoche ein im voraus gefaßtes eigenes Interesse entgegen, wie sich denn seine späteren Studien und litterarischen Publikationen in dem nämlichen Kreise bewegt haben. Dadurch wurde ihm der Entschluß sehr erleichtert, für das Werk auch außer der Zeit seiner Beschäftigung bei Ranke in der eignen Häuslichkeit zu arbeiten, was besonders wegen der Anfertigung korrekter Abschriften von den Dokumenten behufs ihrer Drucklegung unerläßlich war. Wie der Name Baillet's sind auch die der Mehrzahl seiner Nachfolger den der historischen Litteratur Kundigen wohl bekannt: Georg Winter, Anton Hagedorn, Ignaz Zastrow, Wilhelm Altmann, Paul Hinneberg. Dasselbe gilt auch von August Wolfstieg, gegenwärtig Kustos an der Universitätsbibliothek zu Berlin, der mich allerdings nur während einer ganz kurzen Zeit, während einer Ferienreise, vertreten hat. Von dem einen aus dieser Reihe ist die Laufbahn eines Universitätsdozenten beschritten worden; die andern haben im archivalischen oder bibliothekarischen Staatsdienst Anstellung gefunden. Die übrigen Amanuensen sind Gymnasiallehrer geworden. Einer, Max Handloike, starb, während er diese Stellung innehatte. Noch bis gegen vier Uhr nachmittags hatte er in eifriger Beschäftigung, und, indem er die besten Vorsätze für die Zukunft aussprach, an demselben Tage, der zu seinem Todestage wurde, in der Ranke'schen Wohnung verweilt; am Abend vor zehn Uhr machte in der Behausung seiner Familienangehörigen, aber während deren Abwesenheit, ein Nervenschlag seinem jugendlichen Leben ein Ende.¹⁾ Es mag wohl Überanstrengung gewesen sein, der seine Kräfte unterlagen; außer der Ranke gewidmeten Zeit gab er Privatstunden. Dies ist der einzige derartige Fall, der Ranke im langen Laufe der Jahre, während deren er Amanuensen beschäftigt hat, begegnet ist. Ich bin zwar im Ungewissen darüber, wann er sich zuerst litterarischer Beihülfe bedient hat. Sicher geschah es in der Mitte der fünfziger Jahre.²⁾ Aber ich glaube Grund zu haben, den Ursprung des Verhältnisses, wenn es auch in etwas anderer Weise bestanden hat, von weit früher zu datieren. Vielleicht geht derselbe bis auf Ranke's Heimkehr aus Italien zurück. Auf diese Vermutung bringt mich die Wahrnehmung, daß aus der Zeit, in welcher Ranke die historisch-politische Zeitschrift herausgab (seit 1831), mit Zeitungsauschnitten belegte Papierbogen vorhanden waren. Der hierzu erforderlichen Mühewaltung hat sich Ranke ohne Zweifel nicht selbst unterzogen.

Meine anfängliche Absicht ging dahin, ebensowohl die von meinen ehemaligen Kollegen veröffentlichten Schriften und einzelnen Abhandlungen, wie die Werke Ranke's, an denen sie mitgearbeitet haben, anzuführen. Allein die Erwägung, daß die ersteren sich mit Leichtigkeit aus Kürschner's Deutschem Litteraturkalender, den man aus dem halbjährigen Hinrichs'schen oder dem nach längeren Zeiträumen erscheinenden Heinsius'schen Bücherverzeichnis ergänzen mag, entnehmen lassen;

¹⁾ 10. März 1885.

²⁾ Den Namen des damaligen Amanuensis von Ranke weiß ich nicht anzugeben; derselbe hat eine Abhandlung über die Memoiren des Cardinal Reg verfaßt.

und daß für die letzteren die Zeit der Beschäftigung bei Ranke einen ausreichenden Anhalt bietet, hat mich davon zurückgehalten. Ich habe mich deshalb begnügt, die Reihenfolge der Amanuensen in einer Anmerkung anzugeben und ein paar besondere Notizen, von denen ich annehme, daß man sie anderswo nicht sogleich antrifft, beizufügen ¹⁾.

Die gewissermaßen offizielle, indes von Ranke auch nur selten gebrauchte Bezeichnung für meine und meiner Kollegen Stellung war Amanuensis. Die Benennung: Assistent oder wissenschaftlicher Assistent, die man wohl auch anwendet, erschien Ranke ganz unpassend und war ihm geradezu widerwärtig: denn dabei denke man an die ganz anders geartete Stellung eines ärztlichen Assistenten. Er sah in der Annahme dieser Bezeichnung eine für ihn unerträgliche Anmaßung, sehr geeignet, die falsche Meinung hervorzurufen, als schaffe er seine Werke nicht völlig selbständig. Um vieles älter als meine Kollegen, bin ich unter den Amanuensen Ranke's in den letzten anderthalb Dezennien der einzige gewesen, der noch seine Vorlesungen besucht und an den von ihm geleiteten Übungen teilgenommen hatte, zu einer Zeit, da er sich voller körperlicher und geistiger Frische erfreute, durchaus auf dem Höhepunkt seiner litterarischen Wirksamkeit sich befand, an der Berliner Universität von gereiften, talentvollen Schülern unterstützt, die eigentlich historischen Studien völlig beherrschte; meine Kollegen hingegen waren Schüler der Schüler Ranke's, — von Nisch, Noorden,

¹⁾ Bei meinen Angaben bitte ich, die oben bemerkte Beschränkung, daß sie nur zur Ergänzung anderweitiger bestimmt sind, zu beachten. Die Reihe der Amanuensen war in der Zeit, während der ich bei Ranke beschäftigt gewesen bin, die folgende:

Paul Baillet. Er studierte zu Göttingen und Berlin; seine am ersteren Ort erschienene, dem Jahre 1874 angehörige Dissertation führt den Titel: *Quomodo Appianus in bellorum civilium libris II—V usus sit Asinii Pollionis libris*. Von ihm rühren mehrere Aufsätze in Ebner's Historischer Zeitschrift, einzelne Artikel im Feuilleton der Nationalzeitung und der Deutschen Rundschau her; er hat einiges auch in französischen Zeitschriften veröffentlicht.

Georg Gabel, gegenwärtig Lehrer am städtischen Gymnasium zu Stettin; er vertrat Baillet im August 1875 und war dann als Nachfolger desselben vom 1. August 1876 bis 15. April 1877 als Amanuensis beschäftigt. Von ihm erschien als Osterprogramm des Gymnasiums, an dem er angestellt ist, im Jahre 1888 die Abhandlung: *Horatianae libri prioris epistolae quibus temporibus compositae esse videantur*.

Georg Winter vom April 1877 bis September 1879. Zur Abfassung von dessen Hauptwerk: Hans Joachim von Ziechen. Eine Biographie auf Veranlassung und mit Unterstützung des Grafen von Ziechen-Schwerin (2 Bde., 1886) hat Ranke ihn empfohlen. Die Familie erklärte sich, trotz der sofort nach dem Erscheinen gegen dasselbe gerichteten Angriffe, durch die Ausföhrung vollkommen zufrieden gestellt, was Ranke zu großer Befriedignng gereichte. Vieles von Winter findet sich in Zeitschriften gedruckt, wie in den Grenzboten, in Nord und Süd, in der Gegenwart; im Feuilleton der Nationalzeitung hat er besonders Ranke's Werke besprochen.

Anton Hagedorn aus Lübeck, Schüler von Waig und Nisch, Amanuensis vom Juli 1878 bis 1. Oktober 1879, gegenwärtig Sekretär des Senats von Hamburg und Vorsteher des dortigen Staatsarchivs; von ihm sind die Verfassungsgeschichte der Stadt Magdeburg bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg Bd. 16 ff; Reiseberichte über Westpreußen, Westfalen, Rheinprovinz, Holland, Braunschweig, Hannover, Pommern, Mecklenburg in den Hanfschen Geschichtsblättern Heft 10, S. LXXI—LXXIII, S. 11, S. XVII—XXX, S. 13, S. VII—XXVIII; kleinere Aufsätze und Editionen von ge-

Barrentrapp, bisweilen repräsentierte sich in ihnen bereits die dritte Succession; sie waren nicht von Ranke selbst, sondern von eigentümlich ausgebildeten Richtungen in dessen Schule, auch solchen, die außerhalb derselben sich bewegten, angeregt worden und standen unter deren Einwirkung. Dazu kam, daß ich mich unter Verzicht auf jede andre Thätigkeit mit bestimmtem Entschluß ausschließlich den schriftstellerischen Interessen Ranke's widmete, was bei den andern, die sich zugleich mit Eifer für einen öffentlichen Beruf vorbereiteten und ihre Beschäftigung bei Ranke nur im Lichte eines Übergangsstadiums, als ein sehr schätzenswertes Förderungsmittel für ihre eigene Ausbildung und von Nutzen in der von ihnen später einzuschlagenden Laufbahn betrachteten, der Natur der Sache nach nicht der Fall sein konnte. Diese Umstände hatten zur Folge, daß Ranke für mich gewissermaßen ein besonderes Arbeitsfeld reservierte. Das Auffpüren litterarischer Notizen, die Zusammenstellung bibliographischer Nachweisungen, die Anfertigung von Exzerpten, die von Ranke für seine Darstellung benutzt wurden; die Durchsicht der ersten Korrekturbogen und wenn nicht dieser, so der zweiten nach Elimination der Druckfehler, falls Ranke nicht die einen oder die andern sich sogleich vorlesen ließ; endlich die Revision der zuletzt eingehenden sind vorwiegend und fast ausschließlich mir übertragen worden. Zum größten Teil lag mir auch die Vorbereitung für die neuen Ausgaben, die als solche letzter Hand in die sämtlichen Werke aufgenommen sind, ob. Ranke ist jedoch hierin auch von andern

schichtliche Aufzeichnungen in der Zeitschrift für Lübeckische Geschichte, Bd. IV, S. 2, S. 112 bis 118; S. 3, S. 283—310 und in den Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte, S. I, S. 28—33, 42—48, 102—104, 132—135, 153—157, 174—176; S. 2, S. 23—24, 50 bis 55, 79—80, 145—149, 176; S. 3, S. 63, 192—196, 200, 219—220 veröffentlicht worden.

Sgnaz Jastrów, intimer Freund Winter's, vom Oktober 1879 bis 1880 Amanuensis. Von ihm rühren mehrere Artikel im Feuilleton der Nationalzeitung, in der Deutschen und in der Täglichen Rundschau her.

Peifer aus Vibra in der Nähe von Wiehe, der Geburtsstadt Ranke's, gebürtig, zur Zeit ordentlicher Lehrer am Friedrich-Wilhelm's-Gymnasium zu Berlin.

Gesou Peifer, gegenwärtig Lehrer am königlichen Simultangymnasium zu Posen, Amanuensis vom 1. September 1881 bis 1. August 1883. Er ist ein Schüler Noorden's, in dessen Hause er viel verkehrt hat. Seine Dissertation führt den Titel: Der deutsche Investiturstreit und Heinrich V.

Max Handloise bis zum März 1885, Peifer's Nachfolger; dann Wilhelm Altmann, Schüler Barrentrapp's, bis 22. Dezember 1885; dem in Kürschner's Litteraturkalender angegebenen Veröffentlichungen Altmann's sind hinzuzufügen die Ausgabe der Acta Nicolai Gramen in Codex diplomaticus Silesiae, Bd. XV (1890); das Verzeichnis der Doktordissertationen der deutschen Universitäten von 1885—1890; Statistische Betrachtungen; Studien über Eberhard Windede und Ausgewählte Urkunden zur Erläuterung der Verfassungsgeschichte Deutschlands im Mittelalter (in Verbindung mit Bernheim 1891); litterarische Besprechungen von ihm finden sich (seit dem Jahre 1882) in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft; eine Reihe von Artikeln in Zeitschriften (z. B. in den Preussischen Jahrbüchern) und in Zeitungen. Endlich Paul Hinneberg, Hilfsarbeiter an der königlichen Bibliothek zu Berlin, zur Zeit behufs historischer Studien beurlaubt, der außer der Abhandlung: die philosophischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft in der Historischen Zeitschrift. Neue Folge, Bd. XXVII, in dieser und in den Preussischen Jahrbüchern kritiken veröffentlicht hat, bis zu Ranke's Tod.

unterstützt worden, wie denn der dritte Band der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation (für die fünfte Auflage) und der erste Band der römischen Päpste (behufs der sechsten Auflage) von seinem Bruder Ferdinand, der zweite dieses letzteren Werkes von Fräulein Henriette Michaelis, der Herausgeberin eines italienischen und portugiesischen Wörterbuches, durchgesehen worden sind. Mit den Editionen der französischen und englischen Geschichte habe ich nie etwas zu thun gehabt; die Ansarbeitung des in der dritten Ausgabe der serbischen Revolution („Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“) neu hinzugekommenen Theiles fand während einer langwierigen Erkrankung, durch welche ich von Berlin ferngehalten wurde, statt; dasselbe gilt von der zweiten Ausgabe des Ursprungs und Beginns der Revolutionskriege, bei welcher ich Ranke nur ganz zuletzt einen geringfügigen Dienst erweisen konnte. Aus den vorstehenden Angaben in Verbindung mit der früheren über die Zeit meines Eintritts ergibt sich die Reihe Ranke'scher Werke, bei denen mitzuwirken mir vergönnt gewesen ist. Außerdem hat mich Ranke noch mit mancherlei kleineren Aufgaben betraut, wie beispielsweise mit einem Referat über die von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm für die Hohenzollerngruft geplanten und in Vorschlag gebrachten Epitaphien nebst den besonderen, der Regierung jedes Fürsten beigelegten chronologischen Tableaux der wichtigsten, in dieselbe fallenden Ereignisse, vornehmlich auch der territorialen Erwerbungen¹⁾; mit der Anfertigung von Gutachten über Annahme oder Ablehnung einer Höchsten Herrschaften angetragenen Dedikation eines Werkes²⁾; einer Meinungsäußerung darüber, ob eingereichte Probeartikel die Verfasser derselben zur Mitarbeit an der Allgemeinen Deutschen Biographie befähigt erscheinen ließen. Es geschah auch, daß Ranke mir die Beantwortung hienütischer Spezialanfragen, mit denen man sich an ihn gewandt hatte, oder die Erwidrerung auf briefliche Einwendungen gegen seine Darstellung in Beziehung auf Einzelheiten überließ, oder von mir die Einholung von Informationen durch Gespräch mit wissenschaftlichen Autoritäten erheischte. Während zweier Monate habe ich in den Mußestunden, die mir blieben, seiner Aufforderung entsprechend, — er selbst war wieder durch die Stadtbehörde dazu veranlaßt worden — Materialien für die Ge-

¹⁾ Ein auf denselben Gegenstand bezügl. Autograph des Kronprinzen — es bezieht sich auf die zweite Gemahlin des Kurfürsten Joachim II., Hedwig, Tochter Sigismund I., Königs von Polen —, hat vor einem halben Jahr die Pechhandlung von Stargard zum Kauf angeboten. — Der Entwurf, soweit derselbe mir vorgelegen hat, reichte bis zu dem Ausgang der Regierung Friedrich Wilhelms II.; die letzten, in der bezügl. Übersicht aufgeführten Thatfachen waren: die Besetzung von Warschau 9. Januar 1796 und Huldigung in Warschau 6. Juli 1796. — Über diese Arbeit des Kronprinzen ist Hans Delbrück in den Persönlichen Erinnerungen an Kaiser Friedrich und sein Haus, Preussische Jahrbücher Bd. 62 (1888) S. 109 ff. zu vergleichen.

²⁾ In einem Falle hatte ich mich für Ablehnung erklärt. Es charakterisiert die wohlwollende Denkweise Ranke's, daß er das von mir abgefaßte Schreiben, welches er im übrigen annahm, zum Schluß mit dem Zusatz versah: es könne dem Autor wohl die Aussicht eröffnet werden, daß er bei einer künftigen gebiegeneren Leistung die Erlaubnis zur Dedikation erhalten dürfte. Der Autor war in der That ein verdienstvoller Spezialforscher über die Geschichte des Hauses Hohenzollern.

schidte seines Heimatsortes Wiehe, dem er Zeit seines Lebens die größte Anhänglichkeit bewahrte, wie er denn auch über dessen Vergangenheit einige, freilich nur ein paar Oktavseiten füllende Notizen aus früherer Zeit besaß, jedoch nur aus Druckwerken gesammelt. An dieser Stelle will ich von der Ranke'schen Arbeits- und Tages-einteilung, wie sie seit dem Eintritt Bailleu's bis zu Ranke's Tode, demnach während dreizehn Jahre, ohne wesentliche Modifikation, abgesehen von geringen Zeitverschiebungen, bestanden hat, nähere Nachricht geben. Ranke erhob sich um neun Uhr, in der Folge etwas später; nach eingenommenem Frühstück begann er mit der Arbeit anfänglich um halb zehn, nachher um zehn Uhr; sie dauerte am Vormittag für gewöhnlich bis halb zwei oder zwei; nur ausnahmsweise, wenn besondere und dringende Umstände vorlagen, dehnte sie sich bis gegen drei Uhr aus; dann machte Ranke, seit dem Herbst 1871 in Begleitung, seinen Spaziergang¹⁾. Dem Begleiter lag es ob, da Ranke sehr kurzichtig war, ihn auf bekannte Persönlichkeiten, die ihm begegneten, und welche Ranke zu begrüßen den Wunsch hatte, insbesondere auf die Anwesenheit von Mitgliedern des königlichen Hauses, von denen er bisweilen angerebet wurde, aufmerksam zu machen; er mußte, wie sich versteht, auf den eingeschlagenen Weg überhaupt achten, um zu verhüten, daß Ranke falle oder auch nur strauchle, was ihm bisweilen doch begegnet ist. In den letzten Jahren legte Ranke den größeren Teil des Weges zurück, indem er den Diener unter die Arme faßte, was er bei dem Gang in der Stadt schon früher zu thun pflegte. Auf die Rückkunft wurde zuhause aus von den Fenstern geachtet, um alles zum Empfange, — dazu gehörte besonders auch das Offenhalten der Korridorthür — vorzubereiten. Nach der Heimkehr um fünf Uhr speiste Ranke zu Mittag und pflegte nach der Mahlzeit der Nachmittagsruhe; von halb sieben Uhr ab wurde von neuem gearbeitet. Der Beginn am Nachmittag verlegte sich jedoch mit dem Fortgang der Jahre, da Ranke einer längeren Erholungspause bedürftig wurde, in immer spätere Stunden und fand zuletzt regelmäßig erst gegen halb acht oder acht Uhr statt; er verzögerte sich aber auch bis neun Uhr, ja manchmal bis zehn, was denn wieder eine Fortsetzung der Arbeit über Mitternacht hinaus, bisweilen gegen halb zwei Uhr morgens zur Folge hatte. Durch das Einnehmen des zweiten Frühstücks am Vormittag (um zwölf), des Thees am Abend (um zehn Uhr) traten viertelstündige Pausen ein. Das Vorlesen der Zeitung wurde, nachdem das frühere Arrangement, das Vorlesen nach zehn Uhr abends, zunächst wieder unter Beihilfe Ferdinand Ranke's, dann des Fräulein Michaelis, ein Jahr hindurch bestanden hatte, in die Nachmittagsstunden, vor und gleich nach dem Mahle, verlegt und dem Diener, der ihm vorher auf dem Spaziergang das Geleit gegeben hatte, überlassen. Ge-

¹⁾ Im Sommer 1871 habe ich Ranke bisweilen in den Tiergarten hineingeleitet; mir war es auffällig, daß die lokale Umgebung, die er doch, freilich ganz in Gedanken versunken, vier Dutzenden hindurch fast alltäglich mit seinen Schritten durchmessen hatte, ihm anfangs ganz fremdartig erschien; erst wenn er des Kroll'schen Etablissements ansichtig wurde, hielt er für sicher, sich im Tiergarten und auf bekannter Fährte zu befinden; ich mochte wohl einen andern Weg als denjenigen, an den er sich gewöhnt hatte, eingeschlagen haben. —

raume Zeit fand sich der jüngere Sohn Friedhelm an einem bestimmten Wochentage um zehn Uhr abends zur Lektüre der Zeitung ein. Bisweilen wurde diese auch von dem älteren Sohne Otto vorgelesen. Aber das eine, wie das andre, war Ausnahme. An Tagen, an denen die Temperatur während der Nachmittagsstunden über zwanzig Grad Réaumur im Schatten betrug, machte Ranke seinen Spaziergang, nachdem einmal ein in größter Hitze unternommener sehr bedenkliche Folgen nach sich gezogen hatte¹⁾, in den Abendstunden nach acht Uhr. Auf einem dieser abendlichen Ausgänge, der sie wahrscheinlich nach Moabit hinausgeführt hatte, — verirrte sich Ranke mit dem Diener, sodaß sie sich plötzlich ohne Pfad an einem Gewässer fanden, über das sie sich nach dem Rat eines Begegnernden übersetzen ließen. Zuhause geriet man über das ungewöhnlich lange Ausbleiben der beiden, da es bereits Nachtzeit geworden und ein völliges Dunkel hereingebrochen war, in Besorgniß. Man war sehr glücklich, sie zu sehr später Stunde, aber wohlbehalten nach kurzer Rast in der Kranzler'schen Konditorei heimkehren zu sehen. Die Spaziergänge am Abend unterließ Ranke späterhin ganz. Diese wurden überhaupt bei fortschreitendem Alter, da die Witterung und der körperliche Zustand Ranke's dabei mehr und mehr in Berücksichtigung genommen werden mußte, immer häufiger ausgesetzt; in den letzten Jahren wurde das Ausgehen namentlich auch bei größerer Kälte oder heftigem Nordostwind vermieden. Im ganzen entschloß sich Ranke schwer, den gewohnten Spaziergang aufzugeben; es bedurfte öfters sehr dringlicher Vorstellungen, um ihn von demselben zurückzuhalten. Dann verwandte er die dadurch frei gewordene Zeit zur Promenade in der Gucht seiner Zimmer oder zur Lektüre von Büchern, die keine unmittelbare Beziehung zu den gerade ihn beschäftigenden Studien hatten, meist von neuen litterarischen Erscheinungen, wie denn eine solche Lektüre, namentlich von Zeitschriften, öfters auch, aber mit größerer Zeitbeschränkung, am Schluß der Arbeitsstunden am Vormittag und vor deren Beginn am Abend stattfand, sehr selten und nur ganz ausnahmsweise vor der Arbeitszeit am Vormittag. Zu eben diesen Zeiten, noch häufiger indes nach der am Abend eintretenden Arbeitspause, wurde die Korrespondenz erledigt. Die nämliche Zeitbestimmung trifft auch für die Aufzeichnungen in dem sogenannten Tagebuch zu. In Beziehung auf dasselbe muß man von der Vorstellung eines gewöhnlichen Tagebuchs, das mit der Absicht alltäglicher Annotate geführt wird, völlig abstrahieren; die Niederschriften erfolgten vielmehr in sehr unregelmäßigen Intervallen und im Grunde nur auf gelegentliche Anlässe, wie man dies auch aus den gedruckten Mitteilungen ersieht. Aus den letzten Jahren rühren sehr wenige von Ranke's eigener Hand her; einige von mehr vertrauter Natur sind den nächsten Familienangehörigen, bei weitem die meisten den Ananuwensen diktiert worden. Ranke nannte den Pappband, in welchen die Aufzeichnungen eingetragen wurden, „Geheimbuch“. Sein Wille war, dasselbe, um eine unzeitige Kenntnisaufnahme zu verhindern, beständig

¹⁾ Der damals stattfindende Krankheitsanfall — die Einwirkung der Hitze hatte Ranke der Gefahr eines Nervenschlages nahe gebracht —, war der Anlaß, daß von ihm der Sanitätsrat Reinke als Hausarzt angenommen wurde, den er dann bis zu seinem Tode beibehalten hat.

unter Verschluss in seinem Schreibpult zu halten, was auch in der Regel beobachtet worden ist. Eine Bezeichnung, die weniger missverständlicher Deutung ausgesetzt wäre als „Tagebuch“, würde „Gedenkbuch“ sein. Ranke diktierte langsam und mit Bedacht; ohne Zweifel lag eine druckfertige Stilisierung in seiner Intention.

Bei großen Männern will man auch über die Außerlichkeiten des Lebens, über Speise und Trank unterrichtet sein. Das makrobiotische Interesse wüchste in dieser Hinsicht bei Ranke, obwohl er ein hohes Alter bei einem Körperbau, der eigentlich nicht ein solches erwarten ließ, erreicht hat, und zwar, was die Hauptsache ausmacht, bis zuletzt in Geistesrische und rastloser Thätigkeit, bei nur erst in späten Lebensjahren und auch dann nur allmählich nachlassender physischer Rüstigkeit und eintretendem chronischen Leiden, doch nicht von besonderem Belang sein. Es genügt wohl das Folgende zu bemerken. Ranke aß zu Mittag stark; als Mittelgericht liebte er Fische; für den dritten Gang bevorzugte er Geflügel: Schnepfen, Krametsvögel, Rebhühner, Fasanen, je nach der Jahreszeit, häufig genoß er Austern; zu den Speisen trank er eine halbe Flasche Rotwein, des Abends nahm er zum Thee nur ein paar Biskuits zu sich; statt des Thees begann er, nahe dem achtzigsten Lebensjahre, Weihenstephan-Bier zu trinken, auf den Grund hin, daß „ein alter Mann nicht immer auf gleiche Weise fortleben könne;“ allein das wurde bald abgestellt, da das starke und leicht berauschende Getränk sowohl ihm wie mir zu Kopfe stieg, was bei der Fortsetzung der Arbeit in unangenehmster Weise verspürt wurde.

Von größerer Bedeutung für den Erfolg der Arbeit und mehr charakteristisch für Ranke als das eben Berührte war ohne Zweifel eine gewisse Seelendiätetik, die er beobachtete; eine Art von Ökonomie in Betreff der körperlichen und vor allem auch der geistigen Kräfte. Ranke gehörte wenigstens in diesen Jahren nicht zu den Männern der Wissenschaft, die eine sehr lange tägliche Arbeitszeit inne gehalten haben, wie etwa, um von den Beispielen aus dem Altertum abzugehen, Bayle und Leibniz in der neueren Zeit, Alexander von Humboldt und Christian Lobeck in der jüngsten Vergangenheit, Theodor Mommsen und andere in der Gegenwart; Ranke hielt es mehr mit der von Kant empfohlenen Tages-einteilung. Die eigentliche regelmäßige Arbeitszeit Ranke's kann wenigstens in dessen späteren Lebensjahren zu nicht mehr als acht bis neun Stunden veranschlagt werden. Ich glaube zwar annehmen zu dürfen, daß Ranke früher etwas mehr Zeit für die Arbeit verwandt hat; in den Jugendjahren und in denen des frischen Mannesalters beschäftigte er sich schon in den ersten Morgenstunden litterarisch und wissenschaftlich, obwohl man dabei doch nicht ganz außer acht lassen darf, daß damals gesellschaftliche Abhaltungen ihn weit mehr in Anspruch genommen hatten. Ranke besaß an sich ein außerordentliches Arbeitsvermögen, wie er denn in Italien im stände gewesen war, während sehr großer Hitze, deretwegen andere davon abstanden, bei der Arbeit unermüdet und ohne Ermattung auszuharren; aber er schonte es. Bezeichnend hierfür ist, daß er bisweilen, wenn er die Beschäftigung früher abbrach als gewöhnlich, bemerkte: er habe niemals länger, als er dazu Lust empfunden

gearbeitet. Es war also eine gewisse innere Anregung vorhanden; eine außerhalb der Freiwilligkeit feststehende Norm hatte für Ranke keine Geltung. Wenn die Umstände es schlechterdings erforderten, wurde die Arbeitszeit allerdings verlängert. Aber Ranke nahm Bedacht, solche Verlegenheiten zu vermeiden; niemals entzog er aus diesem Grunde dem Schlaf das gewohnte oder für notwendig erachtete Maß der Stunden; eher arbeitete er in der sonst zur Erholung bestimmten Tageszeit. Während der Arbeit war Ranke mit ganzer Seele, mit aller Anspannung des Geistes bei derselben; aus der unternommenen Arbeit und der darauf gerichteten Bemühung ergab sich für ihn stets neuer Stoff zur Arbeit, die eine an die andere sich anreihend ohne Unterlaß; so manches Mal führte er die Worte aus dem sophokleischen Ajax: *πόνος πόνος πόνος φέρει* im Munde, die freilich einen etwas modifizierten Sinn haben, insofern für ihn die mit der Arbeit verbundene Anstrengung keine Mühsal und keine Beschwerde, sondern höchster Lebensgenuß war.

Ich gedenke nun zunächst der äußeren Umstände, unter denen sich die Arbeit vollzog. Das kleine, nach dem Hofe zu gelegene einfenstrige Zimmer, in welchem Ranke früher, wenn er allein war, an dem aus dem Besitz des Turnvaters Ludwig Zahn stammenden altmodischen Pult¹⁾, einem Tisch mit aufgenageltem Aufsatz, wie man solche gegenwärtig noch bisweilen bei Handwerkern findet, mit Vorliebe studierte, an dem auch ich einen großen Teil des Manuskripts zum Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen angefertigt habe, — wurde von ihm und dem Amanuensis in diesen Jahren gemeinsam nur bei besonderen Anlässen benutzt, etwa wenn grelles Tageslicht in den andern Lokalitäten belästigte; oder dieselben nicht genügend erwärmt waren. Ranke pflegte sich dann der Länge nach auf dem im Zimmer befindlichen Sofa auszustrecken und mit Behagen von den Strahlen der winterlichen Sonne beschienen zu lassen. Die Arbeit fand fast immer in dem nebenan gelegenen, geräumigen, zweifenstrigen Zimmer statt. An der einen Seite eines kleinen Tisches saß Ranke auf einem Lehnstuhl, von dem er sich jedoch, darauf aufmerksam, durch abwechselnde Haltung das körperliche Wohlfsein zu befördern und jeder Stockung des Blutumlaufs vorzubengen, öfters erhob, um eine Zeitlang, meist an Stuhl oder Tisch angelehnt, zu stehen; er hatte sich gewöhnt, in dieser Stellung, besonders während des Diktierens, dem an der andern Seite des Tisches sitzenden Amanuensis den Rücken zuzukehren, um durch nichts in der Meditation gestört zu werden. Neben dem kleineren Tisch stand ein größerer mit verschließbaren Fächern, dessen Platte zur Niederlegung der augenblicklich benutzten handschriftlichen Materialien und zur Aufstellung der für die Arbeit erforderlichen Bücher diente, während das Innere Skripturen, besonders die Kollektienhefte und aufbewahrte Briefschaften barg. Ein an eine der Langwände aufgestelltes Sofa ermöglichte Ranke, wenn sein Leiden oder Müdigkeit es erforderten, liegend zu arbeiten. Die Methode der Arbeit war im allgemeinen die folgende. Wenn Ranke daran ging, sich mit einem Gegenstande behufs einer für

¹⁾ Vergl. Ranke's Schreiben an seinen Bruder Heinrich vom September 1890. S. W. Bd. 53/4 S. 92 und die Anmerkung des Herausgebers.

die Öffentlichkeit bestimmten litterarischen Produktion zu beschäftigen, so hatte er sich bereits insoweit mit demselben vertraut gemacht, daß ihm die Direktive für Forschung, Auffassung und Komposition im voraus nach ihren allgemeinen Beziehungen feststand. Er bewahrte sie entweder bloß geistig und innerlich, oder fixierte sie, besonders in dem späteren Alter, als die Befürchtung nicht ungerechtfertigt erschien, daß dieselbe, wenigstens in der präzisen Form, in der sie ihm zur Zeit gegenwärtig war, später seinem Gedächtnis entschwinden könne, schriftlich, teils in eigenhändiger Aufzeichnung, teils durch Diktat. Das fand eben sowohl für ganze Werke als einzelne Abschnitte, wie für die ursprüngliche Konzeption, so auch für eine geplante Umarbeitung statt. Es war eine Art Entlastung von dem detaillierten Material notwendig, um den Geist in die lichte Sphäre zusammenhängender Grundvorstellungen aufsteigen zu lassen, mit denen und von denen aus dann wieder, nicht ohne daß sie dabei Modifikationen und Berichtigung erfuhren, das Material selbst durchdrungen wurde. Durch die schriftliche, übrigens in den einzelnen Fällen sehr verschieden geartete Zusammenstellung der gewonnenen Gesichtspunkte kam etwas zu stande, was sich zwischen formaler Disposition, leitenden Ideen, Entwurf einer Ausarbeitung im Umriss hielt, bald in größerer Nähe von diesem, bald von jenen; war die Fassung kurz, allgemein und von Spezialien völlig freigehalten, so hatte Ranke dafür die Benennung „Regulativ“. — Die Beschäftigung mit dem Material begann damit — es kam nur darauf ankommen, die konstanten und regulären Momente in ungefähr zutreffender Weise zu vergegenwärtigen¹⁾, daß aus den verlesenen Schriftstücken, zu denen auch die über den Gegenstand bereits vorhandenen Aufzeichnungen Ranke's gehörten und unter gleichzeitiger gelegentlicher Benutzung der gedruckten Bücher manchmal auf losen Papierbogen, meist jedoch in festen Hefen nach dem Diktat Auszüge, die indes in der stilistischen Form und meist auch in eingestreuten, durch Einschließung in Parenthesen gekennzeichneten besonderen Bemerkungen Ranke's, in denen dessen an die Lektüre geknüpften, eigene Gedanken zum Ausdruck kamen, in gewissem Sinne den Anfang und den primitiven Ausgangspunkt für die originelle Konzeption bildeten, niedergeschrieben wurden. Bei den handschriftlich oder gedruckt vorliegenden Aktenstücken vermochte Ranke meist schon vermöge angeborenen Scharffinns und eines durch lange Übung geschärften Taktes von vornherein zu erkennen, ob dieselben für den vorliegenden Gegenstand und seine Auffassung

¹⁾ Ein Regulativ, wie das, von dem ich spreche, ist von mir S. W. Bd. 51/2 S. 18 in der Note benutzt worden. — Das Verfahren Ranke's in Beziehung auf das große Werk seiner letzten Jahre, die Weltgeschichte, sucht ein Aufsatz in der Täglichen Rundschau vom 24. Oktober 1886 (Nr. 249) darzulegen; ich gestehe, daß ich mit der Auffassung meines ehemaligen Kollegen nicht ganz übereinstimme.

Ich finde, daß darin für die Ranke'sche Arbeitsmethode ein mechanisches Verfahren angenommen wird, das in Wirklichkeit nicht geübt wurde, und vor dessen formaler Darlegung Ranke zurückgeschreckt wäre. Auch glaube ich, daß sehr verschiedene Gesichtspunkte: die substantielle Zusammengehörigkeit des Stoffes, die verstandesgemäße Einteilung desselben behufs seiner äußeren Beherrschung im Sinne der Übersichtlichkeit, die durch Rücksicht auf Komposition und inneres Verständnis bestimmte Anordnung — nicht genug auseinandergehalten worden sind.

deselben von Belang seien oder nicht, so daß das vollständige Lesen fast den meisten erspart wurde; sein Verfahren in der Häuslichkeit war in mancher Beziehung dem, das er in Archiven zu beobachten pflegte, und von dem ich bereits gesprochen habe, analog, wiewgleich in folge der bereits getroffenen Auswahl die Schwierigkeit der Benutzung in der Regel eine bei weitem weniger erhebliche war. In betreff der abgeleiteten geschichtlichen Darstellungen, der Bearbeitungen historischer Thematata lag es den Amanuensen ob, in denselben die den von Ranke ange deuteten Gesichtspunkten entsprechenden Stellen aufzusuchen, was keineswegs mühe los war, denn die nicht selten sehr dunkel gehaltenen Äußerungen Ranke's — man erkannte nicht, wohin er hinaus wollte — konnten leicht mißverstanden werden; und die Aufklärung, nach der er verlangte, fand sich in den gedruckten Werken oft an sehr versteckten Orten, an denen sich eine solche nicht vermuten ließ, bisweilen aber gar nicht vor, wovon Ranke immer nur sehr schwer überzeugt wurde.

Die Hilfs litteratur diente häufig auch zur vorbereitenden allgemeinen Orientierung über den äußeren Verlauf der Begebenheiten, gewissermaßen um denselben in Erinnerung zu bringen und durch die vorkommenden Verweisungen zur Kenntnissnahme des ursprünglichen historischen Materials zu gelangen, zu dessen Erfass mir dann, wenn dieses selbst nur handschriftlich vorhanden war, oder die Benutzung des Gedruckten, wie für die Geschichte des Orients, wegen mangelnder Sprachkenntnisse unterbleiben mußte. Die sogenannten Quellenautoren, die primitiven Berichterstattungen wurden mit größter Aufmerksamkeit, häufig unter kritischer Vergleichung derselben unter einander, bis auf den Wortlaut gelesen, wobei Ranke in betreff der Geschichtsschreiber des Altertums selbst auf die verschiedenen Lesarten Rücksicht nahm¹⁾. So lange ich auch dem beige wohnt habe, ist es mir doch im Grunde immer räthelhaft geblieben, wie Ranke, der überdies im Alter schwerhörig war — er vermochte namentlich nicht, was bei eingetretener Schwäche des Gehörorgans fast immer der Fall ist, den S-Laut zu vernehmen — der stundenlang fortgesetzten Lektüre, die überdies in verschiedenen Sprachen stattfand²⁾, mit gleicher intensiver Aufmerksamkeit, indem er nicht nur den Zusammenhang im ganzen und die beachtenswerten Einzelheiten, meist selbst den Ausdruck im Gedächtnis bewahrte, sondern auch, was das Erstere auszuschließen scheint und in der Regel auch ausschließt, den einen; wie die andern, mit nie nachlassender Geistesanstrengung in aller Schärfe begrifflich erfaßte, ohne irgend längere Unterbrechung zu folgen im stande gewesen ist. Allerdings hatte sich Ranke schon in der Zeit, in der er sich

¹⁾ In Ranke's Absicht wenigstens war es — und er legte darauf Gewicht, die besten kritischen Ausgaben besonders auch der alten Autoren zu benutzen und nach ihnen zu zitieren; er hat mich ausdrücklich deshalb gelobt, weil ich im Dissens mit meinem Kollegen Theophanes und Nicophorus nach den Editionen von de Boor und nicht, wie jener wollte, nach der Bonner angeführt hatte.

²⁾ Die griechischen Autoren, vorzugsweise jedoch nur die Byzantiner, wurden im allgemeinen in lateinischen Übertragungen gelesen; da diese jedoch, wie bekannt, in der Bonner Edition den aufgenommenen Texten vielfach nicht entsprechen, so wurden an zweifelhaften Stellen die Originale eingesehen; für lateinische Autoren sind nur da deutliche Übersetzungen benutzt, wo die Summe des Inhalts allein in Betracht kam, wie bei Appulejus' Metamorphosen. —

bei der Arbeit noch vorzugsweise des eigenen Augenlichtes bediente, viel vorlesen lassen, wobei es nicht selten geschah, daß er einschlummerte, aber erwachte, sobald man dann mit dem Lesen innehielt, und an wichtigen Stellen fand je nach einem Satze oder einem kurzen Abschnitt eine Aufzeichnung über dessen Inhalt statt. Indes beide Umstände bieten doch keine genügende Erklärung des Phänomens. Der eigentliche Grund lag in der Stärke von Ranke's geistiger Rezeptivität, deren beide, wenn gleich wichtige, so doch ihrem Wesen nach nur untergeordnete Erscheinungsformen das leichte und eindringende Verständnis des Vorgelesenen und ein meist sicheres und umfassendes Gedächtnis waren. Schon während dieser Vorbereitungen für die eigene Produktion nahm man wahr, daß Ranke nicht selten die Substanz der Ereignisse in Momente setzte, die in der bisherigen Behandlung des Gegenstandes entweder gar nicht sichtbar geworden oder doch nicht in deutlichem Lichte erschienen waren. „Von der Hauptsache hat er Nichts“, war dann das Wort, das er auf den Vorgänger bezog; — nach der durch ihn erfolgten Klarstellung des Wesentlichen hatte es etwas Befremdendes, wie das bei dem Einfach-Wahren ja die Regel ist, daß dies nicht schon früher der wissenschaftlich strebenden Erkenntnis zum Bewußtsein gekommen war. Dem Beginn der Ausarbeitung voraus ging fast immer die Wahl des Titels für das neue Werk; noch bevor eine einzige Zeile von diesem niedergeschrieben war, wurde derselbe oft unmittelbar hinter einander ein halbdutzend Mal geändert, wobei kein Durchstreichen erfolgen durfte, sondern stets ein anderes Blatt Papier zur Hand genommen werden mußte. Ranke legte auf die Form des Titels viel Gewicht; sie blieb, da sie definitiv erst ganz zuletzt hergestellt wurde, bis zum völligen Abschluß des Werkes seine Sorge. Man erkennt das zum Teil auch aus Ranke's Briefen an seinen Verleger. — Nach den vorbereitenden Studien war Ranke des Stoffes von vornherein soweit Meister, um, indem ihm das Ganze der Komposition wenigstens in seinen Grundzügen vorschwebte, in regulärem Fortgang von dem bereits ausgearbeiteten zu dem demnächst auszuarbeitenden die einzelnen Abschnitte der Darstellung als Kapitel mit ihren Überschriften zu konstituieren. Unter Zugrundelegung der Auszüge, die öfters langsam verlesen und dabei, bisweilen nach nochmaliger Ansicht der benutzten Materialien, korrigiert wurden, manchmal auch unmittelbar nach Lektüre derselben fastete Ranke den ersten Entwurf der Arbeit ab. Meist kam dieser in einem sehr raschen, mehrere Stunden mit nur kurzen Pausen fortgesetzten Diktat zu stande.

An den Abenden geschah es nicht selten, daß Ranke sich zu Anfang über eine Stunde lang ans einem Werke, das zu der vorliegenden Arbeit in unmittelbarem Bezug stand, — öfters begegnete dies mit Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit — vorlesen ließ und dann plötzlich mit den Worten: „Er ist gar zu langweilig“ die Lektüre abbrach, um zum Diktat überzugehen, dessen Inhalt von ihm ohne Zweifel während des Vorlesens überdacht worden war.

Zimmer war es bewundernswürdig, mit welcher Schnelligkeit Ranke den Stoff bemeisterte und in einer von Anfang an sehr gewandten, zugleich seine eigenen Gedanken präzis ausdrückenden Fassung wiederzugeben vermochte. Bei dem

Diktat war für Ranke ein wesentliches Erfordernis die Kontinuität; jede Störung oder jede Unterbrechung vermied er, soviel es nur irgend anging, und wollte er vermeiden wissen; sie waren ihm, selbst wenn sie durch Fragen nach dem Wortlaut oder durch Zwischenbemerkungen von Belang veranlaßt wurden, höchst unlieb. Man that gut, die einen wie die andern bis zum Schluß zu verschieben. Dann ging Ranke auf Beantwortung der einen oder Berücksichtigung der anderen sehr bereitwillig ein. Erschien inmitten der Arbeit für die Fortsetzung derselben die Einsicht in dieses oder jenes Buch sehr wünschenswert und fast unerläßlich, so wurde dasselbe doch nur, wenn es sogleich zur Hand war, benutzt, und selbst in diesem Falle nicht immer; konnte es nicht in kürzester Zeit herbeigeschafft werden, so verzichtete Ranke allemal fürs erste hierauf, selbst wenn mit Bestimmtheit vorauszu sehen war, daß das so entstehende Diktat nachträglich sehr wesentlichen Veränderungen würde unterzogen oder völlig ungearbeitet werden müssen. Die Herbeiholung von Büchern aus Ranke's eigener Bibliothek war mit mancherlei Behinderungen und Schwierigkeiten verknüpft, ihm selbst aber jede längere Pause unerträglich; oft wurde man von ihm zurückgerufen oder zurückgeholt, indem man oder bevor man an das Repositorium gelangt war, auf dem das gewünschte Werk gesucht werden sollte. Der halbgeöffnete Mund und die wortlos sich bewegenden Lippen Ranke's ließen erkennen, daß von ihm während des erzwungenen Intervalls Ausdruck und stilistische Formgebung fixiert wurden; sie waren zugleich ein Zeichen des aus der Besorgnis, den an- und weitergespinnenen Faden im Gedächtnis nicht festhalten zu können, entspringenden ungeduldigen Verlangens, im Diktat fortzufahren und den Gedanken frei und ungehemmt sich fortbewegen zu lassen. Darauf nahm Ranke vor allem Bedacht, diesen, wenn derselbe einmal im Fluß war, mochte es fürs erste auch nur in mangelhafter und gleichsam flüchtiger Gestaltung geschehen, äußerlich unverlierbar herzustellen. Gar nicht selten skizzierte er am Ende der Arbeitsstunden noch in größter Eile durch Diktat die weiter zu Grunde zu legenden Ideen; er hatte immer die Besorgnis, den einmal im Geist aufgetauchten Gedanken nicht wieder auf die Oberfläche bringen zu können, unvernünftig zu sein, auf eine wie zufällig glücklich gefundene Redewendung sich zurückzubefinden. —

Zur Aufnahme der zu jedem Kapitel gehörigen, an einander anschließenden, auf losen Blättern niedergeschriebenen Diktate wurde ein mit Titelbezeichnung und Nummerierung mit römischen Ziffern versehener blauer Deckelumschlag bestimmt. Bereits während der Anfertigung des Manuskripts erfolgten in demselben mannigfache Korrekturen, welche Verbesserung der stilistischen Form, Berichtigung des materiellen Inhalts, bestimmtere und ausgeführtere Fassung des Gedankens zum Zweck hatten. Oft gab dazu der im Fortgang der Arbeit bemerkbar werdende Zusammenhang der einen Stelle mit andern, ihre gegenseitige Beziehung Anlaß. Die meisten, eingreifendsten, wichtigsten und umfanglichsten Änderungen im Manuskript traten indes erst nach vorläufigem Abschluß desselben, der nicht mit dem des Werkes oder eines Teiles desselben als geradezu zusammenfallend betrachtet werden darf, ein; dann schritt Ranke zur Revision der gesamten Aufzeichnung,

die wenigstens ein paar Mal von Anfang bis zu Ende ohne Unterbrechung und Auslassung fortging. Überdies fand außer der Reihe, bald im großen und ganzen nach bestimmten Gesichtspunkten, bald in bezug auf einzelne Kapitel, Abschnitte und Stellen in denselben eine mit langsamem Verlesen und sorgfamer Prüfung nach allen Richtungen hin verbundene Durchsicht statt. Das Regelmäßige möchte gewesen sein, daß Ranke das Manuskript fünf Mal durchgearbeitet hat. Das Ergebnis davon war, daß die ursprüngliche Konzeption sehr wesentliche Umgestaltungen erfuhr. Die Serie der Blätter, die, nur Durchstrichenes und Aufgegebenes enthaltend, zuletzt ausgeschieden und zurückbehalten wurden, war derjenigen, welche die zur Drucklegung bestimmte Arbeit umfaßte, oft vielfach überlegen. Die einzelnen Kapitel des fertig gestellten Manuskripts pflegte Ranke dann zuletzt, das eine nach dem andern, mir zu übergeben, auf Anlaß meiner Bemerkungen traf er schließlich noch weitere Änderungen. Es wäre seinem Vorsatz durchaus entgegen gewesen, ein Manuskript, das er für innerlich unvollendet hielt, das er nicht nach seinem jedesmaligen Dürfürhalten so gut, als Kräfte und Umstände es gestatteten, hergestellt hätte, der Verlagsbuchhandlung einzufenden; bisweilen geschah es, daß er dasselbe, wenn er eines Mangels in Beziehung auf den Inhalt nachträglich inne wurde, zurückforderte. Nichtsdestoweniger ist aber durchaus wahr, was allgemein behauptet wird, daß Ranke in dem Druck zahlreiche Änderungen, sehr oft einschneidendster Art und von größter Ausdehnung vorgenommen hat. Die Korrekturen trafen in der Regel drei bis fünf Mal in Fahren-, dann noch drei bis vier Mal in Bogenform ein, nicht selten war ein Umbrechen der letzteren erforderlich. Außer der Veränderung von Worten, Ausdrucksweisen, Redewendungen, Konstruktionen, Satzteilen und Sätzen erfolgten Umstellungen nicht nur von einzelnen Perioden, sondern ganzer Abschnitte, Versetzung derselben aus einem in das andere Kapitel, Translokationen in der Reihe der letzteren, völlige Tilgung seitenlanger Ausführungen oder deren Ersetzung durch andere Fassungen, neue Hinzufügungen, zu deren Niederschrift auch der breite Rand der Fahren nicht Raum genug gewährte, die vielmehr oft mehrere Schreibbogen als Einlagen ansfüllten. Um namentlich das Zurechtfinden in den Transpositionen dem Setzer zu erleichtern oder auch nur möglich zu machen, wurden die Anfangs- und Schlußwörter der Stücke nach der neuen Anordnung unter Hinzufügen von Numerierungen, die öfters bei einem Duzend Fahren in die Zwanziger hinaufstiegen, unter Angabe der Pagina und der Zeile des Drucks verzeichnet. Die Korrekturen waren bisweilen der Art, daß, da von dem bereits Gedruckten nur sehr wenig übrig blieb, ein völlig neuer Satz als die einfachere Manipulation erschien. Besonders bei den Korrekturen in Bogenform war Ranke bestrebt, jeder mehrmaligen Änderung und jedem umständlichen, zeitraubenden Verfahren bei der Drucklegung möglichst vorzubeugen. Aus diesem Grunde wurden öfters die bereits geschlossenen und dem Diener zur Überbringung auf die Post übergebenen Enveloppen drei bis vier Mal nach einander wieder geöffnet, wenn Ranke für schon korrigierte Stellen nachträglich auf neue Besserungen verfiel, die nun sogleich angebracht wurden, damit sie schon bei der zunächst bevorstehenden

Seherarbeit berücksichtigt werden könnten. Von großem Erfolg war dieses Verfahren in der Regel nicht eben begleitet; im letzten Moment war das Vorangehende und Nachfolgende öfters nicht aufmerksam genug beachtet, und das Eingeführte mußte später verworfen werden. Trotz allen Bemühungen und trotz allem guten Willen blieb es doch im Grunde dabei, daß auch die Korrekturen in Bogenform viele Umänderungen erfuhren. Für die Drucklegung lag überdies eine wesentliche Erschwerung, die aber nur durch einen großen Zeitaufwand hätte vermieden werden können, darin, daß eine Übertragung auch der schwierigsten Korrekturen von dem unmittelbar benutzten Druckeremplar auf das andere, mitüberhandte nur in den allerfeltesten Fällen, nur ganz ausnahmsweise eintrat.

Dies wäre an sich um so nötiger gewesen, als die eben niedergeschriebenen Korrekturen an einzelnen Stellen sofort wieder von Ranke umgestoßen und entweder durch anderweitige Fassungen oder durch schließliche Wiederherstellung des alten Textes ersetzt wurden, was auch den Mitwirkenden in Verlegenheit brachte oder verwirrte, wie sich denn der Direktor Ranke, der öfters dem Bruder Hilfe leistete, darüber beklagte: zuletzt sei gar kein Raum mehr zur Niederschrift; man wisse nicht oder übersehe wenigstens nicht im Augenblick, was stehen bleiben, was gestrichen werden solle. Bei der Auswahl unter verschiedenen Fassungen machte Ranke vor allem, wie er auch ansprach, den Grundsatz geltend, daß „der Gedanke klar und verständlich ausgedrückt werden müsse.“ Mir wollte es scheinen, als ob bisweilen das von Ranke zuerst Konzipierte vor dem definitiv Rezipierten den Vorzug verdiene; in diesem letzteren verschwand mitunter eine in dem ersteren vorkommende Bezeichnung des Nebenbegrifflichen, das doch nicht ohne sachliche Bedeutung war, und in der Akkomodation an den gewöhnlichen Sprachgebrauch, die Platz griff, ging wohl auch das Aparte und treffend Charakteristische der ursprünglichen Redeweise, das ist das Eine und das Andere umfassend, die Prägnanz des Ausdrucks verloren.¹⁾ Diese komplizierten Korrekturen, bei denen die gebräuchlichen Zeichen nicht ausreichten, und die bisweilen, um sich in ihnen zurechtzufinden, ein vollständiges vorangehendes Studium unerlässlich machten, erforderten für die Drucklegung einen eigens eingeübten Seher. Dafür, daß ein solcher vorhanden war, hat denn auch die Verlagsbuchhandlung, wie sie überhaupt keine Anstrengung und keinen Aufwand scheute, um alles nach Ranke's Wünschen zu erfüllen, allezeit Sorge getragen²⁾; sie hat sich auch in der Absicht rascher

¹⁾ Diese Observation habe ich schon in den ersten Tagen meines Zusammenarbeitens mit Ranke gemacht und sie gleich damals schriftlich fixiert.

²⁾ Die Verlagsbuchhandlung veranstaltete zuletzt noch nach gewohnter Weise eine Revision des Drucks. Diese mußte ihr, um das rechtzeitige Erscheinen zu ermöglichen, bisweilen früher überlassen werden, als es an sich ratsam gewesen wäre. Auch kam es, wenigleich nur sehr selten vor, wie bei dem Schluß des vierten Bandes von Hardenberg's Denkwürdigkeiten, daß von Berlin abgeforderte Korrekturen in Leipzig nicht eintrafen, was sich dann erst nach Verlauf einiger Zeit herausstellte, so daß der Text nur flüchtig, die Notizen gar nicht mehr durchgesehen werden konnten. In derartigen Umständen haben manche leicht bemerkbare Druckfehler ihren Ursprung.

Förderung der Werke desselben, soweit ich unterrichtet bin, ohne dessen Wissen außergewöhnliche Veransgabungen auferlegt.

Fragt man, wodurch trotz des auf das Manuskript verwandten Fleißes, der für dasselbe in Anspruch genommenen Arbeit, der Druck doch noch so viele Änderungen erheischte, so ist in dieser Hinsicht zu bemerken, daß sie allerdings zum Teil durch äußere Umstände veranlaßt worden sind, wie etwa durch die inzwischen erfolgte Veröffentlichung eines wichtigen, auf den Gegenstand bezüglichen Werkes, das notwendig berücksichtigt werden mußte, um vieles mehr und häufiger aber durch die in Ranke's Geist mit einer gewissen Stetigkeit fortgesetzte weitere Durchdringung des Stoffes, durch ein mehr und mehr von der Außenseite der Erscheinungen in die Tiefe ihres Wesens sich versenkendes und zugleich nach höheren Gesichtspunkten, die einen umfassenderen Horizont eröffneten, emporstrebendes Nachdenken. Ranke sprach oft davon, daß es bei seiner Art „successiver Arbeit“ nicht anders ginge. Der jedesmalige Gegenstand des Werkes, mit dem er umging, beschäftigte ihn fortwährend; er träumte davon¹⁾ und sann darüber auf dem Spaziergang²⁾ nach. Bisweilen, wenn er von diesem heimgekehrt war, warf er die neue Idee, die in ihm aufgestiegen war, selbst zu Papier, was ihm dann als Anhalt für das Diktat am Abend diente; meist verschob er, in den späteren Jahren des Schreibens ungewohnt und fast unfähig dazu, die stilistische Konzeption bis zu dieser Zeit. Die Werke Ranke's, wie sie vorliegen, sind nicht in einem Zuge entstanden, nicht die Produktionen seines Geistes in der ersten und ursprünglichen Form, sie gelangten im Prozeß mannigfacher Metamorphosen, die den Charakter fortschreitender Weiterentwicklung an sich trugen, zur Reife und definitiven Gestaltung. Namentlich die allgemeineren Kombinationen, die in ihnen vorkommen, sei es, daß sie auf dem Ergreifen von Momenten aus der Vergangenheit, oder auf zusammenfassender Betrachtung von Gleichzeitigkeiten oder auf dem Vergleich analoger Phänomene bei verschiedenen Nationen und in verschiedenen Zeitaltern beruhen, bildeten sich erst allmählich heraus und gehören meist dem letzten Arbeitsstadium an.³⁾ Vielleicht könnte man sagen, daß Ranke zu sehr mit der Forschung als solcher während der handschriftlichen Ansbereitung beschäftigt war und nach deren Abschluß ihren unmittelbaren Ergebnissen noch zu nahe stand, um seine Produktion ihrem eigensten Wesen nach völlig frei zu gestalten. Es bedurfte dazu einer Art Emanzipation, einer gewissen Entfremdung von den Materialien; Ranke mußte die Gesamtkraft seines Geistes unter Hintansetzung der Forschung einzig den Gedanken und deren adäquater Darstellung zuwenden, um die

¹⁾ Ranke träumte viel, lebhaft, zusammenhängend und in der Art, daß das Traumgebilde ihm nach dem Erwachen gegenwärtig blieb, wie das seiner auch künstlerisch beanlagten, mit Phantasie reichbegabten Geistesnatur, deren Kräfte durch die während des bewußten Lebens vollzogene Arbeit nicht erschöpft wurden, entsprechend war.

²⁾ Es war ganz zutreffend, wenn Nipisch einmal bemerkte, daß Ranke auf seinen Spaziergängen ein „Kapitelchen nach dem andern fertig machte.“

³⁾ So ist beispielsweise der einleitende Abschnitt zu dem ersten Kapitel („Orientalische Frage“) des Buches: Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen. S. 540 ff. erst bei der siebenten Korrektur des Druckes konzipiert worden.

seinen Werken eigene und allgemein anerkannte Vollkommenheit der Komposition zu erreichen. Durch die Drucklegung wurde die Auffassung jedes Werkes als eines einheitlichen Ganzen sehr erleichtert; die in dieser Beziehung störenden Mängel zeigten sich deutlicher. Überflüssiges und unnützes Detail, das die richtige Einsicht verdunkelte, ließ sich mit mehr Sicherheit ausscheiden, die Beherrschung des Stoffes mit größerem Erfolg anstreben; die fehlenden Glieder des ideellen und real-pragmatischen Zusammenhangs konnten ergänzend eingefügt und dieser selbst in eine klarere und mehr universelle Beleuchtung gerückt werden.

(Fortsetzung folgt.)



Goethe's Enkel.

Von

J. Schwabe.

Aus meiner Erinnerung steigt eine edle Gestalt auf, in deren Antlitz die angeerbten großartigen Züge deutlich ausgeprägt lagen, welche einst das herrliche Haupt eines der größten Sterblichen geziert hatten. Was aber beim Ahnherrn vollendete olympische Schönheit gewesen war, das hatte beim Enkel einen leisen Abfall zum Grotesken erlitten. Hatten auch die in ihrer Gunst wandelbaren ewigen Götter, mit denen der Ahnherr an goldenen Tischen gespeist hatte, diesen nicht in nächtliche Tiefen gestürzt, so hatten sie doch ihren kleinlichen Neid an den Enkeln des großen Sterblichen, den sie einst als ihresgleichen behandelt hatten, ausgelassen. Und so war es gekommen, daß die Nachkommen Goethe's wenig von dem heiteren, ruhigen Lebensgenuß des Großvaters davontrogen, und daß von der proles Goethia der jüngste Enkelsohn, Alma, als blühende Jugendknospe ins Grab sank, und die beiden männlichen Enkel, Walter und Wolfgang, zwar ein leidlich hohes Alter erreichten, aber ein kummervolles, in vieler Hinsicht verfehltes Dasein führten, und als sie den Zoll der Sterblichkeit bezahlten, dahingingen, ohne der Welt einen neuen Lebenszweig des illustren Geschlechtes zu hinterlassen.

Der jüngere Enkel Goethe's, Wolfgang, (geboren 1820), war mir in den letzten Jahren unsrer Gymnasialzeit nahe befreundet. Die Erinnerung an ihn gehört zu den besten und liebsten, welche ich aus der längst verschwundenen Jugendzeit mir bewahrt habe. Ihr sind die folgenden Blätter gewidmet.

Auch mit dem älteren Bruder Wolfgang's, Walter (geboren 1818), bin ich mehrfach in Berührung gekommen und habe ihn als einen vermöge seiner leidlichen Konstitution zartbesaiteten, doch treuherzigen und durchaus wohlthätigen Charakter schätzen gelernt. Klein und unansehnlich von Statur, trugen seine Züge deutlich das zu ihnen gar nicht passende großväterliche Gepräge, doch war ihm in noch

höherem Maße als bei Wolfgang der etwas groteske Zug um Mund und Nase eigen, der die hehren, vom Großvater geerbten Gesichtslinien verdarb. Dagegen war das dritte Enkelkind, Alma, ein Kind von vollendeter Schönheit. Ich sah sie oft, wenn ich bei ihrem Bruder war. Sie war von großer Munterkeit und „etwas schnippisch auch zugleich“. Infolgedessen ließ sie oft ihren Mutwillen an den Brüdern und deren Freunden aus. Später entwickelte sie sich zu einer lieblichen, mit geistigen wie leiblichen Vorzügen geschmückten Jungfrau. Diese holde Blume sollte nicht lange blühen. Als sie siebzehn Jahre alt war, berief sie sie damals in Wien lebende Mutter Ottilie zu sich. Alma weigerte sich lange, von Weimar fortzugehen, aber der Wille der Mutter drang schließlich durch, Alma begab sich nach Wien, wurde dort bald nach ihrer Ankunft vom Typhus ergriffen und starb.

Walter von Goethe hatte sich die Musik zum Beruf erwählt. Soviel ich weiß, hat er es in dieser Kunst nie zu einem bemerkenswert hohen Grade gebracht, obgleich er bei großen Meistern, wie Mendelssohn, Löwe u. a. in die Schule gegangen ist. Unter den vielen Freunden, welche ihm die Güte und Liebenswürdigkeit seines Wesens erwarb, dürften nur wenige sein, denen bekannt war, daß er in seinen jungen Jahren sich auch in der Poesie versucht hat. Ich erhielt eines Tages — es mochte in der Mitte der dreißiger Jahre sein — die Aufforderung, bei der Aufführung einer von Walter verfaßten Tragödie mitzuwirken. In den Räumen der von der Großmutter Walter's, der Frau von Bogwisch, bewohnten ersten Etage des Völkelschen Hauses in der Schillerstraße fand diese Aufführung vor einer kleinen, aber vornehmen Gesellschaft statt. Die agierenden Personen waren außer Walter von Goethe und mir die Töchter des Völkelschen Hauses und einige andre, die ich nicht im Gedächtnis behalten habe. Unter den Zuschauern befand sich der damals vielgenannte Dichter Karl Beck aus Ungarn. Was soll ich von der Tragödie sagen, welche wir dem stannenden Publikum vorführten? Sie war furchtbar, in jedem Sinne des Wortes. Verrat, Eifersucht, ungeheure Mißverständnisse und Mord waren die alle Szenen erfüllenden Motive, und ich gehörte zu den ersten Opfern der grauenvollen Verbrechen, welche in ununterbrochener Kette das Kunstwerk umschlangen. Hierbei hatte ich das Glück, als mir Walter den Degen in die Brust stieß, trotz meines engen spanischen Kostüms, dessen Nähte bereits mehrmals bedenklich geknackt hatten, mit so großer unwillkürlicher Grazie unzufallen, daß meiner Leiche großer Beifall gespendet wurde. Auch veräuente man nicht, bei den folgenden Darstellungen neuer Produkte des blutigen Autors meine Mitwirkung wieder zu begehren. Der Massenmord in Shakespeare's Richard III. wurde abermals bedeutend in den Schatten gestellt. Als wir unsre Kostüme anlegten, weigerte ich mich aufzutreten, weil an der Stelle, wo das vorige Mal mein spanischer Anzug geknackt hatte, sich jetzt eine unliebsame Offenherzigkeit blicken ließ. Aber man redete mir eindringlich zu und verabredete solche Stellungen, daß der beregte Schaden dem Publikum nicht sichtbar wurde. Indessen fühlte ich mich doch sehr unangenehm geniert, besonders wenn ich den Abgang in der Mitte der Bühne

zu nehmen hatte, und mußte eine ganz besondere Gangart annehmen, um das Publikum zu schonen. Bei meiner Ernennung suchte ich die frühere Grazie des Sturzes wieder zu entfalten, was mir aber in weit geringerem Grade gelang, weil ein fatales Geräusch mir zu meiner Beunruhigung andeutete, daß meine Trikot's mit Erfolg bemüht waren, sich von dem ihnen anferlegten Zwang frei zu machen.

Meine bei diesen theatralischen Gängen mit Walter's Bruder Wolfgang gemachte Bekanntschaft war eine nur flüchtige, so daß ich mich dieses unfres ersten Zusammenkommens kaum noch erinnere. Etwas näher lernte ich ihn kennen, als Wolfgang in die Obersekunda des Weimar'schen Gymnasiums eintrat, wo ich sein Bauknachbar war. Er hielt sich von seinen Mitschülern möglichst fern und hüllte sich in einen Mantel von aristokratischer Abgeschlossenheit. Das ging so weit, daß er seine Mitschüler nicht anders als mit „Sie“ anredete, etwas, das auf unserm Gymnasium ganz unerhört war und von den Schulgenossen mit ungeheurer Befremdung, oft auch mit Spott aufgenommen und von allen mit dem gebräuchlichen Du erwidert wurde. Es dauerte denn auch nicht lange, so ließ Wolfgang von diesem Verstoß gegen den allgemeinen Gebrauch ab und bequeme sich, mit uns Dußbrüderschaft zu halten, wobei er aber nie unterließ, durch ein äußerst höfliches, formelles Wesen seine Mitschüler in einer gewissen Entfernung von sich zu halten.

Doch auch dieses etwas steife Verhalten hatte sich sehr gemildert, als Wolfgang Schüler der Oberprima war, zu der Zeit, als ich in näherem freundschaftlichen Verkehr mit ihm stand. Die nächste Veranlassung hierzu wurde durch Wolf's auf unsere Einladung erfolgten Beitritt zu einem poetischen Kränzchen gegeben, zu welchem ich damals mit fünf Mitschülern der Oberprima vereint war. In diesem Kränzchen wurden allwöchentlich eine Anzahl guter, mittelmäßiger und schlechter Gedichte geliefert, welche Stoff zu einer lebhaften, sich oft zu begeisterter Stimmung erhebenden Besprechung gaben. In der warmen Begeisterung, mit welcher wir dem Dienste der Kamönen oblagen, mag manches Komische, ja Lächerliche gelegen haben. Aber eines ist gewiß: wir hingen mit ganzer Seele an unserem Kränzchen, und die Sonnabend-Abende, an denen wir unsere Zusammenkünfte hielten, rechne ich noch heute zu den glücklichsten Stunden, welche mir mein langes Leben geboten hat. Die warme Empfindung, welche wir für unser Kränzchen im Herzen trugen, erhielt ihre Weihe und Steigerung durch die innige Freundschaft, mit der wir uns verbunden fühlten. Mit Wolf Goethe's Zutritt trat eine wesentliche Änderung in unserem Kränzchenidyll ein.

Wolfgang stand damals in seinem achtzehnten Lebensjahre. Er war von mittelgroßer, feingebanter Statur. Seine Gesichtszüge hatten entschieden den Goethe'schen Typus und wären schön zu nennen gewesen, wenn nicht von der mütterlichen Seite her ihnen etwas Eulenartiges angeerbt gewesen wäre, was jedoch bei Wolf im weit geringeren Grade der Fall war als bei Walthar. Seiner Physiognomie gaben ein paar prächtige braune Augen, die mit melancholischem Schimmer unter der schmalen, edelgeformten Stirn hervor leuchteten, einen eigen-

tümlichen, seelenvollen Ausdruck. Sein ganzes Wesen hatte etwas durchaus Vornehmes, war jedoch frei von aller Steifheit. Die frühere schüchterne Zurückhaltung und Verschlossenheit hatte sich längst verloren, aber seine Erscheinung hatte etwas Achtung Gebietendes, dem sich so leicht niemand entziehen konnte, und es währte nur kurze Zeit, so hatte er uns alle durch seinen großen moralischen Einfluß zu seinen Vasallen gemacht. Als Schüler war er ein Musterexemplar und wurde von allen Lehrern mit der höchsten Gunst ausgezeichnet. Im Umgang mit seinen Schulkameraden, besonders denen, die ihm näher befreundet waren, war Wolf höchst liebenswürdig, wenn er auch nie vergaß, eine gewisse Würde und jene schon erwähnte moralische Superiorität zu bewahren. In gewissen, oft etwas atkflug klingenden Formen pflegte er diese Superiorität nicht nur gegen seine Altersgenossen, sondern auch gegen ältere Personen hervorzutreten. So hörte ich einmal, wie er zu der wohl ein Vierteljahrhundert älteren vertrauten Freundin des Goethe'schen Hauses, Adele Schopenhauer („Tante Adele“) in magistralem Tone sagte: „Aber liebes Kind, du bist in großem Irrtum, wenn du denkst, daß u. s. w.“ In ähnlicher Weise sagte er bei einer Versammlung unsres Kränzchens: „Unter euch ist Genast der einzige, der sich zu benehmen weiß.“ Wir befanden uns damals in den Jahren, in denen junge Männer nicht durch Eleganz und Gewandtheit des Benehmens zu glänzen pflegen, aber das kam uns doch ein wenig stark vor und erregte einiges Mißvergnügen, das indessen bald verging, weil wir wußten, daß es Wolfen fernlag, einen von uns damit kränken zu wollen.

In der ersten Zeit, als er unserm Kränzchen angehörte, fügte er sich folgsam in die bei aller jugendlichen Begeisterung doch im Grunde pedantische Schablone, welche wir uns für unsern poetischen Opferdienst zurecht gemacht hatten; doch schon nach einigen Wochen griff er in mephistophelischer Weise das Treiben an, in dem wir mit warmer Hingebung als treue Musenjünger unsre allerdings noch nicht flüggen Schwingen versuchten. Dies machte um so mehr Eindruck auf uns, da Wolf keineswegs nur in satirischen Bemerkungen über unser geliebtes Kränzchen und unsre Leistungen sich erging, sondern auch, freilich nur in seltenen Fällen, offene und herzliche Anerkennung spendete, wenn einmal eine tüchtige poetische Leistung an den Tag kam. Freilich war sein Lob nicht immer und für alle schmeichelhaft, denn in ähnlicher Weise, wie damals über unser Benehmen, sprach er sich einmal über unsre poetische Begabung mit den deprimirenden Worten aus: „Conta ist der einzige unter euch, der wirklich poetisches Talent hat.“

Doch diese und ähnliche Komplimente verhinderten keineswegs, daß wir uns mehr und mehr an einander schlossen. Besonders zwischen Wolf, Karl Reinhold und mir wurde der Freundschaftsbund ein enger und herzlicher, was auch in unserm Kränzchenleben immer mehr hervortrat und von den drei andern Mitgliedern unsres Bundes nicht ohne ein gewisses Mißvergnügen bemerkt wurde. Dieses Mißvergnügen steigerte sich zu einem fast tragischen Schlußeffekt, als Wolfgang an einem unsrer Versammlungsabende einen Vortrag hielt, in welchem

er für sich und in Reinhold's und meinem Namen erklärte, das Kränzchen habe sich überlebt, erfülle seinen Zweck nicht mehr und müsse, um nicht der Lächerlichkeit zu verfallen, aufgelöst werden. Tiefes, trauriges Schweigen folgte Wolfgang's Worten. Kein Widerspruch erhob sich, denn alle sahen ein, daß er Recht hatte. Mit tranrigen Herzen trennten wir uns und begruben die von uns noch vor kurzem so hoch und wert gehaltene Kränzchenherrlichkeit für immer.

Die Zeit unsers Abgangs vom Gymnasium und der Eintritt in die Studentenjahre nahte heran und somit auch der Tag unsrer Trennung, denn das Ziel des einen war Heidelberg, des andern Berlin und des dritten Jena. Während der letzten Monate — es war der Sommer 1839 — verbrachten Reinhold und ich viele genussreiche Stunden mit unserm Freunde Wolf. Er bewohnte damals das bekannte Gartenhaus im Stern, wo wir ihn oft besuchten. Wir, wenigstens Reinhold und ich — hatten unsre Kränzchenschwärmerei noch nicht verlernt. Oft lagen wir im offenen Fenster des einen, nach dem Park gelegenen Zimmers und ergößten uns daran, in den im Abendrot erglühenden Wolken allerlei phantastische Bilder zu finden, bald von geisterhaften, am Himmel hinziehenden Menschengestalten, bald von feenhaften Burgen und Palästen, während drinnen im Nebenzimmer Wolf am Flügel saß und dessen Saiten mächtig anschwellende Melodien entlockte, wie sie ihm der Augenblick eingab. Wolf's musikalische Begabung war eine bedeutende. Ich habe ihn nur improvisieren gehört, und immer war sein Vortrag tief ergreifend.

Als wir drei an einem Sonnabend Vormittag das Gymnasium verließen, begleiteten wir, wie oft geschah, unsern Freund Wolf nach seinem einsamen Gartenhause. Es war ein warmer Sommertag, die Sonne lag glühend auf den Wiesen im Stern, die wir zu überschreiten hatten, und wir waren froh, als der Garten uns aufnahm und wir in den kühlenden Schatten vor dem Gartenhause traten. Hier war (und ist noch) ein kleiner Vorplatz, der auf der einen Seite von den Bäumen und Gesträuchen des Gartens und auf der andern vom Gartenhause begrenzt wird. Eine Gartenbank lud uns zum Nieder sitzen ein, und Wolf gab dieser Einladung in seiner eigentümlichen Art Worte, indem er sagte: „Kinder“ — ohne diese Anrede gung es selten ab — „setzt euch einmal hierher, ich will euch etwas Merkwürdiges erzählen, wovon ihr noch gar nichts wißt, obgleich es sich an derselben Stelle, wo wir eben sind, schon mehr als einmal zugetragen hat. Ihr denkt, daß alle Spukgeschichten sich nur in tiefer Nacht zutragen. Aber es giebt Ausnahmen hiervon. Hier dieser Platz ist ein Spukplatz, doch nicht um Mitternacht, sondern nur in der hellen Mittagsstunde gehen hier die Gespenster um. Hört, was dem Großvater begegnet ist, ich habe es aus seinem eigenen Munde. Vor vielen Jahren, als er mit der Vollendung des Tasso beschäftigt war, wohnte er allein mit einem Diener, der den Tag über sich meist in der Stadt anhielt, in diesem Gartenhause. Eines Tages, es war ein sonniger Augnsttag, hatte der Großvater den ganzen Vormittag fleißig gearbeitet und trat gegen Mittag aus dem Hause, um sich ein wenig im Garten zu ergehen. Aus der Thür tretend, sah er zu seiner Verwunderung ein ihm fremdes Mädchen

in der landesüblichen Dienstbotentracht, welches eifrig beschäftigt war, mit einem Reißigbesen diesen Vorplatz rein zu kehren. Das Gesicht konnte der Großvater nicht sehen, weil das Mädchen sich, wie es ihre Beschäftigung erforderte, in gebückter Stellung hielt. „Wer sind Sie?“ fragte der Großvater. Das Mädchen gab keine Antwort und fuhr fort, fleißig zu kehren, sich am Rande des Vorplatzes hin bewegend. „Wer sind Sie denn?“ fragte der Großvater nochmals. „Warum antworten Sie nicht?“ Keinen Laut gab das fremde Mädchen von sich, nur das Geräusch des über den Kiesboden fahrenden Besens war deutlich hörbar. Als nun der Großvater auf die unverdroffen weiter Kehrende zuging, löste sie sich in einen leichten Nebel auf und war verschwunden. In ähnlicher Weise ist das Mittagsgespunst dem Großvater im Laufe der Jahre noch einigemal erschienen. Hört ihr? Eben schlägt vom Schloßturme die Mittagstunde! Gebt acht! Wer weiß, ob nicht das Mittagsgespunst uns seiner Erscheinung würdigt!“ Leichte Fußtritte ließen sich in unsrer nächsten Nähe hören, und gespannt blickten wir nach der Seite, von wo das Geräusch kam. Aber nicht das erwartete Spukmädchen war es, das erschien, sondern die schlanke Gestalt der guten Tante Adele, die ihrem Wölschen eine Schüssel köstlich duftender Erdbeeren brachte, welche wir alsbald zusammen verzehrten.

Es war an einem kurz darauf folgenden, gleichfalls recht heißen Sommermittag, als ich mit Wolf und Reinhold gemächlich plaudernd in einem der kleinen, schmucklosen Zimmer des Gartenhauses saß. Auch diesmal trat die Tante Adele unvermutet zu uns herein, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer kleinen, nicht mehr jungen Dame von sehr zartem, fast durchsichtigem, offenbar sehr nervösem Aussehen und eines stattlichen Herrn von aristokratischem Typus. Es war Wolfgang's Mutter und der damals durch seine Salonromane bekannte Baron Sternberg. Frau Ottilie ließ sich sofort in einem ihr von Wolf rasch zugehobenen Fauteuil sinken. „O Gott, hauchte sie mit matter Stimme, diese Hitze und dieser weite Weg hierher (kaum zehn Minuten weit vom Hause in der Stadt bis zum Gartenhaus!). Ich bin dem Sterben nahe! Wolf, erkenne es an, ich bin das Opfer meiner mütterlichen Liebe geworden!“ Reinhold's und meine Vorstellung und ehrerbietige Verbengungen nahm sie mit schweigendem Kopfneigen entgegen und fand nur Worte, um sich weiter über die ergessene Wärme des Sommertages und über die Beschwerden des „weiten Weges“ zu beklagen. In diesem Augenblick entstand ein lautes Geräusch vom Bruch einer Fensterscheibe und fallenden Glasscherben. Der Tante Adele war das Malheur passiert, daß sie bei dem Versuch, ein Fenster zu öffnen, eine Scheibe zerbrach. Frau Ottilie fuhr erschrocken in ihrem Fauteuil auf und fragte: „Was war das?“ Wolfgang, der achtzehnjährige Gymnasiast, rief dem fünfundzwanzig Jahre ältern Fräulein Schopenhauer zu: „Aber Kind, was machst du für Sachen?“ Der Baron Sternberg sagte lachend in seinem prouonziert russisch-deutschen Dialekt: „Das hat sie von den Studenten gelernt!“ womit er darauf hindeutete, daß zu jener Zeit in Jena, wo sich Adele Schopenhauer damals aufhielt, mehrere Studentenumulte mit obligatem Fenstercinwerfen stattgefunden hatten.

Bevor ich von dem berühmten Gartenhause scheid, sei es mir gestattet, einige Verse beizufügen, in denen unser Freund Reinhold einige Tage, nachdem wir zum letzten Mal das liebe Haus besucht hatten, ein zart empfundenes Stimmungsbild gegeben hat.

Vor einem Gartenhause.

Dort steht das Haus verlassen,
Wo er einsam hat gewohnt,
Er, dess' Treue ward gelassen
Ungekant und unbelohnt.

Dürr'ge Rosenhecken rankten
Sont sich an dem Stamm umher,
Und dahinter leise schwannten
Grüne Wipfel hin und her.

Manchmal stand ich dort am Fenster
Mit dem Freunde Hand in Hand,
Sah'n Gestalten und Gespenster
In der Wolken buntem Rand.

Und da wir die Wolkensügel
Ans mit stiller Luft besah'n,
Sah er nieder vor dem Flügel,
Schlug die Lasten mächtig an.

Süße Töne, die da schliefen,
Pock' er drans hervor und sang
Mit der Stimme, seiner tiefen,
Daß es durch die Herzen drang.

Und die Wolken zogen leise
Nach des Waldes fernem Saum,
Süß erklang dazu die Weise,
Und wir standen wie im Traum.

Jetzt steht es leer und öde,
Unser altes, liebes Haus,
Schallet nicht Gesang noch Rede
Aus dem Innern mehr heraus.

Und verwelkt sind Blum' und Blätter,
Und die Bäume steh'n entlaubt.
Ach! wie habt ihr, ew'ge Götter,
Doch das arme Haus beraubt!

Mejer hat in seinem vortrefflichen Buch „Wolf Goethe“ der bedeutenden geistigen Begabung Wolf's gerechte Würdigung angedeihen lassen, wenn auch sein Urteil, eben weil es gerecht ist, in Wolf's litterarischen Produktionen so manches findet, was unvollkommen und sogar ganz verfehlt ist. Vor Wolf's Urteil über unsre poetischen Kränzchenarbeiten hatten wir großen Respekt, aber

die wenigen Gedichte, welche er selbst lieferte, waren, abgesehen von einigen gelungenen satirischen Gelegenheitsgedichten, von zweifelhaftem Wert. Die größere Dichtung, Erlinde, welche Wolf als Heidelberger Student schrieb, enthält einzelne große Schönheiten, welche sein poetisches Talent zweifellos darthun, doch fehlt es dem Ganzen an innerer Einheit und genügender Motivierung. Unangenehm fällt es in dieser Dichtung ferner auf, daß viele Stellen in entschieden manierterter Weise den Großvater Goethe nachahmen. Ganz schweigen möchte man von den Gedichten, welche Wolf in einem mäßig starken Bunde bei Cotta herausgegeben hat. Man begreift nicht, wie der sonst so scharf kritisierende und richtig urteilende Wolf Gedichte wie

Am Kapitol.

Ich steh' vor'm Kapitol
Und weiß nicht, was ich soll.

Am Weiher.

Es ist kein Wässerchen noch so klein,
Es weht doch drüber ein Windelein.

abdrucken lassen konnte.

Mit wunderbarer Präension nimmt jeder dieser und ähnlicher Zweizeiler eine volle Kleinpapierseite ein. Man begreift ferner nicht, daß Wolf von diesen Dichtungen in hohem Grade eingenommen sein und die ihnen zu teil werdende ungünstige Aufnahme lediglich dem mangelnden Verständnis des Publikums zuschreiben konnte.

Aber trotz alledem und alledem — Wolf Goethe war eine hochbegabte und edle, im besten Sinne des Wortes aristokratische Natur. Seinem Leben leuchteten keine freundlichen Sterne. Schon als er kaum den Knabenjahren entwachsen war, verbitterte ein nervöses Leiden (Gesichtschmerz) sein Dasein. Auch daß er der Enkel des großen Mannes war, und daß er die stete, wenn auch stille Anforderung an sich herantreten fühlte, sich seines großen Namens würdig zu bewähren, verhinderte die freie Expansion seines Wesens. Wolf hatte tief melancholische Stunden und schien bisweilen einem dunkeln, über ihn verhängten schweren Schicksal zu erliegen. In vortrefflicher, verständnisvoller Weise hat Otto Mejer ein Charakterbild von Wolfgang von Goethe gegeben, doch in das tiefste Innere dieser edlen und geheimnisvollen Natur hat er nicht zu dringen vermocht.



„Tu es Petrus“!

Ein geschichts- und religionsphilosophischer Essay.

Von
F. Frohschammer.

(Schluß.)

II.

Bedeutung der Phantasie in der religiösen Entwicklung der Menschheit.

1. Die Religionsgeschichte bietet uns also das Schauspiel einer fortlaufenden Reihenfolge von Wahngebilden, Fiktionen und Irrtümern aller Art — wie die Religionen selbst sich dessen gegenseitig beschuldigen. Der höchste Gedanke und das beglückendste Gut für die Menschheit, der reinere, edlere Gottesgedanke ist, wenigstens für die höheren Religionen, zwar allmählich und mühsam errungen worden, aber nur durch all' diese Wahngelbilde und Irrtümer hindurch, und ist auch da noch keineswegs frei von solchen, sondern in Glauben und Kultus noch allenthalben mehr oder minder damit behaftet. Es ist, als sollte die Menschheit zum Höchsten und Besten, dessen sie teilhaftig werden kann, nur durch Fiktionen der willkürlich waltenden subjektiven Philosophie wie am Narrenseil geführt werden und das höchste Glück und die besten Motive vernünftigen Handelns nur aus Wahngebilden schöpfen! Wie ist dies zu erklären? Wie stimmt es überein mit einer allgemeinen Vernünftigkeit und Wahrhaftigkeit des Daseins überhaupt, wie speziell mit der menschlichen Vernunft, ihrer Begabung und Aufgabe? Wie insbesondere stimmt dies überein mit dem Dasein Gottes, eines höchsten, absolut vollkommenen Wesens voll Weisheit und Güte, das die Welt und die Menschheit insbesondere ins Dasein gerufen hat und in liebender Vorsehung alles leiten soll? Wie ist es vor allem auch zu erklären, daß die Religionen, mit dem Glauben an die Gottheit als Mittelpunkt, die doch eine Beglückung und ein Segen für die Menschheit sein und zum Frieden und zur Veredelung derselben das Meiste beitragen sollen, vielmehr zu so großem Unheil im Verlaufe der Geschichte geworden, so viel Zwiespalt, Haß und grausame Verfolgung der Völker und Menschen veranlaßt haben? Und zwar nicht bloß bei den unkultivierten Völkern mit den unvollkommensten Religionen, sondern ganz besonders bei den Völkern mit vollkommener Religion z. B. sogar bei den Bekennern des Christentums durch Spaltung in verschiedene Konfessionen? Zu früheren Zeiten und unter dem Einfluß des religiösen Fanatismus, der keine humane Gesinnung gegen Andersgläubige kennt, hat man dies allerdings leicht genommen und ganz natürlich gefunden, daß Andersgläubige als Feinde Gottes d. h. Gegner des eigenen (wahren) Glaubens verfolgt, ja ewig verdammt werden; man hat dies leichtem Herzens wie ein Verdienst gelehrt und angenommen! Allein bei fortschreitender Kultur und unter dem Einfluß der Humanitätsidee kann dies nicht mehr so leicht genommen werden,

denn es stimmt weder mit der Idee Gottes als liebenden Vaters aller Menschen überein noch mit dem Gebote der Nächstenliebe, das alle Menschen als Kinder Gottes und als Brüder zu betrachten vorschreibt, noch mit der Idee des Rechts, die verlangt, daß man auch den Mitmenschen die Rechte zugestehet, die man selbst in Anspruch nimmt, also auch das Recht zugestehet, eine eigene Überzeugung zu haben, wie man selbst für sich dieses Recht der eigenen Überzeugung in Anspruch nimmt; denn dem Nächsten dieses Recht nicht zugestehen, heißt ein Unrecht begehen und sich selbst mit seiner Überzeugung, die man den andern aufdrängen will, selbstsüchtig, ja wie ein absolutes oder göttliches Wesen geberden.

2. Um auf diese schweren Fragen Antwort zu geben oder wenigstens den Versuch dazu zu machen, müssen wir einen Blick werfen auf den allgemeinen Charakter der Welt, auf deren thatsächliche Eigentümlichkeit in Gesetz und Bethätigung. Auf Grund hiervon mag es wohl gelingen, einigermaßen zu erklären, wie es kam und kommt, daß bei der Beschaffenheit derselben, wie sie nun einmal ist, die geistige und insbesondere auch die religiöse Entwicklung der Menschheit in ihrer Geschichte den Verlauf nahm und nehmen mußte durch all' die Unvollkommenheit, all' die Wahngebilde und Fiktionen hindurch, wie dies thatsächlich stattgefunden hat, — wenn wir allerdings dabei nicht weiter erkennen, warum diese Welt gerade so, mit diesem Entwicklungsgesetze und Bedürfnis entweder von Ewigkeit bestand und besteht oder zeitlich ins Dasein gerufen sei. Betrachten wir dies näher:

Sowohl Natur- als Geistesleben ist durchaus auf Entwicklung, Selbstgestaltung, Selbstrealisierung in ihren Gebilden, im großen und ganzen wie im kleinen und einzelnen angelegt. Diese Ausgestaltung geht schon in der Natur von der Einheit einer allgemeinen Gestaltungsmacht, die wir als Weltphantasie bezeichnet¹⁾ (insofern Phantasie das gestaltende Vermögen ist im realen, wie formalen und geistigen Gebiete), und die mit unvollkommenster Bildung beginnt und in Wechselwirkung mit den Naturverhältnissen nach immanentem Gesetze insbesondere die organischen und lebendigen Gebilde der Natur nach ihren Arten hervorbringt — wie die moderne Deszendenzlehre teils schon zeigt, teils noch zu erweisen hat. Wie nun im Naturleben durch dieses allgemeine Gestaltungsprinzip, durch die objektive realwirkende Phantasie, so auch im geistigen Leben der Menschheit wirkt dieses Prinzip insbesondere als subjektive Phantasie, und zwar wirkt sie zuerst, bei Beginn der bewußten geistigen Thätigkeit vorherrschend, wo nicht ausschließlich; denn die subjektive Phantasie ist in der Menschenatur zunächst das einzige geistige Vermögen, das sich innerlich, geistig bethätigen und die geistige Entwicklung beginnen kann, ohne erst weiter entwickelt und ausgebildet zu sein, wie es bei den übrigen höheren Seelenvermögen notwendig ist, wenn sie sich bethätigen sollen. Die Phantasie als innere seelische Anschauungs- und Vorstellungskraft kann, wie die Sinne, alsbald sich bethätigen ohne erst Anweisung und Ausbildung zu bedürfen, wie dies eben auch bei den Sinnen in ähnlicher

¹⁾ E. m. W. Die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses. München 1877.

Weise der Fall ist. Wie demnach noch jetzt in der kindlichen Natur zuerst nur Sinn und Phantasie bildendes Vorstellungsvermögen (teils gebunden an die Sinne, teils frei und willkürlich) sich bethätigt und die geistige Entwicklung damit beginnt und fortschreitet, bis die übrigen Geisteskräfte auch in bestimmter Weise thätig werden können, so auch geschah es bei der primitiven Menschheit. Auch sie war uranfänglich, wo nicht ausschließlich, so doch wenigstens vorherrschend durch Phantasie geistig thätig, faßte die Natur und ihr Verhältnis darnach auf und befriedigte insbesondere das Bedürfnis der Kausalerklärung durch dieselbe — die Gegenstände personifizierend und wie Personen in Thätigkeit betrachtend nach dem Vorgang und Gleichnis der eigenen Natur. Auf solche Weise, in solcher Thätigkeit der Phantasie nahm auch die Religion ihren Ursprung oder wurde zunächst wenigstens vorbereitet. Als Anfang oder wenigstens als Vorstufe derselben können wir, wie anderwärts erörtert wurde, den Glauben an die Fortdauer der Abgeschiedenen und die Verehrung derselben, den Totenkultus, und infolge davon die Ahnenverehrung betrachten. Wird so Bewußtsein eines mehr oder minder Geistigen im Unterschied vom Körperlichen erweckt und gebildet, so konnte man auch den Gedanken eines Geistigen fassen, das nicht an Körperliches dem Wesen nach gebunden war, und konnte solche geistige Kräfte oder Mächte in äußere Gegenstände, kleinere und größere hineindenken als höhere Mächte oder als Zauberkräfte und als Göttliches — dieselben personifizierend¹⁾. In dieser Richtung bildet sich die Religion weiter je nach Eigentümlichkeit von Land und Volk und nach dem errungenen Bildungsstande. Sie ging demgemäß zunächst in zwei Hauptformen oder Richtungen auseinander: in den Fetischismus und in die mythologischen Religionen, bei welchen allerdings keine strenge Scheidung, kein scharfer Unterschied anzunehmen ist, da sie unvermerkt in einander übergehen, vielfach gemischt erscheinen und beide selbst noch in den Rahmen monotheistischer Religionen sich wenigstens bei manchen, hauptsächlich den niederen Volksklassen erhalten haben. Der Fetischismus faßt das Gottlose oder Übernatürliche nur als dunkle, geheimnisvolle Zaubermacht, welche er in auffallenden, kleineren Naturdingen und -Kräften sich offenbaren sieht (Fetischen) und deshalb dieselben verehrt, sie wohl auch künstlich bereitet und nach Umständen damit wechselt. Die mythologischen Religionen entstanden da, wo das geistige Leben nicht stillstand und verkümmerte wie bei den Fetischdienern, sondern fortschritt, der geistige Gesichtskreis und die Auffassungskraft größer wurde, daher auch das Göttliche in den großen, mächtigen Naturdingen und Kräften erblickt oder in diese hineinverlegt werden konnte. Sie wurden als Naturgegenstände und -Kräfte personifiziert und ihr kausales Verhalten gegen einander wie ein persönliches oder wenigstens individuelles Handeln aufgefaßt. So das Verhältnis von Himmel und Erde zu einander, das Verhalten und Wirken der Sinne, der Atmosphäre, des Regens, des Gewitters u. s. w. Zu diesen Personifikationen der Naturgegenstände, aus welchen die mythologi-

¹⁾ S. m. W. Über die Genesis der Menschheit und über das Mysterium Magnum des Daseins. Prochhaus, Leipzig 1891, S. 8 ff und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München 1883, S. 69 ff.

schen Religionen hervorgingen, kamen dann bald auch mythische Personen der Menschengeschichte, große Persönlichkeiten der Vergangenheit, die eine gewisse Verklärung fanden durch Sagen und Fabeln mancherlei Art, sich wohl auch mannigfach mit den Personifikationen der Naturgegenstände vermischt und gemeinschaftlich mit ihnen Verehrung fanden. So hat allenthalben der Glaube an ein Übernatürliches, Göttliches sich an eine fiktive Auffassung des Natürlichen geknüpft und ging von der Personifikation und Vergöttlichung der Natur auch auf die Auffassung des Geschichtlichen über, die ebenso fiktiv wurde bezüglich der wirklichen Personen und Ereignisse, die ebenfalls anders gedacht oder geglaubt und vorgestellt wurden, als sie wirklich waren, — um sie durch Fiktion oder Illusion allenfalls dem Ideal näher zu bringen, aus der gemeinen Realität eine höhere (ideale) Realität zu gewinnen. Es ist also dies das eigentümliche Streben in der Religion, um aus dem bloß Wirklichen, Tatsächlichen zu einem Höheren, Idealen zu kommen; — der Weg zum Idealen geht eben — für die entwicklungsbedürftige Menschheit durch Illusionen hindurch. Durch das höhere Ziel, das geistige Leben dadurch zu beginnen und zu fördern und insbesondere das Ideale zu erstreben und zu realisieren, — findet es demnach seine Erklärung, daß man in der Religion die Wirklichkeit nicht als solche gelten läßt oder sie anders deutet, eine Fiktion daraus macht anstatt der Wirklichkeit.

In dieser Weise ging die religiöse Entwicklung in der Menschheit fort durch subjektive Phantasiethätigkeit, auch nachdem von einzelnen Völkern schon ein höherer Grad von Erkenntnis und Kultur erreicht worden war und die Vorstellungen des Göttlichen geistiger und einigermaßen idealer sich gestalteten — wenn dasselbe auch für die Volksmasse immer noch vorherrschend als Zauberkräft und wunderwirkende Macht bleiben mochte. Die Gottheit ist ja eben für den Menschen *deus* immer das, was er in seinem Bewußtsein durch Phantasiethätigkeit und Denken daraus zu machen versteht, ja wohl auch nach seiner ethischen Beschaffenheit daraus machen will. Direkt kann ja eben die Gottheit weder sinnlich noch geistig geschaut werden in ihrem Dasein, Wesen und Walten; demnach muß der Mensch selbst in seinem Bewußtsein sich einen Gedanken oder ein Bild und Gleichnis davon machen, so vollkommen als es seine Geisteskraft und sein Bildungsgrad ihm ermöglichen. Schon Anselm von Canterbury († 1109) ging bei seinem ontologischen Beweis für das Dasein Gottes von dem Gedanken aus, daß alle Menschen unter Gott sich stets das denken, größer als welches nichts gedacht werden kann (*quo majus cogitari nequit*). Die Gottheit ist daher für den Menschen um so vollkommener, d. h. wird um so vollkommener gedacht und vorgestellt, je vollkommener die Menschen selbst geistig entwickelt sind in intellektueller, ethischer und selbst ästhetischer Beziehung. Sie bleibt daher bei der Unvollkommenheit menschlicher Geisteskraft und menschlicher Bildung mehr ein Gegenstand des Suchens, der Sehnsucht, des Strebens als des wirklichen Besitzes oder der wirklichen Erkenntnis und wirkt als Ziel dieses Strebens und als gedachter Inbegriff aller Vollkommenheit. Sie wirkt, sie bewegt die Menschheit, wie Aristoteles schon bemerkt, als Gegenstand des Verlangens, der Liebe (*Kovē*

ως ἐυόμενον). Sie erscheint als das Ideale im Unterschied von der gemeinen Wirklichkeit dann und in dem Grade, in welchem diese Wirklichkeit selbst als solche erkannt und von dem ideal Vollkommenen unterschieden wird. Je mehr daher der Mensch sich in das Ideale erhebt oder versenkt, desto weniger Bedeutung hat die Welt der bloßen Wirklichkeit für ihn; daher Idealisten, Asketen und Mystiker sich von den Dingen der Welt abwenden, sie für nichtig erachten und nur das Einige, Ideale, Göttliche erstreben.

Betrachten wir insbesondere das Leben und Wirken Jesu selbst, so gewahren wir, daß er infolge seiner iunigen Hingabe an Gott, seines gänzlichen Sichversenkens in dessen Dasein, Vollkommenheit und Wirken das Irdische, das bloß Wirkliche, gemein Thatsächliche als nichtig betrachtete (im Grunde genommen sowohl Natur als Geschichte), oder doch nur im Lichte idealer Verklärung in Beziehung zu Gott erblickte. Nur das Ideale berücksichtigend, das gewöhnliche Reale aber nicht besonders beachtend, hat er durch seine Gesinnung und sein Verhalten diesem Ideale selbst in sich und durch sich Realität geschaffen und nur in diesem idealen Gebiete oder Reiche gelebt und für dasselbe gewirkt. Wer einmal von dem Wonnegedanken des Daseins und der Vollkommenheit Gottes lebhaft und innig durchdrungen ist, für den kann die äußere, gemeine Welt mit ihren Zielen und Strebungen keine Bedeutung mehr haben. Für das Weltwirken wäre dies allerdings verhängnisvoll, und der Weltprozeß könnte bei solcher Gesinnung nicht realisiert werden. Es sind daher nur einzelne besonders geartete Geister, die einer solchen Gesinnung und Auffassung mehr oder minder teilhaftig werden; die übrigen Menschen können und sollen nur einigermaßen daran teilnehmen und solch' ideale Gesinnung und Strebung so viel als möglich im Weltprozeß selbst zur Realisierung zu bringen suchen.¹⁾ Die christliche Religion an sich, wie sie Jesus aufgefaßt und gegründet, ist rein ein ideales Reich, bloß für die Seelen, so zu sagen ein Seelenparadies, in welches der Gläubige aus dem Weltstreben sich immer wieder flüchtet zur Erholung der Seele und zur Reinigung von den Schlacken der gemeinen groben Wirklichkeit des Daseins, wie dies auch schon dadurch mehr oder weniger geschieht, daß er aus dem Weltgeräusch in die Stille des Gottes-Hauses sich flüchtet, um hier den Seelenfrieden wieder zu gewinnen oder zu erneuern.

Bei dieser Entwicklung des religiösen Bewußtseins, bei welcher allenthalben hauptsächlich die Phantasie sich bethätigte und allenthalben die Wirklichkeit, das bloß Thatsächliche in Natur und Geschichte anders aufgefaßt zu werden pflegt, als es wirklich ist und die Phantasie das Ideale oder wenigstens ein Höheres, ein Zauber- oder Wunder mächtiges Geistiges hineinverlegt, kann es trotz redlichen Strebens nach diesen Idealen oder dem Göttlichen oder für göttlich Gehaltenen nicht anders geschehen, als daß Wahgebilde, Fiktionen und Irrtümer aller Art entstehen im unendlichen Suchen und Streben, und daß die Religionsgeschichte eine Reihenfolge von dergleichen darzustellen hat. Und zwar sind es Irrtümer und

¹⁾ Vergl. m. Schr. über das Mysterium Magnum des Daseins. Leipzig 1891, S. 142 ff.

Wahngebilde, die mit einer gewissen Nothwendigkeit entstanden, da die noch schwache Geisteskraft und die volle Unkenntnis von Natur und Geschichte, also der ganzen Schöpfung eine richtige Erkenntnis oder Vorstellung vom Göttlichen ganz unzulänglich machte. So konnte das schwache, dunkle Gottesbewußtsein mit seinem Kultus, also die Religion, nicht anders beginnen als mit unvollkommenen Phantasiegebilden, und auch die Fortsetzung oder Weiterbildung konnte längere Zeit nicht anders stattfinden. Daher befestigten sich solche Wahngebilde, Fiktionen und Irrtümer und suchten sich, durch Altertum geheiligt, auch der besseren Erkenntnis gegenüber zu behaupten. Wenn dann vollends eine irdische historische Macht sich damit verband und sie entweder in gutem Glauben oder selbstsüchtig ausbeutete im Interesse einzelner Machthaber oder ganzer Stände, dann wurde die Religion eine Quelle großer Übel für die Menschheit, für die Völker und die Einzelnen; wurde, wie schon angedeutet, ein Hemmnis für die geistige, intellektuelle Entwicklung, für Fortschritt in der Erkenntnis, sowie für Gemütsveredelung durch Förderung des rohen Fanatismus und selbst für die sittliche Gefinnung und Bethätigung durch Erregung wilder Leidenschaft in Haß, Geringschätzung und Verfolgung der Andersgläubigen. Insbesondere die fortschreitende Erkenntnis der Welt, die wissenschaftliche Forschung kommt mit den religiösen Wahnvorstellungen, Fiktionen und Irrthümern bezüglich der wirklichen Natur und Geschichte in Konflikt und kann sich nur in fortdauerndem Kampf mit den geheiligten Phantasiegebilden und ihren Vertretern entwickeln und geltend machen. Diese fortschreitende Erkenntnis ist ja nicht anders möglich als dadurch, daß diese Phantasiegebilde, die für die Gläubigen gleichsam ein, wenn auch noch so unvollkommenes Seelen-Paradies des Glaubens sind, zerstört und also liebgewonnene Vorstellungen als nichtig und unhaltbar dargethan werden. Das wird schmerzlich empfunden und wird insbesondere von den Strenggläubigen, die ihren Geist gänzlich davor verschließen, als That böswilligen Unglaubens und gottloser Gefinnung erklärt, gehaßt und wo möglich durch Gewalt zu verhindern gesucht. Indes, die menschliche Erkenntnisraft hat ein Recht sich zu entwickeln und zu bethätigen, und die Wahrheit selbst hat ein Recht darauf erkannt zu werden dem Irrtum gegenüber, wenn dieser auch noch so alt und allgemein angenommen und liebgewonnen und gläubig oder abergläubisch anerkannt sein mag. Übrigens dient die Wissenschaft durch ihre Erforschung und bessere Erkenntnis des Daseins trotz der Entgöttlichung oder Säkularisierung des für göttlich oder übernatürlich Gehaltene doch auch wieder der Religion selbst, ihrem Fortschritt, ihrer Veredlung, wie die Religionsgeschichte doch allenthalben zeigt. Indem sie die falschen Wahngebilde zerstört, entsteht Bedürfnis und Fähigkeit, richtige, vollgiltige Vorstellungen an deren Stelle zu setzen, und indem sie bloße Fiktionen oder Illusionen als solche zeigt, befähigt sie immer mehr dafür Ideale zu setzen. — denn das ist doch der Gang und das Ziel dieser Bethätigung der religiös thätigen Phantasie in der Geschichte, daß an die Stelle der bloßen Fiktionen und Illusionen bezüglich des Göttlichen, die aus der phantastischen Umbildung des bloß Natürlichen gebildet wurden (in Fettschen und Mythen), allmählich Ideale

gesetzt werden d. h. Vorstellungen, denen etwas Wirkliches, Reales entspricht, also ein Ideal-Reales, nicht ein bloß Fiktives.

An dieser Eigentümlichkeit der Entwicklung der Religion nahm nun auch das Christentum noch Teil. Über die Person Jesu, über seine Lehre und sein Leben bildeten sich bald Vorstellungen und Berichte solcher Art, die der Wirklichkeit nicht entsprachen, die Fiktionen der Phantasie waren. Diese subjektive Phantasie war in jener Zeit, unter jenen Verhältnissen, sehr regsam und bethätigte sich sehr lebhaft, da sie durch alte Glaubens-Vorstellungen nicht mehr oder nur wenig gebunden war in ihrer Willkür und dagegen im Dienste der Neubildung der religiösen Weltanschauung und der Wahrheit bei den noch unsicher und unklar denkenden neuen Gläubigen sich bethätigen wollte in dieser wunderfächtigen Zeit des Übergangs. — Diese Fiktionen, selbst vielfach ganz abenteuerlicher Natur, wurden zwar allmählich wieder beseitigt, manche aber erhielten sich doch und wurden sogar für die Folgezeit sehr einflußreich und mächtig für die Ausgestaltung der Kirche in Lehre, Kultus und Verfassung, wofern sie günstigen Boden fanden, einer Zeitstimmung entsprachen oder von irgend einer Macht ausgebeutet werden konnten in gutem oder schlimmem Sinne. Von dieser Art nun ist auch das „Tu es Petrus“, das für die ganze christliche Kirche so mächtig wirkte und so fest sich gestaltete, daß der große feste Bau der päpstlichen Kirche hauptsächlich darauf sich gegründet hat und Anerkennung fand und noch findet.

3. Warum aber ein solcher Verlauf in der Geschichte der Religion, in dem Sehnen und Streben der Menschheit nach einem Höheren, Göttlichen, das man zu Hilfe ruft in den Drangsalen dieses Daseins, dem man Verehrung, Anbetung zollt, und das als das höchste, beglückendste Gut der Menschheit, als höchster Gedanke des Bewußtseins betrachtet werden muß? Warum ist die Welt und die Menschheit in ihr so beschaffen, daß sie in Bezug auf dieses höchste Wesen oder Ideal der Vernunft bei diesem Sehnen und Streben darnach so viel Wahngewirren und Illusionen, so viel Fiktionen, Irrtümern preisgegeben ward, Fiktionen und Irrtümern, die besonders am Beginn des geistigen Lebens der Menschheit gar nicht vermieden werden konnten, die sich auch in der Folgezeit noch so vielfach behaupteten und dabei das geistige, selbst das religiöse Leben in seiner besseren Gestaltung vielfach hemmten und verunstalteten? Warum ferner muß gerade das höchste Gut der Menschheit, aus dem die meisten und besten Motive der Veredlung, der sittlichen Gesinnung und Bethätigung und insbesondere der Humanität hervorgehen konnten und sollten, — warum ist gerade hieraus wegen der verschiedenen Auffassungen und Glaubensvorstellungen infolge der Schwäche der menschlichen Vernunft und deren vollen Unwissenheit von Anfang an so viel Unheil über die Menschheit, über Völker und Einzelne gekommen, — so viel Haß und Verfolgungssucht in wildem Fanatismus, — und zwar um so mehr, je ernster, energischer der Gottesglaube war, je mehr das Geglaubte als wirkliche oder vermeintliche Wahrheit die Seelen durchdrang? Wir stehen hier allerdings vor dem großen Mysterium des Daseins, das die Welt, den Weltprozeß und den ewigen Weltgrund zugleich umfaßt und dessen Durchdringung unsrer Erkenntnisraft eben un-

möglich ist, da wir doch nicht einmal die Erscheinung und äußerliche Unendlichkeit zu durchdringen vermögen, geschweige die innere und absolute. Warum schon die äußere Natur auch nur unseres Erdballs so ungeheuerere Katastrophen durchzumachen hatte, warum ein so großer und schwerer Entwicklungsgang stattfinden mußte zum Verderben unzähliger lebendiger Wesen, warum diese Wesen selbst dazu organisiert und darauf angewiesen sind, sich gegenseitig zu verfolgen, aus dem Dasein zu vertilgen, um selbst darin verweilen zu können und Genuß zu haben, warum die Geschöpfe so grausam gegen einander wüten müssen, ist uns kaum je im tieferen Grunde begreiflich, wenn wir auch bedingt einige Begründung dafür finden können; — um so weniger begreiflich, wenn die Welt das Werk eines gütigen Schöpfers ist! Ebenso unbegreiflich — warum vor allem die Menschengeschichte einen so schweren Entwicklungsgang darstellt aus tiefer Unwissenheit heraus, in voller Unkenntnis der Natur und ihrer selbst, allen schlimmen Verhältnissen der Natur preisgegeben, so daß selbst nach vielen Generationen noch kaum ein irgend wirklich menschenwürdiges Dasein erreicht war, ist kaum je klar zu erkennen.

Wir können nur in bedingter Weise Erklärungen geben: Wenn diese Welt der Entwicklung und Selbstrealisierung sein und wirken sollte, so mußte sie in unvollkommenem Zustand beginnen, sich durch gesetzliche Bethätigung ihrer Kräfte allmählich Gestaltung geben und so eine objektive, reale Vernünftigkeit realisieren, um von da aus zur subjektiven, bewußten Vernünftigkeit zu gelangen, die sich selbst und die Vernünftigkeit der Welt erkennen und genießen konnte. Eine andere Welt, die mit aller Vollkommenheit ins Dasein gesetzt wäre, hätte sich nicht selbst entwickeln und durch alles Geschehene nichts erreichen können, — würde also insofern, was Thätigkeit, Wirksamkeit betrifft, bedeutungslos sein. Dasselbe gilt von der Menschheit und ihrer Geschichte, insofern auch der Selbstentwicklung des Geistes in seiner intellektuellen, ethischen und ästhetischen Kraft ein Ziel fehlte, das für das eigentlich bedeutungsvolle Geschehen notwendig ist und in Realisierung der idealen Wahrheit auf Grund der bloßen Wirklichkeit besteht. Und speziell für die religiöse Entwicklung müssen wir nun ähnliches annehmen. Es ist also hierbei schon im allgemeinen, in Natur und Geschichte, insbesondere aber auch in der Religion der Unterschied zwischen Wahrheit im Sinne von bloßer Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit, und Wahrheit im Sinne von Idealität oder Vollkommenheit ¹⁾ wohl zu beachten, — wobei jene nur als Grundlage und Mittel des Weltprozesses sich bethätigt, diese aber das eigentliche Ziel derselben ist, — schon in der Natur; mehr und eigentlich aber in der Menschengeschichte, in welcher die Ideen der Wahrheit, des Guten, des Rechtes, des Schönen für Intellekt, Willen und Gemüt realisiert werden sollen. Schon in der Natur findet ja eine Ideenrealisierung statt durch alle Entwicklung in physischer und psychischer Beziehung; im vollsten, wahrsten Sinne aber geschieht dies in der Menschheit in der Realisierung dieser Ideen und damit zugleich in der Realisierung des Menschengeistes

¹⁾ E. d. W. Die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses. (München 1877, S. 40 ff. und: die Philosophie als Idealwissenschaft und System. München 1884, S. 20 ff.

selbst als bewußten und selbstbewußten persönlichen Wesens, — wodurch das ganze irdische Dasein erst Sinn und Bedeutung erhält und über das bloße, an sich bedeutungslose Sein sich erhebt.)

Bei dieser Realisierung der Ideen in intellektueller, sittlicher und ästhetischer Beziehung spielt nun das allgemeine Weltprinzip, die bildende Weltphantasie, die Hauptrolle: als objektive, realwirkende Phantasie im Gebiete der Natur, als subjektive formal wirkende, Idee-realisiereude im Gebiet des geistigen Lebens. Da die Ideen erst zu realisieren sind durch die geistige Thätigkeit des Menschen, also zunächst noch nicht real oder als realisiert existieren, sondern nur als Ziel, das erstrebt werden soll, so mußten sie bei bewußter Thätigkeit gewissermaßen geistig geschaut d. h. durch Phantasie mehr oder minder klar vorgestellt werden, damit sie Ziel des Strebens sind und die ganze Thätigkeit sich so gestaltet, daß dieses Ziel erreicht werden kann. Durch die Phantasie also ist der Mensch des idealen Strebens in bewußter Weise fähig, durch sie erhebt er sich über die bloße Wirklichkeit, über den Mechanismus des reinen Naturseins und Geschehens und giebt seinem Wesen und Wirken eine höhere Bedeutung. Dies ist wenigstens die Aufgabe und giebt dem Dasein und Wirken der Menschheit und ihrem schweren Entwicklungsgange einen höheren Wert, wenn allerdings auch lange Zeit hindurch bei der Entwicklung und im Streben derselben die bloße Wirklichkeit in Not und Kampf um das Dasein das Herrschende und Beherrschende war und bei der Mehrzahl der Menschen auf dieser Erde noch ist, bei welchen außerdem für das höhere Gemüths- und Willensstreben nicht Ideen, sondern Illusionen das Beherrschende sind durch die subjektive Phantasiebethätigung. In des ist doch dabei nicht die platte Wirklichkeit, sondern eine höhere, freilich erst durch Phantasie geschaffene, gemeint, welche jener gegenüber gestellt wird, einem geistigeren Streben, Fühlen und Wollen Ziel ist und beherrschend darauf einwirkt. Der Wille, das Verlangen und Streben gilt hier für das Werk, d. h. für Streben nach dem wahrhaft Idealen und Göttlichen; ist ja des Menschen Glauben und Forschen bezüglich der Gottheit überhaupt im wesentlichen nur ein unendliches Sehnen und Suchen, um Glück und Frieden im Dasein zu finden und die schwere Bürde, die Not und Mühe desselben ertragen zu können.

Ist denn aber, kann man fragen, durch die Realisierung der Ideen als Aufgaben des menschlichen Daseins all' die Unvollkommenheit der Menschheit, all' die Not und Mühe, all' der drangsalvolle Kampf ums Dasein und insbesondere all' der Zwiespalt im geistigen, insbesondere auch im religiösen Leben der Menschheit genügend erklärt oder gar gerechtfertigt? War das notwendig so und konnte die Welt nicht anders eingerichtet und göttlich geleitet werden? Die Antwort ist schwer und doppelt schwierig da, wo man an eine im einzelnen waltende göttliche Vorsehung glaubt und ein direktes Eingreifen Gottes in die Natur und Geschichte der Menschen annehmen will; — eine Vorstellung, die alle menschliche Wirksamkeit im wesentlichen aufhebt und das ganze Verhalten der

¹⁾ E. m. Schrift: Über das Mysterium Magnum des Daseins. Leipzig 1891, S. 106 ff. 119 ff.

Menschen zu einander und zur Natur zu einem eigentlich niemanden befriedigenden Spiel der Gottheit mit seinen Geschöpfen machen würde! Das Ideale aber, das angestrebt und allmählich im Gebiete der Erkenntnis und Sittlichkeit erreicht wird, kann immerhin als Zweck dieser Welteinrichtung und als Ziel unendlichen Strebens unter unendlichen Schwierigkeiten angenommen werden für die Menschheit; — wie für den einzelnen Menschen es als höchstes Ziel seines Strebens, seines Lebens und Todes gilt eine große, ideale Angelegenheit zu fördern und sich dafür zu opfern. Jedenfalls dürfte diese Erklärung der Thatsache des schweren Geschickes der Menschheit berechtigter und aussprechender, ja auch christlicher sein als die der Theologen, welche nach dem Vorgange des Apostel Paulus in seiner wohl aus dem Judentum hervorgegangenen Spekulation über das Verhältnis Gottes zur Welt und insbesondere zur menschlichen Seele dahin gekommen sind, nichts Anderes als die göttliche Willkür dafür anzunehmen als Grund, daß die Menschen in dieser Daseinslage seien, um dabei diesem oder jenem Schicksal, dem ewigen Leben oder der ewigen Verdammnis zu verfallen. Dies setzt aber einen Gottesbegriff voraus, der von dem, welchen Jesus selbst hatte und lehrte, vollständig verschieden ist; denn der himmlische Vater aller Menschen, als welchen Jesus selbst Gott auffaßte, verehrte und verkündete, ist sicher ein ganz anderer Gott als das willkürlich handelnde höchste Wesen dieser Theologie, das mit den Menschen und ihren Schicksalen gleichsam nur nach Willkür spielt, die einen auswählt zur Seligkeit, die andern der Verdammnis anheimfallen läßt, alle aber in dieses dunkle, schwere Dasein mit seinen Leiden und Mühen versetzt, durch welche sie doch eigentlich nichts erreichen können, da das zuletzt ihr Schicksal Bestimmende doch nur der göttliche vollständig freie, unbefiegbare Wille Gottes sein soll! Der Grund dieses Unterschiedes in der Auffassung Gottes bei Jesus und Paulus ist wohl der, daß Paulus durch seine Spekulation das Verhältnis Gottes zu dieser unvollkommenen, drangsalvollen und sündhaften Welt bestimmen wollte, deren Zustand mit der einfachen, absoluten Vatergüte Gottes nicht vereinbar schien, Jesus aber von dieser Welt und ihren Verhältnissen ganz absah, sie gleichsam für nichtig erachtete und durch die Auffassung Gottes als liebevollen Vaters aller Menschen gleichsam vernichtete und für die Glaubenden in seiner Religion ein reines Seelenprodukt schaffen wollte, das sie beglückt mitten in diesem schweren Dasein mit seinen Mühen und Leiden: ein Seelenparadies oder Himmelreich, in das sie so zu sagen flüchten könnten, wie schon oben erwähnt wurde. Er selbst trug Gott lebendig in seinem Herzen, den Himmel in seiner Seele als das wahre Gottesreich. Die leidenwolle Welt taucht er gleichsam in dieses lebendige Gottesbewußtsein, und so verschwand sie ihm gleichsam mit ihrer Unvollkommenheit. Durch seine Phantasie hatte er das absolute Ideal der Vernunft verwirklicht, frei von Fiktionen und Illusionen der Völker in ihren Religionen und in seinem Verkehr mit Gott lebte er nur einzig in diesem, in ihm selbst real gewordenen Ideal.

Dies scheint in der That auch das Ziel des Welt- insbesondere des Geschichtsprozesses der Menschheit zu sein, durch alle Irrtümer, alle Wahngedichte, Fiktionen

und Illusionen des subjektiven Phantasielebens hindurch endlich zur Realisierung des wahren Ideals, der Gottheit im menschlichen Bewußtsein zu gelangen. Das allgemeine Weltprinzip (Weltphantasie) begründet das Weltwerden und -Gestalten, das eigentliche Irdischsein für unser Dasein, und zwar als objektiv und real wirkendes Prinzip (objektive Phantasie) die reale Grundlage des Daseins und der niederen Formen desselben; die subjektive Phantasie in der Menschheit dagegen hat auf dieser Grundlage wirkend, ja aus ihr hervorgehend, die Aufgabe, dieses Irdisch- und Beschränktheit zu überwinden und zur Realisierung der Ideale wenigstens im Bewußtsein zu gelangen. Dies aber kann, wie schon oben erörtert, nur geschehen von niedersten Anfängen aus durch unendlich viele Täuschungen, Wahnvorstellungen und Fiktionen hindurch, die erst allmählich durch die schwere Arbeit der Geistesbildung und Forschung als solche erkannt und überwunden werden, so daß immer mehr an die Stelle der Illusionen die Ideale treten, an Stelle von bloßen Einbildungen wahre Erkenntnis und Erkenntnis des Wahren (im realen und idealen Sinne). Die subjektive Phantasie hat sonach die Aufgabe, aus dem Gebiete des Irdischseins und weltlichen Strebens, also aus dem Wirkensgebiete der objektiven Phantasie den Menscheng Geist wieder in das Gebiet des Geistigen und Idealen in das reine Gebiet der Wahrheit, Güte und Schönheit, aus der Unvollkommenheit der sogenannten realen Welt, — wenn dies auch nur durch viele Irrungen hindurch möglich ist, und erst sehr allmählich im Laufe der geistigen, insbesondere der religiösen Entwicklung geschehen kann. Die Phantasiegebilde oder Fiktionen waren für den Anfang der Geschichte und für eine lange folgende Entwicklung notwendig für das Geistesleben der Menschheit, da die primitiven Menschen und Völker rein geistiger, abstrakter Belehrung noch nicht fähig waren und aus konkreten Vorstellungen Motive ihres Thuns und Lassens schöpfen mußten, wie es bei den Kindern noch jetzt der Fall ist. Dies ist naturgemäß und unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders möglich, wenn ein geistiges Leben der Menschheit entstehen und sich fortbilden sollte.¹⁾ Aber wie bei den Kindern, so müssen auch bei den Völkern wie den mündigen Individuen die Fiktionen und Illusionen allmählich beseitigt und die klare Wahrheit an deren Stelle gesetzt werden mit der fortschreitenden geistigen Bildung.²⁾ Demgemäß ist es unnatürlich und unberechtigt, wenn man zu gunsten dieser Wahnvorstellungen und Fiktionen Wissenschaft und Bildung zu hemmen und die Völker immer in demselben Zustand geistiger Unmündigkeit erhalten will, wie es da geschieht, wo bestimmte alte Religionsformen sich mit der physischen Macht verbinden und gewaltsam dieselben zu erhalten suchen. Diese Gebilde sind, wie die Leiden und

¹⁾ S. hierüber m. W.: Über die Genesis der Menschheit u. München 1883.

²⁾ Man könnte gleichnißweise sagen: die primitive Menschheit mußte ihre Natur in ein Gewebe von Phantasiebildungen einspinnen, wie die Raupe sich einspinnt, um innerhalb dieses Gespinnstes sich organisch zum freischwebenden Schmetterling zu entwickeln. Das Phantasie-Gespinnst erinndlicht dem Menscheng Geiste seine Kräfte allmählich innerhalb desselben zu entwickeln, dann das umschließende hemmende Gespinnst zu sprengen und in freier Geistes thätigkeit frei sich weiter zu entwickeln.

Mühen des Daseins zwar Stufen und Mittel zur Bewährung und zur Realisierung der Ideen, aber nicht Selbstzweck und sollen am wenigsten der Selbst- oder Herrsch- und Habgucht bestimmter Völker oder Stände dienen und der besseren Erkenntnis zum Troß als unbedingte, ja göttliche Wahrheit verkündet werden.

Kommen wir schließlich zu „Tu es Petrus“ zurück. Auch das Christentum hielt sich nicht auf der Höhe der religiösen Innigkeit, Unmittelbarkeit und Idealität, auf welcher Jesus selbst gestanden; es trat bald mit der Welt und dem Weltstreben in nahe Berührung, in intellektueller und ethischer Beziehung, und suchte sich in Formen der Erkenntnis und der äußeren Lebensordnung eine bestimmte Verfassung und festen Halt zu geben, — wobei denn die Sagen und Fiktionen alsbald ihre große Rolle spielten, wie dergleichen auch in allen andern Religionen der Fall war und ist. Es unterlag auch den allgemeinen Entwicklungsgesetzen oder Schicksalen, denen die Religionen allenthalben unterliegen. Zu den wichtigsten Fiktionen gehört das „Tu es Petrus“, wie wir sahen, dem nichts Thatsächliches, irgendwie Verbürgtes entspricht und das doch eine Hauptgrundlage geworden ist, auf welcher der große Bau der römisch- oder päpstlich-katholischen Kirche gegründet ward und noch wird. Das Wort, das Jesus wohl niemals wirklich gesprochen hat, fand, wie es auch entstanden sein mag, in Rom einen günstigen Boden, wenn es nicht (was höchst wahrscheinlich) geradezu von dort ausgegangen ist. Da ward es zugleich mit der Sage von dem Aufenthalt und Märtyrertod des Apostels Petrus, mit der Weltstellung Roms und selbst mit der beherrschenden römischen Religion in Beziehung gesetzt und die christliche Religion mit dem Herrscherrecht Roms verbunden. Sobald sich hier die Macht und Herrschaft des römischen Bischofs einigermaßen befestigt hatte, durfte innerhalb seines Machtgebietes keine der beiden dunklen Sagen mehr in Frage gestellt, sondern mußten unweigerlich als sichere Thatsachen angenommen werden, obwohl ihre Begründung von der Art war, daß man selbst in gewöhnlichen Lebensverhältnissen und für irdische Angelegenheiten sie nicht gelten ließe. Als Thatsache und wie Dogmen mußten sie geglaubt werden, und alles, was daraus abgeleitet wurde, mußte in gleicher Weise angenommen, durfte nicht in Frage gestellt werden. So wurde das Christentum mehr und mehr römisch und umgekehrt, das herrschende, weltliche Römertum verwandelte sich in ein christliches, resp. kirchliches. Der christliche Gott ward mehr und mehr der römische Jupiter Optimus Maximus, der römische Bischof wurde Pontifex Maximus und übernahm zugleich das Amt des Gottes Janus, des Schlüsselträgers und Himmelspfortners der alten römischen Religion, der den Himmel auf- und zuzuschließen hatte. Die moderne Wissenschaft kann in all' dem nicht mehr das wahre Christentum, nicht mehr die Religion Jesu anerkennen, nachdem die freie Forschung den wahren Sachverhalt aufgedeckt und die vermeintlichen Thatsachen, worauf der ganze Bau gegründet worden, als illusorisch, als bloße Sagen oder Fiktionen der Phantasie — darzutun im stande ist. In dieser Beziehung zu gunsten der römisch-päpstlichen Behauptungen und Ansprüche von den Vertretern der Wissenschaft das Sacrificium intellectus und blinde Unterwerfung verlangen, wäre so viel, als von den Gr-

wachsenden fordern, daß sie die Fabeln und Phantasiegebilde der Kinder beibehalten sollen. Die christliche Wahrheit bedarf dieser früheren Stützen bei gebildeten Völkern nicht mehr.

III.

Bedeutung der Erkenntnis des religiösen Entwicklungsprozesses.

Was ist nun aber, möchte man fragen, mit all' der Erkenntnis des religiösen Entwicklungsprozesses der Menschheit gewonnen für den religiösen Glauben und für das geistige Leben überhaupt? Ist nicht durch Aufdeckung dieser Verhältnisse der Verlust weit größer als der Gewinn? Die Bekenner der verschiedenen Religionen halten ihre Phantasiebilder, ihre Fiktionen und Illusionen für Realität und sind dadurch beglückt, getröstet, gestärkt in den Leiden, Kämpfen und Mühen des Daseins. Zerstört man ihnen diese Ueberzeugung von der Realität ihrer Glaubens- und Verehrungsgegenstände und jene Fiktionen, auf welchen dieser Glaube beruht, so nimmt man ihnen das, woraus sie hauptsächlich Glück, Trost und Stärke im Kampfe ums Dasein zu schöpfen pflegen, ohne ihnen irgend einen genügenden Ersatz dafür bieten zu können! Es ist an dieser Einwendung wohl etwas Wahres und Beachtenswertes; ein guter Teil des Lebensglückes der Lebensfreudigkeit, des Trostes und Mutes im Dasein der Menschen fließt ihnen aus Illusionen, Wahngelbilden der Phantasie zu, denen keine Realität im eigentlichen Sinne entspricht, und es ist nicht angemessen, dieselben ihnen zu zerstören, wenn sie sonst nicht geradezu schädlich wirken für das leibliche und geistige Wohl der Menschen und wenn diese nicht fähig sind, die eigentliche Wahrheit zu verstehen und zu ertragen — wie es auch bei Kindern der Fall ist. Aber in den Religionen bestehen häufig so absurde Wahngelbilde, so grausame und unsittliche Bräuche, daß es nicht möglich ist, sie zu schonen und gewähren zu lassen, daß sie vielmehr nicht bloß im Namen der Wahrheit, sondern auch der Sittlichkeit und Humanität zerstört oder beseitigt werden müssen. Übrigens sind sicher viele von denen, welche das oben erwähnte Raisonnement zur Schonung der religiösen oder vielmehr abergläubischen Vorstellungen und Kultusgebräuche vorbringen, sehr gerne bereit diese Schonung nicht zu üben und für Zerstörung derselben zu wirken, wenn dafür ihre eigenen religiösen Meinungen und Kultusakte zur Geltung gebracht, also Propaganda für ihre Religionsform gemacht werden könnte! Nur der Wissenschaft wollen sie das Recht nicht einräumen, die Irrtümer und Wahnvorstellungen als solche aufzuzeigen und womöglich zu zerstören.

Und doch hat gerade die menschliche Vernunft und Wissenschaft das unbedingte Recht, die Wahrheit, wie beschaffen sie auch immer sei, zu erforschen und zur Geltung zu bringen, sowie den Irrtum als solchen zu zeigen und zu überwinden. Bei der Verkündigung oder Geltendmachung derselben kann und soll sie allerdings Rücksicht nehmen auf gegebene Verhältnisse und braucht sie da nicht geltend zu machen, wo man noch unfähig ist, sie zu erfassen und zu würdigen, und wo sie mehr Schaden als förderlich sein würde. Diese Reserve ist in mensch-

lichen Verhältnissen gestattet, in keinem Falle aber darf die Wissenschaft als Scheinwissenschaft je den Irrtum verteidigen oder scheinbar begründen, um ihn aufrecht zu erhalten. Wenn es also der Wissenschaft möglich ist zu zeigen, daß alle Religionen in wesentlich gleicher Lage sich befinden, daß sie insgesamt Irrtümer, Illusionen, bloße Phantasiegebilde enthalten als religiöse Wahrheiten, und daß oft die wichtigsten Einrichtungen und Bräuche, selbst sehr unsittliche und inhumane auf dergleichen gegründet sind, so hat sie ein Recht, dies geltend zu machen und zu zeigen, daß alle Formen der Religion, allerdings mehr oder minder — an der gleichen Unvollkommenheit leiden und keine daher absolute Wahrheit und Gültigkeit, danach keine für sich allein ein absolutes Recht in Anspruch nehmen kann allen andern gegenüber, — die als bloße Phantasiegebilde oder Chimären oder etwa geradezu, wie es wohl auch geschieht, als Gründungen menschlicher Bosheit unter teuflischer Einwirkung verabschiedet und verdammt werden. Diese Unvollkommenheit aller Religionen erweist sich als erklärlich und selbstverständlich, weil sie aus der menschlichen Natur und Geschichte hervorgehen und daher alle an menschlicher Unvollkommenheit teilnehmen müssen. Die Gottheit selbst kann nicht direkt wahrgenommen werden, weder mit den äußern Sinnen noch mit dem denkenden Geiste, sondern das Göttliche kann dem menschlichen Bewußtsein nur nahe gebracht und einigermaßen verständlich gemacht werden eben durch die subjektive Phantasie und ihre konkreten Gebilde. Diese aber sind irdisch, mehr oder weniger unvollkommen, mit beschränkter, menschlicher Fähigkeit gebildet, und die Bildungen selbst können nur irdische Formen haben.

Wenn nun die obige Frage entsteht, was denn nun gewonnen sei durch die Erkenntnis, daß alle Religionen an Unvollkommenheit leiden und dem gleichen Schicksal des Endlichen, Menschlichen mehr oder weniger unterliegen, so ist darauf zunächst zu erwidern, daß dabei jedenfalls die Wahrheit in dieser Beziehung gewonnen ist. Aber es ist damit noch viel mehr erreicht für die Menschheit, für die Völker und die Individuen, endlich für die Religion selbst und ihre Wirksamkeit und Bedeutung sowie für das sittliche und insofern christliche Leben und Verhalten der Menschen. — Vor allem wird ein Grundübel, das besonders in den höhern, ausgebildeteren Religionen zu herrschen pflegt, durch diese Erkenntnis der Unvollkommenheit aller Religionen, wenn nicht ganz aufgehoben, doch gemildert: der Glaubenshochmut nämlich und die damit sich leicht verbindende pharisäische Selbstgerechtigkeit, gegen welche Jesus, wie bekannt, hauptsächlich zu kämpfen hatte, und es wird dadurch religiöse Demut und Bescheidenheit nicht bloß Gott, sondern auch den Mitmenschen gegenüber an deren Stelle gesetzt. Dieser Glaubenshochmut ist stets die Quelle vielen Unheils, vieler Lieblosigkeit unter den Menschen und Völkern gewesen und hat sie gegenseitig entfremdet und entzweit, anstatt daß die Religion, der Glaube an Gott sie einander nähern und freundlich gegen einander stimmen sollte. — Mit dem Glaubenshochmut in Verbindung steht dann der wilde Glaubenshaß, von dem die Befehrer der verschiedenen Religionen und zwar wieder hauptsächlich der höheren, von jeher besetzt waren, und der von den offiziellen Vertretern derselben stets gepflegt, geschürt

und zum Fanatismus gesteigert wird durch beständige Herabsetzung der andern Religionen, durch Verdächtigung und Schmähungen derselben bei maßloser Erhebung der eignen, die als absolut vollkommen hingestellt wird. So ist es nicht zu verwundern, daß die Bekenner selbst dieser Religionen sich so sehr mißachteten und haßten, daß sie sich gegenseitig nicht einmal mehr als Menschen wollten gelten lassen, sondern sich nur noch als „Sünde“ bezeichneten und allenfalls auch behandelten. Durch die Einsicht also, daß alle Religionen ohne Ausnahme innerhalb der Schranken des Endlichen, Menschlichen sich befinden, werden jedenfalls große Uebel aus der Religion und der Menschheit beseitigt, werden die Religionen und ihre Bekenner bessere, sittlicher denkende und handelnde Menschen und wird die fanatische Gemütsverwilderung verhindert oder jedenfalls gemildert. Die eigene Religion braucht darum kein Gläubiger gering zu schätzen und gleichgiltig zu betrachten; er kann und wird sie am höchsten schätzen, aber nicht meinen, sie erheben zu müssen oder zu können durch Verachtung andrer Glaubensformen, deren Bekenner jedenfalls als Menschen das gleiche Recht auf ihre andersartige Ueberzeugung haben. Die Erkenntnis des wahren Sachverhalts in dieser Beziehung beseitigt also für das ganze Leben der Menschheit große Uebel und bringt viel Gutes hervor im Gebiete der Religion und des praktischen Lebens der Menschen, wirkt zivilisatorisch und ethisch veredelnd und macht die Religion mehr segensreich und beglückend für die Menschheit, als es bisher der Fall war. Wir können demnach nicht die Alternative gelten lassen: entweder lebendiger religiöser Glaube und das Glück, das er den Menschen bringt, damit aber auch Geringschätzung, Verdammung und fanatischer Haß den Andersgläubigen gegenüber, — oder allgemeine Toleranz d. h. Anerkennung des Rechts auch Andersgläubiger, eine eigene, religiöse Ueberzeugung zu haben und dieselbe zu bekennen, dann aber auch Gleichgiltigkeit in Sachen des religiösen Glaubens und Verlust all' des Glückes und all' der guten Motive für das Leben, die daraus hervorgehen oder damit verbunden sind. Die Anerkennung des Rechtes andrer, ihre eigene religiöse Ueberzeugung zu haben, schließt keineswegs notwendig Gleichgiltigkeit gegen den eignen Glauben in sich, sondern ist nur eine Bethätigung des Rechtsgefühls und der sittlichen Achtung gegen die Mitmenschen, eine Verbannung der selbstfüchtigen, anmaßenden Leidenschaften aus dem Gottesgebiete der Religion und eine demütige Anerkennung der eignen menschlichen Schwäche und Irrtumsfähigkeit, — damit Verzicht auf absolute Geltung der eignen Ansichten, als wäre man den übrigen Menschen gegenüber in Glaubenssachen gleichsam ein unfehlbarer Gott, dem sich die andern unterwerfen müßten. Diese anmaßende Meinung der Intoleranten ist keineswegs religiös, am wenigsten christlich, da doch von Gott selbst gesagt ist, daß er seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Sollte es nicht christlicher sein, Gott auch hierin nachzuahmen und ähnlich zu werden? Und sollte gerade die christliche Religion es zur Pflicht machen, alle andren Menschen, mit Ausnahme der eignen Glaubensgenossen, um ihres Glaubens willen zu verdammen, geringzuschätzen und selbst zu verfolgen, also das höchste Gebot des Christentums, das der Gottes-

und Nächstenliebe der ganzen übrigen Menschheit gegenüber außer Kraft zu setzen, insofern man sie nicht auch als Kinder Gottes, sondern etwa geradezu als Sklaven des Teufels betrachtet? — Die Bekenner der verschiedenen Religionen haben unrecht, sich gegenseitig schwer zu beschuldigen wegen ihrer verschiedenen Glaubensansichten über die Gottheit und deren Verhältnis zur Welt, zur Menschheit und den einzelnen Menschen, sich gegenseitig Wahngelbde, Fiktionen, Illusionen oder Chimären vorzuwerfen oder sich geradezu als Gottesfeinde oder Verbrecher zu betrachten und zu behandeln, — wodurch also gerade die Religion, das Gottesbewußtsein die Quelle so unendlich vielen Unheils und Elends auf Erden geworden ist. Sie stehen alle unter demselben Gesetze, verfolgen alle dasselbe Ziel, leiden alle an der Unvollkommenheit, die im Dasein und in der menschlichen Natur begründet ist, — allerdings mehr oder weniger. Und sie sind auch alle im Grunde wohlgemeint, aber auch alle des schrecklichsten Mißbrauchs fähig und demselben auch häufig im großen und einzelnen unterlegen. Auf dem Standpunkt der Vertreter dieser verschiedenen Religionen (der Beherrscher und der Theologen derselben) ist eine Einigung dieser verschiedenen Religionen oder auch nur eine billige, gegenseitige Beurteilung nicht möglich, weil sie eben ihren Standpunkt für den allein richtigen erklären und als absoluten geltend machen, also keinerlei Konzeßion machen können oder wollen. Da ist es nur die Wissenschaft und Bildung überhaupt und insbesondere die Philosophie, welche vermittelnd, mildernd und rational humanisierend einzuwirken vermag in den allerdings sehr langsamen Entwicklungsprozeß. Wir glauben, daß dies insbesondere durch die Erkenntnis des Weltprinzips, das wir vertreten, der Weltphantasie in ihrer Bethätigung in dem Verlaufe der Religionsgeschichte — sich anbahnen läßt, der zufolge man in demselben weder bloße Narrheit noch geradezu Verbrechen oder sogar das Wirken einer teuflischen Macht, wie man häufig annahm, ja noch oft annimmt, erblicken darf, vielmehr auch den Wahngelbden, Fiktionen, Illusionen u. s. w. ihre Bedeutung zukommt.

Auch das „Tu es Petrus“ findet dabei seine Erklärung, ohne daß man geradezu Betrug oder vollständig absichtliche Fälschung bei der ersten Aufstellung desselben und dem spätern Geltendmachen davon durch das Papsttum anzunehmen braucht, — wenn auch oft genug der kirchliche Bau, der darauf gegründet ist, in schlimmster Weise für selbstsüchtige, irdische Zwecke mißbraucht wurde; und wenn auch dieses päpstliche Weltreich, das christliche Kirche genannt ward, vielfach seine Zwecke, die Erweiterung und Befestigung seiner Macht und Herrschaft durch die schlimmsten Mittel der Gewalt, der Fälschung und diplomatischen Kunstgriffe von dieser Welt zu fördern gestrebt hat. War die Welt und insbesondere die Menschheit auf Selbstentwicklung von Urbeginn im ewigen Weltgrund angelegt, so konnte sie nicht anders sich entwickeln, als es geschah durch objektive und insbesondere durch die subjektive Phantasie und also auch durch all' die Irrtümer, Täuschungen und Wahnvorstellungen hindurch, welche die Religionsgeschichte zeigt.¹⁾

¹⁾ S. m. W. Genesis der Menschheit 2c. S. 67 ff.

Wird selbst eine göttliche Vorsehung als leitende Macht angenommen, so kann sie nicht anders gedacht werden in ihrem Wirken als so, wie die Thatfachen sie zeigen. Ist doch die Irrtumsfähigkeit selbst schon ein Zeichen höherer geistiger Natur und kann doch, wie von dem einzelnen Menschen, so von der ganzen Menschheit, nur durch Irrtümer hindurch allmählich die Wahrheit erkannt werden. Was allenthalben notwendig ist und die Menschheit adelt und erhöht, ist der gute Wille, das redliche Streben in dieser Endlichkeit und dieser Unvollkommenheit menschlichen Daseins und Wirkens und ist der Geist der Billigkeit und Gerechtigkeit, demgemäß dem redlichen Streben und der aufrichtigen Überzeugung Andersgläubiger oder -denkender dasselbe Recht zugestanden wird, das man selbst in Anspruch nimmt.

Zum Schlusse: Unserer Erörterung zufolge ist also das „Tu es Petrus“ nicht ein Wort der Machtübertragung an Petrus und der Berechtigung göttlicher Machtvollkommenheit infolge davon, sondern vielmehr ein Beweis, daß auch die christliche, insbesondere auch die päpstliche Kirche dem Gesetze aller Endlichkeit und Unvollkommenheit und auch der in der Geschichte waltenden Macht der Phantasie-thätigkeit unterworfen sei.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Unterrichtswesen.

Über die Ursachen des Rückgangs des höheren Unterrichtswesens.¹⁾

In den zwei Menschenaltern um die Scheide des Jahrhunderts erfreute sich Deutschland einer ungewöhnlichen Blüte der Kunst und Wissenschaft, namentlich der Poesie und Philosophie, ohne daß die Lebenden sich der Größe des Besitzes so recht bewußt wurden. Freilich waren wohl Goethe und Schiller in aller Welt Munde, und von Kant an bis auf Hegel herunter waren Eingeweihte und Laien in eine gewisse Erregtheit des Denkens hineingezogen; aber von dem großen gemeinschaftlichen Satze des Wissens, des Strebens und Schaffens hatten doch nur wenige, die nicht selbst zu den Strebenden und Schaffenden gehörten, eine klare Vorstellung. Die großen Ereignisse der französischen Umwälzung und die fortschreitende Umwälzung Europas durch die Napoleonische Kriegermacht beherrschte die Gemüther durch die Sorge um die Erhaltung des Staats und des eigenen Daseins.

Nur wer unter den obwaltenden Verhältnissen mit der Hoffnung einen klaren Blick in das Künftige verbinden konnte, hätte vielleicht einen Standpunkt gefunden, von wo aus er den Zusammenhang in jener Bewegung der geistigen Welt Deutschlands, vor allem des protestantischen Deutschlands, übersah. Wenn auch

¹⁾ In einem der nächsten Hefte wird ein hervorragender Vertreter der Naturwissenschaft die Unterrichtsfrage behandeln. D. Red.

oft einzelne im Vertrauen auf die ungewisse Zukunft sich zusammen schlossen, so zeigte sich doch oft zwischen den dasselbe Ziel Erstrebenden Spannung. Auch der Widerspruch konnte zum Guten führen.

Wie der heiße Sommer über die schöne Blütenzeit des Frühlings belehrt, wenn sie vergangen ist, so erkennen wir Nachlebende jene Blütenzeit des deutschen geistigen Lebens, nachdem sie vergangen ist. Und dennoch bleibt uns die Freude an dem, was nicht mehr ist, weil uns die Hoffnung bleibt, daß es wiederkehren wird. Je weniger wir aber heute uns der Erkenntnis entziehen können, daß im Gebiet der Geistesbildung unsere Zeit sich im Rückschritt befindet, desto mehr werden wir uns mit vaterländischem Stolz jener Zeit erinnern, deren Gedächtnis wir schon durch die Namen der bedeutendsten Männer derselben erneuern.

Goethe freute sich noch des Daseins lange nach den beiden Pariser Frieden. Schiller und Lessing lebten nach ihrem Tode in ihren weit bekannten Werken, ebenso Herder, Wieland. Uhland war schon oder noch Zeitgenosse der Künstler Karstens, Thoralbensen, Rauch, Cornelius, Overbeck. Nächst Scharnhorst und Blücher und den andern Feldherren arbeiteten Gneisenau, von Stein, G. M. Arndt, Boyen, so weit möglich, an den Früchten der siegreichen Kriege, unterstützt durch die Staatsmänner Hardenberg, Wipleben, Wilh. v. Humboldt, Niebuhr. Am Staatswesen beteiligten sich ferner die Juristen Savigny, Thibaut, Falck mit seinen Genossen der Kieler Blätter, die Historiker Luden, Rotted, Raumer, Eichhorn, Dahlmann, Niebuhr; nach Kant die Philosophen Fichte, Schelling, Hegel. An diese reihten sich unter den Theologen Schleiermacher, Hase, Paulus, Twisten, die Geschichtsschreiber der Philosophie Heinrich Ritter, Brandis, die Kenner des klassischen Altertums Jr. A. Wolf, Creuzer, J. H. Voß, G. Hermann, Lobeck, Böckh, Lachmann, Imm. Bekker, die Gebrüder Grimm, dann Bopp, Diez, endlich der Geograph Karl Ritter und der universelle A. v. Humboldt. Noch viele andere, die auch schon geschieden, wären zu nennen, welche an dieser Glanzzeit der deutschen Bildung thätigen Anteil hatten.

Abgesehen von einzelnen Kriegshelden und Künstlern hatten alle jene Männer auf deutschen Gymnasien und Universitäten ihre Ausbildung erhalten. Wer auch aus andern Kreisen zu irgend einer Geltung gelangt war, hatte das Seinige gelernt; keiner unberührt von jener Geistesbildung, die von den Gymnasien ausging. Sie gehörten sämtlich zu den Gebildetsten der Nation und waren durch treue Vaterlandsliebe unter einander und jeder in seiner Weise mit dem Volke verbunden. Wenn auch einzelne Schüler des alten Jahr die Erziehung des Geschlechts zu körperlich robusten, thatkräftigen Teutonen als das Ziel aufstellten, kam doch kein Besonnener auf den Gedanken, an der geistigen Entwicklung jener Elite bedeutender Männer und an den Anstalten, denen sie dieselbe verdankten, zu mädeln.

Alle Erziehung, alle Bildung ging vom Geist aus, nicht von der materiellen Empirie, und sie führte zum Geist, zur Humanität. In Poesie und Wissenschaft herrschte ein Streben nach dem Gehobenen, über das Gewöhnliche hinaus. Unter

dem Gewöhnlichen verstehen wir das Materielle, mit dem sich die induktive Wissenschaft beschäftigt, im Gegensatz der deduktiven, die von dem Gedanken ausgehend, früher den Charakter der geistigen Bildung bestimmte und beherrschte. „Im Anfang war das Wort und das Wort war geistig, göttlich.“ Schon das Kind verfolgt im Begehren und Vermeiden einen Zweck, der in dem Gedanken liegt, für den sich der Laut oder der Gestus findet: λόγος ἐστὶ τὴν ἑαυτοῦ διάνοιαν ἐμπροσθὶ ποιεῖν φωνῇ (Plat. Theätet.). Bald heißt „bescheiden sein,“ was bei den älteren Selbstbeherrschung, „nicht blöde sein,“ was Mut, „den Geschwistern mittheilen,“ was Gerechtigkeit, und der Schluß von allem die Eltern lieben, die Nächsten lieben, soweit die Fassung reicht, Gott lieben.

Mit dem Geist bildete sich der Charakter. So ausgestattet trat der Knabe ins Gymnasium. Während er durch Arithmetik und Geometrie die Notwendigkeit und das Gesetz kennen lernte, beschäftigte er sich mit den beiden fremden Sprachen, nicht um der Sprache, sondern um der Gedanken willen, und, wie in der eigenen Sprache, die Gedanken anderer und aus den Gedanken die Handlungen erkennen zu lernen, bis er schließlich in dem Gesammtleben der beiden klassischen Völker die Grundlage unserer ganzen geistigen Entwicklung und Bildung klar erfaßte. So war seine ganze Beschäftigung, seine geistige Thätigkeit auf den einzigen Zweck gerichtet, ein solcher zu werden, wie er nach dem Gange seiner Studien in Übereinstimmung mit der Vergangenheit, die nun auch seine war, für die Zukunft sein sollte.

So bezog der Jüngling die Universität. Mit der Kenntniß der Sprache der Alten, wie sie selbst sie gekannt und verstanden hatten, die vom Geist ausgehend in Poesie und Wissenschaft nur Deduktives kannte, wandte er sich den Universitäts-Wissenschaften, den deduktiven Wissenschaften zu. Die Theologie und Religion deduzierte aus der Idee eines göttlichen Geistes in der Welt; die Jurisprudenz aus dem Begriff des Rechts, dessen Störung sie verhindert oder heilt; die Medizin aus dem Begriff der Gesundheit, deren Störung sie heilt oder verhindert, die Philosophie aus dem Begriff der Wahrheit, deren Dasein sie voraussetzt, die Geschichte im Erforschen, Feststellen der Anfänge, nicht des Endes.

Was war denn nun geschehen, daß sich plötzlich gegen diesen Charakter des Unterrichts so allgemeine Anklagen, von denen, die denselben genossen und von denen, die denselben nicht genossen hatten, erhoben? Nach den Siegen der deutschen Heere zeigten sich die Epigonen mit den Ergebnissen der Siege, welche durch jene hoch gestellten Männer der überwundenen Zeit verloren gegangen seien, und daher mit der körperlichen und geistigen Bildung und Erziehung der Jugend unzufrieden. Wo die geistige Kraft versagt hätte, schien ein kräftigeres Geschlecht erforderlich. In Erinnerung an die verbotenen Turnplätze entdeckte man, die Knaben säßen zu viel auf der Schulbank, sie würden selbst körperlich überarbeitet, es werde ein Geschlecht von Krüppeln heranwachsen. Dann aber richteten sich die Angriffe gegen die geistige Entwicklung der Jugend. Bald trug der Mangel an Bewegung, die schlechte Einrichtung der Schulstuben, bald und noch mehr der Unterricht selbst

die Schuld. Eltern waren unzufrieden mit den schwachen Fortschritten der Söhne, welche nicht einmal den Homer und Horaz zum Gegenstand der Unterhaltung machen konnten; die Väter hatten noch eine Erinnerung an jene Blüthezeit, die in Weimar durch Goethe und Schiller, durch die Menge der mit diesen verbundenen hervorragenden Männer und schließlich durch die humanistische Kultur des nördlichen und mittleren Deutschlands vertreten war. Jetzt trugen die Schüler der Gymnasien, beim Beginn der Universitätsstudien, ihre klassischen Schriftsteller zum Antiquar und verwünschten oft die Zeit, da sie auf die griechische und lateinische Sprache, Grammatik, Metrik und Sprachverwandtschaft, die doch nur für die Philologen nützlich wären, ihre beste Jugendzeit verwendet hätten. Zugleich eiferten die Realschullehrer gegen die Gymnasien, verfügten über die künftig notwendige Vorbereitung zur Universität, als ob diese in allen Unterrichtsfragen zu ihrer Verfügung ständen. Ja, sie verstiegen sich sogar zu der Erklärung: „bisher hätten zwar Moltke und Bismarck das ihrige gethan, um nach außen die Einheit des Reichs sicher zu stellen, jetzt aber sei die Zeit da, das Reich im Innern zu gründen, das sei eben die Sache der Lehrer, nicht derjenigen, die sich mit dem unbrauchbaren Altertum beschäftigten, sondern derer, die innerhalb der Gegenwart ständen, diese begriffen und die Jugend für die Gegenwart und das praktische Leben zu erziehen fähig wären.“ In dieser Weise wurden die mannigfaltigsten Vorschläge zum Bessern und Verurteilungen des Vorhandenen in die Welt gesandt. Ein bellum omnium contra omnes war geschaffen. Die vulgäre Ansicht versteckte sich hinter das Stichwort der s. g. „einheitlichen Schule.“ Diese wollten die immer lauter werdenden Realschullehrer auf die sogenannten Realien der Neuzeit aufbauen, die sie für sich in Anspruch nahmen, als wenn die alten Gymnasien nicht gerade Lehranstalten für das reale Altertum gewesen wären, ohne, wie heute leider viele, das Hauptgewicht auf Grammatik, Synonymik und Metrik zu legen. — Daß bei der großen Mannigfaltigkeit der Berufe, der Lebensstellungen, ja der Stämme und der Verschiedenheit der Individuen innerhalb des Reichs von einem wirklich einheitlichen Unterrichtswesen nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Wenn es richtig ist, daß seit der Regierung Friedrich Wilhelm III. unter 12 Kultusministern 16 Schulgesekentwürfe ad acta gelegt sind, wird man wohl endlich sich entschließen müssen, auf die Individualität der Stämme und Provinzen mehr Rücksicht zu nehmen, und nach einem früher ausgesprochenen Vorschlag, das ganze höhere Unterrichtswesen unter höherer Aufsicht in die Provinzen zu verlegen, wie es früher in den kleinen Staaten in Hannover, Nassau, Schleswig-Holstein im Grunde der Fall war, in Erwägung zu ziehen.

Wir kehren zu der Frage zurück. Was war denn nun geschehen, daß sich plötzlich gegen den früheren Charakter des Unterrichtswesens eine so allgemeine Unzufriedenheit erhob? Nach dem öfteren Fiasko der Entwürfe hätte man sich diese Frage vorlegen sollen.

Es sind besonders drei Neuerungen, welche das alte Unterrichtswesen verändert haben. Die erste ist die Einführung des seit dem Anfang

des Jahrhunderts sich mehr und mehr geltend machenden induktiven Wissens, der sogenannten Naturwissenschaft und der Sprachvergleichung (Linguistik).

In England ist den meisten die Unterscheidung des induktiven von dem deduktiven Wissen sehr geläufig. Ob in Deutschland, mag zweifelhaft scheinen trotz Whewell, Geschichte der induktiven Wissenschaften, übersezt von Littrow, Buchles in vielen deutschen Auflagen erschienener Geschichte der europäischen Zivilisation, der Schriften von Herbert Spencer und anderer. Der Gegensatz ist klar. In der materiellen Welt bringt die Natur nur aus rückwärts liegenden Ursachen hervor, welche des Gedankens, des Willens, des bewußten Zwecks gänzlich entbehren. Dagegen schafft in dem geistigen Leben der Geist nur durch den Gedanken und durch den im Gedanken liegenden Zweck. Schon das Kind spricht, wie bemerkt, in seinen ersten Worten und Gesten einen Zweck aus, es will etwas erlangen oder etwas vermeiden, es will etwas schaffen, aus Sand einen Berg, einen Graben: auf die Frage, „bist du bald fertig?“ antwortete das Kind: „ich habe noch viel zu arbeiten.“ Wie die allmählich Heranwachsenden, so hat jeder Lernende, jeder Lehrer, jeder Staatsbürger „noch viel zu arbeiten“. Alle sind thätig nach bewußten Zwecken; aus diesen geht ihr Handeln, ihr Schaffen hervor. Die Ursache der Bewegung in der Natur liegt rückwärts in der *causa naturalis*; die Ursache der Bewegung, des Handelns in der geistigen Welt liegt vorwärts, vor der Erfüllung, in dem Zweck, in der *causa finalis*. Wie sich nun das zweckunbewußte Leben in der Natur verhält zu dem zweckbewußten Leben des Geistes, so verhält sich der ganze Sprachschatz des induktiven Wissens zu der primitiven konkreten Sprache des deduktiven Wissens.

Induktiv ist nicht nur die sogenannte Naturwissenschaft, induktiv ist auch und vorzugsweise die moderne Sprachvergleichung, wie der bedeutende Vertreter derselben, Max Müller, anerkennt. Die deduktive Sprachforschung (Logistik) erforscht die Gedanken, welche in den „Worten“ erscheinen, oder welche die Worte geschaffen haben; sie will die geschaffenen zu neuen Gedanken verwenden und die aus dem zweckbewußten Gedanken hervorgegangenen Handlungen begreifen. Dagegen beschränkt sich die induktive Sprachvergleichung (Linguistik) auf die Formen der Wörter, vergleicht dieselben, welche sie aus allen möglichen Sprachen und deren verschiedenen Epochen zusammenrafft, nach ihren Veränderungen durch Deklination, Konjugation, Komparation in der Grammatik, Metrik u. s. w. in der Ableitung aus Wurzeln, welche ihr durch die primitiven Laute und „Worte“ der deduktiven Sprache geliefert sind. Die induktive Linguistik schafft keine „Worte“. Sie hat es nur mit den Wörtern zu thun, welche aus den Wörtern der deduktiven Sprachen durch öftere Wiederkehr entstanden sind. Aristot. *Analyt.* 2, 19. *ἐκ μνημῆς πολλάκις τοῦ αὐτοῦ γενομένης ἐμπειρία.*

Als nun die Naturwissenschaften und die Sprachvergleichung, erstere in England, Frankreich, Deutschland, letztere durch Anquetil Duperron, Silvestre de Sacy, dann in Deutschland durch Bopp und andre eine überraschend schnelle

allgemeine Verbreitung gewonnen hatten, da stürmten die modernen Realisten auf die Universitäten und Gymnasien ein. Man stellte neue Forderungen zu gunsten der Spezialitäten des praktischen Lebens, „denen weder die Gymnasien mit den mühsam erlernten „unnützen“ griechischen und lateinischen Sprachen, noch die Universitäten mit ihren idealen Überlieferungen und mit ihrer „Unfähigkeit zu praktischer Beobachtung“ genügen könnten“. Es scheint, als habe selbst die Regierung diesem Drängen nicht widerstehen können. Mit Verkennung der berechtigten und überlieferten Ansprüche der Universität auf klassische gebildete Schüler der Gymnasien wurden die Schüler der Realschulen zu der philosophischen Fakultät zugelassen, die Schalexamina entsprechend vermehrt und die Zahl der Examinatoren vergrößert.

Für allgemeine Naturkunde, für den Unterricht über Entwicklung und Einteilung und wesentliche Fragen in jedem Fach zum Besten aller Studenten und namentlich der künftigen Gymnasiallehrer giebt es heute an den Universitäten keine Dozenten; dagegen nach der jetzigen Lage Spezialisten in großer Menge, deren mannigfache Vorträge aber die Studierenden der Philologie wegen der Überfüllung mit ihren notwendigen Arbeiten nicht einmal benutzen können. Die Lehrer der sogenannten neueren Sprachen arbeiten gleichfalls vielfältig als Spezialisten der altgermanischen, der provençalischen oder altfranzösischen, oder der altenglischen und angelsächsischen Sprache. Was aber gewünscht wurde, Kenntnis der neueren Litteratur und Geläufigkeit im Gebrauch der lebenden Sprachen, wofür meistens schon Lektoren da waren, scheint selten einzutreten, wohl aber dagegen fleißige Sammlungen und Abhandlungen über Entwicklung des Gebrauchs von Partikeln, Präpositionen, einzelne Teile des Verbums u. s. w., die demnächst als Doktor Dissertationen verwandt worden.

Die Richtung der Zeit, die überall die Deduktion durch die Induktion, das Ideale durch das Materielle zu verdrängen sucht, drängte sich auch in das Unterrichtswesen mit ungeahntem Erfolg ein. Lehrer, welche nicht von vornherein den großen Unterschied durchschauten, folgten zum Teil wohl unbewußt dem Zuge der Zeit, unterrichteten nicht in den klassischen Sprachen mit Rücksicht auf die Gedanken, sondern in induktiver auf die klassischen Sprachen übertragener Linguistik um der Formen und der Grammatik willen, ohne daß die Gedanken eines Gedichts, einer historischen Schrift zu Tage traten. Die Folge war, daß viele Schüler das Gymnasium mit Abneigung besuchten, und erlöst von der „grammatischen und metrischen Langweiligkeit“ sich schleunigst ihrer klassischen Autoren entledigten. Das Mittel war zum Zweck geworden.

Ist damit ein öfter vorkommender Fehler des heutigen Unterrichts ausgesprochen, so folgt, daß man in solchen Fällen zu der alten Lehrmethode, zu der Behandlung der Sprache als des Ausdrucks der Gedanken, welche einst die Welt regiert haben, zurückkehren muß. Unter dieser Methode lernten die Schüler in der Schule das ideale und reale Altertum kennen, förderten sich auch unter einander durch befriedigende und erfreuende Teilnahme an dem Gelernten und hatten nicht nötig, die Abende und Teile der Nacht auf häusliche Arbeiten

zu verwenden, welche ihnen heute die Lehrer, jeder einzeln ohne Rücksicht auf die Aufgaben des andern, in ihr Aufgabebuch für morgen vorschreiben. Früher wußte der Schüler, was er für morgen zu thun hatte, jeder kannte seine Pflicht. Das war die geräuschlose Charakter-Erziehung durch die Lehrer. Eine vierteljährliche oder halbjährliche Versetzung oder noch öftere Belohnung für eine richtige Antwort fand nicht statt. Daher keine forcierte Anspornung des Ehrgefühls nach halb-militärischem Reglement. Keinem Schüler fiel es ein, wegen vermeintlich gekränkter Ehre der Schule und dem elterlichen Hause zu entlaufen oder gar sich das Leben zu nehmen: — wie es heute ja nahe daran ist, ein trauriges Kapitel in der Statistif zu bilden.

Daß die hohe Entwicklung des induktiven Wissens ein hochehrfreuliches und für die Menschheit ein im hohen Grade fruchtbringendes ist, wird selbstverständlich von jedem anerkannt. Wer könnte sich der Freude über ihre außerordentlichen Entdeckungen, ihre stets wachsenden Resultate verschließen? Wenn auch die Erforschung innerhalb des induktiven Wissens in der unendlichen Mannigfaltigkeit des von ihr aus allen Ländern und Zeiten gesammelten Stoffs sich bemüht, immer weiter rückwärts gehend eine Einheit zu entdecken, würde ihr doch ein Wesentliches fehlen, wenn sie nicht durch die deduktive Wissenschaft gelernt hätte, mittelst des Gesetzes der Kausalität zu jeder Erscheinung die Ursache zu erforschen und die Notwendigkeit der Wirkung als Beweis der Wahrheit zu erkennen. Ohne die beiden Entlehnungen mit Einschluß der Mathematik aus dem deduktiven Gebiet nützt ihr ihre „Beobachtung“ nichts. Sie kämen über die Unzähligkeit der Einzelheiten nicht hinaus: weder die materiellen Stoffe noch die Objekte der Sprachvergleichung entwickeln sich nach bewußten Zwecken.

So sehr es wünschenswert, ja notwendig ist, daß alle, welche sich innerhalb der deduktiven Wissenschaften bewegen, sich zugleich einen klaren Blick in das induktive Wissen erwerben, so gewiß ist es, daß Natur- und Sprachen-Kenntnis des deduktiven Wissens bedürfen, um nicht dem absoluten Materialismus zu verfallen. Und doch bleibt es wahr, daß es heute noch weniger als früher möglich ist, auch nur in den äußeren Umrissen das Ganze zu umfassen. Bleibe uns zum Trost, was Schiller ausruft: „es ist falsch, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer der Totalität notwendig mache.“ Oder gedenken wir des aristotischen Wortes: οὐ γὰρ κατὰ τοὺς παρανοοῦντας ἀνθρώπινα φρονεῖν ἀνθρώπων ὄντα οὐδὲ θνητὰ τὸν θνητὸν ἀλλ' ἐπ' ὅσον ἐνδέχεται ἀθανάτιζέειν καὶ πάντα ποιεῖν πρὸς τὸ εἶναι κατὰ τὸ κράτιστον τῶν ἐν αὐτῷ.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Sprache der Darsteller der Naturwissenschaft die Sprache der Wissenschaft überhaupt oder der Litteratursprache sei, wie Herr Jarncke sie jüngst genannt hat, welche, ausgegangen von der Poesie, diese selbst und alle Wissenschaft befaßt. Etwas Andres aber sind die „Wörter“ selbst, durch welche die induktive Wissenschaft die Objekte in der Natur bezeichnet. Diese, die *ὀνόματα* und *ῥήματα* sind nur dadurch zu Ausdrücken für allgemeine Begriffe geworden, daß die primitiven „Worte“ des deduktiven Denkens, die

ursprünglich nur konkrete subjektive καθέκαστα sind, allmählich durch die Wiederholung und Zusammenfassung gleicher Objekte zu allgemeinen objektiven Begriffen, zu einem καθόλου, werden.

Die Identität der causa naturalis und der causa finalis vermögen wir uns nur in dem göttlichen Geist zu denken: „so er spricht steht er da“ ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος — καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος. Wir Menschen erkennen nur getrennt entweder induktiv die causa naturalis oder deduktiv die causa finalis, aber wir vermögen die eine durch die andre zu ergänzen, nur dürfen wir die eine nicht durch die andre unterdrücken.

Es war natürlich, daß die induktiven Studien heute mehr als früher eigener Schulen bedurften, die sich in verschiedenen Formen unter dem Namen von Realschulen bildeten, teils sich an die Bürgerschulen, teils an die Gymnasien angeschlossen; doch konnten sich die sogenannten Realgymnasien gegen die klassischen Gymnasien nicht behaupten.

Wenn nun auch bei dem Gegensatz der beiden Methoden eine Versöhnung der beiden Wissenschaften zu erstreben ist, so werden wir doch anerkennen müssen, daß jede derselben ihren besonderen Höhepunkt im menschlichen Wissen hat, der sich für die induktiven Wissenschaften in dem Polytechnikum, für die deduktiven Wissenschaften in der Universität darstellt.

Werfen wir noch einen Blick auf den ethischen Charakter jeder der beiden Richtungen in ihrer Sonderung, so ergibt sich noch entschiedener die höhere Stellung der deduktiven Wissenschaft. Während für die induktive Forschung (nicht für den Forscher) nur in der Notwendigkeit der Beweis der richtigen Erkenntnis liegt, muß sie das Vorhandensein eines freien Willens und somit aller Freiheit innerhalb des Bereichs ihrer Beobachtung und ihrer Schlüsse mit der Wissenschaft unvereinbar halten. Sie muß sich daher gegen die Ethik, gegen gut und schlecht, gegen gerecht und ungerecht, gegen Geist und Freiheit gänzlich neutral verhalten. —

Die deduktiven Humanitätsstudien, die klassische Bildung ist in diesem allen den induktiven Wissenschaften gerade entgegengesetzt. Der Humanismus hat es nicht mit der geistlosen Materie zu thun, sondern mit dem Menschen, mit dem freien Menschen, der sich der Herrschaft der Materie entzieht. Alles, was gut und gerecht, was schön, was edel, was fromm, was treu sich selbst ist und treu dem Vaterland, ist Gegenstand seiner Beobachtung, seiner Beurteilung, nicht nach dem Maß der Notwendigkeit, sondern nach dem Maß der Freiheit.

Und hiermit kommen wir zu dem hauptsächlichsten Gebrechen unserer ganzen Schulbildung und unseres ganzen Unterrichtswesens, für welches der große Menschen- und Natur-Kenner Alexander v. Humboldt einen sehr starken Ausdruck gebrauchte. Man hat in Folge der Besiegung des ersten Napoleon seit dem Erwachen des militärischen Geistes der frischen, fröhlichen, freien Jugend, statt der Freiheit, durch Reglements und Vorschriften, durch stets vermehrte Notwendigkeiten die tägliche und stündliche Zwangsjacke des schablonisierten Drillens zur Mittelmaßigkeit aufgelegt; und wie man den Schülern die Freudeigkeit des Lernens

verfümmerte, so hat man den Lehrern die in ihrem schweren Beruf so notwendige Freudigkeit und Opferwilligkeit, die Selbständigkeit und Freiheit in ihrer Lehrthätigkeit durch Reglements, unnötige Examina und Kontrolle verfümmert.

Wenn der Direktor und die Lehrer wieder mit gleicher Fähigkeit und Überzeugung die alte Methode befolgen, resp. wieder zur Geltung bringen, als Ziel des sprachlichen Unterrichts das Verständnis der beiden klassischen Sprachen in dem Maße, wie die alten Autoren selbst sie verstanden, betrachten (und erstreben), wenn die gesamte Lehrerkonferenz unter Leitung des Direktors ohne Examen, aber nach ihrem entschieden besseren Wissen über die Versetzungen der Schüler in eine höhere Klasse bestimmen, dann werden die Klagen wegen übertriebener Bebürdung mit Grammatik, Metrik, Auswendiglernen langer Pensa von selbst aufhören. Die Eltern werden auch bei der Frage über die Reise ihrer Söhne zur Universität ein viel sichereres Vertrauen zu der Richtigkeit der Beurteilung haben als jetzt durch das Maturitätsexamen unter dem Schulrat, der nie dieselbe Kenntnis von dem Wissen und der Befähigung des Abiturienten haben kann wie die seit Jahren mit dem Schüler beschäftigten Lehrer. Ist es doch ein Zeichen einer verkehrten Einrichtung, daß jetzt durch ganz Deutschland Eltern und Schüler und deren Verwandte von einer Maturitäts-Examen-Angst befallen werden, welche um so höher steigt, da immer die Möglichkeit vorliegt, daß ein Zufall bei dem an sich ungenügenden, dem Irrtum ausgesetzten Examen die beabsichtigte Laufbahn, ja das Lebensglück des Examinanden zerstören kann. Man stelle die Wahl zwischen der alten Entscheidung nach einfacher Bestimmung durch die Lehrerkonferenz oder der Entscheidung durch das Maturitäts-Examen zur Abstimmung. Für letzteres werden nicht 10% stimmen.

Seit Einführung des Drillsystems durch Reglements und Examina und seit der damit zusammenhängenden Beschränkung der Selbständigkeit und Freiheit der Direktoren und Lehrer in ihrer die Individualitäten berücksichtigenden Lehrthätigkeit war eine Kontrolle notwendig erschienen. Es wurde das System der Schulräte erfunden, die Gymnasien zu einer ihrer unwürdigen Unterwürfigkeit herabgedrückt und zugleich die ethische Tugend der jüngeren wissenschaftlich vorwärts strebenden Lehrer gefährdet. Da die Schulräte naturgemäß aus den besten Gymnasialdirektoren gewählt werden müssen, so schädigt man durch jede solche Wahl notwendig das betreffende Gymnasium und vermehrt die erwähnten Unzulänglichkeiten. Kein Gymnasium, welches seiner Tüchtigkeit und Würdigkeit bewußt ist, kann bei einer freien Abstimmung anders beschließen als Beseitigung des Instituts der Schulräte.

Für einzelne Aufgaben, z. B. für Vorschläge an die Regierung zur Besetzung vakanter Direktorstellen wäre vielleicht zweckmäßig aus einer Anzahl bewährtester Direktoren der Provinz ein oberes Schulkollegium unter dem Vorsitz der Regierung der Provinz zu bilden.

Was man über die Reform des Gymnasialwesens beschließen mag, zur Erzielung höherer Leistungen der Schüler ist die wachsende Vermehrung der Forderungen, Bedingungen, Einrichtungen nicht der Weg, am wenigsten wenn

man die freie Selbständigkeit der mit Liebe und Hingebung ihres Antes wartenden Lehrer in der bisherigen Weise beschränkt.

Die schwierigste Aufgabe für den Staat ist die Beschaffung der Lehrer der künftigen Lehrer der Gymnasien. Hier hört die Bedeutung der Einrichtungen völlig auf. Hier heißt es *men, not measures!* Zum rechten Mann muß sich ein solcher selbst bilden unter der Choregie des Staats und der Vaterlandsliebe. So dachte auch Jakob Grimm, als er sprach: „ja, wir haben noch keine in uns zu ungeahnter Entwicklung.“

Kiel.

F. W. Forchhammer.

Kriegswissenschaft.

v. Verdy's Studien über den Krieg auf Grund des deutsch-französischen Krieges von 1870/71¹⁾.

Das erste Heft der mit Spannung erwarteten „Studien Generals von Verdy über den Krieg, auf Grundlage des deutsch-französischen Krieges von 1870/71,“ liegt vor uns. Die bereits seit dem Erscheinen der „Studien über die Truppenführung“ feststehende Ansicht über die hervorragende Begabung des früheren Kriegsministers zur litterarischen Thätigkeit wird auch durch das neue Werk desselben glänzend bestätigt. General von Verdy beabsichtigt mit seinen Studien die Ausbildung für den Krieg zu ergänzen und zu fördern. Diese Absicht ist ihm in Anbetracht des enthustasierten und zahlreichen Leserkreises, den dieselben zweifellos finden werden, vollkommen gelungen.

Der General verweist auf die hohe Bedeutung der Erfahrung der letzten Kriege und auf die Notwendigkeit, zur Fortbildung des eigenen Urteils auf diese Erfahrungen zurückzugreifen. „Die aus den Einzelheiten des Krieges zu schöpfenden Kenntnisse und Lehren sind, bemerkt derselbe, für die Weiterbildung von großem Wert,“ und seine „neuen Studien“ verfolgen den Zweck, unter Zugrundelegung des Krieges von 1870/71 nach dieser Richtung hin Beiträge zu liefern.

Aus der eingehenden Darlegung und Besprechung einzelner Fälle und dem Zusammenfassen der aus der Betrachtung mehrerer Ereignisse sich ergebenden gemeinschaftlichen Erscheinungen entwickelt der Autor in der ihm eigenen muster-gültigen Weise eine umfassende Kenntnis für bestimmte Gebiete des Krieges, begründet darin das Entstehen der heute maßgebenden Anschauungen und fördert zugleich deren weitere Entwicklung.

Die Studien bieten stofflich zuerst eine allgemeine Übersicht der Ereignisse vom 15. Juli bis zum 2. August, welche die Einleitung der beiderseitigen Operationen schildert und das völlig entgegengesetzte Verfahren der beiden Heeresleitungen in bezug auf die Durchführung der Mobilmachung treffend charakterisiert und in das gebührende Licht setzt. Beide Gegner beabsichtigten den Angriff, und die französische Heeresleitung glaubte, indem sie sich den Vorsprung in der Mobil-

¹⁾ Berlin 1891. Mittler u. Sohn.

machung und Versammlung der Truppen dadurch wahrte, daß sie dieselben das Eintreffen ihrer Reserven nicht abwarten und ihre Mobilmachung nicht vollenden ließ, sich befähigt, dem Gegner auch im Angriff zuvorzukommen, und hoffte durch ein überraschendes Ueberschreiten des oberen Rheins eine Trennung von Süd- und Norddeutschland herbeizuführen. Diesem Verfahren gegenüber, bemerkt der Autor, ging die deutsche Heeresleitung von einer anderen Anschauung aus. Auch sie beabsichtigte den Angriff, aber auf der Grundlage einer vollständig planmäßig durchgeführten Mobilmachung und einer geordneten Versammlung der Streitkräfte.

Nachdem der Autor den Aufmarsch der beiderseitigen Heere und die deutscherseits zum Schutze der Grenze getroffenen Anordnungen geschildert hat, schließt er dieser Übersicht der Ereignisse Bemerkungen an, welche darin gipfeln, daß bei Ausbruch eines zukünftigen Krieges die an den Grenzen sich abspielenden Ereignisse einen größeren Umfang annehmen können und alsdann an Bedeutung gewinnen werden, daß ferner das Vorwerfen der gesamten Streitkräfte eines Landes an die Grenzen in völlig unfertigem Zustande nur als ein ganz ausnahmeweises Verfahren sich wiederholen dürfte.

Die Bedeutung der heutigen Anhäufung von Truppen in den bei Ausbruch eines Krieges besonders wichtigen Bezirken gehe über die Erfordernisse bloßer Beobachtungen im gegebenen Falle hinaus; die Anhäufung zeige das Bestreben, sich in ausreichender Weise gegen Störungen und kleinere Einfälle zu sichern, und biete in der Masse der Truppen gleichzeitig die Mittel zu Offensivunternehmungen, wenn solche unter den sonst übwaltenden Verhältnissen angezeigt erscheinen sollten.

Der Autor betrachtet darauf auf Grund der Vorgänge im Juli 1870 die Aufgaben der deutschen Grenzdetachements Trier und Saarbrücken, sowie der Besatzung von Saarlouis, der Detachements in der Pfalz und der Truppen im Großherzogtum Baden und knüpft an dieselben kritische Bemerkungen an, aus welchen allgemeine, jedoch ganz im Verdy'schen Sinne, stets den jeweiligen Umständen anzupassende Regeln abgeleitet und begründet werden. Er schildert hierauf die Durchführung der Aufgaben der Grenzdetachements und der Besatzung von Saarlouis und läßt dieser Schilderung kritische Bemerkungen über diese Durchführung in ähnlicher Richtung wie die vorewähnten Betrachtungen folgen.

Bei dieser Schilderung entrollt uns der Autor das Bild der einzelnen Vorgänge, Nachrichten und Meldungen an und von der Grenze, welche auf die Entschlüsse der Führer der dort postierten Detachements wie auf diejenigen der Heeresleitung von Einfluß waren, und weist auf die unter Umständen hohe Bedeutung dieser Vorgänge und ihre zweckentsprechende Behandlung hin.

Eine Ordre de Bataille der französischen Armee vom Juli 1870 sowie eine Übersichtsskizze und eine Karte des in Betracht kommenden Grenz-Gebiets bilden die erwünschte und unerläßliche Zugabe des 1. Bandes der „Studien über den Krieg.“

Das Werk ist auf das Selbststudium der Offiziere berechnet, es ist ebenfalls wie bereits die Verdy'schen „Studien über die Truppenführung“ keine „Sopha-

lektüre“, sondern eine solche, die auf Grund guter Karten und der einschlagenden kriegsgeschichtlichen Werke aufs sorgfältigste betrieben sein will. Es kann nicht verfehlen, in hohem Maße anregend zum Studium sowohl des Feldzuges von 1870/71 wie der Kriegsgeschichte überhaupt zu wirken, und wird damit der Zweck des Autors, dem königlichen Dienste auch noch ferner nützlich zu sein, in dankenswerthester Weise erfüllt.

Breslau.

Rogalla von Bieberstein.



Litterarische Berichte.

Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Litterarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf von Gottschall. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Band 1 u. 2. Breslau 1891. Verlag von Eduard Trewendt.

Die deutschen Litterarhistoriker sind drei verschiedene Wege gegangen. Die Einen geben große Zeitbilder, in welchen zwar auch der Dichter und Schriftsteller gedacht wird, ohne daß sie jedoch mehr in den Vordergrund treten als andere Faktoren der Kulturentwicklung. Andere begnügen sich lediglich mit den Daten des Lebensganges der Dichter und Schriftsteller und mit einer Aufzählung ihrer Werke, ohne sie im Zusammenhang mit ihrer Zeit zu betrachten und eingehend zu beurteilen. Den ersten Weg hat Heltner und seine Nachfolger, den zweiten Gerwinus und seine Anhänger eingeschlagen. Beide sind verfehlt. Der erstere führt dazu, daß die Entwicklung des Dichters und Schriftstellers, seine Eigenart und Bedeutung nicht eingehend genug gewürdigt werden, daß seinen Werken keine tiefgreifende Analyse zu Teil werden kann. Der zweite führt dazu, Litteraturgeschichte und Bibliographie zu verwechseln. Den dritten und allein richtigen Weg ist Rudolf von Gottschall in seiner oben gedachten Geschichte der deutschen Nationallitteratur im neunzehnten Jahrhundert gegangen. Gottschall giebt auch ein Bild der Zeitperiode, in welcher der Held der Feder, den er der Betrachtung unterwirft, gewirkt hat. Er schildert in geistvoller Weise, wie die Zeit auf die litterarischen Geister und wie diese hiuwiederum auf ihre Zeit gewirkt haben. Denn so wenig sich der Genius von den Einwirkungen seiner Zeit ganz zu befreien mag, so sehr ist er es doch, der dieser Zeit den Stempel seiner Macht aufdrückt. Daß von Gottschall's Litteraturgeschichte die sechste Auflage notwendig wurde, ist ein ehrliches Zeugnis für das

deutsche Volk und zeigt zugleich, daß es Gottschall meisterlich verstanden hat, bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit doch den pedantischen, doktrinären Ton zu vermeiden und eine Darstellung voll Frische und Ursprünglichkeit zu bieten, die anregend und befruchtend wirkt. Seine Litteraturgeschichte ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes geworden. Und worin besteht das Geheimnis ihrer Wirkung? Daß Gottschall nicht den bequemen Standpunkt der vornehmen Gelehrtenkritik einnimmt, welche nach Schiller und Goethe nur ein trostloses Epigonenhum kennen will. Nein, mit dem Brustton der Ueberzeugung predigt er die Lehre, daß unsere Litteratur auch nach Goethe und Schiller eine aufsteigende Entwicklung genommen hat. Mit freudiger Begeisterung tritt er für die Talente des neunzehnten Jahrhunderts in die Schranken und wirft der nüchternen Kritik, die nicht an eine freudige Fortentwicklung unserer Litteratur glauben will, den Fehdehandschuh hin. Von diesem Standpunkte aus durfte der Verfasser auch die Wirklichkeit des „jüngsten Deutschlands“ nicht geringschätzig übersehen. Man durfte gespannt sein, wie sich Gottschall in dieser neuen Auflage mit den modernen „Realisten“ oder besser gesagt „Naturalisten“, die in Jola und Ibsen den Zubegriff aller Kunst andeten, abfinden werde. Und er hat sich in glänzender Weise mit ihnen abgefunden. Man braucht nur den Abschnitt: „die litterarische Entwicklung seit 1840 in ihren Grundzügen“ (Band II. Seite 331 ff.) zu lesen, um einen Beweis der Objektivität, der lauterer Gerechtigkeitsliebe der Gottschall'schen Geschichtschreibung zu erhalten. So unsympathisch ihm persönlich die Revolutionäre, die in Plebejren ihren Kobespiere verehren, sind und bei der Richtung, die er selbst als Dichter vertritt, sein müssen, hat er doch ihren Werken die größte Aufmerksamkeit geschenkt, mehr Aufmerksamkeit, als sie die „Rebbernen“ ihren Gegnern schenken. Aus der Dar-

stellung Gottschall's geht freilich auch zur Evidenz hervor, daß das Gute an der modernen Bewegung nicht neu und das Neue nicht gut ist. Für eine „moderne“ Dichtung, die Fühlung mit dem Pulsschlag ihrer Zeit nimmt, ist niemand energischer eingetreten als Gottschall selbst. Die Anforderungen, welche das „jüngste Deutschland“ mit Berechtigung stellt, hat Gottschall schon in der ersten Auflage seiner Nationalliteratur (1854), also zu einer Zeit, wo unsere Jolaisiten noch nicht bis zur Kinderfibel gelangt waren, erhoben. Soweit diese Anforderungen aber im platten Naturalismus bestehen, sind sie eben unberechtigt. Was Gottschall an den „Modernen“ lobt, ist der Mut der Initiative, der Glaube an die Zukunft der Litteratur, den er mit den „Jüngsten“ teilt. Wir sprachen eben von Gottschall's Objektivität. Man würde irren; wenn man glaubte, daß er sich in einer einseitigen Verhimmelung der Klassiker erginge. Das Gegenteil zeigen die Charakteristiken Klopstock's und Wieland's, Lessing's und Herder's, Jean Paul's, Schiller's und Goethe's im ersten Bande des Werkes. Dieser erste Band bringt an zweiter Stelle die Geschichte der Romantiker. Scharf und klar weist Gottschall die Gebrechen und Irrthümer der romantischen Schule nach, ohne in den Ton Heine'scher Polemik zu verfallen. Im zweiten Bande wendet er sich den „Modernen“ zu. Wir werden mit dem Streben der deutschen Originalgeister und der jungdeutschen Sturm- und Drangperiode (Wicuburg, Gunkow, Raube u. s. w.) bekannt gemacht, erhalten einen Ueberblick über den Stand der modernen Philosophie und Naturwissenschaften und eine allgemeine Einführung in die Entwicklung der Litteratur seit 1840, welche alle geistigen Strömungen dieser Epoche deutschen Dichtens und Denkens in sich ansammlen läßt. Die eingehenden Betrachtungen dieser Periode bleiben den beiden folgenden Bänden vorbehalten, welche Anfang des nächsten Jahres erscheinen. Gottschall's Geschichte der Nationalliteratur sollte eines jener Hausbücher sein, von denen der Kulturhistoriker Niehl sagt, daß sie in der Familie forterben und wie ein Heiligthum von Generation zu Generation aufbewahrt werden sollen.

H. P.

H. F. Becker's Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Wilhelm Müller. Mit Illustrationen und Karten. Dritte Auflage. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1891. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Diese neue Auflage der W. Müller'schen Bearbeitung der klassischen Becker'schen Weltgeschichte ist auf 12 Bände berechnet, von denen 3 das Alterthum, 1 das Mittelalter und 8 die neue und neueste Geschichte behandeln sollen. Die vorliegenden beiden ersten Bände umfassen die Geschichte des Orients und die

griechische und römische Geschichte bis zu den Eicunischen Gesetzen (376 v. Chr. G.). Beide Bände sind in einen dauerhaften Band zusammengebunden mit 275 Abbildungen und 7 Karten und mit einem Namensverzeichnis versehen. Inhalt, Ausstattung und Preis machen das Werk für jede Familien-Bibliothek empfehlenswert. E.

L'ordinamento giudiziario militare von Ugo Conti, Mailand 1891. Verlag von Dr. Leonardo Villardi. (Aus *Rivista giuridica*, Jahrgang 15, September 1891.)

Die Reform der Militärstrafgerichts-Versaffung und Prozeßordnung ist auch in Italien in Flitz geraten, obwohl sich das Verfahren und die Verfassung der militärischen Gerichte in jenem Lande den Grundzügen, welche zur Herbeiführung von sachgemäßen Urteilen nach moderner Anschauung erforderlich sind, viel mehr angenähert zu haben scheint als in Preußen. Der Verfasser schlägt für Italien vor: Spruchgerichte erster Instanz, bestehend aus einem militärischen Justizbeamten als Vorsitzendem und sechs dauernd beauftragten Hauptleuten oder höheren Offizieren als Beisitzern, Untersuchungsgerichte, bestehend aus einem militärischen Justizbeamten und zwei Hauptleuten, welche in wichtigeren Fällen die Beweisführung vorbereiten, und eine militärische Staatsanwaltschaft, von militärischen Justizbeamten verwaltet, sowie die Mitwirkung von Gerichtsschreibern bei den Sitzungen der untersuchenden wie der erkennenden Gerichte. Als zweite Instanz, welche nur im Wege der Revision oder der Beschwerde anzurufen wäre, soll ein militärischer Cassationshof dienen, welcher aus Generalen und aus Mitgliedern des Zivilcassationshofes zusammengesetzt wäre. Die Sprache ist nicht immer klar; doch sind die Ausführungen, welche das geltende Recht aller Kulturstaaten mit berücksichtigen, für uns gegenwärtig nicht ohne Interesse. K. F.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Serlach's. Erster Band. Berlin 1891. Verlag von W. Herbig.

Die Tochter des Generals von Serlach, welcher als General-Adjutant dem König Friedrich Wilhelm IV. sehr nahe stand und das Vertrauen des Königs im hohen Grade sich erworben hatte, ist nicht ohne Jagen an die Herausgabe dieser für die Geschichte sehr wertvollen Denkwürdigkeiten gegangen. Es enthalten dieselben aber auch eine so reiche Fülle von Schilderungen der wichtigsten und bisher wenig oder gar nicht bekannten Vorgänge am Hofe, daß eine solche Veröffentlichung ihre bedenklichen Seiten haben würde, wenn nicht jetzt eine andre und moderne Richtung in der Geschichtsschreibung und Memoirenlitteratur sich verbreitet hätte. — Man will die Geschichte nicht mehr allein aus vergilbten Papieren, die teilweise längst interesselos und veraltet sind, kennen lernen, son-

dem vielmehr die neue Zeit und die wichtigen Begebenheiten behandelt sehen, welche noch warm im Gedächtnis vieler Lebenden sind und für die Gegenwart einen hohen Wert haben. Aus dem umfangreichen ersten Bande der Denkwürdigkeiten können wir nur eine kurze Skizze aus der Zeit der Revolution in Berlin geben. General von Gerlach schreibt: „Den Abend als alles vorbei war, ging ich nach der Halle, wo ich Vinke im Reifelleide auf den König wartend fand. General Thile hatte gedauert, es müsse alles gut stehen, da man Redner schicke, statt weiter zu sechten. Ich sah Vinke hier zum ersten Mal. Als der König kam, hielt er ihm eine Rede. Die Zustände der Stadt wären schrecklich, die Truppen erschöpft, entmutigt, das Schießen hätte auf ihn einen unangenehmen Eindruck gemacht. Ich und einige Offiziere lachten über diese Rede, Vinke darüber nicht sagte, den andern Tag würden wir nicht lachen. Der König nahm ihn beiseite und sagte, was denn aber werden sollte, wenn die Truppen zurückgezogen würden? — Nach Vinke hat, wie Rauch erzählt, der König niemand mehr gesprochen. Ich ging spät Abend vom Schloß nach Hause. Ueberall standen Truppen. — Am 19. morgens wollte Brittnigg die Straßen absperrten lassen, als ihm ein Exemplar der königlichen Proclamation („An meine lieben Berliner“) übergeben wurde. Jede Maßregel unterblieb nun. — Auf dem Schloß erschienen wiederum mehrere Deputationen. Bei einer derselben war Bürgermeister Mannum. — Es wurde hierauf im Zimmer der Königin, dann im roten Wohnzimmer eine Art Kriegsrat gehalten, in dem man zum Beschluß kam, daß da, wo eine Barricade von den Bürgern eingegeben werden würde, auch die Truppen zurückgezogen würden. — Mit einem Male trat der Minister von Podelschwigh in das Zimmer, wo alles versammelt war, und die letzte Deputation wartete. Er erklärte laut: „Da die Barricaden verschwinden, so befehlen Se. Majestät, daß die Truppen von allen Straßen und Plätzen zurückgezogen werden sollen.“ — Es werden dann noch viele weitere historisch wichtige Vorgänge aus dieser traurigen Zeit erzählt, wir müssen uns aber leider auf diesen kurzen Auszug beschränken und können nur allen empfehlen, die hoch interessanten Denkwürdigkeiten des Generals von Gerlach selbst zu lesen. R.

Die Berliner Dezeremberkonferenz und die Schulreform. Von geschichtlichem Standpunkte aus beleuchtet von F. Hornemann, Oberlehrer am Pöcenn I. in Hannover. Hannover 1891. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Die zum Zweck der so vielfach verlangten Schulreform nach Berlin berufene Dezeremberkonferenz hat für den ganzen Betrieb des Unterrichts an den höheren Lehranstalten eine Menge tiefgreifender Veränderungen entworfen, welche,

wie ja im voraus zu erwarten war, neben vielseitiger Anerkennung auch vielfache Mißbilligung und große Befürchtungen hervorzurufen haben. Diesen letzteren gegenüber will der Verfasser der vorliegenden Schrift, welcher selbst Mitglied dieser Konferenz ist, die Resultate der Beratungen, wenn auch nicht sämmtlich und unbedingt, so doch zum größten Teil als den Bedürfnissen entsprechend und als Grundlage für eine wirkliche Reform des höheren Unterrichtswesens verteidigen. Nach einer Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung der Universität, des Gymnasiums und der Realschule tritt er in entschiedener Weise für das Gymnasium als die Vorschule der Universität und der technischen Hochschule und für die lateinlose höhere Bürgerschule als die Vorbereitung auf die rein praktischen Berufe ein, während er der schon beschlossenen Begünstigung der Oberrealschule nicht so sympathisch gegenübersteht. Er weist ferner darauf hin, daß die auf den verschiedenen Schulen gewonnene Bildung zwar eine verschiedenartige, nicht aber verschiedenwertige sei, und daß niemand nur durch die Befürchtung, im Leben sonst weniger zu gelten, zur gymnastischen oder gelehrten Bildung sich drängen lassen dürfe. — Es würde hier zu weit führen, alles anzugeben, was sich für und wider die Ausführungen des Verfassers sagen ließe; ist doch dies alles von den verschiedensten Standpunkten aus schon so oft erwähnt und wiederholt worden, daß die nochmalige Besprechung dieses Themas lästig erscheinen müßte. Entschieden ist anzuerkennen, daß alle Erörterungen des Verfassers sachlich genau begründet und durchaus sine ira ac studio gehalten sind. An die Hauptfragen über die geeignete Art der Vorbildung für die weiteren Studien und für das Leben reihen sich dann eine Menge ebenso gründlich behandelte Fragen und Vorschläge, z. B. über die Organisation der Universitäten, die Lehrmethode der Professoren, die Einrichtung der Gymnasialseminare und den Gymnasialunterricht. Auch hierbei wird ja wieder von den verschiedensten Seiten Beifall und Widerspruch sich erheben; wie kann man z. B., um nur eins anzuführen, erwarten, daß die Universitäts-Professoren, die entweder niemals oder nur als junge Leute vielleicht ganz kurze Zeit praktischen Unterricht erteilt haben, über die Behandlung des wissenschaftlich angelegenen Stoffes im Unterricht wirklich erspriehliche Vorlesungen halten und verwertbare Anregungen geben werden? Aber alle diese in Buche enthaltenen Erörterungen, mögen sie nun von dem Einzelnen je nach seinem Standpunkt und nach seiner Erfahrung gebilligt oder verworfen werden, sind ebenso wie die am Schlusse kurz zusammengestellten notwendigen Forderungen und Gesichtspunkte, an welche die neue Schulreform sich halten muß, entschieden einer aufmerkamen Betrachtung wert und werden manchem Leser ans den weiten Kreisen,

die für diese wichtige Frage sich interessieren, anziehend und lehrreich sein. Aus diesem Grunde sei nicht veräumt, auf das inhaltreiche Buch dringend aufmerksam zu machen.

C. S.

Ein Streifzug durch Indien von Emil Selenka, Professor in Erlangen, mit 29 in den Text gedruckten Abbildungen, Wiesbaden 1890. C. W. Kreidel's Verlag.

Das vorliegende Buch ist der Abdruck eines Vortrages, welchen der Verfasser über die äußeren Ergebnisse einer sechsmonatlichen Studienreise gemacht hat. Wenn auch die Beobachtungen über Land und Leute, die der Verfasser neben seinen zoologischen Studien machen konnte, nur gelegentliche und keineswegs neu oder sehr tief eindringende sind, so ist doch die Darstellung, deren Anschaulichkeit durch gute Illustrationen unterstützt wird, so lebendig und so fesselnd, daß die Lektüre einen großen Genuß bereitet; auch weisen die Einzelbeobachtungen keinen erkennbaren Irrtum auf. K. F.

Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Berthold Holz. Leipzig 1891. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Bekanntlich soll den Schülern unserer Gymnasien und Realgymnasien von Ostern 1892 ab eine größere Kenntnis der neuesten, besonders der vaterländischen Geschichte beigebracht werden. Man hat schon von mancherlei Versuchen gehört, durch Herausgabe von Leitfäden den Lehrern der Geschichte hierbei zu Hilfe zu kommen, und wird wahrscheinlich in nächster Zeit auf das Erscheinen einer größeren Zahl von „Glossbüchern“ zu rechnen haben. Für das Geratene jedoch halten wir es, wenn der Lehrer es sich nicht verdrießen läßt, aus einem ergiebigen Geschichtswerke den Stoff zu seinen Vorträgen selbst zu entnehmen. Für die vaterländische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts erscheint uns zu diesem Zwecke das vorliegende Buch von Berthold Holz ganz geeignet, das bei liberaler Darstellung, zutreffender Charakteristik der Hauptpersonen und reichlichem Detail sich auch durch gewählte Ausdrucksweise vorteilhaft auszeichnet. Einige Unrichtigkeiten, wie „der Kriegsrat, welchen König Wilhelm am Morgen des 2. Juli 1866 in Gitschin hielt“ und das Erscheinen des französischen Gesandten Graf Benedetti zu dieser Zeit in Gitschin, fallen nicht zu schwer ins Gewicht. Bei der Berechnung der 25 Kreuzer = 83 Pf., 18 Kreuzer = 60 Pf. (S. 424) wäre wohl der Hinweis nötig gewesen, daß bis 1858 in Oesterreich der Gulden zu 60 Kreuzer gerechnet wurde. Den Beschluß des bis zum Tode Kaiser Wilhelm's I. fortgeführten Werkes bildet eine gedrängte Ueberschau der Litteratur und Kunst, deren Schlussworten: „Und das große Ergebnis für unsre Tage ist, daß die Kunst, daß

im täglichen Umgange das Schöne sittigend und veredelnd das ganze Leben des deutschen Volkes mehr und mehr durchdringt“ — wir von ganssem Herzen recht bald volle Berechtigung wünschen. L.

Unsere Marine. Fünfzig Originalzeichnungen von C. W. Allers. Breslau 1891. Verlag von C. T. Wiskott.

Das neueste Werk des genialen, schnell und nach Verdienst beliebt gewordenen Künstlers überragt seine früheren Veröffentlichungen, selbst die aus dem bürgerlichen Leben seiner Vaterstadt Hamburg, ganz bedeutend. Es scheint, daß endlich einmal ein Künstler sich die Aufgabe gestellt hat, ein auch in Kleinigkeiten getrennes Bild von dem Leben an Bord Sr. Majestät Schiffe zu geben, der dieser Aufgabe gewachsen ist — und dem sie gelang. Zu verwundern ist das freilich nicht, weil Allers selbst einige Zeit als Matrose zur See gefahren ist und also in der Lage war, Selbsterlebtes darzustellen. Die fünfzig Bleistiftzeichnungen bringen eine Reihe von Porträts von Offizieren und Mannschaften meistens von packender Ähnlichkeit sowie Schilderungen aus dem Seemannsleben an Bord und an Land, an denen jeder seine herzlichste Freude haben muß, auch wenn ihm die See sonst fremd ist. Allers verzichtet auf die Darstellung gefährlicher Situationen; „haushohe“ Wellen kommen auf den Blättern nicht vor, dagegen wirkt jedes Blatt durch die große Naturwahrheit der dargestellten Szenen, so daß selbst die Genrebilder als Porträts erscheinen. Alles, was wir bisher von Allers gesehen haben, hat unser höchstes Interesse erregt, wir werden uns immer freuen ihm wieder zu begegnen, am liebsten allerdings auf dem Gebiete der Marine, welche unser nationales Interesse mit Recht im höchsten Grade in Anspruch nimmt und welche bisher einen Darsteller wie Allers nicht gefunden hatte. Die Wiedergabe der Zeichnungen ist eine vorzügliche, wie die aller Wiskott'schen Wappen, die äußere Ausstattung geschmackvoll, der Preis ist mäßig, so daß „Unsere Marine“ hoffentlich nicht nur an der See, sondern auch im Binnenlande diejenige Verbreitung finden wird, welche sie in so hohem Maße verdient. F.

Das goldene ABC der Philosophie, d. i. die Einleitung zu dem Werke „Philosophie im Umriß“ von Adolf Steudel. Neu herausgegeben und mit Bemerkungen versehen von Max Schneidewin. Berlin 1891. Verlag von Fr. Stahn.

A. Steudel, geb. 1805 in Eßlingen, gest. 1887 in Stuttgart, ging nach kurzem theologischem Studium zur Rechtswissenschaft über, der er tren blieb. In seinen Aufstuden hat er umfangreiche philosophische Werke verfaßt (1871: *Philos. im Umriß*, 932 S., 1877: *Praktische Philos.* 612 S., 1881: *Kritik der Religion*, insbesondere der christlichen, (1159 S.).

Um zum Studium des zu wenig bekannten Philosophen anzuregen, veröffentlicht der Herausgeber Stendel's „Einleitung“ unter obigem frei gewählten Titel, nachdem er schon früher (wie er ausführlich berichtet) wiederholt versucht hat, dem von ihm hochgeschätzten Denker zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Herausgeber ist großmüthig genug, seinem Helden 108 Seiten zu gönnen, während er selbst nur 105 für sich genommen hat. Zuerst kommen nämlich 14 volle Seiten Vorrede des Herausgebers, dann 10 Seiten der Vorrede, die Stendel 1870 seinem Werke mitgab. S. 30—125 folgt dessen „Einleitung“: Orientierung über den Gegenstand (29—56); von der Form der Philosophie und der Art und Weise des Philosophierens (Wissenschaft, System, Prinzip, Methode, Ausgangspunkt, Speculation, Verus zur Philos., Wahrheit und deren Kriterium, Sprache und Darstellung, Ungerechtigkeiten und Einiges über die Zukunft der Philos.) 56—125. Aber S. 126—215 giebt uns Herr Prof. Dr. Max Schneiderwin 124 Anmerkungen. Ist der Wunsch, einem redlichen Arbeiter zur Anerkennung zu verhelfen, ein löblicher, so möge sich der Leser fragen, ob dazu eine Beilage von 90 Seiten nützlich ist. Bedarf der Held so viel der Erläuterung oder gar der Kritik? Oder ließ sich beim Leser eine unbewingliche Reugier nach der Philosophie von Herrn Prof. Dr. M. S. voraussetzen? Oder danach, was er über die Druckberechtigung von Dissertationen denkt (S. 150), über die wunderlichen Umwege des Absoluten von E. von Hartmann (168), über Heinrich Heine „wenn man das Gesamtbild dieses Mannes namentlich auch auf seine von philosophischem Geist mächtig angehauchten, aber auf definitive objektive Gültigkeit der hingeworfenen Anschauungen verzichtenden prosaischen Schriften gründet“ (185)? Oder ließ sich (im Interesse Stendel's) eine herzliche Teilnahme an der autobiographischen Notiz über die Jugendschicksale des philosophischen Triebes des Herausgebers voraussetzen (194)? Doch das wolle der Leser beurtheilen; Referent konnte einen leisen Zweifel an der Zweckmäßigkeit der Mittheilungen über jene Dinge et de quibusdam aliis nicht unterdrücken. Stendel selbst erscheint als gewissenhafter Arbeiter, als redlicher, wahrheitsliebender Mensch, als Schriftsteller, welcher Dumm, Phraze und Schwägerei verabscheut. Nach ihm soll die Philosophie das der Erkennungswelt zu Grunde liegende Reale zu ergründen suchen, soweit die exakte Naturforschung dazu nicht im Stande ist (S. 93). Jede Philosophie sei unreif, welche die Probe des Lebens nicht bestanden habe (97); sie habe ohne jede Rücksicht, aber auch ohne jede Sacht nach Originalität, nur die Wahrheit zu suchen, deren einziges Kennzeichen schließlich die Einstimmung aller sei (102). Zu seiner „Einleitung“ setzt sich Stendel hauptsächlich mit der nachkantianischen Philosophie auseinander. B.

Geschichte der Preussischen Garde von Oskar Häring. Berlin 1891. Verlag von Kurt Bachvogel.

Gilt das Wort „in magnis voluisse sat est“ für literarische Leistungen, so dürfte O. Häring diese Rechtfertigung zugebilligt werden. Denn etwas Großes ist es, die „Geschichte der Preussischen Garde“ zu schreiben, welche fast insammlerfüllt mit der preussischen Heeresgeschichte von Zerbellin bis Paris. Die Trabanten des Großen Kurfürsten scheidet H. freilich aus seiner Darstellung aus und beginnt erst mit den Garben unter Friedrich dem Großen. Von warmer Vaterlandsliebe und Begeisterung für den preussischen Kriegsrühm befeelt, über einen reichen, fast blühenden Stil verfügend, voll von lebendiger Anschauungs- und Darstellungsgabe, bringt H. für sein Unternehmen gute Vorbereitungen mit. Eine erschöpfende kritische Untersuchung für alle einzelnen Epochen, die H. zu schildern hatte, wird man nicht erwarten dürfen. Das Betonen der Thaten der Gardetruppen ohne Verwischung des Gesamtbildes ist aber namentlich bei den Schlachten unseres Jahrhunderts meist wohl gelungen. Als Leitmotiv gleichsam dient das verführerische Wort, welches dem Rittmeister von Wacknig bei Jorndorf zugeschrieben wird: „Ich halte eine Schlacht nicht für verloren, in der die Garde du Corps des Königs noch nicht attackirt hat.“ Dasselbe ist gerade in diesen Tagen, bei der Ueberführung der sterblichen Reste des tapferen Reiters auf preussischen Boden, in Erz gegraben worden; historisch wird es darum um nichts zuverlässiger. H. selbst weiß, auf welche trübe Quelle diese Anekdote sich stützt (S. 42, Anm.). Um so weniger dürfte er ihr in seiner „Geschichte“ eine so wichtige Rolle zuweisen. Vielleicht wäre ihm in kritischerer Stimmung nicht entgangen, daß schon Wagnery in seinem „Campagnes de Frédéric II.“ einen ähnlichen Ausspruch bei Jorndorf ebenfalls anführt, denselben aber Seydlitz in den Mund legt, was man viel eher gelten lassen könnte. Daß ein Rittmeister, der drei Squadronen führte, den Sieger von Rossbach erst zu dem „Reitersturm“ überredet haben soll, ist fast mehr noch aus inneren Gründen zurückzuweisen als aus Forderungen der Quellenkritik. — So eingehende Geländebeschreibungen auch H. seinen Schlachtfeldberungen vorausgehen läßt, so wird doch der Mangel an Skizzen recht fühlbar; freilich sind solche kostspielig, darum aber nicht weniger unerlässlich. — Die Gewalt des Schlachtgetöses variiert H. mit fast komischer Ausführlichkeit, und wenn er z. B. bei Groß-Görschen mehrere Zeilen lang aufzählt, wo überall die Gefallenen und Verwundeten lagen, so könnte mit noch größerer Anspannung der Phantasie das traurige Bild ad libitum weiter ausgemalt werden.

Gr.

Schulstaub und Sonnenschein. Erzählungen aus dem Schülerleben deutscher Vergangenheit von Franz Dittmar. Zeichnungen von W. Ebersberger. Leipzig 1890. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Die fünf in dem vorliegenden Buche enthaltenen Erzählungen sind in einfacher, ungekünstelter Darstellung geschrieben und sind in mancher Beziehung lehrreich, da sie uns einzelne Kulturerscheinungen bestimmter Zeitabschnitte kurz und anschaulich vorführen; es fragt sich nur, für welches Alter der Lesenden sie bestimmt sind. Weniger Fortgeschrittenen, für welche der harmlose, einfache Inhalt besonders der beiden ersten Geschichten berechnet zu sein scheint, dürfte doch manches fehlen, was zum vollen Verständnis notwendig, hier aber vorausgesetzt ist, reifere Leser aber werden doch manches mangelhaft finden, so z. B. in der ersten Erzählung die Begründung der Annahme des Christentums durch den Hohen, in der zweiten die plötzliche Wendung vom Machedurst zur Rettungsthat und die schlechliche Beiseitelassung der übrigen Personen, in der dritten die ebenso plötzliche Sinnesänderung des Verleumbers und seinen Tod, in der vierten das schnelle Abbrechen von der Geschichte des Feldens. Die kleinen Geschichten sind nicht uninteressant, aber die Erwartungen, zu denen der Titel „Schulstaub und Sonnenschein“ die Leser berechtigt, erfüllen sich doch nur teilweise. C. S.

Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland und im Ausland. Grundzüge der bestehenden Einrichtung und Anleitung zur Schaffung derselben. Von Fritz Kalle (Wiesbaden) und Dr. Otto Kamp (Städtischer Lehrer, Frankfurt a. M.). Neue Folge. Wiesbaden 1891. Verlag von J. F. Bergmann.

Die in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund gebrängte und immer heftiger gewordene soziale Bewegung zwingt alle, denen das Wohl der Gesellschaft nicht bloß aus Furcht vor dem Verlust der eigenen bevorzugten Lage, sondern auch aus Mitleid mit wirklich bestehenden Mißverhältnissen am Herzen liegt, zu der Betrachtung, was zur Abwendung einer allgemeinen gesellschaftlichen Gefahr und zur Beseitigung sozialer Uebelstände geschehen kann.

Daß diese letzteren zum großen Teile von dem gelockerten und vielfach verkommenen Familienleben des Arbeiterstandes herrühren, wird sich kaum bestreiten lassen, und es ist daher mit Recht als Pflicht erkannt worden, hier die helfende Hand anzulegen und zwar dadurch, daß die diesem Stande angehörigen Mädchen durch geeignete Unterweisung, Überwachung und Unterstützung zu wirklich guten, sparsamen Hausfrauen herangebildet werden, die dem arbeitenden Ehemann seine Häuslichkeit angenehm machen und seiner Einnahme entsprechend gestalten. Was zu diesem Zwecke bisher im In- und Auslande von Privaten, besonders von Fabrikbesitzern, ferner von Vereinen, von Kirche und Staat, von Gemeinde und von fürstlichen Personen geschehen, welche Erfolge damit erreicht, welche Erfahrungen gemacht, welche neue Einrichtungen geplant worden sind, lehrt das vorliegende Buch, welches eine genaue, sorgfältig zusammengestellte Uebersicht über alle diese Einzelheiten giebt. Es ist in erster Linie natürlich nur für den an solchen Aufgaben Mitwirkenden und Beteiligten von Interesse, dem Fernerstehenden aber dient es zur Mahnung, diesem guten Werke nicht müßig zuzusehen, sondern ebenfalls sein Teil zur vollständigen Lösung dieser sozialen Aufgabe beizutragen. Mancher, der helfen will, dürfte aus der Lektüre des Buches einen Wink empfangen, wie er helfen soll und kann. C. S.

Die Tiergeschichte. Ein neues Kinder-Bilderbuch von Fedor Hlizinger und Viktor Blüthgen. Breslau 1891. Verlag von C. F. Wiskott.

Unter der Menge ähnlicher Erscheinungen zeichnet sich dies Buch durch mancherlei Vorzüge aus. Hlizinger findet in geschickter Weise das Menschenähnliche am Tiere heraus und versteht es danach, menschliche Verhältnisse durch Tiere darzustellen. Alle Vorurteile auf dem Wege zur Schule und in der Schule sind mit drolligem Humor behandelt, ohne karikiert zu sein, Viktor Blüthgen's Verdienst ist es, daß die gute Lehre überall durchschimmert; die Anstaltung ist gut und ist somit das Buch empfehlenswert. F.



Eingeladene Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Arnold, Hans, Einst im Mai und andere** Novellen. (Ad. Bong & Comp., Stuttgart.)
- Artisten-Lexikon. Biogr. Notizen über berühmte Kunstfreier etc.**, herausgegeben von S. W. Otto. (C. Kraus, Buchdruckerei, Düsseldorf.)
- Baumann, Dr. Oskar, Usambara und seine Nachbargebiete.** (Dietrich Reimer, Berlin.)
- Bergner, Rud., Der Herr Executor Brandhuber.** Kautischer Roman. (J. Bensheimer, Mannheim.)
- Bessel's, Emil, Aniliga.** Eine poetische Erzählung. (Ad. Bong & Comp., Stuttgart.)
- Bleibtreu, Karl, Der Imperator.** (Wilh. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- Blum, Hans, Die Fügen unserer Sozialdemokratie.** (Hintorf'sche Hofbuchhandl., Wismar.)
- Brociner, Marco, Radu Sleva.** Roman. (Verlag des Universum, Dresden.)
- Carthaus, Dr. Emil, Aus dem Reiche von Infulinde. Sumatra und der malayische Archipel.** (W. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- Cornelius, Peter, Der Eid. Lyrisches Drama in drei Aufzügen.** (Joh. Aibl, München.)
- Dittmar, Franz, Schulfreude.** Eine Sammlung der besten Gedichte aus dem Schulleben. (K. Oldenbourg, München.)
- Ekstein, Ernst, Dombrowsky.** Roman. 2 Bde. (Verlag des Universum, Dresden.)
- Egestorff, Georg, Die Sünde.** (Wilh. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- Encyklopädie der Naturwissenschaften**, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, Lieferung 66, enthält Handwörterbuch der Zoologie, 27. Lieferung. — Zweite Abtheilung, Lief. 66 und 67 enthält Handwörterbuch der Chemie, 46. und 47. Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Fischer, Friedrich Theodor, Aotria.** (Ad. Bong & Comp., Stuttgart.)
- Fischer, Wilhelm, Unter altem Himmel.** Erzählung. (Wilh. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- Fleischmann, Otto, Wider die Sozialdemokratie.** (J. S. Latscher's Buchhandl., Kaiserblatern und Leipzig.)
- Gerard, E. D., Die Mexikanerin.** Roman. (J. P. Bachem, Köln.)
- Glock, Joh. Ph., Die Symbolik der Vienen.** (Georg Weisk, Heidelberg.)
- Gottschall, Rudolf von, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts.** 6. Aufl. Band I. II. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Dr. E. Pohlenz und Hugo Hoffmann.** Heft 1: Menge, Dr. Rud., Troia und die Troas. Heft 3: Weissenfels, Dr. C., Die Entwicklung der Tragödie bei den Griechen. Heft 4: Pohlenz, Dr. E., Der römische Triumph. Heft 11: Menge, Dr. E., Ithaka. (C. Bertelsmann, Gütersloh.)
- Haack, E., Künstler-Leben.** Novellen, Humoresken und Erzählungen. (J. P. Bachem, Köln.)
- Hamerling, Robert, Prosa.** 2 Bde. Skizzen, Gedankblätter und Studien. (Verlags-Anstalt und Droderei-Artien-Gesellschaft, Hamburg.)
- Handwörterbuch der Chemie**, herausgegeben von Prof. Dr. A. Ladenburg, Band XI. Phenolsäuren bis Pyrimidine. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Heiberg, Hermann, Todsünden.** Roman. (Verlag d. Vereins d. Bücherfreunde, Berlin.)
- Heinemann, Dr. Karl, Goethe's Mutter.** Ein Lebensbild. (Arthur Seemann, Leipzig.)
- Hübbe-Schleiden, Sellenbach, Der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit.** Skizzen. (Max Spohr, Leipzig.)
- Jure, Argad, Tol seul!** Roman. (J. G. C. Brun's Verlag, Minden.)
- Jordan, Dr. Karl Friedr., Das Nitzel des Hypnotismus und seine Lösung.** 2. Aufl. (Verd. Dümmler's Verlagsbuchhdl., Berlin.)
- Kinder-Gartenlaube, IX. Bd.** (Verlag der Kinder-Gartenlaube.)
- Knieß, Philipp, Kaufleute und Schiffer.** 2 Bände. (Gerhard Stalling, Oldenburg.)
- Knobloch, Luise von, Gemischte Eben.** Roman. (Wilh. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- König, Robert, Deutsches Frauenleben im deutschen Riede.** (Gerhard Stalling, Oldenburg.)
- Krause, Emil, Johannes Brahms in seinen Werken.** (Lucas Gräfe & Sillem, Hamburg.)
- Kreyenberg, Dr. G., Theodor Körner.** (E. Ehlermann, Dresden.)
- Kittershaus, Emil, Gedichte.** Achte vermehrte und verbesserte Auflage. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- W. Shakespeare's dramatische Werke übersetzt von A. W. von Schlegel und L. Tieck, herausgegeben von W. Dechelbauer.** (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

RETURN TO the circulation desk of any

University of California Library

or to the

NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

Bldg. 400, Richmond Field Station

University of California

Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

2-month loans may be renewed by calling

(510) 642-6753

1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF

Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

JUL 29 1995

20 000 (4/94)

LD21A-40m-8,"79
(Q1178s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

482309 AP
30
D4
rec'd
V.16:3-4
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



